Dreissigste Lieferung
der
Geschichte
der
europäischen Staaten.

Enthaltend:

Zinkeisen, Geschichte des osmanischen Reiches. 3. und 4. Theil.

Die erste Lieferung (3 Bände, Preis 5 Thlr.) enthält:
Pfister Geschichte der Teutschen. 1. Theil.
Leo Geschichte der italienischen Staaten. 1. u 2. Theil.

Die zweite — (2 Bände, Preis 4 Thlr. 10 Sgr.) enthält:
Pfister Geschichte der Teutschen. 2. Theil.
Leo Geschichte der italienischen Staaten. 3. Theil.

Die dritte — (2 Bände, Preis 4 Thlr. 10 Sgr.) enthält:
Leo Geschichte der italienischen Staaten. 4. Theil.
Stenzel Geschichte des preussischen Staates. 1. Theil.

Die vierte — (2 Bände, Preis 3 Thlr. 5 Sgr.) enthält:
Böttiger Geschichte von Sachsen. 1. Theil.
Lembke Geschichte von Spanien. 1. Theil.

Die fünfte — (2 Bände, Preis 4 Thlr. 15 Sgr.) enthält:
Leo Geschichte der italienischen Staaten. 5. u. letzter Theil.
Pfister Geschichte der Teutschen. 3. Theil.

Die sechste — (2 Bände, Preis 4 Thlr. 20 Sgr.) enthält:
Böttiger Geschichte von Sachsen. 2. u. letzter Theil.
van Kampen Geschichte der Niederlande. 1. Theil.

Die siebente — (2 Bände, Preis 3 Thlr.) enthält:
Strahl Geschichte von Rußland. 1. Theil.
Geijer Geschichte Schwedens. 1. Theil.

Die achte — (2 Bände, Preis 4 Thlr. 20 Sgr.) enthält:
van Kampen Geschichte der Niederlande. 2 u. letzter Theil
Pfister Geschichte der Teutschen. 4. Theil.

Die neunte — (2 Bände, Preis 3 Thlr. 25 Sgr.) enthält:
Lappenberg Geschichte Englands. 1. Theil.
Geijer Geschichte Schwedens. 2. Theil.

Die zehnte — (2 Bände, Preis 4 Thlr. 10 Sgr.) enthält:
Pfister Geschichte der Teutschen. 5. Theil.
Mailáth Geschichte d. österr. Kaiserstaats. 1. Theil.

Die elfte — (2 Bände, Preis 4 Thlr. 20 Sgr.) enthält:
Schäfer Geschichte Portugals. 1. Theil.
Schmidt Geschichte Frankreichs. 1. Theil.

Die zwölfte — (2 Bände, Preis 3 Thlr. 5 Sgr.) enthält:
Geijer Geschichte Schwedens. 3. Theil.
Mailáth Geschichte d. österr. Kaiserstaats. 2. Theil.

Die dreizehnte — (2 Bände, Preis 3 Thlr. 5 Sgr.) enthält:
Lappenberg Geschichte Englands. 2. Theil.
Stenzel Geschichte des preussischen Staates. 2. Theil.

Die vierzehnte — (2 Bände, Preis 3 Thlr. 15 Sgr.) enthält:
Schäfer Geschichte Portugals. 2. Theil.
Strahl Geschichte von Rußland. 2. Theil.
Die funfzehnte — (2 Bände, Preis 3 Thlr. 25 Sgr.) enthält:
Dahlmann Geschichte von Dänemark. 1. Theil.
Schmidt Geschichte Frankreichs. 2. Theil.
Die sechzehnte — (2 Bände, Preis 5 Thlr.) enthält:
Wachsmuth Geschichte Frankreichs. 1. Theil.
Zinkeisen Geschichte des osmanischen Reiches. 1. Theil.
Die siebzehnte — (2 Bände, Preis 4 Thlr.) enthält:
Stenzel Geschichte des preussischen Staates. 3. Theil.
Roepell Geschichte Polens. 1. Theil.
Die achtzehnte — (2 Bände, Preis 4 Thlr. 5 Sgr.) enthält:
Wachsmuth Geschichte Frankreichs. 2. Theil.
Dahlmann Geschichte von Dänemark. 2. Theil.
Die neunzehnte — (2 Bände, Preis 3 Thlr. 25 Sgr.) enthält:
Bülau Geschichte Deutschlands, von 1806—1830.
Mailáth Geschichte des österreichischen Kaiserstaats. 3. Theil.
Die zwanzigste — (2 Bände, Preis 4 Thlr.) enthält:
Wachsmuth Geschichte Frankreichs. 3. Theil.
Dahlmann Geschichte von Dänemark. 3. Theil.
Die einundzwanzigste — (2 Bände, Preis 5 Thlr.) enthält:
Wachsmuth Geschichte Frankreichs. 4. (letzter) Theil u. Register.
Schäfer Geschichte Spaniens 2. Theil.
Die zweiundzwanzigste — (2 Bde., 4 Thlr. 24 Sgr.) enthält:
Schmidt Geschichte Frankreichs. 3. Theil.
Herrmann Geschichte Rußlands. 3. Theil.
Die dreiundzwanzigste — (2 Bde., 5 Thlr. 14 Sgr.) enthält:
Mailáth Geschichte des österreichischen Kaiserstaats. 4. Theil.
Schmidt Geschichte Frankreichs. 4. (letzter) Theil und Register.
Die vierundzwanzigste — (2 Bde., 4 Thlr. 12 Sgr.) enthält:
Herrmann Geschichte Rußlands. 4. Theil.
Schäfer Geschichte Portugals. 3. Theil.
Die fünfundzwanzigste — (2 Bde., 3 Thlr. 2 Sgr.) enthält:
Stenzel Geschichte des preussischen Staates. 4. Theil.
Mailáth Geschichte des österreichischen Kaiserstaats. 5. (letzter) Theil und Register.
Die sechsundzwanzigste — (2 Bde., 4 Thlr. 20 Sgr.) enthält:
Herrmann Geschichte Rußlands. 5. Theil.
Schäfer Geschichte von Portugal. 4. Theil.
Die siebenundzwanzigste — (2 Bde., 6 Thlr. 8 Sgr.) enthält:
Pauli Geschichte Englands. 3. Theil.
Zinkeisen Geschichte der Osmanen. 2. Theil.
Die achtundzwanzigste — (2 Bde., 3 Thlr. 26 Sgr.) enthält:
Stenzel Geschichte des preussischen Staates. 5. (letzter) Theil und Register.
Schäfer Geschichte Portugals. 5. (letzter) Theil u. Register.
Die neunundzwanzigste — (2 Bde., 4 Thlr. 28 Sgr.) enthält:
Carlson, Geschichte Schwedens. 4. Theil.
Pauli, Geschichte Englands. 4. Theil.

(Dieser Titel ist wegzuschneiden.)

Geschichte
der
europäischen Staaten.

Herausgegeben
von
A. H. L. Heeren und F. A. Ukert.

Geschichte des osmanischen Reiches in Europa,

von

Johann Wilhelm Zinkeisen.

Vierter Theil.

Zunehmender Verfall und neuer Aufschwung des Reiches bis zu dem Frieden von Vasvar und dem Falle von Candia in den Jahren 1664 und 1669.

Gotha, 1856.
Bei Friedrich Andreas Perthes.

Geschichte

des

osmanischen Reiches in Europa,

von

Johann Wilhelm Zinkeisen.

Vierter Theil.

Zunehmender Verfall und neuer Aufschwung des Reiches bis zu dem Frieden von Vasvar und dem Falle von Candia in den Jahren 1664 und 1669.

Gotha, 1856.

Bei Friedrich Andreas Perthes.

Vorwort.

Indem ich den vorliegenden vierten Band meines Werkes der Nachsicht des Publikums übergebe, glaube ich nochmals besonders darauf aufmerksam machen zu dürfen, daß dem ursprünglichen, in dem Vorwort zum ersten und zweiten Theile näher angedeuteten Plane zufolge, bei Bearbeitung des umfassenden Stoffes vorzüglich die Beziehungen und Ereignisse schärfer ins Auge gefaßt werden sollten, welche für die Stellung der europäischen Staaten zu dem osmanischen Reiche in ihrer geschichtlichen Entwickelung von bedingendem und entscheidendem Einfluß waren.

Von diesem Gesichtspunkte aus erschien es namentlich wesentlich, den im Laufe des 17. Jahrhunderts so sehr veränderten Verhältnissen der Seemächte zur Pforte, der eigenthümlichen Gestaltung ihres Levantehandels und ihrer Beziehungen zu den Barbareskenstaaten besondere Aufmerksamkeit zu widmen.

Setzten mich noch wenig bekannte und benutzte Materialien in den Stand, hierüber vielleicht einige neue Aufklärungen zu geben, so war dies in noch höherem Grade bei den Abschnitten der Fall, welche sich auf den fünfundzwanzigjährigen Kampf um den Besitz der Insel Candia beziehen. Daß ich hier, von einem großen Reichthum handschriftlicher Quellen unterstützt, auch auf die inneren Verhältnisse der Herrschaft der Signorie von Venedig auf dieser Insel, ihr Werden, ihren Character und die Ursache ihres Verfalls

etwas tiefer eingegangen bin, bedarf wol kaum der Rechtfertigung. Denn der Verlust von Candia war jedenfalls mit der entscheidendste Wendepunkt für den endlichen gänzlichen Untergang der einst so bedeutenden Macht dieser wunderbaren Republik im europäischen Oriente. Und wenn wir es daher versucht haben, von den Grundlagen und den Stützen dieser Macht hier ein deutlicheres Bild zu entwerfen, so ist damit, wie wir glauben, zugleich der Beweis gegeben, daß es nicht blos die Gewalt der Osmanen war, welcher sie unterlag und die sie ihrem Ruine zuführte. Bedeutendere Ausbeute für die tiefere Begründung dieser Wahrheit ist vielleicht noch zu erwarten, wenn, wie Contù in seinem jüngst zu Mailand erschienenen interessanten Schriftchen: „Scorsa negli Archivj di Venezia“, gegen die entgegengesetzte irrthümliche Ansicht, nachgewiesen hat, die Archive von Candia bis zu dem Tage der Übergabe der Insel an die Osmanen noch wirklich fast vollständig und sehr gut geordnet in den großen Archiven zu Venedig erhalten sind.

Übrigens muß ich schließlich bemerken, daß mich die Stärke dieses Bandes, welche ich mit der Fülle des reichen Stoffes zu entschuldigen bitte, genöthigt hat, den ursprünglich noch für denselben bestimmten fünften Hauptabschnitt des fünften Buches, welcher die Zeit von dem Frieden mit der Republik Venedig im Jahre 1669 bis zum Frieden zu Carlowicz im Jahre 1699 umfaßt, in den folgenden aufzunehmen, der im Laufe des nächsten Jahres erscheinen wird.

Berlin, im November 1856.

J. W. Zinkeisen.

Inhalt des vierten Bandes.

Fünftes Buch.

Zunehmender Verfall und neuer vorübergehender Aufschwung des osmanischen Reiches bis zu dem Waffenstillstande zu Carlowicz und den Friedensschlüssen mit dem Kaiser, Polen, Rußland und Venedig in den Jahren 1699 und 1700.

Erstes Capitel.

Murad's IV. Thronbesteigung. — Die Bewegungen in Asien und die Kriege mit Persien bis zur Unterwerfung Abasa-Pascha's und zum Abschluß des persischen Friedens im Jahre 1639.

Zweites Capitel.

Europäische Verhältnisse und Interessen während der Regierung Sultan Murad's IV.

Drittes Capitel.

Murad's IV. Ausgang. — Regierungsantritt Ibrahim's. — Beziehungen der Pforte zu den Mächten Europas bis zum Ausbruche des venetianischen Krieges im Jahre 1645. — Die Insel Candia unter der Herrschaft der Venetianer.

Viertes Capitel.

Der venetianische und der ungarische Krieg bis zum Frieden von Vasvar im Jahre 1664 und dem Falle von Candia im Jahre 1669.

Geschichte des osmanischen Reiches in Europa.

Vierter Theil.

Das fünfte Buch: Zunehmender Verfall und neuer vorübergehender Aufschwung des Reiches bis zu dem Frieden zu Carlowicz im Jahre 1699.

Fünftes Buch.

Zunehmender Verfall und neuer vorübergehender Aufschwung des osmanischen Reiches bis zu dem Waffenstillstande zu Carlowicz und den Friedensschlüssen mit dem Kaiser, Polen, Rußland und Venedig in den Jahren 1699 und 1700.

Erstes Capitel.

Murad's IV. Thronbesteigung. — Die Bewegungen in Asien und die Kriege mit Persien bis zur Unterwerfung Abasa-Paschas und zum Abschluß des persischen Friedens im Jahre 1639.

---

1) Murad IV. und der Zustand des Reiches in den ersten Jahren seiner Regierung.

Mit der Erhebung des kaum vierzehnjährigen Knaben, den man Murad IV. nannte, auf den osmanischen Thron war die Krisis noch keineswegs überwunden, welche das Reich unter den Stürmen der letzten Jahre wiederholt bis an den Rand des Abgrundes geführt hatte. Noch schien Alles mit Riesenschritten der unvermeidlichen Auflösung, dem gänzlichen Ruin entgegenzueilen.

Es war in der That jetzt ein Zustand eingetreten, wie er selbst in den an Umwälzungen, die das nach allen Seiten hin wankende Staatsgebäude bis in seine Grundvesten erschütterten, so reichen Annalen osmanischer Geschichte nicht ein zweites Mal wiederkehrt. Noch niemals waren die Sym-

ptome der vernichtenden Krankheit, welche seit Jahren an dem innersten Lebensnerv dieses Staates zehrte, in so erschreckender Weise zu Tage getreten; noch zu keiner Zeit war die Gefahr, daß diese durch Sieg und Eroberung zu einer Gesammtheit verbundene Ländermasse wieder in ihre Theile zerfallen werde, größer und drohender gewesen, als in diesem verhängnißvollen Momente der Noth, der Bedrängniß und der peinlichsten Besorgnisse für die Zukunft des Reiches.

Wo war jetzt der gewaltige Geist, der im Stande gewesen wäre, dem unaufhaltsam fortschreitenden Verfalle erhaltender Elemente ein Ziel zu setzen, das Ganze zu beherrschen und zusammenzuhalten und unter den Trümmern der alten Staatsordnungen ein neues Leben hervorzurufen zur Wiederherstellung osmanischer Macht und Größe? Bis wohin war nun jene so viel gepriesene, so sehr gefürchtete Einheit der Herrschergewalt gekommen, welche dereinst noch auf dem Throne Suleiman's im vollen Glanze der Majestät ihren Sitz aufgeschlagen hatte, nachdem Schwert und Scepter, vor denen damals die Welt gezittert, in schnellem Wechsel aus den Händen unfähiger Knaben in die eines Blödsinnigen gelegt worden waren, und man sich nicht gescheuet hatte, die Krone mit dem Blut Dessen zu beflecken, der sich wenigstens berufen wähnte, ihr durch entsprechende Thaten den längst geschwundenen Ruhm der Väter wiederzuverschaffen?

Das tragische Geschick Osman's II. und der Blödsinn Mustafa's I. hatten der einst so bewunderten Macht des Sultans in Wahrheit den letzten Zauber benommen. Bei der grenzenlosen Zerrüttung aller Verhältnisse, die das Dasein und die Fortdauer einer kräftigen Staatsgewalt, einer geordneten Regierung bedingten, mußte sie ja am Ende nur der Spielball herrschsüchtiger Parteien und der ungezügelten Roheit einer verwilderten und demoralisirten Soldateska werden. Janitscharen und Sipahis, nicht mehr ihr Padischah und seine Wesire, beherrschten jetzt das osmanische Reich. Ihr Despotismus in seiner scheußlichsten Gestalt, mit allen seinen Schrecken, war namentlich auch das charakteristische Merkmal der trostlosen Regierung des unglückseligen Mustafa, dem man das Leben gönnte, weil man nicht wußte, ob man ihn eher für

einen Heiligen und Propheten, als ein mit Wahnsinn behaftetes Fantom halten sollte.

Entsetzlich ist das Bild, welches uns von dieser Gewaltherrschaft des Janitscharencorps entworfen wird, dessen Entartung damals schon den höchsten Gipfel erreicht hatte. Denn es bestand ja längst nicht mehr aus jenen Christenkindern, welche, wie wir gesehen haben, in der schweren Schule der Adschem-Oglan zu strenger Zucht und Ordnung, zu militairischer Tüchtigkeit und unbegrenzter Hingebung an ihren Gebieter, den Sultan, erzogen worden waren. Andere Elemente hatten ihm mit der Zeit einen ganz andern, höchst verderblichen Charakter verliehen, der jetzt mehr denn je zuvor zum Durchbruch kam. Nicht nur daß die Menge von Türkensöhnen, welche sich dort auf jede Weise Eingang verschafft hatten, — es war in der That damit schon so weit gekommen, daß die Türken in den Provinzen ihren Knaben christliche Namen gaben und sie für Geld bei christlichen Unterthanen des Großherrn unterzubringen suchten, die sie dann bei dem Einsammeln des Knabenzehents für die ihrigen ausgeben mußten, — ein verweichlichtes unkriegerisches Wesen in diese Truppe gebracht hatte, war vorzüglich auch durch sie in derselben jener Geist des Ungehorsams, der Empörung und des Aufruhrs heimisch geworden, der, nach aller Einsichtigen Urtheil, als das eigentliche Grundübel des osmanischen Staatslebens in diesen trübseligen Zeiten betrachtet werden mußte.

„Diese Türkenkinder, welche unter die Janitscharen aufgenommen werden und für Söhne von Christen gelten", bemerkt um diese Zeit de Breves, der Gesandte des Königs Heinrich IV. bei der Pforte, in seiner an Ludwig XIII. gerichteten Denkschrift über die Mittel, der osmanischen Monarchie ein Ende zu machen, „erinnern sich, obgleich sie in jungen Jahren den Händen der Ihrigen entzogen werden, sobald sie als Männer unter die Truppen des Großherrn aufgenommen werden, an ihre Eltern, ihre Herkunft und ihre Heimath. Sie möchten gar zu gern dahin zurückkehren. Die strenge Zucht, der sie unterworfen sind, wird ihnen unerträglich; sie erheben laute Klagen, die nur Unordnungen zur Folge haben, und da sie als Körperschaft mächtig sind, ver-

langen sie bei der ersten besten Gelegenheit, die sich ihnen darbietet, mit Ungestüm eine Staatsreform. Wenn die Söhne der geborenen Türken nicht bei dem Knabenzehent mit zu Janitscharen ausgehoben worden wären, so würden dergleichen Unordnungen niemals vorgekommen sein. Jetzt sind sie eins der sichersten Wahrzeichen des Verfalls dieser Monarchie"[1]).

Und ebenso glaubt der scharfsichtige und so fein beobachtende Sir Thomas Roe die gänzliche Vernichtung des Wesens und der Disciplin der Janitscharen, „einer der Hauptstützen der Macht und Größe des osmanischen Reiches", vor Allem auf diesen schon so tief eingewurzelten Misbrauch zurückführen zu müssen, daß anstatt der Christenkinder fast nur noch Türkensöhne für Geld in ihre Reihen aufgenommen wurden[2]). Durch ihn, der sich damals an Ort und Stelle befand, erfahren wir auch am besten, wohin der durch den Mord Osman's vollends gänzlich entfesselte böse Geist der Janitscharen und Sipahis die Dinge gebracht hatte, und wie es um diese Soldatenherrschaft stand, so lange man dem

1) Discours abrégé des asseurez moyens d'anéantir et ruiner la Monarchie des Princes Ottomans. Faict par le sieur de Breves, p. 24—28. Dieser interessanten Denkschrift, ohne Druckort und Jahreszahl, ist eine kurze Dedication an König Ludwig XIII. vorausgeschickt, worin de Breves, welcher sich auf seine während eines zweiundzwanzigjährigen Aufenthaltes in Constantinopel im Dienste Heinrich's IV. gemachten Erfahrungen beruft, nicht undeutlich zu verstehen gibt, daß jetzt der rechte Zeitpunkt gekommen sei, Etwas gegen das osmanische Reich zu unternehmen, was den Ruhm und die Macht des Königs vermehren könne (d'accroistre sa gloire et sa domination). Wir werden Gelegenheit haben, auf seine Ansichten in diesem Punkte zurückzukommen.

2) S. Thom. Roe, Negotiations, Depesche an Lord Carew vom 3. Juni 1622, p. 39: „The janizaries are so corrupted, not only in their discipline, but in their institution, beinge now the sonnes of Turkes and admitted to that fraternity for mony, who were antiently all the children of tribute and knew no father but the emperour, and esteemed themselves his adopted sonnes, so stood upon their honor, which was magnum arcanum imperii, that now they neither are soldiers bredd, nor yet bear him any reverence or feare, but are all apt to mutiny and dissolution". Ebenso in einer folgenden Depesche vom 1. Juni an Lord Duncaster, p. 55.

Wahnwitze Mustafa's auf dem Throne seiner Väter freies Spiel ließ.

Die Hauptstadt blieb natürlich der eigentliche Herd des Aufruhrs, welcher nach Osman's tragischem Ausgang wie ein sturmbewegtes Meer forttobte. In hellen Haufen durchzogen da die von unmäßigem Genusse des Weines, welcher, den Gesetzen des Propheten zum Trotze, überall in Strömen floß, erhitzten Janitscharen und Sipahis die Straßen und verübten die fürchterlichsten Excesse. Raub, Mord und Todtschlag waren an der Tagesordnung; Schrecken und Entsetzen beherrschten die wehrlose Bevölkerung; nirgends war mehr Sicherheit der Personen und des Eigenthums. Wehe den armen Christen, die da ihr böses Geschick in die Gewalt der Janitscharen führte! Das Geringste war, daß sie von ihnen das Geld erpreßten, womit sie den Wein bezahlten, den sie zu ihren Bacchanalien brauchten, welche sie auf den öffentlichen Plätzen feierten. Wer sich weigerte oder Widerstand leistete, war ein Kind des Todes und wurde auf der Stelle niedergestoßen. Und dergleichen Dinge geschahen täglich ungestraft, weil Niemand vorhanden war, der es gewagt hätte, den Klagen gegen sie nur Gehör zu geben. Das gestand der Großwesir Thomas Roe geradezu ein, als er sich einmal veranlaßt sah, für eine seinen Leuten von den Sipahis widerfahrene grobe Unbill Genugthuung zu verlangen. Er könne sich mit Menschen, beschied ihn der Großwesir, die ihren Sultan und seine treuesten Diener ermordet, nichts mehr zu schaffen machen; er, der Gesandte, müsse sich gedulden und ruhig sein Theil des Ungemachs ertragen, welches Alle auf gleiche Weise treffe.

Denn die Tyrannei der Janitscharen konnte ja nicht auf diese niedere Sphäre des Straßenunfugs beschränkt bleiben. Sie erhoben, auf das Schwert gestützt, sogleich höhere Ansprüche. Ihr Wille sollte fortan Gesetz sein; sie wollten den Staat nach ihrem Wohlgefallen regieren, über alle Ämter und Stellen verfügen, sich ohne Weiteres der Verwaltung der öffentlichen Einkünfte, der Zölle und der Kirchengüter, bemächtigen und über Alle zu Gericht sitzen, die sich ihren Unmuth zugezogen oder ihren Gewaltthaten Schranken setzen

wollten[1]). Dies mußte namentlich der eigentliche Mörder Osman's, der entsetzliche Daud-Pascha, erfahren. Nicht genug, daß man ihn sogleich nach verübter Schandthat seiner Stelle als Großwesir beraubte, schrieen die von seinem Nachfolger Gurdschi Mohammed-Pascha aufgehetzten Sipahis nun auch nach Rache gegen ihn und verlangten seinen Kopf.

Vergebens suchte er sein Heil in der Flucht. Er wurde ergriffen und nach dem Diwan geschleppt, wo er die Schuld des Mordes, um sich zu retten, auf die Sultanin-Mutter und den unglücklichen Mustafa selbst zu wälzen suchte. Um das drohende Verhängniß von sich abzuwenden, gaben auch sie ihn, den Schwager und den Schwiegersohn, der Wuth der Sipahis preis. Schon ist im Vorhofe des Diwans das Schwert über seinem Haupte gezückt, das ihm den Todesstreich versetzen soll, als plötzlich die Janitscharen, mit den Sipahis längst zerfallen, für ihn Partei ergreifen und ihm in ihrer Kaserne eine letzte Freistatt gewähren. Mit Ungestüm verlangen jene seine Auslieferung. Ein Lösegeld von 40,000 Zechinen, welches er an die Janitscharen vertheilte, konnte sein angstvolles Dasein nur noch einen Tag fristen. Sie weichen der Gewalt der dieses Mal stärkeren Gegner. Man kommt überein, an ihm das letzte Strafgericht an derselben Stelle zu vollziehen, wo er seine Hände mit Osman's Blute besudelt. Unter wildem Jubel wird er also nach den Gefängnissen der Sieben Thürme gebracht, wo in demselben Gemach, an derselben Stelle — er soll sich dies von seinen

1) Roe's Depesche an den Staatssecretair Calvert vom 22. December 1622, p. 114: „The mutined soldiour is growne to that height of insolency, that they demand in troopes all offices of gayne, to be stewards to the revenues of churches which are great, to take the farmes of customes, and committ those outrages that are unsufferable... They drink in the streetes without prohibition, contrary to their lawe, and stand in companyes in the open day, and exact money of all Christians, to pay for their wyne and being denyed it, stabb and murther without any punishment... Complayne no man dares; or if he doe, to no purpose: the vizier answereth, that he cannott meddle with them, they have murthered their owne king and all the bassaes, desiring our patience and to beare a part with the generall".

Henkern selbst als eine letzte Gunst erbeten haben — die verhängnißvolle Schnur seinen Qualen ein Ende machte, wo Osman unter den Händen seiner Mörder den Geist aufgegeben hatte [1]).

Kurz darauf entging der Janitscharen-Aga, welcher es gewagt hatte, einen Sipahi wegen Widersetzlichkeit zur Strafe zu ziehen, nur dadurch der Wuth seiner Genossen, daß er sich unter den Schutz des Diwans stellte und der Großwesir Mittel fand, die Meuterer mit Geld zur Ruhe zu bringen. Desto furchtbarer brach aber der Sturm des Aufruhrs nur wenige Tage nachher gegen den Großwesir selbst los, weil er der Unverschämtheit eines Kadi durch eine tüchtige Bastonade ein Ziel setzen zu müssen geglaubt hatte. Da erhob sich das ganze Corps der Ulemas, welches eine so entehrende Behandlung eines der Ihrigen um so weniger dulden wollte, weil Gesetz und Herkommen es dagegen schützte, vereinigte sich mit den misvergnügten Sipahis, eilte unter wildem Geschrei nach den Moscheen und verlangte, indem es alle Gläubigen aufforderte, sich unter das Panier des Propheten zu schaaren, mit Ungestüm das Leben des Tyrannen, welcher auf so schmachvolle Weise das Gesetz verletzt. In dieser Noth warf sich der Großwesir in die Arme der Janitscharen, welche, durch Gold gewonnen, sich für ihn erklärten.

So theilte sich die Hauptstadt in zwei große Lager, welche, je 20,000 Mann stark, jeden Augenblick handgemein zu werden drohten. Zum Glück verhinderte ein nächtlicher Angriff der Janitscharen auf die Sipahis und die mit ihnen verbundenen Ulemas noch zu rechter Zeit größeres Unheil. Zwölf der Meuterer blieben auf dem Platze, der Rest stob auseinander und ließ sich am folgenden Tage auf einen Vergleich ein, der jetzt die Ruhe herstellte und der Macht des Großwesirs wenigstens wieder einiges Gewicht gab. Er hatte sogar den Muth, die empörten Ulemas und Sipahis schaarenweise aus der Hauptstadt zu verbannen und nach Asien zu schicken, während er mit dem Plane umging, seine Prätorianer, die

1) Auch hierüber spricht Th. Roe am besten in einer an den damaligen englischen Gesandten im Haag, Sir Dudley Carleton, gerichteten Depesche vom 22. Januar 1623: Negotiations, p. 125.

Janitscharen, noch mehr zu verstärken. Aber dazu fehlten ihm die nöthigen Geldmittel. Denn die Kassen waren leer, und die unsäglichsten Erpressungen reichten schon kaum mehr hin, die regelmäßigen Soldzahlungen zu bewirken und die Janitscharen durch außerordentliche Geschenke bei guter Laune zu erhalten. Innerhalb vierzehn Tagen mußte er zweimal seine Kassen leeren, um sich mit ihnen nur wieder auf einen erträglichen Fuß zu setzen. Da wurden, um nur Geld zu schaffen, die Einkünfte der Krongüter und der Moscheen auf lange Zeit im voraus verpachtet, Ämter und Stellen an die Meistbietenden verkauft, und, als auch dies nicht mehr hinreichte, den täglich wachsenden Bedürfnissen zu genügen, mußten alle in dem großherrlichen Schatze noch vorhandenen Kostbarkeiten an Gold und Silber in die Münze wandern, aus der sie dann wieder als schlechtes Geld hervorgingen [1]).

Daß ein solches Regierungssystem auf die Dauer nicht durchzuführen war, versteht sich von selbst. Denn dahin war es nun schon gekommen, daß, wie Thomas Roe diesen heillosen Zustand so treffend charakterisirt, während die immer weiter um sich greifende Staatskrankheit an dem innern Marke des Reiches zehrte, kein Verständiger es mehr wagte, das Ruder in die Hand zu nehmen, das nur Thoren überlassen wurde, welche zu weiter nichts zu gebrauchen waren, als sich und Andere mit dem Staatsschiff an den Felsen zu zerschellen [2]). Die Besten und Tüchtigsten wurden der Noth des Augenblickes oder den Launen der Gewalthaber aufge-

1) Alle diese Züge entlehnen wir gleichfalls den über diese Verhältnisse so lehrreichen Depeschen des Sir Thomas Roe, z. B. p. 150, 159: „The vizier", heißt es unter Anderm in der ersten Stelle, „maynteynes his authoritye by continuall donatives to the Janizaries, and hath compounded twice with them in 14 dayes, which he gathers up agayne by confiscations and oppressions intollerable"; und ebenso in der zweiten „exactions and confiscations, as necessary evills and remedyes, to prevent a generall sack, are now allmost justified by custome".

2) Daselbst: Depesche vom 14. Juli 1623, p. 66: „I can say no more, then that the disease yet works internally that must ruyne this empire: the wisest men refuze to sitt at the helme and fooles will soone runne themselves and others upon the rocks".

opfert. Der Kapudan-Pascha Chalil, einer der Wenigen, welche an ihrem Platze waren, wurde z. B. entsetzt, weil sein Nachfolger sich anheischig machte, die 50,000 Piaster aufzubringen, welche man brauchte, um die paar Galeeren segelfertig zu machen, die nach dem Schwarzen Meere auslaufen sollten. Die Sipahis, beständig in Aufruhr gegen den von den Janitscharen beschützten und unterstützten Großwesir, wollten die Wiedereinsetzung Chalil's, dessen Sache sie zu der ihrigen machten, mit Gewalt ertrotzen, sie ließen sich aber am Ende doch mit Geld und durch das Versprechen einträglicher Stellen beschwichtigen[1]).

Das Schlimmste war, daß dabei auch die moralischen Elemente, auf denen das osmanische Staatsgebäude beruhte, immer mehr an Kraft verloren und aus den Fugen gingen. „Ich halte dies", bemerkt Thomas Roe, „für ein untrügliches Symptom ihres Ruins: Neben der Verachtung ihres Beherrschers, welchen sie wie einen Gott zu verehren gewohnt waren, haben sie auch noch ihr Gesetz so oft gebrochen, daß Mohammed selbst über sie seinen Zorn verhängen muß, und dann weiß ich nicht, wer ihr Beschützer sein soll. Es kann gar nicht anders sein: Actum est de imperio"[2]).

Wäre es den augenblicklichen Machthabern nur wenigstens gelungen, der zwei Grundübel, der Soldatenherrschaft und der Finanznoth, Herr zu werden. Aber beide standen in beständiger, das unabwendbare Verderben nur beschleunigender Wechselwirkung. Je mehr man den Meuterern gewährte, desto ungestümer und ungemessener wurden ihre Forderungen, und je weniger man folglich, bei gänzlicher Erschöpfung aller finanziellen Hülfsmittel, im Stande war, diesen zu genügen, desto höher stieg ihr Unmuth und ihre Widerspenstigkeit. Geldnoth soll ja schon einer der wesentlichsten Gründe, die materielle Nothwendigkeit des Reformplans des Janitscharencorps gewesen sein, welcher Sultan Osman Thron und Leben kostete. Damals schon reichten die Einkünfte des Schatzes, bei täglich wachsender Vermehrung der besoldeten

1) Daselbst, p. 150.
2) Daselbst, p. 66.

Truppen, — de Breves schlägt in seiner oben genannten Denkschrift die Stärke des Janitscharencorps um diese Zeit auf 40,000 Mann, die der Sipahis auf 25,000 Pferde an[1]) — gar nicht mehr hin, ihre Löhnung regelmäßig auszuzahlen. Man mußte also an ihre Verminderung denken, und nur der Versuch dazu trieb sie schon zum Äußersten, zu Rebellion und Sultansmord[2]).

Jetzt gedachte man ihren Übermuth dadurch einigermaßen zu brechen und in die Schranken von Zucht und Ordnung zurückzuweisen, daß man sie aus der Hauptstadt entfernen und gegen den Feind ins Feld schicken wollte. Auch damit kam man aber zu nichts. Zuerst sollten 45 Galeeren gegen die im Schwarzen Meere umherschwärmenden Kosaken ausgeschickt werden, welche sich abermals bis in die Mündungen des Bosporus wagten und der Hauptstadt selbst von dieser Seite die Zufuhr abzuschneiden drohten. Die Janitscharen aber, welche diese Schiffe bemannen sollten, widersetzten sich, verübten vierzehn Tage lang in den Straßen den gräulichsten Unfug, so daß kein Mensch mehr seines Lebens, kein Haus vor Raub und Plünderung sicher war, und wollten, als man sie endlich dazu gebracht hatte, ihre Galeeren zu besteigen, diese Meuterei auch in Gallipoli fortsetzen, wo das Geschwader sich sammeln sollte. Hier wußten sich jedoch die Einwohner durch Selbsthülfe zu decken. Das ganze Volk erhob sich und warf die Janitscharen nach einer blutigen Rauferei, wobei sie 60 der Ihrigen auf dem Platze ließen, in ihre Schiffe zurück. Was war nun aber wol von solchen Truppen, von einem solchen Seezug zu erwarten?[3])

1) De Breves Discours abrégé ect. p. 24.

2) Roe Negotiations, p. 67: „The purpose of sultan Osman to chaunge the soldioury and to erect a newe better cheape, though it was hastened by his owne hatred to them, yett it had a true ground, that the revenew of the king is not nowe able to pay them, because their number is so much increased, and that diminished; wee saw then that they would not be dismissed of their payes, butt rather fell into the worst of rebellions, to kill their master“.

3) Daselbst, p. 159.

Dann nahm man den Krieg in Asien, die Nothwendigkeit, den Fortschritten des Abasa-Pascha ein Ziel zu setzen — wir kommen bald darauf zurück — zum Vorwand, die Hauptstadt von dieser Geißel der Soldatenherrschaft zu befreien. Da war nun aber gleich die erste Schwierigkeit, daß sich kein Führer finden wollte, der sich an die Spitze eines solchen Heeres hätte stellen mögen. Endlich verstand sich Cigala-Pascha dazu, jedoch nur unter der Bedingung, daß ihm eine Art dictatorischer Gewalt, gleich dem Großwesir selbst, eingeräumt würde; denn wer stehe ihm denn dafür, welche Veränderungen während seiner Abwesenheit vorgehen könnten, und daß er dann, er möge thun, was er wolle, der Willkür und den Launen Derer preisgegeben sei, welche zeitweilig die Gewalt an sich gerissen. Es wurde ihm Alles zugestanden und auch das Geld herbeigeschafft, welches er verlangte, um die Kosten des Feldzuges zu decken. Nun sollten unter seinem Befehle 15,000 Janitscharen und 30,000 Sipahis nach Asien übersetzen. Da weigerten sich aber namentlich die letztern, von der Stelle zu weichen. Sie rotteten sich zusammen und erklärten ohne Weiteres, sie würden niemals gegen ihre eigenen Brüder das Schwert ziehen; nur wenn der Sultan selbst — der blödsinnige Mustafa! — oder der Großwesir an ihre Spitze treten würde, wollten sie die Hauptstadt verlassen. Der ganze Feldzug unterblieb daher vorerst[1]).

Noch einen Monat lang tobten sie in der Hauptstadt fort, bevor sie sich zum Aufbruch nach Asien bewegen ließen. Gleich bei dieser Gelegenheit zeigte es sich aber, von welchem verhängnißvollen Einfluß der Zwiespalt zwischen den Janitscharen und Sipahis auf die Schicksale des Reiches hätte werden können, wenn nicht die bald darauf eintretende Thronveränderung diesem gefährlichen Treiben ein Ende gemacht hätte. Denn kaum hatte das Heer den Hellespont überschritten, als der Großwesir Mere-Hussein, welcher seine Schwäche und Unfähigkeit durch das Übermaß übel angebrachter Tyrannei

1) Daselbst, Depesche vom 21. Juli 1623, p. 161: „The bell is now tyed on the catts neck“, schließt Roe die Erzählung dieser Vorgänge.

zu bemänteln suchte, die Dinge unkluger Weise aufs Äußerste trieb. Er verlangte die Köpfe Chalil's, des letzten Kapudan-Paschas, und seiner Vorgänger, Gurdschi-Mahommed's und Lefkeli-Mustafa's. Aber die zurückgebliebenen Sipahis erklärten sich für die Verfolgten und griffen abermals zu den Waffen gegen den Großwesir, der sich seinerseits dem Schutze seiner treuen Janitscharen anvertraute.

Schon schien ein offener Kampf unvermeidlich, als die Sipahis, die Schwächern, ihren Gegnern einen Vergleich bieten ließen. Entweder sollten sich die Janitscharen mit ihnen zur Wahl eines neuen Großwesirs vereinigen, oder, wenn ihnen diese nicht genehm erscheine, geradezu insoweit eine Theilung des Reiches eintreten lassen, als ihnen mit ihrem Auserwählten, Mere-Hussein, Europa mit Constantinopel verbliebe, während es den Spahis freistehen sollte, abzuziehen und über Asien zu verfügen, wo Abasa-Pascha schon auf ihrer Seite stand. Wäre man darauf eingegangen, so würde endloser Bürgerkrieg und gänzlicher Zerfall des Reiches die unausbleibliche Folge gewesen sein. Zum Glück gab es aber in der Nähe des Sultans noch Einflüsse, die stark genug waren, in diesem entscheidenden Momente das Äußerste abzuwenden und die Einheit des Reiches zu retten. Die Janitscharen ließen sich nach einigen Unterhandlungen willig finden, Mere-Hussein, dem man nun, außer seiner Tyrannei auch noch die Vergeudung des Schatzes und den Aufstand in Asien zur Last legte, preiszugeben und seinen Platz dem fügsamern, wenn auch keineswegs fähigern Ali-Pascha einzuräumen[1]).

So sonderbar es übrigens auch scheinen mag, so wahr ist es doch, daß diese Soldatenherrschaft, bei der Nichtigkeit aller

1) Roe Depesche an den Staatssecretair George Calvert, vom 23. August 1623 p. 173. Der Vorschlag der Sipahis ging förmlich dahin: „that they would have an other vizier, or if the Janizaries would obstinatly defend this, lett them keepe him Greece and Constantinople, that they would depart and dispose of Asya". Den neuen Großwesir, Ali-Pascha, charakterisirt Roe als „a man quiettly honest, but of untryed and therefore suspected abilytye for so great a chardge, which all the old and experienced officers of this state refuse".

übrigen thätigen und schaffenden Kräfte noch gleichsam die einzige moralische Gewalt im Staate, damals nicht nur dem Reiche seine Einheit, sondern auch dem Hause Osman's den väterlichen Thron rettete. Denn wenn es diese Prätorianer, selbst nach dem Sultansmorde, nicht wagten, wie vor Zeiten die römischen Legionen, einen der Ihrigen auf den Thron zu setzen, welcher Usurpator hätte da die Hand nach der blutbefleckten Krone ausstrecken mögen? — Ihre Zügellosigkeit, ihr Terrorismus war wohl dazu gemacht, dem kühnsten Ehrgeiz, der unbegrenztesten Herrschsucht Schranken zu setzen, so groß auch sonst die Versuchung war, ihr Befriedigung zu verschaffen und der einst so glorreichen, jetzt aber schon so tief gesunkenen Dynastie Osman's durch einen glücklichen Gewaltstreich vollends ein Ende zu machen. Ihre Fortdauer beruhete ja nur noch auf dem Dasein eines Blödsinnigen und eines Kindes, und wenigstens sprach man schon davon, daß der Tataren-Chan der Krim, Dschanibekgirai, gar nicht übel Lust habe, jetzt seine angeblich rechtlichen Ansprüche auf die Erbfolge des osmanischen Thrones im Nothfalle selbst mit Gewalt der Waffen geltend zu machen[1]).

Gefährlicher als dieser Prätendent, welcher sich, am Ende aus seinem eigenen Lande verdrängt, mit einem Jahrgelde abfinden ließ, war jedenfalls jener Abasa-Pascha, der sich in Kleinasien zum Rächer Osman's aufgeworfen hatte und auf dessen weitgreifende Pläne wir bald zurückkommen

1) „Those princes of Tartary", bemerkt hierüber Th. Roe in seiner Depesche an Sir Dudley Carleton vom 30. Juni 1623, a. a. O. p. 158, nachdem er erzählt hat, wie Dschanibekgirai Seitens der Pforte der Herrschaft beraubt, und Mohammedgirai an seiner Stelle zum Chan der Krim eingesetzt worden sei, „are by agreement, to succeed the Ottoman lyne, of which the remnant is the present emperour, a fool, and children diseazed or young and incapable of government, and it is not long since it was feared here, that hee that is now dispossessed, and there fore had good occasion, would pretend for himselfe presently, as the right beeing devolved upon him for the murther of Osman, the true prince. Butt this man hath obeyed, and is come hither to live upon a pension, which is as strange as any thing in this confusion".

werden. Aber die Janitscharen, die er mit gänzlicher Vernichtung bedrohete, waren ja seine erbittertsten Gegner und so ließen sie sich leicht dazu bewegen, lieber anstatt des Blödsinnigen einen Knaben aus dem angestammten Fürstenhause auf den Thron zu setzen, als daß sie es geduldet hätten, daß dieser verwegene Usurpator auch nur die Stufen desselben mit seinem Fuße berührt hätte. Zudem lebten sie sicherlich der Hoffnung, daß es ihnen unbenommen bleiben werde, unter der Schattenherrschaft eines Kindes ihre Militair-Dictatur noch ebenso gut auszuüben, wie während der Regierung des wahnwitzigen Mustafa.

Bei allem Dem war die Entthronung des Letztern am Ende doch nur eine Parteisache, bei welcher noch tiefer liegende Gründe mit ins Spiel kamen. Für Murad hatte sich gleich nach Osman's Ermordung eine ziemlich starke Partei gebildet, die nur nicht den Muth hatte, sofort mit Entschiedenheit hervorzutreten. Standen Janitscharen und Sipahis auf der Seite Mustafa's, weil sie ihn zum Spielball ihres unbeschränkten Willens und ihrer Gewaltherrschaft machen konnten, so erklärte sich dagegen die Mehrzahl der Ulemas, der Richter, Gesetzgelehrten und Priester, mit einem Wort das gebildetere Element der Nation, welchem dieser Soldatendespotismus unerträglich war, für Murad, weil sie an seine Erhebung die zuversichtliche Hoffnung der Wiederherstellung von Recht, Gesetz und einer staatlichen Ordnung knüpfen mochten.

„Die Soldaten", so schildert Roe diese Parteistellung bereits im August 1622, „hängen an diesem Sultan ihrer eigenen Schöpfung; und er ist auch in der That ihre eigene Creatur, denn sie regieren ihn. Die Leute des Gesetzes und die Priester dagegen halten geheime Zusammenkünfte und führen irgend eine große Veränderung im Schilde. Sie scheuen sich nicht, ganz offen zu erklären, daß die Grundlage ihres Staates zerstört ist, der gegenwärtige Sultan dem Gesetz zuwider den Thron innehat, und Alle, die ihm anhängen, der Ketzerei verfallen sind, weil sie die Satzungen Mohammed's verachtet haben. Noch wagen sie es nicht zu Thaten zu schreiten, aber sie arbeiten, wie verständige Männer, durch Berathungen an ihrem Plane, indem sie zugleich eine ausgebreitete

Correspondenz mit allen Denen unterhalten, die zu ihrem Stande gehören und mit ihnen gleiches Sinnes sind, so daß sie ihren Bund nach und nach über alle Theile des Reiches ausbreiten. Es leidet keinen Zweifel, daß sie sich eine Partei bilden und eine noch größere Feuersbrunst anzünden werden, als dieses Flackerfeuer der meuterischen Soldateska ist"[1]).

Selbst bis in das Innere des Serai verzweigten sich schon diese Parteien. Hier standen an ihrer Spitze die Sultaninnen-Mütter sich einander feindlich gegenüber, beide gleich verschlagen, gleich herrschsüchtig, aber nicht ebenbürtig in Bezug auf höhere geistige Begabung und in der Kunst der politischen Intrigue. Denn während die Mutter Mustafa's mit dem rohen, bis zur Unmenschlichkeit tyrannischen Großwesir Mere-Hussein Alles daransetzte, um nur dem Sohne die Krone und sich die Herrschaft zu retten, während sie namentlich die Einkünfte des Reiches und die Schätze des Serai schonungslos bis auf den Grund erschöpfte, um sich die trügerische Gunst und die immerhin zweifelhafte Unterstützung der Janitscharen und Sipahis auf die Dauer zu sichern, verstand es die Sultanin Mahpeiker (Mondgestalt), auch Kösem genannt, Murad's Mutter, eine durch körperliche Schönheit, wie durch hervorragende Eigenschaften des Geistes und Charakters gleich ausgezeichnete Griechin, vortrefflich, den Zwiespalt zwischen den Janitscharen und Sipahis und das Misvergnügen der nun schon mächtigen Partei der Ulemas zu ihren Zwecken zu benutzen, deren nächstes Ziel natürlich die Erhebung ihres Sohnes auf den väterlichen Thron war[2]).

1) Depesche an den Staatssecretär Calvert vom 24. August 1622, a. a. O. p. 75. — „The worst, or best, is", bemerkt er darüber bereits etwa einen Monat früher gegen denselben, a. a. O. p. 62 „that there is nowe a faction made betweene Mustafa and Moratt, and we expect howrely a great slaughter and massacre in the citty; for one side must fall; it is impossible this empire can stand. I doe not knowe nor ever read of such a confusion, nor can I tell how to describe it, butt that all is dissolution".

2) „Though there be no great choice betweene this emperour and a child, for these are competitors" äußert sich unter Anderm

Den Janitscharen, die ihren Einfluß kannten und fürchteten, war sie freilich bis in den Tod verhaßt; sie hatten, weil sie in ihr nur ein Hinderniß ihrer Gewaltherrschaft erblickten, schon einmal ihren Kopf verlangt, bestanden aber doch nicht auf ihrer Forderung, weil sie dann den unzeitigen Ausbruch der gegen sie gerichteten „Verschwörung" fürchteten [1]). Dagegen hatte die Sultanin im Rathe die hohen Würdenträger des Gesetzes, den Mufti und die Heeresrichter, außerhalb des Serai die ganze Schaar der Richter, Priester und Schriftgelehrten auf ihrer Seite. Und wenn daher, ungeachtet der bis aufs Äußerste gespannten Verhältnisse, ungeachtet des so drohenden aufrührerischen Geistes der Truppen, die nächste Thronveränderung eine verhältnißmäßig ruhige und unblutige war, so hatte man dies gewiß vor Allem mit der Einsicht und Gewandtheit dieser klugen Frau zu danken, welche schon unter Sultan Ahmed I., ihrem Gemahl, nicht geringen Antheil an der Leitung der Staatsgeschäfte gehabt hatte.

Wir haben die Hauptmomente dieser wider Erwarten so leicht und schnell bewirkten Thronumwälzung schon angedeutet. Nachdem es, wie es scheint vorzüglich mit Hülfe des Mufti, einmal gelungen war, den verhaßten Mere-Hussein, die Hauptstütze Mustafa's und seiner Mutter, zu stürzen und den gutmüthigen und fügsamen Ali-Pascha an seine Stelle zu bringen, galt es nur noch, die Janitscharen für Murad zu gewinnen und die Gefahr einer Theilung des Reiches abzuwenden. Denn die Sipahis hatten ja selbst, wie

Th. Roe in einer Depesche an Sir Dudley Carleton vom 22. Juli 1623, a. a. O. p. 125 über diese Verhältnisse, „yet while twoe woemen strive for mastery, the mothers of these, both subtill, ambitious and regnandi avidae, at the cost of the commonwealth and publique stock, both purchaceing frends and practizing parties, what can be expected but ruyne? When the treasure is consumed, which the queene mother hath brought to the bottome, ubi pessimum remanebit".

1) „The soldiours", heißt es in einer frühern Depesche Roe's p. 62, „require also the head of the mother of Moratt sultan and divers others; but nothing is done, I think for feare, they dare not search into the conspiracy".

wir gesehen haben, den Janitscharen eine solche Theilung des Reiches in zwei selbständige Hälften als letztes Mittel einer friedlichen Ausgleichung ihres Haders in Vorschlag gebracht. Sie wollten sich mit Asien begnügen, Europa sollte der Willkür der Janitscharen preisgegeben werden. Das trieb die Partei Murad's, die darin nur den gänzlichen Ruin osmanischer Macht erblicken konnte, zu schnellem Handeln und beschleunigte Mustafa's Entthronung.

Das gegen die Janitscharen gezückte Racheschwert Abasa-Pascha's wurde als Schreckbild gebraucht, sie zur Nachgiebigkeit zu bewegen und dahin zu bringen, daß sie Mustafa ihrer eigenen Sicherheit aufopferten. Denn es traf schon die Nachricht ein, daß die unter Cigala-Pascha gegen Abasa ausgeschickten Truppen, nur erst fünf Tagemärsche von Constantinopel, den Gehorsam versagen und sich weigern, mit ihm den Kampf aufzunehmen. Was wäre aber wol das Schicksal der Janitscharen der Hauptstadt gewesen, wenn es ihm, vor dem kein einziger ihrer Brüder in Asien Gnade fand, gelungen wäre, an der Spitze seines Heeres siegreich den Hellespont zu überschreiten und Mustafa gewaltsam vom Throne zu stoßen? Da wurde es dem Mufti und dem Großwesir, im Einverständniß mit der Sultanin, nicht eben schwer, die Rädelsführer der Meuterer auf ihre Seite zu ziehen und auch sie von der Nothwendigkeit zu überzeugen, ihr eigenes Heil in der Erhebung Dessen zu suchen, welcher bereits eine starke Partei für sich hatte, und den selbst die, gleichviel ob wahren oder falschen, Rächer Osman's als den rechtmäßigen Thronerben anerkennen mußten. Das Uebrige ergab sich von selbst. Ein einziger Diwanstag reichte hin, den Plan vollends durchzuführen. Die Janitscharen und Sipahis ließen Alles ruhig geschehen. Sie waren für den Augenblick selbst so weit eingeschüchtert, daß sie, da bei der Leere des Schatzes das nöthige Geld nicht herbeigeschafft werden konnte, freiwillig auf ihr herkömmliches Thronbesteigungsgeschenk und jedwede Solderhöhung verzichteten. Mustafa, dessen Blödsinn doch noch nicht so weit ging, daß er nicht seine lebhafte Freude darüber hätte äußern sollen, auf diese Weise der Last dieser jammervollen Herrschaft entlediget zu werden, zog sich,

von aller Welt verlassen, mit seiner Mutter ohne den geringsten Widerstand in die ihm angewiesenen Gemächer im Innersten des Harems zurück, wo er im ungestörten Genusse seiner reichlichen Tagegelder noch sechzehn Jahre ein trostloses Dasein fristete [1]).

Was war es nun aber, worauf sich die Hoffnungen gründeten, die man jedenfalls an die Thronbesteigung Murad's, welcher von den Janitscharen sowohl, wie von der ganzen Bevölkerung der Hauptstadt mit Jubel als Padischah begrüßt wurde, für eine bessere Zukunft des Reiches, für die Wiederherstellung einer geordneten, kräftigen, ruhmreichen Regierung knüpfen mochte? — War es zuvörderst die Persönlichkeit des jungen Monarchen, den selbst Th. Roe für ein solches Volk noch für viel zu gut halten wollte [2]), welche zu dergleichen Erwartungen berechtigte und ihre dereinstige Verwirklichung wenigstens bis zu einem gewissen Grade verbürgen konnte? — Ruheten in diesem Knaben wirklich die glänzenden Eigenschaften des Geistes und Charakters, die ihn bei reiferer Entwickelung fähig gemacht haben würden, die osmanische Macht, ungeachtet der Schwierigkeit der Verhältnisse, die er zu beherrschen, zu überwinden berufen war, nochmals auf die Höhe des alten Ruhmes und der alten Größe hinaufzuführen, sie nochmals zum Schrecken Europas und der christlichen Welt zu machen?

Der junge Murad war, als er im 14. Jahre seines Alters auf den osmanischen Thron erhoben wurde, seinem Urgroßvater, Murad III., nicht unähnlich, sowohl in seiner äußeren Erscheinung, wie in seiner geistigen Natur. Vielleicht war sein ganzes Wesen nur noch etwas schärfer, bestimmter und energischer ausgeprägt, im guten wie im schlech-

1) Das Nähere genau Roe a. a. O. p. 175 und 178: Discourse of the changes of the Emperor Mustafa; und danach am Ende des vorigen Buches unseres Werkes, Bd. III, S. 760. — Als man Mustafa fragte, ob er freiwillig auf den Thron verzichten wolle, — soll er es, wie Roe behauptet, „with much joy" gethan haben; „and I believe hee never tooke great contentment in it", fügt Roe hinzu.

2) „A prince of too fair hopes for such a people" nennt er ihn a. a. O. p. 179.

ten Sinne. Er war, wie jener, ein wohlgebildeter Knabe von kleiner Gestalt, aber kräftigem, starkem Körperbau und großer Lebendigkeit des Geistes. Große schwarze Augen, die dem Stamme Osman's charakteristische ziemlich stark hervorspringende, aber wohlgebildete Adlernase, eine in regelmäßigen Linien fein gezeichnete, breite und hochgewölbte Stirn, das kastanienbraune, fast schwarze Hauptthaar, zu welchem in späteren Jahren ein dichter, langer Bart von gleicher Farbe hinzukam, gaben seinem vollen, fleischigen, sehr weißen Gesicht den Ausdruck von Ernst und Würde, dem jedoch auch der Zauber jugendlicher Anmuth nicht ganz fehlte. Sein feuriger Blick war gleichwol mehr streng und drohend, als mild und einnehmend; er wurde, vorzüglich in späteren Jahren, fürchterlich, entsetzlich, zumal wenn sich seine Stirn im Zorne zwischen den dicken Augenbrauen in Falten legte[1]).

Ungeachtet seiner Wohlbeleibtheit und seines starken Knochenbaues zeichnete er sich durch ungemeine Beweglichkeit des Körpers und ein geistig beseeltes Wesen aus. Auch that er sich in allen ritterlichen Übungen, die er von Jugend auf leidenschaftlich liebte, durch eine seltene Gewandtheit und erstaunliche Überlegenheit hervor. Niemand tummelte wie er das Roß. Mit Leichtigkeit schwang er sich in der Rennbahn im vollen Laufe von einem Pferde auf das andere, ohne daß

1) Die genaueste Personalbeschreibung Murad's IV. gibt die freilich erst der spätern Zeit angehörige handschriftliche Relatione di Constantinopoli nell' anno 1637, in dem XI. Bande der Informationi Politiche der königl. Bibliothek in Berlin. „È giovine questo Gran Signore", heißt es da Fol. 562, „Principe essendo di età di anni 29 à 30 incirca, di statura mediocre, ma grosso di ossatura, corpulente e carnato, non pero tanto, che possa renderlo tardo al moto, di pelo castagno oscuro, con barba grande e lunga poco meno di un palmo, naso grande aquilino, un occhio bello e nero ma alquanto minucciate per alcune negrette, che fra una ciglia e l'altra tiene a drittura del naso, fronte lineata e spatiosa e carnagione bianca, onde di questi misti è così ben composto, che d'aspetto riesce e signorile e grave". Im Wesentlichen stimmen damit auch die Andeutungen früherer Berichte überein, z. B. eine venetianische Relation aus dem Jahre 1623, bei Hammer, O. G. Bd. V, S. 2, und Roe a. a. O., p. 179. Vergl. Bd. III, S. 762.

er den Boden auch nur mit der Spitze seines Fußes berührt hätte. Er war Meister in der Sicherheit, womit er den Dschirid warf, ließ sich aber auch bei diesen Spielen nicht selten so zur Leidenschaft fortreißen, daß seine Schläge seinen Gegnern im hohen Grade verderblich, bisweilen selbst tödtlich wurden. Dem stärksten Bogen entsendete sein kräftiger Arm den Pfeil mit solcher Gewalt, daß er weiter reichte, als die Kugel aus der Jagdflinte und in solcher Ferne noch eiserne Platten von vier Zoll Dicke durchbohrt haben soll[1]).

Überhaupt war er gern thätig und zog der trägen Ruhe des Harems die beständige Bewegung in freier Luft vor. Deshalb liebte er auch vor Allem das edle Waidwerk, obgleich sich bei ihm in die Jagdfreude schon bei Zeiten eine ebenso gefährliche als widerliche Lust an dem bloßen Hinmorden der zusammengescheuchten Thiere mischte. Zu diesem Zwecke ließ er öfter große Treibjagden veranstalten, bei welchen 15 bis 20,000 Menschen gebraucht wurden, nur um auf ungeheuern Flächen die Schaaren von allerlei Wild aufzubringen, welches dann zur Ersättigung seines Blutdurstes, vor seinen Augen auf die grausamste Weise niedergemetzelt wurde[2]). Doch gehörte dieser unsinnige Zeitvertreib mehr erst seinen spätern Jahren an, welche überhaupt die schwächeren und schlechteren Seiten seiner Natur nur zu sehr zu verhängnißvoller Entwickelung brachten, sowol in physischer, wie in moralischer Hinsicht.

Von Jugend auf mit dem Erbübel seines Hauses, der fallenden Sucht, behaftet[3]), ergab er sich frühzeitig dem unmäßigen Genusse des Weines und der Weiberlust, welche jene Krankheit mit jedem Jahre nur ärger machten. Der stärkste Malvasier und der berauschendste Cyprier wollten am

1) Relatione di Constantin. nell' anno 1637, Fol. 562 v.; wo es namentlich von seinen Dschiridwürfen heißt: „così fieri colpi menando, che alcuna volta lo scherzo tramutato in tragedia ha più della battaglia, che del gioco e dello spasso“.

2) Daselbst, Fol. 563.

3) Schon die venetianische Relation von 1623 sagt a. a. O.: „è sogetto al mal caduco“; und auch Roe p. 176 nennt ihn „subject o the falling sickness“.

Ende kaum mehr hinreichen, seinen erhitzten Gaumen zu laben, obgleich er gewohnt war, diese feurigen Weine in den größten Humpen ungemischt zu sich zu nehmen, zumal wenn es ihm darauf ankam, sich durch den Rausch die böse Laune oder die Furcht zu verscheuchen. Es lag in seiner Natur, daß er auf diese Weise der größten Gefahr trotzen, dem äußersten Verhängniß Hohn sprechen zu können glaubte. Als z. B. die Pest, die damals in der ganzen Welt grassirte, in Constantinopel täglich Tausende von Menschen hinwegraffte, befahl er, daß man ihm die stärksten Weine und die größten Becher, die in Pera aufgefunden werden konnten, herbeischaffe, die er dann bei Trinkgelagen, welche Nächte lang währten, unaufhörlich, unter dem Donner des Geschützes, leerte. Genügte der Wein nicht mehr, so nahm er zu gebrannten Wassern seine Zuflucht, und wenn auch diese den schon abgestumpften Gaumen nicht mehr befriedigen konnten, da wurden, wie vor Zeiten bei Selim II., stark gesalzene Speisen und die stärksten Gewürze gebraucht, um nur immer wieder die Trinklust aufzustacheln [1]).

Solchen Ausschweifungen konnte natürlich auch die sonst starke Natur Murad's auf die Dauer doch nicht widerstehen. Der häufig wiederkehrende Zustand der Trunkenheit machte ihn am Ende träge und unbeholfen. Er entsagte mehr und mehr jenen ritterlichen Übungen, worin er es bis zur vollendeten Meisterschaft gebracht hatte, und zog es vor, die Zeit, anstatt mit Jagden, lieber bei Trinkgelagen hinzubringen, wobei ihm überdies die Narrheiten seiner Possenreißer und die platten Späße seiner Zwerge und Stummen manche Kurzweil verschafften [2]). Wie nachtheilig mußte dies aber auch

1) Relatione di 1637, Fol. 569, 570. „Per guardarli da quel pericolo" (der Pest) heißt es da unter Anderm: „che lui minacciava la malincolia, volendo scacciare da lui, fece portare una gran copia de vini et con più grandi bicchieri, che in tutta Pera si potevano ritrovare, diede principio ad un dilettevole giuoco, che sin' alla metà della notte non terminasse, accompagnando la solennità di bicchieri con molti sbarri di artiglieria".

2) Daselbst Fol. 569 v. „con quali", heißt es da von den Musikern, Possenreißern, Zwergen und Stummen des Serai, „scherzando si recrea molte volte".

auf seine geistige Natur und die Entwickelung seines Charakters in späteren Jahren zurückwirken!

Ursprünglich wollte man an dem jungen Murad allerdings einen lebendigen Sinn für Milde und theilnehmende Menschlichkeit bemerkt haben. Auch waren seine geistigen Fähigkeiten keineswegs unbedeutend. Sie hatten, unter der sorgsamen Pflege der Mutter, einer hochgebildeten Frau, frühzeitig eine glückliche, auf das Ernste gerichtete Entwickelung erhalten. Er liebte, wie Murad III., die Wissenschaften, und vertiefte sich vorzüglich gern in dem Studium der Geschichtschreiber seines Hauses und seines Volkes, um sich aus ihnen über die Zustände und Interessen seines Reiches gründlich zu unterrichten. Daß er dagegen später, wie behauptet wurde, die Regierungskunst auch aus den für ihn ins Türkische übersetzten Schriften Macchiavell's erlernt habe, kann wol mit Recht bezweifelt werden. Dabei war er ein großer Freund der Dichtkunst und versuchte sich selbst, wie es scheint, nicht ohne Erfolg in persischen Dichtweisen. Eine feine und zierliche Handschrift, ein Vorzug, welcher bei den Osmanen zu allen Zeiten als ein wesentliches Merkmal höherer Bildung nicht gering geachtet wurde, wird ihm ganz besonders nachgerühmt [1]).

Im Übrigen mochte der Knabe, nachdem er einmal den Thron bestiegen hatte, sich seiner nicht unbedeutenden Eigenschaften wol bald bewußt werden. Er fühlte seine Kraft und wollte sie geltend machen, obgleich sich in seinem eher furchtsamen und verschlossenen Wesen noch nichts von jener Tyrannennatur zeigte, die nach und nach zu so entsetzlicher Entwickelung kam. Nur einzelne Züge und einige so hingewor-

1) Relatione a. a. O. „Ha questo Principe un tempo fa gran studio nella lettura dell' historie loro, onde volendo poi con fondamento discorrere de gli interesse attenenti al suo stato. Scrive un delicato carattere et si diletta molto del poetico verseggiare del quale i Persi fanno particolare professione". Daß er Macchiavell studirt, wollte namentlich Sagredo Memorie cet. L. XII, p. 234, in Erfahrung gebracht haben. „Leggeva Macchiavelli tradotto in Turco" heißt es da ganz flüchtig. Sonst findet sich in den besseren Quellen darüber nichts.

sene Äußerungen mochten schon bei Zeiten verrathen, was in Zukunft von ihm zu erwarten sei. Als z. B. gleich in den ersten Tagen nach seinem Regierungsantritt die Galeeren von einem Streifzuge gegen die Kosaken aus dem Schwarzen Meere zurückkehrten, bestand er darauf, daß ihm, aller Gewohnheit zuwider, die Gefangenen vorgeführt und die Köpfe der Erschlagenen zu Füßen gelegt würden, damit er sich an ihrem Anblick ergötze [1]). Wie lange kochte es aber wol in seinem Innern, ehe verbissener Ingrimm, unter der Gewalt widerwärtiger Verhältnisse, seinen erbitterten Geist bis zum äußersten Wahnwitz tyrannischer Unmenschlichkeit, bis zu jener unnatürlichen Rachelust trieb, von welcher er selbst zu sagen pflegte, daß sie zwar ergrauen, aber nie altern könne [2]).

Da mußte ihm freilich am Ende die raffinirteste Mordlust zur andern Natur werden. Man hat ihm nachgerechnet, daß allein in den fünf Jahren von 1632, wo seine Tyrannennatur so recht eigentlich zum Durchbruch kam, bis 1637 nicht weniger als 25,000 Menschen durch seine Henker oder durch seine eigenen Hände ihren Tod gefunden haben. Zum Theil wollten seine Ärzte das für eine Manie erklären, welche ihren natürlichen Grund in der unglückseligen Stimmung seiner reizbaren Natur, seines heißblutigen und gallsüchtigen Temperaments gehabt habe. Wenn aber auch dabei der Grundton seines innern Wesens vorzüglich mit in Anschlag zu bringen ist, so waren es doch nicht minder äußere Umstände, welche ihm diese verhängnißvolle Richtung gaben [3]).

1) Roe, welcher a. a. O. p. 179 dies erzählt, setzt hinzu: „This and some answers hee hath given, makes us judge him active".

2) „Solea dire che non invecchiano mai le vendette benche incanutissero". Sagredo Memorie L. XII, p. 730.

3) Relatione di 1637, Fol. 563: „Lo giudicano li medici, per una crudelta che spesse fiate impetuosando l'assale e per alcuni furori di sanguinolenti brami che gli vengano di sovente di natura bilosa, calda e secca, ma pare a me che piùtosto sia un habito fatto nel commettere strage et homicidii, et col ritrovarsi da molto tempo giornalmente nelle morti e nel sangue ect". Dann folgt die Angabe, daß Murad in den genannten fünf Jahren nicht

Wie verhaßt war ihm nicht gleich vom Anfang an der wilde Trotz und die unbändige Zügellosigkeit der Janitscharen und Sipahis! Und als sie nun bei einem Aufstande im Jahre 1632 seine Erbitterung dadurch aufs Höchste getrieben hatten, daß sie mit Ungestüm als Preis ihres ferneren Wohlverhaltens die Köpfe seiner treuesten Diener, des Großwesirs, des Schatzmeisters des Diwans, des Janitscharenagas, ja selbst den seines geliebtesten Leibpagen verlangt hatten, als auch die Reformen, wodurch er sie zur alten Ordnung und Zucht zurückzuführen gedacht, seinen Erwartungen nicht entsprachen, glaubte er sie eben nur noch durch den Terrorismus eines immerwährenden Blutgerichts in Schranken halten zu können, welches er in der Ohnmacht seiner Wuth ohne Unterschied über Gute und Böse, über Gerechte und Ungerechte ergehen ließ. Zum Unglück gesellte sich bei ihm zu dieser Mordlust am Ende auch noch ein unersättlicher Golddurst, welchen er freilich am leichtesten und sichersten dadurch befriedigen konnte, daß er seine begüterten Wesire aus dem Wege räumen ließ, blos um dann ihr Vermögen für seinen Schatz einzuziehen.

Es mag Zeiten und Verhältnisse geben, — und solche waren vielleicht damals für das osmanische Reich eingetreten —, wo selbst dergleichen Tyrannennaturen als Staatenlenker an ihrem Platze sind; aber sie sind sicherlich nicht dazu gemacht, einmal gesunkenen Reichen wieder aufzuhelfen und ihnen auf die Dauer eine glücklichere Zukunft zu schaffen. Auch pflegen sie — der Menschheit zur Ehre — selbst nur selten lange auszudauern. Der beständige Fieberparoxismus ihrer Leidenschaften zehrt sie in der Regel vor der Zeit auf. Das war auch bei Murad der Fall, dem seine Ärzte und seine Sterndeuter niemals ein langes Leben zusprechen wollten. Er erreichte kaum das volle Mannesalter. Wir wollen nun sehen, wie das, was seine Regierungs-

weniger als 25,000 Menschen umgebracht habe, „comprobando“, fügt der Verf. hinzu, „la mia opinione l'essere lui vissuto con assai placida et humana natura, sin al 1632, havendo promosso et eccitato alla strage l'arroganza et insolenza delle sue militie etc.“.

zeit Gutes und Böses brachte, die Hoffnungen gerechtfertiget hat, welche sich wenigstens an seine Jugend knüpften [1]).

Anfangs hatte der junge Murad wenig oder gar keinen Antheil an der Führung der Staatsgeschäfte. Sie blieb vorerst natürlich ganz in den Händen seiner Mutter, ihrer Vertrauten und ihrer Günstlinge, die ihn auf den Thron erhoben hatten. Jene, damals selbst noch in der Blüthe und der Kraft der Jahre — sie zählte deren kaum 30 — galt für eine Frau von sehr angenehmem Äußern, scharfem Verstande und ausgezeichneten Eigenschaften des Geistes und Charakters. Man rühmte ihre Tugend, ihre Einsicht, ihre Klugheit und ihre edle Freigebigkeit bei weiser Sparsamkeit. Den größten Theil ihrer ansehnlichen Einkünfte — sie wurden auf mehr als 150,000 Dukaten jährlich geschätzt — verwendete sie zu Werken der Wohlthätigkeit. Mehr wie ein Mal verschaffte sie sämmtlichen Schuldgefangenen dadurch die Freiheit wieder, daß sie den Forderungen der Gläubiger mit den Mitteln ihres Privatschatzes gerecht wurde. Ihr tief religiöser Sinn glaubte auf diese Weise der Regierung ihres Sohnes den Segen des Himmels für immer zu sichern. Auch scheute sie keine Opfer, wenn es galt, demselben in seinen oft sehr drückenden Geldnöthen zu helfen. Selbst den besten Theil ihrer Kleinodien setzte sie daran, um ihn augenblicklichen Verlegenheiten zu entreißen. Sie verdiente sich damit aber wenig Dank. Denn als sich Murad stark genug fühlte, die Zügel der Herrschaft selbst zu ergreifen, wußte er sich ihrer Vormundschaft nicht besser zu entziehen, als daß er sie zwei Mal nach dem alten Serai in die Verbannung schickte [2]).

1) „The youth of the emperor gives them great hope of recollecting themselves", meint Roe noch in einer an den polnischen Gesandten, Herzog von Zbarawsky, gerichteten Depesche vom Sept. 1624: Negotiations, p. 283.

2) Auch über die Persönlichkeit und den Charakter der Mutter Murad's IV. spricht am besten die Relatione di 1637, Fol. 573—575. Sie hatte, als der Verfasser schrieb, erst das 45. Jahr erreicht und war folglich im 31., als Murad den Thron bestieg. „È questa Signora", sagt er, „di Greca natione, di età al presente in circa alli quarancinque anni, di bellisimo aspetto et gentilissima natura, benigna, et molto amica del diporto et solazzo, virtuosa, saggia,

Die Regierungskunst hatte die Sultanin-Mutter bereits zu Zeiten ihres Gemahls, des schwachen Ahmed I., erlernt und geübt. Allein wenn sie auch eine noch viel höhere Befähigung dazu besessen hätte, als es wirklich der Fall war, so würde es ihr doch, unter den obwaltenden Verhältnissen, schwerlich gelungen sein, die Ruhe und den Frieden im Reiche sofort auf eine Weise wiederherzustellen, welche demselben eine glücklichere Zukunft auf die Dauer zu verbürgen im Stande gewesen wäre. Denn bei allen Vorzügen des Geistes und Charakters war sie nicht frei von Schwächen, die sich nur zu bald um so mehr fühlbar machten, da es ganz und gar an Männern fehlte, die ihr mit Rath und That, mit Kraft, Entschlossenheit, redlichem Willen und tieferer Einsicht zur Seite gestanden hätten [1]). In keinem Falle war der schwache Großwesir Kemankesch Ali Pascha ein solcher. Er hatte seine Erhebung vorzüglich der Bereitwilligkeit zu danken gehabt, womit er die Hand zur Entthronung des unglücklichen Mustafa geboten, wußte nun aber seine Macht zu nichts Besserem zu benutzen, als sich so schnell wie möglich seiner Gegner und Nebenbuhler zu entledigen. Der Mufti, ein redlich gesinnter Mann, wurde seiner Stelle entsetzt, weil er den Muth hatte, dem Großwesir über seine Habsucht und Bestechlichkeit ernstliche Vorstellungen zu machen, und die zwei angesehensten Wesire, den alten Gurdschi-Mohammed und Chalil-Pascha, beide seine Vorgänger, ließ Ali,

prudente, splendida e liberale, spendendo quanto denaro possiede et di soverchio ancora, si che bene spesse fiate di qualche grossa somma di debito resta aggravata; et è così d'animo generoso, che quando suo figliuolo con ajuto di costa non gli da il modo da sodisfare à chi deve, vende alcuna sua gioia et il creditore rende pago". Und dann erwähnt er noch, daß sie zwei mal hintereinander alle Schuldgefangenen befreit, „per impetrare dal cielo la continuata prosperità del imperatore suo figliuolo".

1) Die venetianische Relation vom J. 1623, bei Hammer a. a. O. S. 2, charakterisirt unter Anderm die damalige Stellung der Sultanin-Mutter folgendermaßen: „Tutta la potenza e autorità (è) dalla madre, donna tutta diversa di quella di S. Mustafa, di vigorosa età e d'animo e spiriti grandi e solita nel Impero del marito haver parte nel Governo".

weil er sie fürchtete, unter dem Vorwand ins Gefängniß werfen, daß sie es mit dem Rebellen Abasa gehalten und ihn im Geheimen zur Vernichtung der Janitscharen aufgereizt.

Durch dergleichen Gewaltstreiche konnte indessen des Reiches Wohlfahrt jetzt am wenigsten gefördert werden. Dafür handelte es sich in Wahrheit um ganz andere Dinge. Vor Allem galt es, das bis ins Tiefste erschütterte Ansehen des Thrones, die Achtung und Ehrfurcht vor der mit Füßen getretenen Majestät des Herrschers wiederherzustellen. Hier war die Aufgabe aber nur um so schwerer zu lösen, weil, wie Th. Roe bei dieser Gelegenheit treffend bemerkt, es überhaupt keine leichte Sache ist, einem Volke, wenn es einmal von den Wogen des Aufruhrs, wie auf wildbewegter See, umhergetrieben worden ist, den Geschmack an seiner eigenen revolutionären Bosheit — zumal wenn sie von Erfolgen begleitet war — sogleich wieder zu benehmen [1]).

Es galt ferner, der in der letzten Zeit, unter dem beständigen Wechsel ihrer Träger, in grenzenlose Zerrüttung, in das heilloseste Schwanken versunkenen Staatsregierung durch ein stätiges, gesichertes Verwaltungssystem wieder einige Festigkeit und nachhaltigeres Vertrauen zu verschaffen. Nicht genug, daß in den letzten 15 Monaten drei Sultane den Thron bestiegen, hatten sich ja in demselben kurzen Zeitraume nicht weniger als 7 Großwesire, 2 Kapudan-Paschas, 5 Janitscharen-Agas, 3 oberste Defterdare und 6 Paschas von Kairo in dem Besitz der Gewalt getheilt. Und in gleichen Verhältnissen hatte der Wechsel natürlich auch in allen übrigen höheren Verwaltungsstellen stattgefunden, wie namentlich bei den Statthalterschaften der Provinzen. War es nicht schon längst, selbst in weit weniger bewegten Zeiten, osmanische Staatspraxis geworden, daß die ephemeren Machthaber nur darauf bedacht waren, die einträglichsten Ämter in allen

1) „There rests yett one great difficulty“, meint Roe a. a. O. p. 180, „to introduce that awe of majestie, which hath bene trampled under foote; and it is a great one, when a people like the sea, have made a breach into antient reverence and prospered; the tast of wickedness is not so easily lost“.

Zweigen des öffentlichen Dienstes an ihre Creaturen zu vergeben oder sie an die Meistbietenden zu verkaufen, um auf diese Weise nur so schnell wie möglich ihren Beutel zu füllen! [1]) Nichts beschleunigte aber den Ruin des Reiches mehr, als dieser ewige Wechsel habsüchtiger Statthalter. Das hatten z. B. die Einwohner von Kairo sehr wohl erkannt, als sie dem neuen Pascha von Ägypten, der ihnen — in anderthalb Jahren der siebente — kurz nach der Thronbesteigung Murad's zugeschickt wurde, ohne Weiteres die Thore verschlossen. Nicht Ungehorsam gegen die Befehle des Großherrn, erklärten sie, treibe sie zu diesem Schritte, sondern die Noth des Landes, welches durch den unaufhörlichen Wechsel seiner Statthalter, die es nur immer mit neuen Steuern belegen und schonungslos aussaugen, in kurzer Zeit gänzlich zu Grunde gerichtet werden würde; ihren Tribut wollten sie nach wie vor gern erlegen, den Wechsel des Statthalters würden sie sich aber fernerhin nur noch alle drei Jahre gefallen lassen [2]).

Und mußte man, wenn man überhaupt noch an die Möglichkeit der Wiederherstellung geordneter Zustände glaubte, nicht ernstlich darauf bedacht sein, der Zügellosigkeit der Janitscharen und Sipahis Schranken zu setzen, der erschrecklichen Finanznoth ein Ende zu machen, der Rebellen in Asien Herr zu werden, und der Hohen Pforte den Mächten Europas gegenüber die schon fast verlorene achtunggebietende Stellung wiederzuerringen!

In Erwartung der Dinge, welche die neuen Gewaltha-

1) Roe, a. a. O. p. 178: „so as the whole empire hath, in a manner, fyned 4 or 5 tymes: such is the eating, for a welcome, of every bassa to their government", setzt er dazu, indem er diese Dinge erzählt.

2) Depesche desselben an Sir Dudley Carleton vom 24. Januar 1623: daselbst p. 213. Sie haben den ihnen zugedachten Pascha zurückgeschickt, heißt es da, „not as disobedient to the grandsignior, but complayning, that the country is not able to support soe many changes of governours and new exactions, that they make uppon them; with, which they say, theyr province is undone, this being, the seaventh in 15 monthes".

der in allen diesen Beziehungen thun würden, so scheint es, trat unmittelbar nach dem Thronwechsel ein Moment ebenso peinlicher als trügerischer Ruhe ein. Sowol die feierliche Säbelumgürtung, wie das Beschneidungsfest des jungen Sultans — man hatte unter den Unruhen der letzten Jahre noch nicht einmal Zeit gehabt, daran zu denken — wurden gleich in den ersten Tagen ungestört, aber ohne Prunk, wenn auch nicht ohne trübe Stimmung vollzogen. Alles schien sich, auffallend genug, in Gehorsam und Ergebenheit der neuen Ordnung der Dinge und dem Willen derer fügen zu wollen, die berufen waren, fortan die Geschicke des Reiches zu leiten und zu beherrschen. Dem sofort erlassenen Befehle, daß alle während der Unruhen namentlich durch die Räubereien und das Bestechungswesen des letzten Großwesirs, Mere-Hussein, veruntreuten und verschleuderten Gelder und Kleinodien an Edelsteinen, Gold- und Silbergeschirr und anderen Kostbarkeiten aus der Staatskasse und den Schatzkammern des Serai unverzüglich zurückerstattet oder ersetzt werden sollten, wurde mit überraschender Bereitwilligkeit Folge geleistet. War es Furcht oder augenblickliche Reue, genug, während Mere-Hussein dem unvermeidlichen Strafgerichte durch die Flucht zu entgehen suchte, wetteiferten Alle, welche an seinem Raube direkt oder indirekt betheiligct waren, in der Ehrlichkeit, womit sie sich des unrechtmäßig an sich gebrachten Gutes zu entäußern bemüht waren. Mehrere Tage lang flossen auf diese Weise von allen Seiten nicht unansehnliche Summen in den leeren Staatsschatz. Ein einziger ehemaligen Janitscharen-Aga, welcher zum Pascha von Ägypten ernannt worden war, zahlte z. B. allein 800,000 Piaster solches Sündengeld an die Casna zurück [1]).

1) „Never", so schildert Roe a. a. O. p. 179 die herrschende Stimmung in den ersten Tagen nach dem Thronwechsel, „appeared so great a chaunge, even in affections, if not dissembled. The most disordered assume a face of obedience, which I once thought banished this citty, and choose rather submission to lawes, then threadened destruction; the calme is as violent as the storme". Und dann erzählt er eben, wie willig man sich dem Befehle wegen Zurücklieferung der durch Hussein geraubten und vergeudeten Schätze gefügt habe.

Aber leider reichte diese unerwartete augenblickliche Hülfe, welche mit den täglich steigenden Bedürfnissen der neuen Regierung in gar keinem Verhältniß stand, nicht einmal hin, den dringendsten Anforderungen an dieselbe zu genügen. Denn kaum hatten die Janitscharen gemerkt, daß die Kassen leidlich gefüllt seien, als sich auch unter ihnen der nur schlummernde böse Geist sogleich wieder zu regen begann. Sie wurden unruhig und verlangten nun noch nachträglich mit Ungestüm und unter fürchterlichen Drohungen das Thronbesteigungsgeschenk und die Solderhöhung, worauf sie nur erst vor wenigen Tagen so großmüthig Verzicht geleistet hatten. Was war da zu thun? — Eine Weigerung hätte ja Alles sofort wieder aufs Spiel gesetzt. Das Geld mußte also geschafft werden. Ein ebenso eitler als unkluger Versuch des Großwesirs, sie anstatt mit den herkömmlichen 25 Dukaten für den Kopf, vorläufig mit ebenso viel Aspern abzufinden, machte die Sache nur noch schlimmer. Denn er verrieth die Noth des Schatzes und erhöhete den Trotz der Meuterer. Sie wollten sich nun nicht einmal mit Silbergeld und den schlechten currenten Münzen genügen lassen, die man ihnen aufdringen zu können wähnte. Mehr wie ein Fünftel, höchstens ein Viertel seines Antheils wollte keiner in Silber annehmen. Der Rest, darauf bestanden sie ausdrücklich — und wer hätte den Muth gehabt, ihnen zu widerstehen? — mußte in Gold, vollwichtigen Dukaten oder Zechinen ausgezahlt werden. So verzehrte das Thronbesteigungsgeschenk sogleich wieder mehrere Millionen Goldes, die auch noch im ersten Monat der neuen Regierung, vorzüglich aus der innern Casna, nach und nach zusammengebracht und wirklich ausgezahlt wurden [1]).

1) Roe p. 180, 181. Er sagt ausdrücklich, daß die Janitscharen, „some repenting, some denying their consent to remitt their donative and encrease of pay, have anewe sharply demanded it, with threats of innovation“. Und dann spricht er noch besonders von ihrer Weigerung, Silber und „the ordinary coyne of the country“ annehmen zu wollen, indem er das Thronbesteigungsgeschenk der Janitscharen allein, „besides the Spahies and other orders“,

Denn was einmal den Janitscharen gewährt wurde, das konnte nun auch allen Denen nicht verweigert werden, welche auf gleiche Gunst rechtliche und verjährte Ansprüche zu haben glaubten. Dazu gehörten aber nicht etwa blos alle übrigen besoldeten Truppen, sondern auch alle Würdenträger des Reichs und die gesammte Dienerschaft des Serai, von dem Großwesir bis herab zu den Gartenwächtern und den Predigern der großherrlichen Moscheen. Bekam der Janitschar seine 3000 Aspern, die damals 25 Zechinen gleichgestellt wurden — und es waren deren jetzt 45—46,000 — so forderten die 22,000 Sipahis, die 6000 Topdschis, die 400 Tschausche, die 1500 Kapidschis und Alle, welche mit ihnen von dem Hofstaate in gleichem Range standen, die 200 Mundköche und die 1500 Bediente des großherrlichen Marstalles, ihr längst durch das Herkommen festgesetztes Geschenk von je 1000 Aspern. Die 300 Muteferrika verlangten und erhielten deren je 2000, und auf den höheren Stufen dieser Beamtenhierarchie berechnete sich der Betrag dieses unfreiwilligen Ehrensoldes gar nicht mehr nach Aspern, sondern gleich nach Zechinen. Der Großwesir, der Mufti und die beiden Heeresrichter erhielten je 2500 Zechinen, freilich nur eine Kleinigkeit für Leute, denen Mittel zu Gebote standen, sich in kurzem deren Hunderttausende zu verschaffen. Den übrigen Wesiren gebührten je 2000 Zechinen, den drei Defterdaren je 250, ebenso viel dem Janitscharen-Aga, während die 6 Agas der Sipahi sich zusammen mit nur 120 Z. begnügen mußten. Und so sank dieses Thronbesteigungsgeschenk in für die damaligen Rangverhältnisse der Diener des Staates und des Hofes sehr charakteristischen Abstufungen nach und nach wieder aus der Region der Zechinen in die der Aspern herab. Die Kapidschibaschi wurden mit 100, die Tschauschbaschi mit ebenso viel, der Ober-Zolldirektor (Capo delli Emini) und der Ober-Hofprediger (Capellano del Rè) mit je 25 Zechinen abgefunden, während die 18 Diener der 6 königlichen oder großherrlichen Moscheen zusammen

welches innerhalb 15 Monaten zwei mal gezahlt worden sei, auf je eine Million klingender und vollwichtiger Zechinen schätzt.

nur mit 150 Z., die 30 Leibpagen mit 250 Z., und endlich die 3000 Bostandschi mit je nur 240 Aspern bedacht wurden [1]).

Wie war es aber möglich, mit den vorhandenen Mitteln solchen Anforderungen gerecht zu werden? — Man mußte nothgedrungen zu den äußersten Schritten seine Zuflucht nehmen, um nur Geld zu schaffen. Ein solcher Schritt finanzieller Verzweifelung war es z. B. offenbar, daß der von allen Seiten bedrängte Großwesir, ungeachtet der sehr eindringlichen Gegenvorstellungen einiger erfahrenen Mitglieder des Diwans, welche einen solchen Ausweg für der Pforte nicht würdig und überdies im voraus für erfolglos erklärten, die Gesandten der vier befreundeten Mächte, Venedig, Frankreich, England und Holland, denen er seine Noth anzuvertrauen keinen Anstand nahm, um ein winziges Darlehen von 30,000 Zechinen anging. Es ist dies das erste Beispiel davon, daß die Pforte die Freundschaft christlicher Mächte, denen sie, wie namentlich Frankreich, dergleichen politische Liebesdienste früher immer hartnäckig verweigert hatte, nun ihrer Seits auf diese Weise in Anspruch zu nehmen gezwungen war. Die Sache hatte aber, wie zu erwarten war, gar keinen Erfolg. Die Gesandten, welche für solche Fälle weder mit Fonds noch mit Vollmachten versehen waren, lehnten diese bis dahin noch unerhörte Zumuthung höflichst ab. Der schlechte Zustand des Handels, welcher in der letzten Zeit, zumal bei den gänzlich gedrückten und zerrütteten Geldverhältnissen, fast auf nichts herabgesunken war, wurde mit als Hauptgrund ihrer Weigerung angegeben. Denn die Gesandtschaftskassen waren damals mit ihren Einnahmen vorzüglich mit auf den Ertrag von den Handelsgeschäften und den darauf lastenden Abgaben ihrer respectiven Nation angewiesen. Niemand wagte aber mehr etwas zu unternehmen, weil der reelle Werth der schlechten Münzen, mit denen man bezahlt wurde, so gering war, daß man kaum mehr ein Drit-

1) Ein genaues Verzeichniß des Betrages aller Thronbesteigungsgeschenke, wie sie unter Murad IV. festgesetzt waren, gibt die Relatione di 1637, Inform. Polit. Vol. XI, Fol. 612, der wir die obigen auch für die damalige numerische Stärke der betheiligten Corps sehr interessanten Angaben entnehmen.

tel des wirklichen Preises seiner Waare realisiren konnte. Daher war auch in den Beuteln der Gesandten meistens eine trostlose Ebbe [1]).

Da mußte sich nun freilich, um nur das Schlimmste, einen neuen Aufstand, vielleicht selbst eine abermalige Entthronung, abzuwenden, der junge Sultan dazu bequemen, den letzten Rest seines goldenen Tafelgeschirres, im Betrag von 400,000 Drachmen, aufzuopfern, um nur den Gelddurst der Janitscharen mit den daraus geprägten Zechinen zu stillen [2]). Die Noth trieb aber bald zu weit ärgeren Gewaltmaßregeln, von denen zunächst die reichen Wesire betroffen wurden. Wenigstens hatte das Verlangen, sich ihrer meistens unrechtmäßig aufgehäuften Schätze zu Gunsten der leeren Staatskassen zu bemächtigen, sicherlich nicht den kleinsten Antheil an den blutigen Katastrophen, welche mehreren von ihnen schnell nacheinander das Leben kosteten.

Zuerst mußte dies der ehrgeizige und herrschsüchtige Beder Mohammed-Pascha erfahren, welcher, nachdem er als Statthalter von Ägypten schon bedeutende Reichthümer zusammengescharrt hatte, zum Pascha von Ofen ernannt, eine Summe von 100,000 Zechinen daran setzen wollte, um sich mit Hülfe der ihm ergebenen Sipahis der Stelle des Großwesirs zu bemächtigen. Der Streich, den er so dem schwachen Kemankesch-Ali zugedacht, fiel aber auf sein eigenes Haupt zurück. Durch Verrath bei Zeiten von seinen Umtrieben unterrichtet, wußte Kemankesch sich dieses gefährlichen Nebenbuhlers dadurch zu entledigen, daß er den Sultan mit Leichtigkeit von der Nothwendigkeit überzeugte, ihn so schnell wie

1) Roe, a. a. O. p. 180: „Our necessities beeing as great in our proportion as theirs, forced a refusall, the money beeing so abused and our trades so poore, as they affoord us no full purses“. Und dann weiterhin p. 181: „The merchaunt straunger must leave these parts, coyne beeing so base in the quality, and yett risen in the value above an other third, that really hee hath butt one third of his antient price for his commodity“.

2) Roe, a. a. O.: „The newe emperour, to serve this turne, hath given out 400,000 dramms of gold, beeing his best vessell, to make coyne“.

möglich aus dem Wege zu räumen. Denn er brauche seine Schätze doch nur dazu, die Truppen aufzuwiegeln und auf diese Weise immer wieder die Ruhe des Reiches und die Sicherheit des Thrones zu gefährden. Den Wink verstand Murad, welchem Beber auch noch deshalb verhaßt war, weil er zur Zeit als Sultan Osman nach Polen zog, zur Ermordung seines älteren Bruders gerathen hatte, nur zu gut. Mohammed wurde, nichts ahnend, nach dem Serai beschieden, und empfing hier fast an den Stufen des Thrones, anstatt des Reichssiegels den verhängnißvollen Todesstoß, welcher den großherrlichen Schatz zum rechtmäßigen Erben seines ungeheuern Vermögens an baarem Gelde, Kostbarkeiten aller Art und liegenden Gründen machte [1]).

1623 Das geschah in den ersten Octobertagen 1623, nachdem Murad kaum einen Monat lang den Reiz und die Last der Herrschaft erfahren hatte. Das Gefährliche dieses Mordes, des ersten, welcher mit ausdrücklicher Zustimmung des Sultans verübt wurde, lag aber eben darin, daß er nur zu leicht zu ähnlichen blutigen Auskunftsmitteln verführte, sobald die Noth des Augenblickes keine Wahl ließ. Zunächst fuhr man fort, die reichen Wesire zu brandschatzen oder Statthalterschaften und zinspflichtige Fürstenthümer an die Meistbietenden zu verkaufen. Der erst vor vier Monaten auf Betrieb der ihm feindlich gesinnten Polen verdrängte Woiwode der Moldau, Stephan Thomscha, wurde jetzt wieder zu Gnaden angenommen und abermals in sein Fürstenthum eingesetzt, weil er einen noch höheren Kaufschilling bot, als Radul, der gleichwol für seine Belehnung nicht weniger als 300,000 Piaster erlegt hatte [2]).

Besonders hatte man es auf alle die Wesire abgesehen, welche in dem Rufe standen, sich in den letzten Jahren an den Schätzen Ägyptens bereichert zu haben. Einer derselben, welcher jetzt seinen Platz unter den Wesiren der Kuppel inne hatte, sollte über den Erwerb seines ansehnlichen Ver-

1) Roe, a. a. O. p. 181, und etwas abweichend, venetianische Gesandtschaftsberichte bei Hammer O. G. Bd. V, S. 19.

2) Ders., Depesche vom 24. Januar 1624, p. 213.

mögens Rede stehen. Um aber wenigstens seinen Kopf zu retten, hielt er es für klug, noch bei Zeiten die Flucht zu ergreifen und ohne Weiteres Haus, Hof und alle seine Habe dem Sultan zu überlassen, indem er ihm schriftlich noch folgende lakonische Warnung mit in den Kauf gab: „Nackend bin ich hierher gekommen, nackend gehe ich jetzt von dannen. Nimm Alles, was ich habe, wenn das dazu beitragen kann, Dein Reich zu retten, welches bei solchem Regiment nicht lange mehr dauern wird". Der Streich misfiel dem Sultan nicht. Er ließ die Warnung für den Augenblick gelten, gab, auf Verwendung des Mufti, dem Flüchtigen seinen Sitz unter der Kuppel zurück und begnügte sich mit einer Abfindungssumme von 50,000 Piastern [1]).

Nicht so leichten Kaufs kam der Großwesir selbst davon. Kemankesch war eine schwache, zaghafte und dabei gemeine Natur, wie sie solchen Verhältnissen ganz und gar nicht gewachsen sind. Wie hätte er den Intriguen und Aufhetzereien seiner Feinde auf die Dauer und mit Erfolg Widerstand leisten sollen! Er hatte ja nicht einmal den Muth, dem Sultan offen einzugestehen, wie kläglich es überall im Reiche aussehe, daß die Rebellen in Asien noch immer nicht besiegt seien, daß in Ägypten der böse Geist des Aufruhrs und Ungehorsams täglich weiter um sich greife, daß die Gährung unter den Truppen nach wie vor fortdauere, der Schatz leer sei und in den Arsenalen die größte Unordnung herrsche. Es war freilich keine leichte Sache, da der Wahrheit immer mit sich aufopfernder Treue gerecht zu werden. Er wußte wohl, daß auch dabei sein Kopf auf dem Spiele stand. Aber das leidige System der Alles bemänteln wollenden Verschwiegenheit war doch da nicht durchzuführen, wo es im Gegentheil gegolten hätte, die vorhandenen nothdürftig verhüllten Wunden erst ohne Scheu ganz aufzureißen, um dann bei ihrer Heilung nur desto tiefer auf

1) Roe, Depesche vom 24. Januar 1624, p. 213 und 214. Das lakonische Schreiben lautete, wie es hier Roe wiedergibt: „Naked I came hither and naked I returne: Take that I have, yf that may help to preserve your state, which, under such gouvernours, cannott long endure".

den Grund des Uebels zu dringen. Das Maß ward voll, als Kemankesch, dem die kleinlichen Umtriebe gegen seine Feinde, den Mufti und den Kislaraga, viel mehr zu schaffen machten, als des Reiches Wohlfahrt, die Unverschämtheit seiner Feigheit so weit trieb, daß er auf die schon bis zu den Ohren des Sultans gedrungenen Gerüchte von dem Falle von Bagdad hin die bereits vollendete Thatsache dennoch geradezu hinwegleugnen wollte. Solche Treulosigkeit entflammte den Groll in dem empörten Geiste des jungen Murad bis aufs Höchste, zumal da Kemankesch auch sonst noch schwere Schuld auf sich geladen hatte.

Sein schmutziger Geiz, seine unersättliche Habsucht hatte ihn selbst in dieser Zeit fortwährender Bedrängniß des öffentlichen Schatzes zu den schmachvollsten Betrügereien und Unterschleifen verleitet. Man konnte ihm nachweisen, daß er die Asper so gering hatte ausprägen lassen, daß ihr Silbergehalt kaum noch ein Fünftel betrug, während er das gute Geld, womit er die Janitscharen bezahlen sollte, ruhig in seine Tasche gesteckt und ihren Sold mit seinen schlechten Münzen ausgezahlt hatte. Wie hätte man aber das Misvergnügen und den Geist des Aufruhrs unter den Truppen, die man auf jede Weise niederhalten sollte, besser nähren können! Dafür mußte er mit dem Leben büßen. Nach dem Serai beschieden, konnte er sich vor Murad's Zorne nicht einmal mehr Gehör verschaffen. Der Sultan ließ ihm auf der Stelle seinen Kopf vor die Füße legen und befahl, seinen entseelten Körper, zum abschreckenden Beispiel, nackend hinaus auf die Straße zu werfen. Es fand sich, daß sein ungeheures Vermögen, welches sogleich eingezogen wurde, innerhalb sechs Monaten durch jenen Münzbetrug und den Verkauf von Stellen und Gerechtigkeit allein an baarem Gelde bis auf 700,000 Scudi angewachsen war, der übrigen Habseligkeiten, an kostbaren Stoffen, Gold- und Silbergeschirr, Edelsteinen u. s. w. gar nicht zu gedenken [1]).

1) Roe, Depesche vom 3. April 1624, p. 230: „The true cause“ seines Todes, heißt es hier, „was his owne sordid covetousnesse, who in sixe moneths had heaped upp an infinite treasure, by

Die schwere Last des Großwesirats, welcher sich Niemand mehr gerne unterziehen wollte, wurde dem alten Tscherkeß-Mohammed, der als ehemaliger Waffenträger des Sultans in besonderer Gunst stand und vor kurzem Statthalter von Damaskus gewesen war, wider Willen aufgebürdet. Er stand in dem Rufe eines ehrlichen und redlichen Mannes, besaß aber weder Fähigkeiten, noch Charakter genug, in solchen Zeiten und unter solchen Stürmen das Staatsruder mit Glück zu führen [1]).

Bald nach der Hinrichtung des alten Großwesirs — sie fand am 24. März 1624 statt — ereilte auch den wegen sei- 1624
ner Tyrannei so verhaßten Mere-Hussein endlich das rächende Geschick. Herrschsüchtig und ehrgeizig, wie er war, soll er den Rest seines Raubes vorzüglich dazu verwendet haben, sich die Stelle des Kaimakam zu erkaufen, die ihn in Abwesenheit des Großwesirs, welcher die Truppen gegen die Rebellen in Asien führen sollte, wieder in den fast unbeschränkten Besitz der Macht gesetzt haben würde. Allein mit dergleichen Tyrannennaturen wollte Murad nichts zu schaffen haben; und überdies hatte sich Hussein durch seine früheren Verbrechen der schwersten Ahndung schon würdig genug gemacht. Anstatt des erstrebten Postens wurde ihm also die seidene Schnur bestimmt, die dieses mal dem großherrlichen Schatze nur 50,000 Zechinen baar und einige Kleinodien eintrug. Denn mehr fand sich nicht in Hussein's Nachlasse [2]).

Der mehr als neunzigjährige Gurdschi-Mohammed wurde nun wieder herbeigezogen, um als Kaimakam an des Großwesirs Stelle, welcher bald nach Asien übersetzte, um Abasa-Pascha zu bekämpfen, die eigentlichen Pfortenge-

portsale of all justice and offices, which hath weighed him to the ground". Den Betrag des baaren Geldes, welches man in seinen Kisten fand, erfahren wir aus einer venetianischen Depesche, bei Hammer a. a. O. S. 21: „Fu trovata la somma di 700,000 scudi in contanti".

1) „A man of a honest and sincere nature", nennt ihn Roe a. a. O., „butt, we fear, too good for the place and tymes".

2) Venetianischer Bericht vom August 1624, bei Hammer a. a. O., S. 21.

schäfte zu führen. Ein hellsehender Kopf und dabei noch immer energisch genug, Maßregeln, welche er für nöthig und heilsam hielt, auch ohne weitere Rücksicht durchzuführen, hatte er sogleich richtig erkannt, daß der Grund alles Uebels vorzüglich mit in den gänzlich zerrütteten Geldverhältnissen zu suchen sei. Denn damit war es in der That nun schon so weit gekommen, daß, weil Niemand seine Waare mehr für werthlose Münzen feil haben wollte, aller Handel stockte und die Hauptstadt, für welche aus diesem Grunde schon die Zufuhr schwierig wurde, ernstlich von einer Hungersnoth bedroht war. Hier konnte nur durch energische, schnell und nachhaltig wirkende Heilmittel geholfen werden. Es kam Alles darauf an, den Werth der Münzen wieder auf einen entsprechenden Fuß zu bringen.

Gurdschi benutzte dazu die nächste Soldzahlung der Janitscharen. Er ließ ihnen ihre 10 Aspern tägliche Löhnung in der currenten leichten Münze auszahlen, dann aber zehn Tage später überall bekannt machen, daß jene 10 fernerhin nur noch den Werth von 3 Aspern haben sollten, indem zugleich die Zechine, welche bis auf die enorme Höhe von 420 Aspern getrieben worden war, nur noch 120, und der Piaster, den man mit 280 A. verwerthet hatte, nicht mehr als 80 gelten sollte. Um nun aber auch ein richtiges Verhältniß zwischen Geld und Waare herzustellen, bestimmte gleichzeitig eine neue Marktordnung die Preise der vorzüglichsten Lebensbedürfnisse in entsprechender Weise. Uebertretungen wurden streng, in einzelnen Fällen selbst mit dem Tode bestraft; aber am Ende fügte sich, wenn auch die Janitscharen etwas murrten, doch Alles einer Gewaltmaßregel, welche das Volk im Allgemeinen mit Freude begrüßte und deren Gelingen selbst Th. Roe für einen größern Sieg im Frieden erklärte, als die Eroberung einer ganzen Provinz in einem glücklichen Kriege. Denn es war, nach seiner Meinung, der eigentliche Anfang der Wiederherstellung des Reiches, der beste Beweis, daß der Geist des Gehorsams wieder einigermaßen Wurzel gefaßt und das Vertrauen zur Regierung neues Leben gewonnen hatte [1]).

1) Roe, Depesche vom 26. November 1624, p. 315: „The chi-

Nur war auch damit der Noth des öffentlichen Schatzes noch wenig geholfen. Denn noch immer standen die ungeheuern Summen, welche der Trotz der Truppen und nun auch noch der Krieg in Asien verschlang, in gar keinem Verhältnisse zu dem, was durch weise Sparsamkeit, strenge Verwaltung oder finanzielle Gewaltstreiche gewonnen werden mochte. Was half es z. B. daß im nächsten Jahre, 1625, 1625
die ganze reiche Erbschaft des in Kairo verstorbenen Kislaraga in den großherrlichen Schatz floß, welche allein an baarem Gelde in 80 Kisten zu je 40,000 Zechinen bestand![1]) Was half es, daß man um dieselbe Zeit den ungestümen Forderungen der Sipahi auch noch den Defterdar Abdul-Kerim-Pascha zum Opfer brachte, um sich dann seiner gleichfalls sehr beträchtlichen, meistens freilich auf unrechtmäßige Weise aufgehäuften Reichthümer zu bemächtigen![2]) Die Millionen, welche man auf diese Weise zusammenbrachte, mußten ja sogleich wieder nach Asien geschickt werden, um dort die Ehre der osmanischen Waffen noch einigermaßen aufrecht zu erhalten.

Noch vor Ausgang des genannten Jahres verlangte der Großwesir 1,200,000 Zechinen, wenn er während des Winters gegen die Rebellen das Feld behaupten und seine so schon aufsässigen Truppen für die bessere Jahreszeit bei der Fahne

macham hath obteyned a greater victory in peace and of more consequence to this state, then the conquest of a province, in the difficult business of monyes, which were growne so base, that no provision was brought in, shopps shutt upp, all trade at a stand, the citty in danger of famine ... The soldiours have obeyed, and although many tradesmen have suffered, in the first dayes, death and other severe punishments, yett at last it is overcome, to the universall yoy of the people, and there is no greater wonder, then that they, who lately were tigers, are now as tame as asses".

1) Roe, Depesche vom 11. August 1625, p. 431.

2) Derselbe, Depesche vom 24. September 1625, p. 439. Er wurde wie Kemankesch nach dem Serai beschieden, dort ohne Prozeß hingerichtet und dann sein nur mit einem Hemde bekleideter Leichnam auf die Straße geworfen, „an usuall end of riches and greatness in this court", setzt Roe mit diplomatischer Gleichgültigkeit hinzu.

behalten wolle. Es konnte aber augenblicklich kaum ein Drittel der verlangten Summe beschafft werden. Für den Rest erhielt er nur sehr problematische Zusagen, deren Erfüllung von der Art abhängig gemacht wurde, wie man neue finanzielle Hülfsquellen zu eröffnen im Stande sein würde. Damit stand es aber noch immer sehr übel. Es wurde darüber im Diwan Tag für Tag hin und her berathen, ohne daß ein fruchtbringendes, beruhigendes Resultat erzielt worden wäre. Denn die gewöhnlichen Einkünfte, welche in der Noth der jüngsten Zeiten, namentlich in Folge der in erschreckenden Verhältnissen fortschreitenden Entvölkerung des Landes, ohnehin sehr zusammengeschmolzen waren, konnten nur schwer eingetrieben werden, und so sah sich die damalige osmanische Finanzkunst nur immer wieder an das leidige System außerordentlicher Auskunftsmittel, Erpressungen jeder Art und vorzüglich Brandschatzung der Reichen und Begüterten verwiesen.

Das blieb in den ersten Jahren der Regierung Murad's IV. in Wahrheit der perennirende Finanzzustand des Reiches, für welchen vor Allem der Krieg in Asien verhängnißvoll war. Noch im Sommer 1627, als der Perser-Schah Frieden bot, erklärte der Großwesir, daß, wenn man Bagdad nicht aufgeben und den Krieg mit der Hoffnung einiges Erfolges fortsetzen wolle, ihm auf der Stelle mindestens $1\frac{1}{2}$ Millionen Dukaten zur Verfügung gestellt werden müßten. Man konnte aber nur 250,000 Piaster aufbringen, die ihm erst im nächsten Frühjahr zugeschickt wurden [1]).

1627

1) Roe hat mit Recht der damaligen traurigen Finanzlage des osmanischen Reiches, aus welcher sich so Vieles erklärt, was sonst ein Räthsel bleiben würde, ganz besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Er kommt in seinen Depeschen immer wieder darauf zurück. Ihnen sind auch die obigen Thatsachen entnommen, namentlich Depesche vom 14. November 1625, p. 456; vom 21. Februar 1626, p. 486: „The wants of mony are importunate and begett dayly newe and insupportable oppressions"; ferner vom 5. November desselben Jahres, p. 571: „This state doth hold continuall councells to fynd mony and meanes for the Asian war"; vom 21. April 1627, p. 641: „Mony is extorted per fas et nefas or drawn from rich subjects precario, to

Rechnet man nun dazu noch, daß es durchaus nicht gelingen wollte, sich des bösen Geistes der Truppen zu bemeistern, daß sie im Gegentheil noch immer darauf bestanden, daß ihnen die Verwaltung der öffentlichen Einkünfte, namentlich die Verpachtung der Zölle und der Verkauf der Steuerregister, überlassen werde, daß sie bei der Vertheilung von Stellen und Ämtern, ja selbst bei der Rechtspflege, die Gewalt ihres Schwertes oder doch wenigstens den Trotz ihres Übermuthes zu entscheidender Geltung bringen wollten; bedenkt man, daß, während dieses Übel vorzüglich auf der Hauptstadt lastete, auch in den Provinzen, unter dem Drucke herrschsüchtiger Statthalter, Recht und Gerechtigkeit, Zucht und Ordnung beinahe gänzlich verschwanden, und daß endlich damals die fürchterlichste Pest, wie ein Verhängniß, ein Fluch des Himmels, durch das Reich zog, — so begreift man, daß diese ersten Jahre der Regierung Murad's IV. sicherlich zu den trübseligsten Zeiten gehörten, die das osmanische Reich seit seinem Bestehen zu überwinden hatte, daß jetzt die Krisis der Staatskrankheit in der That den höchsten Gipfel erreicht hatte, und die Meinung Derer wohl begründet war, die diesem siechen Körper kein langes Leben mehr zusprechen wollten [1]).

concurre to assist in the publicque want"; vom Juni desselben Jahres, p. 649; vom 22. Februar 1628, p. 764: „Treasure there is none, the tributs diminished and the villages dispeopled for want of justice and by the tyranny of the governours; exactions are nowe the whole revenue"; endlich vom 7. März 1628, p. 781.

1) „The soldiours are not retorned to due obedience; they rather attend the farming of customes and offices of justice, then the sword", meint Roe, p. 486, in einer Depesche vom Februar 1625. Und noch zwei Jahre später, im Februar 1627, faßt er sein Urtheil über die Lage und die Zukunft des Reiches dahin zusammen: „This empire, if it be lawfull to prophesye, cannot long continew. The diseases are incureable, no command, no obedience, none that dares take the helme to remedye it. Every bassa abroad is kyng for his tyme, and many meditate to hold their possession. God may do all things, butt in the witt of man this monarchy is at an end".

Entsetzlich sind namentlich die Schilderungen von den Wirkungen, dem unbeschreiblichen Jammer, welche in dieser Zeit die Pestseuche in Constantinopel und der Umgegend hervorbrachte. Im Juli 1625 wurde die Zahl der Todten, welche ihr in der Stadt allein täglich zum Opfer fielen, auf mindestens 2—3000 berechnet, und noch schien ihre Wuth im Zunehmen zu sein und sich nach und nach auch immer weiter über das platte Land zu erstrecken. Hier wurde selbst das Vieh, namentlich die Schafe, davon ergriffen, so daß den Schlächtern untersagt werden mußte, dergleichen Thiere zur Schlachtbank zu bringen und ihr Fleisch feil zu halten. Wer entkommen konnte, verließ die bedrängte Hauptstadt, wo man den Zorn des Himmels, der sich nun auch noch durch Sturm, Erdbeben und böses Wetter, wie man es seit Menschengedenken nicht erlebt, kund geben zu wollen schien, durch öffentliche Gebete auf dem Okmeidan (Pfeilplatz) und durch Hekatomben von Schafen und Rindvieh an den Pforten des Serai und den Thoren der Stadt zu sühnen bemüht war. Erst im September fing diese Geißel der Menschheit, die damals die ganze Welt mehr oder minder heimsuchte, an, in Constantinopel ihre vernichtende Kraft zu verlieren, nachdem sie dort innerhalb drei Monaten mehr denn 140,000 Menschen hinweggerafft hatte [1].

In Ägypten hatte sie zu derselben Zeit so arg gewüthet, daß, in Folge der Entvölkerung und des Stillstandes aller Geschäfte, der in der Regel auf 600,000 Dukaten veranschlagte Tribut in diesem Jahre nur die Hälfte einbrachte, ein um so empfindlicherer Ausfall in diesen Zeiten finanzieller Nöthen, da sich auch die Truppen doch noch nicht ganz über die Nachwehen von Gurdschi's Münzreform beruhigen wollten. Der Sturm, welcher im nächsten Jahre, im Juli
1626 1626, gegen ihn losbrach und ihm das Leben kostete, hatte wenigstens zum guten Theil mit darin seinen Grund.

1) Roe in seinen Depeschen aus dieser Zeit, p. 420, 427, 431, 437. Zu gleicher Zeit grassirte das Uebel auch in London, wie wir namentlich aus einigen interessanten Notizen darüber in einem an Roe gerichteten Schreiben des Erzbischofs von Canterbury vom November 1625 ersehen, daselbst, p. 459.

Dieses mal waren die in Constantinopel zurückgebliebenen Sipahis die Anstifter der Meuterei. Der schlechte Stand der Dinge in Persien, namentlich die mit großen Verlusten erfolgte Aufhebung der Belagerung von Bagdad — wir kommen bald darauf zurück — wurde als Vorwand gebraucht. Es sollten von dort zum Theil mit Blut geschriebene Berichte eingelaufen sein, welche die Noth des Heeres in den gräßlichsten Farben schilderten, und die Schuld alles dieses Unheils auf die Lauheit werfen wollten, womit der alte Kaimakam überhaupt diesen Krieg betreibe, blos um den Sultan über den wahren Stand der Dinge zu täuschen und sich in der Gunst desselben zu erhalten. Es ergab sich aber hinterher, daß diese Berichte in der Hauptstadt selbst geschrieben, und wahrscheinlich, wenigstens indirekt, ein Machwerk des Kapudan-Pascha Redscheb waren, welcher nach Gurdschi's Stelle verlangte. Zugleich hatte sich unter den Truppen das Gerücht verbreitet, Gurdschi gehe abermals mit dem Plane um, die Janitscharen und Sipahis zu vernichten; es sei ihm bereits gelungen, sogar den Großherrn selbst dafür zu gewinnen. Genug, der teuflische, gegen Gurdschi gerichtete Streich gelang vollkommen [1]).

1) Auch über diese tragische Episode werden wir am besten durch die gleichzeitigen Depeschen Roe's unterrichtet, namentlich eine an Lord Conway vom 5. Juli 1626 und eine der Königin von Böhmen, der Tochter König Jakob I. und Gemahlin des Pfalzgrafen Friedrich, zugeschickte ausführliche „Relation of the last troubles in Constantinople“ vom 26. Juli p. 524 und p. 530—534. „The occasion now taken against him“ (Gurdschi), heißt es da unter Anderm p. 525, „was that hee did conceale the ill estate of the army of Babilon, flattering the grand signor while their fellowes perished, and certayne letters written in bloud, as from the camp, produced to accuse him, which since, as is reported, are discovered to bee written in this towne.“ Später deutet er noch bestimmter darauf hin, daß Redscheb die eigentliche Triebfeder dieses Aufruhrs war. Im Wesentlichen stimmen damit auch die venetianischen Berichte vom 15. Juli 1626 (bei Hammer a. a. O. S. 662) überein; nur wird hier noch bestimmter herausgehoben, daß Gurdschi es wirklich auf eine Vernichtung der Janitscharen und Sipahis abgesehen gehabt habe: „Il Caimacam“, heißt es da geradezu, „haveva persuaso al Vezir,

Am 3. Juli sammelten sich plötzlich die Sipahi, etwa 6000 Köpfe stark, auf dem Atmeidan, von wo aus sie dann unter wildem Geheul (in great fury) nach dem Hause des Mufti stürmten. Er solle ihnen, so verlangten sie, sofort ein Fetwa ausfertigen, welches ihnen den Kopf des Schuldigen preisgebe, und überdies den Sultan persönlich von der Nothwendigkeit überzeugen, daß des Reiches Wohlfahrt dieses Sühnopfer erheische. Sowol Murad, wie die Sultanin-Mutter schreckten dieses mal zurück vor so blutiger That, nicht aus Menschlichkeit und Mitleid, sondern weil sie wußten, daß sie in Gurdschi ihren treuesten Diener, ihren weisesten Rathgeber und mithin die kräftigste Stütze des Thrones verlieren würden [1]). Sie glaubten ihn wenigstens noch für bessere Zeiten retten zu können. Sein Leben, lautete daher der Bescheid des Sultans, könne er nicht preisgeben; doch sei er bereit, ihn seiner Stelle zu entsetzen und seine Habe einzuziehen. Damit wollten sich aber die Meuterer nicht zufrieden geben. Sie verlangten nur mit desto größerem Ungestüm Gurdschi's Kopf; verweigere man ihn, so würden sie sich selbst Gerechtigkeit zu verschaffen wissen. In solchen Momenten mochte die Erinneruug an das tragische Geschick Osman's selbst Murad und seine besorgte Mutter für die Erhaltung von Thron und Leben zittern machen. Denn schon erhoben sich Stimmen unter den Aufrührern, die sich ihres Antheils an Osman's Morde rühmten [2]).

Ein letzter Versuch, den treuen Diener dadurch zu retten, daß sich Murad erbot, ihn in die Verbannung zu schicken, oder zu ewigem Gefängniß zu verdammen, scheiterte an der unüberwindlichen Hartnäckigkeit, womit die Sipahi auf ihrer ersten Forderung beharrten, — sie würden nicht eher

che procurasse di andar distruggendo esse milizie, per liberar una volta l'Imperio di queste teste".

1) „All Re e alla madre dispiacque incredibilmente l'istanza, conoscendo che perdevano il principale sostengo del Governo". Venetianischer Bericht a. a. O.

2) Daselbst: „il Re non ha avuto ardire di condursi al seraglio di Constantinopoli per l'impressione del miserabile caso del fratello, del quale le milizie non hanno mancato di gloriarsi".

von der Stelle weichen, war ihr letztes Wort, als bis ihrer gerechten Rache Genüge geschehen. Da hatten Murad und die Sultanin den Muth nicht, durch längeren Widerstand Alles aufs Spiel zu setzen, obgleich der alte ehrwürdige Gurdschi — selbst im 96sten Jahre hing er noch mit dem vollen Bewußtsein der Jugendkraft am Leben —, der sich unter ihren Schutz geflüchtet, im äußersten Momente sie mit aller Kraft der Verzweiflung eindringlich genug daran mahnte, nicht so leicht unschuldiges Blut zu vergießen, das ihnen in wenigen Tagen bittere Reue kosten würde. Auch dies vermochte ihn nicht mehr zu retten. Er erlag, nach langem Todeskampfe, den mörderischen Händen der Bostandschi. Sein nackter Körper — so wollte es die barbarische Sitte jener entmenschten Zeiten — wurde auf die Straße geschleudert, wo die dieses Ausgangs harrenden Sipahi ihre Wuth noch durch entsetzliche Verstümmelung des Leichnams kühlten [1]).

Damit aber noch nicht zufrieden, verlangten sie, obgleich vergeblich, nun auch noch die Köpfe des Zoll-Direktors Murad-Tschausch und einiger Andern. Redscheb, der Kapudan-Pascha, des Sultans Schwager, erhielt die Stelle des Kaimakam, eine Veränderung, welche, wie wir weiterhin sehen werden, auch für die damaligen diplomatischen Verhältnisse der Pforte zu den Mächten Europas in so fern von Bedeutung war, als Gurdschi für den erklärten Feind Oesterreichs und den entschiedensten Beförderer der namentlich auch von England so warm befürworteten Interessen Bethlen Gabor's galt, während Redscheb, als „Haupt und Beschützer der kaiserlichen Partei im Diwan", vor Allem von den Vertretern der Westmächte gefürchtet und verabscheut wurde [2]).

Übrigens stand Gurdschi-Mohammed in dem Rufe

1) Roe, p. 524: „The barbarians vented their spleene upon his dead body, cutting off eares and nose and carrying them in triumph to their fellowes".

2) Derselbe nennt Gurdschi p. 525: „my only freind and refuge, the chiefe support and protector of the prince of Transylvania, and a constant ennemy of the house of Austria". Und dann, p. 530: „the adopted father of Gabor", während ihm Redscheb nur: „the head and protector of the Imperialls" ist.

eines hocherfahrenen, einsichtsvollen und wohlwollenden Staatsmannes. Man hielt ihn für den einzigen der Pforte, der im Stande gewesen wäre, das Ruder mit starkem Arm zu ergreifen und das wild umhergeworfene Staatsschiff durch Sturm und Wogen doch noch glücklich in den Hafen zu geleiten. Er war kein Ibrahim-Pascha, kein Rustem, kein Mohammed-Sokolli, auch nicht einmal ein Sinan-Pascha, den der venetianische Bailo Gianfrancesco Morosini, bei aller Roheit und Barbarei, doch für einen so geistig begabten und fein gebildeten Politiker hielt, daß er ihn selbst dem Cardinal Granvella an die Seite setzen wollte [1]). Aber Gurdschi war in der Führung von Staatsgeschäften ergraut, — er hatte 70 Jahre lang acht Sultanen gedient, war nach einander Statthalter von Cypern, Ofen, Damaskus, Bagdad und Kairo gewesen, hatte 45 Jahre als Wesir der Kuppel im Diwan gesessen und einmal als Großwesir, drei mal als Kaimakam das Reichsregiment geführt, und dabei besaß er Kraft und Entschlossenheit, Redlichkeit des Willens und Festigkeit des Charakters; er zählte mit einem Wort zu den wenigen ausgezeichneten Männern, die man so nöthig hatte und die damals gerade immer seltener wurden und so schwer zu ersetzen waren [2]).

Auch gehörte der schmachvolle Untergang dieses Greises sicherlich zu den Fällen, welche die Erbitterung über solche Tyrannei in dem empörten Geiste des jungen Murad nur um so höher trieben, je mehr sie dazu gemacht waren, seine Ohnmacht zu offenbaren. Er mochte es daher auch gar nicht

1) In der interessanten Charakteristik, welche Morosini Relaz. bei Albèri Ser. III, Vol. III, p. 292 von Sinan-Pascha, dem fünfmaligen Großwesir Murad's III. und Mohammed's III., dem unversöhnlichen Feind der Christen und Verfolger des Herrn von Kreckwitz, entwirft, heißt es unter Anderm: „nella sua effigie ed in molte altre qualità rassomiglia assai al cardinale Granvela, e specialmente nella ricchezza dello spirito e nelle preste azioni . . . si stima che fra' turchi non vi sia uomo più atto di lui per far qualche impresa“.

2) Roe nennt p. 524 Gurdschi, nachdem er seine Dienste aufgezählt, „the most able and only wise man in this state“, der eigentlich keinen Feind gehabt und das Reich mehrere male gerettet habe.

ungern sehen, daß die den Sipahis von jeher aufsässigen Janitscharen jetzt als Rächer Gurdschi's und Wiederhersteller der alten Zucht und Ordnung auftreten wollten. War es Neid auf die wachsende Macht ihrer Gegner, der Sipahis, oder trieb sie wirklich einmal ein besseres Gefühl des Unmuths über solche Gräuelthat zur Rache: genug, kaum hatte sich die Kunde von dem jüngsten Aufruhr und seinen Folgen unter den Janitscharen verbreitet, welche sich auf den Galeeren befanden, die damals zur Abfahrt nach dem Schwarzen Meere am Ausgang des Kanals bereit lagen, als sie mit Ungestüm die Rückkehr nach der Hauptstadt verlangten, um dort von dem Großherrn selbst über das, was geschehen, Rechenschaft und die Bestrafung der Schuldigen zu fordern.

Niemand hatte gewagt, sie aufzuhalten. Auf 20 großen Booten landeten sie zur Nachtzeit in den Gärten des Serai von Skutari, wohin sich der Sultan zurückgezogen hatte. Sie kommen, dahin lautete ihr demselben vorgelegter Antrag, um zu beweisen, daß sie an dem jüngsten Aufruhr keinen Antheil gehabt, sie wünschen im Gegentheil, daß endlich einmal Ruhe, Friede und Gerechtigkeit im Staate herrschen; das unschuldig vergossene Blut müsse aber noch durch die Köpfe Derer gesühnt werden, die ihre Hände damit befleckt; sie verlangen also die sofortige Hinrichtung ihres eigenen Segbanbaschi, Ssari-Mohammed, den sie für den eigentlichen Urheber des an Gurdschi verübten Mordes halten, und von achtzehn anderen ihrer Offiziere, die mit den Führern der Sipahis, über welche ein gleiches Strafgericht ergehen müsse, gemeinschaftliche Sache gemacht.

Murad zögerte, ihrem blutigen Verlangen ohne Weiteres Genüge zu thun. Als sie aber auf ihrer Forderung bestanden und nicht undeutlich zu verstehen gaben, daß der neue Kaimakam Redscheb nicht minder schuldig sei, als der Segbanbaschi und sein Anhang, als sie am nächsten Diwanstag mit Gewalt in das Serai eindrangen und von den Wesiren und Heeresrichtern verlangten, daß ihnen gestattet werde, ihre Forderung nochmals dem Großherrn selbst vorzutragen, da hielt es Murad doch für klug, einer Gewalt zu weichen, von der um so mehr das Äußerste zu befürchten war, je we-

niger man die Macht hatte, ihr mit Erfolg die Spitze zu bieten. Aber Murad wollte dieses mal wenigstens die der Majestät schuldige Ehrfurcht retten. Er ließ also seinen Thron in dem großen Vorhof des Serai aufschlagen, und empfing hier die Meuterer, angethan mit allen Zeichen der Herrscherwürde, und umgeben von den höchsten Reichsbeamten, den Wesiren und den Heeresrichtern, dem Mufti und den vornehmsten Ulemas, den Säulen des Thrones und den Wächtern des Gesetzes [1]).

Dieser Glanz der Majestät, so scheint es, verfehlte dieses mal seine Wirkung nicht. Ein einziger auserwählter Sprecher trat aus den Reihen der Janitscharen und nahete sich ehrfurchtsvoll (in all humble manner) den Stufen des Thrones, um nochmals in kurzen Worten ihre Unschuld zu betheuern und die Versicherung hinzuzufügen, daß sie jederzeit bereit seien, ihr Blut, als gehorsame Diener, zur Vertheidigung ihres Fürsten und für die Beseitigung der jetzt herrschenden Unordnungen zu vergießen; zunächst sei aber für diese Staatskrankheit kein anderes Heilmittel vorhanden, als das Schwert der Gerechtigkeit, welches über alle Die ergehen müsse, welche mit ihren Verschwörungen und geheimen Zusammenkünften weiter nichts bezwecken, als das ganze Reich nach ihrem Willen zu regieren und durch tägliche Neuerungen in beständiger Unruhe zu erhalten; wolle der Großherr in dieser Beziehung ihren Wünschen entsprechen und dafür Sorge tragen, daß die alte Zucht und Ordnung unter den Truppen wiederhergestellt werde, so seien sie bereit, in seinem Dienste ihr Leben aufzu-

1) Alles genau und ausführlich in Roe's Relation of the last troubles in Constantinople, p. 533. Hier wird namentlich die Mitschuld Redscheb's an dem jüngsten Aufruhr der Sipahis und der Hinrichtung Gurdschi's noch bestimmter herausgehoben: „it being beleeved that the newe chimackam connived, and had bene a party to all their counsailes, at least his preferrment made him obnoxious to that suspition; and it was most true, that the seymen-bassi and his followers and faction were the contrivers of the fall and murther of Georgi Mehemeth bassi, and very probable, that hee was favoured, if not practised, by the newe minister".

opfern; wo nicht, so werde über ihn und das Reich großes Unheil hereinbrechen, welches sie mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln abzuwenden bemüht sein würden.

Solche Rede aus dem Munde eines Janitscharen, die, so meint Roe, selbst einem Cato Ehre gemacht haben würde [1]), konnte nicht ohne tiefen Eindruck auf das erschütterte Gemüth des jungen Murad bleiben. Er antwortete kurz, aber streng und nachdrücklich, indem er auf ihre schließlich nochmals eingereichte Bittschrift, in welcher die Namen aller Derer verzeichnet waren, die ihre Schuld mit dem Leben büßen sollten, das Versprechen ertheilte, er würde nicht verfehlen, die Schuldigen zu gebührender Rechenschaft zu ziehen. Dabei beruhigten sich die Janitscharen und entfernten sich ohne Murren. Der Segbanbaschi, welcher sich durch die Flucht zu retten gesucht hatte, wurde gleich darauf, vorzüglich durch die Bemühungen Redscheb's, welcher nur durch den Tod seiner Mitschuldigen sein eigenes Leben sichern zu können hoffte, wieder ergriffen und nach dem Serai gebracht, wo er nach einigen kurzen Fragen über den Erwerb seiner ungeheuern Reichthümer — sie sollten zum größten Theile die Frucht der Erpressungen und Unterschleife sein, die er sich bei dem Einsammeln des Knabenzehents kurz nach Osman's Tode erlaubt habe [2]) — ohne weiteren Prozeß hingerichtet wurde. Mit ihm traf noch 22 Andere, Janitscharen und Sipahis, die für die Rädelsführer der jüngsten Meuterei galten, gleiches Schicksal. Sie wurden des Nachts ergriffen, in aller Stille strangulirt und ihre Leichname ins Meer geworfen. Uebrigens brachte dieses strenge Strafgericht dem großherrlichen Schatze wieder mehrere Millionen ein. Das eingezogene Vermögen des Segbanbaschi belief sich allein auf 1,250,000 Piaster.

Auch dieser blutigen Katastrophe folgte in der That eine

1) Roe, Relation of the last troubles in Constantinopel, p. 533: „a speech, which might have become a Cato".

2) Daselbst, p. 534: „for hee had the spoile of Greece in the last gathering of tribute-children to fill the seraglio at the death of Osman".

erwartungsvolle Ruhe, die wenigstens über das fortdauernde Dasein der tiefer liegenden Übel zu täuschen geeignet war. Die Sipahis, durch die über sie verhängte Verfolgung eingeschüchtert, rührten sich vorläufig nicht mehr, und die Janitscharen schienen es, ihrer Zusage gemäß, wirklich für eine Ehrensache zu halten, selbst einmal ernstlich an die Wiederherstellung der Zucht und Ordnung zu denken, welche vor Zeiten die Kraft und der Stolz ihrer Gemeinschaft gewesen waren. Allein dazu war es schon viel zu spät. Das verweichlichte, bei Sultansmord und Aufruhr großgezogene Geschlecht, welches nun einmal den Reiz der Herrschaft kennen gelernt hatte, ließ sich nicht so leicht zu der urväterlichen Strenge der Sitte, der Tüchtigkeit militärischer Disciplin und dem lebendigen Sinn für unbedingten Gehorsam und sich aufopfernde Entsagung zurückführen. Und wenn auch eine solche Umkehr zu besserer Zucht auch wirklich einen vorübergehenden Erfolg hatte, so war doch ein einziger Tag der Reue und der guten Vorsätze gewiß nicht hinreichend, alle die Wunden zu heilen, welche offen und verdeckt fortwährend an dem Lebensnerv dieses Reiches nagten. „Mein letztes Urtheil", meint der tiefblickende Roe, nach sorgfältiger Erwägung aller dabei in Betracht kommenden Verhältnisse, noch im Jahre 1628, „geht dahin, daß dieses Reich bestehen mag, daß es sich aber niemals wieder zu der alten Größe erheben wird [1]).

Zunächst kam dabei Alles darauf an, wie sich die Dinge in Asien gestalten mochten, wo man, außer den kleineren Re-

1) Roe, Relation of the last troubles in Constantinople, p. 534: „as if peace had risen out of the grave of the old chimacham, there is heard no more noyse, the spahees shrink, and the janizaries, as their glory, take upon them an austere reformation. But there are many inward soares and discontents, which, notwithstanding all this cleare ayre, will breake out; and one day is not sufficient to cure or purge the corruption of this state". — Und dann in einer Depesche an den damaligen englischen Gesandten zu Venedig, Sir Isaac Wake, vom 6. April 1628, p. 809: „My last jugdment is, this empire may stand, but never rise agayne".

bellen, noch immer zwei mächtige Feinde zu bekämpfen hatte, Abasa-Pascha und den Perser Schah-Abbas. Dahin war daher auch in den ersten Jahren der Regierung Murad's IV, sobald man nur über die mislichen Zustände der Hauptstadt einigermaßen beruhiget sein konnte, die ganze Sorge der Pforte gerichtet. Dort galt es alle Kräfte aufzubieten, um zu retten, was noch zu retten war; dort, so schien es fast, sollte jetzt über Dasein oder Untergang des Reiches und der Dynastie Osman's entschieden werden. Gleich nach Gurdschi's tragischem Ende trafen aus dem Lager bei Bagdad Botschaften über Botschaften ein, welche die Noth und die Bedrängniß des Heeres in den schwärzesten Farben schilderten. Nicht genug, daß es von einem übermüthigen Feinde, dem Perserschah, hart bedrängt wurde, hatte es auch von Hunger und Krankheiten entsetzlich zu leiden. Da war schleunige Hülfe nöthig, wenn nicht Alles verloren gehen sollte. Es mußten abermals außerordentliche Anstrengungen gemacht werden. Ein großer Reichsrath, an welchem mehr wie tausend Personen Theil nahmen, wurde einberufen, um über die Mittel und Wege zu entscheiden, wodurch man solcher Noth begegnen könne. Man brachte Geld auf und schickte frische Truppen ab [1]).

Wir müssen nun sehen, wie sich dieser Verzweiflungskampf in Asien bis dahin entwickelt hatte, und wie sein weiterer Verlauf endlich zu bestimmteren Resultaten führte. Dann erst werden wir mit besserer Einsicht zu den europäischen Verhältnissen zurückkehren können, welche in dieser Zeit die Stellung der christlichen Mächte zum osmanischen Reiche bedingten.

2) Bewegungen und Kämpfe in Asien bis zu Abasa-Pascha's Ausgang.

In Asien hatte die Hydra des Aufruhrs und der Empörung seit der Schilderhebung und der Niederlage der Firari, der Flüchtlinge, welche zu Anfang des Jahrhunderts

1) Roe a. a. O. p. 534, 536.

den bewaffneten Widerstand von dem Schlachtfelde von Keresztes hinweg nach ihrer Heimat gebracht hatten, eigentlich niemals ganz geruht [1]). Durch den verunglückten Plan Sultan Osman's, die Janitscharen zu vernichten und sich mittels der kriegerischen Horden der asiatischen Steppenvölker eine sicherere Leibwache, den Kern einer neuen Heeresmacht, zu schaffen, abermals aufgestachelt, hatte sie jetzt dort aller Orten nur desto kühner ihr blutiges Haupt erhoben.

Es war da fast keine Provinz, kein bedeutender Ort mehr, wo nicht ein verwegener und glücklicher Abenteurer aufgestanden wäre, um sich unter eigenem Panier eine Bande zu sammeln, mit deren Hülfe er sich dann, so viel wie möglich, an dem Raube des, wie es schien, dem unvermeidlichen Ruin entgegeneilenden Reiches betheiligen zu können hoffte. Und wo sich ein solcher nicht fand, da rotteten sich wenigstens die in ihrem Dasein bedroheten Janitscharen zusammen und verübten, zum Beweise, daß sie doch noch die Herren seien und die Gewalt in Händen haben, den fürchterlichsten Unfug.

So war z. B. kurz nach Osman's Ermordung Smyrna der Schauplatz eines solchen Janitscharentumults, bei welchem namentlich die dort ansässigen europäischen Kaufleute viel zu leiden hatten. Ein Streit mit den Venetianern hatte, wie es scheint, die nächste Veranlassung dazu gegeben; die übrigen dort vertretenen christlichen Nationen mußten aber mit dafür büßen. Denn die Meuterer brachen ohne Weiteres in die Wohnungen ihrer Consuln ein, verwüsteten sie von oben bis unten, schleppten Alles, was sie fanden, hinweg, und bedroheten selbst das Leben Derer, die sich nicht durch schleunige Flucht retteten. Der englische Consul entkam mit seinen Leuten mit genauer Noth halbnackend nach den Galeeren des Kapudan-Pascha, welcher zum Glücke gerade vor dem Hafen kreuzte. Ein Venetianer wurde erschlagen und Alle, Engländer, Franzosen und Venetianer, verloren mehr oder weniger an Hab und Gut. Die Letzteren schätzten ihren

1) Vergl. über den Rebellenkrieg gegen die Firari Bd. III dieses Werkes, S. 660 fg.

Verlust allein auf mindestens 10,000 Piaster. Nur mit Mühe gelang es dem Kapudan-Pascha, weiteren Excessen dadurch ein Ziel zu setzen, daß er die Aufrührer nach seinen Schiffen trieb und dann eiligst in die See stach. Sonst, meint Roe, wäre es damals wahrscheinlich um den ganzen europäischen Handel in Smyrna geschehen gewesen. An Genugthuung oder Schadenersatz war natürlich damals gar nicht zu denken [1]).

Etwas später, im J. 1625, versetzte ein kühner Abenteurer, Dschennetoghli mit Namen, welcher sich in der 1625
Landschaft Karasi auf eigene Faust zum Reformator aufgeworfen hatte, diese Stadt abermals in Furcht und Schrecken. Er war ein einfacher Sipahi, welcher, obgleich kaum 24 Jahre alt, in kurzem eine Bande von 10,000 M. zusammengebracht hatte, an deren Spitze er sich, ein kleiner Abasa-Pascha, die wichtige Mission beilegte, im Namen des Großherrn Zucht und Ordnung, Recht und Gerechtigkeit mit der Gewalt des Schwertes wiederherzustellen und aufrechtzuerhalten. Genug, er erschien im Sommer dieses Jahres mit seinem Heere plötzlich vor Smyrna, wo er, wie es scheint, wegen einer Privatfeindschaft von einigen Großen Rechenschaft zu fordern hatte. Wer entkommen konnte, suchte in aller Eile das Weite; die christlichen Kaufleute retteten sich nach ihren Schiffen, die glücklicherweise im Hafen lagen; der Befehlshaber der Truppen suchte eine Zuflucht in der Citadelle. Die 4000 Mann, die er Dschennetoghli entgegenschickte, wurden mit großem Verlust zurückgeworfen, und der Sieger schaltete nun frei als Herr und Meister des Platzes. Zwei Kadis wurden ohne Weiteres hingerichtet, eine Anzahl Janitscharen streng bestraft und viele Beamte ihrer Stellen entsetzt. Im Uebrigen aber verkündete Dschennetoghli im Namen des Großherrn Ruhe und Frieden, gestattete nirgends einen Eingriff gegen die Sicherheit der Personen und des Eigenthums, und nahm vor Allem die fremden Consuln unter seinen besondern Schutz [2]).

1) Roe, Depesche vom 14. December 1622, p. 114.
2) Derselbe, Depesche vom 22. Juni 1625, p. 410.

Doch war seines Bleibens hier nicht. Er scheint, durch diesen ersten glücklichen Versuch ermuthiget, noch größere Pläne im Schilde geführt zu haben. Denn nach kurzem Verweilen verließ er Smyrna wieder und wandte sich sogleich nördlich gegen Brusa. Da wurde die Sache den Machthabern zu Constantinopel, die ihn anfangs gewähren ließen, denn doch bedenklich. Der Beg von Smyrna erhielt zunächst Befehl, den weiteren Fortschritten dieses gefährlichen Rebellen Einhalt zu thun. Dieser konnte ihm jedoch, als er sich abermals gegen Smyrna wandte, nur 3000 M. unter dem Befehle seines Kiaja entgegenschicken, von denen zwei Drittel sammt ihrem Führer in einem mörderischen Gefechte erlagen, welches Dschennetoghli zum zweiten male zum Herrn von Smyrna machte. Er wollte aber auch jetzt seine Gewalt nicht misbrauchen, versprach, immer im Namen des Sultans, Allen, die sich seinem Willen fügen würden, Schutz und Hülfe, und forderte nur von Denen Rechenschaft, welche er als die Urheber des jüngsten bewaffneten Widerstandes gegen die ihm obliegende Mission betrachtete. Auch wußte er sich wirklich so viel Vertrauen zu erwerben, daß namentlich die fremden Kaufleute ihn abermals als ihren Beschützer begrüßten und sich seinem Regimente lieber fügen wollten, als der schlechten und drückenden Verwaltung der großherrlichen Behörden [1]).

Allein in Constantinopel hielt man es doch für zu gefährlich, eine solche selbstgeschaffne Macht, und wenn sie sich

1) Roe, Depesche vom 14. Juli 1625, p. 419: „now this state is forced to take his actions into consideration, which they would have overseen ..... He useth the name of the grand signor and the common blind of rebellion, reformation". — Und dann über seinen Sieg über den Kiaja und sein zweites Erscheinen in Smyrna: Depesche vom 11. August 1625, p. 431: „The merchant strangers are so confident in him", heißt es da unter Anderm: „as they purpose not to stirre, but to receive him as their protector, and thinck that rebell a honester man, than the justice of their towne". In der Hauptsache werden hier die Aussagen Roe's auch durch die gleichzeitigen venetianischen Berichte, bei Hammer a. a. O. S. 50, bestätiget.

auch des Paniers des Sultans bediente, anzuerkennen und noch weiter um sich greifen zu lassen. Es wurde also beschlossen, sie gleich im Entstehen mit bedeutenderen Streitkräften zu brechen. Der Kiaja des Großwesirs, Kanlü-Mohammed, erhielt daher Befehl, zu diesem Zwecke sofort nach Asien überzusetzen und im Verein mit dem Pascha von Magnesia, Hussein mit Namen, den weiteren Fortschritten Dschennetoghli's ein Ziel zu setzen. Von einer weit überlegenen Truppenmacht in die Enge getrieben, erlag dieser auf der Ebene von Magnesia nach heldenmüthigem Kampfe seinem Geschick. Er selbst fiel lebend in die Gefangenschaft der Sieger und wurde zugleich mit den Vornehmsten seiner Genossen zu Birge unter den entsetzlichsten Martern hingerichtet. Die Trümmer seines Heeres verschwanden spurlos, und mehr wie 1000 Köpfe seiner Getreuen wurden zu Constantinopel als Siegeszeichen dem Sultan zu Füßen gelegt [1]).

Viel gefährlicher und folgereicher, als dieser noch glücklich in seinem Entstehen gedämpfte Aufstand im Westen Kleinasiens waren jedenfalls die gleichzeitigen aufrührerischen Bewegungen in den östlichen Grenzländern des Reiches, wo die Rebellen, im Nothfalle, an der fortdauernden Feindschaft des Perserschahs gegen den Sultan eine stets bereitwillige Unterstützung fanden. Hier waren Bagdad, Damaskus und Erzerum der Sitz des dreiköpfigen Aufruhrs. In Bagdad stand Emir Bekir, der Subaschi, in Damaskus Fachreddin Manoghli, der Emir von Saida oder Sidon, der Drusenfürst, und in Erzerum endlich Abasa-Pascha, der Rächer Osman's und der Vertilger der Janitscharen, an der Spitze desselben.

Emir Bekir, ein Mann von unternehmendem Geiste und im Besitz großer Reichthümer, hatte sich, als Subaschi, mit Hülfe eines mächtigen Anhanges schon zu Zeiten Sultan Mustafa's zum eigentlichen Herrn von Bagdad, dieser wichtigen Grenzfeste, aufgeworfen, und war nun bemüht, seine Herr-

1) Roe's Depeschen vom 19. und 24. September 1625, p. 438, 439: „The heads of more then 1000 of the followers of Janet-Ogli are brought in".

schaft von da aus auch über die benachbarten Landschaften auszudehnen. Dies wurde ihm aber um so leichter, da er ein nicht unbedeutendes Truppencorps, 12,000 M. Asaben und Landmilizen, in seinem Solde hatte, an dessen Spitze er es wagen konnte, selbst den rechtmäßigen, aber von Constantinopel aus nur schwach unterstützten Statthaltern Gesetze vorzuschreiben. Ein schlecht eingeleiteter und noch schlechter durchgeführter Aufstand seiner Feinde gegen ihn, welcher dem letzten schon auf die Burg zurückgedrängten Statthalter, Jussuff-Pascha, das Leben kostete, machte ihn vollends zum unumschränkten Herrn von Bagdad. Er wollte es aber nicht für sich behalten, sondern verlangte nur — damals ein gewöhnlicher Kunstgriff dieser asiatischen Rebellen — vom Sultan die erledigte Statthalterschaft, die er thatsächlich schon in Besitz genommen hatte. Wer hätte sie ihm auch jetzt noch streitig machen sollen? Er war ja schon Herr aller Mittel, sie auch wider den Willen der Pforte zu behaupten. Die Citadelle, der Schatz, alle Kriegsvorräthe waren in seiner Gewalt, er konnte über ein schlagfertiges Heer gebieten, alle seine Gegner waren aus dem Wege geräumt, und der Perserschah stand ihm im Rücken für alle Fälle mit seiner ganzen Macht zu Gebote [1]).

Gleichwol fand es der Diwan nicht für angemessen, durch unzeitige Willfährigkeit, Angesichts seines mächtigsten Feindes, seine Schwäche zu verrathen. Anstatt auf Bekir's Verlangen einzugehen, ernannte er daher den soeben erst entlassenen Statthalter von Diarbekr, Suleiman-Pascha, zum Statthalter von Bagdad; und als dieser, ohne alle Mittel, seine rechtlichen Ansprüche nun auch mit Erfolg gel-

1) Für diese asiatischen Verhältnisse, welche wir, unserem Zwecke gemäß, nur in ihren Hauptmomenten verfolgen, sind die osmanischen Quellen, namentlich der Annalist Naima und der Geschichtschreiber Petschewi, besonders zu Rathe zu ziehen. Auf sie stützt sich daher auch vorzugsweise die ausführlichere Darstellung Hammer's, O. G. Bd. V, S. 4 fg. und in den späteren betreffenden Abschnitten. Wir folgen ihr hier in der Hauptsache, indem wir Einiges aus abendländischen Quellen, was von Hammer weniger beachtet worden ist, gelegentlich beibringen werden.

tend zu machen, von Bekir mit Hohn zurückgewiesen wurde, erhielt Hafis-Pascha, jetzt Statthalter von Diarbekr, von Constantinopel aus die gemessensten Befehle, den Rebellen zu vertreiben und Suleiman mit allen ihm zu Gebote stehenden Gewaltmitteln in seine Statthalterschaft einzusetzen. Alles, was in den benachbarten Landschaften an Truppen aufgebracht werden konnte, der Heerbann der Statthalterschaften von Meraasch, Siwas, Mossul, Kerkuk und die Hülfsvölker der Kurden, wurden zu diesem Zwecke seinen Befehlen untergeordnet. Sie alle folgten seinem Rufe, so daß er in der That über eine stattliche Heeresmacht gebieten konnte, welche sich nach und nach bei Mossul und in der Nähe der neuerdings wieder so viel genannten und viel bewunderten Ruinen von Ninive sammelte.

Der Anfang des Feldzugs war indessen nicht vom Glück begünstiget. Die leichte Reiterei der Kurden, welche den Vortrab bildete, drang zwar, während Hafis-Pascha mit der von Krankheiten heimgesuchten Hauptmacht bei Kerkuk stehen blieb, ohne weiteren Aufenthalt bis unter die Mauern von Bagdad, erlitt aber, nachdem sie Bekir vergebens zu offener Feldschlacht herausgefordert hatte, bei dem Rückzug längs der Ufer des Tigris von dem nachsetzenden Streifcorps Bekir's, welches namentlich auch mit Feldgeschütz wohl versehen war, eine sehr empfindliche Niederlage. Hafis-Pascha, dessen Langsamkeit man in Constantinopel schon als Beweis eines verrätherischen Einverständnisses mit dem Rebellen Bekir betrachten wollte, rückte nun sogleich in Eilmärschen nach und vernichtete das ihm von Bagdad aus entgegengeschickte kleine Truppencorps in einem mörderischen Gefechte an den Ufern des Flüßchen Diala fast bis auf den letzten Mann. Mehr wie 4000 M. blieben auf dem Platze und fast 2000 wurden als Gefangene eingebracht und sofort hingerichtet.

Der Fall von Bagdad war aber damit noch keineswegs entschieden. Hafis, welcher auch insofern einen schweren Stand hatte, als seine Truppen sich widerspenstig zeigten und namentlich die Janitscharen nur durch ein bedeutendes Marschgeld — fünf Piaster für den Kopf — bewogen wer-

den konnten, noch ferner den Dienst zu thun, schloß zwar die Stadt sogleich von allen Seiten ein und begann eine regelmäßige Belagerung; es wollte ihm aber nicht gelingen, Bekir zur Übergabe und zu einem gütlichen Vergleiche zu bewegen. Denn, obgleich hart bedrängt, trotzte der Rebell nun schon auf die nahe Hülfe des Persers. Nur trieb er auch dabei ein zweideutiges Spiel. Denn während er Schah-Abbas die Uebergabe von Bagdad unter der Bedingung versprach, daß er ihm gegen die Osmanen hülfreiche Hand leiste, ließ er sich auf der andern Seite mit Hafis darüber in Unterhandlungen ein, daß ihm die Statthalterschaft — sie war durch den unterdessen eingetretenen Tod Suleiman's abermals erledigt worden — verbleibe und beide dann ihre Waffen vereinigen, um die Perser zurückzutreiben. Dazu war es nun aber schon fast zu spät. Denn Schah-Abbas, dem nichts willkommener sein konnte, als sich so leichten Kaufs in den Besitz dieser wichtigen osmanischen Grenzfeste zu setzen, hatte nicht allein bereits ein Heer von 30,000 M., unter dem Befehle des Chan Kartschghai, gegen Scherban hin aufbrechen lassen; sondern auch den Ssofi Kulichan als seinen Bevollmächtigten zur vertragsmäßigen Übernahme von Bagdad abgeschickt. So artete diese Schilderhebung eines herrschsüchtigen Rebellen schnell in einen höchst gefährlichen Krieg mit Persien aus, welcher in dieser Zeit der Noth bald die letzten und besten Kräfte des Reiches aufzehrte.

Denn Schah-Abbas, dem es mit der Erhaltung des im Jahre 1619 mit der Pforte abgeschlossenen Friedens niemals ein rechter Ernst gewesen war, hatte ja nur auf eine so günstige Gelegenheit gelauert, das Schwert zu ziehen und die früher verlorenen Provinzen wieder mit seinem Reiche zu vereinigen. Auch hatte er seinen zurückgehaltenen Groll längst deutlich genug dadurch zu erkennen gegeben, daß er mit der Entrichtung des vertragsmäßigen Tributs von 100 Lasten Seide sehr säumig war und auch noch fortwährend die osmanischen Grenzländer durch räuberische Einfälle seiner Reiterschaaren beunruhigte [1]). Von entscheidenderen Schlägen

1) „There hath bene", sagt Roe schon in einer Depesche vom Februar 1622, p. 19, „dayly expectance of the ambassador of the

nach dieser Seite hin wurde er vorerst vorzüglich auch durch seine Händel mit dem Groß-Mogul und den Usbeken abgehalten, die ihm noch immer sehr empfindliche Verluste verursachten. Als aber endlich, kurz nach Osman's Ermordung, ein persischer Gesandter mit dem schuldigen Tribut in Constantinopel eintraf, glaubte er die damals herrschende Rathlosigkeit und Ohnmacht der Pforte sogleich dazu benutzen zu müssen, die verjährten Ansprüche seines Herrn in ziemlich drohender Weise geltend zu machen [1]). Kein Wunder also, daß er sich jetzt nun schon als Herrn von Bagdad, Bekir aber nur noch als seinen Vasallen betrachtet wissen wollte, und auch sofort mittels einer kleinen Besatzung von 300 M. von dem Platze förmlich Besitz nahm. Er ließ daher Hafis durch seine Gesandten ohne Weiteres erklären, er solle sich ungesäumt von Bagdad entfernen; sonst werde er sein längeres Verweilen auf persischem Gebiete als einen Bruch des mit der Pforte im Jahre 1619 abgeschlossenen Friedens betrachten und ihn mit den bereits in der Nähe stehenden 30,000 M. zum Rückzug zwingen. Das sei nicht persisches Gebiet, worauf er sich befinde, beschied hierauf Hafis die Gesandten; wenn aber der Schah den Frieden brechen wolle, so werde man auch Mittel finden, solche Treulosigkeit zu rächen. Und damit setzte er die Belagerung von Bagdad fort, wo Bekir nun wirklich als Vasall

Persian with the silke, according to the last treaty; but it is now thought he will not send at all, and rather doubted he will make some attempt upon the borders; upon which suspicion this last weeke were dispatcht away 16 captains of Janizaries, with their companies to make garrison upon the frontire".

1) Aus einer Depesche Roe's vom 30. November 1622, p. 109, erfahren wir ferner, daß der persische Gesandte mit dem Tribute schon vor der Ermordung Osman's auf dem Wege nach Constantinopel war; „or else", setzt er dann gleich hinzu, „I think he had not come to flatter confusion, though the sophy be exercised in a warre on his owne coast against the mogoll and the Usbecque Tartar, wherein he hath susteyned great losse". — „It is reported", heißt es dann in einer etwas spätern Depesche, p. 197, „that the king of Persia, by his agent newly arrived hath made some harsh demaunds concerning his old title to Babilon".

des Schah ausgerufen wurde und dessen Oberhoheit auch dadurch anerkannte, daß er die Münzen auf seinen Namen ausprägen ließ.

Das war der Stand der Dinge in Bagdad und das Verhältniß der Pforte zum Perserschah, als Sultan Murad auf den osmanischen Thron erhoben wurde. Eine friedliche Ausgleichung des Streites mit Schah-Abbas war nun schon nicht mehr möglich. Hafis erhielt daher von Constantinopel aus den Befehl, den Kampf als Oberfeldherr des asiatischen Heeres aufzunehmen. Vorerst glaubte er Bagdad noch dadurch retten zu können, daß er Bekir nun wirklich im Namen des Großherrn zum Statthalter mit der Würde eines Paschas ernannte. Das hob natürlich den Stolz und die Herrschsucht des Rebellen. Er wollte selbständig sein und wünschte daher nichts sehnlicher, als sich eben sowol der osmanischen Bevormundung, wie der lästigen Oberhoheit der Perser zu entledigen. Während er also seine Ernennung überall laut verkünden ließ und durch glänzende Feste zu verherrlichen suchte, wußte er zunächst Hafis mit dem Bedeuten, daß ein solcher Schritt nur als ein besonderer Beweis des ihm nun einmal geschenkten Vertrauens gelten werde, zum Rückzug nach Mossul zu bewegen. Dann kündigte er dem Bevollmächtigten des Schahs ohne Weiteres den Gehorsam auf, verhöhnte, indem er ihn seines Wegs schickte, die Zeichen der persischen Oberhoheit und setzte die 300 Perser, die sich noch in Bagdad befanden, den entehrendsten Mishandlungen aus [1]).

Schah-Abbas war aber nicht dazu gemacht, solche Schmach ungerochen zu ertragen. Nachdem er daher Be-

1) Hier stimmt Roe, p. 206 und 212, im Allgemeinen mit den osmanischen Quellen überein. Wir erfahren durch ihn nur noch, daß der persische Gesandte, welcher noch immer in Constantinopel verweilte, außer Bagdad jetzt auch noch Achiska, welches im letzten Frieden an die Pforte abgetreten worden war (vgl. Band III, S. 673), für den Schah „as the ancient patrimony of his auncestors" zurückverlangte, und daß die Pforte, ohne darauf einzugehen, im Januar 1624, den Gesandten in Begleitung eines Tschausch zurückschickte, welcher den Versuch machen sollte, den Frieden durch gütlichen Vergleich herzustellen, wozu es natürlich nun zu spät war.

kir nochmals, aber vergeblich, zu freiwilliger Übergabe des Platzes aufgefordert hatte, erschien er selbst mit bedeutender Heeresmacht vor Bagdad und begann sofort die Belagerung. In dieser Noth wandte sich Bekir wieder um Hülfe an Hafis-Pascha. Allein dieser war damals genöthiget, den besten Theil seines schon sehr geschwächten Heeres gegen Abasa-Pascha zu kehren, der Diarbekr bedrohte, und konnte daher nur ein kleines Truppencorps zum Entsatz nach Bagdad abschicken, welches unter dem Befehle seines ungeschickten Führers, Kör-Hussein, der sich unklugerweise mit den Persern in verstellte Friedensunterhandlungen einließ, seinen Untergang fand, ehe es nur die Zinnen von Bagdad erblickte. Weitere Hülfe konnte aber Hafis dem bedrängten Statthalter für jetzt nicht zukommen lassen. Denn alle seine Vorstellungen wegen neuer Unterstützung an Geld, Munition und Truppen fanden damals, bei der bedrängten Lage des Schatzes und dem aufgelösten Zustande des Reiches, in Constantinopel einen sehr unfruchtbaren Boden. Gleichwol wäre es Bekir, welcher fast schon drei Monate allein erfolgreichen Widerstand geleistet hatte, ungeachtet der täglich steigenden Noth, wol gelungen, noch länger auszuhalten, wenn nicht der schändliche Verrath seines eigenen Sohnes den Fall des Platzes beschleuniget hätte.

Dieser ließ sich nämlich durch einige aus der Stadt entkommene Überläufer, welche die Noth in das feindliche Lager getrieben hatte, mit dem Schah in Unterhandlungen ein, die am Ende dahin führten, daß dieser Mohammed — so hieß der Verräther — die Statthalterschaft unter der Bedingung versprach, daß er ihm zur Nachtzeit die Thore der Stadt öffne. Der Streich gelang vollkommen. Eines Morgens, am 28. November 1623, verkündeten persische Siegeshymnen von den Wällen herab den bestürzten Einwohnern, 1623
daß Bagdad in der Gewalt des Schahs sei. Entsetzlich war das Schicksal, was nun über die unglückliche Stadt verhängt wurde. Denn obgleich der Schah anfangs allen Einwohnern ohne Unterschied des Standes und Bekenntnisses, den Sunniten nicht minder wie den Schiiten, unbedingten Schutz, Sicherheit der Person wie des Eigenthums und un-

gehinderten Verkehr zugesagt hatte, so mischte sich doch nur zu bald in das Gefühl zurückgehaltener Rache jener religiöse Fanatismus, welcher Perser und Osmanen von jeher zu unversöhnlichen Feinden gemacht hatte und dessen jetzt der Schah selbst nicht mehr Herr werden konnte.

Auf seinen Befehl wurden wenige Tage nach der Einnahme der Stadt alle Sunni förmlich verzeichnet und entweder ohne Weiteres hingerichtet oder unter den fürchterlichsten Martern zum Bekenntniß ihrer verborgenen Schätze oder zur Verleugnung ihres Glaubens gezwungen. Die meisten erlagen, standhaft bis zum letzten Augenblicke, als Märtyrer den Qualen der Folter. Namentlich verdienten sich auf diese Weise die Diener des Gesetzes, der Kadi und der oberste Priester der großen Moschee, Nuri und Omer Efendi, dadurch die Märtyrerkrone, daß sie die Pein der ausgesuchtesten Quälereien mit der Stärke ihrer Glaubenskraft bis zum letzten Athemzuge überwanden.

Selbst Bekir konnte dem gräßlichen Geschicke nicht entgehen, welches ihm der Zorn des Schah-Abbas und die Unmenschlichkeit seines eigenen Sohnes vorbehalten hatten. Gleich anfangs mit seinem Bruder und einigen Getreuen in seinem Verstecke ergriffen und ins Gefängniß geworfen, wurde er nach einigen Tagen wieder hervorgezogen, nachdem die Folter nichts gefruchtet, unter dem Hohngelächter des Sohnes, durch Feuer zum Eingeständniß seiner verborgenen Schätze gezwungen und endlich auf einem mit Naphta bestrichenen und in Brand gesteckten Nachen unter dem wilden Geheul der Perser in den Wellen des Tigris versenkt. Aber auch einen Wütherich, wie diesen Sohn, mochte der Schah nicht in seiner Nähe haben. Anstatt ihm die versprochene Statthalterschaft zu verleihen, schickte er ihn nach Chorasan in die Verbannung, wo er bald darauf, angeblich bei einem Fluchtversuche, erschlagen wurde.

So völlig Meister von Bagdad, überschwemmte Schah-Abbas mit seinen Reiterschaaren sogleich weit und breit das benachbarte Land, forderte die Kurden und Araber der Umgegend, nicht ohne Erfolg, zur Unterwerfung auf und besetzte fast ohne Widerstand Mossul und Kerkuk. Diarbekr

wurde nur durch die entschlossene Haltung gerettet, welche dort doch noch Hafis-Pascha mit den wenigen ihm zu Gebote stehenden Truppen zu behaupten wußte. Auch aus Mossul wurden die Perser, nachdem Hafis einige Verstärkungen aus Constantinopel erhalten hatte, bald wieder vertrieben.

Damit war jedoch nur noch wenig gewonnen. Denn gegen Bagdad konnte Hafis so lange nichts unternehmen, als ihm nicht bedeutendere Streitkräfte zur Verfügung gestellt wurden, zumal da er sich gleichzeitig auch den Rücken gegen Abasa-Pascha decken mußte. Wenn er nicht innerhalb 30 Tagen die verlangte Hülfe erhalte, hatte er gleich anfangs nach Constantinopel berichtet, so werde bald Alles verloren gehen und am Ende nichts mehr zu retten sein. Die 30 Tage waren aber verstrichen, ohne daß man im Stande gewesen wäre, einen einzigen Mann nach Asien überzusetzen.

Indessen war die Bestürzung im Diwan und in der Hauptstadt aufs Höchste gestiegen. Es sollten die äußersten Anstrengungen gemacht werden, um den weiteren Fortschritten des mächtigsten und gefährlichsten Feindes des Reiches Einhalt zu thun. Der heilige Krieg gegen den Perserschah wurde daher mit bis dahin unerhörtem Pompe verkündet. Wer jetzt, so hieß es in dem nach den fernsten Provinzen geschickten Aufrufe zu den Waffen, dem Heerbann nicht Folge leiste, werde aller seiner Lehngüter für verlustig erklärt, als Rebell betrachtet und sogar so weit zur Strafe gezogen werden, daß ihm Weib und Kind hinweggenommen und als Sklaven verkauft werden würden [1]).

Eine starke Partei im Diwan, der Sultan selbst, der Großwesir und vor Allem der Mufti, welcher sich immer noch weigerte über Abasa-Pascha das Verdammungsurtheil auszusprechen, weil er ihn nicht für einen Rebellen erklären wollte, sondern ihn als wirklich mit einer höhern Mission betrauten Reformator betrachtete, war der Meinung, man solle sich mit diesem vergleichen und auf alle von ihm gestellten Forderungen unter der Bedingung eingehen, daß er seine

1) Roe, Depesche vom 17. Febr. 1624, p. 214: „Warr against him (the king of Persia) hath bene proclaymed in this towne, in such termes as never was heard in former tymes ect."

Waffen sofort gegen Persien kehre und als Vorhut der großherrlichen Armee dem weiteren Vordringen des Schahs so lange Grenzen setze, bis man ihn mit vereinten Kräften aus Bagdad vertreiben und in sein Reich zurückwerfen könne. Dagegen erhoben sich die mächtigen Janitscharen, welche Abasa nun einmal als ihren unversöhnlichsten Feind mit unauslöschlichem Hasse verfolgten. Sie bestanden durchaus darauf, man möge sie erst gegen ihn führen; ihn werde man leicht zu Boden werfen, und dann sei es Zeit, die Waffen auch gegen den gemeinschaftlichen Feind, den Perser, zu kehren. Ihr eigener Aga, welcher sich für die Meinung des Diwans erklärt hatte, konnte sein Leben nur dadurch retten, daß er sofort seiner Stelle entsagte [1]).

Dieser Zwiespalt, im Verein mit der Finanznoth und der beständigen Furcht, daß das Reich gleichzeitig auch noch von anderen Seiten her, durch die Kosaken im Schwarzen Meere, durch den Kaiser in Siebenbürgen und Ungarn, durch Polen und die Tataren der Krim, bedrängt und heimgesucht werden könnte [2]), lähmte aber nun wieder die Thatkraft und verzögerte die Rüstungen, über denen der Winter verging. Erst nachdem der neue Großwesir Kemankesch Ali-Pascha die Lauheit, womit er dieselben betrieben, wie wir gesehen haben, mit dem Leben bezahlt hatte, setzte sein
1624 Nachfolger, Tscherkes-Mohammed, im Mai 1624, nach Asien über, um den Feldzug zu beginnen. Er befand sich,

1) Roe, Depesche vom 17. Febr. 1624, p. 214, Alles genau: „The mufti", heißt es da unter Anderm, „will not declare Abassa bassa rebell, who pretends what hee hath done was by inspiration and for reformation."

2) Roe kömmt in seinen Depeschen wiederholt auf die Lauheit zurück, womit die Rüstungen betrieben wurden, z. B. p. 223, 228, 236, in welcher letzteren Stelle er namentlich hervorhebt, daß man im Diwan aus Furcht vor dem Kaiser schon entschlossen gewesen sei, lieber ganz Asien seinem Schicksal zu überlassen: „if the emperour resolve to attempt any thing in Hungary or Transylvania, by armes, they will leave Asia to the uttmost of hazard, and turn both their care and force for the mayntenance of him and their possessions in Christendome. These uncertentyes and distractions are part of the causes of the delay to dispatch their army against the Persian".

obwol man zu gleicher Zeit auch noch eine bedeutende Streitmacht nach Polen und Siebenbürgen, in das Schwarze Meer und nach dem Archipel schicken wollte, doch an der Spitze eines stattlichen Heeres. Bei einer Musterung, welche am 10. Mai auf den Ebenen von Skutari stattfand, sollen nicht weniger als 30,000 Janitscharen und 40,000 Sipahis gezählt worden sein, welche auch vom besten Geiste beseelt gewesen zu sein scheinen. Zehn Tage später brach das Heer auf, zunächst nach Brusa hin, wo der Hauptsammelplatz für den Heerbann sein sollte [1]).

Leider war nur die Jahreszeit nun schon zu weit vorgerückt, als daß gegen Persien hin in diesem Jahre noch etwas Erhebliches hätte unternommen und ausgeführt werden können, zumal da man — wir werden bald darauf zurückkommen — zunächst durch Abasa-Pascha in Vorderasien aufgehalten wurde. Schah-Abbas behielt daher auch freie Hand, seine Eroberungen von Bagdad aus nach allen Seiten hin auszudehnen. Er führte dabei sicherlich große Pläne im Schilde. Denn während er im Norden Wan und Diarbekr bedrohete, hatte er nach Westen hin sein Augenmerk vorzüglich auf Aleppo gerichtet, wo er einen sicheren Stapelplatz für seinen Seidenhandel nach dem Mittelmeere zu gewinnen hoffte, und soll im Süden auch schon Bassora und selbst Mekka mit in den Kreis seiner Eroberungspläne gezogen haben. Nisibin und Mardin hatten sich schon ergeben, und es war in der That die größte Gefahr vorhanden, daß dieser ganze östliche Theil des Reiches, von dem persischen Meerbusen bis zu den Ufern des kaspischen und des Schwarzen Meeres in einer Ausdehnung, welche man der ganzen Ländermasse von Constantinopel bis nach Ofen gleich achtete, in kurzem seine leichte Beute werden würde [2]).

Zum Glück nahmen dort die Dinge im nächsten Jahre, 1625, eine günstigere Wendung, wenn auch Bagdad nicht 1625

1) Roe, Depesche vom 15. Mai, p. 241. Von dem Geist dieser Truppen sagt er: „They behave themselves soberly and make showe of reformation and obedience to lawes". Doch bezweifelt er die angebliche Stärke derselben: „I think the halfe is nearer the truth."

2) Roe widmet den damaligen Eroberungsplänen des Schah-

wieder gewonnen werden konnte. Nachdem nämlich der Großwesir Tscherkes-Mohammed Abasa-Pascha durch einen Vergleich vorläufig zur Ruhe gebracht, hatte er sich nach Tokat in die Winterquartiere zurückgezogen, wo er noch vor Ausgang des Jahres starb. Hafis-Pascha, welcher bis dahin bei Diarbekr vergebens auf die verlangte Hülfe gewartet hatte, wurde zu dessen Nachfolger ernannt und erhielt die gemessensten Befehle, Alles daran zu setzen, um Bagdad wiederzuerobern. Der Anfang des Feldzuges war glücklich. Zehntausend Perser wurden von dem nur 4000 Mann starken Vortrab der Osmanen bei Kerkuk geworfen und dann dieser Ort ohne Weiteres besetzt. Noch härter war indessen der Schlag, welcher den Fortschritten der persischen Waffen bald darauf in Georgien Einhalt that.

Dort hatte Schah-Abbas seine Herrschaft durch eine etwas zu voreilige Einmischung in die niemals ruhenden Parteihändel des Landes und seiner Häuptlinge für immer befestigen zu können geglaubt. Er hatte zu diesem Zwecke den Führer seiner Leibwache, Kartschgai, mit einem kleinen Truppencorps hingeschickt, welches nach und nach bis auf 30,000 M. verstärkt wurde. Aber der verrätherische Streich, wodurch er den Kern der bewaffneten Macht der Georgier und Kurden mit einem Male zu vernichten gedachte, fiel auf ihn selbst zurück. Sie sollten, 12,000 Köpfe stark, bei einer Musterung von den Persern umzingelt und umbarmherzig niedergemetzelt werden. Allein Maghram-Chan, der Führer der Georgier, bekam durch ein Misverständniß, welches den be-

Abbas um so größere Aufmerksamkeit, je folgenreicher ihm deren Verwirklichung für die Gestaltung des europäischen Levantehandels werden zu müssen schien. Vor Allem hätte er gern, meint er, p. 223, Aleppo gehabt „being very ambitious to have an outlett into the Mediterranean sea in his owne power, to vent his silkes to best adventages“. Und dann fügt er p. 232 hinzu: „Wee know not where hee hath limitted his ambition . . . by his course it seemes, he purposeth first to separate the Arabians and all to the east of the Persian sea from this empire; for beginning at Babilon and Balsora hee goeth right northward toward Darbent on the Caspian sea and will be possessed of more country than hath bene gotten in many years“.

treffenden Befehl des Schah in seine Hände spielte, noch bei Zeiten Kunde von dem teuflischen Plane und ergriff danach seine Maßregeln. Es gelang ihm, Kartschgai mit seinem Heere in einen Engpaß zu locken, wo er, von Georgiern und Kurden überfallen, mit mehr als 20,000 Persern erschlagen wurde. Die Köpfe der niedergemachten Heerführer, darunter der Kartschgai's, und etwa 7000 andere von gemeinen Persern wurden als Trophäen in das Hauptquartier des Großwesirs bei Diarbekr und von da zum Theil nach Constantinopel geschickt, wo eine solche Siegesbotschaft unendlichen Jubel verursachte [1]).

Jedoch hielt es Hafis-Pascha nicht für gerathen, der Aufforderung Maghram's, sich nun sogleich nach Georgien zu wenden, von wo aus er jetzt mit leichter Mühe die Landschaften Gendsche, Karabagh, Schirban, Erdebil u. s. w. erobern könne, ohne Weiteres Folge zu leisten, so lange Bagdad noch in den Händen des Schahs war. Maghram warf sich daher selbst für kurze Zeit zum Herrn des Landes auf, ließ auf seinen Namen Münzen schlagen und war auch so glücklich, die gegen ihn ausgeschickten Perser abermals zurückzuwerfen, hielt sich aber doch nicht für stark genug, dem von den Osmanen anerkannten und beschützten Herrn des Landes, Tahmuraschan von Sakum, auf die Dauer die Herrschaft streitig zu machen, verließ daher Georgien und begab sich in das Lager des Großwesirs, den er nochmals vergeblich zu einem Heerzuge dahin zu bewegen suchte. Hafis-Pascha

1) Hammer a. a. O. S. 47 fg. nach osmanischen und venetianischen Berichten. In den letzteren heißt es, unter dem 19. October 1625: „Un Giorgiano principale gionse alla Porta con 6000 teste persiane occise nel conflitto, portate in Divano con bandiere e arnesi, bacciarono la mano, vestiti." Durch Roe, welcher die Thatsache in einer Depesche vom 14. November 1625, p. 457, nur im Allgemeinen erwähnt, erfahren wir noch, daß Abasa-Pascha sich erbot, mit den Georgiern gegen die Perser gemeinschaftliche Sache zu machen, und daß die Pforte wirklich darauf einging und ihm das Commando dort anvertraute, indem sie ihn mit der Würde eines Wesirs bekleidete und mit Schwert und Ehrenkleid belehnte. Die Sache hatte aber, wie wir bald sehen werden, weiter keine Folgen; „so well a strong theefe prospers here", setzt Roe nicht ohne ironischen Spott hinzu.

beharrte, aller Gegenvorstellungen ungeachtet, bei seiner Ansicht, daß vor Allem Bagdad gerettet werden müsse.

Da gingen die Dinge aber ganz und gar nicht nach Wunsch. Der Großwesir, welcher lange vergeblich auf die Gelder, 1,200,000 Zechinen, wartete, die er in Constantinopel verlangt hatte, um seine schon etwas aufsässigen Truppen wenigstens durch regelmäßige Soldzahlungen bei erträglicher Stimmung und gutem Muthe zu erhalten, brauchte den ganzen Sommer und den größten Theil des Herbstes, um von Diarbekr bis unter die Mauern von Bagdad zu gelangen, wo er erst gegen die Mitte Novembers Lager schlug. Unglücklicherweise nahm er die Sache nun auch noch viel zu leicht. Schon in Diarbekr hatte er sich dahin geäußert, daß er die Schlüssel von Bagdad bereits in seiner Tasche habe, und einige glückliche Schläge unterwegs — Mossul und Kerkuk waren genommen worden und in einem hitzigen Gefecht mit den Kurden, welche, wie immer, die Vorhut bildeten, hatten die Perser 2000 M. verloren [1]) — hatten sein Selbstvertrauen so weit gesteigert, daß er es nicht einmal der Mühe werth geachtet hatte, sich gehörig mit Belagerungsgeschütz zu versehen. Sein ganzer Artilleriepark bestand in drei leichten Feldgeschützen.

Die Belagerung konnte sich daher auch nur auf eine Einschließung des Platzes beschränken, bei welcher man vorzüglich durch Minen zu wirken suchte, die aber auch meistens ihren Zweck verfehlten, weil sie von den Belagerten mit vielem Geschick fast durchgängig zerstört wurden, ehe sie zur Explosion kamen. Der erste Sturm, welcher, nachdem man endlich eine kleine Bresche gewonnen hatte, am sechsundsiebenzigsten Tage der Belagerung versucht wurde, mislang gänzlich. Die Osmanen wurden mit schweren Verlusten zurückgeworfen. Schon jetzt wurde im Kriegsrathe die Aufhebung der Belagerung zur Sprache gebracht. Aber die Janitscharen und Sipahis erklärten sich dagegen und machten den Fall von Bagdad zu einer Ehrensache.

1) Roe, Depesche vom 14. Nov. 1625, p. 457, erwähnt noch, daß bei der letzten Niederlage zwei persische Prinzen in die Gefangenschaft der Osmanen gefallen seien, die nach Constantinopel gebracht werden sollten; „and this newes", setzt er hinzu, „makes much joy in this court".

Nun wurde die Belagerung erst mit mehr Ernst betrieben. Das Lager wurde von allen Seiten stark befestiget und auch für die Herbeischaffung von tüchtigem Belagerungsgeschütz Sorge getragen, namentlich von Bassora, wo eine alte hundertpfündige Kanone aufgefunden wurde, und selbst von Constantinopel aus. Leider war es nur zu allen diesen Anstalten, wovon man sich große Erfolge versprach, viel zu spät. Denn schon war der Schah selbst mit einem bedeutenden Heere zum Entsatze im Anzuge. Alle Versuche, ihn aufzuhalten oder zurückzudrängen, waren vergeblich. Nachdem die Osmanen in mehreren Gefechten mit seiner Vorhut geworfen worden waren, blieb ein Haupttreffen am 27. Mai 1626, bei 1626
großen Verlusten von beiden Seiten, unentscheidend.

Ebenso wenig konnten aber auch die kurz darauf von Schah-Abbas gemachten Anträge zu friedlichem Vergleiche zu einem befriedigenden Resultate führen. Denn seine Forderungen waren zu hoch gestellt: er verlangte entweder die Abtretung von Bagdad für seinen Sohn oder den ungeschmälerten Besitz alles Landes am linken Ufer des Tigris. Noch wurde darüber hin und her verhandelt, als die im Lager aufs Höchste gestiegene Noth einen Aufstand zur Folge hatte, welcher die Katastrophe schnell ihrem traurigen Ende zuführte. Die Janitscharen und Sipahis, welche vor kurzem erst noch geschworen hatten, bis zum letzten Athemzuge auszuhalten, verlangten jetzt mit Ungestüm die sofortige Aufhebung der Belagerung. Alle Vorstellungen des Großwesirs, welcher wohl wußte, daß die Hungersnoth in der Stadt noch weit größer sei, als in seinem Lager, und daher der Hoffnung lebte, daß sie sich in keinem Falle noch lange werde halten können, scheiterten an der Unbändigkeit der Meuterer. Selbst den gröbsten Mishandlungen ausgesetzt, mußte er der Gewalt weichen. Nur mit größter Noth erlangte er einen Aufschub von drei Tagen, welcher ihm, das war seine letzte Zuversicht, eine bessere Wendung der Dinge bringen sollte.

Sie ward entsetzlich getäuscht. Ein gänzlich mislungener Versuch, die Mauern durch eine in aller Eile angelegte ungeheure Mine am Ende doch noch zu erschüttern, gab den Ausschlag. Das Lager wurde nach neunmonatlicher Belage-

rung am 21. Juni 1626 unter dem entsetzlichsten Tumulte in demselben Augenblicke abgebrochen, wo der Schah seinen Bevollmächtigten schon abgeschickt hatte, um wegen der Übergabe auf annehmbare Bedingungen hin zu unterhandeln. Er berief ihn also sogleich zurück und ertheilte dagegen seinen Reiterschaaren den Befehl, den abziehenden Osmanen nachzusetzen, die er gleichwol anfangs ruhig gewähren ließ. Denn der Aufbruch fand ja ohnedies unter grenzenloser Verwirrung statt. Alles, was aus Mangel an Lastvieh nicht mit fortgebracht werden konnte, wurde von den Osmanen selbst vernichtet, verbrannt, zerschlagen oder vergraben, wie namentlich das schwere Geschütz, welches später zum Theil von den Persern wieder aufgefunden und nach Ispahan gebracht wurde. Ueberdies war das Heer auch schon zu sehr zusammengeschmolzen, als daß es der Uebermacht des Feindes noch länger erfolgreichen Widerstand hätte leisten können. Von den 12,000 Janitscharen und 30,000 Sipahis, welche unter den Mauern von Bagdad erschienen waren, sollen bei einer Musterung, welche bereits zu Ende des vorigen Jahres vorgenommen worden war, respective kaum noch 4000 und 10,000 M. kampffähig in Reihe und Glied gestanden haben; und auf den Heerbann der asiatischen Vasallen, namentlich der 7 benachbarten arabischen Begs, welche der Pforte zur Heeresfolge verpflichtet waren, konnte man schon deshalb nicht viel mehr rechnen, weil sie es in keinem Falle mit dem Schah verderben wollten, dessen rächende Macht, nach dem Abzug der Osmanen, doch vorzüglich auf sie zurückgefallen wäre [1]).

Der Rückzug wurde also von einer fast gänzlich ruinirten, durch Hunger und Krankheiten erschöpften und demoralisirten Armee angetreten. Er fand daher unter den größten Mühseligkeiten statt und artete, da man den nachsetzenden Persern nicht mehr Stand halten konnte, bald in eine aufgelöste Flucht aus. Nur mit Noth erreichten die Trümmer des Heeres Diarbekr, wo sie nicht länger beisammen zu halten waren, sondern sogleich entlassen werden mußten.

Die Bestürzung, der Unmuth über diesen unglücklichen Ausgang des Feldzugs waren in Constantinopel ungeheuer.

1) Roe Depesche vom 31. December 1625, p. 480.

Der alte Kaimakam, Gurdschi-Mohammed, hatte dafür, wie wir gesehen haben, schon mit dem Leben büßen müssen, noch ehe man über Bagdads Schicksal völlig im Klaren war. Bald aber ließen die umfassenden und aufrichtigen Berichte des Großwesirs und die bitteren Beschwerden der zurückgekehrten Janitscharen, welche sich unter Verwünschungen gegen die Regierung in den Straßen der Hauptstadt umhertrieben, über die wahre Lage der Dinge keinen Zweifel mehr. Bagdad war für jetzt verloren, und der große Reichsrath, welcher, mehr wie 1000 Köpfe stark, sogleich einberufen wurde, nicht sowol weil man sich davon besondere Erfolge versprechen mochte, sondern weil man eine so außerordentliche Maßregel für geeignet hielt, dem Unmuthe der Truppen einen wirksamen Damm entgegenzusetzen, sollte die Mittel schaffen, es wiederzugewinnen [1]).

Bei aller Rathlosigkeit, die sich in dieser vielköpfigen Reichsversammlung nur zu sehr offenbarte, zeigte — das muß man eingestehen — der junge Sultan in diesem kritischen Augenblicke noch die meiste Fassung und Entschlossenheit. Er ließ Hafis-Pascha, welcher übrigens auch an der Sultanin Walide, seiner Schwiegermutter, gegen seine Feinde im Serai eine kräftige Stütze und eine vielvermögende Fürsprecherin hatte, des Reiches Unglück nicht nur nicht entgelten, sondern suchte ihn über sein Misgeschick noch dadurch zu trösten, daß er ihm ein Ehrenkleid zuschickte und sich sogar so weit herabließ, ihm auf seinen in gebundener Rede eingeschickten Bericht — das einzige Beispiel dieser Art dichterischer Herzensergießung in so ernstem Geschäftsverkehr, selbst in der poesiereichen Geschichte des Orients — gleichfalls in einer fein geformten Ghasele antwortete [2]). Zugleich ließ er

1) „This course", meint Roe von dieser Einberufung des Reichsraths, in einer Depesche vom 31. Juli 1626, p. 536, „was anciently used in matters of high consequence, as the beginning of a warre, or other great mutation: now rather done for feare, and to content the soldioury, then necessity, which was only to consult of speedy and fitt supplyes".

2) Beide Berichte werden, als einzig in ihrer Art, vollständig übersetzt mitgetheilt von Hammer O. G. Bd. V, S. 660.

ihm den Befehl zugehen, daß er in Aleppo überwintern und dort die nöthigen Verstärkungen und weiteren Instructionen für den Feldzug des nächsten Jahres abwarten solle. Dann, so hieß es schon, werde sich Murad an der Spitze seiner Leibtruppen selbst dahin begeben; denn ohne seine Gegenwart werde es kaum mehr möglich sein, ein Heer aufzubringen und zusammenzuhalten, wie es jetzt verlangt werde, wenn man sich noch irgend Erfolge versprechen solle [1]).

Es war Hafis aber nicht beschieden, sein Glück gegen die Macht des Perserschahs noch ein Mal zu versuchen. Denn kaum war er in Aleppo eingetroffen, als dort ein Janitscharenaufstand gegen ihn ausbrach, der seine Stellung länger unhaltbar machte und den Diwan bestimmte, ihn noch vor Ausgang des Jahres abzuberufen und als Wesir der Kuppel in Ruhestand zu versetzen. Der siebenzigjährige Chalil-Pascha, derselbe, welcher diese höchste Reichswürde schon einmal während der ersten Regierung Mustafa's I. bekleidet und den letzten Krieg mit Persien durch den im J. 1619 abgeschlossenen Frieden glücklich zu Ende geführt hatte, wurde an seiner Stelle zum Großwesir ernannt und erhielt, da auch Abasa-Pascha, wahrscheinlich im Einverständniß mit dem Perser, sich aufs Neue zu regen begann, Befehl, sofort, in
1626 den ersten Tagen des December 1626, mit allen Truppen, welche aufgebracht werden konnten, nach Asien überzusetzen.

Damit war jedoch bei der in diesem Jahre gerade außerordentlichen Strenge des Winters — der Schnee lag mehrere Fuß hoch und die Wege waren in der höchst empfindlichen Kälte kaum zu passiren — wenig gewonnen. Denn während Chalil ohne Aufenthalt über Skutari und Konia nach Aleppo vorauseilte, wo er bereits nach vierzehn Tagen eintraf, dann aber

1) Roe, Depesche vom 16. September 1626, p. 550: „The best opinion and most likely to prevaile is, that they will connive and send newe commands and encouragement to the generall . . . promising sufficent provisions of soldiours, mony and munition for the spring; and that then it will bee necessary for the grand signor to goe in person, at least as farr as Aleppo, without whose presence it will bee difficult either to raise or keepe together a competent army, proportionall to the services."

dort drei Monate lang thatlos liegen bleiben mußte, konnten ihm die Truppen doch erst im Frühjahr nachgeschickt werden. Nachdem sie endlich unter der Führung des Beglerbegs von Anatolien, Dischleng Husein-Pascha, im Lager des Großwesirs vor Aleppo eingetroffen waren, konnte der Feldzug 1627 erst im hohen Sommer, um die Mitte Juli, begonnen werden [1]).

Er war noch unglücklicher, als der vom vorigen Jahre. Denn während der beste Theil des Heeres, welcher unter dem Befehle des Beglerbegs von Anatolien abgeschickt wurde, um das von den Persern bedrohete Achiska zu retten, von Abasa-Pascha in einem Engpasse zwischen Ilidsche und Erzerum überfallen und sammt seinem Führer, Dischleng Husein, fast bis auf den letzten Mann niedergemacht wurde, fiel gleich darauf Achiska in die Gewalt der Perser; und auch ein Angriff Chalil's auf Erzerum, jetzt die Hauptstadt des Rebellen Abasa, wodurch er diese Niederlage zu rächen gedachte, endigte nach siebenzigtägiger fruchtloser Belagerung zu Anfang December, wo sich auch dieses Jahr der Winter schon wieder mit in diesen Ländern ganz ungewöhnlicher Strenge eingestellt hatte, mit einem ebenso schmachvollen als beschwerlichen Rückzuge in die Winterquartiere nach Tokat, wo das Heer, so weit es nicht schon unterwegs in den unwegsamen Gebirgsschluchten unter Schnee, Eis und Kälte zu Grunde gegangen war, in dem entsetzlichsten Zustande eintraf [2]).

An eine Unternehmung gegen Bagdad war also in diesem Jahre gar nicht zu denken gewesen. Es blieb ebenso im Besitz des Perserschahs, wie Abasa-Pascha von Erze-

1) Roe, Depesche vom 30. December 1626, p. 585 fand die Hast, womit der Feldzug dieses Mal, mitten im Winter, „though the winter be extreame, the snow deepe and the wayes full of difficultye“, betrieben wurde, mindestens sehr unzeitig. Er bleibt in Zweifel darüber, ob man auf diese Weise der gänzlichen Auflösung des Reiches nur um so schneller entgegenrennen wolle, oder ob der klassische Satz: „reddita juventute, praeter spem senectus imperii quasi revirescit etc.“, hier etwa einmal zur Wahrheit werden solle.

2) Das Nähere über diesen verunglückten Feldzug bringt Roe in seinen gleichzeitigen Depeschen, p. 641—649, 670, 674, 681.

rum aus nur um so kühner gegen die Pforte sein Haupt erhob, und Fachreddin, der Emir von Saida, fortwährend Damaskus und Aleppo bedrohete. So dringend und drohend daher auch die Lage war, so hielt man es doch auf der andern Seite unter der Würde der Pforte, auf einen unehrenhaften Frieden einzugehen, wozu Schah Abbas durch seinen Bevollmächtigten schon die Hand geboten hatte, als Chalil noch zu Aleppo weilte. Die erste Bedingung, auf die er immer wieder zurückkam, war, daß er Bagdad als Statthalterschaft für seinen Sohn verlangte, welcher dann als Vasall der Pforte einen mäßigen Tribut zahlen sollte. Der Großwesir hielt sich aber nicht für ermächtiget, daraufhin in Unterhandlungen zu treten, und konnte damals dem Diwan nur die verzweifelte Alternative stellen, ihm entweder anderthalb Millionen Dukaten zu schicken, mit deren Hülfe er den Krieg mit mehr Nachdruck und Erfolg führen könne, oder ihn zu weiteren Unterhandlungen mit dem Schah mit den nöthigen Vollmachten zu versehen. Er erhielt aber weder das Eine noch das Andere und mußte daher, während er den persischen Friedensbotschafter nach Constantinopel verwies, um nur die Zeit nicht ganz nutzlos verstreichen zu lassen, nothgedrungen seinen Feldzug antreten, der ihn und sein Heer ins Verderben führte [1]).

Wie hätte man sich aber nun jetzt, nachdem man zwei Jahre hintereinander so schmachvolle Niederlagen erlitten hatte, von einem übermüthigen Sieger den Frieden vorschreiben lassen sollen, welcher die Schwäche, die Ohnmacht der Pforte der ganzen Welt, vor Allem aber ihren Feinden mehr wie je verrathen haben würde! Der Krieg in Asien sollte und mußte daher auch im nächsten Jahre mit äußerster Anstrengung aller Kräfte fortgeführt werden. Nur scheint man endlich zu der Überzeugung gekommen zu sein, daß man erst die Macht der Rebellen brechen müsse, wenn man seine Waffen endlich mit Erfolg gegen Persien kehren wolle. Es galt also jetzt, Fach-

1) Roe, Depesche vom 12. Juni 1627, p. 649: „The first", die Uebersendung der anderthalb Millionen meint er da, „is impossible, and the latter", die Annahme der von dem Schah gebotenen Friedensbedingungen, „much agaynst stomach".

redbin, den Emir der Drusen, im Zaume zu halten, Syrien und Arabien zu beruhigen und — das war die Hauptsache — der immer gewaltiger emporsteigenden und um sich greifenden Herrschaft Abasa-Pascha's ein Ende zu machen. Denn abgesehen davon, daß er entschlossen schien, seine Unabhängigkeit um jeden Preis zu behaupten und sich mit der Hülfe Persiens in Asien ein eigenes Reich zu begründen, hatte man ihn — und nicht ohne Grund — in Verdacht, daß er auch schon mit den Feinden des osmanischen Reiches in Europa in Verbindung getreten sei und namentlich nicht müde werde, Tataren, Polen und Kosaken gegen die Pforte aufzureizen [1]).

Der alte Chalil wurde also, wie Hafis, als vierter Wesir unter die Kuppel berufen und die Führung des asiatischen Krieges für das nächste Jahr, 1628, dem bisherigen 1628
Janitscharenaga, dem Bosnier Chosrew, einem Manne von seltener Energie und Entschlossenheit, anvertraut. Doch erhielt er das Siegel als Großwesir erst, als er sich schon auf dem Marsche nach Tokat zu Nikomedien befand, angeblich um die bedeutenden Kosten zu sparen, die sein Auszug verursacht haben würde, wenn er schon in Constantinopel mit dieser höchsten Reichswürde bekleidet worden wäre. Denn man mußte so schon alle Mittel zusammenhalten, um die Rüstungen zu vervollständigen, welche während des Winters, unter den Augen des Sultans selbst, in umfassendster Weise betrieben wurden [2]).

1) Roe, Depesche vom 22. März 1628, p. 782: „This state hath resolved to prosecute this summer in Asia; for though the renitence of the soldiers, and many impediments did persuade against it, yet not to have moved at all was thought too playne a discoverye of their owne infirmitye, and would too much encourage the enemye especially Abassa, who had practised both the Tartars, Poles and Cossacks; and what their confirmation is, is as yet more feared then knowne“.

2) Daselbst: „much new ordenance is cast, which the grand signor went to see in the founders office; and from thence to the arsenall, to give orders for the gallies“. — Und dann darüber, daß dem neuen Großwesir erst das Siegel nach Asien nachgeschickt wurde:

Bevor wir jedoch diesen Feldzug, welcher das Schicksal Abasa-Pascha's entschied, weiter verfolgen, müssen wir noch einen Blick auf die Stellung und die Bewegungen dieser asiatischen Rebellen überhaupt werfen, welche damals die Pforte noch weit mehr, wie die europäischen Verhältnisse nach verschiedenen Seiten hin in beständiger Spannung erhielten. Denn während Abasa in Norden nach unbeschränkter Herrschaft strebte, hatte sich im Süden der Drusenhäuptling Fachreddin, der Emir von Sidon oder Saida, wie er von Zeitgenossen gewöhnlich genannt wird, zu einer nicht minder gefürchteten Macht erhoben.

Es gehört hier nicht zu unserer Aufgabe, die Stammgeschichte dieses wunderbaren Bergvolks der Drusen bis in die Ursitze der Marden oder Mardaiten, ihrer Vorfahren, an den nördlichen Gestaden des kaspischen Meeres zurück zu verfolgen, oder länger bei den Kämpfen und Fehden ihrer Häuptlinge zu verweilen, welche endlich das Fürstengeschlecht der Maanoghli, welchem Fachreddin angehörte, an ihre Spitze brachte. Noch weniger kann es in unserm Plane liegen, in die Geheimnisse ihres sonderbaren religiösen Systemes eindringen zu wollen, welche von jeher die Aufmerksamkeit Europas fast noch mehr beschäftiget haben, wie ihre politische Existenz, und erst neuerdings von kundigen Forschern mit seltenem Scharfsinn und überraschender Klarheit enthüllt worden sind [1]). Wir wollen blos kurz an die Momente ihrer

„This is done partly to save charges, because to that eminent degree apperteynes great expense in setting out.“

1) Alles, was in früheren Zeiten darüber geschrieben und geforscht worden ist, ist durch das klassische Werk von Silvestre de Sacy: Exposé de la religion des Druzes, tiré des livres religieux de cette secte, et précédé d'une introduction et de la vie du Khalife Hakem biamr-allah. Paris 1838. 2 Bde., übertroffen und gänzlich entbehrlich gemacht worden. Danach ist in der Hauptsache dann auch das in seiner Art gleichfalls ausgezeichnete Buch: Die Drusen und ihre Vorläufer. Von Dr. Philipp Wolff, Leipzig 1845, gearbeitet worden. Auf die ältere politische Geschichte der Drusen gehen indessen beide nicht näher ein, so wie auch das Werk von Giovanni Mariti: Istoria di Faccardino, Grand-Emir dei Drusi, Livorno 1787, darüber nur dürftig ist. Ueber die Abstammung des Namens der Dru-

Geschichte erinnern, welche das bessere Verständniß ihrer Stellung und ihrer Beziehungen zu dem osmanischen Reiche bedingen.

Wie im äußersten Westen des Reiches die Schypetar in den Gebirgen Albaniens, unter ihren tapferen Stammfürsten, den Arianiten und Kastrioten, lange Zeit die Hochwächter christlicher Freiheit und Unabhängigkeit gegen den islamitischen Despotismus der Osmanen blieben, so waren in den östlichsten Grenzländern desselben die Tapferkeit und der Freiheitssinn der von den byzantinischen Kaisern, bereits in der zweiten Hälfte des siebenten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, nach den Hochthälern der syrischen Gebirge, dem Libanon und Antilibanon, versetzten Marbaiten von jeher die kräftigste Schutzwehr gegen die Uebergriffe von Arabern und Türken gewesen. Hier wie dort brach aber mit der Zeit nicht sowol die Übermacht ihrer Feinde, als vielmehr die Zwietracht und die Fehdelust ihrer Stammhäupter — überall der Fluch solcher kriegerischen Bergvölker — die Kraft ihres Widerstandes. Denn sie gaben ihren Gegnern nur zu oft willkommene Gelegenheit, sich in ihre inneren Angelegenheiten zu mischen und ihren Hader als Schiedsrichter mit dem Schwerte in der Hand zu ihrem eigenen Vortheil auszubeuten. Das war auch bei den Drusen, den Abkömmlingen jener Marbaiten, der Fall. Die ältesten Beziehungen der Drusen zu den Osmanen gehören in die Zeit der Eroberung von Syrien und Ägypten durch Sultan Selim I. Gleich den Emiren der benachbarten arabischen Beduinenstämme und den Befehlshabern der syrischen Burgen, unterwarfen sich damals auch die unter sich zerfallenen Stammhäupter der Drusen des

sen, welcher früher verkehrter Weise gewöhnlich auf einen Grafen von Dreux zurückgeführt wurde, der sich zu Zeiten des ersten Kreuzzuges in Palästina niedergelassen haben sollte, gibt Wolff, S. 288, einige Bemerkungen, die um so beachtenswerther sind, da selbst Silvestre de Sacy die Frage ganz mit Stillschweigen übergangen hat. Wolff hat nämlich nachgewiesen, daß der Name von dem Mohammed ben Ismael Darasi herzuleiten sei, welcher zuerst die Gottheit des Khalifen Hakem Biamr-Allah behauptete. Von ihm bekam die Sekte den Namen der Darasiten, welcher nachher in den der Drusen überging.

Libanon dem mächtigen Sieger und brachten ihm, während er im Jahre 1516 zu Damaskus weilte, ihre Huldigung dar. Selim nahm sie an und belehnte den mächtigsten derselben, Maanoghli, als Sandschak mit Fahne und Trommel. Seitdem galt das Land der Drusen als Theil des osmanischen Reiches, obgleich die Stellung seiner Beherrscher zu der Pforte fortwährend eine fast unabhängige und selbst feindselige blieb. Nur die kluge Benutzung der niemals ruhenden Fehden unter den verschiedenen Fürstengeschlechtern der Drusen gab dort endlich der osmanischen Herrschaft einen etwas sichereren Boden.

Als sie nämlich unter der Regierung Sultan Murad's III. zum ersten Male mit den Osmanen in ernstere feindselige Berührungen kamen, theilten sich die Drusen in zwei Hauptstämme, welche unter fünf verschiedenen Führern wieder eben so viel selbständige und von einander unabhängige Gemeinwesen bildeten. Jene zwei Hauptstämme waren der der Teimani oder des Emir Schehab und der des Ibn Maan, welche sich in religiöser und politischer Beziehung zu zwei einander feindlich gegenüberstehenden Parteien bekannten, den Jemanije, d. h. denen, die für, und den Kaisije, die gegen Jemen standen, sonst auch noch die Rothen (Kisilli) und die Weißen (Akli) beigenannt. Maanoghli, der mächtigste Drusenfürst, welcher die Distrikte von Saida, Sur, Akka und Cäsarea in Palästina beherrschte, und Scherefeddin, der schwächste von allen, welcher nur einen kleinen Landstrich nördlich von Saida inne hatte, gehörten der Partei der Rothen an; die drei übrigen, Ibn Maan, welcher von seiner Burg Kesrewan, in der Nähe der Cedern des Libanon, aus das Land zwischen Beirut und Tripolis als sein Eigenthum überwachte, dann Ibn Firak, welcher die Ostseite des Libanon bis herab auf die Ebenen von Cölesyrien inne hatte, und endlich Ali Ibn Karfus, welcher das Thal zwischen dem Libanon und dem Antilibanon beherrschte und seine Residenz in Baalbeck aufgeschlagen hatte, bildeten die Partei der Weißen [1]).

1) Die besten Aufschlüsse über diese Stammverhältnisse und die

So weit hatte nun die Pforte, unter der Gunst der zwischen beiden Parteien herrschenden Feindschaft, ihren Einfluß unter diesen Bergvölkern doch schon erstreckt, daß die drei Fürsten der Weißen sich willig ihren Befehlen fügten, als Ibrahim, der Statthalter von Aegypten, im J. 1585, den 1585
Auftrag erhielt, die Macht der Drusen so zu brechen, daß sie fernerhin den Osmanen nicht mehr als Bundesgenossen des Perserschahs gefährlich werden könnten. Die drei genannten Stammhäupter zogen ihm unaufgefordert mit 6000 M. Hülfsvölkern bis nach Jerusalem entgegen und boten ihm, indem sie zugleich reiche Geschenke zu seinen Füßen niederlegten, ihre ferneren Dienste an.

Nicht so die beiden Fürsten von der Partei der Rothen, Maanoghli und Scherefeddin. Jener trug gegen die Osmanen den unauslöschlichsten Haß noch von der Zeit her im Herzen, wo Mustafa-Pascha, der Statthalter von Damaskus, seinen Vater zu sich gelockt und dann hinterlistigerweise umgebracht hatte. Er wies daher auch jetzt jede Aufforderung Ibrahim's, gleich seinen Stammgenossen die Heeresfolge zu leisten, mit Entschiedenheit zurück, und beschränkte sich, indem er in seiner Burg Deirolkamr zu entschlossenem Widerstande rüstete, nur darauf, den erzürnten Sinn des Paschas, welcher nun ohne Weiteres in sein Gebiet eingefallen war und vierundzwanzig Dörfer niedergebrannt hatte, dadurch besänftigen zu wollen, daß er ihm die verlangten Geschenke, Waffen, zwanzig Säcke der feinsten Seide und 50,000 Dukaten baares Geld — eine Art Tribut — übermachen ließ. Damit aber noch nicht zufrieden, stellte Ibrahim seine Forderungen sogleich noch viel höher. Maanoghli mußte ihm in zweimaliger Lieferung schnell nacheinander noch 50,000 Dukaten, eine Menge kostbarer Waffen, Flinten und Dolche, werthvolle Wehrgehänge, nochmals 10 Lasten von der besten Seide und endlich auch ganze Heerden

dadurch bedingte Parteistellung unter den Drusen gibt: Minadoi, Historia della guerra fra Turchi e Persiani, Venet. 1588, B. VII, p. 275 fg., dem in der Hauptsache auch Mariti, Istoria di Faccardino, p. 23 fg. gefolgt ist.

Vieh, Pferde, Büffel, Schafe und Ziegen, und allein 1000 Ochsen, zuschicken.

Aber auch damit hatte Maanoghli seine Sicherheit und die Verzeihung des erbitterten Gegners noch nicht erkauft. Ibrahim, welcher mit 25,000 Mann zwischen Saida und Beirut lagerte, ließ im Gegentheil seine Schaaren zum zweiten Male auf das Gebiet Maanoghli's einbrechen, neunzehn Dörfer und seine Residenz Antara in Asche legen, etwa 350 seiner Leute, die er unter allerhand Vorspiegelungen ins Lager gelockt, meuchlings umbringen, und auch noch 4000 M. von der bei Saida vor Anker liegenden Flotte landen, welche das Küstenland raubend und plündernd durchschwärmten und etwa 3000 Menschen als Sklaven mit hinwegschleppten. Dann zog er sich nach Damaskus zurück, belehnte hier den Ibn Kerfus, den reichsten und mächtigsten der drei der Pforte ergebenen Fürsten von der Partei der Weißen, als Vasallen des Sultans und einzigen Beherrscher der Drusen des Libanon mit Schwert und Fahne und schiffte sich endlich mit den erbeuteten und erpreßten Schätzen des Landes, mehr als 2 Millionen Goldes an Werth, in Beirut nach Constantinopel ein. Die übrigen Emire, Scherefeddin, Ibn Maan und Ibn Firak, sowie die Zollpächter von Beirut und Tripolis wurden in Ketten und Banden als Gefangene mit fortgeschleppt und mußten den Triumpheinzug des Paschas in der Hauptstadt zieren[1])

Kaum hatte sich aber dieser Dränger des Landes entfernt, als Maanoghli, der allen Nachstellungen glücklich entgangen war, sich als Rächer solcher Schmach erhob und, nachdem er schnell ein bedeutendes Heer zusammengebracht hatte, noch in demselben Jahre, 1585, nicht nur sein eigenes Land wiedergewann, sondern auch den von der Pforte eingesetzten Fürsten Ibn Kerfus so in die Enge trieb, daß er sich auf seine Bergfesten zurückziehen mußte. Da aber bald darauf die von der Pforte begnadigten übrigen Emire wieder in ihre Heimat zurückkehrten, so entbrannte auch sogleich der

1) Minadoi a. a. O. p. 282—290. Mariti a. a. O. p. 38—40.

alte Parteikampf der Rothen und Weißen mit neuer Heftigkeit. Scherefeddin hielt sich zu Maanoghli, die andern beiden schwuren ihm, mit Ibn Kerfus im Bunde, Tod und Verderben. Doch wagten sie mit ihm nicht den offenen Kampf, sondern fanden Mittel, ihn schon im nächsten Jahre
1586 mit Hülfe eines treulosen Dieners durch Gift aus der 1586
Welt zu schaffen. Sein Sohn Fachreddin (Fakr-El-Din, Glaubensruhm), den er als Erben seines Ruhmes und seiner Herrschaft, zugleich aber auch als Rächer seines Todes hinterließ, hatte damals erst das zweite Jahr seines Lebens vollendet[1]).

Der junge Fachreddin erhielt seine Erziehung unter den Augen seiner Mutter, einer hochgebildeten Frau von seltenen Gaben des Geistes und großer Entschlossenheit des Charakters. Sie hatte selbst die Regierung ihres Landes übernommen, und obgleich sie sich von den gegen sie und ihr Haus verschworenen Fürsten von der Partei der Weißen manche Uebergriffe gefallen lassen mußte, gelang es ihr doch, nicht nur dem Sohne, welcher unter der Leitung seines tüchtigen Erziehers in aller Stille zu jenen Tugenden herangebildet wurde, welche den Führer und Beherrscher eines freien Volkes zieren müssen, das väterliche Erbtheil zu retten, sondern ihm auch durch kluge Benutzung des Misvergnügens, welches die sklavische Abhängigkeit der übrigen Drusenfürsten von der Pforte erregte, unter den feindlichen Stämmen viele Freunde und einen mächtigen Anhang zu sichern. So kam es, daß er, obgleich man bis dahin kaum seine Existenz gekannt hatte, bereits im Jahre 1598 von allen Stämmen, 1598
welche sich zur Partei der Weißen bekannten, als rechtmäßiger Erbe Maanoghli's anerkannt wurde[2]).

1) Mariti, a. a. O. p. 40—45.

2) Daselbst, p. 46 fg.: „Questa", so wird hier Fachreddin's Mutter charakterisirt, „fu una donna di talento rarissimo. Era una delle belle femmine della nazione, ottima nei consigli, franca e coraggiosa, bravissima nella lingua araba, nella quale scriveva per eccellenza; fu anche poetessa, e i Drusi hanno di essa delle canzoni assai delicate, e trovansi scritti dei suoi detti sentenziosi. Era molto amica dei cristiani, alla religione dei quali inclinava."

In den nächsten Jahren wußte er dann schnell nach einander sowohl die verlorenen Theile seines väterlichen Reiches wiederzugewinnen, als auch seine Herrschaft über die benachbarten Stämme so weit auszudehnen, daß er schon im
1603 Jahre 1603, im zwanzigsten Jahre seines Alters, an der Spitze einer bedeutenden Macht, der Pforte als unabhängiger Groß-Emir der Drusen entgegentreten konnte. Als solcher erlaubte er sich in den folgenden Jahren auch sogleich nicht unansehnliche Übergriffe auf das osmanische Gebiet, welche die Pforte zwar immer sehr übel aufnahm, aber vorerst ruhig hingehen lassen mußte, weil sie, gleichzeitig noch zuviel mit Ungarn und Persien beschäftigt, gar nicht in der Lage war, nach dieser Seite hin Etwas zu unternehmen. Auch verstand es Fachreddin sehr wohl, durch von Zeit zu Zeit gut angebrachte Geschenke sich im Diwan nachsichtige Freunde und einflußreiche Fürsprecher zu erwerben, zumal da er seine Übergriffe mit dem Vorgeben zu bemänteln wußte, daß er die von ihm besetzten Länder nur im Namen des Großherrn und im Interesse besserer Verwaltung regieren wolle[1])

Seine Macht war daher schon bis zu einer gefürchteten Höhe emporgewachsen, als die Schilderhebung der Firari, der Flüchtlinge, das ganze osmanische Asien in Aufruhr brachte. In Syrien fand, wie wir gehörigen Ortes gesehen haben[2]), Dschanbulad, der Kurdenhäuptling, welcher dort an die Spitze des bewaffneten Aufstandes getreten war, an Fachreddin sogleich einen mächtigen und bereitwilligen Bundesgenossen. Während nun jener seinen Herrschersitz in Damaskus aufschlug, dehnte Fachreddin sein unabhängiges Regiment nach Norden hin über Saida und Tyrus, im Süden, mit den Maroniten vereint, über ganz Galiläa aus und nahm in Folge dessen auch den Titel eines Fürsten von Saida und Galiläa an.

1) Mariti, p. 61: „Egli sapeva anco colorire le sue imprese sotto il titolo di zelo per il miglior governo di quei paesi, esibendosi di correspondere alla Porta quelle stesse entrate che ritraeva per mezzo dei suoi governatori, ciò che gli fu accordato“.

2) Vergl. Bd. III, S. 666—668.

Obgleich nun aber die Herrschaft Dschanbulad's, nach kurzer Dauer, bereits im Herbste des Jahres 1607, durch 1607
den Sieg Murad-Pascha's auf der Ebene von Urudschowasi gänzlich und für immer gebrochen wurde, so wußte sich Fachreddin, durch die Lage seines Landes mehr geschützt, mit der Pforte doch noch insoweit auf einen guten Fuß zu setzen, daß ihm der Besitz des eroberten Gebiets unter der Bedingung der Entrichtung eines Tributs überlassen wurde, dessen Betrag der Summe der Einkünfte entsprechen sollte, welche die Pforte bisher daraus bezogen[1]). Kein Wunder also, daß man nun auch im Abendlande die Macht dieses Drusenfürsten für so bedeutend, so befestigt hielt, daß christliche Mächte kein Bedenken trugen, sich mit ihm in ein Bündniß gegen den Sultan einzulassen und auf seine kräftige Unterstützung bei dem Kampfe gegen die Ungläubigen besonderes Gewicht zu legen.

Der erste Anstoß dazu ging von dem unternehmenden Großherzog von Toskana, Ferdinand I., aus. Man weiß, daß dieser betriebsame Fürst, welcher bei dem damals sehr blühenden florentinischen Levantehandel — wir werden darüber bald noch Einiges zu sagen haben — persönlich im hohen Grade betheiligt war, schon längst sein Augenmerk darauf gerichtet hatte, seiner Macht und seinem Einflusse nach dieser Seite hin eine gewinnbringende Ausdehnung zu geben. Nach einem verunglückten Plan, sich Famagustas und dann womöglich der ganzen Insel Cypern zu bemächtigen, und einem glücklichen Angriff auf Bona an der nordafrikanischen Küste — auch darüber soll weiterhin noch ein Wort folgen — schien ihm der Aufstand in Syrien die günstigste Gelegenheit zu bieten, dort für seine zunächst auf Vermehrung seiner Reichthümer mittels erweiterter Handelsverbindungen gerichteten Zwecke ein ergiebiges Terrain zu gewinnen.

Noch im Laufe des Jahres 1607 war er deshalb durch

1) Mariti a. a. O. p. 72: „accomodatosi con Muràt-Pascià ottenne la pace dal Grand-Signore con seguitare nel possesso dei paesi acquistati, purchè pagasse una data contribuzione corrispondente all' entrate che la Porta era solita già di ritrarne“.

eine förmliche Gesandtschaft, an deren Spitze der Cavaliere Ippolito Leoncini und ein mit den dortigen Verhältnissen sehr vertrauter Grieche, Michel-Angelo Korai aus Aleppo, standen, mit Dschanbulad, welcher damals als unumschränkter Herr in dieser wichtigen Handelsstadt hauste, in Verbindung getreten, welche bereits am 2. October den Abschluß eines Freundschafts- und Handelsvertrags zwischen beiden zur Folge hatte. Der Papst und der König von Spanien sollten in denselben eingeschlossen sein, und um ihn sogleich zu einem Werke von höherer Bedeutung für die gesammte Christenheit zu machen, wurde die Eroberung von Jerusalem und des Heiligen Landes als nächstes Ziel an die Spitze gestellt. Die Christen sollten dann dort, unter der Jurisdiction ihrer respectiven Consuln, unter denen der florentinische vor den übrigen den Vorrang haben sollte, völlige Steuerfreiheit und ungehinderte Religionsübung genießen. Außerdem hatte sich aber der Großherzog dabei noch insofern ganz besonders bedacht, als er für sich und seine Unterthanen völlig ungehinderte Ausfuhr aller, auch der verbotenen Waaren, unbeschränkte Gültigkeit der florentinischen Münzen und überhaupt alle nur mögliche Erleichterung für den Verkehr und die etwaige Niederlassung der Florentiner daselbst ausbedungen hatte. Für die aus dem Abendlande kommenden Kriegsschiffe sollte ein bequem gelegener Hafen offen stehen[1]).

Papst Paul V., welcher sogleich nach der Rückkehr des Cavaliere Leoncini von den Erfolgen der Sendung in Kenntniß gesetzt wurde, ging, da es sich dabei um das Heil der gesammten Christenheit handele, auch soweit auf die Sache ein, daß er in diesem Sinne seinen Einfluß bei dem Könige von Spanien geltend zu machen versprach, und dem Großherzog die Erlaubniß ertheilte, zur Unterstützung der Rebellen Waffen, Munition und sonstige Kriegsbedürfnisse nach Syrien auszuführen. Auch forderte er die Maroniten des Libanon durch ein förmliches Sendschreiben auf, Fachreddin, den treuesten Bundesgenossen Dschanbulad's, auf jede Weise zu unterstützen.

1) Mariti, a. a. O. p. 70 gibt genau die Bedingungen des Vertrags an.

Die bald darauf erfolgte Niederlage des Kurdenhäuptlings machte nun freilich auch alle an diese Verbindung mit ihm geknüpften Pläne und Hoffnungen zu Schanden, noch ehe der Vertrag mit ihm förmlich ratificirt worden war. Der Großherzog ließ sich aber dadurch nicht entmuthigen, sondern ertheilte seinem Unterhändler ohne Weiteres die Vollmacht, jetzt mit Fachreddin auf dieselben Bedingungen hin einen Vertrag abzuschließen und ihm, im Fall er seine Unabhängigkeit von der Pforte erklären wolle, allen möglichen Beistand zuzusagen. Fachreddin ließ sich aber, bereits im
Frühjahr 1608, um so lieber darauf ein, da um diese Zeit 1608
das Geschwader des Großherzogs, unter den Befehlen des Admirals de Beauregard, bei einem Streifzuge nach den Gewässern der Levante einige ansehnliche Vortheile errang.

Nachdem Beauregard bei der Insel Tasos ein osmanisches Geschwader von 17 Galeeren in die Flucht geschlagen und bei Rhodos mehrere türkische Handelsschiffe hinweggenommen hatte, griff er am 20. October die von Alexandrien nach Constantinopel zurückkehrende Caravanenflotte auf den Höhen des Cap Kelidonia, unweit Rhodos, an, machte in einem hitzigen Gefecht etwa 700 Türken nieder, führte ebenso viele als Gefangene hinweg und brachte eine so reiche Beute an Gold, Edelsteinen und kostbaren indischen Stoffen, welche die Pilger von Mecca bei sich geführt hatten, nach Livorno, daß der Großherzog den Gewinn von diesem einzigen Seezug auf mindestens 2 Millionen Dukaten schätzte[1]).

Bald darauf, am 7. Februar 1609, starb Ferdinand I. 1609
Sein Nachfolger, Cosimo II., welcher auch in seiner orientalischen Politik in seine Fußtapfen trat, erneuerte bereits im September desselben Jahres den Freundschaftsvertrag mit Fachreddin, welcher, darauf gestützt, nun auch sogleich seine
Eroberungen zu erweitern suchte. Im Jahre 1610 dehnte er 1610
sie schon über die Ebenen von Cölesyrien aus, besetzte Balbeck, welches bis dahin noch in der Gewalt des von der

1) Derselbe, p. 73—77: „La preda consistava in denari, gioje e cose preciose dell'Indie, a segno tale, che Ferdinando I. nello scrivere al Re di Francia questo successo, disse, che oltrepassava i due millioni di ducati"'.

Pforte eingesetzten Emirs Ibn Kersus geblieben war, und nahm nun, anstatt seiner, auch noch den Titel eines Fürsten des Libanon und Antilibanon an. Im nächsten Jahre streifte er dann, während sich ihm von allen Seiten herbeiströmende beutelustige Schaaren von den benachbarten Beduinenstämmen anschlossen, schon bis unter die Mauern von Tripolis und
1612 Damaskus, und im Jahre 1612 sollte nach Süden hin Jerusalem das Ziel seiner siegreichen Waffen sein.

Da glaubte die Pforte den weitern Eroberungsplänen des Drusenfürsten, welcher nur darauf ausgehe, sich mit Hülfe seiner Bundesgenossen im Abendlande — denn auch seine Verbindung mit Toskana war in Constantinopel schon längst kein Geheimniß mehr — in Syrien und Palästina ein mächtiges Reich zu gründen, nun doch ernstlich Einhalt thun zu müssen[1]). Während also ein starkes Geschwader nach den syrischen Küstenländern geschickt werden sollte, wurden zugleich die Statthalter von Damaskus, Tripolis, Karamanien und Kairo aufgeboten, zu Lande gegen Fachreddin zu Felde zu ziehen. Einer solchen Macht hielt er sich aber allein doch noch nicht für gewachsen. Er richtete daher, während ein ruhigeres Verhalten und die dem Diwan erneuerte Versicherung treuer Ergebenheit den Sturm, wo nicht ganz ablenken, doch etwas aufhalten sollte, auf den Rath seiner Mutter und seiner treuesten Rathgeber, die Blicke nach dem Abendlande. Es wurde beschlossen, daß er, um die Sache sogleich mit dem gehörigen Nachdruck zu betreiben, sich selbst nach Europa einschiffen und mittels seines Freundes, des Großherzogs von Toskana, die Hülfe der christlichen Mächte persönlich in Anspruch nehmen sollte.

Denn an die Möglichkeit einer friedlichen Ausgleichung mit der Pforte wollte in seinem Rathe schon Niemand mehr glauben, und wenn in diesem Sinne von Fachreddin angeblich noch Schritte geschehen sollten, wenn man absichtlich das Ge-

1) Mariti a. a. O. p. 86: „Era troppo chiaro che egli aspirava a rendersi padrone di tutta la Soria e della Palestina; ciò non si poteva tener più nascosto, nè più potevasi celare che egli non avesse delle segrete intelligenze con i Principi Cristiani, e col Grand-Duca di Toscana“.

rücht verbreitete, daß er im Begriff stehe, sich selbst mit reichen Geschenken und bedeutenden Geldmitteln nach Constantinopel zu begeben, um den Zorn des Großherrn zu besänftigen und sich mit dem Diwan für die Zukunft über die Grenzen seiner Macht zu verständigen, so war dies eben nur ein Vorwand, um die Reise nach dem Abendlande desto ungehinderter zur Ausführung bringen zu können. Damit, scheint es, waren auch die in Saida ansässigen europäischen Consuln einverstanden, namentlich der französische, welcher Fachreddin stets mit Rath und That zur Seite stand, und ihm wahrscheinlich bei der Herbeischaffung der nöthigen Schiffe behülflich war. Sie wurden, ein holländisches und zwei französische, für 2000 Zechinen gemiethet und mit Allem versehen, was zu einer längeren Seereise erforderlich war.

Die Einschiffung stieß nun aber doch noch auf unerwartete Schwierigkeiten. Denn noch war man mit den Vorbereitungen dazu beschäftigt, als die osmanische Flotte plötzlich in den Häfen von Saida und Akre Anker warf, und, ohne geradezu die Feindseligkeiten zu beginnen, doch sofort die ganze Küste in Blokadezustand versetzte. Zum Glück machte ein erfolgreicher Angriff eines kleinen neapolitanischen Geschwaders, unter den Befehlen des Ottavio di Aragona, auf zwölf, in dem Hafen von Chios liegende osmanische Galeeren noch zu rechter Zeit eine willkommene Diversion. Auf die Nachricht davon verließ die Flotte in aller Eile die Küsten von Syrien, um den Neapolitanern nachzusetzen; und so konnte Fachreddin, nachdem er zuvor die nöthigen Anstalten für eine zweckmäßige Regierung und Vertheidigung des Landes getroffen hatte, — namentlich wurde für eine nachhaltige Vertheidigung der bedeutendern Festungen, Deirolkamr, Bagnazzo, Schif, Nika u. s. w. gesorgt, und um die Rückkehr der Flotte zu verhindern, sollten, nach der Abreise des Fürsten, auch die Häfen von Saida, Tyrus, Akre und Beirut verschüttet und für große Schiffe unzugänglich gemacht werden — mit seinen drei Schiffen, welche ein Gefolge von 70 Personen an Bord hatten, endlich den 15. September 1613 glücklich unter Segel gehen[1]). 1613

1) Daselbst, p. 89 fg. Die Verschüttung der syrischen Häfen

Nach einer langwierigen Überfahrt traf das kleine Geschwader erst zu Anfang November im Hafen von Livorno ein, von wo aus sich Fachreddin, der Einladung des Großherzogs zufolge, sogleich nach Florenz begab. Cosimo II. empfing ihn hier mit großer Auszeichnung und erklärte sich bereit, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln seinen Zwecken zu dienen, war aber vorerst doch noch der Meinung, daß er, allein zu schwach, sich wegen eines Unternehmens von solchem Belange mit andern Mächten, namentlich dem Papste und dem Könige von Spanien, verständigen müsse, bevor eine bestimmte Zusage ertheilt werden könne.

Papst Paul V., dem er die Sache sogleich durch einen außerordentlichen Bevollmächtigten, Curzio Picchena, und seinen stehenden Gesandten bei der Curie, Pietro Guicciardini, als eine Angelegenheit der gesammten Christenheit, von der vortheilhaftesten Seite zeigen ließ, indem er ihm nicht nur die Wiedereroberung des Heiligen Grabes, sondern auch die Möglichkeit der Bekehrung Fachreddin's und seiner Drusen zum katholischen Glauben in Aussicht stellte, — Paul V. trug gleichwohl Bedenken, ohne Weiteres auf Pläne einzugehen, die vor Allem darauf berechnet schienen, die ehrgeizigen Absichten und die materiellen Interessen der Medicäer zu fördern. Und allerdings verloren sich die Gedanken, mit denen man sich am Hoflager zu Florenz, in Folge des Erscheinens des Drusenfürsten, damals umhertrug, sehr ins Weite und selbst ins Abenteuerliche.

Don Giovanni de' Medici, ein kriegerischer und ruhmsüchtiger Charakter, hielt nicht nur die Einnahme von Jerusalem für eine ausgemachte Sache, sondern griff auch die die schon seit längerer Zeit im Volke herrschende Idee, daß

geschah damals, wenigstens zum Theil, wirklich; ihr Nutzen, als Vertheidigungsmaßregel, stand aber mit dem Nachtheil, den sie dem Handel brachte, kaum in geeignetem Verhältniß. „Questo compenso", meint darüber Mariti, „che aveva un apparenza di difesa contro le flotte Turche, non servì poi in sostanza se non a fare un pregiudizio al commercio, giacchè fino ad ora sono impraticabili e pericolosi tanti bei Porti, che la natura e l'arte avevano contribuito a renderli comodi e sicuri". p. 92.

das Heilige Grab nach Florenz gebracht werden und dort in der prächtigen Medicäischen Kapelle di San Lorenzo, mit deren Bau man damals eifrig beschäftigt war, seine bleibende Stelle finden solle, wieder mit besonderer Lebendigkeit auf. Cosimo II., welcher die Dinge überhaupt etwas kälter und materieller auffaßte und bei aller Begeisterung für das Heil der Christenheit doch vorzüglich die Interessen seines Handels und Schatzes im Auge behielt, fand es indessen für gerathen, sich erst etwas genauer über die wahre Lage des Landes zu unterrichten, dem er seinen Beistand angedeihen lassen sollte, bevor er seine Mittel dabei aufs Spiel setze[1]). Es wurde also eine aus sachverständigen Männern, namentlich Ingenieurs, gebildete Commission, unter der Führung des Cavaliere Carlo Macinghi, bereits um die Mitte des December 1613, beauftragt, sich in aller Stille auf einem französischen Schiffe nach Syrien zu begeben, um dort vor Allem von dem Zustande der Häfen, der festen Plätze und der sonstigen Vertheidigungsmittel des Landes genaue Kenntniß zu nehmen.

Die Verhältnisse hatten indessen dort eine nichts weniger als günstige Wendung genommen. Denn gleich nach Fachreddin's Abreise nach dem Abendlande war der Statthalter von Damaskus, Ahmed-Pascha mit 40,000 Mann in das Land eingedrungen, hatte alle Küstenstädte ohne den geringsten Widerstand schnell nach einander besetzt, dann das Flachland weit und breit verheert und sich endlich auch gegen die starken Bergfesten des Libanon versucht, nach welchen sich Fachreddin's Mutter mit ihren Räthen und den ihr zu Gebote

1) Auch über die Entstehung und die Wirkungen des Gedankens, das Heilige Grab von Jerusalem nach Florenz zu übertragen und es dort in der Kapelle di San Lorenzo unterzubringen, gibt Mariti bei dieser Gelegenheit, p. 125 fg. einige interessante Aufschlüsse. Cosimo I. ließ sich die Sache als ein Mittel gefallen, das Volk für seine kostspieligen orientalischen Pläne bei guter Stimmung zu erhalten. Im Übrigen aber, meint Mariti: „Cosimo II. ed i suoi ministri nel favorire Faccardino nolevano fare il loro interesse addirittura con il commercio nella Soria; e l'acquisto di Gerusalemme non doveva servire se non di un pretesto per indurre la Corte di Roma a secondare le mire politiche ed economiche della Toscana."

stehenden Streitkräften zurückgezogen hatte. An diesen gewaltigen Bollwerken und dem Muthe ihrer Vertheidiger brach sich jedoch die Macht der Osmanen. Der Pascha mußte sie sämmtlich nicht ohne bedeutende Verluste unverrichteter Sache wieder verlassen, und ließ sich, nachdem er seinen Unmuth abermals den offenen Städten und Dörfern der Niederungen hatte entgelten lassen, selbst mit der Mutter Fachreddin's wegen eines Vergleichs in Unterhandlungen ein.

Zu diesem Zwecke hatte sich diese ebenso kluge als muthvolle Frau selbst in das Lager des Paschas begeben, um ihn, als Regentin, in Abwesenheit ihres Sohnes zum Rückzug und zur Anerkennung seiner Rechte als Beherrscher des Landes zu bewegen. Ihr Sohn, stellte sie ihm vor, sei kein Rebell; er wolle nur der Vasall des Großherrn sein, und habe das dadurch bewiesen, daß er nie unterlassen habe, seinen Tribut nach Constantinopel zu schicken. Er sei jetzt freilich nach dem Abendlande gegangen, um die Hülfe christlicher Fürsten in Anspruch zu nehmen, aber keineswegs gegen den Sultan und die Pforte, sondern lediglich gegen ihn, den Pascha von Damaskus, und die übrigen benachbarten Statthalter, welche durch ihre Bedrückungen die Geißel des Landes geworden seien. Auch die Festungen, gegen welche sie sich soeben vergebens versucht, seien nur im Namen des Großherrn vertheidigt worden, bei welchem sie nicht verfehlen würde, über ihr bisheriges Benehmen gerechte Beschwerde zu führen.

Der Pascha, durch solche Drohung eingeschüchtert, wagte es nicht, der entschlossenen Frau sofort seinen Zorn fühlen zu lassen, sondern begnügte sich, sie, in ehrenvoller Gefangenschaft, mit sich nach Damaskus zu führen, wohin er ohne weitern Aufenthalt zurückkehrte, nachdem er in die eroberten Plätze schwache Besatzungen gelegt hatte. In Damaskus sollten die Unterhandlungen fortgeführt werden. Allein die stolze Fürstin weigerte sich, als Gefangene auf irgend einen Vergleich einzugehen, und verlangte vor Allem ihre Freiheit wieder; nur von ihrer Stammburg Bagnazzo aus werde sie fernerhin unterhandeln. Für ein wohl angebrachtes Ehrengeschenk von 20,000 Zechinen ließ sich der Pascha endlich auch in diesem Punkte willig finden. Die Drusenfürstin erhielt

ihre Freiheit wieder und wurde unter ehrenvoller Bedeckung nach Bagnazzo zurückgeleitet, von wo aus dann die bereits begonnenen Unterhandlungen zum Abschluß gebracht werden sollten.

Die umsichtige Fürstin war nur zu wohl davon unterrichtet, welche Triebfedern in Constantinopel in Bewegung gesetzt werden müßten, um in Syrien zu erwünschtem Ziele zu gelangen, als daß sie nicht auch da ihre und ihres Sohnes Interessen gehörig wahrzunehmen verstanden hätte. Ihre Zechinen fanden dort im Diwan ebenso leicht Eingang, wie in der Schatzkammer des Paschas von Damaskus. Namentlich war der damalige Großwesir, der habsüchtige Nassuh-Pascha, mit einer erklecklichen Summe Goldes schnell gewonnen, und auch die übrigen Wesire versagten ihr, gegen angemessene Ehrengeschenke, ihren Beistand nicht. Genug, der Pascha von Damaskus erhielt von Constantinopel aus, im Namen des Großherrn, die gemessene Weisung, sich, da man während der Dauer des Perserkrieges in Syrien Ruhe zu haben wünsche, mit der Drusenfürstin dahin zu vergleichen, daß dort vorläufig und bis zu Fachreddin's Rückkehr Alles im statu quo verbleibe, diesem aber dann, vorausgesetzt, daß er der Pforte seine Treue verbürge und nach wie vor den schuldigen Tribut entrichte, alles Land überlassen werde, welches er vor seiner Abreise nach dem Abendlande besessen habe. Dazu mußte sich denn nun auch der Pascha um so mehr bequemen, da die Regentin-Mutter seine letzten Bedenklichkeiten abermals durch eine ansehnliche Summe vollwichtiger Zechinen zu heben verstand.[1])

Auf die Nachricht von dem Abschlusse dieses Vertrags

1) Das Nähere über diese merkwürdigen Verhandlungen, welche Fachreddin in diesem kritischen Momente, Dank der Klugheit und der entschlossenen Haltung seiner Mutter, wieder in den Besitz seines Landes setzten, gibt Mariti, p. 117—121 und p. 149—151. Den Inhalt des Vergleichs faßt er in Folgendem zusammen: „Fu ridotto in sostanza l'articolo che tutto restasse sospeso nello stato in cui si trovavono allora le cose. Ma che tornato che fosse Faccardino in Soria con sentimenti di fideltà, dovesse seguitare a godere di tutto il paese, che gia possedeva prima della sua partenza, purchè contribuisse alla Porta le solite somme."

dachte nun natürlich auch Fachreddin ernstlich an die Rückkehr ins Vaterland, welches seiner so sehr zu bedürfen schien. Er war bis dahin, indem er sich die Zeit mit Festlichkeiten, Carnevalsfreuden, der Besichtigung der herrlichen Denkmale der Baukunst zu Florenz und Pisa, und dem Studium des Ackerbaues, des Gewerbfleißes und der Sitten des Abendlandes verkürzt hatte, noch immer durch die Hoffnung hingehalten worden, daß sich nicht nur sein Freund, der Großherzog, sondern auch die übrigen Fürsten der Christenheit doch endlich dazu verstehen würden, ihm die gewünschte Hülfe angedeihen zu lassen. Cosimo II. wollte aber doch vorerst den Bericht der Commission abwarten, welche er nach Syrien geschickt hatte, um sich über die Verhältnisse des Landes und die Hülfsquellen Fachreddin's genauere Kunde zu verschaffen.
1614 Sie kehrte im April 1614 um dieselbe Zeit nach Florenz zurück, wo die Verhandlungen zwischen der Regentin-Mutter und dem Pascha von Damaskus noch schwebten.

Ihre Aussagen lauteten im Ganzen nur günstig. Sie hatten ein wohl angebautes, gut bevölkertes, in den Niederungen sehr fruchtbares und durch seine Höhenzüge natürlich geschütztes Land gefunden. Die festen Plätze waren in vortrefflichem Vertheidigungszustand und die Häfen boten alle erwünschte Sicherheit, zumal wenn man sich dazu verstehen wolle, noch etwas für ihre Befestigung zu thun; einem ergiebigen Handel schienen sie die wesentlichsten Vortheile zu versprechen.

Auch über die Finanzverhältnisse das Landes, das Besteuerungswesen und die Einkünfte des Fürsten hatte sie sich genaue Notizen zu verschaffen gewußt. Die letztern waren beträchtlich. Nach Abzug der 400,000 Piaster, welche Fachreddin der Unterhalt seines Hofstaates, seiner Familie und seiner Leibgarde kostete, und der 140,000 Piaster, welche er als jährlichen Tribut an die Pforte abzuführen hatte, sollte sich sein sicheres jährliches Einkommen noch immer auf 660,000 Piaster belaufen. Die Hauptquelle desselben waren die Pachtgelder, welche ihm als eigentlichem einzigen Herrn des Grundes und Bodens zuflossen. Für 100 Olivenbäume z. B. wurden 30, für 100 Maulbeerstämme 6 Piaster jähr-

liches Pachtgeld erhoben. Von der Baumwolle, dem Getreide und den sonstigen Früchten wurde ein Drittel als Abgabe entrichtet. Der Ausfuhrzoll für Baumwolle betrug auf je 10 Pfund ½ Piaster, für Seide ebenso ¼ Piaster. Auch mußte für die von Damaskus kommenden Waaren ein ansehnlicher Durchgangszoll bezahlt werden. Jedes aus Europa in die syrischen Häfen einlaufende Schiff hatte ein Ankergeld von 50 Piastern zu erlegen. Und dazu kam dann noch der bedeutende Ertrag der Ländereien, welche der Fürst auf eigene Rechnung bestellen ließ und die namentlich in Baumwolle, Seide und Oliven eine reiche Ausbeute gewährten. Man glaubte daher auch den Privatschatz des Fürsten, dessen weise Sparsamkeit man rühmte, auf mindestens 10 Millionen Piaster schätzen zu können.

Seine Landmacht war nicht eben bedeutend. Seine Reiterei, die er stehend unterhielt, soll nur 500 Mann betragen haben; jedoch wäre er im Nothfalle im Stande gewesen, im eigenen Lande 10,000 Mann unter die Waffen zu rufen und ebenso viel unter den ihm ergebenen Araberstämmen aufzubringen. Eine Seemacht besaß er dagegen gar nicht. Jedenfalls — das war das Hauptresultat des Berichtes der Commission — würde das Drusenland ein vortrefflicher Stützpunkt für eine Unternehmung sein, deren Ziel die Eroberung des Heiligen Landes und selbst die Einnahme des reichen und blühenden Damaskus wäre, zumal wenn man damit beginnen wolle, sich des so bequem gelegenen Hafens von Tyrus zu bemächtigen, welcher von den Türken gar nicht beachtet werde und um so leichter zu nehmen sei, da er jedes bewaffneten Schutzes entbehre[1]).

Diese Thatsachen waren allerdings zu lockend, als daß der Großherzog nicht ernstlich hätte daran denken sollen, auch ohne den Beistand des Papstes und des Königs von Spanien in dieser Richtung etwas auf eigene Hand zu wagen. Es wurden also zunächst zwei Galeeren und eine Anzahl Transportschiffe ausgerüstet, welche außer 1000 Mann auserlesener

1) Auszug aus dem Berichte der betreffenden Commission bei Mariti p. 132—139.

Truppen, eine beträchtliche Menge Waffen, schweres Geschütz, alle Art Materialien zum Festungsbau und auch eine Anzahl tüchtiger Werkleute, die sich darauf verstanden, an Bord nahmen. Der Plan war nun, daß man sich, dem Rathe der Commission zufolge, zuerst des Hafens von Tyrus, und dann schnell nacheinander der übrigen Hafenstädte, Saida, Beirut und Akre, bemächtigen wolle, wo der Pascha von Damaskus nur schwache Besatzungen zurückgelassen hatte. Dabei rechnete man aber natürlich vorzüglich auf den Beistand der Drusen von der Landseite her. Das war jedoch gerade der Punkt woran für jetzt die Ausführung des ganzen an sich schon ziemlich abenteuerlichen Planes scheiterte.

Es fand sich nämlich, daß Fachreddin, welcher durch die Art, wie man ihn bis dahin mit eiteln Hoffnungen hingehalten hatte, sehr verstimmt und gegen die Absichten des Großherzogs etwas mistrauisch gemacht worden war, nun auch seinerseits zurückhaltender und unentschlossener wurde. Es schien fast, als ob ihm ein sicherer Vertrag mit der Pforte, der ihn wieder in den ruhigen Besitz seines Landes setzen würde, bei weitem angenehmer wäre, als die unsichere Hülfe des Abendlandes, welche ihn im besten Falle mit der Macht des Sultans abermals in sehr unangenehme Conflicte und Verwickelungen gebracht haben würde. Denn auf eine bedeutendere gemeinsame Unternehmung der Mächte Europas, die z. B. die Eroberung des Heiligen Landes zum Zwecke gehabt und ihn gegen die Pforte nicht nur für jetzt, sondern auch in Zukunft sichergestellt hätte, wäre doch nicht zu rechnen gewesen. Dazu hätten noch sehr lange Vorbereitungen und überhaupt eine weit günstigere Lage der europäischen Verhältnisse gehört.

Das wußte namentlich auch Herr de Breves, damals französischer Gesandter zu Rom, wahrscheinlich nicht ohne Absicht, Fachreddin bei einer Zusammenkunft deutlich zu machen, die er mit ihm zu Livorno hatte.[1]) Er rieth ihm

1) Mariti, a. a. O. p. 146: „Fu adunque dimostrato" heißt es da von den Vorstellungen des französischen Gesandten, „che la lega dei Principi Cristiani per fare l'acquisto della terra santa richiedeva un

daher, sofort sein Gefolge, welches, namentlich der weibliche Theil, an den Freuden und Leichtfertigkeiten des Lebens an dem reichen und üppigen florentinischen Hoflager etwas zu viel Wohlgefallen gefunden zu haben scheint, nach Syrien zurückzuschicken und den weitern Verlauf der Dinge mit seinen nächsten und vertrautesten Umgebungen allein abzuwarten. Jenes wurde sonach bereits im August 1614 auf einigen Ga- 1614
leeren des Großherzogs, welche auf der Rückkehr zwei türkische Schiffe aufhoben, nach der Heimat zurückgebracht.

Nun wurde aber auch Fachreddin der längere Aufenthalt in Florenz, obgleich ihm der Großherzog denselben so angenehm als möglich zu machen suchte, immer unerträglicher. Er war nicht länger zu halten, als ihm die sichere Kunde von dem definitiven Abschluß des Vertrags zwischen seiner Mutter und dem Pascha von Damaskus zukam. Nur das um diese Zeit, zu Anfange des Jahres 1615, auftauchende 1615
Gerücht, daß die über die fortgesetzten Kapereien christlicher Schiffe im Mittelmeere erzürnte Pforte ernstlich damit umgehe, gegen Catalonien und Sicilien, ja selbst gegen Malta, einen Schlag auszuführen, verzögerte noch auf kurze Zeit seine Rückkehr.

Unter diesen Umständen glaubte nämlich auch der in allen seinen Plänen nicht minder abenteuerliche Herzog von Ossuña, damals Vicekönig von Neapel, Fachreddin für seine gegen das osmanische Reich gerichteten Zwecke benutzen zu können. Er ließ ihm also unter der Hand durch den spanischen Gesandten bei der Republik Genua, Giovanni Vivas, zu wissen thun, daß jetzt der Zeitpunkt gekommen sei, wo der König von Spanien, Philipp III., den Entschluß gefaßt habe, die Sache der Drusen zu der seinigen zu machen und ihm zur Wiedererlangung seines Landes behülflich zu sein, vorausgesetzt, daß er Se. Majestät darum ersuchen und ihm die Versicherung geben wolle, daß er ihn, den König, auch bei seinen Unternehmungen nach dieser Seite hin zu unterstützen bereit sei.

lungo tempo e delle favorevoli combinazioni, per le quali non si vedeva allora apertura."

Fachreddin wollte sich aber ohne Zustimmung des Großherzogs, von dem er bereits so viel Beweise von Zuneigung und Freundlichkeit erhalten habe, auf nichts einlassen [1]).

Cosimo II., welcher Ursache zu haben glaubte, es mit dem Hofe zu Madrid nicht verderben zu dürfen, hielt es indessen für klug, nicht nur keine Einsprache zu thun, sondern sich auch das Ansehen zu geben, als ob er es sich besonders angelegen sein lasse, den Wünschen des Königs in dieser Beziehung auf das Bereitwilligste entgegenzukommen. Er ließ daher Fachreddin auf seinem eigenen Geschwader, unter dem
1615 Befehle seines Admirals Inghirami, im Juli 1615, auf die ehrenvollste Weise nach Messina bringen, wo damals der Herzog von Ossuña verweilte. Fachreddin erkannte hier aber nur zu bald, daß von den luftigen Plänen des Herzogs für ihn kein sonderlicher Gewinn zu erwarten sei, und kehrte daher, da auch die Aufforderungen seiner Mutter zur Rückkehr immer dringender wurden, nach kurzem Verweilen auf spanischen Schiffen, die ihn nach Beirut brachten, nach etwa zweijähriger Abwesenheit, zur Heimat zurück. Weder von einer florentinischen, noch einer spanischen Expedition nach Syrien war dann für jetzt natürlich weiter die Rede.

Die ersten Jahre nach der Rückkehr waren eine Zeit friedlicher Ruhe, welche Fachreddin ungestört der bessern Einrichtung des ihm vertragsmäßig wieder überlassenen Landes widmen konnte, wobei ihm manche Erfahrung, die er während seines Aufenthaltes in Italien gemacht hatte, vortrefflich zu statten kam. Die Pforte konnte es zwar keineswegs mit gleichgültigen Augen ansehen, daß die abendländischen Kreuzer, welche jene östlichen Gewässer fortwährend beunruhigten und der osmanischen Marine zu Zeiten beträchtlichen Schaden zufügten, nach wie vor in den syrischen Häfen Aufnahme und Schutz fanden; so lange sie aber noch

1) Fachreddin's Antwort an Giovanni Vivas vom 15. Juni 1615 lautet kurz und bündig dahin: „Io sono totalmente risoluto di non voler fare se non quanto sarà la buona volontà d. S. A. S. dalla quale ho ricevuto quà infinite cortesie e giornalmente ne recivo." Mariti, p. 154.

mit dem Kriege gegen Persien genug zu schaffen hatte, konnte sie um so weniger daran denken, Etwas gegen Fachreddin zu thun, da dieser es vortrefflich verstand, die etwa gegen ihn erhobenen Klagen immer zur rechten Zeit durch reichliche Spenden an die zeitweiligen einflußreichen Mitglieder des Diwans und die gewichtigen Persönlichkeiten des Serai zum Schweigen zu bringen. Und nachdem der im Jahre 1619 mit Persien abgeschlossene Friede ihr nach dieser Seite hin freiere Hand ließ, war ja schon die Epoche jener Thronerschütterungen eingetreten, welche ihre Thätigkeit nach allen Richtungen hin lähmte und entkräftete.

Die Stellung Fachreddin's, als unabhängigen Beherrschers von fast ganz Syrien, war aber damals schon viel zu bedeutend geworden, als daß er nicht hätte darauf bedacht sein sollen, sich die Bewegung, welche damals durch ganz Asien ging und das Reich seiner Auflösung entgegenführen zu müssen schien, zur Erweiterung seiner Macht gehörig zunutze zu machen. Die Übergriffe, welche er sich seitdem auf das Gebiet der benachbarten Statthalterschaften, namentlich das von Tripolis, erlaubte, wurden ja von Sultan Osman II. als bequemer Vorwand gebraucht, seinen verhängnißvollen Plan der Vernichtung der Janitscharen desto sicherer zur Ausführung zu bringen, während Fachreddin dann auf der andern Seite doch wieder soweit damit einverstanden gewesen sein soll, daß er sich bereit erklärte, zu dem neuen Heere, welches Dilawer-Pascha in Asien für den Sultan zu bilden übernommen hatte, allein 20,000 Mann Reiterei zu stellen.[1]) Wer hätte ihn aber hindern sollen, von einer solchen Macht selbst den geeigneten Gebrauch zu machen, nachdem im Jahre 1622 die Katastrophe, welche 1622
Osman um Thron und Leben brachte, diesen asiatischen Rebellen für ihre weitgreifenden Pläne völlig freien Spielraum ließ? —

Noch in demselben Jahre erneuerte er seine Angriffe auf das Gebiet von Tripolis und faßte auch schon, wie es scheint, die Eroberung des reichen Damaskus ins Auge, welche

1) Vergl. Band III, S. 743, 744. Th. Roe Negotiations, p. 44.

gerade damals um so leichter erschien, da der Pascha mit dem besten Theile seiner Truppen abgezogen war, um in dem Feldzuge wider Polen die Heeresfolge zu leisten. Damaskus wurde nun zwar nicht genommen, Fachreddin schlug aber doch schon einen ziemlichen Theil der Statthalterschaft zu seinem Gebiete; und die damals völlig ohnmächtige Pforte ließ dies um so lieber geschehen, da er, seinem System getreu, den Tribut nun auch für die neu erworbenen Landestheile erlegte[1]). Auch dachte er schon wieder daran, seine seit seiner Rückkehr aus Italien nur noch schwach unterhaltenen Verbindungen mit den Mächten der Christenheit für alle Fälle auf einen bestimmteren Fuß zu bringen, zumal seitdem die abermalige Entfernung des blödsinnigen Mustafa und die Erhebung Murad's IV. der Anfang einer entschiedeneren Haltung der Pforte gegen die Rebellen in Asien werden zu wollen schien.

Das Letztere war nun freilich nicht sogleich der Fall, und konnte es auch bei den fortdauernden zerrütteten Verhältnissen nicht sein. Man ließ es im Gegentheil noch ruhig hingehen, daß Fachreddin, welcher jetzt über ein Heer von 30,000
1623 Mann gebieten konnte, schon vor Ausgang des Jahres 1623 Damaskus, bis auf die gut vertheidigte Burg, wirklich besetzte, sechs kleinere Städte in der Umgegend gleichfalls zu seinem Gebiete schlug und nach Süden hin auch schon Jerusalem bedrohete. Ueberdies wußte er dem Unmuthe der Pforte auch jetzt wieder noch bei Zeiten dadurch Grenzen zu setzen, daß er dem Diwan erklären ließ, es sei gar nicht seine Absicht gewesen, gegen den Großherrn als Rebell aufzutreten; er habe nur eine Privatfehde mit dem Pascha von Damaskus auszufechten gehabt, welches er auch bereits wieder geräumt habe. Der Diwan ließ nothgedrungen diese Entschuldigung für jetzt gelten und schickte dem Rebellen zum Zeichen der Verzeihung und besondern Wohlwollens ein kostbares Schwert und ein Ehrengewand[2]).

1) Mariti a. a. O. p. 169 fg.

2) Th. Roe Negotiations, p. 203, 205 und 213. „His actions", heißt es hier unter Anderm, „are only lamented here, and no order taken to stopp or reduce him, except they have sent some letters

Selbst ein weit weniger herrschsüchtiger Charakter, als es dieser vom Glücke begünstigte Drusenfürst war, würde unter solchen Umständen, bei solcher Schwäche seiner Gegner, sicherlich seine Blicke weit über den Kreis hinausgetragen haben, welchen ihm die Natur seines Landes und die Stärke seiner Macht vorgezeichnet zu haben schienen. Wir wissen nicht genau, wo sich der etwas verschlossene Geist Fachreddin's das äußerste Ziel seines Strebens gesetzt hatte; so viel scheint aber außer Zweifel zu sein, daß die Vereinigung von ganz Syrien und Palästina zu einem selbständigen und unabhängigen Reiche ein Gedanke war, der seine Seele längst erfüllt hatte und dessen endliche Verwirklichung er nie aus dem Auge verlor. Der Wiederausbruch des Krieges zwischen der Pforte und Persien und das Beispiel Abasa-Pascha's schienen ohnehin für ihn eine Aufforderung mehr dazu zu sein.

Während er daher mit allem Ernste darauf bedacht war, seiner Herrschaft durch eine bessere Organisation der inneren Verwaltung seines Landes von Haus aus eine feste Grundlage zu geben, unterließ er es nicht, sie auch nach außen hin mit der Gewalt der Waffen immer mehr zu erweitern.
Bereits im Jahre 1625 drang er wieder bis Tripolis vor, 1625
überfiel es unversehens, plünderte es aus, legte einen Theil davon in Asche und schleppte eine Menge Menschen von dort
als Sklaven hinweg. Im nächsten Jahre, 1626, nahm er 1626
mehrere Orte an der Küste und bedrohete dann abermals
Damaskus; und im Jahre 1627 verheerte er einen großen 1627
Theil von Antiochien, ohne daß man in Constantinopel sich sonderlich viel darum gekümmert zu haben scheint, so lange nur der festgesetzte Tribut regelmäßig — und das geschah damals noch — in die Casna floß[1]).

and promisses, now the ordinary remedye applyed to these manifold troubles." — Und dann weiterhin in Betreff seiner Erklärung: „this apologie is accepted, and a sword and vest sent him, in signe of favour, as yf hee had done great service." Mariti, welcher hier überhaupt etwas dürftig wird, weiß davon nichts.

1) Roe, p. 555, 367 und 688. „This little prince", meint Roe, „hath in these troubles thrice flowne out and encreased his do-

Für größere und planmäßigere Unternehmungen rechnete er noch immer stark auf die Hülfe des Abendlandes, wo nicht durch einen stürmischen großartigen Heerzug der vereinten christlichen Mächte, doch wenigstens durch eine nachhaltige Unterstützung mit Waffen und Kriegsbedürfnissen, woran er empfindlichen Mangel gelitten zu haben scheint. Er hatte dabei seine Hoffnungen natürlich noch immer zunächst auf Toskana, dann aber auch auf den päpstlichen Stuhl gesetzt, seitdem ihn seine gelegentliche Berührung mit dem Herzog von Ossuña gehörig darüber belehrt hatte, daß von Spanien nichts zu erwarten sei.

Dem Papste Urban VIII. ließ er, wie sich von selbst versteht, durch seine Agenten immer wieder die Eroberung des Heiligen Landes als Reizmittel und Lockspeise hinhalten, indem er zugleich die Möglichkeit durchblicken ließ, daß er sich mit seinem Volke zu gelegener Zeit wol auch selbst einmal zum Christenthume bekehren könne. Urban VIII., welcher sehr wohl wußte, daß die Zeit der Kreuzzüge längst vorüber und, bei den damaligen mislichen Verhältnissen in der europäischen Staatenwelt, auf gemeinschaftliche Unternehmungen der Mächte der Christenheit in dieser Richtung gar nicht mehr zu rechnen sei, war indessen ein viel zu kluger und vorsichtiger Mann, als daß er sich durch dergleichen Vorspiegelungen zu übereilten Schritten hätte hinreißen lassen. Er wollte sich, wie früher der Großherzog von Toskana, vorerst über die Zustände des Landes völlig ins Klare setzen, und hatte daher die Absicht, zu diesem Zwecke ebenfalls eine Commission von Sachverständigen nach Syrien zu schicken. Sie sollte sich aber — das war die ausdrückliche Bestimmung des Heiligen Vaters — mit Fachreddin durchaus auf nichts einlassen, am allerwenigsten durch irgend eine Zusage im Namen des päpstlichen Stuhles eine bindende Verpflichtung übernehmen; weitere Verhandlungen darüber wollte sich der Papst selbst vorbehalten, vorausgesetzt, daß der Drusenfürst seine Bevoll-

minions, to the great affront of the grand signor. When this state makes show of revenge, he doth the like of submission, but to his profitt, et fruitur diis iratis". Dazu wegen der Verheerung von Antiochien: Mariti, p. 177.

mächtigten nach Rom schicken werde. Dazu kam es aber gar nicht, weil der Papst, noch ehe die bereits ernannte Commission sich auf den Weg machte, schon wieder andern Sinnes geworden war und die ganze Sendung unterblieb[1]).

Abgesehen von allgemeineren Gründen, welche in der damaligen bedenklichen Lage der europäischen, und besonders der italienischen Angelegenheiten überhaupt zu suchen waren, sollen dabei, wie wenigstens vielfach geglaubt wurde, vorzüglich florentinische Intriguen mit im Spiele gewesen sein. Man scheint es nämlich an dem großherzoglichen Hofe in Toskana allerdings nur ungern gesehen zu haben, daß auf diese Weise sein in letzter Zeit schon ohnehin etwas gesunkener Einfluß in Syrien, zugleich mit den damit verbundenen materiellen Vortheilen, leicht ganz an den päpstlichen Stuhl übergehen könne, und suchte daher den Plan der Curie sogleich im Entstehen, und zwar nicht ohne Erfolg, zu hintertreiben.

Was aber der Papst nicht mehr wagen wollte, das glaubte der Cardinal Francesco Barberini nun auf eigene Hand unternehmen zu können. Die alte Feindschaft zwischen den Barberini und den Medicäern — jene waren bekanntlich gleichfalls florentinischen Ursprungs und auch Papst Urban VIII. gehörte dieser reichen und mächtigen Familie an — mag dabei nicht ganz ohne Einfluß gewesen sein. Der Cardinal, des Papstes Neffe, wollte es nicht ertragen, daß man auch hier wieder diesen Medicäern so ohne Weiteres das Feld räume, und ließ sich wirklich verleiten, bereits im October 1628, auf 1628
seine Kosten einige als Kapuziner verkleidete Kundschafter nach Syrien zu schicken, die sich mit Fachreddin in Verbindung setzen sollten. Sie kehrten aber, ohne irgend Etwas erlangt zu haben, wieder nach Italien zurück, und so hatten die zwischen Rom und Fachreddin angeknüpften Verbindungen weiter keine Folgen, als daß der Verkehr desselben mit dem Hofe von Florenz nur wieder neues Leben gewann[2]).

Derselbe war zwar niemals ganz unterbrochen worden,

1) Mariti, p. 177—180.

2) Daselbst, p. 181: „il che", heißt es da von dem Ausgange dieser in das tiefste Geheimniß eingehüllten Mission, „non portò a veruna conseguenza".

hatte aber doch vorzüglich seit dem bereits im Februar 1621 erfolgten Tode des Großherzogs Cosimo II., welcher überhaupt den Höhepunkt florentinischer Macht bezeichnet, einen ziemlich lauen und zweifelhaften Charakter angenommen. Die schwache Vormundschaftsregierung während der Minderjährigkeit Ferdinand's II., an deren Spitze zwei Frauen standen, Christina von Lothringen, Mutter Cosimo's II., und Maria Magdalena von Österreich, Ferdinand's Mutter, legte überhaupt weniger Werth auf eine innigere Verbindung mit dem Drusenfürsten, bei welcher ein bedeutender Aufwand von Mitteln ohnehin mit den erzielten Vortheilen kaum mehr in geeignetem Verhältniß zu stehen schien. Als nun aber jetzt Fachreddin bei seinen erweiterten Eroberungsplänen auch seinen alten Bundesgenossen bedeutenderen Gewinn als Preis einer kräftigeren Unterstützung in Aussicht stellte, und abermals von leicht einzunehmenden Städten und Provinzen sprach, auch den Aufschwung, welchen dann der florentinische Levantehandel nehmen werde, von der glänzendsten Seite zeigte, hielt man es am Hofe von Florenz um so mehr für gerathen, die Sache in ernstere Erwägung zu ziehen, da man in keinem Falle gesonnen war, die gebotenen Vortheile ohne Weiteres dem päpstlichen Stuhle zu überlassen [1]).

1629 Nachdem daher Fachreddin im April 1629 der Großmutter-Regentin seinen guten Willen durch ein werthvolles Geschenk von 23 Ballen der köstlichsten Seide zu erkennen gegeben und auch dem damals etwas darniederliegenden Getreidehandel der florentinischen Kaufleute mit Syrien wesentliche Erleichterungen verschafft hatte, gab man seinen Vorstellungen, welche zunächst die Bewilligung einer nachdrücklicheren Unterstützung mit Waffen und Kriegsbedürfnissen zum Zwecke hatten, gern Gehör. Auch entschloß man sich, um dieser erneuerten Verbindung sogleich mehr Festigkeit zu verleihen, und namentlich fortan die Interessen des florentinischen Handels in Syrien besser wahrnehmen zu können, dort einen eigenen

1) „Alla corte di Toscana", heißt es bei Mariti p. 178, „prometteva provincie, città, porti maritimi e comercio".

cf. Pacini III, 118

Consul anzustellen, welcher seinen Wohnsitz in Saida nehmen sollte, wo bis dahin die florentinischen Kaufleute von dem französischen Consul vertreten worden waren.

Zu diesem ersten florentinischen Consul für Syrien wurde ein angesehener Nobile, der Capitän Francesco da Verrazzano auserseyen, welcher Fachreddin besonders befreundet war. Im October 1630 verließ er, merkwürdigerweise 1630
mit einem Passe des Großherrn, aber noch nicht mit seinem Consular-Patente versehen, mit fünf Schiffen, die angeblich blos für den Getreidehandel bestimmt, in Wahrheit aber mit Waffen und Munition befrachtet waren, den Hafen von Livorno. Außerdem hatten sie reiche Geschenke für Fachreddin und 35,000 neu geprägte florentinische Scudi am Bord, welche in Saida mit einem Gewinn von 20 Procent umgesetzt werden konnten. Um jedoch bei der Pforte nicht etwa Verdacht zu erregen, sollte die ganze Mission — das war auch Fachreddin's ausdrücklicher Wille — vor den Augen der Welt einen friedlichen Charakter behalten. Da Verrazzano wurde daher von dem Emir und seinem ältesten Sohne Ali, den er bereits zum Mitregenten angenommen hatte, zwar auf die ehrenvollste Weise, aber nicht offen als politischer Bevollmächtigter seines Hofes empfangen. Er sei, so hieß es, nur in Handelsgeschäften gekommen; und um dieser Aussage noch mehr Gewicht zu geben, wurden die Schiffe, welche um die Mitte Decembers in Saida eintrafen, sogleich mit Getreide befrachtet, um so bald wie möglich wieder nach Livorno unter Segel zu gehen.

Im Übrigen waren auch die Aufträge, welche Fachreddin für jetzt dem Florentiner ertheilte, sehr friedlicher Natur. Er ließ sich von dem Hofe zu Florenz nur einen Baumeister und geschickte Werkleute zur Anlage von Brücken, Festungen und sonstigen Bauten, Maurer, Zimmerleute, Steinschneider u. s. w., dann einige des Ackerbaus kundige Familien, und endlich einen erfahrenen Arzt erbitten. Außerdem sollte ihm der Großherzog in einem der syrischen Häfen ein kleines Schiff für den Fall in Bereitschaft halten, daß ihm bei seinen fernern Kämpfen das Glück untreu werden und er genöthigt sein würde, mit seinen werthvollsten Hab-

seligkeiten die Flucht zu ergreifen. Weitere Zusendungen von Waffen, Pulver und sonstigem Kriegsmaterial wurden unter der Hand und bei geheimen Verhandlungen, bei welchen auch hier ein Jude, der des Fürsten besonderes Vertrauen besaß, den Vermittler machte, willkommen geheißen.

Mit diesen Aufträgen kehrte das kleine Geschwader im
1631 Frühjahr 1631 nach Italien zurück. Da Verrazzano verblieb indessen in Saida und wurde, da sich zwischen ihm und dem französischen Consul ein Streit über seine Befugnisse erhoben hatte, bald darauf von dem Groß-Emir auch förmlich als Agent der Florentiner mit der Berechtigung anerkannt, fernerhin die Consulargeschäfte seiner Landsleute ohne fremde Einmischung zu führen. Noch in demselben Jahre erhielt er dann auch das großherzogliche Patent, welches ihn zum florentinischen Consul zu Saida erklärte, bei Gelegenheit einer Sendung, durch welche der Hof von Toskana den eben angedeuteten Wünschen Fachreddin's wenigstens zum großen Theil zu entsprechen sich beeilte[1]).

Seitdem blieb das Verhältniß zwischen dem Hofe zu Florenz und dem Groß-Emir der Drusen ein ziemlich inniges. Die neubefestigte Freundschaft wurde von der einen Seite durch wiederholte Waffensendungen, von der andern durch reiche Geschenke und gelegentliche Liebesdienste unterhalten. So nahm sich unter Anderm damals Fachreddin, auf Betrieb der verwitweten Großherzogin Christina, einer sehr frommen Frau, auch der bedrängten Wächter des Heiligen Grabes zu Jerusalem mit dem besten Erfolge an.

Die Minoriten von der Regel des heiligen Franciscus (I Francescani Minori Osservanti), welche sich von Alters her als die einzigen rechtmäßigen Bewahrer des Heiligen Grabes betrachtet wissen wollten, waren nämlich um diese Zeit, angeblich in Folge der von den Jesuiten dort angesponnenen Intriguen, wieder einmal von den Griechen und Armeniern aus dem Besitze dieses Heiligthums verdrängt

1) Mariti, p. 198: „Il Grand-Emir volle, che per allora fosse riconosciuto come Agente dei Toscani, e che perciò il Consolato fosse di sua proprietà". Dazu p. 202.

worden[1]). Sie hatten sich nach Nazaret in Galiläa zurückgezogen, wo ihnen das ihnen zugehörige Kloster Dell' Annunziazione eine sichere Freistatt gewährte. Fachreddin, zu dessen Gebiete damals ganz Galiläa gehörte, war also ihr natürlicher Schutzherr. Sie wandten sich daher mit der Bitte an die genannte Großherzogin, daß sie ihren gewichtigen Einfluß bei dem Drusenfürsten dahin geltend machen möge, daß er ihnen wieder zum Besitze ihres rechtmäßigen Eigenthums in der Heiligen Stadt verhelfe.

Die fromme Frau gab ihren Bitten Gehör, und Fachreddin glaubte auf die deshalb von Florenz aus an ihn gelangten Vorstellungen um so eher eingehen zu müssen, da er sich dadurch die dankbare Anerkennung der Mediciäer und anderer christlicher Fürsten am sichersten verdienen könne[2]). Er wußte es auch wirklich durchzusetzen, daß der Pascha von Jerusalem, welcher die Griechen und Armenier für Geld und gute Worte unter seinen Schutz genommen und zu alleinigen Wächtern der Heiligen Stätten gemacht hatte, im Jahre
1632 abberufen und durch einen andern, Mohammed, er- 1632
setzt wurde, welcher sich, freilich auch für eine hübsche Summe Geldes — es kostete ihnen 18,000 Piaster — willig finden ließ, die Franciskaner wieder zu Gnaden anzunehmen und zu alleinigen Wächtern des Heiligen Grabes zu bestellen[3]).

Man ersieht schon hieraus, daß es der Pforte damals noch darum zu thun war, mit dem mächtigen Drusenfürsten

1) Daß bei der damaligen Vertreibung der Franciskaner aus Jerusalem die Jesuiten wirklich die Hände im Spiele hatten, ergibt sich namentlich auch aus einer Depesche des florentinischen Consuls zu Saida, da Verrazzani, vom 3. April 1632, worin er heißt: „Si è scoperto che i Padri Gesuiti per il desiderio che hanno di entrare nel Santo sepolcro si sono accordati con i Patriarchi dei Greci e delli Armeni, che cerchino di cacciare gli Zoccolanti, e metterci loro, per ciò fare li fanno forti di danaro, oltre l'aver promessa gran quantità di danaro alla loro entrata". Mariti, p. 223. Weitere Aufklärungen über die damaligen Parteiverhältnisse in der Frage der Heiligen Stätten haben wir bereits Bd. III, S. 806 fg. gegeben.

2) „Gli premeva nel favorire quei religiosi di farsi un merito con la casa Medici e con altri Principi Cristiani, con i quali voleva passarsela bene." Mariti, p. 222.

3) „Ciò che conferma", meint Mariti in Betreff der 18,000

in gutem Vernehmen zu bleiben und daß sie ihn so lange wie möglich ruhig gewähren ließ. Noch im Jahre 1633 gab sie ihm dadurch einen besondern Beweis ihres Wohlwollens oder ihrer Schwäche, daß sie ihn zum Pascha von Tripolis ernennen wollte. Er wies aber die ihm zugedachte Ehre zurück, weil er sich als Beherrscher eines Landes, welches schon zum größten Theil factisch in seinen Händen war, nicht in ein abhängiges Verhältniß von der Pforte versetzen wollte. Er bat sich daher diese Gunst für einen seiner Söhne aus, an dessen Stelle er dann — denn bis zu einer Weigerung wagte man sich in Constantinopel noch nicht zu erheben — einen seiner vertrauten Heerführer, Mustafa-Aga, einen entschiedenen Feind der Osmanen, als Statthalter dahin schickte.[1])

Indessen hatte diese Nachgiebigkeit des Diwans nun auch fast ihre äußerste Grenze erreicht. Sultan Murad, welcher um diese Zeit schon sein blutiges Regiment als Selbstherrscher begonnen hatte, wollte die Anmaßungen des Drusenfürsten nicht länger ertragen, und gab Befehl, sie mit Gewalt in gebührende Schranken zurückzuweisen. Bereits vor Ausgang
1631 des Jahres 1631 kam es zu einem ersten heftigen Zusammenstoß zwischen den Osmanen und den Truppen des Emirs. Der Großwesir Redscheb-Pascha, damals an der Spitze des gegen Persien bestimmten Heeres, sollte mit 20,000 Mann in Syrien, in der Umgegend von Tripolis, Winterquartiere beziehen. Fachreddin wollte jedoch dies als Verletzung seines Gebiets in keinem Falle dulden.

Während er also dem Diwan durch seinen Agenten in Constantinopel einzureden suchte, daß er nicht gegen den Großherrn, sondern blos gegen den Wesir, welcher es wagen wolle, sein Land mit Heeresmacht zu betreten, die Waffen ergriffen habe, rückte er an der Spitze von 10,000 Mann Fußvolk und 5000 Mann Reiterei von Saida aus über Tripolis, nach Aleppo hin vor, um dem Großwesir den Weg zu ver-

Piaster, womit die Franciskaner ihre Rückkehr erkaufen mußten, „che poi e il Turco quegli che in realtà guadagna su tali disputi che regnano in Gerusalemme fra quei religiosi".

1) Mariti, p. 187.

sperren. Bei einem alten Schloß der Johanniter auf der Grenzscheide zwischen den Statthalterschaften von Tripolis, Aleppo und Damaskus, Monte Ferrante mit Namen, trafen in den ersten Tagen des December beide Heere aufeinander. Ein tollkühner Reiterangriff der Drusen, unter der Anführung von Fachreddin's Bruder, Junis, welcher sich durch seine ungestüme Tapferkeit den Beinamen des Löwen erworben hatte, entschied die Niederlage der weit stärkern Osmanen. Etwa 1000 Janitscharen und Sipahis blieben auf dem Platze; der Rest rettete sich durch unaufhaltsame Flucht nach Aleppo hin. Nur ein Haufen von 10,000 Mann fiel dann noch in das schlecht vertheidigte Gebiet von Damaskus ein, hauste dort zwei Monate lang mit Feuer und Schwert, und brandschatzte die Stadt um 600,000 Piaster, vorzüglich auf Kosten der dort ansässigen europäischen Kaufleute. Durch ein wohl angebrachtes Geschenk von 30,000 Piastern an die betreffenden osmanischen Heerführer wußte jedoch Fachreddin die weitern Folgen dieses Bruches für jetzt noch abzuwenden. Sie erhielten von Constantinopel die gemessene Weisung, ihre Winterquartiere bei Aleppo und Damaskus zu nehmen, aber weder die Statthalterschaft von Tripolis noch das Land der Drusen zu betreten[1]).

Fachreddin hatte jetzt in der That den Höhepunkt seiner Macht und seines Glückes erreicht. Sein Stern fing an, sich dem Niedergange zuzuneigen. Übermuth und ungezügelte Eroberungslust stürzten ihn schnell ins Verderben. Nicht zufrieden, seine siegreichen Waffen mit glänzendem Erfolge gegen die Osmanen erhoben zu haben, wollte er nun auch die benachbarten, ihm bis dahin befreundeten und noch unabhängigen Araberstämme mit Gewalt zur Anerkennung seiner Oberherrschaft zwingen. Hier stieß er aber unerwartet auf heftigen Widerstand.

Bereits im Jahre 1632 kam es zwischen ihm oder sei- 1632
nem nicht minder herrschsüchtigen Sohne Ali und mehreren dieser Beduinenhorden zu blutigen Kämpfen von sehr zweifelhaftem Ausgange. Es wurden auf beiden Seiten viel Men-

1) Mariti, p. 208—211.

schen erschlagen, die Beute, welche gemacht wurde, war zu Zeiten beträchtlich; aber Fachreddin gewann keinen Fuß breit Landes, kein einziger Scheich oder Emir beugte sich dem Joche, das er ihnen auferlegen wollte, und mit der Freundschaft dieser kriegerischen Stämme verlor er zugleich eine der kräftigsten Stützen seiner Macht. Denn es erhob sich jetzt in allen diesen Ländern nur ein Schrei der Erbitterung und der Rache über den treulosen Drusenfürsten welcher bis in den Diwan zu Constantinopel, wo die heftigsten Klagen gegen ihn laut wurden, nur zu bald einen ihm verhängnißvollen Widerhall fand[1]).

Auch hier kam man endlich zu dem festen Entschlusse, die Gewaltherrschaft des übermüthigen Groß-Emirs für immer zu brechen. Er wurde nun förmlich für einen Rebellen erklärt und der Feldzug gegen ihn auf das nächste Jahr festgesetzt.

In diesem kritischen Momente brach das Unglück auch von andern Seiten über Fachreddin herein. Er verlor um
1633 diese Zeit, zu Anfange des Jahres 1633, an seiner hochbetagten Mutter seine treueste Rathgeberin, und auch seine Beziehungen zu Toskana waren gerade jetzt wieder so lau geworden, daß er von dieser Seite die Hülfe, die ihm doch gerade jetzt so nöthig gewesen wäre, gar nicht mehr erwarten durfte. Der kluge da Verrazzano, welcher wohl voraussah, wohin die Dinge kommen würden, fand es selbst für gerathen, sich mit den Baumeistern und Werkleuten, die er mit nach Syrien gebracht und denen der Emir manches treffliche Werk zu danken hatte, Brücken, Paläste, Brunnen, Wasserleitungen, noch zu rechter Zeit zurückzuziehen. Er er-

1) Ueber diese Kämpfe und ihre Folgen: Mariti, p. 216, 223, 230: „L'aver Faccardino intrapreso a forzare le armi sopra tutti i suoi vicini e sopra quelli stessi che non gli davano fastidio, ne ombra, doveva finalmente metterlo nel caso di averli tutti contro; ed in vero riunitisi in un mal contento universale, indirizzarono alla Porta Ottomana per ottenere che finalmente fosse pensato di proposito a umilare l'alterigia del Grand-Emir dei Drusi, il quale tendeva a farsi un regno, che un giorno poteva essere fatale alli stessi interessi della Porta."

bat sich seine Entlassung, und verließ Saida, wo seine Stellung als Vertreter seiner Landsleute wegen der fortdauernden Spannung mit dem französischen Consul nichts weniger als erfreulich gewesen war, um sich nach der Heimat einzuschiffen [1]).

In Constantinopel, wo Fachreddin an dem Großwesir Mohammed-Pascha, dem ehemaligen Statthalter von Ägypten, (seit dem Mai 1632) seinen erbittertsten Gegner hatte, waren dieses Mal die Rüstungen gegen den Rebellen in Syrien mit Ernst und Eifer betrieben worden. Das dahin bestimmte Geschwader bestand aus 40 größern und kleinern Schiffen unter der Führung des Kapudan-Pascha, Dschaafer-Pascha selbst. Es traf im Juli 1633 an der syrischen Küste ein. Da Fachreddin über kein einziges Fahrzeug verfügen konnte, war natürlich an Widerstand von dieser Seite gar nicht zu denken. Beirut, Saida, Akre und alle übrigen Küstenplätze, die bis dahin die Oberherrschaft des Groß-Emirs anerkannt hatten, wurden ohne Schwertstreich genommen und erhielten sofort osmanische Besatzungen [2]).

Gleichzeitig wurde Fachreddin von der Landseite her durch 40,000 Mann hart bedrängt, welche ihm der Pascha von Damaskus, Ahmed, im Verein mit den kleinern Statthaltern von Jerusalem, Gaza und Tripolis, welches auch schon wieder in der Gewalt der Osmanen war, und den Hülfsvölkern der den Drusen jetzt so feindlich gesinnten Araberstämme, entgegenführte. Die ersten Schläge waren auch da verhängnißvoll für Fachreddin. Sein Sohn Ali, welcher sich dem Feinde mit den besten Truppen entgegenwarf, die er aufbringen konnte, wurde noch im Monat Juli zwei Mal hintereinander geschlagen und mit schweren Verlusten in die Gebirge zurückgedrängt.

1) Derselbe, p. 228, 231: „Non poteva il Grand-Emir attendersi soccorsi dalla Toscana.... Conoscendo il Console Da Verrazzano che gli affari di Faccardino erano per prendere un brutto aspetto, fu ciò ad esso un motivo per rinunziare al suo impiego e lasciar il Consolato.“

2) Derselbe, p. 238: „non ci si veddi resistenza, ne vi fu valore che ne contrastasse il possedimento“.

In offenem Felde konnte nun Fachreddin, der kaum noch 10,000 Mann treuer Truppen zu seiner Verfügung hatte, den Osmanen schon nicht mehr die Spitze bieten. Er mußte nur noch darauf bedacht sein, seine Bergfesten, Nika, Bagnazzo, Deirolkamr, und die unzugänglichsten Hochthäler, wie namentlich das von Schuf, den eigentlichen Stammsitz der Drusen, durch entschlossene Vertheidigung zu retten. Von da aus ließ er dann, nicht ohne Erfolg, von Zeit zu Zeit Streifzüge gegen die in den Niederungen lagernden Feinde machen, welche ihm noch nicht in die schwer zugänglichen Gebirge zu folgen wagten.

Unglücklicherweise ließ sich nun der Drusenfürst durch falsche Vorspiegelungen von seinem Gegner, dem Pascha von Damaskus, vollends ins Verderben locken. Ahmed erbot sich, ihm den Besitz seines Landes noch ferner zu verbürgen, wenn er sich dazu verstehen wolle, 400,000 Piaster zu erlegen. Fachreddin schickte das Geld. Anstatt sich aber dann mit ihm auf weitere Verhandlungen einzulassen, ließ Ahmed-Pascha den Überbringer der 800 Beutel, welche jene Summe enthielten, einen angesehenen Scheich der Maroniten, sofort erdrosseln, und schickte den eigenen Sohn des Fürsten, Mansur, welcher die Verhandlungen zum Abschluß bringen sollte, als Gefangenen nach der bei Saida liegenden Flotte des Kapudan-Pascha. Nur ein Verzweiflungskampf bis aufs Äußerste konnte solche Schmach, solche Treulosigkeit rächen.

Fachreddin übertrug daher die Vertheidigung des Hochlandes und seiner Festungen seinem Oberfeldherrn, dem Scheich Abu-Nader, und raffte mit seinem Sohne Ali und seinem Bruder Junis noch Alles an Truppen zusammen, was er aufbringen konnte, um sein Heil nochmals in offenem und ehrlichem Kampfe zu versuchen. Zugleich richtete er in dieser Noth zum letzten Male seine Blicke nach Toskana, indem er den Großherzog Ferdinand II. durch einen Eilboten inständigst bitten ließ, er solle ihm doch wenigstens das Schiff schicken, worum er ihn schon früher ersucht habe, um sich, im äußersten Falle, mit seinen Schätzen nach dem Abendlande retten zu können. Am Hofe von Florenz hatte man aber damals die Sache der Drusen, wie es scheint, schon

gänzlich verloren gegeben, und kümmerte sich daher weni mehr um die Rettung ihres Groß-Emirs und der Trümmer seiner dahinsinkenden Macht. Man schickte ihm weder das verlangte Schiff noch sonst irgend eine Hülfe[1]).

So lagen die Dinge, als die Ungeduld und der unauslöschliche Rachedurst seines heldenmüthigen Sohnes Ali Fachreddin's trauriges Geschick zu endlicher Entscheidung brachte. Ali befand sich mit seinem Oheim Junis und einem jüngern Bruder Hussein jetzt wieder an der Spitze von 20,000 Mann vortrefflicher Truppen, denen die Osmanen nur 15,000 Mann entgegenzustellen hatten. Denn ihre Hauptmacht hatte sich schon wieder nach Damaskus zurückgezogen oder war in die Winterquartiere entlassen worden. Der Augenblick, etwas Entscheidendes auszuführen, schien also um so günstiger zu sein, da auch die Flotte den Rückzug angetreten und in den Hafenplätzen nur schwache Besatzungen hinterlassen hatte.

Nachdem daher Ali von seiner gesicherten Stellung in den Bergen aus den Osmanen schon manchen empfindlichen Verlust beigebracht hatte, ließ er sich unvorsichtigerweise auf die Ebene herablocken, um sein Glück in einem Entscheidungskampfe zu versuchen. Er war heiß und blutig, und schon neigte sich der Sieg auf die Seite der Drusen, als Ali selbst, tödtlich getroffen, mit seinem Roß zusammenstürzte. Gleiches Schicksal hatte Junis, als sich der fortgesetzte Kampf in eine aufgelöste Flucht der Drusen verwandelt hatte. Hussein fiel lebend in die Gewalt der Feinde und wurde zugleich mit den Köpfen Ali's und Junis' im Triumph nach Damaskus gebracht[2]).

Dieser unglückselige Tag, der 15. October 1633, brach 1633
nicht nur die Macht, sondern, wie es scheint, auch den Geist und die moralische Kraft Fachreddin's. Er hatte den Muth nicht mehr, sich über den herannahenden Untergang

1) Mariti p. 249: „Ma o fossero le circostanze della Toscana, o che si prevedesse disperato il caso del Grand-Emir, non fu pensato a spedirgli questo vascello, nè gli furono mandati altri soccorsi."

2) Daselbst, p. 250—252.

seiner Herrschaft und seines Hauses zu männlicher Entschlossenheit zu erheben. Er gab nun Alles hoffnungslos verloren. Auch konnte es nur ein eitler Versuch bleiben, ihn wieder aufzurichten, daß der Erzbischof von Nikosia auf Cypern, Giorgio Maronio, sich in seinem Namen an Papst Urban VIII. wandte, um ihm die Rettung des Heiligen Landes und dieses seines Vorkämpfers abermals dringend ans Herz zu legen: es könne ja dann nicht fehlen, daß der Großherzog von Toskana, Ferdinand II., die Königskrone von Jerusalem und Don Taddeo Barberini, damals Präfect von Rom, ein naher Anverwandter des Papstes, die von Cypern als Preis des Sieges in Empfang nehmen könnten. Dergleichen leere Phantasien konnten aber doch nur wieder vage Versprechungen zur Folge haben[1]).

Darauf hin durfte Fachreddin allerdings nichts mehr
1634 wagen. Lieber wollte er, als im Frühjahre 1634 der Kapudan-Pascha mit seiner Flotte wieder an der Küste von Syrien erschien und nun auch die letzten seiner Bundesgenossen ihn verließen, sich unbedingt dem Willen des Großherrn unterwerfen, um auf diese Weise vielleicht doch noch Etwas zu retten. Allein eine solche Unterwerfung erschien in diesem Momente den wenigen Getreuen, welche sein Schicksal bis zum letzten Augenblicke mit ihm theilen wollten, weder klug, noch ehrenvoll. Ihrem Rathe zufolge suchte er daher mit seinen beiden jüngsten Söhnen und einem Gefolge von kaum 50 Personen in den unzugänglichsten Felsenschluchten der Landschaft Schuf, am östlichen Abhange des Libanon, eine sichere Freistatt. Mit allen Bedürfnissen des Lebens auf längere Zeit wohl versehen, hoffte er hier den Abzug der Feinde und eine bessere Wendung des Geschicks ruhig abwarten zu können.

Aber der Kapudan-Pascha hatte den strengsten Befehl, Fachreddin lebend oder todt nach Constantinopel zu bringen

1) Mariti p. 253: „Questi funesti accidenti smarrirono e fecero perdere affatto il coraggio al Grand-Emir.“ Und dann von den Verhandlungen mit dem Papste: „Mille promesse vaghe si facevano poi per la parte di Faccardino, ma tutto era conseguenza dell' infelice sua situazione.“ p. 255.

Und dennoch war er bei hereinbrechendem Winter, der ein längeres Verweilen der Flotte an der unwirthlichen Küste Syriens nicht gestattete, schon im Begriff, die Anker zu lichten, als er durch Verrath den Aufenthaltsort des Emirs entdeckte, den er bis dahin vergebens gesucht hatte. Nun wurde Alles aufgeboten, Fachreddin schnell zur Unterwerfung zu zwingen. Mit Gewalt der Waffen war jedoch die Felsengrotte, wo er seine letzte Zuflucht gefunden hatte, gar nicht zu erreichen. Man mußte die Felsen durch Minen sprengen und dann Feuer einlegen, um die Uebergabe zu bewirken. Am 12. November
1634 capitulirte Fachreddin, um nur das Leben zu retten, 1634
auf das Versprechen hin, daß ihm und den Seinigen kein Leids geschehen solle. Dies wurde insoweit erfüllt, als der Kapudan-Pascha ihn mit seinen beiden Söhnen unversehrt, aber unter strengem Gewahrsam, nach seinen Schiffen bringen ließ, mit denen er dann unverzüglich nach Constantinopel unter Segel ging. Die vier Frauen Fachreddin's, welche in Deirolkamr zurückgeblieben waren, wurden als Gefangene nach Damaskus abgeführt.

In Constantinopel ehrte selbst Murad IV. den gefallenen Helden durch würdigen Empfang. Er sollte vorerst nur in leichter Haft verbleiben, während seine beiden Söhne nach den Pagenkammern des Serai zu Pera verwiesen wurden, aus denen der eine, Huseinbeg, später unter die Leibpagen des Sultans versetzt wurde. So gelangte er dann noch zu hohen Ehren und bedeutenden Reichsämtern, und starb, ausgezeichnet durch tiefes Wissen, erst im hohen Alter als Freund und Gehülfe des Reichs-Chronisten Naima. Er war der letzte von Fachreddin's Söhnen, der einzige, welcher den Untergang des Vaters und den Fall seines Hauses noch so lange überlebte[1]).

Denn kaum war Fachreddin in Constantinopel eingetroffen, als ihm die Nachricht auf dem Fuße folgte, daß sein Neffe, Melhem, seines Bruders Junis Sohn, die Schmach seines Hauses durch eine neue und zwar ziemlich glückliche Schilderhebung zu rächen versucht habe. Er hatte

1) Hammer, Osman. Gesch. Bd. V, S. 173 nach Naima.

sich der von Fachreddin zurückgelassenen Schätze bemächtigt, damit schnell wieder ein kleines Heer zusammengebracht, den Pascha von Damaskus mit ansehnlichem Verluste aus dem Felde geschlagen und selbst die Städte Saida, Beirut, Akre und Tyrus überfallen und ausgeplündert. Murad IV.,
1635 welcher damals, im Frühjahr 1635, soeben seinen blutigen Feldzug gegen Persien angetreten hatte und bereits fünfundzwanzig Tagemärsche von der Hauptstadt entfernt war, gerieth darüber so in Zorn, daß er sofort den Befehl ertheilte, nicht nur Fachreddin und den einen seiner Söhne, sondern auch seine in Damaskus zurückgebliebenen Frauen hinzurichten. So erreichte Fachreddin am 13. April 1635 sein endliches Geschick. Drei Tage lang sah man sein bluttriefendes Haupt als abschreckendes Beispiel vor dem Serai mit der Inschrift zur Schau ausgestellt: „Dies ist der Kopf des Rebellen Fachreddin"[1]).

Er hatte damals nur erst sein 52. Jahr erreicht. So wie aber vor Zeiten Georg der Kastriote, den man Skanderbeg nannte, als Hort und Held im Andenken seines Volkes, der Albaneser, Jahrhunderte lang fortlebte, so knüpften sich unter den Drusen bis auf unsere Tage herab

1) So erzählt, wol am glaubhaftesten, Mariti a. a. O. p. 257—265, das Ende Fachreddin's. Die osmanischen Quellen weichen in manchen Dingen von ihm ab. So war es z. B. nach Naima, bei Hammer a. a. O., nicht der Kapudan-Pascha, sondern der Statthalter von Damaskus, Ahmed-Pascha, welcher Fachreddin in seinem Versteck aufsuchte und zur Übergabe zwang. — Ohne allen Werth sind die Angaben, welche sich in dem der Geschichte Fachreddin's gewidmeten Abschnitte der Mémoires du Chevalier d'Arvieux, Paris 1735, Vol. I. p. 357—379 finden. Nach ihm wäre z. B. Fachreddin nicht weniger als fünf Jahre am Hofe zu Florenz geblieben; und am Ende hätte er sich gar nicht in Folge gewaltsam erzwungener Übergabe, sondern auf eine Einladung des Sultans nach Constantinopel begeben, um dort aufs Neue mit seinem Lande belehnt zu werden. Man habe ihn aber anstatt dessen vor Gericht gestellt und in Folge eines förmlichen Urtheis, bei welchem der Umstand, daß er ein geheimer Christ gewesen, nicht ohne Einfluß geblieben wäre, sofort hingerichtet. Das sind Fabeln, mit denen man sich noch herumtrug, als der Chevalier d'Arvieux, etwa 24 Jahre nach der Katastrophe, im Jahre 1659, Syrien und den Libanon bereiste.

an den Namen Fachreddin's vom Stamme Maanoghli's die glänzendsten Erinnerungen aus einer großartigen Vorzeit. Denn mit ihm schwand der Ruhm und die Freiheit seines Volkes für lange Zeiten. Am wenigsten war Melhem, Fachreddin's Neffe, dazu gemacht, jenen aufrecht zu erhalten und diese zu retten. Nach kurzem Widerstande unterwarf er sich unbedingt dem Willen der Pforte und erhielt, als Vasall derselben, bereits im nächsten Jahre, 1636, wenigstens die 1636
Scheinherrschaft über das Land der Drusen und einige Küstenstädte, Beirut, Saida, Tyrus und Akre, zu welcher aber der Titel des Groß-Emirs, den er annahm, nicht mehr passen wollte. Er begnügte sich als solcher nur die Rolle jener kleinen Tyrannen zu spielen, welche die Geißel ihres eigenen Volkes sind, während sie in ihrer Ohnmacht als Sklaven vor ihren Gebietern zittern. Denn die Gewalt war jetzt in der That nur noch in den Händen der benachbarten Statthalter der Pforte, namentlich der von Damaskus und Saida, welche um so leichteres Spiel hatten, weil nun auch sogleich die alten Parteifehden der Rothen und Weißen wiederauflebten, welche, indem sie die Kraft des Volkes lähmten, ihnen Gelegenheit genug boten, dort ihren Einfluß geltend zu machen und immer mehr zu befestigen[1]).

Die Geschichte der unterworfenen Drusen mit ihren von der Pforte völlig abhängigen Emiren hat daher seitdem auch nur noch wenige Lichtpunkte mehr, auf die wir gehörigen Ortes aufmerksam machen werden. Bedeutend wird sie erst in neueren und neuesten Zeiten wieder dadurch, daß sie nochmals beziehungsreich in europäische Verhältnisse eingreift, deren genauere Darstellung dem Fortgange unseres Werkes vorbehalten bleibt.

1) Melhem I., wie er sich nannte, sei zwar, meint Mariti, p. 273, auch von den Drusen als Groß-Emir anerkannt worden; „ma senza che egli pensasse più a rivendicare gli acquisti fatti dai suoi predecessori, di altro non si curò, se non di vivere da dissoluto, e di tirannegiare i suoi popoli, per cui essi stimavano meglio di vivere immediatamente sotto il governo dei Pascià che sotto il suo. Egli si dette con intera dependenza alla Porta, nè più risorgerono i Drusi da questa suggezione."

Nur etwa acht Monate vor Fachreddin's Ausgang, im August 1634, hatte auch Abasa-Pascha, der Rebell von Erzerum, welcher so lange Zeit ganz Vorderasien in Aufregung erhalten hatte, nachdem er sich bereits vor sechs Jah-
1628 ren, im Jahre 1628, vor der wieder erstarkenden Macht der Pforte gedemüthigt, durch gewaltsamen Tod seinen Untergang gefunden. Wie verschieden waren, bei aller Gleichheit der Verhältnisse, unter denen sie zu Macht und Einfluß gelangten, die Charaktere, die Stellung und die Geschicke dieser beiden Rebellen! Man kann nicht leugnen, daß Abasa, ein echter Sohn des bewaffneten Aufruhrs — denn er war aus dem Heere Dschanbulad's hervorgegangen — in vieler Beziehung höher stand, als Fachreddin, und deshalb auch für die Existenz der Pforte der gefährlichere war. Er gehörte sicherlich nicht zu der Klasse gemeiner Empörer, welche ihre Herrschsucht nur zu oft zum bloßen Spielball der Launen des Zufalls macht. Fehlten auch ihm vielleicht die edlern Motive, so läßt sich seinem Aufstande doch ein bestimmter Plan, eine gewisse Methode bei der Ausführung und ein feststehendes Ziel nicht absprechen.

Das letztere war offenbar kein anderes, als unter dem Vorwand der Reform das morsche Gebäude der Dynastie Osman's vollends zu Boden zu werfen und auf den Trümmern desselben ein neues aufzuführen, zum Heile des Reiches und zur Erhebung seines eigenen Stammes. Der Kampf gegen die verhaßte Gewaltherrschaft der Janitscharen und dann die gerechte Rache an den Mördern Osman's II. sollten das Mittel zum Zwecke sein.

Abasa selbst machte daraus nie ein Hehl. Er war, wie wir gesehen haben, bereit, den Plan der Vernichtung der Janitscharen, welcher Osman das Leben kostete, ganz offen mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu unterstützen[1]). Und gleich nach Osman's Ermordung erklärte er, als er mit seinem schon sehr starken Heere gegen Angora in Anmarsch war, geradezu, er habe nicht als Rebell das Schwert ergriffen, sondern er komme nur, um das zu Grunde gerichtete

1) Vergl. Bd. III. S. 760.

osmanische Reich wiederherzustellen. Man solle zu diesem Zwecke sofort eine allgemeine Reichsversammlung nach Constantinopel berufen, an welcher der Mufti, die obersten Richter, die Paschas und Beglerbegs Theil nehmen sollten. Da möge man die kritische Lage des Reiches in ernste Erwägung ziehen, über die Mörder des letzten Sultans zu Gericht sitzen und über sie die gerechte Strafe verhängen, die ihr Verrath verdiene; dann anstatt des Phantoms, welches man mit Gewalt auf den blutbefleckten Thron erhoben habe, auf gesetzmäßige Weise einen andern Beherrscher des Reiches wählen, der wirklich im Stande sei zu regieren; diesem vor Allem einen tüchtigen Großwesir an die Seite stellen, welcher, vom Staate, d. h. von der Gesammtheit der Befähigten gewählt, Talent und Kraft genug besitze, gegen die bis zur Krisis gediehene Staatskrankheit die rechten Mittel in Anwendung zu bringen, damit nur endlich einmal jener heillose Wechsel dieses höchsten Reichsbeamten aufhöre, welcher die Provinzen ruinire, weil nun auch die Wahl der Statthalter der Willkür und den Launen der Parteien anheimgegeben sei und folglich täglich neue und sich unter einander widersprechende Befehle ertheilt würden, so daß am Ende Niemand mehr wisse, wem er gehorchen solle, welchem Sultan oder welchem Großwesir? — Dabei blieb sein beständiges praeterea censeo: Vernichtet die Janitscharen und stellt im Heere den alten Gehorsam, die alte Zucht und Ordnung wieder her! Er sei übrigens jederzeit bereit, sich den Beschlüssen jenes souveränen Reichsrathes zu fügen. Wolle man aber einen solchen nicht einberufen, so werde er selbst nach Constantinopel kommen und dort die Ordnung nach Gutdünken mit Gewalt des Schwertes wiederherstellen[1]).

Man muß eingestehen, daß dieser Barbar ein ebenso entschlossener wie kluger und verschmitzter Staatsreformator

1) Am besten spricht über diese Ideen und Pläne Abasa-Pascha's Th. Roe in einer Depesche an Sir John Fynell vom 21. Juli 1623, Negotiations, p. 164: „If the present state“, heißt es da am Ende, „will not consent to this assembly, hee (Abassa) then resolves to come hither and settle all things ad libitum by the sword.“

war. Denn während er den jeweiligen Machthabern zu Constantinopel die Spitze seines Schwertes zeigte, wußte er in den Augen gläubiger Gemüther seine Mission vortrefflich mit einem gewissen Schein der Heiligkeit zu umgeben und unter den Schutz höherer Mächte zu stellen. Er nannte sich in aller Demuth „den armen Mohammed", welcher von dem Allmächtigen Gott gesandt sei, die Welt zu reformiren. Er wolle fortwährend der treue Sklave des Sultans bleiben, er müsse aber seinen Beruf erfüllen, welcher darin bestehe, das Blut Osman's zu rächen; denn dieser sei ihm selbst als Traumgebild erschienen, um ihn dazu aufzufordern, und da er darauf nicht geachtet, sei sogar der große Prophet Mohammed von seinem Himmelsthrone herabgestiegen, um ihm den Befehl zu ertheilen, daß er die Waffen ergreife [1]).

Das wurde damals in ganz Asien erzählt und namentlich von dem Volke gläubig aufgenommen, welches Abasa übrigens auch noch dadurch für sich zu gewinnen verstand, daß er ihm mit der größten Schonung begegnete. Niemanden wurde ein Leids zugefügt. Wer freiwillig seinem Paniere folgen wollte, war willkommen; wer nicht, der konnte in Frieden seines Weges ziehen. Nur die Janitscharen, welche in seine Gewalt fielen, sollten, wie er sich ausdrückte, „dem Geiste seines erschlagenen Herrn zum Opfer gebracht werden" [2]). Dabei wußte er die Herzen auch noch durch Milde und Gerechtigkeit zu überwinden. In seinem täglich durch neuen Zuzug — es hatten sich schon 7 Beglerbegs und 16 Sandschaks für ihn erklärt [3]) — anwachsenden Heere wurde

1) Roe, in einer Depesche an den Staatssekretär Calvert vom 18. November 1623, p. 187: „It is reported, that hee calles himself the poore Mahomett, deputed to reform the world, by the great God...... Hee tells, that hee must execute his commission, to revenge the blood of Sultan Osman, who appeared to him in the night; and not thereby encouraged, his great prophett descended and commanded him to take armes."

2) Derselbe, a. a. O.: „Hee doth harme to none, but invites those that are willing to take his part, licencing all others to depart in peace; only, yf hee take any Janizaries, hee sacrificeth them to the ghost of his dead mastre."

3) Derselbe, Depesche an Sir Dudley Carleton vom 28. Octob. 1623, p. 185.

auf strengste Mannszucht gehalten; Raub und Plünderung waren durch die härtesten Strafen verpönt; was gebraucht wurde, mußte baar bezahlt werden, und für geraubtes Gut leistete er selbst Schadenersatz aus seinem eigenen Schatze. Als seine Soldaten sich z. B. beim Einzug in Angora einige unbedeutende Diebereien erlaubt hatten, ließ er die davon Betroffenen sogleich zu sich bescheiden und zahlte ihnen 12,000 Piaster aus seinem Beutel [1]).

Überdies ist es Thatsache, daß diese klug berechnete Politik Abasa-Pascha's auch in höheren Sphären ihren Zweck nicht ganz verfehlte. Nicht genug, daß die Sterndeuter seinen Waffen Heil und Glück verkündeten [2]), weigerte sich auch der Mufti geradezu, ihn für einen Rebellen zu erklären, wie die Janitscharen von ihm mit Ungestüm verlangten. Denn er handle — und das war auch die Meinung der Ulemas, die aus gleichen Gründen auf seiner Seite standen — nach höheren Eingebungen, und habe sich selbst damit einverstanden erklärt, daß der Streit zwischen ihm und den Janitscharen auf dem Wege des Gesetzes geschlichtet werde; sollte er von den rechtmäßigen Richtern wirklich als Rebell verdammt werden, so stehe er nicht an, seinen Kopf preiszugeben; falle dagegen das Urtheil gegen die Janitscharen, als Mörder und Verräther, aus, so sei es seine Sache, gegen sie das rächende Schwert zu erheben [3]).

Es war natürlich, daß diese gemäßigte Haltung des Mufti und seines Anhangs unter den Janitscharen selbst den Verdacht erregte, als ob der Diwan, welcher den Krieg gegen Abasa nur mit großer Lauheit betrieb, unter der Hand mit ihm einverstanden sei und absichtlich ihn ruhig gewähren

1) Roe, Depesche an den Staatssekretär Calvert vom 29. Nov. 1623, p. 197: „Hee hath done such justice, as if hee meant to conquer hearts rather then bodyes of men."

2) Derselbe, p. 187: „The astrologers publickly augure his prosperity; every man's discourse is of him, rather with fables, as in such cases, then with feare."

3) Derselbe, p. 188: „Certainly all the men of the law smile and rather rejoyce then feare."

lasse, um sich auf diese Weise doch noch endlich dieser lästigen Soldatenherrschaft zu entledigen. Aufgefangene Briefe einiger Wesire, welche mit ihm in verrätherischer Verbindung stehen, und dafür auch wirklich einige Tage ins Gefängniß geworfen wurden, sollten dafür die überzeugenden Beweise liefern.

Und allerdings war solcher Verdacht nicht ungegründet, so lange der blödsinnige Mustafa auf dem Throne saß. Wir haben schon gesehen, daß die Partei, welche diesen stürzen wollte, Abasa als Schreckbild brauchte und gebrauchte. Man ließ es ruhig geschehen, daß er von Erzerum bis Angora vordrang und diese Stadt nach dreimonatlicher Belagerung nahm. Absichtlich wurde das Gerücht verbreitet, er sei im vollen Marsch gegen Brussa, den alten Herrschersitz des Hauses Osman's, nur noch 6 bis 8 Tagemärsche sei er entfernt, und in kurzem werde er seine Zelte unter den Mauern von Constantinopel aufschlagen [1]). Wir wissen schon, welche Wirkungen diese Dinge hervorbrachten. Die Janitscharen ließen sich einschüchtern und gaben dem jungen Murad ihre Stimme.

Wie ganz anders wurde aber Abasa's Stellung, nachdem man in dieser Beziehung seinen Zweck erreicht hatte und ihn durch die Entthronung Mustafa's entwaffnet zu haben hoffen mochte. Sollte man ihn, wenn er auch jetzt das Schwert nicht einstecke, wirklich für einen Rebellen erklären und mit Gewalt zu Boden werfen, oder sich mit ihm in einen Vergleich einlassen und ihn dadurch an das Interesse des neuen Herrschers zu fesseln suchen? — Bei der Ohnmacht der Pforte waren darüber, wie es scheint, die Meinungen des Diwans getheilt, als Abasa noch keineswegs gesonnen schien, die Waffen niederzulegen und seiner geheiligten Mission als Staatsreformator ruhig zu entsagen. Erst jetzt trat es immer bestimmter hervor, daß er noch ganz andere Zwecke verfolge, welche die Dynastie Osman's um so mehr gefährdeten, da die Begründung der Alleinherrschaft zu

1) Roe meint, p. 187: „His intention is unknowne and diversly discoursed."

seinen Gunsten, wenn vorerst auch nur in Asien, ihr eigentliches und letztes Ziel zu sein schien [1]).

Gleichwol blieb anfangs — und wie konnte es bei der gänzlichen Rathlosigkeit, die damals herrschte, bei der Leere des Schatzes und der Widerspenstigkeit der Truppen, welche weit lieber als Herren in der Hauptstadt ihr wüstes Wesen treiben, als sich in Asien mit ihrem erbittertsten Feinde messen wollten, anders sein? — gleichwol blieb im Diwan die Ansicht überwiegend, man müsse versuchen, sich mit Abasa auf gütlichem Wege auszugleichen. Der Sultan wurde also veranlaßt, ihm nebst Schwert und Ehrenkleid eine schriftliche Botschaft zuzuschicken, wodurch er ihm, unter Bezeugung des besondern Dankes für die Hingebung und den Eifer, die er bisher in der Verfolgung der Mörder seines Bruders bewiesen habe, auf die wohlwollendste Weise zu verstehen gab, er möge das Werk der Rache fernerhin ihm, dem Sultan, dem es zukomme, überlassen und sich ruhig nach seiner Statthalterschaft von Erzerum zurückziehen, bis sich Gelegenheit finden werde, von seinen Diensten weiter Gebrauch zu machen [2]).

Eine solche, wenn auch an sich noch so ehrenvolle Abfertigung konnte jedoch weder dem herrschsüchtigen Sinne, noch der bereits errungenen Machtstellung Abasa-Pascha's zusagen. Von Angora, wo er überwinterte, zog er sich zwar zurück, noch vor Ausgang des Jahres 1623 aber überfiel er, 1623
während es allgemein hieß, er sei Willens, sich in Trebisond festzusetzen und von da aus seine Herrschaft über Asien weiter auszudehnen [3]), plötzlich Siwas und Tokat, bemächtigte sich hier der Münze und richtete dort unter den Janitscharen und Allen, die ihnen anhingen, ein furchtbares Blutbad

1) Roe, p. 191: „He can dissemble noe longer, that hee affects the monarchy".

2) Derselbe, p. 190 nennt diese Botschaft „a gentle message, giving thankes for his love and zeale shewed to the blood of his (Murad's) brother, but desiring, that hee will heereafter leave the revenge to him, to whom it doth belong".

3) „It is thought hee hath affected a conquest for himselfe, and Trabisond for his regall seate." Daselbst, p. 181.

an, und begann sein selbständiges Regiment damit, daß er Statthalter, Beglerbegs und Sandschaks ein- und absetzte und überhaupt alle Souveränetätsrechte der Pforte für sich in Anspruch nahm.

Nun konnte man freilich in Constantinopel nicht mehr darüber in Zweifel sein, auf welchen Fuß man sich mit diesem Rebellen zu setzen habe. Der Krieg mußte auch gegen ihn beschlossen und mit aller Kraft ins Werk gesetzt werden. Denn die in der Eile gegen ihn aufgebotenen noch treuen asiatischen Paschas richteten im Ganzen nur wenig aus und waren nicht im Stande, den Fortschritten seiner Waffen, die er — so fürchtete man schon wieder — bis nach Constantinopel zu tragen entschlossen schien, allein Einhalt zu thun. Zum Theil erklärten nun auch sie sich nothgedrungen für ihn. Nur ein Ausweg — und auch dieser wurde von der gemäßigten Partei im Diwan, wozu der Mufti, der Großwesir und der Sultan selbst gehörten, in Vorschlag gebracht — stand da noch offen: man wollte Abasa verzeihen, und auf alle seine Forderungen unter der Bedingung eingehen, daß er seine Waffen mit gegen Persien kehre, gegen welches die damals mit großem Eifer betriebenen Rüstungen vor Allem gerichtet sein sollten [1]).

Aber auch abgesehen davon, daß, wie die Dinge jetzt lagen, Abasa ein weit größeres Interesse hatte, sich die Freundschaft des Perserschahs zu erhalten, als der Vasall der Pforte zu sein, bestanden nun die Janitscharen schon aus Haß gegen die Sipahis, welche sich zu Abasa hielten, auf dem Kriege gegen diesen [2]). Die Lage der Pforte wurde da-

1) Roe, Depesche an den Staatssekretär Calvert vom 17. Febr. 1624, p. 214: „The emperor, vizier, mufti and most of the sober counsellors have propounded and desired to send a pardon and confirmation of all the demands of the rebell Abassa bassa, upon condition, that he convert his forces upon the Persian and joyne with the army."

2) Roe's Depesche an Sir Dudley Carleton vom 22. Febr. 1624, p. 220: „The Janizaries will not consent nor hearken to any reconcilement with their professed enemy, butt require to bee ledd out against Abassa bassa first and so to proceed in the warre." Und dann in einer etwas späteren Depesche an Cal-

durch nur um so verzweifelter. Die Janitscharen drängten vorwärts und die Sipahis murrten, sobald man nur ernstlich Miene machte, das Schwert zu ziehen. Die Hartnäckigkeit der ersteren trug aber am Ende doch den Sieg davon. Der Großwesir Tscherkes-Mohammed mußte, nach einigem Zögern, im Frühjahre 1624 selbst nach Asien über- 1624
setzen, um zunächst gegen Abasa das Feld zu nehmen und, wo möglich, seine Macht mit einem großen Schlage zu brechen.

Abasa war bereit, den Kampf aufzunehmen, und zog, während man in Constantinopel noch immer auf einen Vergleich hoffte und absichtlich das Gerücht verbreitete, er werde sich dem gegen Persien bestimmten Heere anschließen, seine Hauptmacht, vorzüglich stark an vortrefflicher Reiterei, in der Umgegend von Kaissarije zusammen, um auf den dortigen Ebenen dem Großwesir, welcher langsam nach Konieh vorrückte, die Spitze zu bieten. Der Großwesir, welcher von Constantinopel aus den gemessensten Befehl hatte, einen Zusammenstoß zu vermeiden und vorerst noch eine friedliche Aussöhnung zu versuchen, zögerte indessen, die gebotene Schlacht anzunehmen. Es gelang ihm sogar, mit Hülfe der überlegeneren Sipahis am Ende auch noch die Janitscharen so weit zur Nachgiebigkeit zu bewegen, daß sie sich zu einem Vergleiche mit Abasa verstanden. Man kam nach längeren Unterhandlungen dahin überein, daß Abasa-Pascha selbst die Statthalterschaft von Erzerum, sein Sohn die von Orfa, und sein Kiaja die von Merasch mit der Verpflichtung erhalten sollten, diese Grenzprovinzen gegen die Übergriffe der Feinde, der Perser, zu decken. Schon war Abasa daraufhin im Begriff, mit seiner ganzen Macht den Rückzug anzutreten, als die Verrätherei eines seiner bisherigen Bundesgenossen, des Beglerbegs von Merasch, Kulaun-Pascha, Alles wieder rückgängig machte und dennoch eine blutige Entscheidung herbeiführte.

Dieser trat nämlich unter der Hand mit dem Großwesir darüber in Unterhandlung, daß er ihm Abasa lebend oder

vert, p. 233: „The Janizaries will not consent to his pardon, nor the Spahees to fight with him."

todt ausliefern wolle. Die betreffenden Briefe fielen aber in Abasa's Hände, welcher den Verräther sofort zu sich beschied, ihn auf der Stelle niederstieß und nun von der Gültigkeit des abgeschlossenen Vergleichs nichts hören wollte. Anstatt der wiederholten Aufforderung, sich nach Erzerum zurückzuziehen, Folge zu leisten, rückte er ohne Weiteres gegen das Lager des Großwesirs vor, um in offenem Kampfe für jenen Verrath Rache zu nehmen. Auf den Ebenen von Kaissarije kam es nach einigen Plänkeleien, um die Mitte August
1624 1624, zur Entscheidungsschlacht [1]).

Sie war nicht glücklich für den gefürchteten Rebellen. Die Wuth gegen diesen ihren ärgsten Feind, der sich einmal gerühmt hatte, ihrer 70,000 erschlagen zu wollen, entflammte die Janitscharen, unter der Führung ihres Agas, Chosrew, zu entsetzlicher Tapferkeit, wie man sie ihnen kaum mehr zutrauen wollte. Ihre Reihen wankten nicht und Tausende stürzten in den feindlichen Linien unter ihrem wohlgerichteten Feuer und ihren gewaltigen Streichen. Da entschied der Abfall der Turkomanen und mehrerer Statthalter, welche nun ihre Waffen sogleich gegen die Rebellen kehrten, das Schicksal des blutigen Tages. Abasa rettete sich auf seinem besten Renner aus dem Schlachtgetümmel. Die aufgelöste Flucht seines geschlagenen Heeres vollendete die Niederlage. Weiber, Kinder und Schätze Abasa's fielen bei Siwas in die Hände der Sieger; er selbst entkam glücklich nach Erzerum.

Merkwürdigerweise wurde dieser Sieg, welcher dadurch fast gefährlich wurde, daß er den Übermuth der Janitscharen nur um so mehr hob, von der Pforte nicht so benutzt, wie wol zu erwarten gewesen wäre [2]). Der Großwesir,

1) So stellt diese Verhältnisse Sir Th. Roe wol am besten in einer besondern ihnen gewidmeten Depesche dar: Relations from Constantinople, 20 and 21 Sept. 1624, p. 290—292. Am Ende setzt er selbst hinzu: „There may be some circumstance more or less in this relation; but it is very neare the truth, and I beleeve it may bee reckoned the first day of passing the Rubicon". Ueber die Schlacht selbst sind die osmanischen Quellen genauer, bei Hammer O. G. Bd. V, S. 32 fg.

2) Roe hielt, in einer Depesche vom 28. September, p. 288, diesen Sieg der Pforte, wegen seiner Folgen, fast für ein öffentliches

welcher sich noch ziemlich lange damit aufhielt, in seinem Lager die Trophäen des Tages, namentlich ungeheure Haufen von abgeschnittenen Rebellenköpfen, und die Huldigungen der bis dahin in ihrer Treue noch wankenden Statthalter und Häuptlinge der Kurden und Turkomanen in Empfang zu nehmen, brach zwar endlich auf, um Abasa, wo möglich, selbst in Erzerum aufzusuchen und sich dieser wichtigen Grenzfeste zu bemächtigen; er kam aber nur bis nach Terdschan, wo ihm der hereinbrechende Winter, vielleicht auch der bestimmte Wille der Pforte, mit Abasa doch noch nicht ganz zu brechen, Stillstand geboten.

Genug, man ließ sich mit diesem abermals auf Unterhandlungen ein, die schnell zu einem Vergleiche führten, welcher den Rebellen in dem Besitze der Statthalterschaft von Erzerum bestätigte und ihm nur die Verpflichtung auferlegte, in diese Stadt eine Besatzung von 1000 Janitscharen aufzunehmen und sie bis aufs Äußerste gegen die Perser zu vertheidigen [1]). Der Großwesir ging gleich darauf in die Winterquartiere nach Tokat zurück, wo er noch vor Ausgang des Jahres — in dieser entsetzlichen Zeit, wo nur Schwert und Schnure den Lebensfaden hochgestellter Persönlichkeiten abzuschneiden pflegten, ein seltener Fall — eines natürlichen Todes starb.

Diese Nachgiebigkeit, diese Schwäche der Pforte war freilich ein schlechtes Mittel, sich der Treue eines Rebellen zu versichern, welcher sich seiner Macht, selbst nach einer solchen Niederlage, noch sehr wohl bewußt war und den alten Groll, neu aufgestachelt, nach wie vor, im Herzen trug. So kühne Verräther, meint Roe bei dieser Gelegenheit, sind niemals gute Unterthanen. Die Pforte mußte sich für jetzt selbst mit einer blos scheinbaren Unterwerfung des gewaltigen Gegners begnügen, weil sie es nicht wagen konnte, durch entschlosseneren Widerstand noch größere Gefahren heraufzube-

Unglück: „It is the most unfortunate victorye to this state, that could happen", sagt er darüber „worse then if they had lost the bataille; for it will encourage the Janizaries to all sorts of insolencyes; they will take themselves to be monarks; only that man (Abasa) did oppose and keepe them in some limitts."

1) Roe, Depesche vom 19. December 1624, p. 319: „only hee

schwören. Man hatte ja noch so genug mit Persien zu thun, und wer stand dafür ein, daß Abasa, aufs Äußerste getrieben, sich nicht ganz dem mächtigen Schah in die Arme werfen würde? [1])

1625 Gleich zu Anfang des Jahres 1625 kam es mit den in Erzerum als Besatzung eingelegten Janitscharen, angeblich wegen der Soldzahlung, zu sehr ärgerlichen Reibungen, welche Abasa mit der Gewalt des Schwertes zum Austrag brachte. Schon damals hieß es, er gehe damit um, Erzerum den Persern zu überliefern. Da er aber bald darauf, wenn auch nur zum Schein, den Beweis des Gegentheils dadurch führte, daß er ein persisches Streifcorps, welches sich der Stadt näherte, mit 1000 M. zurücktrieb und die Köpfe der Erschlagenen als Geschenke nach Constantinopel schickte, so drückte man hier die Augen zu, und sandte ihm, zum Beweise besonderen Vertrauens, nebst Schwert und Ehrenkleid die Würde eines Wesirs zu, indem man ihn zugleich ermächtigte, die Perser fortan an der Spitze der Georgier zu bekämpfen [2]).

So blieb das Verhältniß zu Abasa in diesem und im nächsten Jahre, wo, wie wir gesehen haben, der Krieg gegen Persien einen so unglücklichen Fortgang hatte, mindestens ein sehr unsicheres und zweideutiges. Er verhielt sich, des Ausgangs gewärtig, meistens ruhig, ließ sich aber auch die thätigere Theilnahme an dem Kriege gegen Persien, welche die Pforte erwarten mochte, keineswegs sehr angelegen sein.
1627 Erst im Jahre 1627 sollte es offenbar werden, was man von seinem bisherigen Benehmen zu halten und für die Zukunft von ihm zu erwarten habe.

hath taken 1000 Janizaries in name of a garrison, in showe of obedience, and promises to keepe that quarter for the grand signor against the Persian; butt is retyred thither with his whole army, strong, and in trust of himselfe."

1) „This they are content withall", fährt Roe in der eben angeführten Depesche fort, „and seeing they can gett no more without danger take it for a submission and seeme to rejoyce in it. Butt so bold traitors are never good subjects. Great states may be enforced to winke, butt never forgive such offences."

2) Depeschen Roe's vom 22. März und 22. Juni 1625, p. 363 und 410: „now hee is proclaymed the best subject to the grand

Als nämlich in diesem Jahre der Großwesir Chalil seinen Feldzug gegen Persien begann und es namentlich darauf ankam, das von den Persern bedrohete Achiska zu retten, ließ er auch Abasa zur Heeresfolge auffordern. Dieser, welcher den Absichten des Großwesirs nicht trauete und abermals einen gegen seine persönliche Sicherheit gerichteten Verrath fürchtete, machte Ausflüchte und überfiel dann, als die Berichte seiner Kundschafter seinen Verdacht über jeden Zweifel erhoben, zur Nachtzeit unversehens das unbewachte Lager der Osmanen bei Ilidsche, unweit Erzerum, und richtete dort ein fürchterliches Blutbad an. Eine entsetzliche Metzelei unter den in Erzerum zurückgebliebenen Janitscharen war das blutige Nachspiel dieses nächtlichen Überfalles, welcher namentlich einer Menge der osmanischen Heerführer das Leben kostete.

Der Großwesir, welcher mit der Hauptmacht bei Diarbekr zurückgeblieben war, brach auf die Kunde von dieser Niederlage seines Vortrabs unverzüglich gegen Ilidsche hin auf und schloß Erzerum, welches er nun um jeden Preis haben wollte, von allen Seiten ein. Nachdem er aber den stark befestigten und vortrefflich vertheidigten Platz 70 Tage lang belagert und berannt hatte, mußte er unverrichteter Sache jenen verhängnißvollen Rückzug nach Tokat antreten, auf welchem die außerordentliche Strenge des Winters — es war Ende November und Anfang December — dem osmanischen Heere noch weit größere Verluste verursachte, als es in dem Kampfe gegen Abassa zu beklagen gehabt hatte. Sieben Tage lang ließ dieser die in größter Verwirrung abziehenden Feinde verfolgen, welche, um nur das Leben zu retten — und auch das gelang nur wenigen —, Alles, Gepäck, Geschütz und selbst die Kriegskasse, im Stich lassen mußten. Chalil war selbst in Tokat nicht mehr im Stande, die Trümmer seines aufgelösten Heeres zusammenzuhalten. Sie verloren sich in wilden Banden bis nach der Hauptstadt, wo

signor and named to bee vezier", meint Roe, setzt aber auch sogleich wieder hinzu, daß er offenbar ein zweideutiges Spiel treibe, was auch der Pforte gar nicht entgehen könne. — Ueber seine Ernennung zum Wesir ferner Depesche vom 14. November, p. 457.

sie, zugleich mit der Schreckensbotschaft von diesen Vorfällen, im jämmerlichsten Zustande eintrafen [1]).

Das war der Zeitpunkt, wo man im Diwan endlich zu der festen Überzeugung kam, daß man erst dieses Abasa's Herr werden müsse, wenn man sich noch irgend Erfolg von dem Kriege gegen Persien versprechen solle. Dazu war aber der alte Chalil, welchen schon die Janitscharen zu Tokat mit Steinigung bedroht hatten und der dem Sultan in seinen Berichten offen erklärte, nur seine persönliche Gegenwart werde im Stande sein, dem Heere wieder die nöthige Achtung einzuflößen, nicht mehr gemacht. Er wurde abberufen, und derselbe Chosrew, welcher seine Janitscharen bei Kaissarije mit so viel Glück gegen die Reiterschaaren Abasa's geführt hatte, erhielt, als Großwesir, den Oberbefehl für den asiatischen Feldzug im nächsten Jahre.

Derselbe mußte so viel wie möglich beschleuniget und dann mit Energie durchgeführt werden, wenn man sich noch einigermaßen der Hoffnung eines erwünschten Ausgangs hingeben wollte. Denn schon hieß es, Abasa sei gegen Tokat im Anzuge oder wolle Wan überrumpeln. Auch wollte man wissen, daß er mit dem Könige von Polen und den Kosaken in Verbindung getreten sei, natürlich um sie gegen die Pforte aufzureizen und ihr dadurch den Feldzug in Asien zu erschweren, wo nicht ganz und gar unmöglich zu machen [2]). Mehr wie diese geheimen Machinationen verzögerte aber noch immer der offene Zwiespalt zwischen den Janitscharen und den Sipahis, welche letztere Abasa nun einmal für sich gewonnen hatte und besonders zu begünstigen schien, die Rüstungen und den Aufbruch des Heeres. Nur dadurch konnten die Sipahis, welche nicht marschiren wollten, zu ihrer Pflicht zu-

1) Roe, in den gleichzeitigen Depeschen, p. 681, 693, 698, 729, in vieler Beziehung genauer, als die osmanischen Quellen, die wol Ursache hatten, Manches zu verschweigen. Bei dem Ueberfalle von Ilidsche sollen die Osmanen allein 18,000 M. verloren haben.

2) Derselbe, Depesche vom 17. März 1628, p. 781: „Abasa bassa hath sent deputyes to the kyng of Poland and Cossackes, who have beene outwardly well received; butt what they have treated in particular or advanced, is yet a secrett."

rückgeführt werden, daß man ihnen — ein längst eingerissener Misbrauch — die Anwartschaft auf die erledigten Stellen von Steuereinnehmern, Verwaltern und Schreibern versprach, während man, auf ausdrücklichen Befehl des Sultans, nun auch schon wenigstens den Versuch machte, durch strenge Prüfung der Musterungsrollen in das Janitscharencorps einen besseren Geist und mehr kriegerische Haltung zu bringen [1]).

Erst zu Anfang Juni 1628 traf der Großwesir in dem Hauptquartier zu Tokat ein, wo Alles zu den weiteren Operationen vorbereitet war. Erzerum, von dem man schon befürchtete, daß es, wie Bagdad, den Persern überliefert werden möchte, sollte ihr Ziel sein. Es kam nun Alles darauf an, diesen Platz so schnell wie möglich zu erreichen. Denn man hatte in Erfahrung gebracht, daß Abasa Erzerum verlassen habe und mit seiner Hauptmacht vor Hasankalaa stehe. In Eilmärschen suchte daher Chosrew eher dahin zu gelangen, als Abasa wieder dort eingetroffen sein würde. Der mit Energie und Glück ausgeführte Plan gelang und entschied Erzerums Fall und Abasa's Schicksal. Denn noch hatte dieser, welcher eine so schnelle Ankunft des Feindes gar nicht erwartet hatte, seine Hauptstadt nicht wieder erreicht, als die Osmanen, in den ersten Tagen des September, unter den 1628
Mauern derselben Lager schlugen und sofort die Belagerung begannen.

Der nur schwach vertheidigte und schlecht verproviantirte Platz konnte sich dieses Mal nicht halten. Abasa selbst gab

1) „Abroad", heißt es noch in einer Depesche Roe's vom 22. Februar 1628, p. 764: „Abassa bassa persecutes the Janizaries and seemes to favour the Spachies: from hence another feare that they will all retyre to him, and then the foote alone may keepe Constantinople; but he will be lord of Asia". — Als sich der Sekretär der Janitscharen, Mohammed Malkodsch Efendi, bei Murad zum Abmarsch nach Tokat verabschiedete, herrschte er ihn folgendermaßen an: „Höre, Malkodsch Efendi! die Musterrollen der Janitscharen sind in Verfall und Verwirrung gerathen; sieh wohl zu, daß Du die Todten ausmerzest und keinen ohne meinen Befehl einschreibest; sonst schneide ich Dir den Kopf ab!" Osmanische Quellen, bei Hammer V, S. 80.

seine Sache verloren, und ließ sich gern auf einen friedlichen Vergleich ein, wozu ihm der Großwesir willig die Hand bot. Gegen die Zusicherung völliger Begnadigung und einer ehrenvollen Aufnahme in Constantinopel überlieferte Abasa am 18. September die Festung und begab sich mit seinem Gefolge und allen seinen Schätzen in das Lager des Großwesirs, der ihn mit Wohlwollen empfing und zum Zeichen der Verzeihung mit dem Ehrenkaftan bekleidete. Die Verwaltung der wiedergewonnenen Landestheile war schnell geordnet; und so konnte Chosrew mit Abasa und seinem dieses Mal nur wenig geschwächten Heere schon um die Mitte Octobers den Rückweg nach Constantinopel antreten, wo er in den ersten Tagen des December — damals ein seltenes Schauspiel — seinen triumphirenden Einzug hielt [1]).

Auch der Sultan empfing den besiegten Rebellen, für dessen persönliche Sicherheit sich Chosrew verbürgt hatte, mit Wohlwollen und Auszeichnung. Er bestätigte nicht nur die ihm vertragsmäßig ertheilte Begnadigung, sondern verlieh ihm auch, zugleich mit sehr kostbaren Geschenken — einem reich mit Diamanten besetzten Säbel und zwei Reigerbüschen mit gleich werthvoller Einfassung —, die Statthalterschaft von Bosnien. Schon die Klugheit gebot, daß man den Freund der Sipahis und den Widersacher der Janitscharen damals noch so glimpflich behandelte.

Aber die Statthalterschaft, womit man den gedemüthigten asiatischen Barbaren begnadigte, war für Bosnien gewiß keine Wohlthat, keine goldene Zeit. Kaum hatte er von derselben Besitz genommen, als auch seine Händel mit den Janitscharen sogleich wieder ihren Anfang nahmen. Sie hatten natürlich allerhand Aufhetzereien und blutige Fehden zur Folge, von denen das arme Land, in welchem Abasa ohnehin als Tyrann schaltete und waltete, viel zu leiden hatte.

1) In einer an Sir Th. Roe, welcher Constantinopel um diese Zeit schon verlassen hatte, gerichteten Depesche des holländischen Gesandten zu Constantinopel vom 11. November 1628, Negotiations, p. 827, welche einige nähere Notizen über diese Vorgänge enthält, heißt es unter Anderm: „Questa vittoria è stato qui intesa con grandissimo contento et demostratione di pubbliche allegrezze.“

Aber damit noch nicht zufrieden, wollte er sich auch an den benachbarten Venetianern reiben. Er erschien plötzlich mit Heeresmacht vor Zara und berannte, da man ihm nicht gutwillig Eingang gewährte, ohne Weiteres diese Festung. Allein da der Bailo der Signorie zu Constantinopel über den gefährlichen Nachbar bittere Beschwerde führte, wurde er genöthigt, unverrichteter Sache abzuziehen, und bald darauf seiner Statthalterschaft ganz und gar entsetzt.

Er wollte dann zum Ersatz die von Ofen haben; allein man hielt es im Diwan für angemessener, ihn, als Statthalter von Widdin, mit der Führung des Krieges gegen Polen zu betrauen, wozu man sich damals, im J. 1633, auf Ruß- 1633
lands Anregung genöthiget sah. Wir werden auf Verlauf und Ende dieses Krieges gehörigen Ortes zurückkommen. Für jetzt genüge nur die Bemerkung, daß die wenigen Schläge, welche Abasa den Polen am Dniester beibrachte, ihn in der Gunst der Pforte und des Sultans noch bedeutend hoben. Er war seit seiner Rückkehr nach Constantinopel der beständige Begleiter Murad's, welcher ihn auf jede Weise auszeichnete und selbst bei den wichtigsten Angelegenheiten zu Rathe zog [1]).

Es konnte jedoch nicht fehlen, daß ihm, dem an sich schon Verhaßten, diese Gunst bald mächtige Feinde zuzog, welche auf seinen Sturz hinarbeiteten. Die Art, wie er sich bereit erklärt, dem Kriege mit Persien durch die Eroberung von Schirwan und Iran schnell ein Ende zu machen, wurde von seinen erbittertsten Gegnern, dem Mufti, Jahja Efendi, und dem Kaimakam, Beiram-Pascha, benutzt, in dem mistrauischen Geiste Murad's gegen seine noch immer herrschsüchtigen Absichten auf die Wiederherstellung seiner Macht in Asien Verdacht zu erregen. Zum Unglück für ihn diente auch noch die Eile, womit Abasa dem Ungewitter, welches er über seinem Haupte sich sammeln sah, zu entgehen hoffte, nur zur Bestätigung solcher Einflüsterungen. Man erfuhr, daß er die Pferde, mit deren Hülfe er nach Asien entfliehen

1) Naima und andere osmanische Berichte, bei Hammer a. a. O. S. 173 fg.

wolle, schon in Bereitschaft habe. Da bedurfte es nur noch eines Anlasses, eines Vorwandes, um sein Geschick zu erfüllen.

Diesen bot seine unkluge Einmischung in die damals zu Constantinopel zwischen den Armeniern und Griechen schwebenden Händel um den Besitz der Kirche des Heiligen Grabes zu Jerusalem. Die Armenier hatten thörichter Weise geglaubt, seine gewichtige Vermittelung zu ihren Gunsten mit 20,000 Piastern nicht zu theuer zu erkaufen. Gleichwol behauptete Abasa, als ihn der Sultan, davon längst unterrichtet, am Tage, wo die Sache im Diwan zum Austrag kommen sollte, darum befragte, nur 12,000 Piaster erhalten zu haben. Er ahnte aber nicht, daß dem erzürnten Sultan für die übrigen hinweggeleugneten 8000 Piaster sein Kopf feil sei.

Abasa, Held wie Barbar, fügte sich dem über ihn verhängten Urtheil mit männlicher Ergebenheit. Es wurde am
1634 23. August 1634 vollstreckt. Mit ihm zugleich bluteten mehrere der Armenier, die von seinem mächtigen Schutze ihr Heil erwartet hatten. Tags darauf wurde der dereinst als Rebell so gefürchtete Held durch die feierliche Beisetzung seines Leichnams in dem Grabgewölbe des im J. 1611 verstorbenen Großwesirs Murad-Pascha, des Besiegers der asiatischen Rebellen unter Sultan Mohammed III., noch ganz besonders geehrt [1]).

So endete Abasa-Pascha, von allen Empörern, welche je das Dasein der Dynastie Osman's bedroht haben, einer der gefährlichsten, weil er es verstand, die Gewalt seines Schwertes mit dem trügerischen Schein einer geheiligten Mission zu umgeben, der wohl geeignet war, die Menge zu blenden und zu bethören, bis seine Macht in nichts zerrann.

Sein Untergang war der erste bedeutende Markstein für die Wiederherstellung osmanischer Herrschaft in Asien unter Sultan Murad IV. Ein zweiter ist der Friede mit Persien im Jahre 1639. Wir wollen daher den weiteren Verlauf der Perserkriege, welche sich fast durch die ganze Zeit der

1) Naima und andere osman. Berichte bei Hammer a. a. O. S. 189 fg.

blutigen Regierung Sultan Murad's IV. hindurch ziehen, sogleich noch kurz bis dahin verfolgen.

3) Weiterer Verlauf des Krieges mit Persien bis zum Abschluß des Friedens vom Jahre 1639.

Wer wäre nach dem Falle von Erzerum im Jahre 1628, so dachte man im Diwan, wol geeigneter gewesen, nun auch sogleich schnell und ruhmvoll den Krieg gegen Persien zu beendigen, als der Besieger Abasa-Pascha's, Chosrew? — Er war allerdings eine energische, entschlossene Natur, jetzt noch bedeutend gehoben durch sein jüngstes Waffenglück, durch die Zuneigung des Volkes und das unbegrenzte Vertrauen seines Gebieters, des Sultans. Nur hatte auch er noch immer mit dem bösen Geiste des Heeres zu kämpfen. Selbst er konnte da noch nicht mit der Strenge seines nie ruhenden Richterschwertes durchdringen.

Als er sogleich im Frühjahre 1629 nach Asien überse- 1629
tzen sollte, um den Krieg gegen Persien wiederaufzunehmen, lehnten sich die Sipahis auf, weil man sie bei der Soldzahlung mit leichter und schlechter Münze abfinden wollte. Chosrew gedachte den Aufruhr, der dieses Mal wenigstens nicht grundlos war, mit Gewalt zu unterdrücken. Er ließ den Rädelsführern die Köpfe vor die Füße legen, strich die Empörer zu Hunderten aus den Musterrollen und war einen Augenblick sogar Willens, das ganze Corps der Sipahis, welches ihm ihre Hinneigung zu Abasa ohnehin verdächtig und verhaßt gemacht hatte, aufzuheben und auszutilgen. Dergleichen äußerste Maßregeln waren aber am wenigsten zu einer Zeit durchzuführen, wo man das Heer brauchte und keine Mittel hatte, an der Stelle des vernichteten schnell ein anderes zu schaffen. Chosrew mußte daher von seinem Plane abstehen und sich mit den empörten Sipahis wiederaussöhnen, die ihm dann auch willig nach Asien folgten [1].

1) Wir folgen hier vorzugsweise der ausführlichen Darstellung Hammer's, O. G. Bd. V, S. 101 fg., welcher meistens osmanische Quellen zum Grunde liegen, mit Hinweglassung aller dort sehr gehäuf-

Sonst wurde der Feldzug unter glücklicher Vorbedeutung begonnen. Noch weilte das Heer im Lager bei Skutari, als die Nachricht eintraf, daß Schah Abbas, welcher seit vier- und vierzig Jahren der Schrecken der Osmanen gewesen war, das Ziel seiner Tage erreicht habe. Man lebte nun der zuversichtlichen Hoffnung, daß sein Enkel Sam Mirsa, welcher ihm unter dem Namen seines Vaters Ssaffi auf dem Throne folgte, nicht dazu gemacht sein werde, den Kampf mit gleicher Kraft und Ausdauer fortzusetzen. Fast schon des Sieges gewiß, brach Chosrew erst um die Mitte Juli von Skutari auf. Der Marsch ging unter unsäglichen Beschwerden und unter beständigem Walten des blutigen Richterschwertes des Großwesirs über Konia, Aleppo, Diarbekr nach Mossul, wo das Heer erst im December eintraf, um dort im offenen Lager alle Schrecken und Entbehrungen eines abermals außerordentlichen Winters auszuhalten. Kein Wunder, daß hier die Truppen von Neuem schwierig wurden und die Sipahis mit ihren alten Ansprüchen hervortraten und allerhand Unfug verübten.

1630 Erst zu Ende des Januar 1630 konnte man es wagen, den Marsch weiter fortzusetzen. Er sollte geradezu auf Bagdad losgehen, welches man um so leichter zu erreichen hoffen konnte, da die schwachen persischen Besatzungen aus den kleineren Festungen, welche gleichsam die Vorhut der Hauptstadt bildeten, wie z. B. Doluk und Kerkuk, sich auf diese zurückgezogen hatten, und auch die benachbarten Kurdenstämme die beste Stimmung an den Tag legten und namentlich das Heer aus dem reichen Vorrath ihrer unermeßlichen Heerden verproviantirten. Aber die ausgetretenen Flu-

ten Nebendinge, welche den Ueberblick des Ganzen oft nur zu sehr erschweren. Die abendländischen Quellen, wie namentlich Ricaut Histoire des trois derniers empereurs des Turcs 1623—1677. Paris 1683 (nach dem englischen Original), werden für diese asiatischen Verhältnisse ziemlich dürftig und ungenau. Einiges Beachtenswerthe gibt der Fortsetzer von Knolles Historie of the Turkes, London 1638, Thomas Nabbes, welcher die Depeschen des damaligen britischen Gesandten zu Constantinopel, Sir Peter Wyche, des Nachfolgers von S. Th. Roe, vor Augen hatte.

then des Eufrat und Tigris versperrten für jetzt den Weg nach Bagdad.

Es wurde also beschlossen, vorerst nach Kurdistan abzubiegen, um die dort etwa noch zweifelhaften Stämme zum Gehorsam zu bringen. Ihre Bege unterwarfen sich ohne Schwertstreich und brachten dem Großwesir ihre Huldigung dar. Ihr ganzes Land wurde unter osmanische Botmäßigkeit gesetzt und in neununddreißig Sandschaks zerschlagen. Ohne Widerstand erreichte man dann Schehrsor, die alte Hauptstadt von Kurdistan, wo wieder längere Zeit verweilt wurde, um die Festungswerke und die von der Zeit Sultan Suleiman's her verfallenen Schlösser der Umgegend wiederherzustellen.

Schon hier kam es mit den Persern zu Plänkeleien, welche meistens zu ihrem Nachtheil ausschlugen. Sie wurden überall zurückgedrängt und mehrere Orte, Nedschef, Helle, Rumahije, Imam Husein u. s. w., blieben in den Händen der Osmanen. Eine der bedeutendsten ihrer Eroberungen in diesem Feldzuge war die des festen Schlosses Mitreban, auf dem Wege von Schehrsor nach Hasankalaa, dessen Besitz für so wichtig galt, daß es der Oberfeldherr des Schahs, Seinetchan, an der Spitze von 40,000 M. den Osmanen, jedoch vergebens, wieder zu entreißen suchte. In einem mörderischen Gefechte, in welchem er 3000 Todte und 2000 Gefangene verlor, wurde er zurückgeworfen und mußte überdies, als er dem Schah die Kunde von dieser Niederlage überbrachte, sein Misgeschick noch mit dem Leben büßen.

Durch diesen Sieg aufs Neue ermuthiget, brach Chosrew zu Anfang Mai von Schehrsor auf und zog über Mihreban und durch den Paß von Serabad geradezu auf Hasanabad, die prächtige Residenz des Chans des Stammes Ardelan, los. Nachdem hier der herrliche Palast, ein Wunder orientalischer Baukunst und persischen Luxus, zerstört und in Asche gelegt war, wurde zu Anfang Juni Hamadan, das alte Ekbatana, damals auch noch eine der reichsten, blühendsten und durch ihre freundliche Lage heitersten Städte Persiens, erreicht. Auch sie hatte, gar nicht verthei-

digt und von allen Einwohnern verlassen, mit Hasanabad gleiches Schicksal. Sie wurde von Grund aus in einen Trümmerhaufen verwandelt und selbst über die Umgegend erstreckte sich die osmanische Zerstörungswuth mit so schrankenloser Gewalt, daß man, nachdem das Vernichtungswerk in sechs Tagen vollendet war, nichts hinter sich ließ, als eine fürchterliche Einöde voll Rauchsäulen und Aschenhaufen. Welches Geschick würde wol Bagdad betroffen haben, wenn man seiner auf gleiche Weise Herr geworden wäre?

Es sollte, auf ausdrücklichen Befehl des Diwans, durchaus noch in diesem Jahre erreicht und genommen werden. Chosrew schlug daher, nachdem er noch Dergüsin, drei Tagemärsche von Hamadan, zerstört und Kaswin, auf welches er zunächst loszugehen beabsichtiget hatte, aufgegeben, den directen Weg nach Bagdad ein. Er führte in sechzig Tagemärschen durch meistens sehr wohl angebautes, fruchtbares Land, wo man namentlich Getreide in Überfluß fand, erst nach der Ebene von Deschtmahi, und dann über Harunabad und durch den Engpaß von Derteng bis auf das Weichbild der Stadt, wo man zu Ende des Monats September Lager schlug. Noch einen vollen Monat wurde hierauf die Eröffnung der Laufgräben durch das Ausbleiben des nöthigen Geschützes, welches zu Wasser herbeigeschafft werden mußte, und die sonstigen Vorarbeiten zu einer regelmäßigen Belagerung verzögert.

Einmal begonnen, wurde sie mit mehr Kraft und Energie, als Geschick und Erfolg fortgesetzt. Die aufgewandten Mittel — man warf täglich mehr denn 500 Kugeln in die Stadt und gegen die Mauern — entsprachen der Tapferkeit und der Ausdauer der Vertheidiger nicht. Ihr Feuer richtete namentlich in dem schlecht angelegten, nicht gehörig gedeckten Lager der Osmanen ungeheuern Schaden an, während auf der andern Seite die Wallbrüche immer wieder leicht und schnell ausgefüllt und die von den Belagerern angelegten Minen sämmtlich entdeckt und zerstört wurden, bevor sie zur Explosion kamen. So weit war die Mauer durch das unaufhörliche Feuer binnen Monatsfrist aber doch zu Boden geworfen, daß ein all-

gemeiner Sturm den erwünschten Ausgang zu versprechen schien.

Er wurde am 9. November, obgleich die widerspenstigen Sipahis, von einem ihrer Rädelsführer aufgehetzt, nicht mit anlaufen wollten, mit seltener Entschlossenheit ausgeführt, entsprach aber den Erwartungen nicht. Die Sturmcolonnen wurden überall mit großem Verluste zurückgeworfen. In dichten Reihen erlagen die Janitscharen, an ihrer Spitze die tapfersten ihrer Führer, dem Feuer und den Streichen der heldenmüthig fechtenden Perser. Die Osmanen hatten am Abend noch keinen Fuß breit des blutgetränkten Terrains gewonnen, als sie für diesen Tag erschöpft den Kampf aufgeben mußten. Ihn noch ein zweites Mal zu versuchen, dazu fühlte sich selbst die bis zum Ingrimm gesteigerte Wuth eines Chosrew nicht mehr stark genug. Alles drängte zur Aufhebung der Belagerung und zu schleunigem Rückzug.

Das Lager wurde also schon am fünften Tage nach dem verunglückten Sturme vom 9. abgebrochen. Der Rückmarsch ging indessen dieses Mal doch besser von statten, als in dieser Jahreszeit und unter solchen Umständen zu befürchten gewesen war. Der unbeugsame Sinn des alten Chosrew, welcher fortwährend sein blutiges Schwert über den Häuptern von Abtrünnigen und Empörern schwang, wußte, wie es scheint, in dieser verzweifelten Lage doch noch Alles leidlich zusammenzuhalten. Die Hauptcolonne erreichte in Monatsfrist, am 12. December, ohne besondere Fährlichkeiten Mossul, von wo aus der Großwesir, nach kurzem Verweilen, noch bis auf Mardin zurückging, um da zu überwintern und die weiteren Befehle und die nöthigen Verstärkungen für den nächsten Feldzug abzuwarten. Denn die Nothwendigkeit, diesen so bald wie möglich zu beginnen, war auch dadurch geboten, daß die Perser auch von anderen Seiten immer kühner vordringen zu wollen schienen. Noch vor Ausgang des Jahres hatten 30,000 Perser, unter der Führung des Chans von Ardelan, die Osmanen wieder aus Schehrsor vertrieben, und auch Helle, Feludsche und Dschuwaser mußten, nachdem man sie nur kurze Zeit besetzt gehabt hatte, wieder aufgegeben werden.

In Constantinopel machte die Nachricht von diesem traurigen Ausgange des Feldzuges vom Jahre 1630 den kläglichsten Eindruck und hatte die trübseligsten Folgen. Mittel, dem Großwesir die dringend verlangten Verstärkungen zu rechter Zeit zuzuschicken, waren nicht vorhanden. Selbst die tatarischen Hülfsvölker in der Krim, welche Chosrew vor Allem gewünscht hatte, konnten nur mit Mühe mobil gemacht
1631 werden; und als sie endlich, erst im October 1631, bei dem Heere in Asien eintrafen, wurden sie, fast nur eine Horde zerlumpten Raubgesindels, blos eine Plage mehr für das ausgesogene Land und die noch einigermaßen kriegstüchtigen Truppen. Zu einem eigentlichen Feldzuge kam es daher auch in diesem Jahre gar nicht. Als der Großwesir im September nur Miene machte, von Mardin aufzubrechen, tumultuirten die Janitscharen und Sipahis und versagten den Dienst. Der Großwesir zog sich daher über Diarbekr nach Aleppo in die Winterquartiere zurück, ohne auch nur das Geringste unternommen zu haben.

Indessen erhielt auch die in Constantinopel über diese heillose Wendung der Dinge in Asien herrschende Misstimmung ihre verhängnißvolle Entwickelung. Denn es war nur natürlich, daß die Chosrew feindliche Partei, an deren Spitze der ehemalige Großwesir Hafis-Pascha und der Defterdar Mustafa standen, sein Unglück benutzten, ihn um die Gunst und das Vertrauen des Großherrn zu bringen und so seinen Sturz herbeizuführen. Seiner Unfähigkeit wurden nun alle die Unfälle, die man in letzter Zeit zu beklagen gehabt, sowie überhaupt der schlechte Fortgang des Krieges mit Persien vornehmlich zur Last gelegt. Vorstellungen in diesem Sinne fanden in dem mistrauischen Geiste Sultan Murad's leicht Eingang und verfehlten ihre Wirkung nicht. Bereits im October 1631 erfolgte die Entsetzung Chosrew's, an dessen Stelle Hafis, des Sultans Schwager, zum zweiten Male zum Großwesir ernannt wurde.

Aber noch war der auf das Schwert gestützte und durch Einheit starke Wille der Janitscharen und Sipahis mächtiger, als die Intriguen des Serai. Sie hatten sich in dieser Krisis nun einmal für Chosrew entschieden und gleich zu An-

fange förmlich geschworen, sie würden in diesem Kriege nicht eher wieder einen Schritt thun, als bis die Feinde und Nebenbuhler desselben zu Constantinopel aus dem Wege geräumt sein würden [1]). Als nun aber jetzt seine Absetzung ruchbar wurde, da erhob sich diese ganze bewaffnete Gemeinschaft wie ein Mann für ihn. Nicht nur in Diarbekr, wo Chosrew damals sein Hauptquartier hatte, auch in den meisten Städten Kleinasiens, wo es Janitscharen und Sipahis gab, zu Begschehri, Sidischehri, Larenda, Konia, Karahissar, Aidin u. s. w., kam es darüber zu förmlichen Aufständen, die dann unter den Genossen der Meuterer in der Hauptstadt ihren Widerhall und ihren Mittelpunkt fanden. Die Wiedereinsetzung Chosrew's war für alle die gleiche Losung.

Unglücklicherweise gerieth der Diwan in dieser Bedrängniß auf den schlimmsten Ausweg. Er wähnte den Sturm dadurch beschwören zu können, daß er an das Heer in Asien einen Aufruf erließ, demzufolge es allen Truppen, welche an dem letzten Feldzuge nach Schehrsor oder Hamadan und der Belagerung von Bagdad Theil genommen hätten, gestattet sein solle, nach Constantinopel und respective in ihre Heimat zurückzukehren. Was war nun aber die nächste Folge davon? — Die Meuterer, namentlich ihre Rädelsführer, strömten aus allen Theilen des Reiches, selbst aus Bosnien und Albanien, in hellen Haufen nach der Hauptstadt, und zwar in der offen ausgesprochenen Absicht, dort die Ankunft ihres Auserwählten, Chosrew-Pascha's, abzuwarten [2]). Er kam

1) Für diese Verhältnisse sind namentlich auch die Berichte des damaligen kaiserlichen Residenten in Constantinopel, Rudolf Schmid, welche sich in italienischer Sprache noch ungedruckt in den Archiven und auf der k. k. Hofbibliothek zu Wien befinden und von Hammer vielfach benutzt worden sind, eine sehr ergiebige Quelle: „Fecero li soldati", heißt es da, „giuramento di non voler proseguire la guerra, se prima non fossero levati gli emuli e gli inimici di Usref, deliberarono li Spahi, di andarsene a Costantinopoli e non partire di là finche sieno estinte e sradicate quelle persone, che havevano domandato prima, e quando bisognasse di mutare anco il medesimo Re." Bei Hammer a. a. O. S. 130. Man ging also damals schon wieder ernstlich mit einer Entthronung um!

2) Rudolf Schmid: „Così parlavano quei Spahi ch'arriva-

aber nicht, und so wurde die hier zusammengedrängte Masse seiner Parteigänger, die man auf diese Weise von ihm zu trennen gehofft hatte, nur ein neuer Nahrungsstoff der schon herrschenden Gährung, welche endlich zum fürchterlichen Durchbruch kam, als seine Absetzung wirklich eine vollendete Thatsache geworden war. Sie war ungeachtet des heftigsten Widerstandes der aufrührerischen Truppen zu Diarbekr, durch einen Abgesandten des Sultans, den Oberstkämmerer Ahmed, zu Malatia am Eufrat vollzogen worden. Chosrew hatte sich dem Willen seines Gebieters mit wenigstens scheinbarer Resignation gefügt, den Überbringer des großherrlichen Befehls reich beschenkt und sich dann ruhig nach Tokat zurückgezogen.

Jetzt kannte die Wuth der Janitscharen und Sipahis gegen den verhaßten Hafis und seine Genossen, die man noch bis dahin zurückgehalten hatte, keine Grenzen mehr [1]. Sie rotteten sich, wie zur Zeit Sultan Osman's, zu Anfang
1632 Februar 1632, auf dem Hippodrom zusammen und verlangten drei Tage hintereinander die Köpfe des Hafis und Derer, welche als seine vorzüglichsten Anhänger und die eifrigsten Beförderer seiner Pläne galten, des Mufti, des Defterdars Mustafa-Pascha, des zum Janitscharen-Aga ernannten Hasan-Chalife und einiger andern Vertrauten und Günstlinge des Großherrn und des Serai, im Ganzen siebenzehn Sühnopfer. Da man sie ihnen verweigerte, wollten sie sich selbst Gerechtigkeit verschaffen. Wie vor zehn Jahren stürmten sie auf das Serai und den Diwan los und machten, wie damals, Miene, die Thore und die Wachen zu durch-

vano a poco in Costantinopoli, ne altro aspettavano per far il colpo, si non d'esser congregati tutti all' arrivo d'Usrefbassa". Hammer a. a. O. S. 133.

1) Rabbes, welcher über diese Katastrophe, nach den Depeschen des Peter Wyche, in Übereinstimmung mit den osmanischen Quellen, sehr genau ist, schildert S. 14 Hafis als „a man for his want of liberality towards them (die Truppen) in great contempt and hatred. For though covetousness in Turks is a vice allmost necessited, yet the souldiers finde the differences in their several Generalls, some being freer by disposition, others for State-ends. But this Haffis Achmat Bassa was the most noted with that marke of infamy, which includes in itselfe all sorts of the barbarisme."

brechen, um sich der Person des Sultans zu bemächtigen. Hafis, welcher nach dem Diwan eilte, um das Reichssiegel zurückzugeben und dort Schutz zu suchen, fiel in die Hände der Meuterer, wurde gesteinigt und entfloh, auf Geheiß des Sultans, mit Noth nach Skutari.

Damit war aber der Sturm noch keineswegs beschworen. Die Rebellen beharrten nur mit desto größerem Ungestüm auf ihrer Forderung und nahmen gegen das Serai eine immer drohendere Haltung an. Da hatte Murad, der das Äußerste fürchten und das Schicksal seines Bruders sich nur zu lebendig vergegenwärtigen mochte, wenigstens den Muth, den Empörern die erzürnte Stirne zu zeigen. Er begab sich in den Vorhof des Serai, um sie dort in einem Diwan zu Fuß persönlich über ihr Benehmen zur Rede zu setzen. Die Strenge des Wortes — davon mußte sich Murad nur zu sehr überzeugen — war aber die Waffe nicht mehr, womit die immer höher steigenden Wogen des Aufruhrs niedergehalten werden konnten. Mit Gefahr seines eigenen Lebens wurde er, unter dem Schutze seiner Pagen, in das Innere zurückgedrängt, bis wohin ihm das wilde Geschrei der nur mit Gewalt abgehaltenen Rebellen: „Gib uns die siebenzehn Köpfe oder steige vom Throne herab!" furchtbar nachtönte.

Auf das Zureden seines treulosesten Rathgebers, des Redscheb-Pascha, welcher, so wurde damals allgemein geglaubt, das Feuer des Aufruhrs schon längst im Geheimen geschürt hatte, um es dann zum Mittel der Erreichung seiner herrschsüchtigen Zwecke zu machen, gab nun Murad — eine seiner letzten Schwächen, die ihm noch theuer genug zu stehen kam — Hafis preis, um sich Thron und Leben zu retten. Er ließ Hafis, welcher Skutari noch nicht einmal erreicht hatte — sonst wäre er wol gerettet gewesen — sofort zurückbringen, und duldete es, daß er, nachdem er, der Sultan, noch einen eiteln Versuch gemacht hatte, die Meuterer durch halb laue, halb ernste Zusprache zu besänftigen, vor seinen Augen auf die entsetzlichste Weise hingemordet wurde [1]).

1) Hammer a. a. O. nach den genannten Quellen. „He was

Darauf traten auch diese Mörder sogleich als Staatsreformatoren auf. Murad durfte nicht eher von der Stelle weichen, als bis er ihnen feierlich und förmlich beschworen hatte, daß Bestechungen und Ämterkauf nicht mehr geduldet, Unschuldige nicht mehr ohne Weiteres ihrer Stellen beraubt, die zu drückenden Steuern abgeschafft und die Lehnsverhältnisse besser geordnet werden sollten. Und dennoch waren es gerade die Janitscharen und die Sipahis, durch deren Schuld sich alle diese Übel bis zur Unheilbarkeit in den Staatskörper eingefressen hatten! Um ihnen nun Genüge zu thun, wurden gleich am folgenden Tage der Mufti und einige Richter, welche das Recht für Geld gebeugt und deren Köpfe die Meuterer verlangt hatten, ihrer Stellen entsetzt.

Man denke sich aber nur in die Geistesstimmung, in welche durch alle diese Dinge, diesen entsetzlichen Zustand der junge Murad versetzt wurde, welcher sich jetzt zu fühlen begann und es nicht mehr ertragen mochte, daß man ihn so zum Spielball blutdürstiger Launen, zum Sklaven des Aufruhrs und der Empörung machen wollte! Welchen Kampf mag er bis zu dem Entschlusse durchgekämpft haben, lieber die äußersten Mittel der Regierungsgewalt in Anwendung zu bringen, lieber unter Blut und Mord zu Grunde zu gehen, als auf so schmachvolle Weise Thron, Macht und Leben aufzugeben! Das war der Anfang jenes verhängnißvollen Regierungssystems, welches der letzten Zeit Murad's IV., dieses Nero der Osmanen, den Stempel aufgedrückt hat, dem selbst ein stärkerer Geist, als er war, auf die Dauer nicht gewachsen gewesen sein würde und an dem er zu Schanden werden mußte, während das Reich, wenn es auch vorübergehend wieder zu Kraft und Ansehen zu gelangen schien, dadurch am Ende nur in immer tieferes Verderben und entsetzlicheres Elend gestürzt wurde.

presently by the souldiers even before the Grand Signors face most barbarously torn in pieces. Which spectacle revived in the memory of the Grand Signior, who then likewise found himself at the mercy of the tumult, the manner of the death of his brother Osman, no way differing from this but only in the difference of the person". Nabbes, p. 14.

Es gab nun hier eigentlich nur noch zwei Staatsgewalten, welche in dieser Bluthèrrschaft bis zur Entnervung um Sieg und Dasein rangen: den Thron und die bewaffneten Körperschaften. Kein Wunder also, daß der Mord, als Mittel für Staatszwecke, sich da nicht einmal in den Grenzen eines planmäßigen, durchdachten Terrorismus zu halten wußte. Er wurde nur zu leicht und schnell ein Spiel der Laune, des Zufalls, des Zeitvertreibs. Schon aus diesem Grunde kann es kein schlagenderes Interesse haben, alle die Opfer aufzuzählen, welche die eine oder die andere jener Gewalten, jenachdem sie die Macht hatte, für sich forderte und in Anspruch nahm. Nur das Eine drang nach und nach als Norm durch: Wer gegen den Thron stand, war dem Tode verfallen, oft auf den bloßen Verdacht hin. Der entsetzte Großwesir Chosrew war einer der ersten, die das an sich erfahren mußten.

Er war, von körperlichen Leiden und moralischer Pein heimgesucht, noch in Tokat zurückgeblieben, während die im ganzen Reiche zerstreuten Aufwiegler und die Meuterer der Hauptstadt seinen Namen auf ihr Panier gesetzt hatten. Nichts war daher natürlicher, als daß seine Gegner, der nun zum Großwesir ernannte Redscheb-Pascha und Murtesa, der Statthalter von Oczakow, welcher, nach Constantinopel berufen, bald einer der vertrautesten Rathgeber des Sultans wurde, diesem vor Allen ihn als den eigentlichen Urheber alles Unheils bezeichneten, welcher aus dem Wege geschafft werden müsse, wenn man des Aufruhrs Herr werden wolle. Und Redscheb hatte ja noch einen Grund mehr, sich dieses gefährlichen Nebenbuhlers so schnell wie möglich zu entledigen. Denn die Janitscharen und Sipahis hatten seine Erhebung nur unter der Bedingung geduldet, daß er das Reichssiegel sofort an Chosrew zurückgebe, sobald dieser in Constantinopel eingetroffen sein würde [1]).

1) Auf diesen Umstand macht ebenfalls Rabbes, p. 15, aufmerksam: „The souldiers amongst themselves proposed a condition, that Regeb should hold the place of Visier no longer, but till the returne of Husreph Bassa, though himselfe and some others hoped it for longer continuance". Daß dann Redscheb und Mur-

Es war also Eile nöthig. Aber selbst Murtesa-Pascha zögerte, sich der schwierigen Mission zu unterziehen, den Todesbefehl, den Murad, wie es scheint, doch noch mit Widerstreben ertheilt hatte, nach Asien zu bringen und an dem Verdammten zu vollstrecken. Erst als der Sultan erklärt hatte, er wolle nur Chosrew's Kopf, seine Schätze sollen ihm, dem Murtesa, als Lohn verbleiben, fügte er sich dem Willen seines Gebieters. Mit geheimen Instructionen versehen, welche dahin lauteten, daß er Chosrew überall, wo er ihn finden werde, seinen Henkern überliefern solle, eilte er nach Tokat. Sobald hier der Grund seines Erscheinens ruchbar wurde, gerieth Alles in Aufruhr. Nur mit Waffengewalt konnte sich Murtesa des Hauses bemächtigen, wohin sich Chosrew, entschlossen, sein Leben bis aufs Äußerste zu vertheidigen, zurückgezogen hatte. Als nun aber jeder weitere Widerstand vergeblich war, ergab sich Chosrew willig in sein Schicksal. Die Rache, war sein letztes Wort, werde nicht ausbleiben, und noch werden viele Köpfe fallen, eine Prophezeihung, die bald nur zu sehr in Erfüllung ging. Der Kopf Chosrew's wurde mit einem Theile seiner Schätze, 80,000 Dukaten und 10,000 Piaster an baarem Gelde und der übrigen werthvollen Habe, nach Constantinopel gesandt. Murtesa, welcher, außer dem besten Theil des Nachlasses, zum Lohne noch die Hand der Schwester des Sultans, der Witwe des hingerichteten Hafis-Pascha, erhielt, ging als Statthalter nach Diarbekr, um dort den Oberbefehl in dem Kriege gegen Persien zu übernehmen [1]).

tesa die Haupttriebfedern der Hinrichtung Chosrew's waren, erfahren wir aus dem Berichte des kaiserlichen Residenten Schmid, wo es heißt: „Mortaza Bassa in quei pochi giorni che stette in Costantinopoli diventò intrinsechissimo del Re per mezzo del nuovo Vezir, ambidue trattavano alla gagliarda per far morire Usref, tanto fecero che il Re condescese, donò il Hatysherif." Hammer a. a. O. S. 136.

1) Hammer a. a. O. nach Schmid's Berichten und Rabbes, S. 15. Der Letztere ist übrigens im Irrthum, wenn er sagt, daß gleich nach der Entsetzung Chosrew's mit Persien ein Waffenstillstand auf zwei Jahre (a cessation of the war with Persia for two yeares a

An eine kräftige, erfolgreiche Fortsetzung desselben war aber freilich nicht zu denken, so lange der Aufruhr in Constantinopel fortwüthete und auch noch den größten Theil von Vorderasien durchzuckte. Die Hinrichtung Chosrew's gab ihm ja nur neues Leben. Vergeblich suchte man sie in Constantinopel, so lange wie möglich, geheim zu halten. Kaum war aber sein Kopf im Serai eingetroffen, als sich die Truppen, am 12. März, abermals zusammenrotteten, und nun zunächst von Redscheb Rechenschaft darüber verlangten, wer dem Sultan den treulosen Rath gegeben, diesen seinen treuesten Diener, „den Beschützer ihrer Freiheiten und die Geißel ihrer Feinde", so hinzumorden. Redscheb, der sich von aller Schuld rein waschen wollte, verwies sie an den Sultan selbst, von dem sie nun, nachdem sie bis in den Vorhof des Serai eingedrungen waren, ohne Weiteres die Köpfe des Defterdars Mustafa-Pascha, des Janitscharenaga Hasan, und seines vertrauten Günstlings, Musa, eines kaum dem Knabenalter entwachsenen, von ihm besonders geliebten Jünglings, als Sühnopfer verlangten. Vorzüglich das letztere Begehren empörte Murad um so mehr, da demselben kein anderes Motiv zu Grunde zu liegen schien, als ihn persönlich zu kränken und ihm bis ins Innerste seines Herzens die empfindlichsten Wunden zu schlagen [1]).

Und dennoch mußte er auch dieses Mal noch der Gewalt weichen. Es gelang ihm nicht, die Rebellen durch sein Erscheinen im Vorhofe des Serai und ernste Zusprache zu beschwichtigen. Sie wurden dadurch nur noch mehr gereizt und erhoben desto ungestümere Forderungen. Plötzlich hieß

geschlossen worden sei. Dies war nicht der Fall. Wir werden bald die Gründe andeuten, warum gerade damals auch von Seiten Persiens, zum Glück für das osmanische Reich, der Krieg nur ziemlich lau fortgeführt wurde.

1) So faßt namentlich auch die Relatione di 1637 Inform. polit. Vol. XI, fol. 564, die Sache auf, indem sie sagt, die Meuterer hätten dieses Verlangen gestellt, „non per altro, che per ferire al vivo nel cuore del Gran Signore, essendo questi i più confidenti che havesse, con protesto che malamente lo consigliassero". Und von Musa sagt Rabbes, p. 15: „His accusation was grounded only upon the great grace and favour he had with the Grand-Signor."

es unter dem tobenden Haufen, der Sultan selbst habe sich an seinen noch lebenden vier Brüdern vergriffen; man müsse sie von Angesicht zu Angesicht sehen, um sich von der Wahrheit des Gegentheils zu überzeugen. Die vier Prinzen, Bajesid, Suleiman, Kasim und Ibrahim, erschienen, wurden mit Jubel begrüßt, durften sich aber nicht eher entfernen, als bis der Großwesir und der Mufti für die Sicherheit ihres Lebens Bürgschaft geleistet [1]).

Das konnte aber Musa nicht retten, obgleich Murad selbst seine völlige Unschuld mit beredten Worten darzuthun suchte und sich nun auch Redscheb und der Kapudan-Pascha Dschanbuladsade für sein Leben bei dem Sultan verbürgten. Redscheb selbst lieferte ihn treuloserweise und mit verstelltem Zaudern in die Hände seiner Mörder, als sie gleich am nächsten Tage abermals seinen Kopf verlangten. Er wurde vor Redscheb's Augen von hundert Dolchen durchbohrt. Auch Hasan, der Janitscharenaga, und Mustafa, der Defterdar, entgingen ihrem Schicksal nicht. Sie hatten beide gleich beim Ausbruch des Aufstands die Flucht ergriffen, wurden aber in ihrem Versteck entdeckt, hervorgezogen und auf öffentlichem Platze unter den empörendsten Umständen ermordet [2]).

Die Gefahr für den Thron und das Leben des Sultans hatte jetzt in der That den höchsten Gipfel erreicht. Die Entthronung kam wenigstens abermals zur Sprache unter den Rebellen. Nur der mächtige Einfluß zweier entschlossener Männer, des neuerwählten Janitscharenaga Köse Mohammed und des Sipahi Rum Mohammed, die den mehr

1) Rabbes, p. 16, sehr genau und im Wesentlichen mit den osmanischen Quellen übereinstimmend: „The Grand Signor finding himself distressed and in such a streit..... sending for his three brethern (es waren deren vier), presented them to the souldiers. Who seeing them, blessed them with great acclamations, recommanding them to the Grand-Signors favour, but with a peremptory charge to the chiefe officers and ministers about them to be carefull of the young Princes safety; for if they miscarried, the soldiers threatened to require their lives from those officers."

2) Rabbes, p. 17. Ihm zufolge hätte sich Murad selbst genöthigt gesehen, den Janitscharenaga der Wuth der Rebellen preiszugeben.

und mehr erstarkenden Charakter Murad's erkannt hatten und nun in ihrem eigenen Interesse auf die Gunst und Dankbarkeit des Serai rechneten, wußte das Äußerste abzuwenden. Am Ende wurde auch noch Murtesa-Pascha's Kopf verlangt, weil man ihn für den eigentlichen Urheber der Hinrichtung Chosrew's hielt. Er stand aber mit einem Theile des Heeres an der persischen Grenze; und wenn man folglich gegen ihn hätte wollen Gewalt anwenden, so wäre zu befürchten gewesen, daß er ein zweites Mal die Rolle Abasa-Pascha's gespielt haben würde, welche dem Throne ebenso gefährlich wie den empörten Truppen verderblich geworden sein möchte. Das, scheint es, sah man auf beiden Seiten ein, und folglich ließ man ihn in Ruhe[1]).

Überhaupt bekam der Aufruhr bald darauf durch den Eintritt des Fastenmondes Ramasan und des Bairamfestes, während welcher sich freilich die Truppen den ärgsten Tollheiten der gefährlichsten Art überließen, doch einigermaßen eine nach und nach erschöpfende und beruhigende Ableitung. Unfug jeder Art kam natürlich noch immer vor; es wurden Häuser gestürmt, ausgeplündert und in Brand gesteckt, selbst die der christlichen Gesandten blieben nicht verschont, vereinzelte Mordthaten wurden ungestraft verübt, und noch erhoben die tumultuirenden Truppen bei den Soldzahlungen die ungemessensten Ansprüche auf Stellen, Ämter und sonstige Begünstigungen. Aber der Sturm war doch nicht mehr unmittelbar gegen den Thron gerichtet und die Wogen des Aufruhrs brachen sich endlich an dem Muthe dessen, der ihn unter den drohendsten Gefahren zu behaupten gewußt hatte. Murad glaubte, im Bewußtsein wiedererlangter Gewalt, nun vorerst von dem Großwesir Redscheb Rechenschaft fordern zu müssen. Denn er galt ihm längst als der vorzüglichste Anstifter und Begünstiger der Mordscenen der jüngsten

1) Bei Rabbes, a. a. O. heißt es von Murtesa, welchem die Stimmung der Rebellen in Constantinopel gegen ihn nicht unbekannt sein konnte, „he being a gallant brave fellow and in charge of General upon the borders of Persia, would rather have turned rebell to the Grand Signior and been a scourge to the souldiers, than yeelded up himselfe a sacrifice to their fury."

Zeit; die Lauheit, womit er selbst seinen geliebten Musa den Rebellen preisgegeben hatte, mochte in seiner Brust längst den Verdacht erregt haben, daß Redscheb sich der Gunst derselben für noch weiter gehende, vielleicht selbst gegen den Thron und seine Person gerichtete Pläne habe versichern wollen. Das zweideutige Benehmen des Großwesirs, als beide in der größten Gefahr schwebten, konnte wenigstens zur Bestärkung solchen Verdachtes dienen. Dafür sollte Redscheb jetzt büßen. Murad ließ ihn an einem Diwanstage, den **18. Mai 1632**, ohne Weiteres vor sich fordern und kündigte ihm selbst sein Todesurtheil an, welches auch, ohne daß ihm Zeit gelassen worden wäre, sich zu rechtfertigen, auf der Stelle vollzogen wurde. Sein vor das Thor des Serai hinausgeworfener Leichnam schreckte die Rebellen, aber keiner wagte mehr die Hand zu erheben, um seinen Tod zu rächen [1]).

Diese ruhige Haltung der Truppen, halb Furcht halb Ohnmacht, ermuthigte Murad zu weitern Schritten auf der blutigen Bahn, welche ihn zu dem vollen Besitze der Gewalt des Selbstherrschers führen sollte. Zuerst galt es nun, die Anmaßungen der empörten Janitscharen und Sipahis vollends in gebührende Schranken zurückzuweisen. Der neu ernannte Großwesir Mohammed, mit dem Beinamen Tabanijassi, d. h. mit großen Sohlen versehen, ein entschlossener Albaneser, welcher soeben die Statthalterschaft von Ägypten verlassen hatte, stand ihm dabei treulich zur Seite. Eine abermalige Ämtervertheilung an die Candidaten, die Mulasime, die Sipahis, welche am 29. Mai stattfinden sollte, gab die nächste Veranlassung, ihnen den unumstößlichen Willen des Großherrn kund zu thun, daß den seit langen Zeiten eingerissenen Unordnungen für alle Zukunft ein Ziel gesetzt werden solle.

In einem Diwan zu Fuß, an welchem alle hohen Würdenträger des Reiches Theil nahmen, wurden zuerst die Janitscharen vor Murad's Thron beschieden und mit Hinweisung auf die Satzungen des Korans durch feierlichen Eidschwur verpflichtet, dem Sultan unbedingten Gehorsam zu

1) Die nähern Umstände der Hinrichtung Redscheb's gibt am besten der kaiserl. Resident Schmid, welcher dabei zugegen war, bei Hammer a. a. O. S. 142. Dazu Rabbes, p. 18.

leisten, den Rebellen in keiner Weise mehr Vorschub zu thun und, wie vor Zeiten, dem Throne unter allen Umständen Schutz und Stütze zu sein. Der von ihren Abgeordneten unter lautem Zurufe für das Heil des Padischah auf den Koran geleistete Eidschwur wurde förmlich zu Protokoll genommen.

So einmal ihrer versichert, hielt der Sultan auch denen der Sipahis in strenger Rede das Ungemessene ihrer Forderungen und das Widersinnige ihres bisherigen Benehmens vor: Wie können sie denn, da sie 40,000 zählen, Alle mit Ämtern bedacht werden, deren kaum 500 zu vergeben seien? — Diese Stellensucht sei der Grund, warum sich so viele böse Elemente in ihre Reihen eingeschlichen, welche nur darauf ausgehen, die Unterthanen zu bedrücken und die Einkünfte zu verschlingen, und indem sie so des Reiches Kräfte erschöpfen, ihr eigenes Corps in übeln Ruf bringen. Die Mehrzahl wollte diesen Vorwurf von sich abwälzen und war bereit, sich in Gehorsam dem Willen ihres Gebieters zu fügen, ihre Reihen fortan von Ruhestörern und Stellenjägern rein zu halten, und auf Ertheilung von Ämtern und Verkauf von Steuerregistern Verzicht zu leisten. Einige unruhige Köpfe, welche murrten, wurden beseitigt und die Wohlgesinnten gleichfalls durch Eidschwur und Protokoll an ihr einmal gegebenes Wort gebunden.

In gleicher Weise wurden hierauf auch die Richter, welchen Beugung des Rechts für Geld zum Vorwurf gemacht wurde, zur Rede gesetzt und verwarnt. Sie wußten sich aber dadurch rein zu waschen, daß sie nachwiesen, nicht Bestechungen, sondern die gewaltthätigen Eingriffe der Sipahis seien der eigentliche Grund der schreienden Rechtsverletzungen, die man so sehr zu beklagen habe. „Da kann nur das Schwert helfen", rief einer der Beklagten, ein asiatischer Richter, voll Ingrimm aus. Das gefiel Murad, welcher nun auch die Aussage der Richter zu Protokoll bringen ließ. Dann wurde schließlich die ganze Verhandlung in die Form eines vom Sultan selbst, dem Großwesir, dem Mufti, einigen Wesiren und dem Vorsteher der Emire unterzeichneten Vertrags gebracht, dessen wesentlicher Inhalt darauf hinausging, daß die

Anwartschaft der Sipahis auf die niedern Beamtenstellen der Aufseher, Verwalter, Steuereinnehmer, Schreiber u. s. w. aufgehoben sein und das von den Janitscharen, Sipahis und Richtern gegebene Versprechen, für Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe und Ordnung einstehen zu wollen, als für alle Zeiten gültig, unter der Verwahrungsformel des Fluches Gottes, des Propheten, der Engel und aller Gläubigen, bekräftigt bleiben sollte.

Diese schriftliche Zusage sollte nun aber auch sogleich durch die That besiegelt werden. Der Sultan verlangte einige Tage nachher die Auslieferung der Haupträdelsführer der aufsässigen Sipahis, die sich noch nicht ganz fügen zu wollen schienen. Der Mufti brachte sogar die gänzliche Vernichtung der Sipahis in Vorschlag, weil jeder Versuch, sie auf gütlichem Wege zur alten Zucht und Ordnung zurückzuführen, an ihrer Widerspenstigkeit scheitern werde. Allein die Ältesten der Janitscharen und Sipahis selbst widersetzten sich dieser äußersten Maßregel und boten lieber die Hand zur Auslieferung ihrer berüchtigtsten Aufwiegler. Sie fielen, auf des Sultans Befehl, ohne Aufschub unter Henkers Hand. Alles blieb ruhig. Nur wenige Stellen wurden für jetzt noch, um nicht gleich gänzlich abzubrechen, an ruhige und verdiente Sipahis überlassen, wogegen ihnen die fernere Verfügung über die Steuerregister für immer entzogen blieb. Man fand sie vorerst noch mit einer Entschädigung von je sechs Piastern für den Kopf ab, die etwas später ebenfalls in Wegfall kamen. Sie mußten sich wieder, wie früher, mit ihrer Löhnung begnügen [1]).

Diese mit ebenso viel Geschick als Entschlossenheit durchgeführte Maßregel war der Anfang der Reformen, wodurch Sultan Murad, wie wir schon anderwärts bemerklich zu machen Gelegenheit hatten [2]), das osmanische Heerwesen wieder zu der alten Tüchtigkeit zurückzuführen versuchte. Der Versuch hatte wenigstens das Verdienst der Kühnheit, konnte aber, wie die Dinge damals schon lagen, nicht mehr

1) Hammer a. a. O. S. 143--148, vorzüglich nach osmanischen Quellen.

2) Vergl. Bd. III. S. 259—261.

von durchgreifendem Erfolge gekrönt werden. Auch war mit diesem blutigen Siege über den bewaffneten Aufruhr in der Hauptstadt noch nicht die Unterwerfung der gefährlichsten Rebellen in Kleinasien vollendet, die sich zum Theil vom gemeinen Sipahi zu unabhängigen Herren ganzer Landschaften emporgeschwungen hatten, in welchen sie fürchterlich hausten. So z. B. Deli Ilahi (der Narrengott) in Karaman, Dereli Chalil in Konia, eine Menge kleinerer Empörer in den verschiedensten Gegenden des Landes, und endlich die beiden bedeutendsten, Elias-Pascha, der Statthalter von Karasi, und Rum Mohammed, der von Merasch. Sie wurden aber doch theils noch in diesem, theils im nächsten Jahre bezwungen und aus dem Wege geräumt. Man wußte sie entweder nach Constantinopel zu locken, wo der Henker schon ihrer harrte, wie Elias-Pascha, oder überwältigte sie an Ort und Stelle, wie Rum Mohammed, welcher in Aintab besiegt und sofort hingerichtet wurde[1]).

Erst nachdem man so hier jetzt einigermaßen festen Boden gewonnen hatte, konnte auch wieder einmal an eine nachdrückliche Fortsetzung des Krieges gegen Persien gedacht werden. Aber noch dauerte, wo nicht der offene Aufruhr, doch die Gährung in der Hauptstadt fort, noch war der Emir der Drusen nicht bezwungen, noch war man über die Kämpfe und Bewegungen in der arabischen Halbinsel, die nun schon seit Jahren währten — wir werden darüber gelegentlich da, wo sie mit europäischen Verhältnissen in nähere Beziehung kommen, noch ein Wort zu sagen haben — nicht beruhigt. Vorzüglich die erstere, die Gährung in der Hauptstadt, nahm im Laufe des Jahres 1633 wieder einen sehr drohenden Charakter an. Der Unstern, welcher nun einmal über Murad's Regierung zu walten schien, wollte, daß um die Mitte des Jahres, Anfang August, eine jener fürchterlichen Feuersbrünste zum Ausbruch kam, welche Con-

1) Diese Kämpfe gegen die asiatischen Rebellen haben im Einzelnen für die allgemeinere Auffassung dieser trübseligen Verhältnisse, an die wir uns hier zu halten haben, nur ein untergeordneteres Interesse. Wer darüber genauer unterrichtet sein will, findet das Ausführlichere bei Hammer, Bd. V. S. 148—157.

stantinopel im Laufe der Jahrhunderte mehr wie einmal fast gänzlich in Asche gelegt haben. Es sollen damals zwei ganze Quartiere, mehr wie 20,000 Häuser, ein Raub der Flammen geworden sein. Da wurde natürlich die Stimmung nicht nur der Truppen, sondern auch des Volkes im Allgemeinen, wie immer bei solchen Gelegenheiten, äußerst schwierig, gereizt und aufsässig. Man rottete sich namentlich in den Kaffeehäusern zusammen, murrte gegen die Regierung, und erhitzte sich durch Mokka und Taback, damals noch durch den Reiz der Neuheit sehr beliebte Genüsse, zu gefährlichen Thätlichkeiten. Da wollte Murad das Übel gleich mit der Wurzel austilgen, ehe es wieder zu verhängnißvoller Entwickelung gedeihe. Er ließ die Kaffeehäuser ohne Weiteres niederreißen und den Genuß des Tabacks und des Mokka im ganzen Reiche bei Todesstrafe verbieten. Die Energie, die unerbittliche Strenge, womit auch diese Maßregel durchgeführt wurde, war freilich wohl geeignet, die empörten Geister niederzuhalten. Wer mit der Pfeife oder bei der Kaffeetasse betroffen wurde, war ein Kind des Todes. Murad durchzog selbst, von seinen Schergen begleitet, bei Tag und bei Nacht die Hauptstadt und ließ überall die Übertreter seiner Verbote aufgreifen und sie auf der Stelle hinrichten. Dieser Terrorismus wirkte. Die Kaffeehäuser blieben nicht nur unter Murad's, sondern auch unter seines Nachfolgers Ibrahim's I. Regierung verpönt. Kaum daß Einer, bei Lebensgefahr, sich im Verborgenen die verbotenen Genüsse zu erlauben wagte[1]).

Die Wiederaufnahme des Perserkrieges schien aber nun doch ein besseres Ableitungsmittel des bösen Geistes zu sein, der noch in der Hauptstadt fortlebte, als Schwert und Strang. Murtesa-Pascha hatte von Diarbekr aus bis dahin noch nichts wieder unternommen. Dieses und das vorige Jahr

1) Hammer a. a. O. S. 160 fg. Über die Verheerungen, welche damals die Feuersbrunst in Constantinopel anrichtete, ist Ricaut Hist. des trois derniers empereurs des Turcs, p. 85 fg. nachzulesen. Er vergleicht sie mit der, welche im Jahre 1666 den größten Theil von London verzehrte, ist aber insofern im Irrthum, als er sie ein Jahr zu spät, 1634, ansetzt. Auch darin ist er ungenau, daß er, p. 79, die von Murad erlassenen Verbote blos auf den Wein bezieht.

waren mit der Befestigung von Mossul hingebracht worden, nach deren Vollendung Murtesa sein schwaches Heer bei Mardin zusammengezogen hatte. Zum Glück hatten sich in dieser Zeit auch die Perser nicht sehr geregt. Nur aus Georgien hatten sie die Osmanen vollends zurückgedrängt. Sonst lähmte jetzt innerer Zwiespalt die Kräfte des persischen Reiches. Seit Schah Abbas Tode waren in verschiedenen Provinzen, in Schiras namentlich und Gilan, Kronprätendenten aufgetreten, die erst mit Gewalt der Waffen hatten beseitigt werden müssen. Nun aber richteten die Perser ihr Augenmerk wieder nach Westen und griffen zunächst Wan an.

Murtesa war allein zu schwach, ihnen hier die Spitze zu bieten. Er verlangte Hülfe von Constantinopel. Da erhielt der Großwesir Mohammed noch im Herbste des Jahres 1633 Befehl, mit allen disponibeln Truppen nach Asien 1633
aufzubrechen. Der Sultan selbst begleitete das Heer bis über Nikomedien hinaus und kehrte erst zu Ende des Jahres über Brusa, wo er längere Zeit verweilte, nach der Hauptstadt zurück.

Diese seine etwa dreimonatliche Abwesenheit gehörte, sowie seine Rückkehr, zu den trübseligsten Momenten seiner blutigen Regierung. Das System, die rächende Nemesis nur noch durch gewaltsamen Tod über Schuldige und Unschuldige, Gerechte und Ungerechte ergehen zu lassen, hatte jetzt schon seine volle Entfaltung erhalten und erreichte in der Hinrichtung des Mufti den höchsten Gipfel. Niemals noch hatte ein Sultan so weit Recht, Gesetz und Scheu vor dem Heiligen, um geringen Anlasses willen, hintangesetzt. Blos der Gedanke an die Möglichkeit einer solchen That erfüllte die Gläubigen mit Schaudern[1]). Murad aber konnte sie wagen, ohne Rücksicht auf religiöses Gefühl und bessere Sitte seines Volkes.

Achisade — so hieß dieser Mufti — hatte es, ein redlicher, offener Mann, gewagt, über die leichtfertige Hinrich-

1) „Niente valutava", meint z. B. Mariti, Istoria di Faccardino, p. 266 darüber, „la stessa sua religione, et egli fu il primo sultano, che fece morire il Mufti, capo di essa. La Turchia fremè nel solo pensarlo."

tung des Richters von Nikomedien, dessen ganzes Verbrechen darin bestand, daß er die Straße von Nikomedien nach Nicäa hin, die der Sultan zu passiren gehabt, nicht in gehörigem Stand erhalten hatte, zu der Sultanin-Mutter ein warnendes Wort zu sagen. Denn dieser Streich hatte nicht blos ihn, sondern das ganze Corps der Ulemas getroffen, welches solche Tyrannei auf das Äußerste empört hatte. Ohne Macht, gaben sie ihrem Unmuthe durch unverhohlene Reden freien Ausdruck. Der Mufti selbst soll sich so weit vergessen haben, daß er den Gedanken an die Nothwendigkeit einer Thronveränderung laut werden ließ. Murad, hiervon verrätherischerweise in Kenntniß gesetzt, wagte aber doch noch nicht gleich an das Haupt des Glaubens sein richtendes Schwert anzulegen. Er schickte nur von Skutari aus, wo er auf der Rückkehr weilte, den Befehl nach Constantinopel, den Mufti nebst seinem Sohne, dem Richter von Constantinopel, unverzüglich nach Cypern in die Verbannung zu schicken. Noch war aber dieser Befehl nur zur Hälfte ausgeführt, als den Sultan das nur mit Mühe zurückgehaltene Rachegefühl übermannte. Er schickte dem bereits eingeschifften Mufti den
1634 Todesbefehl nach, welcher auch sofort, am 1. Januar 1634, vor seinen eigenen Augen in der Gegend von San Stefano vollzogen wurde[1]).

Für den Feldzug gegen Persien war damit freilich nichts gewonnen. Der Großwesir Mohammed war nach beschwerlichem, auch überall durch Hinrichtungen bezeichnetem Marsche erst um die Mitte des December in Aleppo eingetroffen, wo er, anstatt der Perser, zunächst erst den Aufruhr seiner eigenen misvergnügten Truppen zu bekämpfen hatte, die sich ihren Sold nicht in schlechter Münze auszahlen lassen wollten. Und als dieser dadurch gestillt war, daß man die Rädelsführer der Meuterer entweder auf der Stelle niedermachte oder nach Constantinopel zurückschickte, wo sie ihrem Verhängniß nicht entgehen konnten, verfloß der Rest des Jahres 1634, wie wir bereits gesehen haben, unter dem Kampfe gegen den Groß-Emir der Drusen, Fachreddin. Endlich entschloß sich

1) Das Nähere bei Hammer a. a. O. S. 167 fg.

Murad, nachdem er seinen Rachedurst noch an dem Blute Abasa-Pascha's, des Satyrikers Nefii und einer Menge anderer Personen von geringerm Belange ersättigt hatte, selbst gegen Persien ins Feld zu ziehen, um die seit Jahren verlorenen Grenzprovinzen wieder dem Reiche einzuverleiben. Den doch noch nicht ganz erstickten aufrührerischen Geist der Janitscharen und Sipahis vollends zu brechen, wurde wenigstens vielfach mit als ein nicht unwesentliches Motiv dieses Entschlusses betrachtet[1]).

Der Auszug des Sultans, ein seit langen Jahren nicht mehr erlebtes Schauspiel, fand zu Ende Februar 1635 mit 1635
unerhörtem Pompe statt. Zu Ende März wurde das Lager von Skutari abgebrochen und der Marsch nach Erzerum angetreten. Es wäre ein widerliches Geschäft, mit in Blut getauchter Feder alle die Hinrichtungen aufzuzählen, welche seine Spur bezeichneten. Schrecken ging vor dem Großherrn her und Entsetzen folgte ihm, obgleich er auch auf der andern Seite durch Ausdauer im Ertragen der Beschwerden des Feldzugs und die gelegentlich bewiesene ungemeine Kraft und Gewandtheit des Körpers bei allen ritterlichen Übungen das Vertrauen und die Zuneigung des Heeres in hohem Grade zu erwerben wußte. Er theilte mit ihm alle Mühseligkeiten des Lagers und erregte namentlich da, wo es galt, durch die Stärke seines Armes allgemeines Erstaunen.

Über Konia, Kaissarije, Siwas und Baiburd ging der Marsch gerade auf Erzerum los, wohin sich unterdessen auch der Großwesir von Aleppo aus begeben hatte. Am 3. Juli hielt dort der Sultan selbst, unter großem Gepränge, seinen feierlichen Einzug, welcher in den nächsten Tagen noch durch die Vertheilung des bei dem Auszug des Sultans üblichen Geschenkes — 1000 Aspern für den Mann, welche aber

1) So namentlich Rabbes nach Depeschen von Peter Wyche, p. 25: „His Janizaries were all disigned for the expedition, that in so dangerons an enterprise hee might destroy them politiquely, as men he had great reason to be jealous of ect.“ Und allerdings war der strengste Befehl erlassen worden, daß kein einziger Janitschar, weder Befreiter noch Invalide, zurückbleiben durfte. Übertretungen wurden unnachsichtlich mit dem Tode bestraft.

auch diesmal nur in leichter Münze ausgezahlt werden konnten — und die dargebrachten Huldigungen der Großwürdenträger und der Statthalter verherrlicht wurde. Noch nie hatte ein glänzenderes und besser ausgerüstetes Heer der Osmanen diesen so oft schon mit ihrem Blute getränkten Boden betreten. Es sollte sich nun aber auch durch Thaten bewähren.

Nach nur siebentägigem Verweilen, am 10. Juli, brach Murad mit dem ganzen Heere gegen Eriwan auf, welches über Kars in 18 Tagen erreicht wurde. Der stark befestigte und vortrefflich vertheidigte Platz wurde sogleich von allen Seiten eingeschlossen und die regelmäßige Belagerung mit Eröffnung der Laufgräben schon innerhalb der ersten 24 Stunden begonnen. Überall feuerte der Sultan selbst die Truppen durch seine persönliche Gegenwart, ermuthigende Zusprache und reiche Geldspenden an. Nach Verlauf von acht Tagen waren die Mauern und die Hauptbollwerke durch das unaufhörliche Feuer schon so weit niedergeworfen, daß der Sturm, jedenfalls mit Erfolg hätte gewagt werden können. Die von dem Befehlshaber der Perser, Tahmasp Kulichan, in diesem verzweifelten Momente verlangte achttägige Waffenruhe wurde von dem über solches Begehren aufs Äußerste erzürnten Sultan natürlich nicht gewährt. Nun wollten aber auch die Perser sich nicht den leicht vorauszusehenden Folgen eines Sturmes aussetzen. Sie verstanden sich, bereits am 8. August, zur Übergabe der Festung unter der Bedingung des freien Abzugs der Besatzung. Dieser wurde nicht nur gewährt, sondern auch dem persischen Befehlshaber Emirgune, welcher in die Dienste des Sultans trat, mit reichen Ehrengeschenken die Statthalterschaft von Aleppo verliehen, während sein Kiaja die von Tripolis erhielt. Dagegen lieferte er alle in der Festung aufbewahrten Vorräthe und Schätze in die Hände der Sieger.

Die Mauern wurden innerhalb acht Tagen auf Befehl des Sultans wiederhergestellt, und 12,000 M. auserlesener Truppen, mit Geschütz und Mundvorrath wohl versehen, blieben in der Festung als Besatzung zurück, während Murad selbst mit der Hauptmacht schon am 20. August gegen Tebris weiterzog. Auch da stieß man nirgends auf ernstlichen Wider-

stand. Das offene Land sowohl, wie die kleinern nur schwach vertheidigten Orte, wie Dschewres, Kumla, Merend, Choi u. s. w., wurden der Zerstörungswuth der Osmanen preisgegeben. Selbst Tebris, welches am 11. September erreicht und ohne Schwertstreich besetzt wurde, mußte dieselbe auf die entsetzlichste Weise erfahren. Und dazu war hier Murad selbst der eigentliche Urheber und Beförderer barbarischer Vernichtung. Auf seinen Befehl wurden nicht nur alle die herrlichen Gebäude, welche Tebris zu einer der zierlichsten Städte des persischen Grenzlandes gemacht hatten, bis auf den Grund zerstört, sondern auch, wie früher bei Hamadan, die Gärten und Felder der Umgegend mit wilder Lust verwüstet.

Dieses unkluge System der Kriegführung rächte sich aber nur zu sehr; denn es vernichtete zugleich die Möglichkeit eines längern Verweilens in diesem für den Bedarf des Heeres nun nichts mehr bietenden Lande. Der Rückzug mußte um so mehr beschleunigt werden, da der Winter herannahete und die mehr verstellten als redlich gemeinten Friedensanerbietungen des Schahs, welcher mit bedeutender Heeresmacht im Anzuge war, jetzt in keinem Falle annehmbar erschienen. Der Rückmarsch, auf welchem das Heer namentlich auch durch die feindlich gesinnten Kurden vielfach beunruhigt wurde, ging über Wan, Diarbekr, wo der Großwesir zur Bewachung der Grenze zurückblieb, und Malatia ohne weitern Aufenthalt nach Nikomedien; und am 25. December hielt Murad von Skutari aus, als Triumphator, in Constantinapel seinen Einzug mit einem Aufwand von Pracht und kriegerischer Haltung, welcher mit den geringen Resultaten des Feldzugs mindestens in einem auffallenden Misverhältniß stand[1]).

Denn nicht einmal Eriwan, dessen Einnahme schon

1) Die kürzern Berichte der abendländischen Quellen über diesen Feldzug Sultan Murad's, mit den ausführlichen der osmanischen Geschichtschreiber im Wesentlichen übereinstimmend, haben wenigstens das Verdienst, daß sie die Schattenseiten desselben noch etwas schärfer herausheben Von dem Rückzug des Sultans meint z. B. Rabbes, p. 26, ziemlich spitzig: „He withdrew himselfe with more triumph than conquest.“

früher durch glänzende Feste und Dankgebete verherrlichet worden war und jetzt abermals durch siebentägige Siegesfeste gefeiert wurde, konnte erhalten werden. Es war fast eine Ironie des Schicksals, daß die Hauptmacht der Perser an demselben Tage unter den Mauern von Eriwan erschien, wo Murad seinen triumphirenden Einzug in Constantinopel hielt. Da die Statthalter in Asien ihren Heerbann schon in die Winterquartiere entlassen hatten, konnte der Großwesir zu Diarbekr in der Eile nicht einmal die nöthigen Truppen aufbringen, um mit Erfolg einen Entsatz zu versuchen. Er beschied sie zwar alle sogleich nach Erzerum, wo der Sammelplatz des Heeres sein sollte; als er aber mit seinem kleinen
1636 Häuflein, erst im Februar 1636, selbst dort eintraf, hatte sich fast noch Niemand da eingefunden, während auf der andern Seite die Perser starke Abtheilungen ihres Heeres bis nach Bajasid, Selmas und Choi vorgeschoben hatten und auf diese Weise den Osmanen den Weg nach Erzerum und Tebris versperrten. Er verlangte also schleunige Hülfe von Constantinopel.

Hier brachte die Kunde von diesem mislichen Stande der Dinge in Persien die größte Bestürzung hervor. Alles, was an Truppen vorhanden war, sollte auf der Stelle nach Asien übersetzen. Aber es war die Zeit des Bairam, wo Niemand ins Feld rücken wollte, so daß selbst die Janitscharen nur mit Gewaltmitteln zusammengetrieben werden konnten. Auch war schon die Rede davon, daß der Sultan selbst wieder an die Spitze des Heeres in Asien treten wolle. Er sollte im Herbste dahin aufbrechen, wenn in diesem Jahre nichts mehr auszurichten sei, zu Aleppo überwintern und dann den Krieg im folgenden Jahre mit desto mehr Energie wieder aufnehmen. Ehe also auch von dieser Seite etwas Nachdrückliches geschehen konnte, war Eriwan schon wieder in den Händen der Perser. Die heldenmüthige osmanische Besatzung, unter Murtesa-Pascha's Führung, hatte zwar drei Monate lang Wunder der Tapferkeit gethan, mußte aber am Ende doch der Übermacht weichen. Sie ergab sich, nachdem Murtesa selbst auf den Wällen seinen Tod gefunden, am 1. April 1636 auf Gnade und Ungnade, und wurde theils

auf der Stelle niedergemacht, theils für schweres Lösegeld frei gegeben[2]). Der Großwesir, welcher schon bis Kars vorgegangen war, sah sich mithin genöthigt, unverrichteter Sache den Rückzug nach Erzerum anzutreten.

Sultan Murad machte indessen, wenigstens anscheinend, zu bösem Spiele noch ziemlich gute Miene. Er ließ seinen Zorn vorerst nicht dem Großwesir, den er sogar über sein Misgeschick zu trösten suchte, sondern nur dem unglücklichen Schreiber der Janitscharen entgelten, welcher einige Unordnungen und Unterschleife bei der Rekrutirung des Corps, in welches sich noch fortwährend viel schwache Burschen und untaugliches Gesindel einzuschleichen suchten, mit dem Leben büßen mußte. Kutschuk Ahmed-Pascha, der Statthalter von Damaskus, der Besieger Fachreddin's, sollte in diesem Jahre, da von Constantinopel aus nichts unternommen werden konnte, auch den Persern die Spitze bieten.

Der Schah selbst war, nachdem er für die Wiederherherstellung von Eriwan Sorge getragen hatte, sogleich wieder nach Ispahan zurückgekehrt. Dagegen war sein Feldherr, Chan Rustem, mit etwa 20,000 M. im Süden gegen Schehrsor und Kerkuk vorgerückt. Ahmed-Pascha hatte sein Standquartier zu Mossul, von wo aus er Gelegenheit gefunden, mit dem mächtigen Beg der Kurden der Landschaft Ardolan, Ahmedchan, welcher mit den Persern zerfallen war, in freundlichen Verkehr und Waffengemeinschaft zu treten. Beide vereint wollten, nachdem der Kurdenbeg von der Pforte mit Ehrenkleid, einem kostbaren, mit Juwelen besetzten Säbel und den zwei Roßschweifen als Zeichen seiner Würde bedacht worden, den weitern Fortschritten der Perser auf dieser Seite Einhalt thun. Auf der Ebene von Mireban trafen beide Heere am 19. September 1636 aufeinander. Der 1636
Kampf war heiß und langwierig. Der Sieg schwankte zwei Tage und zwei Nächte ohne Entscheidung hin und her; am Ende aber blieb er den Persern. Die Niederlage der Kurden

1) Rabbes a. a. O. erwähnt namentlich, daß damals schon der zweite Feldzug Sultan Murad's nach Persien beschlossen war, der sich aber bis in das Jahr 1638 verzog.

und Osmanen war vollständig und um so empfindlicher, da hier Ahmed-Pascha, noch einer der immer seltener werdenden tüchtigen und kriegserfahrenen osmanischen Heerführer, das Ziel seiner Heldenlaufbahn fand. Er wurde auf dem Schlachtfelde zusammengehauen, aber selbst von seinem Gegner, dem Perserschah, noch im Tode so weit geehrt, daß dieser das ihm zugeschickte Haupt des rühmlich Gefallenen wieder zu feierlicher Bestattung nach Damaskus zurücksandte. Ahmedchan, der Kurde, entkam mit den Trümmern des geschlagenen Heeres nach Mossul, wo er bald darauf angeblich dem überwältigenden Grame über solches Misgeschick erlag [1]).

Zum Glück hinderte der nun schon herannahende Winter die Perser, ihren Sieg sogleich weiter zu verfolgen. Sie blieben ruhig stehen, während auf der andern Seite auch der Großwesir Mohammed für dieses Jahr nichts mehr zu unternehmen wagte und von Erzerum wieder in seine Winterquartiere zu Diarbekr zurückging. Aber den so ungünstigen Verlauf des Perserkrieges auch in diesem Jahre konnte ihm Murad nun doch nicht ganz vergeben. Den Kopf wollte er ihm lassen, wahrscheinlich weil auch er zu den Wenigen gehörte, die im Stande waren, den immer mehr dahinschwindenden Ruhm der osmanischen Waffen noch einigermaßen aufrecht zu erhalten, aber das Reichssiegel und den Oberbefehl in Asien durfte er nicht mehr behalten. Murad berief ihn also nach Constantinopel zurück, wo er in einer dreimonatlichen Haft Muße hatte, über den Wechsel menschlicher Geschicke nachzudenken. Nachdem dann seine Schätze für die großherrliche Kasse eingezogen worden, wurde er in Gnaden zum Statthalter von Oczakow ernannt, wo man damals einen entschlossenen Feldherrn gegen die unruhigen Tataren-Chane der Krim brauchte.

Als Großwesir und Serasker wurde der bisherige Kaimakam Beiram-Pascha an die persische Grenze geschickt. Es war jedoch auch ihm nicht beschieden, schon im nächsten Jahre dort bedeutende Lorbeeren zu erringen. Denn

1) Osmanische Quellen, vorzüglich Naima, bei Hammer a. a. O. S. 218 fg.

er that, vorzüglich auch weil es ihm an den nöthigen Streitmitteln fehlte und man ihn von Constantinopel aus eigentlich gar nicht unterstützte — alle Kräfte sollten, wie es scheint, für den nun schon beschlossenen zweiten Feldzug des Sultans selbst zusammengehalten werden — das ganze Jahr hindurch eigentlich gar nichts. Nachdem er über Nikomedien, Nicäa, Akschher, Amasia und Tokat im Mai 1637 zu Siwas einge- 1637
troffen war, ging er noch bis Aintab vor, beschränkte aber seine ganze Thätigkeit darauf, an den Grenzen, namentlich in der Umgegend von Kars, für eine bessere Vertheidigung und eine zweckmäßigere Verproviantirung des Heeres zu sorgen, worauf er schon bei Zeiten wieder seine Winterquartiere zu Amasia bezog.

Freilich trug jetzt zu dieser Lauheit in der Fortsetzung des Krieges nicht wenig der Umstand bei, daß der Perserschah schon im Laufe des Jahres selbst den Frieden bot. Sein Friedensbotschafter Makssudchan traf mit außerordentlich reichen Geschenken, Pferden und Dromedaren von ausgesuchter Schönheit, den feinsten Wohlgerüchen, namentlich Moschus und Ambra, kostbaren Zobelfellen, den reichsten persischen und indischen Stoffen in Wolle und Seide und einigen vortrefflich gearbeiteten Bogen, zu Anfang August in Constantinopel ein, wo er vorerst freundlich und mit Auszeichnung empfangen wurde. Seine zu hoch gestellten Forderungen verdrossen aber Murad so sehr, daß er nicht nur ihn selbst im strengsten Gewahrsam zurückhielt, sondern auch zwei seiner Diener, die er verkleidet nach Persien zurückgeschickt hatte, nachdem sie sammt ihren Briefschaften unterwegs aufgefangen worden waren, ohne Weiteres mit abgeschnittenen Ohren und Nasen, an deren Stelle ihnen die bei ihnen vorgefundenen Depeschen ins Gesicht genagelt wurden, aufhängen ließ [1]). Von dem Frieden war nun für jetzt natürlich keine Rede mehr. Auch war es wenigstens Murad kein Ernst damit. Denn der Feldzug für das nächste Jahr, der ihn selbst zum Wiedereroberer von Bagdad machen sollte, war schon beschlossen und wurde nun wirklich mit aller Kraft ins Werk gesetzt.

1) Dieselben, daselbst S. 229 fg.

Man hatte dabei, wie es scheint, in der That mit nicht unerheblichen Schwierigkeiten zu kämpfen, welche das Zustandekommen des Feldzugs schon in diesem Jahre wol am meisten verhindert haben mögen. Namentlich machte der widerspenstige Geist der Truppen dem Sultan wieder viel zu schaffen. Diese ewigen ruhm- und beutelosen Perserkriege waren überhaupt vorzüglich den Janitscharen und Sipahis längst verhaßt. Lieber wollten sie doch noch nach Ungarn und Polen ziehen, wo man gegen Ungläubige zu kämpfen hatte und wenigstens noch Etwas zu holen war. Es war schon wieder so weit gekommen, daß sie sich, vornehmlich nach dem Verluste von Eriwan, geradezu weigerten, nach Persien zu gehen, und, im Fall man sie dazu zwingen wolle, allerhand gefährliche Pläne, selbst gegen den Thron und das Leben des Sultans, im Schilde geführt haben sollen. Denn die Kunst, Könige zu machen und abzusetzen, hatten sie ja durch den Mord Osman's und die wiederholte Entthronung Mustafa's schon zur Genüge erlernt. Und so viel scheint wenigstens gewiß, daß damals über einen Gewaltstreich dieser Art unter ihnen wirklich verhandelt wurde. Nur der Zwiespalt unter ihnen selbst — denn die Einen stimmten für Entthronung und Tod, während die Andern, die Gemäßigteren, sich unter der Bedingung ruhig verhalten wollten, daß man ihnen ihre Privilegien ungeschmälert beließe — und dann die Casna, die sich immer zu gehöriger Zeit aufthat, sowie die Energie, welche der Sultan namentlich wieder bei der Durchführung dieser Rüstungen an den Tag legte, ließen die Dinge nicht zum Durchbruch kommen[1]).

1) Sehr genau spricht hierüber Rabbes nach der Depesche des Peter Wyche, p. 26: „The Turkes war with the Persians very unwillingly", heißt es da unter Anderm, „there beeing no other cause for a war, but the emulation of greatnesse which hath successively possest the Lords of those two mighty Empires. Besides they seldome meet in Persia with any plentifull spoiles..... But on the contrary to the wars of Hungary and Poland they runne as to some deligtful spectacle prickt forward thereto by zeal, as making Religion a ground for their attempts, and an assurance of large booty, where the countries glory in the fulnesse of many blessings." Und dann folgt eine ausführliche Schilderung der dama-

Die 5000 Janitscharen, welche gebraucht wurden, um die Lücken in ihren Reihen auszufüllen, wurden in Constantinopel selbst mit unerhörter Strenge aufgebracht; und um zugleich auch für gehörigen Nachwuchs zu sorgen, erging ein gemessener Befehl, daß die, wie es scheint, schon etwas in Verfall gerathene Aushebung des Knabenzehents in den dafür bestimmten Provinzen in alter Weise vorgenommen werden solle. Die Härte, mit welcher damals dieser Befehl zur Ausführung kam, die unsäglichen Bedrückungen und schamlosen Unterschleife, welche dabei zu Tage traten, und wahrscheinlich vorzüglich der Umstand, daß die ganze Maßregel gar nicht mehr ihrem Zwecke und den gehegten Erwartungen entsprach, wurden jetzt, wie wir bereits gehörigen Orts gesehen haben [1]), die nächste Veranlassung, diese Tyrannei für die Zukunft gänzlich einzustellen. Denn man fand in den entvölkerten Ländern schon längst kaum mehr so viel junge Leute, als gesetzlich ausgehoben werden sollten, um den Bedarf zu decken, und wo sie allenfalls noch aufgebracht werden konnten, verfuhr man deshalb nur mit um so größeren Gewaltthätigkeiten.

Jedenfalls war auch die Erhebung dieser Blutsteuer in letzter Zeit schon viel seltener geworden. Wir erfahren aus einem gleichzeitigen Berichte, welcher übrigens die ganze Einrichtung als noch völlig in derselben Weise bestehend, wie wir sie früher kennen gelernt haben, schildert, daß diese Erhebung, welche vor Zeiten mindestens alle fünf Jahre, dann aber auch je nach Umständen und Bedürfniß alle vier, drei und zwei Jahre, ja selbst alljährlich vorgenommen wurde, nur

ligen Stimmung und Machinationen unter den Janitscharen, von denen es weiter heißt: „they had now learned amongst other divellish secrets since the fleshing of themselves in their Sovereignes bloud, Sultan Osman and in the deposing, restoring and deposing againe of Mustafa, how to make and unmake a king at their pleasure........ The Grand Signior likewise distributed large sums amongst them, and purchased some part of his safety that way." — Übrigens schließt Rabbes mit dem Jahre 1637, so daß sich über den weitern Verlauf des Perserkrieges und die Wiedereroberung von Bagdad bei ihm nichts mehr findet.

1) Vergl. Bd. III, S. 230.

noch einmal in sieben Jahren stattfinden konnte, und zwar nur in den europäischen Provinzen[1]). Diese waren damals noch zu diesem Zwecke in drei Hauptdistrikte eingetheilt: den rechten Flügel, welcher die Donauprovinzen umfaßte, das Centrum, wozu Bosnien und Albanien gehörten, und der linke Flügel oder das eigentliche Griechenland und Morea.

Dahin waren also auch dieses Mal, wie immer, einige Oberoffiziere der Janitscharen geschickt worden, um die Christenkinder auszuheben. Sie kamen aber, wie es scheint, anstatt mit der erforderlichen Anzahl Knaben, mit vollen Geldsäcken zurück, welche mit den den armen Unterthanen abgepreßten Zechinen gefüllt waren. Der Sultan erfuhr dieses Unwesen erst, als er auf seinem Zuge nach Bagdad schon bis Mossul gelangt war. Er ließ also die Schuldigen, welche sich beim Heere befanden, sogleich vorfordern und auf der Stelle hinrichten. Auch wurde sofort ein Befehl nach Constantinopel geschickt, daß überhaupt diese gewaltsame Einziehung von Christenknaben zum Dienste im Serai und im Heere fernerhin unterbleiben solle. Die Pagenkammern und das Institut der Adschem-Oglan, die Pflanzschule der Janitscharen, bestanden freilich auch nach dieser Zeit noch fort; sie wurden aber auf andere Weise rekrutirt[2]).

1) Dieser sehr interessante Bericht, welcher im Wesentlichen ganz mit den von uns früher gegebenen, vorzüglich venetianischen Quellen entnommenen Schilderungen übereinstimmt, findet sich in den Voyages du Sieur Du Loir, Paris 1654, p. 98—103, in einem am 17. Februar 1640 aus Constantinopel datirten Schreiben. „Afin de ne pas depeupler les Provinces de la Grèce qui y est sujette", heißt es da von dieser Blutsteuer, „ils en usent comme nous faisons en France de la coupe des bois taillis, et cette leuée ne se fait qu'une fois en sept ans." Von der gänzlichen Aufhebung derselben erwähnt indessen Du Loir bei dieser Gelegenheit nichts.

2) Ein etwas späterer französischer Reisender: Les voyages et observations du Sieur De la Boullaye-Le-Gouz, Paris 1653, erwähnt p. 48, freilich nur ganz im Allgemeinen, den Knabenzehent als noch bestehend. — Nachträglich wollen wir hier noch erwähnen, daß, was den Ursprung desselben betrifft, sich eine interessante Andeutung darüber schon in dem siebenten Capitel des seltenen Werkchens: „Cronica-Abconterfayung und Entwerffung der Türckey u. s. w., von einem Sybenburger, 22 Jahr darinnen gefangen gelegen (1434—1456), im

Auch sonst wurden dieses Mal die Rüstungen mit großer Umsicht und Sorgfalt betrieben. Namentlich wurde für eine ungeheure Menge Belagerungsgeschütz und Munition vom schwersten Kaliber — in Bosnien wurden allein 5000 Kugeln zu 56 Pfund gegossen —, ein genau geregeltes Transportwesen und eine nachhaltige Verproviantirung des Heeres gesorgt. Die Stärke desselben wird von Einigen, offenbar übertrieben, auf eine halbe Million Menschen angegeben, von denen wenigstens 300,000 M. unter den Waffen gewesen wären. Andere glauben dagegen die ganze Macht, jedenfalls mehr der Wahrheit gemäß, auf etwa 150,000 M. anschlagen zu können, wobei höchstens nur 60,000 wirklich streitbare Leute gewesen wären. Der Rest bestand aus Packknechten, Wasserträgern, Proviantverwaltern und Schreibern, wozu fast lauter Juden gebraucht wurden, mit einem Wort aus Troß [1]).

Dabei suchte Murad absichtlich durch die Pracht und das Martialische seiner persönlichen Erscheinung und seiner

Latein beschryben, durch Sebastian Franck verteutscht", 1530 (ohne Ort und Seitenzahl) findet, wo es heißt: „Durch all sein Land seind noch vilauß den alten kriechen und andrer natione, die vil stätlin un schlößser ynnhaben und die von allen statuten un auflegung anderer herrschafft frey un außgenommen, allein auf de Künig sehen; un ye zu fünff jaren berüft der Künig ihr sone, das er sie an der edlenn Fürstenhöf außteile das sie inn siten un tugent auch zum streit underwisen, reuterey un ritterspil lernen. Wan sie nun XX jar erreichen, berüfft er sie an sein hoff, das sie bei ym dienst un solt habe auf in wartten un im zů hoff reyten. Dise heissen Gigitscheri, dero hat er gemeinklich XXX oder biß in XL Tausend an sein hoff, Sie tragen etlich kleider und zeichen an irenn kleidern, fürnemlich auf yrem haupt weiß hüt die niemant darf gebrauche, dan er sey von des Künigs hoffgesind." Die weitere Ausbildung des Instituts der Adschem-Oglan gehört aber, wie wir Bd. III, S. 215 fg. nachgewiesen haben, einer spätern Zeit.

1) Die übertriebene Schätzung der Stärke des Heeres gibt z. B. Ricaut Hist. ect. p. 126. Auf ihren wahren Werth führt dagegen diese Angabe der bereits erwähnte Reisende de la Boullaye p. 308 zurück, welcher solche Übertreibung geradezu „un mensonge infame" nennt, „qui sert à nous intimider et à nous faire apprehender de venir aux mains avec cette nation, par une mauvaise estime que nous avons de nous mêmes".

Umgebung möglichst zu imponiren. Auch machte er in der
1638 That, als er am 1. April 1638 in voller Rüstung, mit einem von Edelsteinen strahlenden und mit rothem Kopfbund umwundenen eisernen Helm bedeckt, auf ganz geharnischtem stolzen Schlachtroß in feierlichem Aufzuge in das Lager nach Skutari übersetzte, eine wahrhaft kriegerische, noch immer sehr stattliche Gestalt. Drei Regimenter Sipahis im reichsten Schmucke der Waffen, der Rüstungen und Gewänder, jedes zu 4000 Pferden, von denen das eine auf seine eigenen Kosten, zwei ganz allein von seinem auserwählten Günstlinge, dem ehemaligen Waffenträger, jetzt Kapudan-Pascha Mustafa ausgestattet worden waren, bildeten gleichsam seine Leibwache. In seinem Gefolge befand sich auch die Auserwählte seines Herzens, die Sultanin Chasseki, und der Gesandte des Schahs, welcher bis jetzt in Constantinopel zurückgehalten worden war[1]).

Am 8. Mai wurde der Marsch von Skutari aus angetreten, er sollte in 110 Stationen an das Ziel, nach Bagdad, führen; dieses konnte aber erst in 196 Tagen erreicht werden, weil man dem Heere 86 Tage Rast gönnen mußte. Wir wollen hier weder bei der Schilderung der Beschwerden dieses langwierigen Heerzuges verweilen, noch die endlose Reihe von Hinrichtungen, Verbannungen, Entsetzungen, Vermögenseinziehungen und andern Gewaltmaßregeln aufzählen, welche das Erscheinen des Padischah überall abermals zu einem schwarzen und blutigen Verhängniß machten. Er ging über Nikomedien, Eskischehr, Bulawadin, Akschehr, Ilghun, Konia, Haleb, Nisib, Biredschick, Roha, Dschulab, wo der Großwesir Beiram-Pascha, welcher erst zu Konia zum Heere gestoßen war, natürlichen Todes starb und durch den Statthalter von Mossul, Tajjar Mohammed-Pascha ersetzt wurde, dann Diarbekr, Mossul und Kerkuk, geradezu bis unter die Mauern von Bagdad, wo man am 15. November, also fast schon zur Winterszeit, ohne Widerstand zu finden, Lager schlug.

Schon diese späte Jahreszeit machte eine möglichste Be-

1) Ricaut Hist. ect. p. 129.

schleunigung der Belagerungsarbeiten nothwendig, welche auch sofort ohne Störung begonnen werden konnten, da die Perser nicht einmal einen Versuch machten, die Festung zu entsetzen und den Osmanen in offenem Kampfe die Spitze zu bieten. Der Schah soll zwar mit einem Heere von 120,000 Pferden im Anzuge gewesen sein, wagte aber nicht weiter vorzugehen, als er die Stärke der Streitmacht seines Gegners erfuhr. Er begnügte sich daher, in aller Eile nur noch 30,000 M. tüchtiger Truppen in die Festung zu werfen, deren Besatzung dadurch ungefähr auf 80,000 Mann gebracht wurde, und zog sich dann ins Innere zurück, um das weitere Vordringen des Groß-Mogul zu verhindern, welcher, von dem Sultan aufgehetzt, gleichfalls Miene machte, von Osten her in Persien einfallen zu wollen. Nur in der Gegend von Eriwan kam es zu einigen kleinen Gefechten zwischen Osmanen und Persern, in welchen die letztern mit Verlust zurückgeworfen wurden [1]).

Den Oberbefehl in Bagdad führte der Statthalter Begtaschchan, welchem eine Anzahl der bewährtesten persischen Heerführer zur Seite stand. Im Übrigen rechnete der Schah auf die Stärke der Mauern des Platzes, die vortrefflichen Vertheidigungsanstalten und den guten Geist der Besatzung, welche durch eine sehr reichliche Verproviantirung auch noch in den Stand gesetzt war, im Nothfalle eine längere Belagerung auszuhalten. Dieselbe wurde aber nun auch von Seiten der Osmanen unter Murad's persönlicher Leitung, dessen Geist überall waltete, mit erstaunlicher Energie angegriffen [2]).

1) Daselbst p. 143.

2) Eine der werthvollsten Beschreibungen der Belagerung von Bagdad durch Murad IV., welche natürlich von den osmanischen sowohl wie von den abendländischen Quellen genau geschildert wird, ist die von einem Augenzeugen (un des officiers du Serail) an Ort und Stelle aufgezeichnete: La conqueste de Babylone par Sultan Murat Roy ect., welche Du Loir in türkischer Sprache (mit lateinischen Lettern) und französischer Übersetzung in seiner Reisebeschreibung, p. 224—254, aufgenommen hat. Natürlich ganz zu Gunsten der Osmanen abgefaßt, leidet sie nur bisweilen an Übertreibungen, welche

Noch in derselben Nacht, wo das Heer seine Zelte im Bereiche der Festung aufgeschlagen hatte, wurden die Laufgräben eröffnet. Um die Truppen noch mehr anzufeuern, ließ Murad im ganzen Lager ausrufen, daß Bagdad, als das rechtmäßige Erbe der Osmanen, um jeden Preis genommen werden müsse. Jeder sei verpflichtet, dazu das Seinige zu thun; er selbst wolle sich mit den Köpfen der Besiegten begnügen, ihre Habe und ihre Schätze sollen den Siegern verbleiben. Auch erhielten die Truppen eine angemessene Erhöhung ihres Soldes. Dies und die persönliche Gegenwart des Sultans, welcher überall selbstthätig mit eingriff, hob den Muth und die Thatkraft der Belagerer ungemein [1]).

Nach Verlauf von acht Tagen, während welcher auch einige glückliche Streifzüge in die Umgegend gemacht wurden — der Schah, welcher mit 12,000 M. wieder bis an die

vorzüglich auch durch den etwas hochtrabenden orientalischen Styl noch auffallender werden.

1) La conqueste ect. p. 225: „Nous vous abandonnons", lautete der Aufruf des Großherrn, „les biens et les richesses de ceux dont les testes seront à nous." Übrigens wurden die glücklichen Erfolge der Belagerung auch noch später allgemein der persönlichen Gegenwart Murad's zugeschrieben, welcher es allein zu danken gewesen, daß die Truppen bei guter Mannszucht und entschlossenem Muthe erhalten worden seien. Unter Anderm sagt noch im Jahre 1643 der kaiserliche Resident bei der Pforte Johann Rudolph Schmid in seiner deutschen „Denkschrift über die damaligen Verhältnisse des türkischen Reiches", im „Neuen Archiv für Geschichte, Staatenkunde, Literatur und Kunst", erster Jahrgang (XX als Fortsetzung), Wien 1829, außerordentl. Beil. zu No. 25, in diesem Sinne: „Wann Sultan Murat mit so großem Ernst nit selber vor Babilonia das Volkh angetrieben hätte, Gott weiß wie damals die sach abgangen wehre, dann nimmermehr Last die türkhische Militia sich strappezziren von eim großen Wezir, Wie vonn eim Kayßer, Exempel sein genug vorhanden, Usref Bassa war animosisch, terribile gefürcht undt geliebt vom Volkh, mehrers alß dießer (der damalige Großwesir Mustafa Pascha) khunde annoch vor Babilonia nichts nit richten, weillen keinen Bellicosischen Kayßer bei sich hatte". Der Resident will damit beweisen, daß der Großwesir jetzt, bei der unkriegerischen Natur Sultan Ibrahim's, nichts gegen den Kaiser unternehmen werde.

Ufer des Diala vorgedrungen war, mußte nach einigen blutigen Gefechten das Feld räumen —, waren die Mauern, Thürme und Bollwerke schon so weit in den Grund geschossen, daß man ernstlich an den allgemeinen Sturm denken konnte. In wenigen Tagen waren die Gräben durch eine ungeheure Menge von Erdsäcken — es sollen deren mehr als 300,000 verbraucht worden sein —, Tausende von Palmenstämmen und Massen von Geröll in einen bequemen und völlig gangbaren Sturmdamm verwandelt. Jedoch verzog sich der Angriff, da die Perser auch ihrerseits mit bewundernswürdiger Schnelligkeit die Breschen immer wieder mit Schanzkörben ausfüllten und überhaupt eine unermüdliche Tapferkeit an den Tag legten, noch bis gegen das Ende des nächsten Monats. Er wurde endlich, nachdem die erste Sturmcolonne aus den verwegensten Janitscharen und Sipahis gebildet worden war, auf den 24. December festgesetzt.

Mit seltener Entschlossenheit ausgeführt, wurde er indessen an diesem Tage mit gleicher Tapferkeit abgeschlagen. Der Großwesir Mohammed war einer der Ersten, die hier in den vordersten Reihen fechtend den Heldentod fanden. Sein Nachfolger, der Kapudan-Pascha Mustafa, führte am nächsten Tage, dem 25. December, die Sturmcolonne mit mehr Glück zum Entscheidungskampfe. Er war nicht minder heiß, als der vom vorigen Tage, endigte aber mit der Übergabe der Stadt, an welcher freilich, wie später wenigstens vielfach behauptet wurde, ein verrätherisches Einverständniß mit dem persischen Befehlshaber der Festung ebenso viel Antheil gehabt haben soll, wie die Tapferkeit der Osmanen [1]).

1) Die nähern Umstände des Verlaufs der Belagerung, natürlich in Einzelnheiten von einander abweichend, geben La conqueste, p. 226—245, Ricaut p. 145 fg. und die osmanischen Quellen bei Hammer a. a. O. S. 246—256. Von dem Verrathe des Begtaschchan wissen diese freilich nichts. Dagegen sagt Du Loir, p. 254, indem er das Schweigen seines osmanischen Berichterstatters scharf tadelt: „Les gens qui ont un peu plus de connaissance des affaires que le vulgaire tiennent pour certain, que la ville a esté plutost renduë par l'intelligence secrette du Gouverneur qu'elle n'a esté prise par force." Und ebenso der Resident

Die ehrenvolle Auszeichnung, mit welcher Begtaschchan noch an demselben Tage von dem Sultan empfangen wurde, um sich mit ihm persönlich über die nähern Bedingungen der Übergabe zu verständigen — er ließ ihm einen Ehrenpelz von Zobel nebst kostbarem Dolch und Reigerbusch überreichen, — war allerdings nicht weniger geeignet, dergleichen Verdacht zu rechtfertigen, wie der verzweifelte Widerstand, welchen die übrigen Heerführer leisteten, als sie vertragsmäßig den Platz räumen sollten. Ganz ist dieser Punkt niemals aufgeklärt worden. Nur so viel steht fest, daß der Besatzung freier Abzug und Sicherheit des Eigenthums zugesagt war. Ihre Führer weigerten sich aber, dem deshalb an sie ergangenen Befehle Folge zu leisten, und griffen in demselben Augenblicke wieder zu den Waffen, wo die Osmanen schon in die Stadt einzogen, um förmlich von ihr Besitz zu nehmen. Der Kampf erneuerte sich daher mit gesteigerter Wuth an den Thoren und in den Straßen und artete bald in ein fürchterliches Gemetzel aus, in welchem nicht wenige Osmanen und sämmtliche Perser, angeblich 20,000, ihren Untergang fanden. Selbst die wenigen Hundert, die entkommen waren, wurden fast noch sämmtlich auf der Flucht niedergemacht.

So kam das mit Blut getränkte, verödete und ausgeplünderte Bagdad, nachdem es fünfzehn Jahre lang in den Händen der Perser gewesen war, wieder in die Gewalt der Osmanen, jedenfalls eine theuer erkaufte Eroberung, an welcher Sultan Murad selbst, ungeachtet der pomphaften Sieges-

Schmid a. a. O. S. 215: „In den letzten Persianischen Kriegen hatten dieße Waffen (der Osmanen) ihre reputation verlohren, biß Sultan Murat durch eroberung der Stadt Babilonia sie wieder in Stima gebracht. Wer aber die particularien und alles was bey selbiger impresa vorübergangen recht betracht, würd bekennen, daß die Stadt Babilonia mehrers durch der Persianer negligenza, Unainigkeit der Commendanten und Verrathereyen, als durch der Türckhen Valor eingenommen wordten.“ Und dann fügt er noch hinzu, daß ihm der Pascha von Kanischa, der selbst an der Belagerung Theil genommen, versichert habe, dieselbe hätte ohne Zweifel abermals aufgehoben werden müssen, wenn die Belagerten nur noch zehn Tage ausgehalten hätten, namentlich weil den Osmanen die Zufuhr gefehlt habe.

botschaften, welche er sogleich nach allen Seiten hin ausschickte, nur wenig Freude gehabt haben mag. Denn sie soll ihm, abgesehen von dem ungeheuern Aufwand an Geldmitteln, nicht weniger als 100,000 M. seiner besten Truppen gekostet haben, welche theils den Schwertern der Feinde, theils der Pest und den Mühseligkeiten des Marsches erlagen [1]).

Auch war derselbe ihm selbst verhängnißvoll. Denn während desselben kam die tödtliche Krankheit, welche seinem Leben ein zeitiges Ziel setzte, bereits zu voller Entwickelung. Körperliche Anstrengungen und geistiger Überreiz sollen ihn jetzt schon zu Zeiten in einen Zustand von Abspannung versetzt haben, welcher mehr wie einmal das Gerücht von seinem Tode zur Folge hatte. Doch raffte sich seine sonst starke Natur noch immer wieder auf. Aber sein Plan, sogleich weiter in Persien einzudringen und auf Ispahan loszugehen, mußte vorzüglich wol mit aus diesem Grunde aufgegeben werden [2]).

Nachdem er daher in Bagdad eine Besatzung von 8000 M. unter dem Befehle des zum Statthalter ernannten Janitscharenagas Begtasch, zurückgelassen und den Großwesir mit der Fortsetzung des Feldzugs beauftragt hatte, trat er bereits um die Mitte des Januars 1639 mit seinen Leib- 1639
truppen den Rückzug an. Auch dieser war noch von Umständen übler Vorbedeutung und entsetzlicher Folgen begleitet. Als man schon im Begriff war aufzubrechen, vernichtete eine plötzlich eintretende Sturmfluth fast alle um die Stadt herum aufgeführten Schutzwerke, und gleich darauf flog in derselben ein Pulvermagazin in die Luft, dessen Trümmer Alles, Menschen, Vieh und Gebäude weit und breit zu Boden warfen. Das brachte den Ingrimm Murad's bis aufs Höchste. Er konnte ihm, wie es scheint, abermals nur durch jene trostlose Mordlust Genüge thun, die ihm nun schon längst zur andern Natur geworden war. Überall wurde ein Befehl bekannt gemacht, daß Alles, was sich noch von Per-

1) So gibt namentlich Ricaut, p. 149, den Verlust der Osmanen an, während ihn La conqueste, p. 245, bis auf 5000 Todte und 10,000 Verwundete herabbringen will.

2) Ricaut, p. 149.

fern im Lager vorfinde, gleichviel ob Gefangene oder Schutzflehende, ohne Aufschub niedergemacht werden solle. Wer sich weigerte, diesem Blutbefehle nachzukommen, hatte selbst sein Leben verwirkt. Tausende dieser Unglücklichen ließ Murad, auf dem Throne sitzend, vor seinen eigenen Augen mit unmenschlicher Lust hinmorden. So sollen noch etwa 10,000 Perser ihren Untergang gefunden haben, eine Zahl, welche die Schlachtopfer, die damals in und bei Bagdad unter Murad's Mordstahl fielen, auf mindestens 30,000 brachte [1]).

Auch auf dem ganzen Rückwege, welcher über Diarbekr, Mossul, Malatia, Siwas und Angora nach Nikomedien führte, waltete der Zorn Murad's wie ein niemals ruhendes Blutgericht. Schon in Mossul entließ er den bis dahin noch immer in strenger Haft gehaltenen persischen Gesandten mit einem drohenden Sendschreiben an den Schah, worin er die sofortige Zurückgabe aller noch von Persern besetzten ehemals osmanischen Landschaften verlangte. Erfolge sie nicht, so werde er selbst im nächsten Frühjahr mit einem weit stärkern Heere zurückkehren, um sich mit ihm selbst zu messen, wenn er überhaupt den Muth habe, den offenen Kampf aufzunehmen [2]). Vorläufig wurden die 40,000 M. Hülfsvölker, welche Murad dem Groß-Mogul zugeschickt hatte, zurückberufen, um die Umgegend von Bagdad zu decken.

Erst am 8. Juni erreichte der Sultan nach einem sehr beschwerlichen Marsche Nikomedien, wo ein Geschwader von 56 Galeeren in Bereitschaft lag, welches ihn Tags darauf, nachdem er bereits hier die Glückwünsche der Ulemas und der hohen Reichsbeamten in Empfang genommen hatte, nach der Hauptstadt zurückbrachte. Am 10. Juli zog er dann dort mit allem Gepränge eines stolzen Siegers ein. Persische Heermusik und 20 gefangene vornehme Perser waren die Hauptzierde dieses Triumphzuges. Die erbeuteten Schätze, welche in zehn Galeeren nachfolgten, sollen so be-

1) So hoch wird sie namentlich von osmanischen Geschichtschreibern selbst angegeben, bei Hammer a. a. O. S. 257.

2) Dieses Schreiben befindet sich in der Übersetzung bei Ricaut, p. 150.

trächtlich gewesen sein, daß sie hinreichten, wenigstens den größten Theil der Kriegskosten zu decken [1]).

Nur zwölf Tage nach dem Einzuge traf auch schon die Nachricht von dem durch den Großwesir mit dem Perserschah abgeschlossenen Frieden ein, welchem Murad, ungeachtet der kriegerischen Sprache, die er noch kurz vorher geführt hatte, gern seine Sanction ertheilte. Denn wenigstens in der Hauptsache entsprach er seinen Wünschen. Die drohende Haltung des Sultans und eine geschickte Bewegung, welche der Großwesir gleich im Frühjahre nach Scherban hin ausgeführt hatte, hatte den Schah auch seinerseits nachgiebiger und fügsamer gemacht. Anstatt seiner Heerschaaren, schickte er dem Großwesir seine Unterhändler entgegen. Diese bestanden anfangs noch auf der Zurückgabe oder der Schleifung von Kars, wogegen der Großwesir als Hauptbedingung die Räumung von Derteng verlangte, welches damals noch von Rustemchan besetzt war. Da indessen der Großwesir Miene machte, im Verweigerungsfalle, sogleich auf Ispahan loszugehen, gab der Schah auch in diesem Punkte nach. Rustemchan zog sich zurück, und bald darauf erschienen die persischen Bevollmächtigten, Ssaruchan und Mohammed Kuli, zu Kassr Schirin, in dessen Nähe und zwar in einem kleinen
Orte, Sehab mit Namen, bereits am 17. Mai 1639 der 1639
Friede unterzeichnet wurde.

Von beiden Seiten wurden in demselben noch bedeutende Zugeständnisse gemacht. Bagdad und Derteng, sowie alles Land bis Sermenil und Schehrsor, mit den Schlössern und Burgen Hasan, Bedra, Mendeledschin, Derne, Kisildsche u. s. w., und alle westlich von Sindschir gelegenen Dörfer und Ortschaften verblieben den Osmanen. Auch verpflichtete sich der Schah, ihre Grenzfestungen, wie namentlich Bagdad,

1) Ricaut, S. 152. Du Loir, welcher dem Einzuge Murad's als Augenzeuge beiwohnte, macht indessen gerade keine sehr glänzende Schilderung von den Herrlichkeiten desselben. „Pour toute marque de victoire“ sagter u. A. p. 106, „il n'y avait le fier orgueil qu'on lisoit sur le visage du vainqueur, et outre le train qui accompagne ordinairement le Grand-Seigneur, une plus grande multitude d'Officiers de Guerre ect.“

Achiska, Wan, Kars, Schehrsohr u. s. w., in keiner Weise mehr zu beunruhigen. Dagegen mußte sich Murad dazu bequemen, Eriwan aufzugeben und alles Land östlich von Sindschir mit seinen Schlössern und Festungen, namentlich auch Mihreban mit Gebiet, an Persien abzutreten. Außerdem kam man überein, daß von persischer Seite das Gebirgsschloß Sindschir, von osmanischer die in dem Gebiete von Wan und Kars befindlichen Grenzfestungen Kotur, Makur und Maghasberd geschleift werden sollten [1]).

Die Ratification dieses Friedens ward vom Schah sofort vollzogen, von Seiten Murad's erfolgte sie, nach Ankunft des persischen Gesandten Mohammed Kuli, am 29. September in einem großen Staatsdiwan, zu welchem auch die europäischen Gesandten zugelassen wurden. Der Großwesir, welcher sich gleich nach Unterzeichnung des Friedens über Mossul nach Diarbekr zurückgezogen und hier den größten Theil seiner Truppen entlassen hatte, wurde nach Constantinopel zurückberufen, wo er in den ersten Tagen des
1640 Januars 1640 eintraf und nach einem triumphirenden Einzuge sowol von dem Sultan, wie von den Reichswürdenträgern auf die ehrenvollste Weise empfangen wurde.

Dieser Abschluß des Krieges mit Persien, welcher Asien für jetzt die lange Zeit entbehrte Ruhe wiedergab, war auch für die europäischen Verhältnisse von hoher Bedeutung. Denn wenn schon die Nachricht von dem Falle von Bagdad die Fürsten der abendländischen Christenheit, welche den Verlauf des Perserkrieges immer mit der gespanntesten Erwartung verfolgt, mit lebhaften Besorgnissen erfüllt hatte [2]), so war

1) Die Bedingungen des Friedens zu Sehab finden sich am genauesten bei Naima und in den Sammlungen osmanischer Staatsschriften, aus denen sie Hammer a. a. O. S. 266 mitgetheilt hat. Über den Empfang des persischen Botschafters zu Constantinopel und die Ratification des Friedens von Seiten des Sultans: Ricaut, p. 153.

2) „Les Princes Chrétiens", meint Ricaut, p. 149, von der Eroberung von Bagdad, „apprirent avec douleur une nouvelle, qui leur marquoit que l'orage alloit éclater sur eux. En effet il estoit temps qu'ils songeassent à leur propre conservation, puis-

nun nur um so mehr zu befürchten, daß der in Asien hergestellte Friede für den unruhigen Geist Murad's eine Aufforderung mehr sein werde, die ganze Gewalt seiner Waffen wieder einmal gegen Europa zu kehren. Und in der That waren die ansehnlichen Rüstungen, welche er gleich nach Abschluß des Friedens und während des nächsten Winters, namentlich zur See, vornehmen ließ, wol geeignet, die europäische Welt, welche damals, bei der allgemeinen Zerrissenheit aller Verhältnisse, kaum im Stande gewesen wäre, einem Sturm von dieser Seite erfolgreichen Widerstand zu leisten, einen Augenblick in Schrecken zu versetzen. Nur wußte man nicht, nach welcher Seite hin die ebenso launenhafte als leidenschaftliche Eroberungslust Sultan Murad's sich zunächst richten werde [1]).

Sein frühzeitiger Tod — er erfolgte bereits zu Anfang Februars 1640 — war indessen auch in dieser Beziehung ein bedeutungsvoller Moment für die fernere Gestaltung der Verhältnisse der europäischen Staaten zu dem osmanischen Reiche. Bevor wir daher noch etwas bei seinen letzten Lebenstagen verweilen, müssen wir vorerst unsere Aufmerksamkeit den Ereignissen und Interessen zuwenden, welche während seiner Regierung die orientalische Politik der europäischen Staaten überhaupt bedingten und für ihre Stellung zum osmanischen Reiche im Besondern entscheidend und maßgebend geworden waren.

que la Turquie commençoit à revenir à elle même et que ses forces alloient estre entièrement réunies."

1) Von diesen Rüstungen Murad's spricht namentlich Du Loir, welcher damals in Constantinopel verweilte, p. 106: „Son ambition qui luy proposoit tousjours de nouvelles conquestes reveilla le zèle de sa Religion et luy fist porter sa pensée sur la Chrestienté . . . Il avoit donné ordre à des très-grands préparatifs de guerre, et la pensée des effets qu'il s'en promettoit, charmoit les ennuys de son indisposition contractée par les débauches qu'il avait faites en Perse etc."

Zweites Capitel.

Europäische Verhältnisse und Interessen während der Regierung Sultan Murad's IV.

---

1) Verhältnisse der Seemächte zur Pforte. — Der kleine Krieg im Mittelmeere. — Levantehandel und Corsarenwesen. — Die ersten Verträge mit den Barbaresken-staaten Algier und Tunis.

Gab es nach dem glänzenden, aber in seinen Folgen für die christliche Welt fast verlorenen Seesiege bei Lepanto je wieder eine Zeit, wo es den vereinten Kräften europäischer Fürsten und Völker ein Leichtes gewesen wäre, der Herrschaft des Islam in unserem Welttheile endlich ein Ziel zu setzen, die Osmanen wenigstens wieder nach Asien hinüberzuwerfen und neben der mit dem Kreuze des Erlösers geschmückten Agia Sophia abermals den Thron der Constantine aufzurichten, so war es jedenfalls die denkwürdige Epoche, wo auf der einen Seite eine Reihe von Thronumwälzungen das osmanische Staatsgebäude im Innern bis auf den Grund erschüttert hatten, und dann auf der andern Sultan Murad alle Kräfte des Reiches zusammenraffen mußte, um nur der asiatischen Rebellen Herr zu werden und den Perserkrieg glücklich zu Ende zu führen. Wer sich damals in Europa nur einigermaßen eine Einsicht in diese Dinge zutrauen mochte, der war sicherlich auch von der Möglichkeit, von dem Gelingen eines solchen Unternehmens überzeugt, wozu für jetzt — das war wenigstens eine viel verbreitete Meinung — nicht einmal bedeutende Mittel von nöthen gewesen sein würden.

Der Großherr — so sieht z. B. schon der Franzose des Hayes, welcher im Jahre 1621 von König Ludwig XIII. wegen der Heiligen Stätten mit einer besondern Mission nach Constantinopel und Jerusalem betraut worden war, auf die wir zurückkommen werden, die Sache an — konnte freilich noch immer über eine sehr ansehnliche Heeres-

macht gebieten; man glaubte die im ganzen Reiche zerstreute Lehnsreiterei, welche im äußersten Falle aufgeboten werden könne, noch immer auf mindestens 700,000 Pferde anschlagen zu dürfen, die besoldeten Sipahis zählten im Ganzen 23,600 wohlberittene Leute, die Janitscharen, deren bis dahin etwa 33,000 in die Register eingetragen waren, wurden, nur, wie wir bereits gesehen haben, nicht zum Vortheil des Corps und der Staatsinteressen, noch täglich vermehrt; das Corps der Dschebedschi oder Waffenschmiede und Zeugwarte wurde auf 10,000 und das der Topdschi, der Artilleristen, auf 4000 M. geschätzt; und zu denen allen kamen dann noch die zügellosen Schaaren der Akindschi, der Renner, von denen man mit Leichtigkeit 60,000 M. in Europa und ebenso viel in Asien aufbringen konnte, die Asab, die man haufenweise in die Festungsgräben warf, um mit ihren Leichen den Janitscharen als Brücke und Sturmdamm zu dienen, und endlich die zahllosen Hülfsvölker der kleinen Tatarei oder der Krim, die man wenigstens gebrauchen konnte, um Polen und Russen im Zaume zu halten [1]).

Aber auch abgesehen von dem bösen Geiste, welcher alle diese Truppen nun einmal befallen hatte, traten ja jetzt die Mängel der osmanischen Heerverfassung immer mehr hervor, welche die Kraft jener Massen schon längst gelähmt und in vieler Beziehung völlig unbrauchbar gemacht hatten. Wie schwer hielt es z. B., um anderer hierher gehörigen Übelstände zu geschweigen, von den Hunderttausenden, die der Heerbann, die belehnte Reiterei, ins Feld stellen sollte, auch nur den kleinsten Theil zusammenzubringen, wenn er ge-

1) Des Hayes, Voyage de Levant fait par le commandement du Roy en l'année 1621 par le S. D. C. (de Courmenin, Beiname des Hayes'). Paris 1624, p. 177—186. Im Allgemeinen stimmen auch andere so ziemlich gleichzeitige Angaben über die nominelle Stärke der Landmacht des Sultans mit der hier gegebenen Übersicht überein. Von der Lehnsreiterei sagt z. B. Knolles, A briefe discourse of the greatnesse of the Turkish Empire (am Ende seiner 1629 herausgegebenen allgemeinen Geschichte des osmanischen Reichs): „These Timariots are in all accounted to bee 790,000 fighting men, of whom 257,000 have their dwelling in Europe and 462,000 in Asia and Africa."

braucht wurde! Oft vergingen ja Monate, ehe die verlangten Contingente, erschöpft und geschwächt, auf den bestimmten Sammelplätzen eintrafen; und dann war es kaum möglich, sie auch nur ein paar Wochen über die gesetzmäßige Zeit bei ihrer Fahne zu erhalten. Denn ihre Wehrpflicht erstreckte sich nur auf die Zeit vom Monat März bis zum November, während welcher sie für ihren Unterhalt allein zu sorgen hatten. Niemand konnte sie zwingen, dann noch länger im Felde auszuhalten, es sei denn, daß der Großherr sich dazu habe verstehen wollen, ihnen ihre Löhnung, gleich den besoldeten Sipahis, aus seinem Schatze auszuzahlen. Das hätte aber, wie man berechnet hatte, allein monatlich etwa 7 Millionen Livres erfordert, eine Summe, welche bei den bedrängten Finanzverhältnissen des Reichs in keinem Falle aufzubringen war [1]).

Im letzten polnischen Kriege habe Sultan Osman über ein Jahr gebraucht, um seine Armee zusammenzuziehen, und dabei sei nicht nur das Land, sondern auch die Hauptstadt so entblößt worden, daß in ganzen Provinzen nicht ein einziger Soldat zurückgeblieben sei, und man in Constantinopel nothgedrungen sogar die dort ansässigen französischen Kaufleute habe mit zum Wachdienste heranziehen müssen. Wie weit es damals schon gekommen sei, könne man am besten daraus abnehmen, daß das Erscheinen einiger Kosaken-Boote, welche an den Ufern des Schwarzen Meeres zwei oder drei Dörfer zerstört, die Hauptstadt so mit Bestürzung erfüllt, daß die vornehmen Türken den französischen Gesandten um seinen Schutz angefleht, im Fall daß die Stadt wirklich in die Gewalt jener verwegenen Freibeuter fallen sollte. Man brauche daher, meint des Hayes weiter, ganz und gar nicht zu befürchten, daß man eine Armee von 400,000 M. zu bekämpfen haben werde, wenn man den Großherrn angreifen wolle. Denn habe man einmal die schwachen Besatzungen an den Grenzen überwunden, dann könne man um so leichter ohne allen Widerstand sogleich bis nach Constantinopel vordringen, weil man unterwegs gar keine Festungen antreffe und die christliche Bevölkerung der Länder, durch welche man

1) Des Hayes Voyage, p. 198.

zu marschiren habe, nur darauf warte, sich der tyrannischen Herrschaft des Sultans zu entziehen [1]).

Und in demselben Sinne ist Sir Thomas Roe, welcher übrigens die Macht der Pforte noch keineswegs zu gering angeschlagen wissen wollte, weil sie, wenn auch außer Stand, so große Kriege zu führen, wie vor Zeiten, noch immer stark genug sei, um gegen die Feinde, die sie selbst am meisten zu fürchten habe, hülfreiche Hand zu leisten, doch der Meinung, daß, wie die Dinge damals lagen, 30,000 Mann ohne Schwertstreich bis vor die Thore von Constantinopel rücken würden [2]). Daß man aber nicht einmal eine solche Macht aufbringen könne, daß die Fürsten der Christenheit so weit mit Blindheit geschlagen seien, daß sie sich, nicht einmal mit Hintansetzung ihres eigenen Haders, zu einer gemeinschaftlichen That vereinigen könnten, um sich dieser ihnen wie von selbst dargebotenen Beute zu bemächtigen, das sei das Verhängniß, der Fluch der Welt, die Strafe des Himmels, wodurch allein das osmanische Reich zu solcher Macht und Größe gelangt sei. „Jetzt“, ruft er aus, „fehlt nichts, als eine starke Hand, um diese wankende Mauer vollends zu Boden zu werfen. Möchte doch Gott, zu seinem Ruhme, die Augen der Ehrgeizigen der Christenheit, welche sich, im Vergleich zu dieser großen Monarchie, um einen Acker Landes streiten, hierher lenken, wo Stoff genug offen zu Tage liegt, dessen man sich mit leichter Mühe bemeistern kann“ [3]). Lei-

1) Des Hayes Voyage, p. 200: „Après avoir défait les troupes, qui sont sur la frontière l'on court, sans trouver aucune resistance jusques à Constantinople, puisqu'il n'y a point de forteresses, et de plus on auroit tout le pais pour soy, qui est habité de Chrestiens et autres, qui ne sont pas moins ennemis de ceste domination tyrannique.“

2) S. Th. Roe Negotiations, p. 123: „It is true, unfitt for such a warre as they were wont, in their glory, to threaten their neighbours with, butt yett they are not so low, butt that they can send some aydes, to abate the encrease of those enmyes they most feare.“ — Dann p. 206: „30,000 soldiours would march unfought with to the gates of Constantinople.“

3) Derselbe, p. 33: „Both the force and discipline of this fearfull empire is so farr decayed, that if the princes of Christen-

der wisse man auch in Constantinopel nur zu gut, daß man von dieser Seite völlig sicher sei, so lange die Christenheit mit sich und ihren ewigen Kriegen selbst noch genug zu schaffen habe, obgleich man wol zu Zeiten mit lebhaften Besorgnissen erfüllt werde, und, bei aller Anmaßung, in der auswärtigen Politik der Pforte doch mehr Vorsicht und kluge Nachgiebigkeit zu Tage trete, wodurch man wenigstens den Schein eines freien und entschiedenen Willens, der Selbständigkeit und der Macht zu retten suche [1]).

Wir brauchen hier nicht sogleich näher auf die Verhältnisse einzugehen, welche damals den Zwiespalt in der christlichen Welt für alle Zeiten unheilbar machen zu müssen schienen und folglich auch die Kräfte und Interessen der Mächte Europas in ihren Beziehungen zu dem osmanischen Reiche fortwährend theilten und zersplitterten. Ganz war jedoch der Gedanke einer gemeinschaftlichen Unternehmung zum Zwecke der Vernichtung der osmanischen Macht auch damals noch nicht geschwunden. Nur blieb dabei die Ansicht vorherrschend, daß in jedem Falle dabei mehr zur See, als zu Lande auszurichten sei, und daß es daher die erste Sorge der Westmächte sein müsse, gemeinschaftlich eine tüchtige Flotte aufzubringen, mit welcher man das osmanische Reich an seiner wundesten Seite angreifen könne. So wie früher, bereits im Jahre 1573, der gelehrte und mit den orientalischen Angelegenheiten sehr vertraute Bischof Antonius Verantius diese Ansicht in einer an Kaiser Maximilian II. gerichteten Denkschrift auszuführen gesucht hatte [2]), so wollte sie jetzt vorzüglich wieder François Savary, Seigneur de Breves, den wir schon als französischen Gesandten bei der Pforte kennen

dome would either knowe or beleeve it, it would invite them to that accord and unity, the contrary whereof has bene the only greatness and cause of encrease of this monarchy." Und ferner p. 153.

1) Roe, p. 59: „Though they are afrayd of every body, yett they are confident, that the warrs of Christendome will secure them."

2) Vergl. Band III, S. 548.

gelernt haben, in einem Memorandum zu praktischer Geltung bringen, welches er König Ludwig XIII. vorlegte [1]).

Er geht darin, nachdem auch er anerkannt hat, daß der Sultan noch immer über eine bedeutende bewaffnete Macht zu Lande und zur See verfügen könne, von der Idee aus, daß ohne einen vollständigen Sieg zur See, zu Lande nichts auszurichten sei. Daß aber ein solcher leicht zu erringen wäre, wenn nur die Seemächte ihre Streitkräfte zu diesem Zwecke vereinigen wollten, könne gar nicht bezweifelt werden [2]). Und dann gibt er zum Beweis der Richtigkeit seiner Behauptung sogleich eine Uebersicht der Schiffe, welche die betreffenden Staaten aufzubringen im Stande sein würden. Der König von Spanien könne mit Einschluß des Geschwaders, welches er in Neapel, Sicilien und in dem Hafen von Genua unterhalte, leicht 100 Galeeren stellen, die Republik Venedig ebenso 200 Galeeren und mindestens 6 jener ungeheuern Galeassen, deren Vortrefflichkeit sich namentlich in der Schlacht bei Lepanto bewährt habe, wo sie vor Allem den Sieg entschieden hätten; mit Truppen und Mundvorrath müsse freilich Frankreich die Venetianer unterstützen. Frankreich selbst habe für gewöhnlich allerdings nur 12—15 Galeeren segelfertig, es könne aber für einen solchen Fall wol leicht bis zu 50 aufbringen. Savoyen würde im Stande sein, 5—6, Toskana 10—12, Genua 8—10, Malta 6, und endlich der Papst 8—10 Galeeren auszurüsten, so daß man auf diese Weise über eine ganz ansehnliche Flotte von 380 Galeeren und 6 Galeassen würde gebieten können [3]).

1) Discours abregé des asseurez moyens d'aneantir et ruiner la Monarchie des Princes Ottomans. Faict par le sieur de Breves (ohne Jahreszahl, aber Ludwig XIII. gewidmet).

2) „Et bien que j'aye fait cognoistre“, heißt es da p. 35, „par ce traicté la puissance de ce grand adversaire, je ne laisseray d'asseurer, que Dieu permettant l'union des forces des Roys et autres Potentats de la Chrestienté, qu'ils sont plus que suffisants dès la premiere année pour la boulverser. Mais il faut premierement l'attaquer par mer, et que l'armée de terre se garde de combattre qu'elle n'ait appris la victoire de la navalle, qui est inevitable, si Dieu pour nos pechez n'en vouloit empescher l'effect.“

3) Daselbst, pag. 35. Besonders legt hier de Breves großes

Zu dieser an sich schon sehr bedeutenden Seemacht, welche mit Leichtigkeit das ganze mittelländische Meer beherrschen könne (qui peut aisément estre maistresse de toute la mer mediterranee), würde man dann noch 100—200 große Transportschiffe (vaisseaux ronds) aus dem atlantischen Ocean hinzuziehen, welche theils von dem Könige von England, theils von den Vereinigten Niederlanden und dem Könige von Spanien, vorzüglich aber auch von Frankreich in den Häfen der Bretagne, von Guyenne, der Normandie und der Provence, wo es überall einen Überfluß an vortrefflichen Seeleuten gebe, aufzubringen wären. Man würde auf diese Weise mindestens noch 200 große Galionen (gros galions) gewinnen, welche, zum Theil armirt, als Kriegsschiffe gebraucht werden könnten, vorzüglich aber zum Transport von Mundvorrath, Soldaten und Waffen, die letzteren namentlich auch für die christliche Bevölkerung des osmanischen Reiches, welche sich unter dem Schutze einer solchen Macht sofort erheben werde, dienen würden. Nur göttliche Gewalt oder ein Seesturm würde im Stande sein, eine solche Flotte zu vernichten.

Als der geeignetste Sammelplatz für dieselbe würde nicht Malta, welches zwar mit bequemen Häfen versehen sei, aber, als eine unfruchtbare Insel, für die Verproviantirung nichts bieten könne, sondern Messina zu wählen sein, weil es nicht nur in seinem vortrefflichen Hafen die ganze Flotte bergen könne, sondern auch, bei dem Reichthum der Insel Sicilien an Getreide, Wein, Fleisch, Öl, Gemüse und allen sonstigen Producten, für den Unterhalt derselben die meisten Mittel gewähre. Von da aus sei mit größter Leichtigkeit Albanien zu erreichen, da Cap St. Marie, in der Nähe von Castel-Nuovo, der ersten türkischen Seestadt, nur 3—400 Seemeilen entfernt sei. Längs der Küste von Albanien und Morea würde man ferner nicht nur alle mögliche Bequemlichkeit für den Unterhalt der Flotte, sondern auch eine durch-

Gewicht auf die 6 Galeassen der Venetianer, „qui se peuvent nommer montagnes de la mer; car ce sont des vaisseaux grands à merveilles, qui portent un grand nombre de canons, mesme de batterie“.

aus christliche Bevölkerung finden, welche, Albaneser sowol wie Griechen, nur Waffen und einige gute Führer bedürfe, um sich zu erheben.

Dann müßte man sich vor Allem in Morea der beiden wichtigen Festungen Koron und Modon am Eingange des Archipel, der Stadt Chios und der beiden Inseln Metelin und Tenedos, in der Nähe der Dardanellen, bemächtigen, was um so leichter sein würde, da die Osmanen in ihrem Übermuthe nicht einmal für eine zweckmäßige Vertheidigung dieser Plätze und Inseln Sorge getragen. Einmal Herr derselben, würde man ohne Weiteres auf die Dardanellenschlösser losgehen, von wo aus dann nur noch 200 Seemeilen bis nach Constantinopel zurückzulegen wären. Sollte es die osmanische Flotte aber auch wagen wollen, den offenen Kampf außerhalb der Dardanellen aufzunehmen, so würde der Ausgang desselben in keinem Falle zweifelhaft bleiben.

Auch würde es schon ein sehr wesentlicher Gewinn sein, daß man, einmal im Besitz der Dardanellenstraße, der osmanischen Hauptstadt von dieser Seite, namentlich von Volo her und aus Ägypten, alle Zufuhr abschneiden könnte, selbst wenn ihr die Verproviantirung durch die Donau-Provinzen und auf dem Schwarzen Meere noch offen bliebe. Um aber auch da schnell zu erwünschtem Ziele zu gelangen, ist de Breves allerdings der Meinung, daß mit diesen Operationen zur See zugleich eine nachdrückliche Führung des Landkrieges verbunden werden müsse. Eine starke Armee, unter der Führung des Kaisers und der Reichsfürsten, müsse durch Bulgarien geradezu auf Adrianopel losgehen; dann würden sich ohne allen Zweifel auch der König von Polen, so wie die Fürsten der Moldau, der Walachei und von Siebenbürgen, auf die Seite der übrigen Mächte der Christenheit schlagen; auch in diesen Ländern würde die ganze christliche Bevölkerung zu den Waffen greifen, und, zumal wenn man darauf bedacht sei, sie in ihren religiösen Interessen möglichst schonend zu behandeln, sich für diese gemeinsame Sache der Christenheit erklären [1]).

1) De Breves a. a. O. p. 43, hält die größte Duldsamkeit in Betreff der religiösen Interessen der griechischen Christen für eine Haupt-

Und wenn man nun dazu noch rechne, daß es leicht sein werde, auch den Perserschah gegen den Sultan aufzureizen und alle christlichen Sekten in Asien und Afrika, welche zur Zeit noch unter dem Joche der Osmanen schmachten, die Griechen in Kleinasien, die Armenier in Mesopotamien, die Kopten in Ägypten, die Georgier am Kaukasus, die Maroniten des Libanon und selbst die muhamedanischen Drusen, gegen den gemeinsamen Feind zu den Waffen zu rufen: wer sollte da noch zweifeln, daß, wenn sich nur einmal die Fürsten der Christenheit zu gemeinschaftlicher That ermannen wollten (si les Princes Chrestiens se vouloient resoudre à une union generale), das gewaltige Gebäude der osmanischen Monarchie sogleich im ersten Jahre in Trümmer zerfallen müsse und die einzelnen Staaten, aus denen es bestehe, die leichte Beute der Sieger werden würden? —

Freilich müsse man sich, um nachher allen Streit darüber zu vermeiden — und damit berührte de Breves, wenn auch nur leise, einen der Hauptpunkte, an welchem bisher schon die meisten Versuche, die Mächte Europas zum Kampfe gegen das osmanische Reich zu vereinigen, vorzüglich mit gescheitert waren —, gleich im voraus über einen Plan verständigen, wie das eroberte Land unter diejenigen zu vertheilen sei, welche durch ihre Waffen dazu beigetragen haben würden, das große Werk zum Ziele zu führen. Er hütete sich klugerweise ebensowol, einen solchen Plan in Vorschlag zu bringen, wie er es Anderen überlassen zu müssen glaubte, die Mittel ausfindig zu machen, wodurch überhaupt die so ersehnte Vereinigung der Mächte der Christenheit zu erzielen wäre. „Die Ausführung dieses Planes", meint er am Schluß, „ist ein Werk Gottes; wenn Er nicht seine mächtige

bedingung des Gelingens des ganzen Planes: „Il serait necessaire", meint er, „de ne faire point de difference entre ceux de la creance Grecque et la nostre, d'ouir leurs messes, d'honorer leurs Ecclesiastiques, de faire la signe de la croix comme eux, d'approuver leurs jeusnes, et les imiter le plus qu'il seroit possible, de faire cheminer leurs Ecclesiastiques à la teste de nostre armée, faisant le meilleur traictement aux Chrestiens de ce pays-là, que faire se pourrait, et tenir une grand rigeur à ceux qui les voudroit mal traicter."

Hand dabei walten läßt und unsere Fürsten, sowohl von dem einen, wie von dem andern Glauben, nicht durch seinen Geist erleuchtet, so ist es unmöglich, daß die Menschen den rechten Weg dazu finden. Vor Allem muß man sich jedes Mistrauens zu entkleiden suchen, sich niemals auf einen Streit über die Verschiedenheit der Religionen einlassen und nicht um den Vorrang des Einen vor dem Andern hadern, sondern einzig und allein darauf bedacht sein, den mächtigen Feind zu Boden zu werfen, welcher durch seine Siege und die Gewalt seiner Waffen die Größe und den Ruhm der Christenheit erniedriget hat" [1]).

Fromme Wünsche, an deren dereinstige Erfüllung de Breves, welcher während seines zweiundzwanzigjährigen Aufenthaltes zu Constantinopel gewiß Gelegenheit genug gehabt hatte, sich eine tiefere Einsicht in die damaligen Beziehungen der verschiedenen Mächte Europas zur Pforte zu verschaffen, und daher auch, wie Wenige, im Stande war, die Interessen zu würdigen, die ihre orientalische Politik bedingten, wol selbst am wenigsten aufrichtig glauben mochte! Auch suchte er ja in derselben Zeit, wo er Ludwig XIII. diesen seinen Plan der Vernichtung des osmanischen Reiches vorlegte, in einer nicht minder gründlichen Denkschrift, über welche wir bald noch ein Wort sagen werden, die Vortheile nachzuweisen, welche die innigere Verbindung des Königs mit dem Großherrn nicht nur ihm selbst, sondern auch der Christenheit überhaupt bringe [2]).

Wäre es gelungen oder möglich gewesen, die vereinzelten, keineswegs unbedeutenden, Streitkräfte der Seestaaten des Mittelmeeres, wie sie nicht nur damals, sondern auch später noch wirklich vorhanden waren [3]), zu einer Flotte zu

1) De Breves, a. a. O., p. 47.

2) Discours sur l'alliance que a le Roy avec le Grand-Seigneur et de l'utilité qu'elle apporte à la Chrestienté (ohne Ort und Jahreszahl).

3) In dieser Beziehung ist es namentlich von Interesse, die Angaben de Breves' mit denen zu vergleichen, welche sich in dem im Jahre 1640 an den Cardinal von Richelieu, als „Grand-maître, chef et surintendant général de la navigation et commerce de

vereinigen, wie sie sich de Breves dachte, so wäre diese jedenfalls im Stande gewesen, den Kampf zur See mit der Pforte auf eine Weise aufzunehmen, welche über die Erfolge und den Ausgang desselben keinen Zweifel gelassen haben würde. Denn wie es damals um die osmanische Marine stand, erfahren wir, abgesehen von den allgemeinen Bemerkungen, welche wir bereits früher darüber gemacht haben [1]), vorzüglich aus den tiefer eingehenden Schilderungen, welche um diese Zeit, im Jahre 1621, der französische Reisende des Hayes davon entwirft.

Die Elemente zur Herstellung und Unterhaltung einer ansehnlichen Seemacht waren allerdings nach wie vor noch vorhanden. Der Schiffbau wurde an den holzreichen Ufern des Schwarzen Meeres, wo sich die meisten Werfte befanden und die Arbeit von den deshalb von sonstigen Steuern, selbst von der Last des Knabenzehents, befreiten Eingeborenen unentgeltlich geliefert werden mußte, noch immer mit verhältnißmäßig so geringen Kosten betrieben, daß der Rumpf einer

France" gerichteten Berichte des Galeeren-Capitains de Virville finden, welcher unter der Aufschrift: Pratique de la guerre et de saluts es armées navales de la mer méditerranée, in die Correspondance de Henri D'Escoubleau de Sourdis, Archevêque de Bordeaux, Chef des conseils du Roi en l'armée navale etc., Paris 1839 (zur Collection de Documents inédits sur l'histoire de France gehörig) aufgenommen worden ist. Nach ihm, Bd. III, p. 458, wurden damals gewöhnlich unterhalten: vom Papst 5 Galeeren; vom König von Frankreich 14, welche aber bereits bis auf 22 (bien ou mal armées) gebracht worden waren; vom König von Spanien in Carthagena und Denia 20, in Genua 14, in Neapel 22, in Sicilien, mit Einschluß der 4 von Sardinien, 14, im Ganzen also 70, welche aber, vorzüglich weil es ihnen an der nöthigen Bemannung fehlte, nicht mehr so gut im Stande waren, wie früher; von Venedig 40 Galeeren und 2 Galeassen, welche aber bis auf 80 und im äußersten Falle (à tout rompre et sans grand chiourme) bis auf 120 Galeeren verstärkt werden könnten. Dazu kämen dann noch von den kleineren Seemächten (semi-puissances): 2 Galeeren von Savoyen, 6 von Malta, 6 von Florenz und 5 von der Republik Genua. Danach würde also damals die gesammte Seemacht der Staaten des Mittelmeeres nur noch auf 236 Galeeren zu bringen gewesen sein.

1) Vergl. Bd. III, S. 279—328.

Galeere kaum ein Viertel so hoch zu stehen kam, wie z. B. in Frankreich [1]). Die Schiffsmannschaft oder die dafür zu entrichtende Schiffssteuer (Avaris) wurde noch alljährig ausgehoben und eingezogen, gleichviel ob wirklich gerüstet wurde oder nicht. Aber nichtsdestoweniger befand sich Alles im elendesten Zustande. Nicht einmal die Ruderknechte, jetzt nur noch verweichlichte Türken, welche jedes Jahr wechselten, genügten dem schweren Dienste auf den Galeeren; geschweige denn daß man im Stande gewesen wäre, die nöthige Anzahl geschickter Schiffsführer, Steuerleute und Seesoldaten aufzubringen, zumal da auch die aus dem großherrlichen Schatze dafür ausgesetzten Gelder von den mit der Ausrüstung betrauten Rais zum besten Theile vergeudet und unterschlagen wurden.

Daher belief sich die Zahl der Galeeren, welche alle Jahre im Hafen von Constantinopel segelfertig gemacht wurden, um nach dem Archipel oder dem Schwarzen Meere auszulaufen, nur noch auf höchstens 30 bis 35, welche kaum einige Monate Dienste thaten und dann immer wieder so schnell wie möglich abgetakelt und in den geräumigen Docks des Arsenals trocken gelegt wurden [2]).

Die Stärke der activen osmanischen Marine beruhte mithin damals eigentlich nur noch auf den wenigen Galeeren, welche an den verschiedenen Stationsorten des Archipel und des Mittelmeeres vertheilt waren, und dort von den betref-

1) Des Hayes Voyage de Levant, p. 187: „Les corps des galleres qui coutent à construire parmy nous quatre mille escus ne reviennent au Grand-Seigneur qu'à trois mille francs". Dies bezog sich jedoch nur auf den rohen Holzbau; im Übrigen kam dem Sultan, nach des Hayes' Berechnung, die Ausrüstung, Bemannung und Verproviantirung jeder Galeere, ohne die Marinetruppen, noch auf 8000 Thlr. zu stehen. Nach De Breves, Discours abrégé ect. p. 29, wäre der Bau einer Galeere, welcher in Frankreich 8—10,000 Thlr. gekostet hätte, in Constantinopel nur auf 1—2000 Thlr. zu stehen gekommen.

2) Des Hayes, p. 190. Die Zahl der Galeeren, welche abgetakelt beständig im Hafen lagen, war natürlich noch immer sehr ansehnlich: „mais je pense", setzt des Hayes sogleich hinzu, „que s'il (der Sultan) les vouloit toutes armer, il ne pouvoit pas trouver assez de mariniers".

fenden Begs, Sommer und Winter, auf ihre Kosten unterhalten werden sollten. Der Großherr lieferte ihnen blos den Rumpf der Galeere mit den Segeln, der Takelage, dem Geschütz und dem dazu nöthigen Pulver. Für die Bemannung mußten sie selbst sorgen, und zwar so, daß sie nicht nur die Schiffsmannschaft und die Ruderknechte aus ihren eigenen Sklaven zu stellen hatten, sondern auch für jede Galeere 100 Seesoldaten (Lewenten) anzuwerben und zu unterhalten verpflichtet waren. Davon waren aber selbst im Sommer kaum die Hälfte wirklich vorhanden, und im Winter bestand nicht selten die ganze Besatzung einer solchen Galeere aus 10 bis 15 Mann. Kein Wunder also, daß auch diese Galeeren sich nur selten auf die offene See wagten und einen Zusammenstoß mit christlichen Schiffen so viel wie möglich zu vermeiden suchten. Denn der etwaige Verlust der Galeere hatte für den betreffenden Beg auch sofort den Verlust seiner Statthalterschaft zur Folge.

Im Ganzen sollte sich die Zahl dieser überall im Reiche zerstreuten Galeeren auf 57 belaufen; aber auch sie waren selten vollzählig. Sie waren folgendermaßen vertheilt: in den Häfen der Insel Rhodos befanden sich 7, ebenso viel lagen bei Chios vor Anker, 6 deckten die Insel Cypern, 11 waren in den Hafenplätzen von Morea, namentlich in Lepanto, Napoli di Romania und Modon, stationirt, 18 lagen im Hafen von Alexandrien und die übrigen 8 vertheilten sich unter die Inseln und einige Küstenorte des Archipel, wie Naxos, Paros, Negroponte, Andros, Cavala und Saloniki. Den Oberbefehl über diese sämmtlichen Galeeren führte, wenn der Kapudan-Pascha sich außerhalb der Dardanellen befand, der Beg von Rhodos [1]).

1) Des Hayes, p. 191—194, wo auch die damaligen Stationsorte dieser Galeeren im Einzelnen genau angegeben sind. Von dem Widerwillen der Marinebeys, sich mit christlichen Schiffen in einen Kampf einzulassen, bemerkt des Hayes: „Ils apprehendent merveilleusement de combattre, de peur de perdre leurs Galleres, parceque les esclaves estans à eux qui est leur principale richesse, lorsqu'ils les perdent, ils sont ruinez entierement; et faute d'en pouvoir racheter d'autres pour armer le corps de Gallere que le

Außerdem konnte die Pforte im Nothfalle freilich über eine nicht unbeträchtliche Anzahl vortrefflicher Corsarenschiffe verfügen. Allein für diese galten damals schon ganz eigenthümliche Verhältnisse, auf die wir bald zurückkommen werden, und die ihren Gebrauch zum Zwecke des Schutzes und der Vertheidigung des osmanischen Reiches und zur Führung eines geregelten und erfolgreichen Seekrieges mindestens sehr erschwerten.

Genug, man hätte mit dieser Seemacht der Pforte jedenfalls jetzt sehr leichtes Spiel gehabt, wenn nur wenigstens die Großmächte des Mittelmeeres sich zu einer entschlossenen That nach dieser Seite hin hätten vereinigen wollen. Aber wie theilten gerade da verschiedene Interessen und gegenseitige Eifersucht noch fortwährend ihre Kräfte und ihre Bestrebungen!

Die Republik Venedig war auch damals noch durch ihre ganze Machtstellung, den bedeutenden Umfang ihrer materiellen Mittel und das Gewicht ihres politischen Einflusses wol berufen, unter ihnen den ersten Platz einzunehmen. Der ungeheure Reichthum und die musterhafte Ordnung in ihren Arsenalen, in ihren Häfen und auf ihren Werften erregte noch immer das Erstaunen und den Neid der übrigen Seemächte. Man rechnete nach, daß der Vorrath an Waffen, Geschütz und Kriegsbedürfnissen jeder Art für das Heer und die Flotte, welcher allein in dem Arsenale zu Venedig aufgehäuft lag, vollkommen ausreiche, in kurzer Zeit 150 Kriegsschiffe und mehr denn 200,000 M. Landtruppen auszurüsten. Für 48 Galeeren war dort Alles so in Bereitschaft, daß sie in vierzehn Tagen vollständig armirt und bemannt unter Segel gehen konnten. Und außerdem hatten die Seestädte von Istrien und Dalmatien, Capodistria, Zara, Lesina, Spalatto, Trau, Curzola, Cattaro, und die Inseln Veglia und Brazza deren 12, und die Insel Candia allein 10 auszurüsten und beständig zu unterhalten. Ein Hauptübelstand war nur, daß es schwer hielt, die nöthige Mannschaft aufzubringen, und man folglich gezwungen war, dafür andere Länder, außer Italien,

Grand-Seigneur leur donne, on leur oste leur Beylic ou gouvernement."

auch schon England, Frankreich und Holland, in Anspruch zu nehmen, die oft nur unbrauchbares Gesindel lieferten, obgleich der Schatz von San Marco noch immer gut genug bestellt war, um diese Söldner angemessen zu bezahlen [1]).

Aber hätte es der Signorie, bei allen ihren Mitteln, auch nur in den Sinn kommen können, von ihrer Friedenspolitik, mittels welcher sie sich mit der Pforte noch immer auf einem erträglichen Fuße zu erhalten wußte und ihre orientalischen Interessen am besten wahrnehmen zu können glaubte, einen Finger breit abzuweichen? Hätte sie es jetzt für klug und weise halten sollen, ihre verjährte Eifersucht auf die Macht des Kaisers und des Königs von Spanien, oder ihren, wenn auch augenblicklich wieder etwas gemäßigten Groll gegen den Heiligen Stuhl einer gemeinsamen Unternehmung der christlichen Seemächte gegen das osmanische Reich zum Opfer zu bringen, deren Erfolge ihr für ihre Interessen mindestens noch sehr zweifelhaft erscheinen mochten? — Ihr galt es ja jetzt vor Allem, nur das fortwährend bedrohete Candia noch so lange wie möglich zu retten, sich die ihr so unentbehrliche Zufuhr an Fleisch und Getreide aus den der Botmäßigkeit des Großherrn unterworfenen Nachbarländern, vorzüglich Slavonien, Epirus, Albanien und Morea, offen zu erhalten und sich ihren Einfluß im Diwan, selbst mit schweren Geldopfern, wenigstens noch so weit zu sichern, daß sie dort noch einigermaßen ein Gegengewicht gegen die von allen Seiten überhandnehmenden Beeinträchtigungen ihres Levantehandels fände. Nirgends ist diese damalige Stellung der Republik zur Pforte vielleicht mit mehr Schärfe und Klarheit charakterisirt worden, als in dem Berichte, welchen der tiefblickende spanische Ge-

1) Diese Notizen entnehmen wir der Relatione di Venetia, fatta da D. Alfonso della Cueva, Conte di Bedmar, già ambasciadore della maestà cattolica appresso della republica ect. vom J. 1619, wo es nach den Auszügen bei Daru, Hist. de Venise Vol. VI, p. 226 unter Anderm heißt: „Aucun arsenal ne peut être comparé à celui de Venise. Il y a quelques années qu'on en vit sortir cent seize galères à la fois . . . On dit, que cet établissement renferme de quoi équiper cent cinquante vaisseaux et de quoi armer plus de deux cent mille hommes.“

sandte Don Alfonso della Cueva im Jahre 1619 über die politische Lage derselben an König Philipp III. abstattete [1]).

„Die Republik", heißt es da unter Anderm, „erhält sich mit den Türken in gutem Einvernehmen (en bonne harmonie) und es scheint nicht, daß dasselbe für jetzt gestört werden würde. Seit ihrer Niederlage bei Lepanto haben sich die Türken aller Feindseligkeiten gegen sie enthalten. Denn sie sind überzeugt, daß sich bei der geringsten Gefahr, welche der Republik von dieser Seite erwachsen könnte, alle Mächte der Christenheit gegen sie, die Türken, vereinigen würden. Auf der andern Seite gibt sich die Signorie die größte Mühe, sie glimpflich zu behandeln, und es ist keine leichte Sache, ihre Politik in dieser Beziehung, welche sie immer geschickten Männern anvertraut, vorzüglich ihren Residenten zu Constantinopel, gehörig zu beschreiben; aber es ist von Wichtigkeit, sie kennen zu lernen.

„Sie beauftragt mit dieser Mission immer einen Mann von tiefem Wissen, großer Beredtsamkeit und ausnehmender Gewandtheit. Sie gibt ihm, bei seiner Abreise, sehr ausgedehnte Instructionen über die Art, wie er sich gegen den Großwesir und die Paschas zu verhalten hat, und stellt eine bedeutende Summe Geldes zu seiner Verfügung, die ihn in den Stand setzt, unter dem Namen der Freigebigkeit die Bestechung zu üben. Es ist dies in Wahrheit ein Tribut, nur mit dem Unterschiede, daß die Türken ihn nicht geradezu verlangen könnten. Dieses Gold verschafft ihm die Gunst und den Schutz des Großwesirs, bei welchem man mit den Mitteln, welche an anderen Höfen gebräuchlich sind, nichts ausrichten und nichts erlangen würde. Je eifriger und genauer die Venetianer bei der Überwachung aller ihrer übrigen Ausgaben sind, desto großartiger und vertrauensvoller beweisen sie sich bei diesen, welche alle Grenzen der Frei-

1) Relatione delle cose di Venetia, fatta da D. Alfonso della Cueva, ambasciadore di Spagna, oggi Cardinale (1619). Diese für die damaligen politischen Verhältnisse überhaupt sehr wichtige Relation, eine von der vorhergehend genannten verschiedene, existirt handschriftlich in einer großen Menge Copien. Wir folgen hier den Auszügen, welche Daru a. a. O. p. 221 fg. daraus gegeben hat.

gebigkeit überschreiten, aber ihnen auch unermeßliche Vortheile gewähren.

„Sollte zufälligerweise der Großwesir einmal unbestechlich sein, so arbeiten sie dadurch gegen ihn, daß sie andere Große zu verführen suchen, bis sie es durchgesetzt haben, daß einer an dessen Stelle erhoben wird, der ihnen günstig sei. So erging es z. B. dem letzten, dem es nicht nur seine Stelle, sondern auch sein Leben kostete, daß er sich den Venetianern verdächtig gemacht hatte. (Wahrscheinlich meint hier der Gesandte Nassuh-Pascha, welcher im October 1614 entsetzt und hingerichtet wurde; denn seine beiden nächsten Nachfolger, Mohammed-Pascha und Chalil-Pascha wurden nur abgesetzt.) Das Gold des Bailo dringt bis in das Serai, und man sagt, daß er selbst zu den Sultaninnen Zutritt gehabt hat. Auch sind die Venetianer überzeugt, daß im Diwan kein Plan zur Sprache kömmt, den sie nicht durch ihre Macht und ihre Intriguen hintertreiben und vereiteln könnten.

„Ein anderes Mittel, dessen sie sich bedienen, um mit der Pforte auf gutem Fuße zu bleiben, ist, daß sie dieselbe mit allen übrigen Fürsten der Christenheit in Feindseligkeiten zu verwickeln suchen und sich das Ansehen geben, als ob sie die Einzigen wären, welche ihre, der Pforte, Interessen mit Eifer wahrnehmen. Es gibt keine Art von schlechten Diensten, welche sie nicht dem Kaiser und vorzüglich dem Könige von Spanien an diesem Hofe zu erweisen bemüht wären. Dagegen sind sie aber auch die Einzigen, welche da mit einem gewissen Wohlwollen behandelt werden. Gleichwol hegen die Türken keine besondere Zuneigung zu der Republik; und man kann sagen, daß die Mittel der Bestechung, durch welche man sie in Schranken hält, gewissermaßen Gewaltmittel sind (sont en quelque sorte des moyens violents). Sie wissen sehr wohl, daß die Seemacht der Venetianer ihren Plänen einigen Widerstand entgegensetzen könnte; deshalb muß es ihr Streben sein, diese Seemacht zu schwächen; und wenn sie von der Seite Persiens sich für gesichert halten könnten, so würden sie sich gewiß gegen Candia versuchen. Denn der Besitz dieser Insel ist das einzige Mittel, wodurch sie sich

von den Plackereien der Corsaren des Westens befreien könnten, denen diese Insel einen so bequemen Zufluchtsort gewährt. Einmal Herren dieser wichtigen Position, hätten sie ja nur noch den Meeresarm zu bewachen, welcher Candia von Cerigo trennt, um allen feindlichen Schiffen den Eingang in den Archipel zu wehren.

„Wahrscheinlich wird die Republik die Türken dadurch einzuschüchtern suchen, daß sie die Miene annimmt, sie sei der Hülfe aller Fürsten der Christenheit versichert; aber das wird man nicht glauben; und es bleibt ihr daher kein anderes Mittel, jenen Entschluß (die Einnahme von Candia) abzuwenden, als ihre Verschwendungen, d. h. Geschenke von 30-, 50- und 100,000 Zechinen. Aber was sind solche Opfer im Vergleich zu einer Insel, welche durch ihren Reichthum, ihre Lage und in so vielen andern Beziehungen von so hoher Wichtigkeit ist?

„Gibt es einmal einen Großwesir, welcher, treu seiner Pflicht und fest in seinen Entschlüssen, es sich angelegen sein läßt, den Ruhm und die Macht seines Herrn zu vergrößern, so wird man ihm zu verstehen geben, wie mächtig die Republik zur See sei, welche bedeutende Hülfsquellen ihr in der Liebe ihrer Unterthanen zu Gebote stehen. Auf der andern Seite können sich jedoch die Türken daran erinnern, daß die Streitkräfte der Republik nicht hinreichend waren, sie aufzuhalten. Als letztes Auskunftsmittel wird man ihnen einzureden suchen, daß es ihr eigenes Interesse ist, sich den Frieden mit ihr zu erhalten, daß ihr Handel die ergiebigste Quelle der Einkünfte sei, welche das Reich aus seinen Zöllen bezieht, und daß ein einziges venetianisches Schiff mehr Abgaben bezahle, als alle von England und Frankreich zusammengenommen. Aber welche Wirkung werden dergleichen Rücksichten auf Männer machen, welche wohl wissen, daß die Republik nichts Eiligeres zu thun hat, als um den Frieden zu bitten, sobald sie ihn nur erlangen kann, und folglich ihre Handelsoperationen auf demselben Fuße wieder aufzunehmen, wie zuvor? —

„Ich komme daher zu dem Schlusse, daß die Republik keines der oben angegebenen Mittel vernachlässigen wird, um

sich mit den Türken in gutem Einvernehmen zu erhalten, aber daß diese herrschsüchtige Nation ihr dennoch jeden Augenblick entschlüpfen kann."

Nach den Angaben desselben Gesandten kam diese immerhin ziemlich misliche Friedenspolitik der Signorie damals jährlich auf mindestens 400,000 Dukaten zu stehen. Davon kamen auf die Tribute für Candia 7550 D., für Zante 500 D. und Corfu 300 D. Ferner wurden auf die Geschenke an die Wesire, die sonstigen Würdenträger der Pforte und die einflußreichsten Beamten in den Haupthandelsplätzen, namentlich zu Kairo, Alexandrien und Aleppo, in Geld oder auch kostbaren Erzeugnissen des venetianischen Kunstfleißes 204,040 D., und der Rest auf den Ehrensold für den Großherrn selbst und das Serai gerechnet [1]).

Jedenfalls ist es von hohem Interesse, neben dieser Stimme eines entschiedenen Gegners der Signorie auch das Urtheil eines der erleuchtetsten Staatsmänner der Republik, dem ihr Wohl und ihre Größe gewiß am Herzen lagen, über die Verhältnisse der christlich-europäischen Welt im Allgemeinen und derselben im Besonderen zu dem osmanischen Reiche so ziemlich aus derselben Zeit zu vernehmen. Wir meinen das des berühmten Vertheidigers der Interessen der Signorie gegen Papst Paul V., des ebenso gelehrten und scharfsichtigen als muthvollen und entschlossenen Serviten Fra Paolo Sarpi, welches er als Mitglied der Staatsconsulta in seiner auf Befehl der Regierung abgefaßten Denkschrift über die innere und äußere Politik der Republik niedergelegt hat [2]).

1) État des recettes et des dépenses de la république de Venise, extrait du rapport fait au roi d'Espagne, par le marquis de Bedmar, son ambassadeur, en 1619, bei Daru a. a. O. p. 265. Der Gesandte will diese Notizen von wohlunterrichteten und glaubwürdigen Männern erhalten haben.

2) Opinione del Padre Paolo, Servita, Consultor di stato, come debba governarsi internamente e esternamente la Repubblica di Venetia, per haver il perpetuo dominio; per publica commissione. In Venetia 1681. Von dieser höchst interessanten Schrift, deren Authenticität mit Unrecht bezweifelt worden ist, erschien eine sehr genaue französische Übersetzung, unter dem Titel: Le Prince de Fra Paolo

Fra Paolo gehörte sicherlich nicht zu den leichtfertigen und vorschnellen Politikern des Tages, welche — und deren gab es auch damals überall in Menge — die gänzliche Vernichtung des osmanischen Reiches für ein Kinderspiel erklären wollten. Er hatte im Gegentheil noch eine ziemlich hohe Meinung von der Macht und Größe des Sultans. Er nennt ihn geradezu den größten Fürsten, den Alle, aber die Republik noch mehr wie die Andern, zu fürchten haben, und an dessen Thun und Treiben alle Weisheit der Staatskunst zu Schanden werde. Er kümmere sich wenig um die anderen Mächte, suche weder Verbindungen mit ihnen, noch achte er es der Mühe werth, bei ihnen stehende Gesandte zu unterhalten. Er gleiche, mit einem Worte, dem Elephanten, welcher das stärkste und folglich das am wenigsten mistrauische unter den Thieren sei [1]).

Und dann geht er auf die Grundbedingungen der osmanischen Macht näher ein: jenes consequente System der Eroberung und der Sklaverei, welches von allen Unterworfenen nur unbegrenzten Gehorsam verlange, und als letztes Ziel noch immer die Herrschaft der Welt, des Orients und des Occidents, vor Augen habe; die unermeßlichen Heerschaaren und die unerschöpflichen Schätze, über welche der Großherr gebieten könne u. s. w. Die Vergrößerung dieser Macht würde freilich allen Staaten verhängnißvoll sein, und man müßte es für die Welt für ein Glück halten, wenn es gelänge, sie zu schwächen; aber dazu könne man sich nur erst sehr entfernte Hoffnung machen, die fast eine Chimäre sei. Denn von den Mächten der Christenheit, welchen es nur darum zu thun sei, sich weit mehr unter sich, als eine fremde Macht zu vernichten (plus jaloux de s'opprimer les uns les autres que d'opprimer une puissance étrangère), habe der Türke in keinem Falle etwas zu fürchten.

ou conseils politiques adressez à la Noblesse de Venise. Berlin 1751. Nur die letztere ist uns augenblicklich zur Hand.

1) Fra Paolo a. a. O. p. 189: „Il néglige par grandeur de s'informer des actions d'autrui, semblable à l'éléphant, le plus fort, et par cette raison le moins soupçonneux des animaux."

Rechtliche Ansprüche könne der Sultan, meint er dann weiter, indem er auf die Verhältnisse der Signorie zu dem osmanischen Reiche im Besonderen eingeht, allerdings auf die Besitzungen der Republik nicht geltend machen, auch habe er sie nie gehabt; er brauche sie aber auch gar nicht, da ihm schon der Wille und die Leichtigkeit, nach dieser Seite hin Eroberungen zu machen, vollkommen genüge. Dagegen habe die Republik sicherlich sehr wohlbegründete Ansprüche an den Sultan zu erheben; sie könne mit vollem Rechte mehrere Staaten von ihm zurückverlangen, die er ihr abgenommen habe: Negroponte, ihre bedeutendsten Besitzungen in Morea und Albanien, an den Küsten von Karamanien und im Archipel, in Bosnien und Dalmatien, endlich das Königreich Cypern. Ja, man könnte annehmen, daß die Republik, wenn sie nicht durch die Eroberungen der Türken in ihrem Fortschritte aufgehalten worden wäre, zu einer Macht angewachsen sein würde, welche der der Römer kaum nachgestanden haben dürfte. Bei ihr gelte aber leider jetzt das umgekehrte Verhältniß, wie bei dem Großherrn: Sie habe wol das Recht und auch den Willen, die verlorenen Provinzen wieder zu erobern, aber nicht die Leichtigkeit.

„Deßhalb", fährt er dann wörtlich fort, „muß man sich einen Straußenmagen anschaffen, um alle diese Verluste verdauen zu können, und sich mit der Hoffnung schmeicheln, daß der Türke sich mit diesen großen Erwerbungen begnügen wird, ohne tollkühn auch noch Das auf das Spiel zu setzen, was uns noch übrig ist. So wird man wenigstens ein Unglück vermeiden, nämlich daß der Türke sich nicht mit andern Mächten gegen uns verbinden wird..... Dagegen könnte es geschehen, daß der Türke sich mit der Republik verbinden möchte, um die Staaten Anderer zu erobern, so oft wir es nur wollten. Allein dann müßte man sich darauf gefaßt machen, daß aller Gewinn davon auf seiner Seite wäre. Denn diese Macht will sich nicht bei einer langen Abrechnung aufhalten; sie kennt nur eine einzige, nämlich die, daß sie Alles für sich nimmt (cette puissance ne voulant point s'embarasser dans tant de comptes, et n'en connaissant qu'un seul, qui est de prendre tout). Folglich wäre

es ja eine Tollheit, sein Blut darum zu vergießen, um ein Reich zu vergrößern, welches sich schon viel zu sehr durch den Ruin aller anderen vergrößert hat...... Auch haben unsere Vorfahren in ihrer Weisheit sehr richtig erkannt, daß es weit gefährlicher sei, den Türken zum Beschützer als den Christen zum Feind zu haben, nicht sowol wegen der außerordentlichen Überlegenheit seiner Macht, als vielmehr wegen der Treulosigkeit seines Charakters (à cause de la perfidie de son charactère)...... Die ganze Politik, welche man gegen diese Macht in Anwendung bringen kann, besteht also darin, daß man sich das Ansehen gibt, als halte man sie für eine befreundete, während man sich jedoch so einrichtet, als ob sie jeden Augenblick unser Feind werden könnte, und daß man immer so wohl gerüstet ist, daß unsere Schwäche nicht die ihr natürliche Habsucht reize. Jemehr man im Stande sein wird, mit dem Türken Krieg zu führen, desto länger wird der Friede mit ihm dauern; und das gute Einvernehmen mit ihm wird sich weit eher durch Furcht, als durch Freundschaft erhalten."

Schließlich deutet Fra Paolo noch darauf hin, daß man dem Sultan, im Fall eines Bruches, im Osten mittels Persiens, im Norden mittels Polens und „Moskowiens" allerdings einige Verlegenheiten bereiten könne; allein die Sache sei sehr schwierig, und folglich von dieser Seite nicht sonderlich viel zu erwarten. Ebenso sei es auch sehr mislich, durch Bestechung der Pfortenminister Etwas erlangen zu wollen, zumal wenn eben der Krieg bereits erklärt sei. Denn selbst wenn es — was die Hauptsache wäre — gelingen sollte, den Großwesir auf diese Weise für sich zu gewinnen, so werde doch damit schon deshalb wenig zu erreichen sein, weil der beständige Wechsel dieses hohen Reichsbeamten ganz und gar von den Launen des Großherrn selbst abhänge [1]). Je entschlossener und selbständiger dieser sei, desto mehr komme man in Gefahr, auf diesem Wege sein Geld ohne Nutzen zu vergeuden. „Selbst die größte Staatsklugheit", meint er am

1) Fra Paolo a. a. O. p. 201: „La plûpart du temps ils s'engraissent de nos dons et puis ils nous manquent."

Ende, „wird daher Mühe haben, ihre Schritte einer Macht gegenüber zu bemessen, welche nur den Eingebungen ihrer Wuth und ihres Übermuthes folgt, und welche, weit entfernt, der Vernunft Gehör zu geben, nicht einmal von sich allein abhängt. Ich kann daher nichts Anderes sagen, als was der Engel zu Gideon sprach: „confortare et esto robustus"; mit diesem Spruche, der vom Himmel kommt, schließe ich diese Betrachtungen, welche mir ein ganz meinem Vaterlande geweiheter Sinn eingegeben hat."

Man ersieht daraus, daß der bewaffnete Friede und eine strenge Neutralität auch diesem aufgeklärten Staatsmann als der Kern des politischen Systems erschien, welches die Signorie in ihren Beziehungen zum osmanischen Reiche für jetzt aufrechterhalten müsse, wenn sie, bei der allerdings mitunter schon ziemlich mislichen Lage, in welche sie sich da versetzt sah, ihre orientalischen Interessen gehörig wahren wolle. Und sie folgte in der That seinem Rathe, indem sie kleinere Irrungen, welche ihr gutes Vernehmen mit der Pforte hätten stören können, immer so schnell wie möglich auszugleichen bemüht war, auf der andern Seite aber auch ihre Seemacht fortwährend auf einem achtunggebietenden Fuße zu erhalten wußte, wenn es ihr dabei auch nur vorzüglich darum zu thun war, ihr altes Recht der alleinigen Bewachung des Golfes, demzufolge es bewaffneten osmanischen Schiffen nicht gestattet war, dort einzulaufen, vor den Augen der Welt thatsächlich zu behaupten [1]).

Wie bei den jüngsten Thronveränderungen, erfolgte auch sogleich im ersten Jahre nach dem Regierungsantritte Murad's IV. die Erneuerung der alten Capitulationen, welche der Republik jenes Recht auch für die Zukunft wahrte, ohne die geringsten Schwierigkeiten. Die Sendung eines Tschausch, welcher bei dieser Gelegenheit der Signorie die Versicherungen fortdauernder Freundschaft und friedlicher Gesinnung überbrachte, wurde durch eine außerordentliche Gesandtschaft er-

1) Diesen letztern Punkt hebt vorzüglich des Hayes in seiner Abhandlung: Des interest que les plus grands princes de la terre ont avec le Grand-Seigneur, in der Voyage de Levant, p. 283 heraus.

widert, welche dem Procurator von San Marco, Simeone Contarini anvertraut ward [1]). Einige Reibungen wegen der afrikanischen Corsaren, welche im Jahre 1624, ohne daß 1624
es die türkischen Befehlshaber von Castel Nuovo zu hindern versucht hätten, mit 13 Schiffen bis in den Kanal von Cattaro vorgedrungen waren, zur Nachtzeit Perasto überfallen und ausgeplündert, sich aber dann, auf das Erscheinen der venetianischen Galeeren, sogleich wieder über Ithaka und Zante, wo sie noch einige Räubereien verübten, zurückgezogen hatten, blieben ohne weitere Folgen. Die Signorie entschädigte sich dafür durch die Wegnahme von 4 Corsarenschiffen bei der Insel Santa Maura [2]).

Ebenso verfehlten im nächsten Jahre die Aufhetzereien der 1625
Spanier zu Constantinopel, welche vorzüglich mit den Zweck gehabt zu haben scheinen, die Signorie mit der Pforte zu veruneinigen, ihre Wirkung. Der Großherr, welcher damals in Asien genug zu thun hatte, gab im Gegentheil der immer noch mächtigen Republik damals dadurch einen ganz besondern Beweis seines Wohlwollens, daß er ihr durch Vermittelung des Paschas von Ofen ein Hülfscorps von 20,000 Mann anbieten ließ. Allein die Signorie, welche dergleichen Freundschaftsdienste von dieser Seite immer mit gerechtem Mistrauen aufnahm, lehnte das Anerbieten höflich ab und bat sich dafür nur die Erlaubniß aus, in den türkischen Grenzprovinzen, zur Verstärkung ihrer Landmacht, welche ihr besonders wegen der Veltliner Händel und des Mantuanischen Erbfolgestreites sehr noth that, unter den albanesischen Milizen einige Werbungen vornehmen zu dürfen, was auch von Seiten der Pforte ohne Weiteres gestattet wurde [3]).

1) Nani Istoria della Repubblica Veneta. In Venezia 1720. T. I. p. 267.

2) Derselbe p. 293.

3) Derselbe p. 310. Eine Gesandtschaft, welche damals der Vicekönig von Neapel nach Constantinopel schickte und auf die wir zurückkommen werden, soll, neben der Vermittelung eines Friedens, vorzüglich diesen Zweck gehabt haben. „Non teneva forse in questo trattato", meint Nani, „l'ultimo luogo tra' pensieri de' Ministri Spagnuoli quello d'ingelosire la Repubblica, e suscitare diffidenza tra lei e la Porta." Und

Seitdem erlitt das freundschaftliche Verhältniß zwischen der Signorie und der Pforte, abgesehen von kleinen Händeln an den Grenzen, wozu die einmal ertheilte Werbebefugniß und der dadurch nur noch mehr genährte unruhige Geist der kriegerischen Bergbewohner von Bosnien und Albanien vielleicht nicht wenig beigetragen haben mögen, und die unvermeidlichen vereinzelten Reibungen mit den Corsaren, in den nächsten Jahren wenigstens, keine wesentliche Störung. Die Signorie drückte mit einer Consequenz, die nicht eben geeignet war, ihre politische Achtung in der Welt besonders zu vermehren, selbst da ein Auge zu, wo die Unbilden, welche sie von der launenhaften Tyrannei Murad's zu erdulden hatte, ein entschiedeneres Auftreten ihres Stellvertreters zu Constantinopel zu einer Ehrensache gemacht hätten [1]).

1634 Sie ertrug es z. B. ruhig, daß im Jahre 1634 ein in Constantinopel ansässiger venetianischer Kaufmann, Zanetti mit Namen, auf die schmachvollste Weise hingerichtet wurde, blos weil ihn der Sultan in dem lächerlichen Verdachte hatte, er habe sich auf der Plattform seines Hauses einen kleinen Pavillon zur Rundschau zu keinem andern Zwecke angelegt, als um von da aus die Geheimnisse in den Gärten und den Gemächern des Harems zu erspähen. Und damit nicht genug, ließ er auch noch sämmtliche Güter des Unglücklichen einziehen, wobei zugleich auch alle übrigen europäischen Kaufleute ihr Theil zu leiden hatten. Denn da man unter den aufgestapelten Waaren wenig oder nichts fand, was als Zanetti's Eigenthum bezeichnet war, so hielt man sich an die Güter der anderen christlichen Handelsleute, belegte sie mit

dann über die Art, wie das angebotene Hülfscorps abgelehnt wurde: „Ma, gli stessi doni de' Barbari essendo insidiosi, la Repubblica, gradita per complimento l'offerta, non l'accettò, solo godendo di qualche modo che a confini permisero i ministri Turcheschi di raccogliere alcune Militie Albanesi."

1) Bei Gelegenheit einiger Händel an der bosnischen Grenze im Jahre 1626 bemerkt Th. Roe in einer Depesche an den englischen Gesandten zu Venedig, Sir Isaac Wake: „I beleeve no man of witt doth think, that the Venetians seek occasion of breach with them (den Türken); but they, in every offence, seeke to make proffitt of their own insolence." Negotiations, p. 494.

Beschlag und warf je einen von ihren Körperschaften ohne Weiteres ins Gefängniß. Erst nachdem sie sich mit 40,000 Thalern ausgelöst hatten, erhielten sie ihre Waaren und ihre Freiheit wieder. Nachträglich wurde dann über alle Christen noch eine Haussuchung nach Waffen verhängt, bei welcher selbst die Gesandten so wenig verschont wurden, daß der damalige Vertreter des Königs von England, Peter Wyche, sich gezwungen sah, Alles, sogar bis auf den Degen abzuliefern, womit er von seinem königlichen Herrn zum Ritter geschlagen worden war [1]).

Man tröstete sich, wie es scheint, in Venedig über dergleichen Unannehmlichkeiten damit, daß auch anderen Nationen und Fürsten, namentlich den Franzosen, Ähnliches und noch weit Schlimmeres widerfahren war, was man mehr auf Rechnung der persönlichen Tollheit des Großherrn, als auf die einer durchdachten feindseligen Politik der Pforte setzen zu müssen glaubte. Auch versäumte die Signorie nicht, den Groll des Sultans noch immer durch von Zeit zu Zeit wohl angebrachte Geschenke von sich abzulenken. Noch auf seinem letzten Feldzuge gegen Persien ließ sie ihm durch ihren in Skanderona ansässigen Consul, Marco Foscolo, ein Ehrengeschenk im Werthe von 10,000 Thlrn. übermachen, welches natürlich wohlgefällig angenommen wurde [2]). Erst um diese Zeit erhielten die durch den fortdauernden Corsarenunfug genährten Händel zwischen der Republik und der Pforte wieder einen ernsteren und drohenderen Charakter. Die übrigen Seemächte des Mittelmeeres, welchen dieses Piratenwesen bei ihren Beziehungen zu dem osmanischen Reiche fast noch mehr zu schaffen machte, wurden davon nicht minder berührt als die Signorie selbst. Bevor wir daher darauf näher eingehen, müssen wir auch die Verhältnisse dieser Seemächte etwas genauer ins Auge fassen.

Nächst Venedig war es vorzüglich Frankreich, welches sich damals zu einer bedeutenden Seemacht erheben und sich als solche auch in seinen Beziehungen zu der Pforte gel-

1) Ricaut T. I. p. 80.
2) Daselbst p. 142.

tend machen wollte. Ungeachtet seines sehr ausgedehnten Levantehandels — de Breves schlägt die Zahl der Schiffe, welche allein von den Häfen der Provence und von Languedoc aus mit allen Theilen des osmanischen Reiches in beständigem lebhaften und sehr ergiebigem Verkehre standen, auf mehr als 1000 an [1]) — besaß Frankreich zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts eigentlich so gut wie gar keine Kriegsmarine. Was davon seit den Zeiten Franz' I. wirklich vorhanden gewesen war, das war während der Religionsunruhen und der Bürgerkriege unter seinen Nachfolgern wieder vernachlässigt worden und beinahe gänzlich zu Grunde gegangen.

Wir haben bereits gesehen, daß Heinrich IV. nichts mehr Kummer machte, als daß er sich in dieser Beziehung nicht mit den Venetianern messen konnte und, wie er sich selbst noch in seinen Depeschen aus dem Jahre 1604 ausdrückt, nicht im Stande war, „seinen Rang ebenso gut zur See wie zu Lande zu behaupten“ [2]). Und eben weil er sich die Sache wirklich zu Herzen nahm, weil er von der Nothwendigkeit überzeugt war, daß Frankreich als Großmacht auch in dieser Hinsicht nach allen Seiten hin, gegen England, Spanien und das osmanische Reich, den ihm gebührenden Rang einnehmen und behaupten müsse, wurde er der eigentliche Schöpfer, oder, wenn man will, der Wiederhersteller der neueren französischen Marine.

Man sagt, daß ihm dabei vorzüglich der Spanier Don Antonio Pèrez zur Seite stand, welcher, nach allerhand Fährlichkeiten vom Hofe von Madrid verbannt, bei ihm gastliche Aufnahme fand und ihm aus Dankbarkeit, als Richtschnur für seine Politik, den weisen, lakonisch genug nur in die drei Worte gefaßten Rath gab: Roma, consejo, pielago [3]).

1) De Breves, Discours sur l'alliance, p. 2: „Il est très-notoire qu'il y a plus de mille vaisseaux en la coste de Provence et de Languedoc qui trafiquent dans l'estenduë de l'Empire du Turc, et par ce moyen s'enrichissent non seulement eux mêmes, mais encore beaucoup de contrees de la France qui en reçoivent utilité.“

2) Vergl. Bd. III, S. 872.

3) Nach Richelieu, in seinem Testament politique bei Eugène

Neben Rom und einem tüchtigen Rath, meinte der kluge Spanier, müsse der König jetzt vor Allem auch die Herrschaft des Meeres als Ziel seines Strebens ins Auge fassen. Und dazu schien der Augenblick allerdings um so günstiger, da die in früheren Zeiten bedeutenderen Seemächte, wie namentlich Spanien und Portugal, den Höhepunkt ihres Glanzes schon durchschritten hatten, ihre jüngeren Nebenbuhler, England und Holland, dagegen noch weit davon entfernt waren, und folglich die Erbschaft der Herrschaft des Meeres noch für Jeden offen stand, welcher den Muth und die Mittel hatte, sie unter der Ägide des alten Wahlspruchs: „la force et non la raison“ anzutreten.

Aber die Anfänge dieser neuen Schöpfung waren, obgleich die Elemente dazu nicht fehlten, selbst für den umfassenden Geist und die rastlose Thätigkeit Heinrich's IV. schwierig und mühevoll. Er hatte auch in dieser Hinsicht seine Zwecke nur erst zum kleinsten Theile erreicht, als, wie Paul Sarpi sich ausdrückt, der verworfene Dolch eines noch verworfeneren Mörders „die Tage und Pläne dieses unvergleichlichen Monarchen zerschnitt.“ Wir wissen, mit welcher fast kindlichen Freude er die wenigen Galeeren begrüßte, die er endlich nicht ohne Erfolg gegen die Seeräuber, die Engländer und die Barbaresken, kreuzen lassen konnte, welche die Ehre und das Ansehen seiner Flagge im Oriente und die Interessen des französischen Levantehandels so sehr beeinträch-

Sue, Correspondance d'Escoubleau de Sourdis, Introduct. p. I. Antonio Pérez, Sohn des Staatssekretärs Karl's V. und Philipp's II., Gonçalo Pérez, hatte sich, als ein sehr kluger, welterfahrener und gewandter Mann, anfangs gleichfalls der Gunst Philipp's II. in hohem Grade zu erfreuen; später wurde er aber beschuldigt, der Prinzessin von Eboli Staatsgeheimnisse verrathen zu haben und an der Ermordung eines gewissen Escovedo betheiligt gewesen zu sein, deren eigentlicher Urheber der König selbst war. Verurtheilt, entkam er glücklich aus dem Gefängniß nach Frankreich, wo er im November 1591 eintraf. Durch Vermittelung der Prinzessin Catharina von Bourbon wurde er mit Heinrich IV. bekannt, der ihn in seine Nähe zog und ihm eine Pension aussetzte. Er starb zu Paris am 5. November 1611.

tigten. Und dennoch kam er damit nicht weiter, als daß er seinen Unterthanen am Ende nur den wohlgemeinten Rath und Befehl ertheilen mußte, sich nur noch mit wohlarmirten Fahrzeugen nach der Levante zu wagen, d. h. sich vor Allem auf ihren Selbstschutz zu verlassen, wenn sie dort ihre Interessen noch einigermaßen gewahrt wissen wollten [1]).

Und was Heinrich IV. noch wirklich erreicht hatte, das gerieth ja sogleich nach seinem Tode, unter seinem schwachen Nachfolger, Ludwig XIII., beinahe wieder gänzlich in Verfall. In welchen kläglichen Zustand damals die französische
1626 Marine versunken war, läßt sich schon daraus zur Genüge entnehmen, daß noch im Jahre 1626 die nach den Tuilerien berufene Versammlung der Notabeln den König inständigst darum anging, in seinen Häfen nur wenigstens eine genügende Anzahl von Wachtschiffen zu unterhalten, welche im Stande wären, die Küsten gegen die beständigen Räubereien der Piraten zu schützen, daß gleichzeitig die Generalstaaten die Unterhaltung einer Flotte von jährlich mindestens 45 Schiffen verlangten, und die Stände der Provence es durch die dringendsten Vorstellungen wenigstens dahin zu bringen suchten, daß nicht mehr als 7 Schiffe dazu verwendet werden möchten, gegen die Barbaresken im Mittelmeere zu kreuzen.

Eine günstigere Wendung in diesen Dingen trat erst ein, als der große Staatsmann, in dessen Hände damals die Geschicke Frankreichs gelegt waren, der Cardinal von Richelieu, auch die Erhebung der französischen Marine, ganz im Geiste Heinrich's IV., zum Gegenstande seiner besonderen Sorgfalt machte. Für ihn wurde zu diesem Zwecke, nachdem Henry de Montmorency zu Anfang des Jahres 1626 die nutzlose Hofcharge eines Admirals von Frankreich niedergelegt hatte, bereits im October desselben Jahres das hohe Amt des „Großmeisters, Chefs und General-Intendanten der Schiffarth und des Handels von Frankreich" (Grand-maitre, chef et surintendant général de la navigation et commerce de France) geschaffen, welches ihn nöthigte, auch den orien-

1) Vergl. Bd. III. S. 649 fg.

talischen Verhältnissen eine tiefer eingehende Aufmerksamkeit zu widmen [1]).

Denn bekanntlich war es nicht gerade die orientalische Politik, welche seinen umfassenden Geist vorzugsweise in Anspruch genommen hätte. Getreu dem politischen Systeme Heinrich's IV., wollte er ja vor Allem die Demüthigung Spaniens und die Vernichtung der Macht des Hauses Östreich, ehe er daran dachte, nach jener Seite hin größere Pläne zu verwirklichen. Auch bei seiner vielseitigen Thätigkeit für die Wiederherstellung der französischen Marine blieb daher der Schutz des Levantehandels seiner Nation und die Unterdrückung des Piratenunfugs, die diesen so sehr benachtheiligte, sein Hauptaugenmerk, soweit dabei überhaupt orientalische Verhältnisse mit ins Spiel kamen. Im Übrigen lag es ihm ebenso fern, gegen die Pforte eine feindselige Haltung einnehmen zu wollen und die wiederauflebende Seemacht Frankreichs zu diesem Zwecke zu verwenden, wie Heinrich IV. daran gedacht haben mochte, wenn es auch wirklich an dem sein solle, daß sein politischer Schildknappe, der Kapuziner Père Joseph, ihm einzureden gesucht habe, Ludwig XIII. vorzüglich deshalb zum mächtigsten Monarchen der Welt zu machen, um dann die Macht und das Reich des Sultans zu vernichten [2]). Er wollte, wie Heinrich IV., die Macht der Ereignisse über die endlichen Geschicke des osmanischen Reiches walten lassen und nur für alle Fälle auch nach dieser Seite hin gerüstet sein.

Vorerst blieben aber die Gründe für die Erhaltung der freundlichen Beziehungen Frankreichs zur Pforte, wie sie zuletzt durch den Vertrag vom Jahre 1604 geregelt worden waren, noch im Wesentlichen ganz dieselben, welche früher bereits einmal der Bischof von Acqs in seiner deshalb an König Karl IX. gerichteten Denkschrift mit so viel Schärfe

1) Sourdis Correspondance, Introduct. p. 23 fg.

2) Boullaye-Le-Gouz Voyages cet. p. 491: „Le père Joseph Capucin avoit dessein de rendre le Roy Louys XIII. le plus puissant Monarque du monde, pour ensuitte detruire le Turcq et avoit à cet effet procuré plusieurs expediens par le moyen de ses missions cet."

und Klarheit entwickelt, und neuerdings wieder Herr de Breves Ludwig XIII. als Richtschnur einer gesunden orientalischen Politik ans Herz gelegt hatte [1]).

An die Spitze seiner Beweisgründe für die Erhaltung des guten Einvernehmens und der durch ihre lange Dauer schon hinlänglich bewährten und gesicherten Alliance mit der Pforte stellt auch de Breves die Interessen des französischen Levantehandels und die Bedeutung, welche die französische Flagge schon längst im Oriente nicht nur für Frankreich, sondern auch für die gesammte Christenheit erlangt habe. Denn unter ihrem Schutze sei es ja auch Spaniern, Italienern, Niederländern, genug allen christlichen Nationen gestattet, mit dem osmanischen Reiche Handel zu treiben, ein Vortheil, wodurch die Könige von Frankreich den Fürsten Europas eben hätten beweisen wollen, daß sie bei ihrer Freundschaft mit der Pforte nicht etwa blos ihren und ihrer Unterthanen Nutzen, sondern auch das allgemeine Wohl der Christenheit im Auge gehabt hätten. Wer nur wolle, könne unter dieser Flagge ungestört an allen den Vortheilen Theil nehmen, welche namentlich der ungemein reiche Handel von Aleppo und Alexandrien gewähre, wo Alles zusammenfließe, was von den Schätzen Asiens, Afrikas und selbst Ostindiens in ganz Europa verbreitet werde.

Dann legt er nicht minderes Gewicht auf die religiösen Interessen, welche bei der Erhaltung der Freundschaft mit der Pforte zu berücksichtigen seien. Nur in Betracht derselben habe der Großherr gestattet, daß allein in Constantinopel noch sechs bis sieben Klöster bestehen, in welchen die Cordeliers, die Jakobiner, und seit kurzem auch die Jesuiten, welche sogar dort ihre eigene Schule haben, ihren Gottesdienst fast mit derselben Freiheit verrichten, wie mitten in Frankreich. Und dazu komme noch die große Menge katholischer Christen in den übrigen Theilen des Reiches, welche gar keinen andern Schutz suchen, als den mächtigen Namen

1) Die Denkschrift des Bischofs von Acqs haben wir auszugsweise mitgetheilt: Bd. III. S. 464 fg. Die ganz ähnliche Denkschrift de Breves' ist der bereits mehrfach erwähnte Discours sur l'alliance cet.

der Könige von Frankreich, welcher sie mittels ihrer Gesandten decke. Allein auf den Inseln des Archipel seien noch fünf bis sechs Bisthümer, welche den Papst als ihr geistiges Oberhaupt, die Könige von Frankreich als ihre Schutzherren anerkennen, wie namentlich auf Naxos, Chios, Andros und Syra. Ebenso rechnen die Kopten in Ägypten, und vor Allem die Maroniten im Libanon, dieses kriegerische Bergvolk, welches, wenn man wirklich einmal ernstlich an die Eroberung des Heiligen Landes denken sollte, allein im Stande sein würde, 15—20,000 M. vortrefflicher Truppen zu stellen, vorzüglich auf den Schutz Frankreichs.

„Aber wenn auch alle diese Rücksichten", fährt er dann fort, „welche es allein zur Pflicht machen könnten, diese Freundschaft aufzusuchen, wenn sie nicht schon geschlossen wäre, aufhören sollten, welcher Vortheil wäre es nicht dann noch für den französischen Namen, welcher Ruhm für den Allerchristlichsten König von Frankreich, der einzige Beschützer der Heiligen Stätte zu sein, wo der Heiland geboren und gestorben ist? — Welche Genugthuung gewährt es nicht, mitten in dem Reiche der Ungläubigen den christlichen Namen blühen zu sehen und in dem Heiligen Jerusalem den prächtigen Tempel zu erblicken, welchen die Heilige Helena bauen ließ, und in welchem das Heilige Grab und die Schädelstätte eingeschlossen sind? — Daß da 30 bis 40 Cordeliers, welche aus allen Nationen gewählt sind, den Gottesdienst verrichten und Gott beständig um das Wohlergehen der Fürsten der Christenheit und im Besonderen unseres Königs, ihres einzigen Erhalters, anflehen, unter dessen Obhut sie die Erlaubniß haben, in Jerusalem zu wohnen, dort ungestört ihren Gottesdienst zu verrichten und die Pilger aller Nationen aufzunehmen, welche die Heiligen Stätten in aller Sicherheit besuchen, nicht ohne von der Gunst durchdrungen zu sein, die ihnen von Seiten Sr. Majestät zu Theil wird, welche ihnen diesen Vortheil verschafft."

Genung, de Breves, welcher sich während seiner Gesandtschaft zu Constantinopel der bedrängten katholischen Christen immer mit dem lobenswerthesten Eifer angenommen und sich dafür bei verschiedenen Gelegenheiten die besondere Anerken-

nung und den Dank des Papstes Clemens VIII. und der apostolischen Vicare zu Constantinopel und im Heiligen Lande verdient hatte [1]), hielt die fernere sorgfältige Pflege dieser religiösen Interessen in den Beziehungen Frankreichs zur Pforte für so wichtig, daß er alles Ernstes an die Möglichkeit geglaubt zu haben scheint, es werde mit der Zeit doch noch gelingen, mittels derselben der römisch-katholischen Kirche im osmanischen Reiche den vollständigen Sieg zu verschaffen und den Islam gänzlich auszutilgen [2]).

Dabei wollte er endlich aber auch die materiellen politischen Rücksichten nicht gering angeschlagen wissen. Namentlich sei es immerhin sehr rathsam, sich der Freundschaft der Pforte für den Fall zu versichern, daß es den auf seine Größe eifersüchtigen Nachbarn Frankreichs je wieder in den Sinn kommen sollte, seine Ruhe zu stören. Hätten z. B. die deutschen Reichsfürsten je dazu Lust, dies von der Landseite her zu thun, so könne man sie auf keine bessere Weise davon abbringen, als dadurch, daß man den Sultan veranlasse, eine starke Armee nach Ungarn zu schicken, welche sie in die Nothwendigkeit versetze, für die Sicherheit ihrer eigenen Besitzungen Sorge zu tragen; und ebenso würden Frankreichs Feinde zur See leicht dadurch unschädlich gemacht werden, daß sie durch die Galeeren des Großherrn und die Kreuzer der Barbaresken gehörig im Schach gehalten würden.

„Daher", so schließt de Breves, „kann der König diese Freundschaft nicht ohne den offenbaren Schaden seiner Unterthanen aufgeben, welche, wenn sie diese vortreffliche Gelegenheit für ihren Handel verlieren sollten, auch in Zukunft der bedeutenden Vortheile beraubt werden würden, welche

1) Zum Beweise dafür theilt er selbst am Schlusse seiner Denkschrift, p. 9—22, einige an ihn gerichtete Breven des Papstes und einige Schreiben der apostolischen Vicare zu Constantinopel und Jerusalem aus den Jahren 1602—1605 mit, in welchen seine Verdienste in dieser Beziehung mit unbegrenztem Lobe hervorgehoben werden.

2) Die Erhaltung der christlichen Religion im osmanischen Reiche, meint er daselbst, p. 3, sei um so wichtiger, „puisque l'on en peut esperer l'augmentation par le temps, au dommage et à la ruine entière de la secte Mahomettane."

ihnen dadurch zu Theil werden. Sollte aber dennoch irgend einmal ein besonderer Grund Seine Majestät veranlassen oder nöthigen, die Allianz mit dem Sultan zu brechen, so darf man nicht zweifeln, daß sofort einige der Fürsten, welche unsere Nachbarn sind, aber noch niemals Zutritt bei der Pforte erlangt haben, unseren Platz einnehmen würden. Denn sie haben sich sehr darum bemüht und zu diesem Zwecke selbst Gesandte nach Constantinopel geschickt, deren Schritte indessen noch immer durch das Ansehen, den Einfluß und die Wachsamkeit der Gesandten des Königs vereitelt worden sind" [1]).

Das Letztere, womit de Breves vorzugsweise auf Spanien und England zielte, hatte er selbst noch bei dem Abschluß des Vertrags vom Jahre 1604 versucht, welcher auch insofern besondere Beachtung verdient, als er für die eigentliche Grundlage der neueren Beziehungen Frankreichs zur Pforte gelten kann. Wir müssen deshalb hier noch einen Augenblick darauf zurückgehen, um wenigstens die wichtigsten Punkte desselben etwas bestimmter herauszuheben und zu charakterisiren. De Breves hat es selbst für angemessen gehalten, über die Grundsätze und Motive, welche damals die orientalische Politik des französischen Hofes leiteten und bedingten und durch seine Vertreter in Constantinopel zur Geltung gebracht werden sollten, einige interessante Erläuterungen zu geben. Sie sind dem Original-Exemplare jenes Vertrags beigefügt, welches uns zu Gebote steht [2]).

Im Wesentlichen sollte dieser Vertrag freilich nur eine Erneuerung der alten Capitulationen sein, wie sie zuerst unter Franz I., im Jahre 1536, zu Stande gekommen und dann wiederholt bestätigt worden waren. Allein die veränderten Verhältnisse hatten einige Modificationen nothwendig

1) Discours p. 7.

2) Es führt den Titel: Traicté faict en l'année mil six cens quatre entre Henry le Grand Roy de France et de Navarre et Sultan Amat Empereur des Turcs. Par l'entremise de Messire François Savary Seigneur de Breves, Conseiller du Roy en ses conseils d'Estat et Privé, lors Ambassadeur pour sa Majesté à la Porte dudit Empereur. Die Erläuterungen befinden sich am Ende: Notes sur quelques articles du precedent Traicté. (Ohne Jahrzahl und Druckort.)

gemacht, auf welche sich auch die Erläuterungen de Breves' vorzugsweise erstrecken.

In erster Linie stand da die Rivalität zwischen der englischen und französischen Flagge in der Levante, welche, wie wir gehörigen Ortes gesehen haben, sogleich bei den ersten Beziehungen zwischen dem englischen Hofe und dem Diwan von so einschneidender Wichtigkeit wurde und dann namentlich Heinrich IV. so viel zu schaffen machte[1]). De Breves will es nun in diesen seinen Erläuterungen noch immer der Ungeschicklichkeit und Nachlässigkeit des damaligen französischen Gesandten, des Herrn von Germigny, zur Last legen, daß es den Engländern gelungen sei, in jener Zeit nicht nur durch Anstellung eines eigenen Gesandten in Constantinopel im Diwan festen Fuß zu fassen, sondern auch seitdem die Ehre der französischen Flagge, unter deren alleinigem Schutze sie doch selbst bis dahin im türkischen Reiche nur mit Sicherheit hätten Handel treiben können, so weit zu erniedrigen (ravaler l'honneur de la bannière françoise), daß es der Großherr auch andern fremden Nationen, welche noch nicht bei der Pforte vertreten gewesen wären und nur unter französischer Flagge in seinen Ländern Handelsfreiheit genossen hätten, gestattet habe, sich nun auch der englischen Flagge zu bedienen und unter derselben den Schutz der Engländer in Anspruch zu nehmen[2]).

Dagegen rechnete es sich de Breves ganz besonders zum Verdienst an, daß er es dahin gebracht habe, daß alle Zugeständnisse, welche in dieser Beziehung, den bestehenden Verträgen und der Ehre der französischen Flagge zuwider, den Engländern gemacht worden seien, zurückgenommen worden wären, wie namentlich aus dem 4., 5. und 6. Artikel des Vertrags zu ersehen sei. In diesen Artikeln war nun allerdings festgesetzt, daß, mit Ausnahme der Venetianer und Engländer, alle fremden Nationen, namentlich die Spanier, Portugiesen, Catalonier, Ragusaner, Genueser, Anconitaner,

1) Vergl. Bd. III. S. 417 fg., und dann S. 641 fg. und 872 fg.

2) De Breves Notes p. 24: „l'Ambassadeur du Roy qui y estoit pour lors, nommé le sieur de Germiny, n'eust pas assez d'industrie pour empescher et rompre ce coup.“

Florentiner u. s. w., nach wie vor unter französischer Flagge frei und ungehindert im ganzen osmanischen Reiche Handel treiben können, indem sie zugleich der Jurisdiction der französischen Consuln in den Stationen der Levante unterworfen sein sollten. Und dann bestimmte noch ausdrücklich der 6. Artikel, daß es dem englischen Gesandten unter keiner Bedingung gestattet sein solle, dagegen Einsprüche zu thun oder die genannten Nationen daran zu verhindern. Auch sollten, wie durch den 7. Artikel vorbehalten wurde, alle späteren Stipulationen, welche dieser Bestimmung etwa zuwiderlaufen sollten, im voraus für null und nichtig erklärt sein [1]).

Ein zweiter Punkt, worauf de Breves besonderes Gewicht legte, war natürlich der Schutz, welcher von Seiten des Königs von Frankreich den Wächtern der Heiligen Stätten zu Jerusalem und den Pilgern dahin ungeschmälert verbleiben sollte. Hierauf bezogen sich vorzugsweise der 4. und 5. Artikel.

Mehrere der nächstfolgenden Artikel betrafen in der Hauptsache die Vortheile und Erleichterungen, welche den französischen Kaufleuten und den mit ihnen durch den Gebrauch der französischen Flagge gleichberechtigten andern Nationen bei ihrem Levantehandel gewährt werden sollten. Dahin gehörten z. B. die Ausfuhr gewisser prohibirter Artikel, als Häute, Wachs, Corduan und Baumwollenstoffe; ferner die Aufhebung der bis dahin gebräuchlichen Abgabe von eingeführtem gemünzten Gelde (Artikel 9); dann die ausdrückliche Bestimmung, daß französische Unterthanen auf feindlichen Schiffen, welche etwa in die Gewalt der Türken fallen soll-

1) Im Artikel VI wird allen Nationen, welche nicht durch eigene Gesandte bei der Pforte vertreten seien, der Gebrauch der französischen Flagge und des französischen Schutzes zugestanden, und zwar mit dem ausdrücklichen Zusatze: „sans que pour jamais l'Ambassadeur d'Angleterre ou autres ayent de s'en empescher, sous couleur que cette condition a esté inserée dans les Capitulations données de nos peres apres qu'elles auroyent esté redigees par escrit.“ Venetianer und Engländer werden hier besonders ausgenommen, wonach auch die Auffassung von Flassan Hist. de la Diplom. franç. T. II. p. 225, welcher wir Bd. III. S. 648 gefolgt sind, zu berichtigen wäre.

ten, weder zu Sklaven gemacht, noch ihrer Waaren beraubt werden dürften; nur diejenigen sollten von dieser Begünstigung ausgenommen sein, welche sich auf Corsarenschiffen befinden würden. Dagegen sollten selbst französische Schiffe frei ausgehen, welche mit Lebensmitteln befrachtet in feindlichen Ländern aufgehoben werden würden (Artikel 10—15).

Ungehörige Belästigung der französischen Kaufleute durch ungesetzliche Abgaben und etwaige Plackereien der Steuerbeamten sollten in Zukunft in keiner Weise mehr stattfinden. Namentlich sollten sie von der höchst drückenden Schlachtsteuer, welche keinen andern Zweck hatte, als den Janitscharen das Fleisch zu einem festgesetzten niedrigen Preise liefern zu können, sowie von dem bis dahin üblichen Ausfuhrzoll für Häute, Leder und Baumwollenstoffe gänzlich befreit sein, und die Abgaben an die Hafenwächter, welche beim Auslaufen der Schiffe bisweilen auf die unerhörte Summe von 2—300 Thlrn. getrieben worden waren, in keinem Falle mehr als 3 Thlr. betragen (Artikel 16—18).

Die größte Plage für den französischen Levantehandel war und blieb aber auch damals der Corsarenunfug der Barbareskenstaaten, welcher gerade hier um so empfindlicher und schmachvoller wurde, weil diese Piraten schon von Alters her das Recht genossen, ungehindert in den französischen Häfen einzulaufen, da Schutz und Hülfe zu suchen und sich selbst mit Pulver, Blei und anderen Kriegsbedürfnissen zu versehen, die sie dann sofort bei ihren Räubereien gegen die französischen Kauffahrer verwendeten. Wie oft hatte schon Heinrich IV. deshalb in Constantinopel die bittersten Klagen erhoben, ohne die geringste Abhülfe zu erlangen! Jetzt glaubte nun de Breves wenigstens etwas erreicht zu haben, wenn er es durchsetzte, daß in dem erneuerten Vertrage festgesetzt wurde, daß die Vice-Könige und Gouverneure jener Raubstaaten persönlich für den Schaden haften sollten, welcher den französischen Schiffen von Seiten ihrer Unterthanen zugefügt werden würde. Sie wurden sogar mit sofortiger Absetzung bedroht, wenn sie nicht auf eine einfache Klage des Königs oder, wie er hier immer genannt wird, des Kaisers (Empereur) von Frankreich die verlangte Genugthuung ge-

währen würden. Auch sollte es dem Könige freistehen, sich durch schonungslose Verfolgung der Corsaren von Tunis und Algier die nöthige Selbsthülfe zu verschaffen, ohne daß dadurch die Freundschaft zwischen ihm und dem Sultan irgendwie gestört werden würde (Art. 19 und 20) [1]).

Die übrigen Bestimmungen des Vertrags bezogen sich auf die Vorrechte der französischen Unterthanen in Betreff der Korallenfischerei an der afrikanischen Küste, den gesicherten Gerichtsstand und die Eigenthumsverhältnisse derselben in den Stationen der Levante, und endlich die Privilegien der Gesandten, der Consuln und des ihnen untergebenen diplomatischen Personals. Unter den letzteren war das wichtigste, daß den französischen Gesandten, nach Art. 27, bei allen öffentlichen Gelegenheiten, namentlich im Diwan, vor denen aller übrigen Mächte der Vorrang eingeräumt wurde, welcher in gleichen Verhältnissen dann auch den französischen Consuln in den Handelsplätzen des osmanischen Reiches zustehen sollte (Art. 29). Jener Artikel — wir führen ihn an, weil er später nur zu oft die Veranlassung zu den ärgerlichsten Etikettenstreitigkeiten gegeben hat — lautete wörtlich wie folgt:

„In Betracht dessen, daß der genannte Kaiser von Frankreich unter allen christlichen Königen und Fürsten der edelste und von der angesehensten Abstammung (la plus haute famille) ist, daß er ferner als der vollkommenste Freund gelten kann, welchen unsere Ahnen unter den Königen und Fürsten vom Glauben Jesu erlangt haben, wie dies auch die Wirkungen seiner aufrichtigen Freundschaft beweisen, wollen und befehlen wir, daß sein Gesandter, welcher bei unserer glückseligen Pforte residirt, den Vorsitz (la preseance) vor den Gesandten von Spanien und denen der übrigen Könige und Fürsten haben soll, sei es nun in unserem öffentlichen Diwan oder an jedem anderen Orte, wo sie zusammenkommen mögen."

Es versteht sich von selbst, daß am Schlusse die genaue

1) „Et protestons", heißt es Art. XX, „de n'abandonner pour cela l'amitié qui est entre nos Majestés imperiales."

Befolgung und Aufrechterhaltung der Bestimmungen dieses Vertrags allen Pfortendienern, namentlich den Flottenführern, den Vicekönigen, den Provinzialstatthaltern, den Richtern und Steuerbeamten, bei den strengsten Strafen eingeschärft wurde, sowie sich auch der Sultan selbst durch feierlichen Eid verpflichtete, so lange darüber zu wachen, als der König von Frankreich fest und beständig bei seiner Freundschaft gegen die Pforte beharren werde (Art. 48—50). Damit war aber, wie wir längst wissen, in der osmanischen Staatspraxis noch ebenso wenig gewonnen, wie durch die wiederholte Bestätigung solcher beschworenen Verträge, welche auch bei dem Regierungsantritt Murad's IV. erfolgt war. Nur so viel ist gewiß, daß Frankreich damals weder in der Lage noch Willens war, seiner Seemacht sogleich eine thätiger eingreifende Richtung nach dem Oriente hin zu geben. Es wollte ihm nicht einmal recht gelingen, die Vortheile, welche ihm die verjährte Freundschaft der Pforte und eine durch Verträge wenigstens formell so geregelte Stellung zu derselben bieten zu müssen schien, immer mit Glück zu benutzen. Und das kam wol zum guten Theile mit daher, daß es in diesen Zeiten in Constantinopel nicht gerade immer am besten vertreten war.

1606 Bereits im Jahre 1606 war de Breves durch François de Gontaut-Biron, Baron von Salignac ersetzt worden, dessen Hauptaufgabe gleichfalls, wie wir gesehen haben, darin bestehen sollte, den nachdrücklichen und sehr ernstlich gemeinten Reclamationen Heinrich's IV. wegen des fortdauernden Seeräuberunfugs, welcher damals durch die Zerstörung der französischen Bastion an der nordafrikanischen Küste — wir werden darüber bald noch ein Wort sagen — den höchsten Gipfel erreicht hatte, bei der Pforte praktische Geltung zu verschaffen [1]). Erreichte er aber auch für diesen einzelnen Fall insofern seinen Zweck, als die Bastion wiederhergestellt und der verlangte Schadenersatz gewährt wurde, so beweist doch das namentlich nach dem Tode Heinrich's IV. immer mehr überhandnehmende Corsarenunwesen nur zu sehr,

1) Vergl. Bd. III. S. 873.

daß seine sonstigen Bemühungen in dieser Richtung nicht von nachhaltigen Erfolgen gewesen waren. Er starb übrigens schon im Jahre 1611 zu Constantinopel und erhielt Herrn Achille 1611
de Harlay, Baron de la Môle, zu seinem Nachfolger.

Dieser wurde zwar, als er im September des genannten Jahres mit einem Ehrengefolge von 16 Personen in der osmanischen Hauptstadt eintraf, von dem Sultan mit aller der Auszeichnung empfangen, welche die hohe Pforte dem Stellvertreter „des größten christlichen Königs" schuldig zu sein glaubte [1]), scheint aber, außerdem daß er sich mit besonderem Eifer der Jesuiten annahm, im Ganzen doch nur wenig gethan zu haben, was dazu beigetragen hätte, die Sicherheit und die Ehre der französischen Flagge im Mittelmeere, sowie die Achtung und den Einfluß seines Hofes im Diwan aufrecht zu erhalten und zu vermehren.

Diese französischen Diplomaten verdarben sich, abgesehen davon, daß sie eben nicht dazu gemacht waren, das ihnen und ihrem Hofe gebührende Ansehen, auch namentlich den Vertretern der übrigen Mächte gegenüber, gehörig wahrzunehmen, ihre Stellung vorzüglich noch dadurch, daß sie meistens leichtfertige Schuldenmacher waren, was sie bei aller Welt in übeln Ruf brachte und am Ende auch ihr entschiedeneres Auftreten dem Diwan gegenüber gar sehr erschwerte. Schon Herr de Breves war, zum großen Leidwesen Heinrich's IV., welcher indessen, bei treu und redlich geleisteten Diensten, über dergleichen Schwächen gern ein Auge zudrückte, von diesem Fehler nicht ganz frei gewesen [2]). Bis zum Übermaß trieb nun aber dieses Unwesen Philipp de
Harlay, Comte de Cesy, welcher dem Baron de la 1620
Môle im Jahre 1620 folgte.

Welche Blößen gab er sich dadurch nicht Angesichts seines entschiedensten Gegners, des englischen Botschafters Sir Thomas Roe, welcher ihn überall und ganz offen mit der

1) Knolles History ect. p. 1303 gibt eine genaue Beschreibung des Ceremoniels, womit damals dieser französische Gesandte in feierlicher Audienz von dem Sultan empfangen und zum Kleidkuß zugelassen wurde.

2) Vergl. Bd. III. S. 640.

größten Geringschätzung behandelte und sich das auf diese Weise in der Person seines Vertreters so sehr compromittirte und gesunkene Ansehen Frankreichs bei jeder Gelegenheit für seine Zwecke vortrefflich zunutze zu machen verstand? — Von einer gemeinschaftlichen, übereinstimmenden Wirksamkeit dieser Herren konnte ohnehin nicht die Rede sein, nicht einmal bei Angelegenheiten, wo es gegolten hätte, den gerechten Forderungen und Ansprüchen der Mächte Europas, der Pforte gegenüber, durch vereintes Auftreten nur mehr Gewicht und Nachdruck zu geben, wie das z. B. bei den leidigen Beschwerden über den unaufhörlichen Corsarenunfug der Fall war.

Denn kaum war Roe in Constantinopel eingetroffen, als er auch sogleich mit Cesy über den Vorrang in den erbittertsten Etikettenstreit gerieth, welcher, wie er sich selbst ausdrückt, alle ihre Schritte lähmte. Cesy konnte sich allerdings auf den 27. Artikel des Vertrags vom Jahre 1604 berufen, den wir oben angeführt haben; Roe dagegen glaubte nicht minder in seinem Rechte zu sein, indem er beweisen wollte, daß der Vorrang dem britischen Gesandten schon früher einmal, und zwar zur Zeit als Paul Pindar England in Constantinopel vertreten habe, förmlich zugestanden und gewährleistet worden sei [1]).

Die Sache kam in der That so weit, daß man sich nicht einmal über die gemeinschaftliche Unterzeichnung einer Vorstellung einigen konnte, welche von den vier Gesandten Frankreichs, Englands, Venedigs und Hollands bei der Pforte eingereicht werden sollte und eine nachdrückliche Beschwerde über ungesetzliche Bedrückungen europäischer Kaufleute von Seiten des Paschas von Cyprus zum Gegenstande hatte. Der französische Gesandte verlangte nicht nur für sein Siegel und seine Unterschrift den ersten Platz, sondern bestand auch darauf, daß sein Herr dabei „Kaiser von Frankreich“

1) „In our publique business“, heißt es unter Anderem in einer Depesche Roe's an den Staatssekretär Calvert vom 27. Juni 1622: „when wee should ioine, wee are all hindered by the matter of precedence betweene the French and myselfe: it hath been given here formerly by warraunt of my lord of Salisbury, in tyme of Sir Paul Pindar.“ Negotiations p. 59.

genannt werde, wie es gleichfalls in den Capitulationen vom Jahre 1604 festgesetzt sei. Dagegen erhob sich aber nicht allein Th. Roe, sondern auch der venetianische Bailo, indem sie erklärten, daß sie sich zur Anerkennung eines solchen Titels nicht verstehen könnten: die Türken hätten sich denselben blos aus Unwissenheit gefallen lassen; in der ganzen Christenheit gebe es aber ihres Wissens nur einen Kaiser; und wenn ja noch ein Fürst sich so nennen wolle, so stehe das doch weit eher dem Könige von England zu, der viele Kronen auf seinem Haupte vereinige, als dem Könige von Frankreich. Überdies würde es ja lächerlich sein, diesen „Kaiser von Frankreich" zu nennen, während gleich daneben der König von England auch „König von Frankreich" genannt werden würde, was ihm Niemand wehren könne [1]). Darüber war, da man von keiner Seite nachgeben wollte, nicht hinwegzukommen. Die Vorstellung unterblieb und beide Theile verlangten in London und Paris weitere Verhaltungsbefehle für künftige Fälle. Ein diplomatischer Schriftwechsel, welcher deshalb zwischen beiden Höfen stattfand, goß nur Öl ins Feuer, und obgleich man von Seiten Englands anfangs keineswegs zur Nachgiebigkeit geneigt war, so glaubte man am Ende doch die Sache am besten dadurch auszugleichen, daß man Th. Roe den Befehl ertheilte, er möge alle Gelegenheiten zu Streitigkeiten dieser Art soviel wie möglich vermeiden und nur darauf sehen, die Ehre Sr. Majestät immer unverletzt und ungeschmälert zu erhalten, wenn auch auf der andern Seite einige Unannehmlichkeiten davon unzertrennlich sein sollten; auf diese Weise werde beiden Theilen Genüge gethan werden [2]). Und in der That wurde darauf Herr von Cesy

1) In einer Depesche Roe's vom 12. Mai 1623 sind diese diplomatischen Zänkereien, welche allerdings ihre sehr ernste Seite hatten, mit größter Ausführlichkeit erzählt. Negotiat. p. 147. Ein ähnlicher Fall war auch schon früher vorgekommen. Daselbst p. 112.

2) Noch in einer Depesche des Staatssekretairs Calvert an Roe vom 24. Juni 1622 heißt es: „It is very true that, of late yeares, some English embassadors have yielded it (the place), by what warrant I knowe not; and I finde, upon inquiry, that Sir Paul Pindar did it there without warrant (the more to blame hee). But

auch seinerseits nachgiebiger. Denn bei der nächsten Gelegenheit ließ er es sich gefallen, daß der englische Botschafter eine ähnliche Vorstellung zuerst unterzeichnete, und zwar so, daß er sich genau den Mittelplatz wählte, indem er beide Seiten zur Unterzeichnung auf gleicher Linie für die Übrigen frei ließ [1]).

Seitdem wurde das Verhältniß zwischen beiden Diplomaten allerdings etwas freundlicher und gemäßigter; aber man kann sich leicht denken, wie Roe die schiefe Lage, in welche Herr von Cesy nun einmal durch seine Schulden hineingerathen war, auch noch fernerhin und bei weit wichtigeren Dingen zu seinem Vortheil auszubeuten wußte. Bereits im dritten Jahre seines Aufenthaltes in Constantinopel belief sich die Schuldenlast, welche er sich bei Türken und Christen aufgeladen hatte, auf 200,000 Thlr., und unter seinen Gläubigern befanden sich zwei reiche englische Kaufleute mit 50,000 Thlrn., welche sich natürlich an ihren Gesandten hielten, um wo möglich wieder zu ihrem Gelde zu gelangen. Da hatte Roe freilich ein vortreffliches Mittel, ihn beständig im Schache zu halten. „Laßt ihn nur erst", ruft er bereits einmal im December 1622 aus, „uns unser Geld bezahlen, dann wollen wir auf gleichem Fuße miteinander rechten. Er, welcher fürchtet, über kurz oder lang aus seinem Hause hinausgeworfen zu werden, wird mich täglich brauchen; ich dagegen werde seiner niemals bedürfen; denn er genießt weder Credit noch Ansehen bei Hofe und in der Stadt; er ist

his majestie is resolved to yield it no more, and therefore commends your lordshipp for avoyding all occasions that may bring it into question." Negotiat. p. 60. Nachdem aber nach längeren Verhandlungen mit dem französischen Cabinet keine Nachgiebigkeit von dieser Seite zu erlangen gewesen war, schrieb Calvert Roe als definitiven Befehl des Königs: „That you should doe well to avoyd all occasions of contestation as much as might be, and to keepe his Majesties honour entire, though it were with some inconvenience another way, wherein it was conceived, they had Their parts as well as you." Daselbst p. 244.

1) Auch davon gibt Roe genaue Kunde in einer Depesche vom 30. August. Daselbst p. 270.

im Gegentheil die Schmach und Schande seines Herrn (the shame and dishonor of his master)[1]."

Es versteht sich von selbst, daß unter solchen Umständen die Interessen Frankreichs bei der Pforte nicht gerade am besten bewahrt sein konnten, und das wußte man in Paris so gut wie in Constantinopel. Auch unterließ der König nicht, seinen Gesandten wiederholt ernstlich daran zu mahnen, daß er seinen Gläubigern, vor Allen den Engländern, gerecht werde[2]). Das half aber natürlich nichts. Die Schuldenmasse Cesy's wuchs im Gegentheil, anstatt sich zu vermindern, mit den Jahren wie eine Lawine, während seine persönliche Achtung und sein politischer Einfluß in demselben Verhältnisse schwanden und abnahmen. Er durfte sich am Ende kaum auf offener Straße zeigen und hatte mit dem Diwan so gut wie gar keinen Verkehr mehr. „Man traut keinem seiner Worte," so schildert Roe seine Stellung noch zu Ende des Jahres 1627, „denn er ist in der öffentlichen Achtung so gesunken, daß er sich seit acht Monaten kaum einmal außer seinem Hause gezeigt hat, oder auch nur einmal mit dem Großwesir zusammengekommen wäre. Denn dieser erwähnt ihn gegen mich immer mit so viel Verachtung, daß es mir leid thut, daß er ein Gesandter ist, in welcher Eigenschaft ich ihn, um der dem Stande schuldigen allgemeinen Achtung willen, bisweilen begünstige; aber als Privatmann bin ich entschlossen, ihn niederzuhalten[3])."

Wie wäre aber eine solche Stellung des Vertreters einer Großmacht, welche, wie Frankreich, von jeher bei der Pforte den ersten Platz in Anspruch genommen und auch fast immer behauptet hatte, noch länger haltbar gewesen, ohne dabei geradezu allen ihren Einfluß und den letzten Rest der ihr schuldigen politischen Achtung für alle Zeiten auf's Spiel zu setzen? — Cesy wurde also, nachdem er sich sowohl von Seiten der Pforte, wie von seinem englischen Collegen noch manche Demüthigung, z. B. die Einkerkerung seines Drago-

1) Depesche vom 24. December 1622, p. 113.
2) Depesche vom 28. April 1624, p. 233.
3) Depesche vom 30. December 1627, p. 724.

1630 man, hatte gefallen lassen müssen, endlich im Jahre 1630 abberufen. Da konnte er aber nicht einmal Constantinopel verlassen, weil ihn seine Gläubiger, deren Forderungen bis auf 300,000 Thlr. gestiegen waren — den Engländern schuldete er allein 60,000 Thlr. — ohne Weiteres greifen und in den Schuldthurm setzen ließen [1]).

Unglücklicherweise wurde nun aber auch sein Nachfolger, Henry de Gournay, Comte de Marcheville, sogleich tief in diese bösen Händel verwickelt, die für ihn eine um so schlimmere Wendung nahmen, da er sich überdies seine Stellung gleich anfangs dadurch verdarb, daß er mit dem Kapudan-Pascha in ein gespanntes Verhältniß kam und folglich an diesem im Diwan fortwährend seinen erbittertsten Gegner zu bekämpfen hatte.

1631 Gleich bei seiner Ankunft, im Jahre 1631, war es nämlich zwischen ihm und dem türkischen Großadmiral unweit der Insel Chios zu einer jener Differenzen wegen der gegenseitigen Begrüßung in offener See gekommen, auf welche die gegenseitige Eifersucht der Seemächte damals ganz besonderes Gewicht legte. Der Kapudan-Pascha hatte von dem Gesandten nicht nur die Senkung seiner Flagge, sondern auch sofort ein gebührendes Ehrengeschenk verlangt. Beides verweigerte Herr von Marcheville, indem er mit dem üblichen Gruße von fünf Schüssen der Ehre der großherrlichen Flagge vollkommen Genüge gethan zu haben glaubte. Aber nicht so der Kapudan-Pascha, welcher den Gesandten nun förmlich auffoderte, sich persönlich an seinen Bord zu begeben, um ihm da die ihm und seinem Herrn schuldige Ehrfurcht zu beweisen. Eine solche Zumuthung nahm Marcheville aber für eine so grobe Beleidigung, daß er gleich bei seiner Ankunft in Constantinopel, Ende Septembers des genannten Jahres, bei dem Diwan darüber bittere Klage führte. Man gab ihm Recht und versprach Genugthuung, that aber dann weiter

1) Ueber diese unerquicklichen Verhältnisse gibt der Fortsetzer von Knolles, Th. Rabbes, nach den Depeschen des Peter Wyche, die besten Aufschlüsse, z. B. die Einsperrung des französischen Dragoman im Jahre 1630 und das Schuldenwesen des Herrn von Cesy, p. 14 und 23.

nichts, weil es auch der Kapudan-Pascha, damals in besonderer Gunst bei dem Sultan, seinerseits nicht an Aufhetzereien gegen den Gesandten fehlen ließ, die natürlich ein weit fruchtbareres Terrain fanden, als die Beschwerden seines Gegners [1]).

Die Plackereien, denen sich Herr von Marcheville ausgesetzt sah, hatten daher gar kein Ende. Bereits im Jahre 1632 mußte er es sich gefallen lassen, daß sein eigener Sohn 1632
ins Gefängniß geworfen und sein Dragoman, ein Armenier, gespießt wurde, blos weil man einen entlaufenen Sklaven auf einem im Hafen von Constantinopel liegenden französischen Kauffahrer versteckt gefunden hatte, welcher eben im Begriff war, unter Segel zu gehen. Durch die dringende Vermittelung des englischen Gesandten, Peter Wyche, und des venetianischen Bailo, Pietro Foscarini, erreichte Marcheville wenigstens so viel, daß sein Sohn und das mit Beschlag belegte Schiff wieder frei gegeben wurden. Von einer weiteren Genugthuung, die er verlangte, war aber gar keine Rede [2]).

Dann suchte der Kapudan-Pascha gleich im nächsten 1633
Jahre abermals Händel mit ihm, weil er es gewagt hatte, ohne vorher die Erlaubniß des Sultans dazu einzuholen, neben seinem Hotel ein Haus und eine Capelle zu erbauen. Die Verwendung der übrigen Gesandten half ihm auch in diesem Falle nichts. Haus und Capelle, an welche ohnehin der aufgehetzte Pöbel schon Hand angelegt hatte, mußten auf ausdrücklichen Befehl des Großherrn wieder dem Boden gleich gemacht werden [3]).

Auch wurde bei der Haussuchung nach Waffen, welche in Folge der unglückseligen Hinrichtung des Venetianers Zanetti stattfand, Niemand schlechter und entehrender behandelt, als gerade Herr von Marcheville. Die übrigen Gesandten mußten zwar auch ihre Waffen abliefern, blieben aber mit der Haussuchung verschont, welche blos bei ihrem französischen Collegen wirklich vollzogen wurde [4]). Und als sich dann

1) Ricaut Hist. T. I. p. 91.
2) Daselbst p. 67.
3) Rabbes a. a. O. S. 22.
4) Daselbst: „The order being peremptory it was performed accordingly, the officer receiving what arms were delivered

der Sultan, vorzüglich in Folge des energischen Auftretens des englischen Gesandten, endlich doch herbeiließ, den auf so empfindliche Weise gekränkten Diplomaten wenigstens dadurch einige Genugthuung zu geben, daß er ihnen, anstatt ihrer Waffen, die nicht wieder herausgegeben werden konnten, weil sie bereits dem Großherrn zu Gesicht gekommen waren, Ehrenkleider überreichen ließ, ward Herr von Marcheville auch von dieser Gnade wieder ausdrücklich ausgenommen. Murad soll überhaupt so aufgebracht auf ihn gewesen sein, daß er sogar seine Hinrichtung befohlen habe, ein Gewaltstreich, von dem er nur mit Mühe abzubringen gewesen wäre [1]).

Zu dem Allen kamen nun noch die unangenehmen Verwickelungen wegen der Schulden des Herrn von Cesy, der noch immer der Erlösung harrte. König Ludwig XIII., von den Gläubigern gedrängt, sah sich nicht veranlaßt, die so schwere Last auf seine Kassen zu übernehmen, obgleich sein Gesandter jene Gelder, wenigstens zum Theil, nicht in seinem persönlichen Interesse, sondern zum Nutzen seiner Nation geliehen haben wollte. Man fand es daher auch gar nicht unangemessen, daß der Handelsstand von Marseille damit belastet werde, welcher ohnehin von der kostspieligen Gesandtschaft zu Constantinopel den meisten Vortheil ziehe. Ein königlicher Befehl verordnete daher, daß Marseille die Schulden des Herrn von Cesy bezahlen müsse, indem zugleich der Stadt das Privilegium ertheilt wurde, zu diesem Zwecke auf sechs Jahre von allen Waaren eine Abgabe von drei Procent zu erheben.

Die Stadt fügte sich dem schlimmen Handel und schickte bald darauf mit einer Abschlagssumme von 36,000 Thlrn.

to him, without any further search or questioning; only the French ambassadors house was throughly examined, which he endeavoured to conceale for his honour."

1) Rabbes a. a. O. p. 23: „Such were the distastes conceived against the French ambassador by the Grand Signior, that his death was determined; the execution whereof was with much danger to the disswaders deferred, and afterwards upon advice changed to another punishment."

zwei Bevollmächtigte nach Constantinopel, welche das Geschäft an Ort und Stelle reguliren sollten. Anstatt nun aber jene Summe, wie bestimmt war, unter die Gläubiger zu vertheilen, behielt sie Herr von Marcheville, dem man sie anvertraut hatte, für sich. Die Gläubiger, darüber empört, wußten sich nun nicht anders zu helfen, als daß sie ihr Recht bei den türkischen Justizbehörden geltend zu machen suchten, während sich Herr von Cesy selbst an die beiden Bevollmächtigten von Marseille hielt, welche das Geld so leichtfertig aus den Händen gegeben hatten. Nun wurden sie in das Gefängniß geworfen und Herr von Marcheville mußte sich, durch Drohungen eingeschüchtert, dazu bequemen, das Geld wieder herauszugeben [1]).

Dergleichen Dinge gaben aber dem Kapudan-Pascha nur eine willkommene Gelegenheit mehr, seinem alten Grolle gegen den Gesandten bei dem Großherrn freien Lauf zu lassen. Zuerst nahm er wieder an dem Dragoman desselben Rache, den er unter irgend einem Vorwand nach dem Arsenale lockte und dort ohne Weiteres aufknüpfen ließ, angeblich weil er von seinem Herrn dazu gebraucht worden sei, den Kapudan-Pascha bei dem Sultan anzuschwärzen. Und als nun Herr von Marcheville nach der Pforte eilte, um, mit den bestehenden Verträgen in der Hand, für solche Gewaltthat Genugthuung zu verlangen, mußte er sich mit der kalten Antwort zufrieden geben, daß es dem Sultan frei stehe, über seine Unterthanen nach Fug und Recht zu verfügen, ohne sich erst von den Gesandten dazu die Erlaubniß auszubitten [2]).

Damit war jedoch dem erbitterten Kapudan-Pascha noch nicht genug geschehen. Wollte sich der Sultan nicht zur Hinrichtung des Gesandten verstehen, so sollte dieser wenigstens nicht länger in Constantinopel geduldet werden. Und dazu gab Murad nach einigen eindringlichen Vorstellungen allerdings seine Einwilligung. Marcheville, welcher sich dessen nicht versah, wurde nach dem Arsenale beschieden und gleich von da aus, nur von zwei Dienern begleitet, mit

1) **Nabbes** p. 23. 24.

2) **Ricaut** p. 93.

Gewalt nach einem zu diesem Zwecke bereitgehaltenen Schiffe gebracht, welches, da der Wind widrig war, sofort durch zwei Galeeren in die offene See bugsirt wurde. Sein Sekretär und sein Gefolge erhielten später die Erlaubniß, ihm ohne weitere Belästigung nachzureisen [1]).

Das war allerdings das Stärkste, was dem Vertreter einer befreundeten Macht, zumal einem französischen Gesandten, noch je widerfahren war und widerfahren konnte. Selbst der Fall des Herrn von Kreckwitz war, wenn man die Umstände in Betracht zieht, verhältnißmäßig nicht so schlimm. Auch war die Bestürzung darüber unter den übrigen Gesandten ungeheuer. Doch wußte sie der Sultan durch die Versicherung zu beruhigen, daß er fest entschlossen sei, mit ihnen und ihren Herren, unter fortdauernder persönlicher Hochachtung, in guter Freundschaft zu verbleiben. Nur der französische Gesandte habe sich durch seine Ungebührlichkeiten, wovon man den König genau unterrichten werde, eine solche Ahndung zugezogen. Im Übrigen ließ man es sich gefallen, daß Herr von Cesy aus seinem Schuldgefängnisse hervorgezogen wurde, um einstweilen die Geschäfte der Gesandtschaft wieder zu versehen [2]).

Allgemein war man darauf gespannt, wie der französische Hof die Sache aufnehmen werde. Eine ernste Demonstration von seiner Seite, selbst ein gänzlicher Bruch mit der Pforte schien unvermeidlich. Beides erfolgte aber nicht. Man glaubte damals, wie es scheint, in Paris die Interessen des französischen Levantehandels auch nur durch eine gemessene Beschwerde im Diwan schon viel zu viel aufs Spiel zu setzen, als daß man sie hätte wagen sollen. Man ließ also die Sache zunächst auf sich beruhen, bezahlte nach und nach die Schulden des Herrn von Cesy, und war darauf bedacht, an der Stelle des Herrn von Marcheville einen andern Gesandten nach

1) Ricaut p. 93. Nabbes p. 24.

2) Nabbes p. 25. Der Kapudan-Pascha gab den Gesandten auf Befehl des Sultans diese Freundschaftsversicherungen, „Requesting them but to understand it truly, that the French ambassadour onely offending, hee alone should bee punished, and that of the offence the French King should be thorowly informed".

Constantinopel zu schicken, welcher geeignet wäre, dort die Ehre des französischen Namens und die seinem Könige schuldige Achtung besser zu vertreten und aufrecht zu erhalten [1]).

Das geschah im Jahre **1634**, also zu einer Zeit, wo Richelieu, welcher freilich anderwärts viel zuviel zu thun hatte, als daß er sich sonderlich um die Vorfälle in Constantinopel hätte bekümmern können, und wo, wie Roe einmal spöttisch bemerkt, seitdem der Cardinal sich zum „Despotokyrios" erhoben, alle Vertreter der französischen Krone sich weit mehr wie „Nuntien" als wie Gesandte benahmen [2]), mit seinen Bemühungen für die Hebung der Marine schon so weit gediehen war, daß man an bedeutendere Unternehmungen denken konnte. Auch diese galten aber zunächst doch mehr Spanien als dem Oriente, wo der Schutz des Levantehandels und die Unterdrückung des Corsarenwesens die beiden Hauptgesichtspunkte ihrer Thätigkeit blieben. Die orientalische Politik Frankreichs beschränkte sich daher für jetzt vorzugsweise noch auf die Regulirung seiner Beziehungen zu den Barareskenstaaten, auf welche wir bald zurückkommen werden. **1634**

Rein materiell genommen, war Spanien, selbst um diese Zeit noch, eine weit bedeutendere Seemacht, als Frankreich, obgleich der Geist längst gewichen war, welcher die großartigen Schöpfungen Karl's V. und Philipp's II. in dieser Beziehung ins Leben gerufen und beseelt hatte, und allein im Stande gewesen wäre, sie auf gleicher Höhe zu erhalten und immer neu zu beleben. Es gehörte nun aber einmal seit den Zeiten Karl's V. zu der traditionellen Politik

1) Rabbes a. a. O. meint, man habe in Frankreich vorzüglich aus diesem Grunde die Sache ruhig hingehen lassen: „For the French knowing of what great consequence their trade in the Levant is, and that it cannot bee maintained but by a peaceable correspondence with the grand Signior, dissembled this dishonour so farre, that it scarce became questionable."

2) In einer Depesche an den englischen Gesandten in Venedig, Sir Isaak Wake, vom 19. Juni 1627: „Since the Cardinall Richelieu hath made himselfe despotikyrios, his masters master, all the ministers of that crowne in all places do cary themselfes more like nontij then ambassadors."

der spanischen Könige, selbst mit schweren Opfern ihre Flotte auf einem möglichst ansehnlichen Fuße zu erhalten. Wir wissen, daß der kluge und umsichtige Beichtvater des Kaisers, Don Garcia de Loaysa, die Thätigkeit desselben, und zwar mit dem glücklichsten Erfolge, vorzüglich auf diesen Punkt hinzulenken bemüht gewesen war, sobald nur die Beziehungen seiner Staaten zu dem osmanischen Reiche einen ernsteren Charakter bekamen, und daß dann Karl V. selbst seinem Sohne in seinem politischen Testamente keinen bessern Rath zu ertheilen wußte, als in dem Kampfe gegen die Ungläubigen alle ihm zu Gebote stehenden Kräfte und Mittel auf eine nachdrückliche Fortführung des Seekrieges zu verwenden [1]).

So kam es, daß Spanien, wenn auch der alte Glanz schon längst von seinen Wimpeln geschwunden war, sich selbst bis auf diese Zeiten herab wenigstens das Ansehen geben wollte, als ob es berufen sei, die Sache der Christenheit gegen den islamitischen Orient hin auch noch ferner mit seiner Flotte zu vertreten, und daß es wirklich von Seiten der Pforte als Seemacht noch immer am meisten gefürchtet wurde, weit mehr als selbst Venedig und namentlich Frankreich.

Dazu lag freilich auch eine äußere Nothwendigkeit vor, so lange es dem Könige von Spanien nicht gelingen wollte, sich mit dem Sultan auf einen nachhaltigen freundlichen Fuß zu setzen, und er folglich, anstatt sich, wie die übrigen Seemächte, in ausgedehnterer Weise an den Vortheilen des Levantehandels betheiligen zu können, vor Allem noch immer darauf bedacht sein mußte, seine italienischen und afrikanischen Besitzungen gegen die Türken zu schützen. Und in der That hatten auch namentlich Sicilien und Neapel, wenngleich eine größere Unternehmung der Osmanen nach dieser Seite hin für jetzt kaum mehr zu fürchten war, doch von türkischen Freibeutern unendlich viel zu leiden. Wie scharf, vielleicht nur

1) Vergl. Bd. II, S. 722 und „Instrucciones de Carlos Quindo a Don Felipe su hijo“, vom 18. Januar 1548, in Papiers d'état de Granvelle, T. III., p. 292. Auch habe ich diese Punkte in meiner Abhandlung: „Die orientalische Frage im zweiten Stadium ihrer Entwickelung“ (Raumer's Hist. Taschenbuch 1856) noch bestimmter hervorgehoben.

etwas zu grell, hob z. B. noch im Jahre 1611 der Herzog 1611
von Ossuña diesen Punkt in seiner im Staatsrathe vor König Philipp III. gehaltenen Rede hervor, als es ihm darum zu thun war, das Vicekönigthum von Sicilien für sich zu erlangen? [1])

„Der Sinn des Hauses Osman's" rief er aus, „ist unaufhörlich mit solcher Wuth auf Sicilien gerichtet, daß es dasselbe ohne Unterlaß quält und zerreißt, offenbar in der Hoffnung, sich dasselbe eines Tages ganz zu unterwerfen." Durch Malta könne es ebenso wenig mehr geschützt werden, wie durch Candia, zumal da die Venetianer nur so viel Streitkräfte in Bereitschaft hätten, als gerade zum Schutze dieser Insel nothwendig seien, und überdies, aus Haß gegen Spanien, es nur gern zu sehen scheinen, wenn Sicilien von den türkischen Corsaren heimgesucht werde. Und damit sei dies schon so weit gekommen, daß der König eigentlich nur noch den Titel dieses seines Königreichs besitze, der Nutzen und Genuß davon sei längst in den Händen der Türken. Denn es lasse sich nachweisen, daß in den letzten dreißig Jahren die Türken auf Sicilien mindestens achtzig Mal gelandet seien und jedes Mal Hunderte, ja Tausende von Christen, des Königs Unterthanen, in die Sklaverei geschleppt hätten. Daher komme eben die entsetzliche Entvölkerung der Insel. Und dasselbe gelte von Neapel, welches jedes Jahr von Anfang April bis zu Ende September auf dem ganzen Küstenstriche von Salerno bis Reggio, und von Reggio bis Otranto, vorzüglich aber in Calabrien, so von den Türken bedrängt werde, daß man die Zahl der jährlich von dort hinweggeschleppten Sklaven auf mindestens 500 schätzen könne. Aber wenn man auch das Elend der Insel ganz bei Seite setzen wolle, könne man wol der ganzen christlichen Welt ein größeres Ärgerniß geben, als daß ein „katholischer König", welcher so viele Kronen auf seinem Haupte vereinige und die halbe Welt besitze, nicht einmal im Stande sei, seine Unterthanen von einem so eingewurzelten und endlosen Übel zu

1) Gregorio Leti Vita di Don Pietro Giron Duca d'Ossuna Vicere di Napoli e di Sicilia ect. Amsterdamo 1700. T. II, p. 135—142.

befreien? — „Wir schreien, daß der Türke ein reißendes Thier ist, aber er würde es nicht sein, wenn sich die Christen nicht als gezähmte Thiere gegen ihn bewiesen hätten."

Man wolle jetzt einen neuen Vicekönig für Sicilien erwählen. Solle dies etwa zu keinem andern Zwecke geschehen, als daß er Zeuge sei von dem Jammer und dem Verderben, welche die Türken täglich über dieses unglückliche Reich verhängen, daß er mit eigenen Augen sehe, welche Verluste die Krone durch so viele hinweggeschleppte Unterthanen erleide, und mit welchem Jubel die Türken die reiche Beute nach ihren Galeeren bringen und die unzähligen Sklaven in Fesseln schlagen? — Es scheine fast, als ob man bisher diese Vicekönige nur als Zeitungsschreiber (Gazzettieri) hingeschickt habe, um dem Hofe genau von den Landungen der türkischen Corsaren, den durch sie zerstörten oder ausgeplünderten Städten, Dörfern oder Schlössern und den hinweggeschleppten Sklaven Bericht zu erstatten.

Jetzt gebe es nur noch zwei Wege, diesem Unfuge ein Ziel zu setzen: entweder lasse man sich mit dem Türken auf einen Vergleich ein und zahle ihm einen jährlichen Tribut dafür, daß er Sicilien fernerhin mit seinen Räubereien verschont lasse, oder aber man mache Mittel ausfindig, jene Gewässer von den Corsaren zu säubern und sie in ihre Schlupfwinkel zurückzudrängen. Das Erstere hieße aber geradezu dem Ruhme der Majestät des Königs den Todesstoß versetzen (far breccia mortale) und die Monarchie zum Gespött der andern Nationen machen; man könne daher nur an das Zweite denken, wenn man es nicht länger dulden wolle, daß diese unglücklichen Sicilianer von den beständigen Barbareien der Türken heimgesucht würden. Schleunige Hülfe sei aber um so nöthiger, weil sonst schon die Verzweiflung jene bedrängten Unterthanen zu für die Krone verhängnißvollen Schritten treiben könne. Man schicke also einen Vicekönig nach Sicilien, welcher fest entschlossen sei, seine ganze Sorgfalt darauf zu verwenden, daß das Meer von Seeräubern gereiniget und den armen Sicilianern die lange entbehrte Ruhe, sowie die Sicherheit ihres Lebens und ihres Eigenthums wiedergegeben werde, während die Krone es sich an-

gelegen sein lassen müsse, ihn mit der Macht und mit den Geldmitteln zu versehen, welche zu einem so heilsamen Werke unerläßlich seien.

Nach solcher Rede, die ihren nächsten Zweck nicht verfehlte — denn der Herzog wurde sofort zum Vicekönig von Sicilien ernannt und auch mit den erforderlichen Mitteln der Gewalt und des Schatzes versehen, um dort sogleich mit Nachdruck auftreten zu können — hätte man sich nach dieser Seite hin wol großer Dinge versehen dürfen. Und allerdings geschah auch Manches, was geeignet war, bedeutende Erwartungen zu erregen. Prinz Philibert Emanuel von Savoyen, Neffe des Königs Philipp III., wurde zum General-Capitän des Meeres ernannt und sah sich bald an der Spitze eines stattlichen Geschwaders von mehr als 50 Segeln, womit er in den nächsten Jahren, wie wir bald sehen werden, bis nach den kleinasiatischen Gewässern streifte und den Osmanen manchen Schaden beibrachte.

Zugleich sorgte der Herzog selbst, sobald er nur, im Juni 1612, in Sicilien eingetroffen war, für nachdrücklichen Schutz und zweckmäßige Vertheidigung der Insel. Die am meisten bedrohten Punkte, namentlich die Hauptorte, Messina, Toarmina, Catania, Syrakusa, Palermo, wurden neu befestigt und erhielten verstärkte Besatzungen. Das Heer wurde bedeutend vermehrt und die fast ausgeleerten Arsenale und Magazine waren in kurzem wieder mit Vorräthen an Pulver, Munition und Kriegsbedürfnissen aller Art überfüllt. Vorzüglich ließ sich der Herzog den Bau und die gute Ausrüstung seiner Galeeren sehr angelegen sein, zu welchem Zwecke er von überall her, namentlich aus Frankreich, tüchtige Werkmeister, geschickte Seeleute und vor Allem kriegserfahrene Schiffsführer an sich zu ziehen suchte. Dabei brachte er in die bis dahin etwas vernächlässigte innere Verwaltung der Insel große Ordnung und Regelmäßigkeit. Die Gerechtigkeit wurde streng, aber so geübt, daß sie dem Unterdrückten Muth, dem mächtigen Dränger Furcht einflößte und dem Herzog im Allgemeinen in hohem Grade die Liebe des Volkes sicherte. Genug, man war überall, vornehmlich in Venedig, auf große Unternehmungen von seiner Seite gespannt, welche, so gab

er wenigstens selbst zu verstehen, zunächst gegen die Ungläubigen gerichtet sein sollten [1]).

Nun weiß man aber, wie es damals schon um dieses weitschichtige spanische Staatswesen stand. Es besaß nicht mehr die alte Kraft eines einigen starken Willens, welcher das Ganze beherrscht und nach Außen hin auf ein bestimmtes, festes Ziel geleitet hätte. Es litt im Gegentheil an einem innern Zwiespalt, welcher es in ein heilloses Schwanken brachte und namentlich seinen auswärtigen Beziehungen einen zweideutigen Charakter und eine schiefe Richtung gab. Es ist eine längst erwiesene Thatsache, daß das Cabinet von Madrid unter Philipp III. und seinem sehr friedlich gesinnten Minister, dem Herzoge von Lerma, eine ganz andere Politik befolgte, als seine Governatoren und Vicekönige in Italien, meistens stolze, aufstrebende Männer, ein Graf von Fuentes, Don Pietro von Toledo, beide zu Mailand, und endlich dieser hochmüthige Castilianer Don Pietro Giron, Herzog von Ossuña, auf Sicilien und in Neapel, denen allen das schlaffe Regiment der Camarilla verhaßt war, und die nun in fast ertrotzter Unabhängigkeit, getragen von dem Bewußtsein persönlicher Kraft, für die Befriedigung ihrer Thatenlust, ihres Ehrgeizes und ihrer Herrschsucht eigene Wege und eigene Ziele suchten [2]).

Daher auch jetzt in der orientalischen Politik Spaniens

1) Greg. Leti a. a. O. p. 214—218. Namentlich den Venetianern machte er damals schon mit seinen Rüstungen viel zu schaffen, „dando" wie es hier heißt, „effettivamente da sospettare a molti, ... e particolarmente a' Venettiani, quali andavano dicendo gli uni con gli altri nel Senato, nell' intender questi tanti apparecchi: Guarda l'occhio il Duca d'Ossuna hà gran disegni".

2) Diese Misverhältnisse sind mit am besten aufgeklärt in Leopold Ranke's tief eingehender Untersuchung „Über die Verschwörung, gegen Venedig im Jahre 1618," Berlin 1831, vorzüglich von S. 62 an: „Il Duca di Lerma", heißt es da S. 67 in des Pietro Gritti relazione di Spagna, letta in Senato 1620 Ottobre, ... „per tutto il tempo che ha tenuto quella parte grandissima nel governo di Spagna, non ha mai avuto altri fini che di pace e di quiete." Er bezieht dies vorzüglich auf Flandern, Frankreich und Italien; es galt aber auch vom Orient.

der sonderbare Zustand, daß man von Madrid aus in Constantinopel unaufhörlich den Frieden suchte, während der Vicekönig von Sicilien sich gegen das osmanische Reich außerordentlich kriegerisch geberdete. Nur war es auch ihm damit doch kein voller Ernst. Seine gemachte Begeisterung für den Heiligen Krieg wurde noch bei weitem von dem unüberwindlichen Hasse übertroffen, womit er die Venetianer verfolgte. Es offenbarte sich ja nur zu bald, daß seine Waffen weit mehr gegen die Republik, als gegen den Halbmond gerichtet seien; er war unvorsichtig genug, einzugestehen, daß es seine Lust sein würde, Venedig hinwegzunehmen und „sich im Blute seiner Edeln zu baden", und mehr wie einmal machte er wenigstens den Versuch, selbst die Pforte zur Waffengemeinschaft gegen die Signorie aufzureizen und zu gewinnen [1]).

Dem sei jedoch wie ihm wolle, gewiß ist, daß das Cabinet von Madrid von jeher bemüht war, den, so viel wir wissen, seit dem Jahre 1587 noch nicht wieder förmlich erneuerten Frieden oder Waffenstillstand mit der Pforte auf einer festen und dauernden Grundlage wiederherzustellen, vorzüglich nachdem es ihm durch den vierten Artikel des im Jahre 1606 mit dem Kaiser abgeschlossenen Friedens zu Sitwatorok offen gelassen war, in diesem Sinne die geeigneten Schritte zu thun. Seitdem befanden sich zu diesem Zwecke fast fortwährend offene oder verkappte spanische Agenten in Constantinopel, meistens Juden und Jesuiten, welche sich durch ihr Geld und ihre Überredungskünste den Weg selbst bis in das Innere des Serai zu bahnen wußten.

Überdies hatten sie ihre Hauptstütze an den kaiserlichen Gesandten, und eben weil dadurch diese spanischen Friedens-

1) Von hohem Interesse sind hierfür die von Ranke a. a. O. benutzten Depeschen des venetianischen Residenten in Neapel, Gasparo Spinelli. Nach einer vom 25. Juli 1617 erklärte der Herzog einmal geradezu: „Piglierò Venezia e voglio lordarmi tutto nel sangue di nobili Veneziani." Und dann über die unversöhnliche Feindschaft desselben gegen Venedig und seine Versuche, die Pforte zur Waffengemeinschaft gegen die Republik zu verleiten: Leti a. a. O. p. 325, 341, 351 und 364.

anerbietungen so recht eigentlich zu einer Sache des Hauses Östreich gemacht wurden, fanden sie nicht nur bei der Pforte meistens eine sehr ungünstige und mistrauische Aufnahme, sondern wurden auch beständig von den Interessen der übrigen christlichen Mächte durchkreuzt, deren Vertreter zu Constantiopel Alles aufboten, ihre Wirkungen zu hintertreiben und zu vereiteln. So wie in diesen Beziehungen früher, namentlich bis zu dem im Jahre 1598 durch Heinrich IV. abgeschlossenen Frieden zu Vervins, Frankreich hier der Hauptgegner Spaniens gewesen war, so wurde es jetzt England, dessen Gesandte alle Schritte der spanischen Agenten mit Argusaugen belauerten, zum Theil noch aus religiösen Gründen, vorzüglich aber im Interesse seines Levantehandels. Wir werden daher auch durch ihre Depeschen am besten über den damaligen Stand dieser Dinge aufgeklärt und unterrichtet.

Ein erster ernstlicher Versuch, die Friedensunterhandlungen zwischen Spanien und der Pforte wiederanzuknüpfen,
1619 gehört in das Jahr 1619, und auch damals war es der kaiserliche Gesandte zu Constantinopel, Baron von Mollart, welcher dabei den Vermittler machte. Dieser hielt nämlich, nach der im Jahre 1616 erfolgten Erneuerung des Friedens von Sitwatorok, den Zeitpunkt für geeignet, wie es in den betreffenden Depeschen heißt, einen allgemeinen Frieden zwischen dem Hause Östreich und der Pforte zu Stande zu bringen, in welchen auch der spanische Zweig desselben mit hineingezogen werden sollte. Jedoch wollte er die Sache noch mit großer Vorsicht und möglichst geheim betrieben wissen [1]).

Er schickte daher seine Agenten, einen Schiffscapitän Francesco und den Benedictiner Pater Antonio Verill, zunächst an den Herzog von Ossuña, welcher seit dem

1) Knolles Historie, p. 1465, nach den englischen Depeschen. Nach diesen berichtete damals Baron von Mollart an den Herzog von Ossuña: „That he found the opportunitie faire and the Turkes inclined to make a generall peace with the House of Austria: that therfore this season should not be omitted, but that the duke should presently dispeed to him some man of quality and wit to assist and fit to manage so great a businesse.“

Sommer 1616 das Vicekönigthum von Sicilien mit dem von Neapel vertauscht hatte, um ihn zu veranlassen, er möge ihm einen Bevollmächtigten zusenden, welcher geeignet wäre, ihn bei diesem großen Friedenswerke zu unterstützen. Dieser solle aber nicht etwa als direct von dem Cabinet zu Madrid geschickt in Constantinopel erscheinen. Denn dann müsse er da sogleich als Gesandter (Embassadour) mit großen Kosten, reichen Geschenken und einem ansehnlichen Gefolge auftreten, wobei überdies noch eine Menge Zeit mit dem erforderlichen Ceremoniel verschwendet werden würde. Es sei daher angemessener, daß er, Herr von Mollart, gestützt auf den Frieden von Sitwatorok, als Gesandter des Kaisers die Unterhandlungen führe, bei denen ihm der zu erwartende Bevollmächtigte des Vicekönigs zur Seite stehen möge.

Allein noch während darüber zwischen Constantinopel, Neapel und Madrid hin und her verhandelt wurde, traten, wie wir bereits gesehen haben, Verhältnisse ein, welche die ganze Sache wieder rückgängig machten, ehe noch irgend ein Resultat erzielt worden war [1]). Durch die Machinationen der Protestanten, welche als „die sieben vereinigten Nationen" mit der Pforte gegen das Haus Östreich in Verbindung getreten waren, wurde ja gerade um diese Zeit die Stellung des Kaisers selbst zur Pforte wieder zweifelhafter und schwieriger wie je zuvor, und folglich konnte auch von Seiten Spaniens erst wieder daran gedacht werden, auf diesem Wege noch Etwas zu erreichen, als durch die Prager Schlacht (8. November 1620) der Einfluß jener Insurgenten im Diwan gebrochen war und die Beziehungen des kaiserlichen Hofes zur Pforte wieder auf einem besseren und gesicherteren Fuße zu stehen schienen [2]).

Außer allgemeineren Gründen, welche Spanien den Frieden wünschenswerth machten, war es jetzt auch vorzüglich die schwere Last, die ihm die Nothwendigkeit auferlegte, seine

1) Daselbst, p. 1466: „This negotiation being involved in that of the Emperour, which succeded not according to their expectation, fell before it was ripe."

2) Vergl. Bd. III, S. 716 fg.

italienischen Besitzungen fortwährend gegen die Türken in vollständigem Vertheidigungszustande zu erhalten. Dazu gehörten aber nicht nur 60 Galeeren, welche 10,000 M. Seesoldaten und 18,000 Galeerensklaven an Bord hatten, sondern auch noch 20,000 M. Besatzungstruppen, welche in den Hauptorten an den Küsten von Neapel, auf Sicilien, Sardinien und Corsika vertheilt waren, eine bedeutende Streitmacht, welche man auch anderwärts gern verwendet hätte und überhaupt längst schon nur mit Mistrauen in der Gewalt eines so ehrgeizigen Mannes sah, wie der Herzog von Ossuña war[1]).

Der kaiserliche Gesandte, Herr Kurz von Senftenau,
1623 welcher im Sommer 1623 nach Constantinopel ging, um Sultan Mustafa zu seiner zweiten Thronbesteigung zu beglückwünschen, erhielt daher unter Anderm auch den Auftrag, die Gesinnungen der Pforte in Betreff des Friedens mit Spanien zu erforschen und, im günstigen Falle, den Weg zu weiteren directeren Unterhandlungen deshalb zu bahnen. Obgleich er aber sofort in seiner zweiten Audienz bei dem Großwesir das Zustandekommen des Friedens, als eine gemeinsame Sache des Hauses Östreich, für beide Theile von der vortheilhaftesten Seite zeigte und namentlich die Freilassung von 2000 türkischen Sklaven, welche sich auf den spanischen Galeeren befinden, in Aussicht stellte, so wollte sich doch die Pforte, zu deren consequenter Politik es von jeher gehört hatte, die Sache Östreichs und Spaniens als völlig getrennt zu betrachten und zu behandeln, mit ihm auf nichts einlassen. Der Großwesir erklärte ihm, ganz in derselben Weise, wie bereits einmal im Jahre 1573 der kaiserliche Gesandte, Freiherr David von Ungnad, abgefertigt worden

1) So gibt namentlich Sir Th. Roe in seinen Depeschen die Stärke der damaligen spanischen bewaffneten Macht in Unteritalien und im Mittelmeere an, indem er hinzufügt, daß dadurch freilich auch die Pforte genöthigt gewesen wäre, mindestens eine gleiche Land- und Seemacht nach dieser Seite hin zu unterhalten, Negotiations, p. 198. Der Hauptgrund dieser Friedensanträge von Seiten Spaniens, meint er, sei jetzt gewesen: „the saving of such money and forces as they have bene compelled to maynteyne pro terrore Turquesco“.

war, geradezu, er solle nur erst die Geschäfte seines eigenen Herrn, des Kaisers, in Ordnung bringen, dann könne er sich auch um die Angelegenheiten anderer Leute kümmern [1]).

Damit hätte also damals die Sache wahrscheinlich abermals ein Ende gehabt, wenn es nicht gleichzeitig den geheimeren spanischen Agenten, namentlich dem bereits erwähnten Benedictiner Pater Antonio, gelungen wäre, sich hinter dem Rücken der zwei entschiedensten Gegner Spaniens, des Mufti und des Kaimakam — der Großwesir war unterdessen nach Asien geschickt worden — das Ohr und die Gunst des seit der Thronbesteigung Sultan Murad's (30. August 1623) im Serai allmächtigen Kislaraga und der Schwester des Sultans zu verschaffen. Durch ihren Einfluß
brachte er es dahin, daß zu Anfang des Jahres 1624 aber- 1624
mals ein geheimer Unterhändler, ein als Christ verkleideter portugiesischer Jude Namens Cormaro, an den Vicekönig von Neapel, damals Prinz Philibert von Savoyen — der Herzog von Ossuña starb im September dieses Jahres im Gefängniß — mit der Eröffnung geschickt wurde, der Großherr, welcher mit allen seinen Nachbarn im Frieden zu leben wünsche, sei jetzt bereit, dem wiederholt zu erkennen gegebenen Verlangen des Königs von Spanien nach demselben entgegenzukommen; er, der Vicekönig, solle daher nur die Sendung eines Gesandten veranlassen, welchem der Zutritt zu der Pforte zu dem Zwecke offen stehen werde, mit dem ganzen Hause Östreich einen festen und dauernden Bund und Frieden abzuschließen (to make a firm league and peace with all the house of Austria).

Dieser Unterhändler wurde durch die unterdessen in Constantinopel eingetretenen Verhältnisse noch unterwegs längere Zeit aufgehalten. Denn er war nur erst bis nach Adrianopel gelangt, als der Großwesir Ali-Pascha, welcher um die

1) Depesche Sir Th. Roe's an den Staatssekretär Calvert vom 29. November 1623, Negotiations, p. 198: „The great visier soone shut upp that proposition, wishing him first to finish his owne master's business and then to take care of other mens.“ Über die Art, wie früher Herr von Ungnad abgefertigt wurde: Bd. III, S. 482 fg.

Sache wußte und damit einverstanden war, am 3. April 1624 hingerichtet wurde, und nun erst sein Nachfolger, Tscherkes Mohammed, gewonnen werden mußte, welcher auch im Allgemeinen die dem Juden ertheilten Instructionen gutհieß[1]). Dieser gelangte daher, ungeachtet verschiedener Nachstellungen, über Venedig glücklich nach Madrid und Neapel, fand dort natürlich für seine Eröffnungen geneigtes Ohr und setzte es durch, daß im nächsten Jahre ein Bevollmächtigter nach Constantinopel geschickt wurde, welcher die Sache vollends zum Ziele führen sollte.

Zu dieser delicaten und immerhin mit vielerlei Schwierigkeiten eigenthümlicher Art umgebenen Mission ward der Bologneser Giovanni Battista Montalbano auserſehen, welcher sich früher im Gefolge jenes Casparo Gratiano befunden hatte, den der Sultan nach einander zum Gesandten in Wien, zum Herzog von Naxos und endlich zum Fürsten der Wallachei ernannt hatte; später war er dann in die Dienste des Königs von Spanien getreten. Er galt für einen gewandten, mit den orientalischen Verhältnissen sehr vertrauten Mann, sollte sich aber, um nichts zu versehen, in Constantinopel noch der Hülfe zweier in die Pfortengeschäfte und die Schleichwege des Serai genau eingeweiheten Agenten, des schon genannten Pater Antonio und eines in Rom zum Jesuiten erzogenen Griechen, Camiachi Rossi, bedienen und sich überhaupt unter den Schutz des kaiserlichen Residenten, Lustrier, begeben, welcher ihn auch in der Hauptsache bei der Pforte vertreten sollte. Im Übrigen — so behaupteten wenigstens seine Gegner — wurde er mit ansehnlichen Geschenken für die einflußreichen Persönlichkeiten der Pforte und des Serai und mit sehr bedeutenden Geldmitteln versehen, womit er

1) Depesche Roe's an Calvert vom 25. Juli 1624 p. 266. Knolles, p. 1466. Namentlich von Seiten Englands wurde schon Alles aufgeboten, den Zweck dieser Sendung zu vereiteln. Der König, Jakob I., ließ Roe selbst die gemessensten Instructionen ertheilen, er solle, wenn es noch Zeit sei, sich mit dem venetianischen Bailo in Verbindung setzen, um den Juden unterwegs aufzuheben und sich seiner Papiere zu bemächtigen. Depesche vom 1. October 1624, daselbst p. 292.

sich und seinen Anträgen überall Eingang verschaffen sollte [1]).

Die letztern waren, den ihm ertheilten Instructionen zufolge, etwas hoch gestellt und offenbar darauf berechnet, die Pforte durch eine übertriebene Darstellung der Macht und des Einflusses der Krone Spanien sogleich willfähriger und nachgiebiger zu machen. Sie betrafen im Wesentlichen fünf Punkte: 1) zwischen dem Könige von Spanien und dem osmanischen Reiche sollte auf ewige Zeiten Friede sein; gehe die Pforte darauf ein, so sei Spanien 2) bereit, alle noch in seiner Gewalt befindlichen türkischen Sklaven, etwa 400 an der Zahl, sofort in Freiheit zu setzen; 3) verpflichte es sich, dafür einzustehen, daß fernerhin den Unterthanen des Großherrn im Mittelmeere irgend ein Schaden an Personen und Eigenthum in keiner Weise mehr zugefügt werden und ein Angriff auf die Küstenländer des osmanischen Reiches niemals mehr stattfinden würde; 4) machte es sich anheischig, das ganze osmanische Reich mittels seiner Schiffahrt im Rothen Meere, vorzüglich über Ormus, mit allen aus Ostindien zu beziehenden Waaren, als Spezereien, Calicos und sonstigen feinen gewebten Stoffen, zu weit geringeren Preisen zu versehen, als sie namentlich die Engländer und Holländer zu liefern im Stande wären, und überdies dadurch die Zolleinnahme des Sultans um mindestens 80,000 Thlr. jährlich zu vermehren; und 5) endlich wollte der König von Spanien seinen Einfluß bei der Krone Polen dahin geltend machen, daß das Schwarze Meer in Zukunft nicht mehr von den Raubzügen der Kosaken beunruhigt und heimgesucht werden solle [2]).

1) „Hee comes armed“, bemerkt Roe, welcher ihn Schritt vor Schritt verfolgte und über Alles, was ihn betraf, sehr genau unterrichtet war, in einer Depesche an den Staatssekretär Sir Eduard Conway vom 30. Juni 1625, „and is reported to prepare his welcome with greate presents and a power of mony, with order to guild over all his propositions, that they may be easely swallowed“. Daselbst, p. 415.

2) So geben Knolles, p. 1466, und Roe, p. 422 übereinstimmend diese Punkte an. Doch fügt der Letztere, nach den ihm zuerst zugegangenen Gerüchten, noch hinzu, daß sich der König von Spanien

Außerdem hegte man noch den Verdacht — und dazu gab vorzüglich die auffallende Betheiligung der Jesuiten an der ganzen Sache wol die nächste Veranlassung — daß diese Mission auch einen geheimen religiösen Zweck habe, welcher darauf hinausgehe, den griechischen Patriarchen zu beseitigen, dann die Griechen und die übrigen Ketzer im osmanischen Reiche zum rechten Glauben zurückzuführen und auf diese Weise endlich auch dort der römisch-katholischen Kirche, als der einzig geduldeten, den vollständigen Sieg zu verschaffen. Würde aber die Pforte — so wurde behauptet — auf die Anträge des Cabinets von Madrid nicht eingehen, so sollte dieser Agent desselben die ihm anvertrauten bedeutenden Geldmittel dazu verwenden, die Kosaken noch mehr aufzuwiegeln, um den Großherrn zu nöthigen, seine Streitkräfte vorzüglich nach dieser Seite hin zu richten und ihn dadurch namentlich auch von einer nachdrücklicheren Unterstützung des Fürsten von Siebenbürgen, Bethlen Gabor, gegen das Haus Östreich abzuhalten [1]).

Genug, mit diesen und ähnlichen Instructionen versehen,
1625 gelangte Montalbano im Juni 1625 über Ragusa wirklich nach Constantinopel, wo er indessen, obgleich er unterwegs die Rolle eines mit ausgedehnten Vollmachten versehenen, bei der Pforte förmlich zu beglaubigenden spanischen Gesandten gespielt zu haben scheint [2]), ziemlich leise und kleinlaut auftrat. Denn er sollte doch eigentlich nur der Vorläufer des angekündigten und erwarteten Gesandten sein, welcher erst nachfolgen sollte, wenn die Pforte sich geneigt gezeigt haben würde, auf Grund

sogar verpflichtet habe, so lange gegen Persien Krieg zu führen, bis der Schah sich genöthigt sehen würde, dem Großherrn den Frieden zu bieten.

1) Knolles, p. 1465. Auch Roe deutet p. 415 auf den angeblichen religiösen Zweck der Mission hin, indem er sagt: „These (die bedeutenden Geschenke und Bestechungsgelder) are the glorious catholique rules, never to make any amity with the infidells, except to have the leysure to roote out heriticques.“

2) Knolles, p. 1465: „On the way he gave him out for an Embassador, which raised more rumor and gave warning to those, who were disaffected to the success of his undertakings.“

der gemachten Anträge wirklich auf den Frieden einzugehen. Er zog daher auch mit seinem kleinen Gefolge von Juden und Jesuiten, worüber sich Th. Roe nicht des beißenden Spottes enthalten kann [1]), in aller Stille in der osmanischen Hauptstadt ein und nahm seine bescheidene Wohnung bei dem kaiserlichen Residenten, welcher es auch, nach einer reiflichen Erwägung der Sache mit seinen beiden Helfershelfern, dem Benedictiner und dem griechischen Jesuiten, übernahm, zunächst für ihn bei der Pforte das Wort zu führen. Sie wollten erst hervortreten, wenn man einige Gewißheit darüber erlangt haben würde, wie die Pforte die spanischen Vorschläge aufgenommen habe.

Nichtsdestoweniger brachte das Erscheinen dieses spanischen Agenten die ganze übrige christliche Diplomatie zu Constantinopel förmlich in Aufruhr. Vor Allem setzte der englische Gesandte, Sir Th. Roe, Himmel und Erde in Bewegung, um diese Spanier sogleich wieder aus dem Felde zu schlagen, bevor sie nur einen Fuß breit Terrain im Diwan gewonnen haben würden. Bereits im Januar hatte er den Kaimakam in einer Note darauf hingewiesen, wie nachtheilig ein solcher Friede mit Spanien der Pforte schon deshalb sein werde, weil man ihn als ein Zeichen der Furcht und Schwäche auf ihrer Seite betrachten werde, was nur dazu beitragen könne, die dem Hause Östreich feindlich gesinnten Fürsten mit Mistrauen gegen sie zu erfüllen [2]).

Zugleich wurde er nicht müde, seinen Hof auf die Gefahren aufmerksam zu machen, welche daraus namentlich und vor Allem dem englischen Levantehandel erwachsen würden, zumal da die Spanier sich nachträglich noch anheischig gemacht haben sollten, auch alle europäische Waaren zu geringeren Preisen im osmanischen Reiche einzuführen, als alle

1) Roe, Depesche vom 25. Juli 1625, p. 418: „His trayne consists of a fewe manumitted slaves sent home to introduce his wellcome and some 8 or 10 droles of his moyles and black guard. The Portugall Jewes who serve as stewards in all great houses and some banditi Moorefranks flockt out to meete him, who have easy access in all places for their fables."

2) Daselbst, p. 343.

übrigen fränkischen Nationen, wofür sie dem Großherrn eine Vermehrung seiner Zolleinnahmen um 75,000 Thlr. zugesagt hätten. Dabei stehe vorerst das Interesse und das ganze Dasein der großen Ostindischen und der Levantinischen Handelsgesellschaften auf dem Spiele; dann sei aber auch der englische Levantehandel überhaupt, wenn der spanische Friede zu Stande käme, noch weit mehr gefährdet, als der der übrigen Nationen, weil es in diesem Falle den Spaniern ein Leichtes sein würde, mit ihren Galeeren englischen Kauffahrern die Meerenge von Gibraltar gänzlich zu verschließen, während z. B. Frankreich und Venedig, welche ihren Handel innerhalb derselben treiben, davon nur wenig oder gar nicht berührt werden dürften [1]).

Doch hielt er für unerläßlich, vornehmlich den venetianischen Bailo auf seine Seite zu ziehen, weil der Schatz der Signorie allein im Stande sei, die Geldmittel aufzubringen, welche nöthig wären, um den Spaniern auch in dieser Beziehung im Diwan und im Serai mit Erfolg die Wage zu halten. Denn so sehr man auch von Seiten des londoner Cabinets den von dem Gesandten in dieser Angelegenheit eingeschlagenen Weg billigte und ihn wiederholt aufforderte, denselben auch fernerhin einzuhalten, so war doch der leidige Geldpunkt damals nicht gerade die stärkste Seite der britischen Politik. Wenigstens führt Roe öfter bittere Klagen darüber, daß ihm der Mangel an den nöthigen Fonds bei seinen Operationen sehr hinderlich sei; und in diesem Falle drang er daher selbst in die Regierung, daß sie ihren Einfluß in Venedig dahin geltend machen möge, daß die Signorie sich in ihrem eigenen wohlverstandenen Interesse dazu verstehe,

1) Depesche Roe's vom 11. und 12. August 1625, p. 430 und 431. Den Punkt wegen der möglichen Schließung der Meerenge von Gibraltar hebt er noch besonders in einer spätern Depesche vom 16. Mai 1626 hervor, p. 508: „Besides a peace with this port will directly ruine this trade, because the Spanish gallies will be all free, to keep the streights of Gibralterra, and merchant shipps will with great difficulty escape them: our care therein differing from that of France and Venice, who trade within the Streights."

die Bemühungen des englischen Botschafters mit ihren reichen Geldmitteln gehörig zu unterstützen [1]).

Wie weit dies nun wirklich geschehen sein mag, wissen wir nicht. Dagegen ist es außer Zweifel, daß die Anerbietungen der spanischen Agenten gleich anfangs bei der Pforte keine sehr günstige Aufnahme fanden. Als der kaiserliche Resident zu Ende Juli von dem Großwesir für Montalbano eine Audienz erbat, ließ ihn dieser sehr ungnädig an: 'Seit den 40 Jahren, wo er im Dienste der Pforte stehe, habe er nie davon gehört, daß es der König von Spanien je mit seinen Friedensanerbietungen aufrichtig gemeint habe; auch habe er noch nie zu diesem Zwecke einen Unterhändler unmittelbar an die Pforte geschickt; das mache an sich schon die gegenwärtige Zuvorkommenheit desselben etwas verdächtig; übrigens wisse weder er, der Großwesir, noch selbst der Sultan etwas davon, daß jetzt eine solche Mission von ihrer Seite veranlaßt worden sei; der Spanier möge daher nur wieder seines Weges ziehen und sich an diejenigen halten, die ihn zu ihren Zwecken gebraucht haben [2]).

Es scheint also doch, daß auch die Schätze, womit, wie man behaupten wollte, die Spanier den Diwan hätten fügsamer machen sollen, entweder ihre Wirkung verfehlten, oder überhaupt nicht ansehnlich genug waren, um den erwünschten

1) Derselbe, p. 453 und 461. Über diesen Punkt sind vorzüglich erst die im Auftrage Karl's I. in der ersten Hälfte des Jahres 1626 an Roe gerichteten Depeschen von Interesse, worin ihm dringend anempfohlen wird, dem Frieden zwischen Spanien und der Pforte, wenn er ja nochmals zur Sprache kommen sollte, aus allen Kräften entgegenzuarbeiten; auch erklärte sich der König jetzt endlich bereit, die nöthigen Gelder zu bewilligen. „His majestie", heißt es z. B. in einer chiffrirten Depesche vom 29. Mai 1626, „is pleased, that in matter of expence you concurre with the embassadors resident for your portion, as the necessity shall require, wherein his majestie relies upon your discretion and moderation." P. 518 und vorher ähnlich p. 504.

2) Roe, Depesche vom 25. Juli 1625, p. 419. Er bemerkt dabei ausdrücklich, daß er dies von Jemand erfahren habe, der bei der Audienz, die der Großwesir dem kaiserlichen Residenten ertheilte, zugegen war.

Eindruck zu machen. Das Letztere war das Wahrscheinlichere und dürfte auch die Ansicht des Sir Th. Roe gewesen sein, welcher natürlich die seinen Interessen so günstige Stimmung der Pforte sich wohl zunutze zu machen verstand. Denn auch die spanischen Anerbietungen erschienen selbst dem Großwesir etwas zu anmaßend und hochtrabend. Als z. B. bei der näheren Erörterung derselben der Punkt zur Sprache kam, daß Spanien sich anheischig machen wolle, das Mittelmeer und die osmanischen Küstenländer in Zukunft von allen Belästigungen christlicher Freibeuter rein zu halten, warf der Großwesir sogleich die spitzfindige Frage auf: ob der König von Spanien der souveräne Herr des Großherzogs von Toskana und des Großmeisters von Malta sei, so daß er die Johanniter und die Ritter vom Orden des Heiligen Stephanus, beide geschworene Feinde der Osmanen, nach Gutdünken im Zaume halten könne? [1])

Darauf konnte natürlich keine befriedigende Antwort ertheilt werden; und der englische Botschafter hatte daher schon fast gewonnenes Spiel, als er in den Kaimakam drang, sich mit den Spaniern nicht mehr einzulassen. Nur hatte er allerdings noch die mächtigen Einflüsse des Serai und des Harems zu bekämpfen. Denn hier war es dem Benedictiner und dem Jesuiten nicht sowol durch sofortige bedeutende Spenden, als vielmehr durch großartige Versprechungen für die Zukunft in der That gelungen, nicht nur die drei Schwestern des Sultans, sondern auch den Kapi-Aga, den Kapudan-Pascha Redscheb und den ehemaligen Janitscharenaga Beiram-Pascha so weit für sich zu gewinnen, daß durch sie selbst der Großherr in seinen Entschlüssen etwas wankend gemacht wurde. Auch war wenigstens schon die Rede davon, daß das sichere Geleit für den angekündigten spanischen Gesandten wirklich ertheilt werden würde. Da hielt es Roe für die höchste Zeit, dem Kaimakam nochmals das Unhaltbare und Trügerische der spanischen Vorschläge in einer förmlichen Auseinandersetzung darzulegen, die er ihm am 2. October machte [2]).

1) Knolles, p. 1466.

2) A discourse about the treaty of Spayne with the Grand-Signior, October 2, 1625. Given by me to the Grand-Vezier (ist

Er ging darin von der Ansicht aus, daß Montalbano überhaupt gar keine Vollmachten vom Könige von Spanien erhalten habe, und daß, wenn er blos als ein Abgesandter des Vicekönigs von Neapel gekommen sei, es mit der Ehre des Großherrn unvereinbar sein würde, sich mit einem Manne einzulassen, dessen Schritte sein Herr hinterher leicht selbst desavouiren könne. Er sei ja nur auf Veranlassung der Sendung des Juden Cormaro, den man in Neapel als Geißel zurückbehalten habe, nach Constantinopel geschickt worden, um die Gesinnungen der Pforte in Betreff Spaniens zu erforschen und sie durch Anerbietungen zu hintergehen, welche Spanien niemals verwirklichen könne, namentlich nicht ohne die ausdrückliche Zustimmung des Papstes. Deshalb habe er sich auch hinter den kaiserlichen Residenten gesteckt und sei angewiesen, wenn seine Mission scheitern sollte, als dessen Sekretär zurückzubleiben. Zu welchem Zwecke? Das sei leicht zu errathen. Überdies beruhen auch alle seine Vorschläge auf reiner Schwindelei (are false and abusive).

Zuerst habe er versprochen, alle türkische Sklaven in Freiheit zu setzen. Würden aber wol die Malteser und der Großherzog von Toskana so ohne Weiteres ihre Galeeren entwaffnen, blos um sich dem Könige von Spanien gefällig zu beweisen? —

Noch abgeschmackter (more absurd) sei es aber, wenn sich zweitens der König von Spanien das Ansehen geben wolle, als ob er im Stande sei, das Mittelmeer und die osmanischen Küsten von Räubereien und Einfällen christlicher Freibeuter rein zu halten. Die Johanniter und die Ritter vom Orden des Heiligen Stephanus seien ja durch ihre Regel verpflichtet, die Ungläubigen zu bekämpfen, und auch entschlossen, in diesem ihren Berufe zu leben und zu sterben. Habe der König von Spanien etwa Gewalt über sie? — Und wenn er sie hätte und jene unermüdlichen Kämpfer für den Glauben dahin bringen könnte, sich ruhig zu verhalten,

wahrscheinlich der Kaimakam zu verstehen, da der Großwesir, wie auch aus der Depesche vom 14. November, welcher dieses wichtige Actenstück beigegeben ist, hervorgeht, damals in Asien war). Negotiations, p. 452—456.

werde es ihm dann etwa in den Sinn kommen, das Meer für den Großherrn offen zu lassen und zu dulden, daß die Piraten von Tunis und Algier ungestört die Küsten von Italien und die spanischen Besitzungen heimsuchen? — Thue der König von Spanien das Eine, so müsse der Sultan auch dafür sorgen, seine Unterthanen im Zaume zu halten. Der Zweck eines solchen Anerbietens sei aber nur der, die Pforte nach dieser Seite hin desto sicherer zu machen, damit die Spanier um so leichter ihre Eroberungspläne an den Küsten der Barbarei verfolgen könnten.

Geradezu vor Scham erröthen müßten aber die Spanier, wenn sie drittens der Pforte einreden wollten, sie würden das osmanische Reich mit indischen Waaren versehen und dadurch der großherrlichen Zollkasse einen bedeutenden Gewinn verschaffen. Die ganze Welt wisse ja, daß sie bereits seit drei Jahren aus Ormus vertrieben seien, daß sie sich im Rothen Meere gar nicht mehr blicken lassen dürfen, ohne in die Gefahr zu kommen, gute Prise zu werden, daß sie dort bereits drei Mal von den Engländern geschlagen worden und Goa und zwei oder drei andere elende Küstenorte jetzt in jenen Gegenden ihre einzigen Besitzungen seien. Auch im Gebiete des Großmogul seien die Spanier längst von den Engländern verdrängt worden; namentlich sei ihr Leinwandhandel dort völlig ruinirt. Sie besitzen also weder Mittel noch Credit mehr in jenen Gewässern, und wenn sie dieselben noch hätten, so würden schon die Engländer dafür sorgen, ihnen dort die Schiffahrt und die Geschäfte zu verleiden. Vor Zeiten hätten sie auch einmal Aaden am Eingange des Rothen Meeres besessen und es sei folglich nur natürlich, daß sie, wenn sie der Großherr dort wieder zulassen wolle, ihr Auge auch wieder darauf werfen würden. Von den Inseln, von denen aus sie das osmanische Reich mit Gewürzen versehen zu wollen vorgeben, sei zur Zeit keine einzige mehr in ihren Händen; Ternate, Leanda, Amboina, Java, Sumatra, genug, alle diese gewürzreichen Orte seien ja längst in dem Besitze der Engländer und Holländer, welche diese Waaren jetzt direct nach Constantinopel verschiffen, während sie sonst ihren Weg über Kairo und Aleppo genommen.

Seit 20 Jahren habe sich dort kein spanisches Schiff mehr sehen lassen.

Ebenso schlimm sei es viertens mit der von den Spaniern verheißenen Einfuhr von europäischen Waaren bestellt, worin sie den Engländern, Franzosen, Venetianern und Holländern den Rang ablaufen wollen. Wo wollen sie sich denn diese Waaren verschaffen, mit denen Spanien selbst von England und Frankreich versorgt werden müsse, wie z. B. Tuch, Blei, Zinn u. s. w. Seine einzigen Ausfuhrartikel bestehen in Orangen, Citronen, Feigen, Rosinen und Wein. Daran habe ja aber das osmanische Reich selbst Überfluß. Und wo seien denn die spanischen Handelsschiffe, welche dazu verwendet werden könnten, während es bekannt sei, daß Spanien kaum genug Kauffahrer besitze, um seinen Verkehr mit Indien und Brasilien zu unterhalten?

Am lächerlichsten sei es endlich fünftens, wenn der Spanier behaupte, er sei im Stande, den König von Polen zu bewegen, daß er die Kosaken vom Schwarzen Meere zurückhalte. Wenn der König dies wolle und könne, so werde er es schon um der Ruhe seines eigenen Landes willen selbst thun. Könne er aber dieses unruhige Volk nicht allein im Zaume halten, so würden die Spanier wahrhaftig nicht nach Polen ziehen, um ihm beizustehen. Übrigens habe er gar keinen Grund, die Kosaken einzuhalten, so lange die Pforte nicht dasselbe mit den Tataren thue. Das einzige Mittel, diesem Übel abzuhelfen, bestehe also darin, daß der Sultan und der König miteinander in Frieden leben, einige Jahre lang das Meer durch eine tüchtige Seemacht rein halten und jeder in seinem Lande darauf hinwirke, hier die Tataren, dort die Kosaken zum Gehorsam zurückzuführen.

Was beabsichtige also Spanien mit diesem auf so trügerische Weise gebotenen Frieden anders, als daß es durch Jahre lang hingezogene Unterhandlungen nur Zeit gewinnen wolle, um seine Streitkräfte zu sammeln und, mit dem Kaiser vereint, die Fürsten Deutschlands zu unterdrücken, sich den Weg nach Italien zu bahnen und Bethlen Gabor aus Ungarn und Siebenbürgen hinauszuwerfen. Dann werde das Haus Östreich, wenn es sonst keine Feinde mehr zu bekäm-

pfen habe, erst recht zeigen, was es mit der dem Großherrn gebotenen Freundschaft eigentlich gewollt habe. Die Pforte werde sich also doch wol nicht durch so falsche Vorspiegelungen zu einem Frieden mit Spanien verleiten lassen, den zu halten es weder den Willen noch die Macht habe.

Diese durchschlagende, wenn auch nicht ganz triftige Beweisführung konnte um so weniger ihren Zweck verfehlen, da Th. Roe mit ähnlichen Gründen auch noch den Mufti, den Bostandschi-Baschi und einige andere Mitglieder des Diwans für sich zu gewinnen wußte, die der spanischen Partei des Serai und des Harems abhold waren. Genug, diese unterlag dieses Mal und der alte Kaimakam gab dem Gesandten die heilige Versicherung, daß so lange er lebe, nie ein Friede mit Spanien zustandekommen würde. Der kaiserliche Resident konnte es nicht einmal durchsetzen, daß Montalbano die erbetene Audienz bei ihm erhielt. Der spanische Agent verließ also Constantinopel ohne irgend einen Bescheid und voll Ingrimm gegen den englischen Botschafter, dessen unermüdlicher Thätigkeit er vor Allem das Scheitern seiner Bemühungen zuschrieb [1]).

Hinterher ergab es sich, daß er, um sich zu rächen, wenigstens den Versuch gemacht hatte, die Kosaken gegen die Pforte noch mehr aufzuwiegeln. Der von ihm in dieser Absicht nach Polen geschickte Benedictiner Antonio Verill wurde aber unterwegs von dem Statthalter von Silistria aufgehoben und die bei ihm vorgefundenen Papiere verriethen den Zweck seiner Sendung. Er selbst soll an Ort und Stelle erschlagen und die Abreise Montalbano's von Constantinopel dadurch nur beschleuniget worden sein [2]).

1) Roe's Depesche vom 14. November, p. 452: „Sodainly the messenger is gone, not taking leave, having, as I am well informed, gotten no letter, no writing, no answer at all to his proposition, full of particular indignation against mee and threatening, that I shall bee sharply accused to his majestie."

2) Derselbe, p. 454. Knolles, p. 1466. Auch die venetianischen Berichte stimmen damit überein, daß der Benedictiner mit Briefen Montalbano's und des Vicekönigs von Neapel nach Polen geschickt worden sei „per indur i Cosachi con promessi di denari a continuar

Ganz ließ sich indessen durch diese misliche Wendung der Sache weder die spanische Partei in Constantinopel, noch das Cabinet von Madrid entmuthigen. Kaum hatte Montalbano die Grenze überschritten, als der kaiserliche Resident, welcher, beiläufig gesagt, von Spanien einen bestimmten Jahresgehalt bezog, den abgerissenen Faden der Unterhandlungen wieder aufzunehmen suchte und sich deshalb mit der spanischen Partei im Diwan und im Serai in genauere Beziehung setzte. Th. Roe blieb nach wie vor die Seele der Oppositionspartei, belauerte abermals alle Schritte seines kaiserlichen Collegen und hatte nun auch das französische Cabinet so weit auf seine Seite gezogen, daß es sich durch seinen Gesandten bereit erklärte, seinen Theil von den Kosten zu tragen, welche nöthig sein würden, um die Machinationen der Spanier zu durchkreuzen [1]).

Diese wurden jetzt auch in der That von Seiten des Cabinets von Madrid ziemlich weit ausgesponnen. Um z. B. auch die öffentliche Meinung, welche, vorzüglich unter dem Einfluß der Geistlichkeit, noch keineswegs einem solchen Frieden mit den Ungläubigen sehr geneigt gewesen zu sein scheint, einigermaßen für die Sache zu gewinnen, ließ man überall ein „cum licentia" gedrucktes Schreiben des Sultans an den König von Spanien verbreiten, worin jener selbst den Frieden bot und als Preis der Annahme desselben sogleich eine Menge sehr ansehnlicher Geschenke verhieß. Die Sache

più che mai contra i Turchi le infestazioni." Bei Hammer O. G. S. 91.

1) Roe, Depesche an Lord Conway vom 25. Februar 1626, p. 489: „The Emperors agent makes fresh way for the Spanish treatye." Und dann an die Königin von Böhmen (Tochter Jakob's I. und Gemahlin des Pfalzgrafen Friedrich) vom 18. April, p. 498: „The Spanish faction follow their treatye, as if they meant it; the active part of opposition is allotted to mee and I will narrowly oversee it." — Von der Betheiligung des französischen Gesandten an dieser Opposition ist bereits in einer Depesche vom 21. Februar die Rede: „Hee acquainted mee, that hee had directions to unite with mee and the other ambassadors, and to spend, by common consent, his portion of such reasonable mony, as might crosse that practice" (the Spanish treatye), p. 485.

war aber doch etwas zu plump und ungeschickt angefangen, als daß der Betrug nicht sofort entdeckt worden wäre und namentlich auch zu Constantinopel, wo die Unechtheit des Schreibens natürlich sogleich erkannt wurde, sehr böses Blut gemacht und den Stand der spanischen Unterhandlungen nur verschlimmert hätte. Nun wollte man dort von dem Frieden gar nichts mehr hören.

1626 Gleichwol fand sich bereits im April 1626 abermals ein spanischer Agent mit Empfehlungsbriefen des Vicekönigs von Neapel in Ragusa ein, welcher die baldige Ankunft einer förmlichen Gesandtschaft zum Zwecke des Abschlusses des Friedens ankündigte und für sich, als Vorläufer derselben, den Schutz der kleinen Republik und sicheres Geleit nach Constantinopel verlangte. Während sich aber die Ragusaner, welche wohl wußten, wie wenig die Stimmung der Pforte seinen Bestrebungen geneigt sei, mit ihm nicht viel zu schaffen machen wollten und ihm blos in einem Minoritenkloster eine gastliche Aufnahme bereiteten, setzte es Th. Roe, im Verein mit den übrigen Gesandten, durch reichliche, gehörigen Ortes rechtzeitig angebrachte Geldspenden und mit jenem untergeschobenen Briefe in der Hand bei dem Mufti und dem Kaimakam durch, daß ihm nicht nur der Zutritt zu der osmanischen Hauptstadt verwehrt werde, sondern auch ein strenger großherrlicher Befehl alle Sandschaks, Begs und Kadis dahin anweise, ihn unterwegs überall aufzuhalten, ihn ohne Weiteres in dem zunächst gelegenen Hafen wieder einzuschiffen und ihm die abermalige Landung an irgend einem andern Orte im Gebiete des Großherrn bei Todesstrafe zu untersagen. Zugleich wurde dem Senate von Ragusa das Misfallen des Sultans darüber, daß er es gewagt habe, einen Abgesandten des Feindes der Pforte bei sich aufzunehmen, ohne vorher deshalb beim Diwan anzufragen, in einem gleich gemessenen Ferman zu erkennen gegeben [1]).

1) Dies Alles erzählt Roe ausführlich in einer höchst interessanten Depesche an Lord Conway vom 16. Mai 1626, p. 508. Er gibt auch hier nochmals scharf die Gründe an, wodurch er die Pforte von der Unzulässigkeit des Friedens mit Spanien zu überzeugen suchte. Knolles, welcher dieser Depesche bei seiner Darstellung beinahe wört-

Der arme Spanier hatte Ragusa schon verlassen und vier Tagereisen nach Constantinopel hin zurückgelegt, als ihm diese Befehle den weitern Weg versperrten. Er hatte überdies noch das Unglück, sich bei einem Falle die Beine zu zerschellen, so daß er im kläglichsten Zustande nach Ragusa zurückgebracht wurde. Dort verlangten die Boten des Sultans seine Auslieferung. Allein der Senat hatte dieses Mal doch wenigstens so viel Muth, daß er eine solche Verletzung des Gastrechts von sich wies und sich nur dazu verstand, den Unglücklichen in Gegenwart der Türken wieder nach Neapel einzuschiffen, indem er jedoch zugleich auch sein Benehmen durch ein an den Großwesir gerichtetes Entschuldigungsschreiben zu rechtfertigen bemüht war. Denn er war leider in der schlimmen Lage, daß er es mit keinem von beiden Theilen, weder mit Spanien, welches die Stadt beständig mit seinen Galeeren bedrohete, noch mit der Pforte, welche sie von der Landseite her in ihrer Gewalt hatte, ganz verderben durfte. Diese kleinen Staaten lebten nun einmal, wie Knolles bei dieser Gelegenheit treffend bemerkt, wie das Korn zwischen zwei Mühlsteinen [1]).

Damit erhielt, wie Sir Th. Roe sich ausdrückt, das spanische Friedenswerk für jetzt den Todesstoß. Zu Anfang des künftigen Jahres, 1627, tauchte zwar nochmals ein 1627
Agent des Kaisers, dieses Mal ein Franzos, in Constantinopel auf, den man, weil er über Ragusa gekommen und mit Briefen des Vicekönigs von Neapel versehen war, in dem Verdacht hatte, daß der Hauptzweck seiner Sendung die Wiederaufnahme der Verhandlungen zwischen Spanien und

lich folgt, gibt p. 1468 auch eine genaue Übersetzung des betreffenden Fermans an die Sandschaks und Kadis „to return the Spanish Gentleman sent from the Vice Re of Naples“.

1) Über diesen Ausgang der Sache genau die weiteren Depeschen Roe's, p. 514, 515, 530, 538. Auch da klagt er noch immer, daß man ihn ohne die erforderlichen Geldmittel gelassen. Erst in einer Depesche des Lord Conway vom 8. September 1626 erhält er, unter nochmaliger Anerkennung der von ihm in dieser Angelegenheit geleisteten wichtigen Dienste, die Zusage, daß der König Befehl ertheilen werde, ihm die gehabten Auslagen wiederzuerstatten. p. 452.

der Pforte sei; allein das Terrain war dazu damals um nichts günstiger, wie früher; und wenn er daher auch wirklich einige verdeckte Schritte in diesem Sinne that, so verloren sie sich doch sicherlich erfolglos im Dunkel und waren nicht geeignet, in den mislichen Verhältnissen zwischen beiden Mächten eine wesentliche Veränderung hervorzubringen [1]).

Genug, Spanien erhielt den ersehnten Frieden nicht, besaß aber auch nicht die Mittel mehr, als feindliche Macht gegen das osmanische Reich eine entschiedene Stellung einzunehmen und zu behaupten; und da es ihm nicht einmal gelingen wollte, sich neben den übrigen Staaten des Westens auf ersprießliche Weise an dem Levantehandel zu betheiligen, so war es nur natürlich, daß es auch in seinen Beziehungen zum europäischen Oriente überhaupt von seiner ehemals so gefürchteten Größe immer mehr zu einer Macht niederen Ranges herabsank, deren materielles und politisches Gewicht bei der weiteren Entwickelung dieser orientalischen Verhältnisse am Ende kaum noch in Betracht zu ziehen war.

Von den kleineren Seemächten des Mittelmeeres, den semi-puissances, wie man sie nannte, waren der Papst, Ragusa und Genua längst viel zu sehr ihrer eigenen Nichtigkeit verfallen, als daß sie bei einer gemeinschaftlichen Unternehmung gegen das osmanische Reich noch irgendwie hätten in Anschlag gebracht werden können.

Es würde dem päpstlichen Stuhle gewiß sehr schwer geworden sein, auch nur die wenigen Galeeren aufzubringen, auf welche man für einen solchen Fall rechnen zu dürfen glaubte. Venedig wollte es ja schon längst nicht einmal mehr dulden, daß der Papst im Hafen von Ancona einige Galeeren segelfertig halte, um damit im Nothfalle gegen die Cor-

1) Über das Erscheinen dieses Agenten, welches vorzüglich auch den französischen Gesandten sehr beunruhigte, gibt Roe genaue Nachricht in einer Depesche an Lord Conway vom 27. Febr. 1627, p. 614. Nachdem man seine Papiere genau untersucht und nichts gefunden hatte, was ihn als verkappten spanischen Agenten verdächtigen konnte, schickte man ihn ohne Weiteres nach Ofen zurück, wo damals alle Angelegenheiten mit dem Kaiser, als dessen Abgesandter er gelten wollte, zum Austrag gebracht werden sollten. Derselbe, p. 617 und 623.

saren zu kreuzen, welche den Golf und die päpstlichen Küstenländer beunruhigten [1]).

Daß Ragusa, bei seiner Schwäche und seiner ungedeckten Lage, überhaupt noch bestehe, will z. B. de Breves fast für ein Wunder halten, welches sich nur durch den unbegreiflichen Mangel an Klugheit auf Seiten der Pforte erklären lasse. Denn nichts wäre ihr leichter gewesen, als sich dieser Stadt zu bemächtigen und in ihrem Hafen beständig ein Geschwader von 40 bis 50 Galeeren zu unterhalten, womit man nicht nur das adriatische Meer so hätte schließen können, daß kein einziges Schiff dort hätte aus- und eingehen dürfen, sondern auch die Küste von Apulien fortwährend bedroht hätte. Und wie hätte sich dann selbst Venedig halten sollen, dessen ganze Größe auf dem ungestörten Besitze dieses Meeres, dessen Reichthum allein auf seiner Schiffahrt beruhe? [2]).

Genua endlich, meint Paul Sarpi, habe die Rolle des Pferdes in der Fabel gespielt, welches, ursprünglich frei, sich thörichterweise von dem Menschen habe den Zaum anlegen lassen, in der Meinung, dadurch über die übrigen Thiere zu triumphiren. Nun habe es aber mit seiner Freiheit auch seine Macht verloren [3]).

So waren es unter diesen kleineren Seemächten eigentlich nur die Johanniter auf Malta und die Florentiner, welche sich noch immer auf der Höhe einer gewissen Bedeutung zu erhalten wußten, und auch den Osmanen zu Zeiten viel zu schaffen machten, nicht sowol durch die Stärke ihrer Marine, als vielmehr durch die Kühnheit und das Glück ihrer Unternehmungen als Freibeuter. Beide vereint, so urtheilt wenigstens der französische Schiffskapitän de Virville noch im Jahre 1640 [4]), würden freilich zum Heile der

1) Dies hebt der französische Gesandte zu Venedig, Herr Du Ferrier bereits in einer Depesche vom Mai 1575 heraus: Négociations de la France, T. III, p. 597.

2) De Breves Discours abrégé ect. p. 5.

3) Le Prince de Fra Paolo, p. 172.

4) In dem an Richelieu gerichteten Berichte über die „Pratique de la guerre et des saluts es armées navales de la mer méditer-

Christenheit jedenfalls eine ansehnliche und den Türken sehr gefährliche Seemacht gebildet haben; und in der That galten auch zu Constantinopel der Großherzog von Toskana und der Großmeister von Malta für mächtigere Fürsten, als selbst der König von Spanien [1]); allein Verschiedenheit der Interessen und gegenseitige Eifersucht zersplitterten ihre Kräfte und ließen auch sie nicht zu gemeinschaftlicher planmäßiger Thätigkeit nach dem Oriente hin gelangen. Jedoch wurden sie auch mit ihren vereinzelten Raub- und Beutezügen gegen die türkischen Kauffahrer und nach den osmanischen Küstenländern der Pforte noch lästig genug, und zwar die Florentiner fast noch mehr, wie die Malteser.

Ursprünglich hatte Florenz mit den Sultanen der Osmanen auf einem ziemlich guten Fuße gestanden. Mohammed II. hatte gleich nach der Einnahme von Constantinopel den Florentinern, so gut wie den Venetianern, gestattet, dort ihren eigenen Bailo zum Zwecke der Wahrnehmung ihrer Handelsinteressen zu halten. Später war er aber von dort verwiesen worden, angeblich weil sich zur Zeit, als Suleiman I. Malta belagerte (1565), florentinische Galeeren bei dem Entsatze dieser Insel betheiliget hatten. Etwa zehn Jahre nachher, im Jahre 1578, hatte es dann der Großherzog durch die Gewandtheit seines Unterhändlers, des Cavaliere Don Bongianni Gianfigliazzi, welcher mit bei Lepanto gefochten, hierauf aber einige Zeit in der Türkei als Sklave gelebt hatte, und den Reichthum seiner Geschenke zwar durchgesetzt, daß nicht nur sein Bailo nach Constantinopel zurückkehren durfte, sondern auch seinen Unterthanen, zu großem Ärger der Franzosen und Venetianer, gestattet wurde, im osmanischen Reiche unter eigener Flagge Handel und Schifffahrt zu treiben; allein diese theuer genug erkaufte Begünstigung war damals nur von kurzer Dauer [2]).

ranée", in Sourdis Correspondance T. II, p. 468: „Ce seroit le bien de la chrétienté que ces deux bonnes escadres (von Florenz und Malta) naviguassent ensemble, car elles donneraient bien de la peine à notre ennemi commun, j'entends le Grand-Turc et ses sujets."

1) Des Hayes, Voyage de Levant, p. 250.

2) Außer dem, was wir über diese Verhältnisse bereits Bd. III,

Unter Anderm war nämlich dem Großherzog bei der Erneuerung der alten Capitulationen nachgelassen worden, daß die Ritter des unter seiner Protection stehenden Ordens des Heiligen Stephanus, einer bewaffneten geistlichen Brüderschaft, welche sich, nach Art der Johanniter auf Malta, die Bekämpfung der Ungläubigen zur Pflicht gemacht hatte, zum Schutze ihrer Häfen gegen die Barbaresken beständig vier Galeeren armirt unterhalten dürften. Dabei blieben aber natürlich diese beutelustigen Streiter vor dem Herrn nicht stehen. Sie vermehrten ihre Schiffe bedeutend und fingen an, unter dem Vorwande, gegen die Corsaren zu kreuzen, auf eigene Faust auf Alles Jagd zu machen, was osmanische Flagge trug. So hoben sie z. B. schon im Jahre 1578, noch während die Unterhandlungen in Constantinopel schwebten, mit einigen genuesischen Galeeren vereint, mit einem Male 14 Barbareskenschiffe auf. Das nahm aber die Pforte so übel, daß sie sich mit dem florentinischen Unterhändler nun auf nichts mehr einlassen wollte. Er konnte es nicht einmal durchsetzen, daß ihm einige Sklaven freigegeben wurden, obgleich er seinerseits den übrigen werthvollen Geschenken auch noch einen Tschausch und 9 Janitscharen hinzugefügt hatte, welche in Florenz als Gefangene zurückgehalten worden waren. Genug, er mußte am Ende unverrichteter Sache abziehen und auch der florentinische Bailo fand in Constantinopel seines Bleibens nicht mehr [1]).

S. 415 angedeutet haben, finden sich darüber die genauesten und ausführlichsten Nachrichten in den Depeschen des französischen Geschäftsträgers zu Constantinopel, des Herrn Juyè, welcher damals, in den Jahren 1577 und 1578, Alles aufbot, die Verhandlungen zwischen Florenz und der Pforte zu hintertreiben. Négociations de la France dans le Levant, T. III, p. 737, 748 fg., vorzüglich in den Anmerkungen. Hier werden namentlich auch die kostbaren Geschenke, welche der Großherzog daransetzte, um die Pforte fügsamer zu machen, genau beschrieben.

1) Daselbst, p. 754 und 766: „En sorte", meint hier Juyè in einer Depesche vom 17. November 1578 über die Entlassung des Cavaliere Gianfigliazzi, „qu'il est renvoyé de la plus maigre et estrange façon qu'on aye encore veu user en l'endroict d'aucun ministre de prince qui soit venu à ceste Porte."

Je gespannter und feindseliger seitdem die Verhältnisse zwischen dem Großherzog und dem Sultan sich gestalteten, desto mehr gewann nun aber auch das florentinische Seewesen an Ausdehnung und eingreifender Thätigkeit. Das Panier von San Stephano bedeckte bald alle Gewässer der Levante und gehörte in Constantinopel wegen seiner ebenso verwegenen als erfolgreichen Freibeuterei zu den gefürchtetsten und verhaßtesten Flaggen der Christenheit. „Von dem Großherzog von Toskana", bemerkt schon im Jahre 1583 der venetianische Bailo Paolo Contarini in seinem an die Pregadi abgestatteten Berichte, „habe ich nichts zu sagen, denn Eure Herrlichkeit weiß schon, wie sehr er von den Türken gehaßt wird, des beständigen Schadens wegen, welchen seine Galeeren in den Meeren der Levante anrichten; und wenn der Großherr eine Gelegenheit finden könnte, ihm gleichfalls tüchtig zuzusetzen, so bin ich überzeugt, daß er es thun würde, und wenn es ihm auch einige Millionen Goldes kosten sollte."[1]) Es war aber diesen florentinischen Freibeutern, welche in der Regel ebenso schnell wieder verschwanden, wie sie gekommen waren, nur schwer beizukommen.

Neben der Lust der florentinischen Ritter an diesen abenteuerlichen und meistens sehr einträglichen Kreuzfahrten, war es aber auch vorzüglich noch ein mercantiles Interesse, was damals dem Seewesen des Großherzogs von Toskana einen so bedeutenden Aufschwung gab. Man weiß, daß diese Medicäer, den, wie es Paul Sarpi nennt, ihnen angeborenen Geschmack an großartigen Handelsunternehmungen nie ganz verleugneten. Denn sie waren die Quelle und die Grundlage ihrer unermeßlichen Reichthümer, welche sie unter allen Fürsten der Christenheit vielleicht zu der größten Geldmacht erhoben hatten und ihnen bei dem Allen den guten Ruf, wie sich Fra Paolo gleichfalls ausdrückt, einer gewissen kaufmän-

1) Paolo Contarini Relaz. bei Albèri Rel. degli ambasciadori Veneti al Senato, Ser. III, T. III (Bd. IX der ganzen Sammlung) Firenz. 1855, p. 245: „e quando vedesse occasione Sua Maestà (der Sultan) di potergli far danno, con lo spender anco qualche milion d'oro, io credo certo, che lo farebbe."

nischen Rechtlichkeit (une certaine probité marchande) sicherten [1]).

Und gewiß verstand es Niemand besser, wie der Großherzog Ferdinand I., in dieser Beziehung den von seinen Vorfahren betretenen Weg zu verfolgen, als ihn während seiner zweiundzwanzigjährigen Regierung (1587—1609) die mislichen Verhältnisse des osmanischen Reiches aufforderten, seinen Speculationsgeist und seine materiellen Kräfte vorzüglich nach dieser Seite hin zu richten. Sein Hauptziel war dabei, sich wo möglich ganz des syrischen Handels zu bemächtigen, in den Haupthandelsplätzen des dortigen Küstenlandes, in Saida, Beirut, Tripolis, Akre u. s. w., seine Factoreien anzulegen und seine eigenen Consuln anzustellen, dann die übrigen europäischen Nationen nach und nach von dort zu verdrängen, und diesen so ergiebigen Markt für den damaligen Welthandel am Ende allein zu beherrschen und zu einer nie versiechenden Quelle seines Schatzes zu machen. Das war ja auch der nächste Zweck seiner innigen Verbindung mit den asiatischen Rebellen, welche ihn, wie wir bereits gesehen haben, im Jahre 1607 zu einem förmlichen Vertrage mit dem mächtigen Großemir der Drusen, Fachreddin, führte.

Auch unter seinem Nachfolger, Cosmo II. (1609—1621), blieb dieselbe commercielle Politik der Lebensnerv der florentinischen Seemacht, und nur erst unter der unglücklichen langjährigen Regierung Ferdinand's II. (1621—1670) ging mit dem Glücksstern Fachreddin's und dem Glanze des Hauses der Medicäer auch der Ruhm der florentinischen Marine und der tapfern Ritter des Heiligen Stephanus unter.

In der Zeit aber, mit der wir es hier zu thun haben, namentlich während des ersten Viertels des siebenzehnten Jahrhunderts, waren diese Florentiner mit den Maltesern jedenfalls noch eines der thätigsten Elemente des bewaffneten

1) Le Prince de Fra Paolo, p. 173: „De tous les princes de la Chrétienté le Grand-Duc est peut-être celui qui a le plus d'argent, et ses richesses augmentent tous les jours, parceque les Medicis conservent encore un ancien goût pour le commerce et sçavent mettre à profit l'industrie".

Widerstandes der christlichen Welt gegen die osmanische Seemacht, obgleich auch damals schon diese ihre Thätigkeit von den größeren Seestaaten des Mittelmeeres, namentlich von Venedig, nicht gerade mit sehr günstigen Augen angesehen wurde. Denn einmal wollte man von der Vergrößerung ihrer Macht überhaupt nichts wissen; und dann waren den Venetianern ihre unaufhörlichen Seezüge auch noch vorzüglich deshalb unangenehm, weil sie die Pforte nöthigten, ihre Flotte doch noch einigermaßen in einem schlagfertigen Zustande zu erhalten, welcher über lang oder kurz auch den venetianischen Besitzungen in der Levante wieder gefährlich werden könne[1]).

Was endlich die beiden Seemächte außerhalb der Straße von Gibraltar, England und Holland, betrifft, so war damals ihre Stellung zur Pforte viel zu sehr von der Pflege ihrer Handelsinteressen in der Levante bedingt, als daß sie ihr im Ganzen genommen friedliches und freundliches Verhältniß zu derselben dem eiteln Ruhme einer Theilnahme an der etwaigen gemeinschaftlichen Bekämpfung „des Erbfeindes der Christenheit" hätten zum Opfer bringen mögen. Zudem konnten sie auch schon als protestantische Staaten kein sonderliches Verlangen hegen, ihre Kräfte und Mittel in einem Eroberungskriege zuzusetzen, dessen wesentlichster Gewinn, im besten Falle, am Ende doch eher den näher liegenden katholischen Mächten zugefallen sein dürfte.

1) Darauf macht namentlich auch der spanische Gesandte zu Venedig, Don Alfonso della Cueva, Marquis von Bedmar, in seinem im J. 1619 an König Philipp III. abgestatteten Berichte aufmerksam, bei Daru, Bd. VI, p. 219. Nachdem er da bemerkt hat, daß die Signorie mit dem Großherzog von Toskana in Ganzem genommen auf einem ziemlich guten Fuße stehe, setzt er hinzu: „mais la république ne voit pas sans peine qu'il autorise l'ordre de St. Etienne à faire des courses contre les Turcs. Elle tient pour maxime, que ces attaques continuelles ne font qu'accoutumer les Turcs au métier de la mer, et ne peuvent que les amener à perfectionner leur marine ou à s'emparer de quelq'une des îles vénitiennes." — Und in derselben Weise bemerkt Paul Sarpi von den Maltesern: „L'agrandissement des Princes de Malte, dont tout l'objet est de faire la course, n'est point à désirer, parcequ'il ne feroit que réveiller de plus en plus la puissance Ottomane, supposé qu'elle fût tentée de s'endormir." Le Prince, p. 188.

Auch war die Freundschaft zwischen England und der Pforte, abgesehen von einigen kleineren Reibungen wegen Belästigung des Levantehandels durch die Corsaren, auf die wir bald zurückkommen werden, seit den Zeiten der Königin Elisabeth noch niemals ernstlich gestört worden. Die beiderseitige Versicherung ihrer Aufrichtigkeit und der Wunsch ihrer ungetrübten Fortdauer wurde bei jedem Thronwechsel feierlich und förmlich erneuert. Zu diesem Zwecke erschien z. B. bei Gelegenheit der Thronbesteigung Sultan Osman's II. (1618) 1618
— wir glauben zum ersten Male — ein osmanischer Gesandter in London, welcher von König Jakob I. in dem Palaste von White Hall in feierlicher Audienz empfangen wurde und in wohlgesetzter Rede das ungeheuchelte Verlangen zu erkennen gab, daß die bis dahin noch nie verletzte Freundschaft zwischen beiden Monarchen auch fernerhin in gleicher Weise bestehen und noch täglich wachsen möge [1]).

Als dann drei Jahre später, im Jahre 1621, Sir Tho- 1621
mas Roe als englischer Gesandter nach Constantinopel ging, empfahl ihm der König in den ihm ertheilten Instructionen nicht nur aufs Wärmste, Alles zu vermeiden, was die bestehende Freundschaft irgendwie beeinträchtigen könne, sondern legte ihm auch noch ganz besonders ans Herz, seinen Einfluß im Diwan dahin geltend zu machen, daß der Friede zwischen der Pforte und den übrigen Mächten der Christenheit um jeden Preis erhalten und beziehungsweise wiederhergestellt werden möge. In letzterer Hinsicht hatte er damals vor Allem Polen im Auge; und in welchem Sinne und mit welchem Erfolge der Gesandte da den Willen seines königlichen Herrn zu

1) Die Rede wird mitgetheilt nach einer genauen Übersetzung des Sir Thomas Glover, des ehemaligen Gesandten in Constantinopel, welcher dabei als Dolmetscher fungirte, Knolles, p. 1379. „And withall hopeth“, äußerte sich da der osmanische Gesandte im Namen seines Herrn, „that the sacred bond of peace, which hath beene hitherto inviolably on your Majesties parts kept and observed, your Majesty will be well pleased still on your part, with dayly increase more and more of friendship, earnestly to continue therein. And his Imperiall Majesty on his behalfe is also resolved in the like manner evermore punctually to keep and observe the same.“

verwirklichen bemüht war, haben wir bereits gehörigen Orts gesehen [1]). Sollte dabei Sir Thomas Roe — und schwerlich gab es damals einen zweiten Diplomaten, den seine Persönlichkeit, sein Charakter und seine Erfahrung dazu mehr geeignet gemacht hätten — allerdings mit der gehörigen Energie und Entschiedenheit auftreten, so lag es doch keineswegs in der Absicht des Königs, die Dinge, im Fall des Widerstandes der Pforte sogleich aufs Äußerste, bis zur Möglichkeit eines förmlichen Bruches zu treiben.

„Bei Euern Vorstellungen" — so lauten die betreffenden Worte der Instruction, welche die damalige Stellung des Cabinets zu London in diesen orientalischen Angelegenheiten am besten charakterisiren — „halten wir es für angemessen, daß Ihr vorerst mit sô viel Zuversicht und Kühnheit (confidence and bouldnesse) zu Werke geht, als es Unserer Ehre geziemt und Ihr für nöthig halten möget; jedoch so, daß Eure Worte nicht etwa bis zu einer directen Kriegserklärung und Verkündigung offener Feindschaft gehen; denn diese dürfte zur Zeit Unseren Unterthanen, welche in den Staaten des Großherrn Handel treiben, und ihrem respectiven Vermögen nur gefährlich werden; auch würde sie, im Falle der Sultan dennoch entschlossen wäre, seinen Plan (den Krieg gegen Polen) zu verfolgen, wenig nützen, wenn wir in Erwägung ziehen, wie wenig wir mit Unseren Streitkräften in Bereitschaft sind, und welchen geringen Gebrauch wir bei einer so bedeutenden Entfernung im gegenwärtigen Falle davon machen könnten, ohne vorher der Hülfe und des Beistandes anderer Fürsten versichert zu sein, deren Absichten in Betreff ihres Willens, zu dieser gemeinsamen Sache das Ihrige beizutragen, Uns unbekannt sind. Solltet Ihr daher finden, daß diese Unsere offenen Ermahnungen (those round admonitions of ours) ihre Wirkung verfehlen, so setzt Uns schleunigst von dem Stande Eurer Unterhandlungen in Kenntniß, damit Wir danach in Erwägung ziehen, was ferner zu thun sein wird [2])."

1) Vergl. Bd. III, S. 729 und 753 fg.

2) Instructions for our trusty and welbeloved servant Sir Thomas Roe, knight, our ambassador unto the Grand-Signior. Negotiations, p. 3.

Die Dinge verliefen nun zwar, wie wir zum Theil schon gesehen haben, zum Theil noch bemerklich zu machen Gelegenheit haben werden, nicht immer so, wie man in London wünschen und erwarten mochte. Allein im Ganzen genommen wußte Sir Thomas, ungeachtet der bedeutenden Schwierigkeiten, mit denen er, bei der Aufgelöstheit aller Verhältnisse, fortwährend zu kämpfen hatte, die besonderen Interessen seiner Krone und seines Landes doch so weit wahrzunehmen und auch bei den allgemeineren europäischen Angelegenheiten, so weit sie die Pforte berührten, dem Diwan gegenüber eine so geachtete und einflußreiche Stellung zu behaupten, daß die freundlichen Beziehungen zwischen beiden Mächten nicht nur nicht wesentlich gestört wurden, sondern auch England zu Constantinopel bei der Schlichtung aller europäisch-orientalischen Angelegenheiten fortan ein Gewicht und ein Ansehen gewann, welches ihm kaum von einer andern Großmacht des Westens streitig gemacht werden konnte.

Auch nach Osman's unglücklichem Ende erfolgte, mitten unter der allgemeinen Verwirrung, die Erneuerung der alten Capitulationen ohne weitere Schwierigkeiten [1]). Und als Murad IV. den Thron bestiegen hatte, gab sowol er selbst, wie der Großwesir, seine freundliche und willfährige Gesinnung in besondern an König Jakob I. gerichteten Schreiben zu erkennen, worin nicht nur, als Entgegnung auf die von Seiten des Letztern dargebrachten Glückswünsche, die volle Bestätigung der durch jene Capitulationen gesicherten Rechte, Privilegien und Freiheiten und die strengste Aufrechterhaltung des bestehenden Friedens zugesagt, sondern auch die Erledigung etwaiger obschwebender Beschwerden und Differenzen feierlich verheißen wurde.

Namentlich sollte der englische Levantehandel in keiner Weise mehr beeinträchtiget und belästiget werden. Den Zolleinnehmern und sonstigen Beamten der Pforte wurde die genaueste Beobachtung der betreffenden Gesetze und Verträge und die schonendste Behandlung der englischen Kaufleute ganz

1) Depesche des Sir Th. Roe an den Lord-Admiral vom 31. Mai 1622. Daselbst, p. 54.

besonders zur Pflicht gemacht. In keinem Falle sollte es gestattet sein, sie mit neuen Auflagen zu beschweren oder ihren freien Verkehr im ganzen Reiche irgend ein Hinderniß in den Weg zu legen. Auch sollte sich dieselbe Verpflichtung, dieselbe strenge Ahndung gegen Übertreter der betreffenden großherrlichen Befehle auf die Barbareskenstaaten, namentlich Tunis und Algier, beziehen, mit denen, wie wir bald sehen werden, noch keineswegs alle Verhältnisse zu völliger Zufriedenheit ausgeglichen und geordnet waren. Genug, es sollte nichts unternommen, nichts geduldet werden, was der Freundschaft und dem Frieden zwischen dem Könige und dem Sultan und ihren beiderseitigen Unterthanen irgendwie Abbruch thun könne, wogegen sich auch der König besonders angelegen sein lassen möge, zur Erhaltung, Befestigung und Mehrung dieses guten Einvernehmens seinerseits Alles beizutragen, was in seinen Kräften stehe. „So wie", schloß dieses großherrliche Schreiben, „Unsere Pforte, die Zuflucht der Glückseligkeit, allen Unseren Freunden stets offen steht und Unsere fürstliche Gesinnung (our princely mynd) immer bereit ist, sich zu ihren Gunsten zu erklären und zu erweitern, so hoffen wir auch, daß Eure Majestät auf gleiche Weise die Bedingungen der Freundschaft, welche gemäß den bestehenden Verträgen, Übereinkommen und Artikeln zwischen uns stattfindet, in vollem Maße beobachten und erfüllen werde" [1]).

1) Dieses natürlich in dem schwülstigen und hochtrabenden orientalischen Canzleistyl gehaltene Schreiben Murad's IV. vom Juli 1624 gibt Roe in einer wörtlichen Übersetzung, Daselbst, p. 26: „None of our customers or other officers, shall doe or innovate any thing contrary to the former uses and accustomed observations", heißt es hier in Betreff des Levantehandels der Engländer, „neither shall they give to your merchants any trouble, nor contrary to justice and our canons, they shall doe them no molestation by new impositions; butt rather that in our happy dayes, more than in any former, they shall with a quiett heart and a contented mind follow their business and trafficque . . . your merchaunts may freely goe and come into all parts and places of our empire; and for the tyme to come there bee taken away all occasion of contrasts and discontents ect." — Das gleichzeitige Schreiben des Großwesirs

Und daß es dem Sultan damit wirklich Ernst war, bewies er durch einen gleichzeitig in diesem Sinne an den Großwesir erlassenen Befehl, welcher kurz und bündig dahin lautete: „Sorge dafür, daß den Unterthanen des Königs von England fernerhin kein Leids widerfahre: übe Gerechtigkeit und dulde es nicht, daß sein Gesandter irgend Ursache habe, sich zu beklagen, denn ich will nicht, daß er belästiget werde". [1])

In der That wurde damit auch wirklich so viel erreicht, daß, wie Roe in seinen Depeschen wiederholt versichert, der Name des Königs von England bei der Pforte in größter Achtung stand, selbst höher als der irgend eines andern Fürsten der Christenheit, und daß alle Diener des Sultans mehr wie je bemüht waren, den Forderungen und gerechten Ansprüchen seines Gesandten und seiner Unterthanen Genüge zu thun [2]). Nur stand dabei freilich nicht Alles in ihrer Gewalt. Als ein ganz besonderes Zeichen von Wohlwollen und Ergebenheit der Pforte glaubt es Roe hervorheben zu müssen, daß, was bis dahin noch bei keinem andern christlichen Fürsten geschehen war, bei Gelegenheit des Ablebens König Jakob's I. (April 1625) der Großwesir im Namen des Sultans und des Diwans (all the ministers of this state) dem Gesandten einen Aga zuschickte, welcher ihm in offizieller, sehr förmlicher und feierlicher Weise ihr Beileid zu erkennen

Gurdschi-Mohammed, Daselbst, p. 262, war nur eine etwas weitere Ausführung derselben Gedanken fast mit denselben Worten.

1) In wörtlicher Übersetzung: „Take heede that the subjects of the king of England receive hereafter no wrong: do justice and suffer not the ambassador to have any cause of complaint, at your perill; for I will not, that he bee molested." In einer Depesche an den König vom 4. September 1624. Daselbst, p. 276.

2) „I profess truth", äußert sich Roe schon in einer Depesche an den Staatssekretär Calvert, vom 23. Juni 1624, p. 247, „his Majesties name is in great authority here, and at this tyme especially, every minister showing a desire to give us content." Und in einem Schreiben an den König selbst vom 24. Juli, p. 260: „Your Majesties name in this court (without all flattery) is of more authoritye then any prince's in Europe."

gab, zugleich mit aufrichtigen Glückwünschen für die Thronbesteigung seines Nachfolgers, Karl's I. [1]).

Es versteht sich von selbst, daß diese Glückwünsche in gleicher Weise dann noch in dem Schreiben wiederholt wurden, in welchem der Sultan die Fortdauer und Erhaltung der alten Freundschaft auch diesem Könige verhieß und besonders anempfahl, indem dabei zugleich die Versicherung erneuert wurde, daß dem Handel der Engländer im osmanischen Reiche nach wie vor dieselben Begünstigungen zu Theil und die noch obschwebenden Differenzen wegen Belästigung derselben, namentlich von Seiten des Vicekönigs von Algier, zur Zufriedenheit der Betheiligten erlediget und ausgeglichen werden würden [2]).

Das Letztere blieb nichtsdestoweniger einer der Hauptpunkte, welcher die sonst so freundlichen Beziehungen zwischen dem Cabinet zu London und der Pforte bisweilen sehr ernstlich zu stören drohte und die vielseitige diplomatische Thätigkeit Sir Thomas Roe's in beständiger Aufregung erhielt. Denn er hatte es bei diesen damals ziemlich verwickelten Verhältnissen des europäischen Levantehandels, auf die wir sogleich noch etwas näher eingehen werden, nicht blos mit der Treulosigkeit der Barbaresken und der Ohnmacht der Pforte zu thun, welche nur zu oft nicht im Stande war, ihren Anordnungen thatsächliche Geltung zu verschaffen; er hatte dabei auch die ihm feindlichen Interessen und Machinationen der übrigen Seemächte zu bekämpfen, welche dem mächtigen Aufschwunge des englischen Handels in dieser Richtung beständig hindernd entgegentraten.

Selbst mit den Holländern kam darüber England bisweilen in sehr ernste Conflicte, obgleich jene bei ihren Beziehungen zum osmanischen Reiche mit diesem ziemlich gleichen

1) Depesche vom 23. Juni 1625, p. 412. Roe nennt hier diese Condolenz „a civility and honor never formerly used to any christian prince, which was delivered in as honorable and respectfull termes, as if it had come from the greatest master of art of ceremonyes".

2) Dieses Schreiben vom 20. Januar 1626 findet sich in treuer Übersetzung gleichfalls daselbst, p. 603.

Sinnes waren und gleiche Zwecke verfolgten. Sie hatten ja eine Zeit lang auf ihren Handelsschiffen in der Levante sogar die englische Flagge aufgesteckt, bevor sie es, und zwar erst im Jahre 1612, durchgesetzt hatten, daß sie unter dem 1612
Schutze ihres eigenen zu Constantinopel beglaubigten Gesandten in den Gewässern und den Hafenplätzen des osmanischen Reiches als selbständige Handelsmacht erscheinen durften.

Der sehr gewandte Unterhändler der Vereinigten Staaten, Corneille de la Haye, welcher dann auch sogleich als erster Gesandter derselben in Constantinopel blieb und noch zu Thom. Roe's Zeiten als solcher dort weilte, hatte damals sogleich drei Punkte zum Gegenstande seiner, wie sich von selbst versteht, von kostbaren Geschenken (drei Paradiesvögeln im Werthe von 800 Pfd. Sterling, kunstreich gearbeiteten Crystallschalen, reichen Stoffen in Gold, Seide und Damast, prächtigen Gedecken von feinster holländischer Leinwand, einem Stab von Elfenbein mit sinnreich und kunstvoll gearbeitetem Schnitzwerk u. s. w.) unterstützten Verhandlungen gemacht: 1) Freilassung der in türkischer Sklaverei befindlichen Holländer; 2) Handelsfreiheit für die Angehörigen der Vereinigten Staaten der Niederlande in allen Meeren und Häfen des osmanischen Reiches; und 3) dauernde Freundschaft mit der Pforte unter der Garantie eines eigenen in Constantinopel beständig ansässigen Gesandten.

Sie wurden sämmtlich gewährt; und Holland trat mithin durch eine am 6. Juli 1612 förmlich abgeschlossene Capitulation, welche ihm im Wesentlichen dieselben Rechte und Freiheiten gewährleistete, wie England und Frankreich, in die Reihe der der Pforte befreundeten Mächte ein. Konnte es sich aber als solche im europäischen Oriente auch niemals zu einer Handelsmacht ersten Ranges erheben, so lag es noch viel weniger in seinem Interesse, die günstige Stellung, welche es nun einmal dort gewonnen hatte, je durch ein feindliches Auftreten gegen die Pforte wieder benachtheiligen oder verscherzen zu wollen. Die kluge orientalische Politik der Generalstaaten ging daher in der Hauptsache nur darauf hinaus, unter Wahrung ihrer besonderen commerciellen Interessen auch in dieser Richtung, bei allgemeineren An-

gelegenheiten in Verein mit England im Diwan die Ehre, das Ansehen und den Einfluß des westlichen Europas unter allen Umständen gebührend aufrecht zu erhalten und zu vertreten [1]).

Ergeben sich, wie wir glauben, aus dem Vorstehenden zur Genüge die Gründe, warum die bedeutenderen Seemächte des Westens sich in dieser Zeit nicht mehr zu einer gemeinschaftlichen That gegen das osmanische Reich vereinigen konnten, so wird es zugleich auch begreiflich, woher es kam, daß sich die europäische Bewegung nach dem Oriente hin damals von dieser Seite immer mehr in jenen kleinen Krieg im Mittelmeere auflöste und zersplitterte, welcher nur die Kräfte und Mittel beider Theile aufrieb und erschöpfte, ohne je einen wesentlichen Gewinn oder ein großes bleibendes Resultat zu erreichen und zu erzielen. Daß nun aber dadurch die thätige orientalische Politik Europas nur zu sehr den Charakter des Abenteuerlichen, des Unüberlegten und Haltungslosen bekam, das lag in der Natur der damaligen Staatenverhältnisse, in den eigenthümlichen Stimmungen, welche in jenen Zeiten überhaupt die politische Thätigkeit der Welt bedingten und beherrschten.

Vielleicht gab es niemals mehr ins Weite gehende, gegen das Dasein des osmanischen Reiches gerichtete Pläne, niemals mehr verwegene und glückliche Abenteurer, welche zu ihrer Verwirklichung gern die Hand geboten hätten, um sich

1) Die genauesten Aufschlüsse über diese ersten Verbindungen zwischen den Vereinigten Staaten der Niederlande und der Pforte gibt Knolles p. 1326: „This alliance with the Turke", setzt er hinzu, indem er die weise Politik der Generalstaaten lobt: „for the which they have so often and with little reason blamed the French, hath beene affected and sought by the English and Spaniards, and now by the Hollanders, whose Estates proceed in all their affaires with such weight and measure, as it seemes they do nothing but with great reason and good purpose." Übrigens vergl. Bd. III, S. 654.

dann an den Trümmern desselben zu betheiligen oder wenigstens mit Beute bereichert heimzukehren, als in dem ersten Viertel des 17. Jahrhunderts. Noch niemals war aber auch das Misverhältniß zwischen Mitteln und Zwecken ärger gewesen, als bei diesen abenteuerlichen Plänen und Unternehmungen gegen den osmanischen Orient.

Wir kennen bereits den merkwürdigen Plan des Candioten Fantin Minotto, welcher sich anheischig machen wollte, König Heinrich IV. von Frankreich mit Hülfe der aufgewiegelten Griechen auf den wiederhergestellten christlichen Kaiserthron von Constantinopel zu erheben, oder ihn wenigstens zum Herrn eines guten Theiles des zerfallenen osmanischen Reiches zu machen [1]).

Dann wollte, nachdem der unzeitige Tod des Königs diesen Plan gleich in seinem Entstehen vereitelt hatte, wie es scheint, der Herzog von Nevers die offen gelassene Erbschaft der byzantinischen Kaiserkrone antreten. Angeblich, wahrscheinlich von mütterlicher Seite, den Paläologen verwandt, glaubte er darauf sogar gewisse rechtliche Ansprüche machen zu können. Sein nicht minder abenteuerlicher Plan ging darauf hinaus, sich zunächst Moreas zu bemächtigen, dort einen neuen Ritterorden zu stiften und dann mit dessen Hülfe von da aus seine Eroberungen sogleich weiterhin auszudehnen [2]). Es fehlten ihm aber dazu alle Mittel, Geld,

1) Vergl. Bd. III, S. 858 fg.

2) Wir erfahren dies vorzüglich auch aus den Depeschen, welche Sir Th. Roe bei Gelegenheit des sonderbaren von dem kaiserlichen Hofe ausgehenden Planes, den Fürsten von Siebenbürgen, Bethlen Gabor, mit einer Tochter des Herzogs von Nevers zu vermählen, an Lord Conway richtete. Roe, von dem Agenten des Fürsten über eine solche Heirath befragt, erklärte sich entschieden dagegen, weil er sich dann seine Stellung bei der Pforte ganz und gar verderben werde: „seeing“, wie es wörtlich in der betreffenden Depesche vom 14. November 1625, p. 454, heißt, „that the duke of Nevers, extracting his descent of the Paleology, last Greeke Emperors, had lately published himselfe a competitor, and begunne a newe order of chevalrie against the grand Signor, hee (Bethlen Gabor) would seeme by such a match to bee of one councell and consent with him.“

Truppen — er wollte wenigstens 12,000 M. zu seiner Verfügung haben, ehe er etwas unternehmen könne — und vor Allem Schiffe. Er wandte sich deshalb an den Großherzog von Toskana, welcher damals aber nach dem Oriente hin seine eigenen Zwecke verfolgte und zunächst mit dem Gedanken umging, für sich auf Cypern eine Königskrone zu erringen, die ihn dann in den Stand gesetzt haben würde, seine längst gehegten Absichten auf die Herrschaft in Syrien desto leichter zur Ausführung zu bringen. Er kam dabei aber wieder mit dem Herzog von Savoyen in Conflicte, welcher seinerseits die urväterlichen Ansprüche seines Hauses auf den Besitz dieses Königreichs noch keineswegs aufgegeben hatte und den Zeitpunkt gleichfalls für geeignet gehalten haben mag, sie thatsächlich zur Geltung zu bringen. Wäre dem Herzog von Nevers nur der erste Schlag gelungen, worauf er um so zuversichtlicher gerechnet zu haben scheint, da auch er sich einer allgemeinen Erhebung der griechisch-christlichen Bevölkerung im osmanischen Reiche zu seinen Gunsten versichert hielt, dann hoffte er auch auf den Beistand der Großmächte, namentlich Englands, Frankreichs und Spaniens, die er in sein Interesse zu ziehen versucht und von denen er wenigstens theilweise bedingte Zusagen in diesem Sinne erhalten hatte[1]).

Da tauchten nun aber fast gleichzeitig von dieser Seite noch weit wunderlichere, wie es scheint, sehr im Dunkeln schleichende Pläne auf, wenn auch nur in dem Munde jenes kühnen und erfahrenen Corsarenführers aus der Normandie, Jacques Pierre, den man wegen seiner außerordentlichen

1) Darüber spricht am genauesten Vittorio Siri Memorie recondite dall' anno 1601 sino al 1640, T. II, p. 671 und 676: „Non dismetteva il Duca di Nevers il pensiero del conquisto della Morea, risoluto anzi di tentare in ogni modo quella impresa nella quale si prometteva la solita facilità ora che diliticava la sua imaginatione con la credenza che potesse assicurarsi della voluntà de' Greci e del modo e delle forze che havevano per effettuarla." Dann habe er eben gehofft, mit Hülfe des Großherzogs von Toskana, „d'impadronirsi di tutto il Peloponesso e di eccitare anco nel resto della Grecia una gran ribellione contra il Turco".

Kenntniß und Geschicklichkeit im Seewesen schlechtweg und vorzugsweise „Il Capitano“ nannte. Er war, ein ebenso wankelmüthiger als veränderungssüchtiger und verwegener und unternehmender Abenteurer, nach und nach in die Dienste des Herzogs von Nevers, des Herzogs von Savoyen, des Großherzogs von Toskana, des Vicekönigs von Neapel, Herzogs von Ossuña, und endlich der Republik Venedig getreten, wo er auf so verhängnißvolle Weise in die angebliche berüchtigte Verschwörung der Spanier gegen dieselbe verwickelt wurde, daß er dort als Staatsverräther unter Henkers Hand seinen Tod fand (1618).

Dieser Mensch, welcher früher bereits einmal in Venedig thätig gewesen sein soll, um den von dem Pater Joseph, Richelieu's politischem Helfershelfer, angeregten, von Frankreich und Spanien in Gemeinschaft zu unternehmenden Kreuzzug ins Werk zu setzen, gestand einmal im Jahre 1615 dem venetianischen Gesandten zu Rom, Simon Contarini, bei einer nächtlichen Zusammenkunft, obgleich nur sehr verdeckt und geheimnißvoll, geradezu ein, man gehe mit nichts Geringerem um, als im osmanischen Reiche eine Art sicilianischer Vesper gegen die Ungläubigen anzustiften und dann einen spanischen Prinzen auf den christlichen Thron von Constantinopel zu setzen; ihm selbst, fügte er hinzu, sei der Plan verhaßt, weil er, ein guter Franzos, den Spaniern diese reiche Beute nicht gönne, die sie zu Herren der Welt machen würde[1]).

Wir wissen nicht, ob mit solchen unglaublichen Reden der Corsar blos ein falsches Spiel und, dem venetianischen Diplomaten gegenüber, seine abenteuerliche Kurzweil trieb, oder ob sie wirklich auf irgend einem thatsächlichen Grunde beruheten. Gewiß aber ist, daß diese und ähnliche erschreckende Gerüchte, halb wahr, halb erdichtet und übertrieben, damals in Ost und West vielfach durch die Lüfte zogen, von den Leuten geglaubt wurden und selbst die Pforte in

1) Nach den Depeschen des Simon Contarini bei Ranke: „Über die Verschwörung gegen Venedig im Jahre 1618,“ S. 81, wo auch über die Persönlichkeit des Jacques Pierre die genügendsten Aufklärungen gegeben werden. Sonst über ihn: Leti, Vita di duca d'Ossuna Bd. II, p. 246.

beständiger Furcht und Aufregung erhielten. Noch mehrere Jahre nachher war in Constantinopel der Name der Spanier und des Herzogs von Nevers so gefürchtet, daß, wie uns Sir Thom. Roe ausdrücklich versichert, der Großwesir vorzüglich aus diesem Grunde um keinen Preis die Erlaubniß zu Nachgrabungen nach Alterthümern und verborgenen Kunstschätzen in Morea und den übrigen Theilen Griechenlands geben wollte, worauf damals schon reiche englische Kunstfreunde und Kunstkenner, Lord Arundell, der Herzog von Buckingham, die Gräfin von Bedford, nicht unbedeutende Summen verwandten. Die Pfortenminister konnten sich aber nun einmal nicht von dem sonderbaren Wahne befreien, daß es mit diesen ihnen völlig unverständlichen Kunstbestrebungen auf weiter nichts abgesehen sei, als jene Küstenländer auszukundschaften, dort an den zu einer Landung geeignetsten Punkten Festungen und Bollwerke anzulegen und am Ende die ganze christliche Bevölkerung zu Abfall und Aufruhr zu verleiten, obgleich, wie Roe spöttisch bemerkt, namentlich die Schiffe des Herzogs von Nevers sich weit mehr in den Wolken als auf dem Meere befanden [1]).

Genug, während sich alle diese großartigen Pläne in nichts auflösten, ruhete dagegen der kleine Seekrieg niemals ganz. Die Malteser, die Florentiner und die Spanier, vorzüglich von Neapel und Sicilien aus, namentlich zur Zeit als dort der Herzog von Ossuña Vicekönig war, bildeten dabei von

1) Depeschen Roe's an den Lord Arundell vom 10. Mai 1623 und 30. Januar 1625, p. 154 u. 335: „They are so jealous of that coast," heißt es da unter Anderm von Morea, „upon a rumour of the duke of Nevers ships in the clowds, and of his new ordre, that should plant themselves somewhere in that country, that the vizier protested, he durst not give a command to putt a spade into the ground, nor to moove a stone, espicially by a christian, least the Spahis and Timarrs should rise, as if it were done to build forts for them that will never trouble them." Wir wollen bei dieser Gelegenheit nicht unerwähnt lassen, daß diese diplomatische Correspondenz beiläufig auch voll von den interessantesten Notizen über Ausgrabungen, Fund und Ankauf von Alterthümern in Griechenland ist, welche vielleicht namentlich von Archäologen noch nicht genug beachtet worden sind.

christlicher Seite die eigentlich thätigen Elemente. Es würde indessen nur wenig zur Aufklärung dieser Verhältnisse beitragen, wenn wir die kleinen Seegefechte, die mitunter sehr ersprießlichen Raub- und Beutezüge und die vorübergehenden Landungen derselben an einzelnen Küstenpunkten des osmanischen Gebietes, welche in diese Zeiten gehören, alle einzeln aufzählen wollten. Wir wollen nur an einige Hauptmomente derselben erinnern. Zu irgend einer planmäßigen Unternehmung kam es dabei ohnehin nicht.

Gewöhnlich stürzten sich die Galeeren der Malteser und Florentiner ganz vereinzelt oder in kleinen Abtheilungen in die Wogen und nahmen es, nicht immer mit gleich erwünschtem Erfolge, mit dem ersten besten türkischen Corsaren auf, oder griffen die großherrlichen Caravanengeschwader an, welche alljährlich die Schätze Ägyptens von Alexandrien nach Constantinopel brachten oder von da die reichen Weihgeschenke nach Mekka führten. Dabei ging es denn natürlich oft sehr blutig her. Es wurden meistens viel Menschen verloren, aber auch nicht selten viel Sklaven gemacht und große Schätze erbeutet. Ebenso, wenn irgendwo eine Landung, ein glücklicher Überfall gelang.

So hatte z. B. bereits im Jahre 1609 die große malte- 1609
sische Gallione des Ordens, unter der Führung des Cavaliere Guidoti, von zwei glücklichen Kreuzfahrten 300 türkische Sklaven eingebracht. Dagegen wurde noch in demselben Jahre ein kleines maltesisches Geschwader von 10 Galeeren in den Gewässern von Cypern von den Türken überfallen und beinahe gänzlich zu Grunde gerichtet, während auch bald darauf ein verwegener Angriff der Malteser auf die bei Rhodos liegende großherrliche, sehr reich beladene Caravane völlig mislang.

Im nächsten Jahre, 1610, bohrten fünf maltesische Ga- 1610
leeren, nach einem vergeblichen Angriff auf Port Farino, an der Küste der Barbarei, eine tunesische Gallione in den Grund, welche sich bis in den Kanal zwischen Malta und Sicilien gewagt hatte, während gleichzeitig der florentinische Admiral Inghirami mit den Galeeren des Großherzogs von Livorno aus einen Streifzug nach der afrikanischen Küste machte, dort

eine kleine Stadt zerstörte und einen türkischen Kauffahrer aufbrachte [1]). Kurz darauf nahm es ein anderes florentinisches Geschwader, nur vier gut armirte und bemannte Gallionen stark, unter den Befehlen eines der ausgezeichnetsten damaligen Seehelden, des in die Dienste des Großherzogs getretenen französischen Admirals Beauregard, in der Nähe der Insel Cypern mit der ganzen 42 Segel starken osmanischen Flotte auf. In einem sechsstündigen hitzigen Gefecht bohrten die Florentiner 5 feindliche Schiffe in den Grund und trieben die übrigen halb zerschossen und mit großem Verluste an Mannschaft in den Hafen von Famagusta. Auf dem Heimwege nahm der Admiral dann unweit Rhodos noch ein türkisches Schiff weg, sodaß er mit 300 Sklaven und einer Beute, die auf 140,000 Kronen geschätzt wurde, wieder in Livorno als Sieger einzog [2]).

Dergleichen glückliche Erfolge ermuthigten natürlich zu
1611 größeren Unternehmungen. Im Jahre 1611 überfielen die Malteser, mit einigen neapolitanischen Galeeren vereint, die Insel Lango (Kos), zerstörten bei einem nächtlichen Angriff die Hauptstadt bis auf den Grund mit Feuer und Schwert, machten Alles, was von den Einwohnern Widerstand leistete, nieder und schleppten den Rest als Sklaven nach ihren Schiffen.
1612 Die Citadelle, welche, stark befestiget, sich dieses Mal hielt, wurde bei einem erneueten Angriff der Florentiner im Juni des nächsten Jahres genommen, gleichfalls zerstört und die 1200 M. starke türkische Besatzung auf die christlichen Galeeren geschmiedet [3]).

Gleichzeitig, noch im Jahre 1611, sollte sich eine andere Abtheilung der Malteser von nur 5 Galeeren, unter den Befehlen des Groß-Comthurs der Provence, Chevalier Vaqueras, gegen die damals sehr starke Festung Navarin in Morea versuchen. Allein diese wenigen Schiffe, welche entdeckt wurden, noch ehe der Überfall gelang, wagten es nun doch nicht mit der weit überlegenen Besatzung aufzunehmen,

1) Knolles, oder vielmehr dessen Fortsetzer Grimstone, Historie, p. 1298 fg.

2) Knolles p. 1305 fg.

3) Knolles p. 1307 u. 1314.

welche zum äußersten Widerstande gerüstet schien. Sie suchten sich daher auf andere Weise zu entschädigen. Sie setzten zur Nachtzeit 800 M. guter Truppen in der Nähe von Korinth ans Land, welche unversehens in diese Stadt eindrangen, sie fast rein ausplünderten und 500 Türken als Sklaven mit hinwegnahmen. Alles, was sich in der Umgegend von Truppen befand, mehr wie 10,000 M. zu Fuß und zu Pferd, wurde zwar sogleich gegen diese verwegenen christlichen Freibeuter aufgeboten; sie hatten aber mit ihrer Beute schon wieder glücklich ihre Schiffe erreicht, ehe noch die ihnen nachsetzenden Osmanen am Ufer erschienen [1]).

Nun griffen hier auch schon die Operationen des Herzogs von Ossuña ein, von denen so viel erwartet, und, da er seinen eigenen Weg verfolgte und dabei weit mehr Venedig und Ragusa, als die Osmanen im Auge hatte, doch so wenig erreicht wurde. Im Jahre 1613 ließ er den Groß- 1613
herzog von Toskana, Cosmo II., durch seinen Gesandten förmlich zur Waffengemeinschaft gegen die Ungläubigen einladen. Dieser aber, welcher sich mit dem ehrgeizigen Spanier nicht viel zu schaffen machen wollte, suchte das Anerbieten dadurch zu umgehen, daß er ihm vorschlug, jeder von ihnen möge zwar seine Galeeren für sich, aber doch so zu gleicher Zeit auslaufen lassen, daß die Unternehmungen des Einen die des Andern soviel wie möglich unterstützen [2]).

Und darauf hin ließ er bereits im März dieses Jahres sein kleines Geschwader von 6 Galeeren, die mit einem vortrefflichen Truppencorps versehen waren und in Civita-Vecchia noch eine ziemliche Anzahl thatenlustiger französischer Edelleute an Bord nahmen, unter den Befehlen seines schon erprobten Admirals Inghirami, nach den kleinasiatischen

1) Knolles p. 1310: „This was one of the most desperate enterprises", setzt hier Grimstone, welcher über diese Begebenheiten zur See am besten unterrichtet ist, hinzu: „that hath been of long time seen ..... Thus the knights of Malta vanguished, whom we might tearm the masters of the Mediterranean sea, if the revenues of their Order would suffer them to set forth shipping and forces equal to their valor."

2) Leti Vita di Duca di Ossuna Bd. II, p. 225.

Gewässern kreuzen. Das Ziel dieses Seezuges sollte das alte berüchtigte Piratennest, der befestigte Hafenort Agaliman an der Küste von Cilicien, unweit Selefka (Seleucia), sein. Noch jetzt trieben dort diese verwegenen asiatischen Seeräuber ihr gefährliches Handwerk. Nur erst vor kurzem hatten sie ein florentinisches Schiff hinweggenommen und dann die Köpfe der 40 Florentiner, die bei dieser Gelegenheit in ihre Gewalt gefallen waren, als Trophäen auf den Zinnen von Agaliman aufgepflanzt. Für solchen Hohn sollten sie nun gezüchtiget werden.

Die Unternehmung war gewagt und nicht ohne bedeutende Schwierigkeiten. Nicht nur daß der Platz stark befestigt und gut vertheidigt war, erhob sich auch bei dem Anblick der florentinischen Schiffe die ganze Bevölkerung der Umgegend zu entschlossenem Widerstande. Gleichwol gelang im Mai die Landung in einiger Entfernung vom Hafen, welcher nicht unmittelbar angegriffen werden konnte, weil er durch einige wohlarmirte Schiffe gedeckt war. Unter beständigen Gefechten und nicht ohne erhebliche Verluste drangen die Florentiner jedoch glücklich bis zur Mauer vor, wo ihre Petarden sogleich mit erwünschtem Erfolg zu spielen begannen. Der Sturm wurde sofort ausgeführt. Ein Theil der Truppen drang durch die Breschen ein, ein anderer erklimmte die Mauern auf den Sturmleitern, so daß die Christen, ungeachtet des verzweifeltsten Widerstandes ihrer Gegner, nach einem vierstündigen blutigen Kampfe Meister des Platzes waren. Er wurde ohne Weiteres dem Boden gleich gemacht. Das sämmtliche dort vorgefundene Geschütz, bedeutende Vorräthe an Munition und Proviant, 240 befreite Christensklaven, dagegen 350 gefangene Türken und die 12 im Hafen liegenden, reichbeladenen Schiffe waren die Früchte des mit schweren Opfern erkauften Sieges, nach welchem Inghirami ohne Aufenthalt im Triumphe wieder nach Livorno zurückkehrte[1]).

Unterdessen hatte auch der Herzog von Ossuña sein

1) Alles sehr ausführlich bei Grimstone, p. 1328—1331. Leti a. a. O. p. 226.

kleines aus 8 Galeeren bestehendes Geschwader, unter seinem Admiral Don Ottavio d'Aragona in derselben Richtung nachgeschickt. Es kam aber blos bis auf die Höhen der Insel Chios, wo es im August mit der nach Syrien bestimmten Flotte des Kapudan-Pascha zusammentraf. Mit dieser im Ganzen wagte es Aragona, da sie über 60 Segel zählte, freilich nicht aufzunehmen. Es gelang ihm aber, eine Abtheilung derselben von 10 Galeeren durch ein geschicktes Manöver so zu umgehen, daß sie, plötzlich überfallen, ihr Heil nur in schleuniger Flucht nach dem Hafen von Chios suchen zu müssen glaubte. Bevor sie jedoch diesen erreichte, hatten sich die Sicilianer durch einen heftigen Angriff in den Besitz von 7 Galeeren gesetzt, auf denen sich etwa 1000 Christensklaven befanden, die auf diese Weise ihre Freiheit wieder erhielten. Dagegen fielen mindestens doppelt so viel Türken als Gefangene und eine unermeßliche Beute — sie wurde, außer den Sklaven und den Schiffen, auf 600,000 Scudi geschätzt — in die Hände der Sieger [1]).

Solche Verwegenheit, solche Verluste mußten natürlich die Pforte aufs Höchste erbittern. Mehr wie einmal ließ der Großwesir seinen Unmuth darüber an den Gesandten der Großmächte aus, die er dafür verantwortlich machen und zur Rechenschaft ziehen wollte. Sie entschuldigten sich aber immer damit, daß ihnen diese Dinge nichts angehen. Das brachte jedoch z. B. den hochfahrenden Nassuh-Pascha nur noch mehr auf. „Ihr seid Alle Christen", ließ er sie an, „nur die Namen der Christen sind verschieden, wie auch die Namen der Meere verschieden sind, obgleich Alles nur Salzwasser ist" [2]). Klüger, wie solche Ausbrüche des Unmuths, war jedenfalls der Entschluß, die jüngsten Unfälle zur See durch ein entschiedeneres Auftreten in dieser Richtung zu rächen.

Der neuernannte Kapudan-Pascha Chalil erhielt daher Befehl, gleich im nächsten Jahre, 1614, geradezu auf Malta 1614
loszugehen. Er konnte aber, obgleich die Christen im ganzen

1) Grimstone p. 1331. Leti p. 228.
2) Mariti Istoria di Faccardino, p. 153.

Reiche mit einer außerordentlichen Schiffssteuer belastet wurden, und die Armenier allein 9, die Griechen 20 Galeeren auf ihre Kosten bauen mußten [1]), bis zum Frühjahre nur 45 Galeeren segelfertig machen, mit denen ein größerer Schlag gegen die Insel doch nicht auszuführen war. Er gelangte damit allerdings glücklich nach Malta und setzte an einem unbewachten Küstenstriche etwa 15,000 M. Truppen ans Land, die die zunächst gelegenen Dörfer und Felder zerstörten und verwüsteten. Ehe er aber etwas Größeres unternehmen konnte, eilten die sicilianischen Galeeren unter Aragona herbei und nöthigten ihn, seine Leute so schnell wie möglich wieder einzuschiffen und das Weite zu suchen. Beim Abzug verlor er überdies noch zwei Galeeren, von denen die Sicilianer die eine in den Grund bohrten, die andere mit 500 gefangenen Türken nach Messina brachten [2]).

Auf dem Heimwege wollte der Kapudan-Pascha noch mit den Mainoten im südlichsten Gebirgslande von Morea anbinden, die der Herzog von Ossuña schon vorher aufgewiegelt und namentlich mit Waffen und Munition reichlich versehen hatte. Er richtete aber auch da nichts aus. Die Mainoten überfielen seine Truppen, die er ausgeschifft hatte, machten 600 davon nieder und jagten die übrigen nach den Schiffen, worauf sie sich unbelästiget wieder nach ihren Bergen zurückzogen [3]).

Seitdem bekamen die Pläne und Unternehmungen des Herzogs, welcher übrigens gleich im nächsten Jahre abermals die Mainoten mit einem reichen Waffenvorrath unterstützte, immer mehr jenen zweideutigen und verdächtigen Charakter, welcher ihn am Ende selbst ins Verderben führte. Sein unversönlicher Haß gegen Venedig gab auch seiner orientalischen Politik eine schiefe Richtung. Es war freilich immer von großen Plänen die Rede, die er gegen die Osmanen im Schilde führe, und seine bedeutenden Rüstungen — er hatte auf den Bau und die Ausrüstung seiner Galeeren allein 1½ Millionen Scudi verwendet, und 20,000 Scudi kostete ihr täglicher

1) Grimstone a. a. O. p. 1334.
2) Leti a. a. O. p. 240.
3) Daselbst p. 241.

Unterhalt [1]) — schienen die vielleicht zu hoch gespannten Erwartungen zu rechtfertigen, die alle Welt davon hegte. Nun lief aber auch jetzt wieder Alles auf verhältnißmäßig kleine Dinge hinaus.

Im Jahre 1615 kreuzte Prinz Philibert von Savoyen mit der ganzen 55 Segel starken, freilich nicht gerade zum besten bestellten spanischen Armada nach dem Archipel. Er kam aber nur bis in die Nähe von Navarin, wo damals die türkische Flotte vor Anker lag. Sie schien ihm indessen zu stark zu sein, als daß er mit ihr den offenen Kampf gewagt hätte. Er zog sich daher nach einem kleinen Vorpostengefechte, bei welchem ein einziges Schiff mit 400 Türken in seine Gewalt fiel, sogleich wieder auf Messina zurück, zum großen Ärger des Herzogs, welcher sich von einer solchen Seemacht weit glänzenderer Waffenthaten versehen hatte [2]). 1615

Dann ließ Ossuña, noch im Sommer desselben Jahres, sein eigenes Geschwader, mehr wie 20 Segel stark, unter Aragona nach der Maina auslaufen, die man damals, in Erwartung der großen Dinge, die von Westen her kommen sollten, wie es scheint, in beständiger Aufregung zu erhalten suchte. Dort lagen nun die Schiffe bereits mehrere Wochen, ohne Etwas zu unternehmen, als ihnen ein glücklicher Zufall eine sehr reich beladene Caravane von 13 Schiffen von Alexandrien her entgegenführte. Sie wurde sogleich umzingelt, ohne den geringsten Widerstand genommen und im Triumphe nach Messina gebracht, wo der Herzog diese reiche Beute — sie soll sich, außer den Schiffen und den Sklaven, auf mehr als eine Million Dukaten belaufen haben — noch im nächsten Jahre, als er bei Gelegenheit seiner Übersiedelung nach Neapel das Parlament zum Abschied einberufen

1) Leti a. a. O. p. 257.

2) Daselbst p. 242. Von der spanischen Flotte hatte der Herzog damals selbst eine ziemlich schlechte Meinung. Als ihm Prinz Philibert bei seiner Ankunft in Sicilien seine Galeeren zeigte, empfing er ihn mit der spitzigen Bemerkung: „Le Galere di vostra Eccellenza fanno conoscere che viene a drittura di Spagna.“ Aber der Prinz faßte sich sogleich und antwortete nicht weniger pikant: „Son venuto a pigliare il modello delle sue per portarlo in Spagna.“

hatte, nicht ohne Ostentation zur Schau stellte. Das seien, hieß es da, die besten Zeugen seiner segensreichen Verwaltung; denn wie ehedem die Türken den Raub der Christenheit, und namentlich der Insel Sicilien, bei sich ausgestellt, so habe jetzt der Herzog die Mittel gefunden, nicht nur den Christen ihre Schiffarth zu sichern und der Insel die Ruhe zu verschaffen, sondern auch viele Tausende Unglücklicher aus der Sklaverei zu befreien. „Ja", rief der Herzog dem Volke noch beim Scheiden zu, „tröstet Euch, meine Freunde, ich werde auch noch ferner dafür sorgen, Euch vor den Türken zu schützen; denn wie ich als Vicekönig von Sicilien die Küsten von Neapel gedeckt habe, so werde ich von da aus nun auch fernerhin Eure Ufer rein halten." [1])

Gerade von jetzt an wurden aber seine Unternehmungen gegen die Osmanen von seiner überwiegenden Feindschaft gegen die Signorie von Venedig immer mehr in den Hintergrund gedrängt. Er konnte es dieser namentlich nicht vergeben, daß sie sich um diese Zeit mit den Vereinigten Staaten der Niederlande in ein Bündniß gegen Spanien eingelassen hatte [2]). Wenn er daher auch den Orient noch nicht ganz aus dem Auge verlor und seine Galeeren noch immer von Zeit zu Zeit nach den osmanischen Gewässern streifen
1616 ließ — so noch im Jahre 1616, wo es der tollkühne Jacques Pierre, damals in seinem Solde, wagte, mit 6 sicilianischen Galeeren unweit der Insel Chios die 50 Segel starke osmanische Flotte anzugreifen, wovon er in einem siebenstündigen Gefechte 5 Galeeren in den Grund bohrte und 2
1617 in die Luft sprengte, oder im Jahre 1617, wo derselbe verwegene Corsar mit 5 leichten Galeeren, die der Herzog blos für sich erbaut und ausgerüstet hatte, 5 Monate lang den

1) Leti a. a. O. p. 260—264. 281. 287.

2) Daselbst p. 326. Die Signorie schickte damals zu diesem Zwecke den Girolamo Trevisano nach dem Haag, welcher auch das Bündniß glücklich zu Stande brachte: „Da questa Ambasciata", meint davon Leti, „s'ingelosirono non poco gli Spagnoli, e più di tutti il Duca d'Ossuna, che con tanto più ardore andò accrescendo gli apparecchi e disponendo i mezi, che stimava assai facili, per chiudere i Venetiani ne' loro Laguni cet." — Dazu p. 342. 344.

Archipel durchschwärmte und auf Alles Jagd machte, was ihm als gute Prise erschien, gleichviel ob Christ oder Türke[1]), — so concentrirte er doch seine Streitkräfte immer mehr auf den Golf, wo er an den gegen die Venetianer aufgebrachten Ragusanern eine Stütze fand, um wo möglich jene ganz von der Schiffarth im Mittelmeere auszuschließen und sie auf ihre Lagunen zurückzudrängen.

Zu diesem Zwecke unternahm er z. B. im Frühjahre 1617 mit 59 Galeeren, welche 12,000 M. Landungstruppen 1617
mit sich führten, einen Seezug nach der Küste von Dalmatien und gegen Ragusa hin, welcher ihm in anderer Hinsicht beinahe theuer zu stehen gekommen wäre. Denn kaum hatte er den Hafen von Neapel verlassen, als sich die auf seinen Schiffen befindlichen türkischen Sklaven empörten und mit dem Plane umgingen, seinen eigenen Sohn für eine schwere Geldsumme an den Großherrn auszuliefern. Die Verschwörung wurde aber noch bei Zeiten entdeckt und glücklich unterdrückt[2]). Nichtsdestoweniger machte der Herzog, wie man weiß, selbst den Versuch, die Pforte in sein Interesse zu ziehen, und zwischen ihr und Venedig einen förmlichen Bruch herbeizuführen. Sowie er aber nach dieser Seite hin nichts erreichte, so ist es auch erwiesen, daß die osmanischen Verhältnisse mit der bekannten venetianischen Verschwörungsgeschichte vom J. 1618, bei welcher man den Herzog von 1618
Ossuña wesentlich betheiligt glaubte, in gar keiner näheren Beziehung standen, und daß am wenigsten die Hinrichtung

1) Leti a. a. O. p. 321 und 339. Gleichzeitig, noch im Jahre 1616, machten auch die Florentiner, unter Inghirami, unweit der Insel Cerigo, wieder einige reiche Prisen, die ihnen 240 türkische Gefangene, 430 befreite Christen und 200,000 Kronen an sonstiger Beute eintrugen, obgleich auch nicht ohne schwere Verluste auf ihrer Seite. Grimstone p. 1360.

2) Über diesen Seezug und das, was dabei vorging, gibt es eine besondere noch handschriftliche: Relatione dell' Armata di mare uscita da Napoli per il Golfo Adriatico e del seguito di essa dell' anno 1617 sotto il Vicereame dell' Excell. Signore Duca di Ossuna, in den Inform. Polit. der königlichen Bibl. zu Berlin, Vol. IX, fol. 571—581. Das Nähere über die Empörung der türkischen Sklaven auf den spanischen Galeeren fol. 574.

des Jacques Pierre auf Betrieb der Pforte erfolgte, welche, wie man vielfach annahm, von der Signorie diesen Beweis der Ergebenheit als Genugthuung für die ihr von den Galeeren des Herzogs zugefügten Unbilden verlangt habe [1]).

Am Ende wurde jedoch auch den übrigen Staaten Italiens das zweideutige Treiben des Herzogs so lästig und bedenklich, daß sie, namentlich Papst Paul V., ihm ernstliche Vorstellungen darüber machen ließen, weil es weit mehr zum Nachtheil der Christen als der Türken ausschlage, welche letztere, ohne wesentliche Verluste zu erleiden, dadurch nur gereizt würden, mehr auf ihrer Hut zu sein und die Gelegenheit wahrzunehmen, wo sie den christlichen Schiffen erheblichen Schaden beibringen könnten [2]). Da gab er sich auch, während er unter der Hand noch immer mit der Pforte unterhandelte, wol einmal wieder das Ansehen, als ob er es mit dem Kriege gegen die Türken wirklich ernstlich meine, und schickte seine Kreuzer nach dem Archipel, wo sie aber weit mehr dem Panier von San Marco, als dem Halbmond nachjagten. Dabei verschmähete er jedoch auch keineswegs manche ergiebige türkische Prise.

Noch im Jahre 1618 ließ er die Galione der Sultanin-Mutter, welche mit einer ungemein reichen Ladung von Kairo kam, und drei andere nicht minder wohl versehene Schiffe aufheben, welche desselben Weges zogen. Der Werth der kostbaren Beute, 80,000 Dukaten in klingender Münze und ebenso viel an Gold, Silber und Pretiosen, wurde dieses Mal noch ganz besonders dadurch erhöht, daß sich unter den Gefangenen, außer einer Sultanin, eine Anzahl der angesehensten Türken beiderlei Geschlechts befanden. Sie wurden mit einem Theile der erbeuteten Schätze und der prächtigen

1) Alles, was darüber zu sagen ist, findet sich in L. Ranke's gediegener Untersuchung „Über die Verschwörung gegen Venedig", wo S. 28 das Resultat der Erörterung über den hier zuletzt berührten Punkt kurz in den Worten gegeben ist: „Wir können zuversichtlich sagen, daß, wenn auch jene Verschwörung erdichtet wäre, doch das Verhältniß der Republik zu den Türken an den Hinrichtungen, die sie verhängte, nicht den mindesten Antheil gehabt hat."

2) Leti a. a. O. p. 359.

Galione der Sultanin, welche nicht weniger als 60 Geschütze am Bord gehabt haben soll, sämmtlich an den königlichen Hof nach Spanien geschickt, wo sie, mit gebührenden Ehren empfangen, bald darauf gegen schweres Lösegeld, wenigstens zum Theil, ihre Freiheit wiedererhielten [1]).

Nach diesem Schlage schien der Seekrieg im nächsten 1619
Jahre wirklich noch einmal eine größere Ausdehnung, einen erhöheten Aufschwung gewinnen zu wollen. Prinz Philibert, der General-Capitän des Königs von Spanien, welchem die bisherige erfolglose Kriegführung und das zweideutige Wesen des Vicekönigs von Neapel längst zuwider waren, hatte es — fast ein Wunder — am Ende doch noch einmal dahin gebracht, daß wenigstens die kleineren Seemächte mit ihm zu einem Waffenbündniß gegen den gemeinschaftlichen Feind zusammentraten. Der Papst, der Großherzog von Toskana und die Malteser ließen je 6, die Genueser 4 Galeeren zu der 38 Segel zählenden spanischen Flotte stoßen, welche, nun 60 Galeeren und eine Anzahl Transportschiffe stark, sich nach und nach an der Küste von Neapel sammelte. Die Kosten des Feldzugs sollten, wie dann auch die gemachte Beute, in gleichen Verhältnissen nach der Zahl der gestellten Schiffe unter die Theilnehmer vertheilt werden.

Venedig, welches zum Beitritt eingeladen wurde, wollte indessen von dieser neuen heiligen Liga nicht nur nichts wissen, sondern hielt es sogar für angemessen, seinem General-Capitän Lorenzo Veniero den Befehl zu ertheilen, die gesammte Flotte der Republik bei Corfu zu sammeln, um von da aus die Operationen der Alliirten zu beobachten und für alle Fälle bei der Hand zu sein. Denn die Signorie hegte, durch die Verschwörungsgeschichte aufgeschreckt, gegen Alles, was von Neapel ausging, gerechtes Mistrauen, und fürchtete abermals einen Streich des Herzogs von Ossuña, obgleich Prinz Philibert sich beeilte, ihr durch seinen Sekretär die ausdrückliche Versicherung zu geben, daß sie von dieser Flotte nichts zu fürchten habe, so lange dieselbe unter seiner Führung stehe (che sotto alla di lui direttione dell' Armata non temesse disturbi alcuni).

1) Derselbe Bd. III, p. 137—144.

Zum Unglück wußte man nun, als die verbündete Flotte endlich beisammen war, eigentlich nicht recht, was man anfangen sollte. Zuletzt kam man in einem Kriegsrathe, vorzüglich auf Zureden des florentinischen Admirals Ottavio Montauri, dahin überein, die kleine befestigte Hafenstadt Susa, ein berüchtigtes Seeräuberneſt an der afrikanischen Küste, anzugreifen. Man fand dort aber ebenso unerwarteten wie entschlossenen Widerstand. Man mußte, nach einem vergeblichen Versuche, die Thore mit Petarden zu sprengen, mit Verlust und Schande (con qualche danno e vergogna) wieder abziehen; und hatte dann, während die türkischen Kreuzer bis an die spanische Küste schwärmten und dort viel Schaden anrichteten, auch nicht mehr den Muth, es mit der osmanischen Flotte aufzunehmen, mit welcher man im Archipel, auf den Höhen von Navarin, zusammentraf. Prinz Philibert bemäntelte seine Feigheit damit, daß er behauptete, die feindliche Flotte sei dermaßen von der Pest inficirt gewesen, daß es Wahnsinn gewesen sein würde, mit ihr in irgend eine Berührung zu kommen. Denn selbst im Falle eines unzweifelhaften Sieges würden die Verluste, welche jene Seuche verursacht haben würde, viel zu bedeutend gewesen sein, als daß selbst der glänzendste Sieg dafür ein genügender Ersatz gewesen sein dürfte.

Der einzige Gewinn dieses großartigen Seezugs, von dem man, wie Leti sich ausdrückt, glaubte, daß er das Meer und die ganze Türkei verschlingen werde (che pareva fosse per inghiottir tutto il mare e divorar la Turchia), war die ärmliche Galeere des Begs von Santa Maura, welche man unterwegs aufhob und die Prinz Philibert als Trophäe seiner Heldenthaten nach dem Hafen von Neapel zurückbrachte. Die osmanische Flotte aber kehrte unversehrt aus dem Hafen von Navarin in die Winterquartiere nach Constantinopel zurück. Nur den Rittern von San Stephano gelang es in diesem Jahre mit ihren Galeeren auf eigene Faust noch einige Prisen zu machen [1]).

1) Leti a. a. O. p. 165—170. Nani Hist. Venet. Bd. I, p. 202. Über die Unternehmungen der Stephansritter erschien eine gleich-

Merkwürdig genug wollte man hinterher das Mislingen dieses Feldzugs vorzüglich dem Herzog von Ossuña aufbürden, welcher mit dem Prinzen Philibert längst in den gespanntesten Verhältnissen lebte. Man gab ihm geradezu Schuld, daß er nicht nur überhaupt mit den Türken in verrätherischer Verbindung stehe, sondern auch namentlich dieselben von der beabsichtigten Unternehmung gegen Susa so bei Zeiten in Kenntniß gesetzt habe, daß sie sich zu erfolgreicher Gegenwehr hätten rüsten können, blos aus Haß gegen Prinz Philibert, dem er diesen Ruhm nicht gegönnt. Er suchte nun zwar — so noch in dem im Jahre 1624 mit ihm vor dem höchsten Gerichtshofe angestellten Verhöre — zu beweisen, daß er schon aus dem Grunde die Türken gar nicht von jenem Feldzugsplane habe unterrichten können, weil der Beschluß und die Ausführung beinahe auf ein und denselben Tag gefallen sei; allein die Sache wurde doch benutzt, seinen Sturz zu beschleunigen [1]).

Er wurde zur Verantwortung nach Madrid beschieden; und obgleich es ihm gelang, sich vorerst rein zu waschen — er suchte seine Unschuld auch vorzüglich dadurch an den Tag zu legen, daß er noch im nächsten Jahre einen seiner Capitäne mit 6 Galeeren nach dem Archipel schickte, wo er wieder

zeitige besondere Relazione delle prese di diversi legni turcheschi fatte dalle Galere della Religione di S. Stephano nel primo viaggio di 1619. Firenza 1619.

1) Die betreffende Stelle des Verhörs lautet wörtlich (Leti a. a. O. p. 415): „Interrogato. D'haver passato corrispondenza con li Turchi, e datoli aviso della risolutione che s'era fatta d'andare ad assediare Susa, per fare suanire quella intrapresa, per essersi fatta contro il suo parere, pretendendo con questo di fare affronto al Principe Filiberto.

„Risposta. Il Duca d'Ossuna che fu sempre stimato innanzi e dopo il flagello de' Turchi, sarà hora stimato lor protettore? — Ma come poteva io dare aviso a' Turchi, se l'impresa di Susa fù proposta dal Principe quasi lo stesso giorno della sua partenza, e s'egli navigò con prospero vento? e per dove darli l'aviso? e come potevano havere il tempo di provedersi? — Non è difficile di conoscere che si vuol gettar sovra il mio dosso l'errore dell' altrui cattiva condotta."

einige türkische Schiffe aufbrachte [1]) —, so wurde doch nach dem Tode Philipp's III. (März 1621) der Prozeß gegen ihn sofort wieder aufgenommen. Widerrechtliche Verschleuderung der öffentlichen Gelder, ehrgeizige und herrschsüchtige Absichten auf die Krone, wo nicht von Spanien, doch von Neapel, und endlich verrätherische Verbindungen mit den Türken waren die Hauptpunkte der Anklage, die ihn ins Gefängniß führte, welches er nicht wieder verlassen sollte. Denn ungeachtet seine glänzende Vertheidigung nur zu seinen Gunsten zu sprechen schien, so hielt es doch der allmächtige Minister Philipp's IV., der Herzog von Olivarez, für zu gewagt und zu unpolitisch, einem Manne von solcher Bedeutung nach einer solchen Behandlung die Freiheit wiederzugeben. Er starb im Kerker am 25. September 1624 [2]).

Triftiger, wie durch die Aufhetzereien seiner Feinde, dürfte die Schuld des Herzogs jedenfalls durch den hülflosen Zustand bewiesen worden sein, in welchem er das Land zurückließ, als er von Neapel abberufen wurde. Denn wenn er für eine zweckmäßige und nachhaltige Vertheidigung desselben Sorge getragen hätte, wie wäre es möglich gewesen, daß
1620 sich, bereits im Jahre 1620, ein osmanisches Geschwader von 60 Segeln unbemerkt der Küste nähern, dort eine Landung bewirken, Manfredonia fast ohne Schwertstreich besetzen und dann, nachdem es diese Stadt drei Tage lang gebrandschatzt hatte, ebenso unversehrt wieder abziehen konnte, wie es gekommen war? — Die Venetianer hatten die türkische Armata, unter dem Befehle des Kapudan-Pascha Chalil selbst, von Corfu aus, wo ihre Schiffe vor Anker lagen, allerdings ziehen sehen, aber sich, als sie ihren Lauf nach Westen nahm, gar nicht veranlaßt gefunden, sie aufzuhalten.

Genug, sie kam in den ersten Tagen des August glück-

1) Leti a. a. O. p. 285.

2) Der Prozeß und das vollständige Verhör des Herzogs: Leti a. a. O. p. 375 fg. u. dann 413 fg. Unter Anderem wurde ihm der Vorwurf gemacht, daß er über die von ihm verwendeten Gelder nicht gehörig Rechenschaft abgelegt habe. Er glaubte ihn aber vorzüglich mit dadurch zu entkräften, daß er antwortete: „Tante vittorie, tante imprese, e tante prede reportate contro i Turchi non sono conti?“

lich bis in die neapolitanischen Gewässer, warf ungefähr vier Miglien von Manfredonia Anker und setzte sogleich Truppen ans Land, welche sich der Stadt schon bis auf geringe Entfernung genähert hatten, als man dort erst durch das Geschrei der ausgeschickten Kundschafter: „die Türken! die Türken!" aufgeschreckt wurde. Nun war aber da gar nicht an Widerstand zu denken. Denn der Platz war aller Vertheidigungsmittel gänzlich entblößt. Es gab dort, außer einigen schlechten Feldstücken (pezzetti di poca fattione), gar kein Geschütz, auch weder Pulver noch Waffen, welche den Einwohnern, wie ausdrücklich versichert wird, auf Befehl des Herzogs von Ossuña (per la banda del Duca di Ossuna) weggenommen worden waren [1]). Die wenigen waffenfähigen Einwohner — es war Erntezeit und das Volk daher meistens auf den Feldern zerstreut — hatten kaum 50 Flinten zu ihrer Verfügung. Alles suchte daher sein Heil in der Flucht nach den Kirchen oder nach den benachbarten Gebirgen.

Der Governatore warf sich mit der nur 20 M. starken Besatzung in die Citadelle, konnte sich aber da natürlich gegen eine Macht von 6000 M. und 55 Galeeren, die die Stadt blokirten, nicht halten. Er mußte, nachdem die Stadt in Asche gelegt und Alles, was sich an lebenden Wesen und beweglicher Habe dort noch vorgefunden hatte, nach den Schiffen geschleppt worden war, capituliren. Er erhielt für sich und den Rest der Einwohner freien Abzug nach der benachbarten Abtei di San Leonardo, wohin sich am 18. Aug. der Zug, die Geistlichkeit und die Klosterbrüder mit dem Crucifix vorauf, ohne weitere Belästigung in Bewegung setzte. Gleich darauf lichtete, da in der gänzlich zerstörten Stadt nichts mehr zu holen war, auch die osmanische Flotte die Anker und zog, wie es in dem Berichte heißt, mit Beute

1) Wir entnehmen diese Dinge den noch handschriftlichen sehr genauen Berichten über dieses Ereigniß: Tre relationi di diversi autori dal sacco dato da Turchi alla citta di Manfredonia nella Puglia l'anno 1620, in den Inform. Polit. der königl. Bibl. zu Berlin, Vol. I, fol. 330—353. Die erste ist wahrscheinlich der an den König von Spanien gerichtete offizielle Bericht. Die zweite ist in spanischer Sprache, die dritte in Versen.

bereichert und stolz auf den leicht errungenen Sieg (rica di preda e superba della vittoria) ruhig von dannen, ohne daß auch nur ein Schiff vorhanden gewesen wäre, welches wenigstens Miene gemacht hätte, ihr in den Weg zu treten und solche Schmach zu rächen. Die hinweggeschleppte Beute soll sich auf mehr als 300,000 Dukaten belaufen haben, wozu der Erzbischof allein 15,000 Scudi beigesteuert [1]).

Natürlich machte diese verwegene Plünderung von Manfredonia, übrigens eine der letzten bedeutenderen Waffenthaten der osmanischen Seemacht nach dem Westen hin, in der ganzen christlichen Welt den peinlichsten Eindruck. Die noch in demselben Jahre von den Maltesern bewirkte Einnahme des Küstenschlößchens Tornese in Morea konnte kaum als ein genügender Ersatz dafür gelten [2]). Man scheint erwartet zu haben, daß sich nun wenigstens die Liga des Prinzen Philibert wieder einmal regen werde. Allein er blieb, zum Vicar von Sicilien ernannt — ein Amt, das eine größere Macht in seine Hand legte, als selbst die des Vicekönigs war —, mit den 60 Galeeren und 6 Galionen, welche er zu seiner Verfügung hatte, sowol in diesem wie im folgenden Jahre fast thatenlos in dem Hafen von Messina liegen. Kaum daß er dann und wann ein Paar Galeeren nach dem Archipel streifen ließ, welche einige leichte Prisen aufbrachten [3]).

1) So namentlich nach dem zweiten der oben angeführten Berichte, a. a. O. fol. 350 v. — In den osmanischen Quellen, bei Hammer, O. G. Bd. IV, S. 514, erscheint diese Zerstörung von Manfredonia, wobei es gar nicht zu einem eigentlichen Kampfe kam, freilich als eine ungeheure Waffenthat, worüber der Kapudan-Pascha Chalil, der sich dabei zum Helden machen wollte, einen großartigen Siegesbericht abstattete.

2) Nach der gedruckten Relazione della presa della fortezza chiamata Castele Tornese nella Morea. Milano 1620.

3) „The armadoes of Spain, Naples and Sicily", berichtete Thom. Roe von Messina aus, wo er auf seinem Wege nach Constantinopel von Prinz Philibert selbst auf die ausgezeichnetste Weise empfangen wurde, in einer Depesche an den Marquis von Buckingham, damals Lord Admiral, vom 17. December 1621, „have bene in the Archipelago; yet they have done nothing of consequence, taken a few carmisolls and slaves, and are retorned to this port ect." Ne-

Überhaupt kamen nun aber auch die Großmächte immer mehr zu der Überzeugung, daß diese laue Fortführung des kleinen Krieges im Mittelmeere, woran sie sich so gut wie gar nicht betheiligten, das Grundübel, die arge Belästigung ihres Levantehandels durch das Corsarenwesen, namentlich von den Barbareskenstaaten aus, doch nicht heilen könne. Sie hatten die Nothwendigkeit, daß hier mit nachdrücklicheren Vorstellungen bei der Pforte, und dann, im Nothfalle, mit energischeren Maßregeln durchgedrungen werden müsse, längst erkannt. Neben Venedig waren es jetzt vorzüglich Frankreich und England, und dann auch Holland, welche bei der Sache am lebhaftesten interessirt waren und daher auch eine befriedigende Anordnung der betreffenden Verhältnisse zu einer der Hauptaufgaben ihrer orientalischen Politik, zu einer der Grundbedingungen ihrer ferneren Stellung zur Pforte und zum osmanischen Reiche machten. Die damalige Gestaltung des europäischen Levantehandels überhaupt ist daher hier noch etwas näher in Betracht zu ziehen. Die respective Betheiligung jener Großmächte an demselben, die Mittel, die man anwendete, um ihn zu heben und zu sichern, und die Hindernisse, welche seiner freieren und ersprießlicheren Entwickelung entgegenstanden und die man folglich bemüht sein mußte, aus dem Wege zu räumen, sind die Hauptgesichtspunkte, welche wir dabei ins Auge zu fassen haben.

Die Zeiten, wo Venedig mit seiner Handelsflotte, welche in ihrer Glanzperiode, noch zu Anfange des 15. Jahrhunderts, mehr denn 3000 Segel zählte und beständig

gotiations p. 9. Gleich in einer seiner nächsten Depeschen, p. 19, gibt er die Stärke der Flotte in Messina an, und deutet an, daß man sie für bestimmt gehalten, „to revenge the attempt and late sack of Manfredonia". — Dabei bemerkt er, Prinz Philibert sei ernannt gewesen zum „Vicario of Sicily, with absolute power to dispose of all the offices, without attendance from Spaine, which is more than Vizere".

25—30,000 Matrosen beschäftigte, die Meere innerhalb und außerhalb der Säulen des Herkules bedeckte, wo es noch fast allein den großen Weltverkehr zwischen Ost und West vermittelte und mit seinen Waaren und seinen Zechinen die Märkte aller Länder beherrschte, diese Zeiten waren jetzt freilich längst vorüber. Jene reich befrachteten Geschwader, welche ehedem regelmäßig jedes Jahr die Lagunen verließen, um die Erzeugnisse des europäischen Kunst- und Gewerbfleißes gegen die Schätze des Orients auszutauschen, kannte man kaum noch als eine großartige Erinnerung aus glücklicherer Vorzeit. Sie waren das Eigenthum der großen Handelsgesellschaften gewesen, welchen die Signorie damals, im wohlverstandenen Staatsinteresse, die bedeutenden Vortheile des Monopols durch bestimmte Privilegien und sonstige gelegentliche Unterstützungen gesichert hatte. Durch sie hatte der europäische Levantehandel einen so ausgeprägten Charakter, eine so feste Organisation erlangt, wie sie später, unter veränderten Verhältnissen, natürlich nie mehr zu erlangen waren.

Der geordnete Gang dieser venetianischen Handelsgeschwader bedingte damals die Richtung und die Wege des Weltverkehrs. Das eine, in der Regel 8 bis 10 Galeeren stark, nahm seinen Lauf nach den Häfen Romaniens, wo der alte byzantinische Kaisersitz der Hauptstapelplatz des venetianischen Handels war; ein zweites drang, so lange es die nie ganz ruhende Feindschaft mit den Genuesern zuließ, durch das Schwarze Meer bis nach Tana, ein drittes bis Trebisonde vor; ein viertes hatte die Insel Cypern und Armenien, ein fünftes Syrien zum Zielpunkt; ein sechstes, gewöhnlich 7 Galeeren stark, nahm seinen Weg in südlicher Richtung nach Alexandrien und den Küsten der Barbarei, vermittelte hier den Caravanenhandel zwischen beiden und kehrte dann mit den kostbaren Producten des fernen Orients nach Venedig zurück, von wo aus sie endlich ein siebentes, welches die Straße von Gibraltar passirte, längs der Küsten von Spanien, Portugal und Frankreich bis in die Länder des äußersten Westens, nach England und Flandern, brachte, wo Antwerpen damals durch diesen Handel zu so hoher Blüthe gedieh.

Dabei war Alles durch bestimmte Gesetze streng geregelt, die Zahl der Schiffe, aus denen jedes Geschwader bestehen sollte, sowie die Stärke ihrer Bemannung und die Natur ihrer Ladung, die Häfen, wo sie anzulegen hatten, und die Waaren, welche sie als Tauschartikel zurückbringen sollten. Waren die letzteren, so weit sie namentlich für den Levantehandel bestimmt waren, so gut wie gar nicht mit Zöllen belastet, so hatte dagegen die Signorie die Ausschließung der Fremden von ihrem Verkehr mit dem Orient durch übermäßige Abgaben oder gänzliches Verbot von jeher zu einem Grundgesetze ihrer Handelspolitik gemacht. Fremde Kaufleute, welche orientalische Producte in Venedig einnehmen wollten, mußten anfangs einen Ausfuhrzoll erlegen, welcher dem halben Werthe der Waare gleich kam; und als auch dieses Mittel dem Zwecke nicht mehr zu entsprechen schien, wurde nicht nur ihnen die Theilnahme an diesem Handel gänzlich untersagt, sondern auch den Venetianern jede Verbindung mit ihnen zu dergleichen Handelszwecken auf das Strengste verboten.

Venedig sollte und mußte überhaupt — dahin hatte es der eiserne Wille der mächtigen Signorie allerdings gebracht — unter diesen Umständen der Centralpunkt des gesammten Levantehandels werden. Denn auch bis dahin hatte man dieses consequente System des ausschließlichen Besitzes desselben ausgedehnt, daß die aus dem Orient eingeführten Waaren, welche für den Vertrieb in ganz Europa bestimmt waren, nur in Venedig ausgeschifft werden durften, während auch wieder umgekehrt die Producte der christlichen Länder den Weg nach den Märkten des Orients einzig und allein über die Lagunenstadt nehmen mußten [1]).

Das war das ältere System des europäischen Levantehandels, wie es eben nur durch die Alleinherrschaft einer großen Handelsmacht möglich war und aufrechterhalten werden konnte. Und man muß eingestehen, daß es wohl geeignet

1) Alles hierher Gehörige findet sich in der „Storia civile e politica del commercio de' Veneziani di Carlo Antonio Marin", unter den betreffenden Abschnitten; und dann vorzüglich auch in der gehaltreichen Einleitung zu Pardessus Collection de lois maritimes. Paris 1834, T. III. p. 75 fg.

war, Handel und Industrie auf den höchsten Punkt der Entwickelung, beziehungsweise selbst der Vollkommenheit emporzutreiben, so lange Venedig die Mittel besaß, seine erkünstelten und gewaltsamen Prohibitivmaßregeln bei Kraft und Geltung zu erhalten, namentlich durch die Stärke und Überlegenheit seiner Seemacht. Aber es hatte doch auch seine natürlichen Grenzen und trug den Keim des Unterganges, seiner Selbstvernichtung vom Anfang an in sich. Venedig besaß, bei aller Strenge und Consequenz seiner Handelspolitik, die Macht nicht, die verhängnißvollen Schläge abzuwenden, welche nach und nach seinen Levantehandel trafen und mit ihrer vernichtenden Kraft folglich auch sogleich bis auf den Lebensnerv seines politischen Daseins drangen.

Sie sind im Allgemeinen zu bekannt, als daß wir nöthig hätten, hier dabei länger zu verweilen. Man kann annehmen, daß der venetianische Levantehandel schon seinen Höhepunkt erreicht hatte, als der Doge Tomaso Mocenigo im Jahre **1421** in einer an die Pregadi gerichteten Rede von der Handelsmacht der Republik jene glänzende Schilderung entwarf, welche damals die Welt mit Erstaunen erfüllte und eins der werthvollsten Documente zur Geschichte des europäischen Handels im 15. Jahrhundert überhaupt geblieben ist [1]). Kurz darauf, im Jahre **1442**, erlitt diese, wie es schien, für Jahrhunderte befestigte Handelsmacht dadurch den ersten Stoß, daß der Sultan von Ägypten plötzlich alle venetianischen Kaufleute aus seinen Staaten verwies und ihre Güter einzog. Nur der gewichtigen Vermittelung eines einflußreichen französischen Kaufherrn, des als Finanzrath (argentier) des Königs Karl VII. so berühmt gewordenen Jacques Coeur, gelang es damals, den Zorn des mächtigen Beherrschers dieses gesegneten Landes zu besänftigen und den Venetianern die verlorenen Vortheile, wenigstens zum Theil, wiederzuverschaffen [2]).

Zehn Jahre später, **1453**, fiel Constantinopel, und wie tief auch dieser Schlag den venetianischen Levantehandel so zu

1) Marin, T. VII. p. 153 und T. VIII. p. 335.
2) Pardessus a. a. O. p. 78.

sagen ins Herz traf, ersehen wir am besten aus der soeben erst bekannt gewordenen ergreifenden Schilderung, welche ein Augenzeuge und Mitleidender, der Venetianer Nicolo Barbaro, von dieser Katastrophe in seinem an Ort und Stelle aufgezeichneten Tagebuche hinterlassen hat [1]). Die Signorie versäumte seitdem freilich nichts, die ihr hier geschlagenen Wunden so gut wie möglich zu heilen. Allein ihre kluge und durchdachte orientalische Politik konnte am Ende doch kaum etwas Anderes sein, als jenes ewige Ringen nach der Erhaltung der materiellen Vortheile, welche die Grundbedingung ihrer politischen Weltstellung ausmachten, bei dem sie aber, wie wir gesehen haben, mit den schwersten Opfern fast immer nur neue Verluste erkaufte.

Das Siechthum ihres Levantehandels hatte bereits begonnen, als ihm die Entdeckung des Seeweges nach Indien und die Rivalität der Portugiesen auf dem großen Weltmarkte, welche davon die Folge war, den Todesstoß versetzen zu müssen schienen. Die unsäglichen Anstrengungen, welche die Republik damals sogleich machte, um die Portugiesen vorzüglich mit Hülfe des Sultans von Ägypten wieder aus ihren Factoreien an den Küsten Indiens zu verdrängen, oder ihnen durch eine Verbindung des Rothen mit dem Mittelländischen Meere über die Landenge von Suez die Vortheile der mit so viel Glück errungenen Position zu entziehen, bewiesen wenigstens, daß sie richtig erkannt hatte, was dabei für ihre Zukunft auf dem Spiele stand. Dies führte jedoch ebensowenig zum Ziele, wie der eitle Versuch, den König von

1) Giornale dell' assedio di Costantinopoli 1453 di Nicolò Barbaro P. V., corredato di note e documenti per Enrico Cornet. Vienna 1856. Dieses einfache Tagebuch, welches die Ereignisse vom März 1452 bis zum Falle von Constantinopel Tag für Tag erzählt, ist vorzüglich deshalb von hohem Interesse, weil es über die Schicksale der damals dort ansässigen Venetianer die genauesten Nachrichten enthält. S. 16 und dann S. 59 fg. werden namentlich vollständige Verzeichnisse der venetianischen Nobili gegeben, welche an dem Kampfe Theil nahmen und dabei theils getödtet wurden, theils in Gefangenschaft fielen, später aber gegen schweres Lösegeld ihre Freiheit wiedererlangten.

Portugal zu Zugeständnissen zu vermögen, welche darauf berechnet waren, für das Verlorene einigermaßen Ersatz zu gewähren. Noch im Jahre 1521 ließ die Signorie König Emanuel das scheinbar vortheilhafte Anerbieten machen, daß sie alle Spezereien, welche aus Indien nach portugiesischen Häfen gebracht werden würden, zu festen, von ihm zu bestimmenden Preisen aufkaufen wolle, um auf diese Weise der venetianischen Flagge, neben geringerem Gewinn, wenigstens noch die Ehre des weitern Vertriebs zu retten. Aber selbst um solchen Preis war dem klugen König von Portugal sein Monopol nicht feil, vor Allem nicht für die stolzen Venetianer, welche sich nun nicht besser zu rächen und zu decken wußten, als dadurch, daß sie die über Portugal in ihrem Hafen eingeführten Spezereien mit übermäßigen Zöllen belegten, während die wenigen, welche noch direct über Ägypten bezogen wurden, gänzlich steuerfrei zugelassen werden sollten.

Wie mit Portugal, gerieth Venedig fast um dieselbe Zeit auch mit Spanien wegen seiner commerciellen Beziehungen in Conflicte, welche nur zu seinem Nachtheil ausschlagen konnten. Karl V., welcher sich in den Kopf gesetzt hatte, Oran zum Hauptstapelplatz des gesammten Handels der Barbarei zu machen, wollte auch die Venetianer zwingen, ihren sonstigen directen Verkehr mit den afrikanischen Küstenstädten gänzlich aufzugeben und alle nach diesen Ländern bestimmten Waaren nur noch über die genannte Stadt einzuführen. Zu diesem Zwecke verdoppelte er gleich zu Anfang seiner Regierung, bereits im Jahre 1517, in allen seinen Staaten die Zölle, welche die venetianischen Schiffe bis dahin für Ein- und Ausfuhr entrichtet hatten, und brachte sie auf die enorme Höhe von 20 Procent. Und als auch diese Gewaltmaßregel noch nicht zum Ziele führte, ließ er den Venetianern seine Häfen ganz und gar verschließen. Venedig hielt es aber weder mit seiner Ehre, noch mit seinem Interesse für vereinbar, sich solchem Zwange zu fügen: es rettete seinen Handel mit den Barbaresken, verlor aber den mit Spanien fast gänzlich, und konnte ihn auch später um so weniger wieder gewinnen, da die systematische Belästigung desselben seitdem ein Grundzug der feindseligen Politik blieb, welche

das Cabinet von Madrid, namentlich unter der Regierung Philipp's II., gegen die Signorie an den Tag legte und festhalten zu müssen glaubte. Wagten sich venetianische Kauffahrer noch dann und wann nach spanischen Häfen, so wurden sie, unter allerhand Vorwänden, entweder dort auf ungebührliche Weise zurückgehalten oder auch schon unterwegs aufgehoben. Der beständige Kriegszustand zwischen der venetianischen und der spanischen Flagge, welcher davon die unvermeidliche Folge war, vollendete den Ruin des Handels der Republik nach dieser Seite hin [1]).

In demselben Verhältniß, in welchem, unter diesen mißlichen Umständen, der Absatz von venetianischen Waaren nach Westen hin abnahm — denn auch außerhalb der Straße von Gibraltar wurde die Flagge von San Marco immer seltener — schwand nun aber auch der eigentliche Levantehandel der Republik auf immer kleinere Proportionen und beschränktere Grenzen zusammen. Bereits um die Mitte des 16. Jahrhunderts waren ja z. B. die Geschäfte in Constantinopel, wie wir gesehen haben, so tief gesunken, daß man es kaum mehr der Mühe werth achtete, seine Capitale daran zu setzen [2]). Hätte es nur nicht politische Nothwendigkeit der Signorie zur Pflicht gemacht, hier dem Verhängniß, welches über die Republik hereinzubrechen drohete, so lange wie möglich Trotz zu bieten und selbst mit großen Anstrengungen zu retten, was noch zu retten war! In diesem Sinne ließ sie es wenigstens nicht an geeigneten Maßregeln fehlen, ihren Levantehandel noch immer auf einer wenn auch mehr erkünstelten, als natürlichen Höhe zu erhalten.

So ließ sie z. B. gleich nach der Entdeckung des Seeweges nach Indien, um ihre Handelsmarine mit denen der übrigen Seemächte auf gleichen Fuß zu setzen, ihre leichteren Kauffahrer, die bisher bei dem Levantehandel im Mittelmeere gebraucht worden waren, mit einer Anzahl jener schwereren und hochgebauten Handelsschiffe vertauschen, welche eigentlich

1) Daru, Hist. de Venise, T. III. p. 55 und 69, vorzüglich nach Vittor. Sandi Storia civile della repubblica di Venezia.

2) Vergl. Bd. III, S. 453 fg.

nur dazu bestimmt waren, die lange und gefahrvolle Reise durch den Ocean nach Indien zurückzulegen. Der Bau dieser Navi-alte, wie man sie nannte, welche in vollständiger Ausrüstung ihre 10 bis 12 Geschütze an Bord trugen, wurde damals von Staatswegen auf jede Weise befördert und unterstützt. Die Signorie lieferte den Kaufleuten, welche sich dazu verstehen wollten, aus ihren Magazinen das Bauholz zu ermäßigtem Preise, sorgte für das dazu erforderliche Geschütz aus dem reichen Vorrathe des Arsenals, besoldete die kleine aus slavonischen Seesoldaten bestehende Besatzung und begünstigte die Ladung durch Ermäßigung der Abgaben von den eingenommenen Waaren, wogegen sie sich nur das Recht vorbehielt, diese Schiffe in Kriegszeiten für eine angemessene monatliche Entschädigung als leichte Fregatten zu benutzen.

So konnte man in kurzem etwa über 20 solcher bewaffneter Kauffahrer verfügen, welche dazu gebraucht wurden, den Handelsverkehr zwischen Venedig und den Hauptstationen der Levante zu unterhalten, wie namentlich Syrien, Smyrna, Saloniki und Constantinopel. Jedoch scheint auch dabei der Gewinn den aufgewendeten Kosten und den gehegten Erwartungen auf die Dauer kaum entsprochen zu haben. Denn wir finden, daß der reichere begüterte Adel, ungeachtet die Signorie Alles aufbot, den Levantehandel zu heben und zu erhalten, schon um diese Zeit anfing, seine Capitale daraus zurückzuziehen und sie lieber auf den Ankauf der reichen Ländereien in der Lombardei zu verwenden, welche bei geringeren Mühen einen weit reicheren und sicherern Gewinn abwarfen. Natürlich verlor aber gerade dadurch der Handel der Republik eine seiner vorzüglichsten Hülfsquellen; und wir dürfen uns daher kaum wundern, daß er gegen Ende des 16. Jahrhunderts, vorzüglich nach dem Verluste der Insel Cypern, immer mehr dem Verfalle zueilte, in welchem er sich in dem ersten Viertel des 17. befand [1])

1) Über diese Punkte gibt einige sehr interessante und treffende Bemerkungen: Grasset Saint-Sauveur Voyage historique littéraire et pittoresque dans les isles et possessions ci-devant vénitiennes du Levant. Paris. An VIII. T. III, p. 279 fg.

Um diese Zeit waren jene großen venetianischen Kauffahrer schon wieder ziemlich selten geworden; der Levantehandel wurde fast nur noch von 3—400 kleinen Küstenfahrzeugen betrieben und bekam überhaupt anstatt des bisherigen activen immer mehr einen passiven Charakter, welcher ihm am Ende auch die Kraft des Widerstandes benehmen mußte, mit welcher er der gefährlichen Concurrenz der großen Handelsstaaten des Westens hätte begegnen müssen, die jetzt mit ihrer ganzen Macht gegen Venedig in die Schranken traten. Den Großhandel zur See hatte die Republik damals ohnehin schon fast gänzlich aufgegeben; sie zog es vor, die Producte aus den ferneren Ländern des Orients, namentlich aus Persien und den Küstenländern des Schwarzen Meeres, lieber auf dem Landwege zu beziehen, welcher die Caravanen über Constantinopel nach Dalmatien und den Gestaden des Adriatischen Meeres führte, wo damals Spalatro als Hauptstapelplatz dieses venetianischen Levantehandels zu vorher nie gekannter Blüthe gedieh [1]).

Je mehr aber Venedig auf diese Weise mit seiner commerciellen Thätigkeit auf die engen Grenzen des Golfs zurückgedrängt wurde, je hartnäckiger es in dieser Zeit des Verfalls seiner ehemaligen Größe seinen Stolz in der Behauptung der Alleinherrschaft des Adriatischen Meeres suchte, desto mehr verkümmerte auch sein industrielles Leben in beständiger Wechselwirkung mit der Entwickelung und dem Sinken seines Handels. Gerade hier rächte sich das starre, geheimnißvolle und verschlossene venetianische Wesen mit der Zeit am Empfindlichsten. Hatte es allerdings eine Zeit gegeben, wo kein Land der Welt mit der Vollkommenheit und Vielseitigkeit des venetianischen Kunst- und Gewerbfleißes in die Schranken treten konnte, wo die Fabriken der Republik in seidenen und wollenen Stoffen, feinen baumwollenen Geweben, gefärbten Zeugen, kostbaren Lederarbeiten, Waffen, chemischen Producten, Papier, Spiegeln und Glaswaaren jeder Art anerkannt den ersten Rang behaupteten, so wurden sie nun bald von denselben Erzeugnissen anderer Staaten um so leichter in

1) Daru a. a. O. p. 68.

den Hintergrund gedrängt, je mehr es zu ihrem System gehörte, sich den Fortschritten der Industrie im Allgemeinen wie in ihren einzelnen Zweigen mit übel verstandenem Stolze zu verschließen. Dies zeigte sich natürlich am deutlichsten auf den Märkten der Levante, wo Venedig für seine Fabrikate von jeher den bedeutendsten und sichersten Absatz gehabt hatte, jetzt nun aber schon in vieler Beziehung Frankreich und England den Platz räumen mußte, welchen diese, nach längerm Kampfe, am Ende auch siegreich zu behaupten wußten[1]).

In der Periode, mit welcher wir es hier zu thun haben, im ersten Viertel des 17. Jahrhunderts, war dieser Kampf freilich noch gewissermaßen im Stadium seines Anfangs. Weder der französische, noch der englische Levantehandel hatte sich damals schon bis zu einer Höhe und Bestimmtheit entwickelt, welche ihr Gedeihen für die Zukunft verbürgt und gesichert hätten. Beide, unter einander in beständigen Conflicten, hatten noch mit Schwierigkeiten eigenthümlicher Art zu kämpfen, welche theils in ihrer Natur und ihrem innern Wesen, theils in der Widerwärtigkeit äußerer Verhältnisse lagen, welche schwer zu überwinden waren.

Frankreich hatten der Reichthum seiner Producte, seine ausgedehnten Verbindungen zur See und seine bedeutende Weltstellung im Allgemeinen schon in früher Zeit zu einer der ersten Handelsmächte des Mittelmeeres erhoben. Namentlich seit den Zeiten der Kreuzzüge hatte es sich an dem großen Weltverkehr zwischen Ost und West in der umfassendsten und ersprießlichsten Weise betheiligt. Aigues-Mortes, Narbonne, Montpellier und Marseille waren damals die Ausgangspunkte, die Hauptstapelplätze seines einträglichen Levantehandels, welcher sich, durch ansehnliche Privilegien und eine feste Organisation begünstigt und gesichert, bald über alle für den Welthandel wichtige Stationen des europäischen Orients, sowie der asiatischen und nordafrikanischen Küsten-

1) Über Wachsthum, Charakter und Verfall des venetianischen Gewerbe- und Fabrikwesens, auf welche wir hier nicht näher eingehen konnten: Daru a. a. O. p. 83—109, wo diesen Verhältnissen namentlich auch in Beziehung auf den Levantehandel eine genauere Erörterung gewidmet wird.

länder, das griechische Kaiserreich, Syrien, Ägypten und die Barbarei, erstreckte. Das 14. und 15. Jahrhundert waren die eigentliche Glanzperiode dieses älteren französischen Levantehandels. Er hatte damals in der That einen Aufschwung erhalten, auf dessen Höhe er sich, unter der Ungunst der spätern Zeiten, freilich nicht in gleicher Weise behaupten konnte [1]).

Der ewige Hader mit den Nachbarstaaten, England, Italien und Spanien, und dann die Bürger- und Religionskriege des 16. Jahrhunderts waren auch der commerciellen Thätigkeit und dem industriellen Leben Frankreichs in hohem Grade verhängnißvoll gewesen. Die Könige von Frankreich hatten dann zwar, wie wir gehörigen Orts gesehen haben, schon seit den Zeiten Franz I., auch unter den gänzlich veränderten Zuständen der Länder des Orients die Interessen ihrer Seemacht und ihres Handels nach dieser Seite hin nie ganz aus den Augen verloren; es war ihnen aber, unter dem Drange schwerer Zeiten, doch nicht gelungen, die betreffenden Verhältnisse auf eine so befriedigende Weise zu ordnen, daß ihre gedeihliche Entwickelung auch für die kommenden Jahrhunderte als gesichert hätte gelten können.

Vor Allen war es König Heinrich IV., welcher, sobald er nur zum ruhigen Besitze seines Reiches gelangt war, diesem wichtigen Gegenstande seine besondere Sorgfalt zuwandte und, neben der Wiederherstellung seiner Marine, sich auch die Hebung des französischen Levantehandels sehr zu Herzen nahm. Leider machte aber sein unzeitiger Tod die großartigen Schöpfungen, welche seinen umfassenden Geist auch in dieser Beziehung namentlich in den letzten Jahren seines Lebens auf das Lebhafteste beschäftigt haben mögen, kaum begonnen, zum Erbtheil seines unmündigen Nachfolgers und der weniger umsichtigen Rathgeber desselben. Der Cardinal von Richelieu war unter diesen der Erste, welcher die Sache wieder im Geiste jenes großen Königs auffaßte und dessen Pläne in

1) Nirgends sind die Verhältnisse dieses ältern französischen Levantehandels in prägnanter Kürze mit mehr Klarheit und Gediegenheit dargestellt worden, als von Pardessus a. a. O. p. 105—125.

Bezug auf eine gedeihlichere Organisation und einen nachhaltigeren Schutz des gesunkenen französischen Levantehandels zu verwirklichen bemüht war, vorzüglich seit seiner Ernennung zum „Großmeister und General-Intendanten des Handels
1626 und der Schiffahrt von Frankreich" im Jahre 1626. Und wenigstens fehlten ihm die Elemente nicht, auch in dieser Richtung Etwas zu schaffen und ins Leben zu rufen, was den Erfordernissen der hervorragenden politischen Stellung Frankreichs entsprechen mochte.

Frankreich besaß damals in den Hafenplätzen an den Küsten der Provence und von Languedoc noch immer eine sehr ansehnliche Handelsflotte. Mehr wie 1000 größere und kleinere Kauffahrer unterhielten zu Anfang des 17. Jahrhunderts Jahr aus Jahr ein einen lebhaften Verkehr mit den Hauptstationen der Levante. Marseille war damals der Centralpunkt dieses einträglichen Handels. Von hier aus gingen, nach einer genauen Handelsstatistik aus dieser Zeit [1]), jährlich etwa 10 Schiffe, deren Ladung an Waaren und baarem Gelde durchschnittlich auf je 60,000 Livres geschätzt wurde, nach Alexandrien, von wo sie Leder, Gewürze aller Art, vorzüglich Pfeffer und Zimmet, Flachs, gewebte Stoffe in Leinen und Seide, die kostbaren seidenen und halbseidenen Teppiche von Kairo, Droguerien, Straußfedern u. s. w. zurückbrachten. Mit gleich reicher Ladung wurden etwa 8 Schiffe nach Saida, an der Küste von Syrien, expedirt, wo sie Seide, Baumwolle, Rosinen von Damaskus, bisweilen auch, wenn die Ernte in Frankreich und Italien nicht gut ausge-

1) Voyage et inspection de Mr. de Séguiran sur les côtes de Provence en 1633, in D'Escoubleau de Sourdis Correspondance ect. T. III. p. 223 fg. Diese Inspectionsreise wurde damals von dem Genannten, welcher „premier président en la cour de comptes, aides et finances de Provence" war, in besonderm Auftrage des Cardinals von Richelieu unternommen, welcher ihn zu seinem „lieutenant en la charge de grand-maître, chef et surintendant général de la navigation et commerce de France au pays de Provence" ernannt hatte. Sein Bericht, voll der interessantesten Aufklärungen über den damaligen französischen Levantehandel, geht natürlich auf Zustände ein, welche im Wesentlichen auch schon in den frühern Jahren dieselben waren.

fallen war, etwas Getreide als Rückfracht einnahmen. Nach Alexandretta, den Hafen von Aleppo, damals noch eine der wichtigsten und besuchtesten Stationen der Levante, wurden jährlich mindestens 20 Kauffahrer geschickt, welche ihre Waaren vorzüglich gegen persische Producte, die feinste Seide, Marokin, Kamelot, Moschus, Rhabarber, Opium u. s. w. austauschten. Auf Smyrna rechnete man ungefähr 12 Schiffe, auf Constantinopel 10, auf Cypern 4 bis 5, ebenso viel auf Satalia, und einige wenige auf die kleinern Stationen, Patras in Morea und die Insel Candia, von wo sie dann immer die respectiven Erzeugnisse dieser Länder, namentlich viel Seide, Wolle, Leder, Cordouan, Rhabarber, Droguerien aller Art, Korinthen, Wachs und Weine zurückbrachten.

An den Küsten der Barbarei wurde die Verbindung mit Tripolis, Tunis und Algier etwa durch 8 bis 10 kleinere Schiffe unterhalten, deren Ladung im Durchschnitt auf je 12 bis 20,000 Livres geschätzt wurde, und endlich liefen alljährlich auch einige Barken, deren Werth auf ungefähr je 4000 Livres geschätzt wurde, durch die Meerenge von Gibraltar nach den Küsten von Fez und Marokko, wo Tetouan, Sala und Saphis die Hauptstationen für den französischen Tauschhandel waren. Leder, gefärbte Marokins, Wolle, Wachs, Getreide, Straußfedern, etwas Gold und Korallen waren die Hauptartikel für die Rückfracht in diesen afrikanischen Hafenplätzen.

Dort, und zwar auf der Grenzscheide zwischen den Gebieten von Tunis und Algier, etwa 100 Lieues von dieser und 40 von jener Stadt entfernt, befand sich auch schon seit dem Anfange des 16. Jahrhunderts jene merkwürdige Factorei der Kaufleute von Marseille, welche unter dem Namen der Bastion von Frankreich (Bastion de France) von jeher und bis auf die neuesten Zeiten herab selbst in den politischen Beziehungen zwischen Frankreich und den Barbaresken staaten eine nicht unwichtige Rolle gespielt hat. Die ersten Spuren einer solchen Niederlassung finden sich bereits im Jahre 1495 am Cap Nègre, von wo sie sich allmählig nach Cap Rosa und Cap Roux hin ausdehnten. Einigermaßen gesicherten Bestand bekam indessen diese Factorei erst, nachdem im Jahre

1520 eine Gesellschaft von Marseiller Kaufleuten, von denen Thomas Linches und Carlin Didier namentlich genannt werden, als „Compagnie d'Afrique" durch einen förmlichen Vertrag mit dem damaligen Beherrscher von Algier, dem berühmten Corsarenhäuptling Chaireddin-Barbarossa, das Recht erwirkt hatte, dort ihre eigenen Anlagen zu machen und zu unterhalten.

Ursprünglich hatten diese „afrikanischen Bewilligungen" (Concessions d'Afrique), unter welchem vieldeutigen Namen jener Vertrag die Grundlage aller rechtlichen Ansprüche geblieben ist, welche Frankreich später auf einen gewissen souveränen Grundbesitz in der Regentschaft Algier erheben zu dürfen geglaubt hat, nur einen sehr beschränkten Zweck. Sie sollten blos dazu dienen, der Korallenfischerei, welche bis dahin vorzugsweise an den Küsten von Italien, Sardinien und Corsika betrieben worden war, nun aber diesen speculativen Provençalen an jenem afrikanischen Küstenstriche eine bei weitem reichere Ausbeute gewähren zu müssen schien, den nöthigen Schutz und eine angemessene Erleichterung zu verschaffen. Die ganze Anlage bestand daher auch nur aus einigen Magazinen und den unentbehrlichsten Wohnungen und Geschäftslocalen für die Factoren und die Fischer der Compagnie, welche gegen die räuberischen Überfälle der Beduinen und Corsaren durch eine schwach armirte Mauer gedeckt waren [1]).

Außer dem erforderlichen Beamtenpersonal wurde dort

1) Die besten Notizen über die „Bastion de France" finden sich in dem großen offiziellen Werke, welches das französische Kriegsministerium seit dem Jahre 1838 unter dem Titel: „Tableau de la situation des établissements français dans l'Algérie" herausgegeben hat, namentlich in dem ersten, im Februar 1838 erschienenen Bande, p. 96: „La Calle et les concessions d'Afrique", und p. 323: „Pêche du corail." Einige sehr schätzbare Aufschlüsse darüber gibt ferner Alexandre de Laborde in einer „Notice sur les concessions d'Afrique", welche seiner Schrift: Sur les véritables causes de la rupture avec Alger, Paris 1830, beigegeben ist. Hier ist vorzüglich der rechtliche Punkt der „Concessions d'Afrique", worauf man sich bei dem letzten Kriege gegen Algier stützen wollte, einer scharfen Kritik unterworfen. Wir kommen darauf seiner Zeit zurück.

nur noch eine kleine Besatzung unterhalten, die indessen kaum hinreichte, einen ernsten Angriff der ersten besten Räuberhorde abzuwehren. Wie wäre sie also im Stande gewesen, den Kampf mit den unbändigen Janitscharen des Vicekönigs von Ägypten aufzunehmen, welche sich bei jeder Gelegenheit an dieser Bastion zu reiben suchten! Und dazu gaben ihnen die nach und nach weiter ausgedehnten Privilegien der Gesellschaft nur zu willkommene Veranlassung. Denn neben dem ausschließlichen Rechte der Korallenfischerei wußte sie sich auch bald die Erlaubniß zur Ausfuhr einer gewissen Quantität prohibirter Artikel, wie namentlich Getreide, Wolle, Leder, Wachs u. s. w., gegen eine jährlich zu zahlende Abfindungssumme zu sichern. Das wurde dann immer der Vorwand, über die Bastion herzufallen und sie auszuplündern, weil man den im Lande selbst etwa eintretenden Mangel an jenen Artikeln, gleichviel ob wahr oder erkünstelt, auf Rechnung der den Franzosen gemachten Zugeständnisse setzte. So wurde z. B. die ganze Bastion bereits einmal im Jahre 1528 von einer Bande türkischer Corsaren über den Haufen geworfen.

Gleichwol gelangten die Geschäfte der Factorei, wenn auch die ersten Unternehmer dabei zu Grunde gingen, mit der Zeit zu immer größerer Blüthe. Namentlich warf die Korallenfischerei einen sehr bedeutenden Gewinn ab und nahm schon im Laufe des 16. Jahrhunderts so an Umfang zu, daß sich die Gesellschaft genöthigt sah, neben der Hauptfactorei noch Nebencomptoirs zu errichten, z. B. am Cap Roux, zu Bona, Collo, Dschischelli und Budschia. Die wiederholt zerstörte Bastion selbst wurde, nachdem bereits Sultan Selim II. der Gesellschaft ihre Privilegien bestätigt hatte, im Jahre 1594 von ihrem ursprünglichen Standorte nach dem vier Lieues weiter östlich gelegenen La Calle übersiedelt, dessen günstigere Lage dem ganzen Geschäftsbetriebe bedeutende Vortheile und namentlich mehr Sicherheit gewährte.

Seitdem ließ, wie es scheint, auch die Regierung der Factorei ihren besondern Schutz angedeihen. Wenigstens nahm es Heinrich IV., als im Jahre 1604 die Bastion, welche übrigens in ihrer neuen Gestalt um nichts stärker gewesen zu

sein scheint, als in der frühern, von den Janitscharen abermals bis auf den Grund zerstört wurde, sehr hoch auf. Er führte, wie wir gesehen haben, darüber bei der Pforte selbst die bittersten Klagen und gab sich nicht eher zufrieden, als bis die zerstörten Gebäude wiederhergestellt und für die geraubten Güter Schadenersatz gewährt worden war [1]). Auch bestand er darauf, daß in die in demselben Jahre durch de Breves erneuerten Capitulationen eine ausdrückliche Bestimmung aufgenommen wurde, wodurch den Franzosen sowohl das ausschließliche Recht der Korallenfischerei auf dem ganzen Küstenstriche vom Cap Roux bis zum Cap de Fer, als auch alle damit in Verbindung stehenden, in früheren Zeiten gewährten Privilegien förmlich bestätigt wurden [2]). Freilich mußten die dadurch gesicherten Vortheile noch immer theuer genug bezahlt werden. Denn der an den Vicekönig von Tunis und Algier dafür zu entrichtende Tribut, welcher anfangs nur 60,000 Franks betrug, wurde in späterer Zeit unter allerhand Vorwänden nach und nach bis auf die Höhe von 200,000 Franks getrieben [3]).

Wir werden Gelegenheit haben, auf die weiteren Schicksale und die neuere Organisation dieser wichtigen Factorei wiederholt zurückzukommen, und wollen hier nur noch erwähnen, daß sie auch von andern Seiten mannichfache Anfechtungen zu bestehen

1) Vergl. Bd. III, S. 873. Übrigens Tableau a. a. O. — De Breves, welcher die Ruinen der Bastion zu Anfange des 17. Jahrhunderts sah, bemerkt ausdrücklich, Relation des voyages p. 354, daß die jüngste Zerstörung derselben durch die Janitscharen die Folge einer Hungersnoth gewesen sei, „dont elle (la milice d'Alger) rejetoit la cause sur les traites de bleds qui se faisoit au dit lieu". Und dann fügt er hinzu: „Au reste ce bastion n'estoit point chasteau n'y fortresse (comme aucuns abusez du vocable pourroient croire) ainsi seulement maison platte, édifiée par permission du grand-seigneur pour retraite des François peschans le corail en Barbarie." — Später, nach der Wiederherstellung, bestand die Bastion aus zwei geräumigen Höfen mit den nöthigen Wohnungen und Magazinen, einer Kapelle nebst Begräbnißplatz und einem Hospital. Die Besatzung war nur 50 M. stark. Sourdis, T. II p. 427.

2) Traicté faict en l'année 1604 ect. Art. XXI.

3) Tableau a. a. O. p. 370.

hatte. So bemächtigte sich z. B. im Jahre 1619 der Herzog von Savoyen durch einen kühnen Überfall auf kurze Zeit der Bastion, wurde aber von dem Herzog von Guise, damals Admiral des Levantegeschwaders und Gouverneur der Provence, schnell wieder von dort verdrängt, worauf sich dieser Herzog durch einen seinerseits mit dem letzten Besitzer, Thomas de Linches, Sieur de Moissac, am 6. September des genannten Jahres abgeschlossenen Vertrag für eine auf 20 Jahre zu zahlende Rente von 4800 Livres in den Besitz derselben setzte [1]).

War nun damals, wie sich aus dem Vorstehenden ergibt, Marseille der Centralpunkt für die Operationen des französischen Levantehandels, so waren jedoch auch die kleineren Hafenplätze der Provence, Cassis, La Ciotat, Sifour, Toulon, die Iles d'Hyères, St. Tropez, Frejus, Cannes, Antibes, Arles u. s. w., daran mehr oder weniger betheiligt, wenn auch meistens insofern nur indirect, als ihre kleinen Kauffahrer den Küstenhandel und den Vertrieb der durch die großen Schiffe eingebrachten levantinischen Producte nach den benachbarten spanischen und italienischen Häfen vermittelten. Im Allgemeinen lag aber auch da um diese Zeit das Geschäft gar sehr danieder. Selbst in Marseille war der Umsatz und die Zahl der wirklich beschäftigten Schiffe gegen früher auf die Hälfte herabgesunken. Verschiedene Umstände hatten dazu mitgewirkt.

Zunächst hatte man noch immer an den Nachwehen der inneren und äußeren Kriege zu leiden, welche ganz Europa im letzten Jahrhundert zerrissen hatten und noch fortwährend durchzuckten. Dann fehlte diesem ganzen Handel zur Zeit noch eine feste und gesicherte Organisation. Nicht nur, daß man dabei in den Stationen der Levante mit den Bedrückungen und ungesetzlichen Übergriffen der türkischen Behörden, den Betrügereien habsüchtiger christlicher Mäkler, Juden,

1) Pouqueville Mémoire historique et diplomatique sur le commerce et les établissements français au Levant depuis l'an 500 de J. C. jusqu'à la fin du XVII siècle. Paris 1833, p. 46. Was hier übrigens über die frühern Verhältnisse der Bastion gesagt wird, ist nicht ganz richtig.

Griechen und Armenier und den Unterschleifen der eigenen gewissenlosen Consuln zu kämpfen hatte, beruhte auch in der Heimat das ganze Geschäft auf keiner gesunden Grundlage. Treue und Glauben kannte man dabei nicht, Verträge wurden nach Wohlgefallen gehalten oder gebrochen, und leichtfertige Bankrotte gehörten zur Tagesordnung. Auch waren Handel und Schiffarth überhaupt mit zu großen Abgaben belastet. Man war in dieser Beziehung geradezu der Willkür und der Habsucht der Zolleinnehmer und der Steuerpächter preisgegeben, gegen welche man nirgends Schutz fand, ein Übelstand, welcher vorzüglich auch deshalb höchst nachtheilig wirkte, weil er die fremden Kaufleute von den französischen Häfen und Handelsplätzen fern hielt und verscheuchte [1]).

Und zu dem Allen kam nun noch, um sonstiger Unordnungen und Belästigungen nicht weiter zu gedenken, die entsetzliche Plage der Seeräuberei, die damals den höchsten Gipfel erreicht hatte. Da fehlte es geradezu an jedem Schutze und an jeder Hülfe. Die Corsaren griffen nicht nur die Kauffahrer in offener See an, sondern drangen auch bei Tag und bei Nacht in die schlecht oder gar nicht vertheidigten Häfen der Provence ein, bemächtigten sich da der Schiffe, plünderten die Magazine aus, steckten gelegentlich Städte und Dörfer in Brand und schleppten Alles mit sich fort, was sie an Menschen, Vieh und beweglicher Habe erlangen konnten. Einige wohl armirte Kreuzer, die man in jenen Gewässern regelmäßig unterhalten hätte, würden sicherlich hingereicht haben, diesem Unfuge zu steuern. Sie waren aber eben nicht

1) Séguiran Voyage et inspection a. a. O. p. 230: „Les malversations de la plupart des consuls établis ès échelles de Levant et ailleurs, les fréquentes banqueroutes et perfidie des gens de marine et d'autres négociants, les fraudes et abus qui se commettent aux contrats de sûreté, l'un des principaux fondements du négoce, les grands impositions dont on les surcharge, le peu de protection qu'ils trouvent partout, le mauvais traitement que font la plûpart des fermiers du Roi aux étrangers négociants à Marseille, qui, à cause de cela, se trouvent éloignés du royaume, ect.“ werden hier als die vorzüglichsten Gründe des Verfalls des Levantehandels hervorgehoben.

vorhanden und Alles blieb daher lediglich der Selbstvertheidigung der unglücklichen Küstenbewohner überlassen. Die größeren Häfen, wie Marseille und Toulon, waren wenigstens noch durch einige leidlich besetzte Forts gedeckt; die kleineren aber mußten sich einzig und allein auf ihre Küstenwache verlassen, die nichts weniger als gut bestellt war und in keinem Falle ausreichte.

Sie bestand nur darin, daß man auf den hochgelegenen Punkten des Gestades Wachthürme errichtet hatte, in welchen Tag und Nacht ein Wächter auf der Lauer lag. Ließ sich nun ein Corsarenschiff von ferne blicken, das der Küste zusteuerte, so steckte der Hochwächter bei Tage eine weiße Fahne aus, während er bei Nacht anstatt des für gewöhnlich unterhaltenen einen Leuchtfeuers, deren zwei anzündete. Auf diese Nothsignale, die längs der ganzen Küste von Antibes bis zum Tour de Bouc miteinander in Verbindung standen, gerieth dann die gesammte Bevölkerung in Alarm, rüstete sich, so gut es eben gehen wollte, zum Widerstand, oder ergriff, wenn sie zu schwach war, um sich mit diesen Räubern zu messen, mit Allem, was noch gerettet werden konnte, schleunig die Flucht nach dem Innern des Landes [1]).

Dieser heillose Zustand hatte den Küstenhandel in dem ersten Viertel des 17. Jahrhunderts beinahe gänzlich ruinirt. In dem Hafen von La Ciotat waren z. B. nach dem uns vorliegenden ebenso interessanten als ergreifenden Berichte, welchen Herr von Séguiran darüber an den Cardinal von Richelieu abstattete, in einem einzigen Jahre von den Barbaresken 22 Schiffe weggenommen und mehr als 150 Matrosen zu Sklaven gemacht worden. Cassis hatte auf diese Weise in den letzten 20 Jahren nahe an 50 Schiffe verloren, und der kleine Küstenort Martigues, welcher sich vorzüglich von Fischerei nährte und im Rufe stand, die besten und muthvollsten Seeleute des Mittelmeeres zu liefern, in vier Monaten zwei Drittel seiner Küstenfahrer sammt der

1) Daselbst wird von dieser völlig nutzlosen Küstenvertheidigung an mehreren Orten, z. B. zu La Ciotat, Sifour, Cannes, Antibes, Martigues u. s. w. eine genaue Schilderung entworfen, p. 258, 266, 290, 294, 301.

Bemannung eingebüßt. Natürlich wagten die armen Leute mit ihren Barken am Ende kaum mehr ihre Häfen zu verlassen [1]).

Die Inspectionsreise, welche Herr von Séguiran im Jahre 1633 auf Befehl des Cardinals von Richelieu an den Küsten der Provence machte, hatte den Hauptzweck, diesen Übelständen auf den Grund zu bringen, und soviel wie möglich Abhülfe zu schaffen. Und gewiß geschah in Folge dessen auch Manches, was dazu beitrug, den französischen Levantehandel wieder mehr zu heben, der nun auch anfing, selbst Venedig eine gefährliche Concurrenz zu machen. Die kleineren leichtgebauten Kauffahrer der Provençalen erlangten dabei über die schwerfälligen und unlenksamen venetianischen Galionen, die Navi-alte, bald eine entschiedene Überlegenheit, zumal da sie in der Regel auch besser bemannt waren und es daher im Nothfalle eher mit den Corsaren aufnehmen konnten [2]).

Auch bekam um diese Zeit der französische Levantehandel dadurch einen eigenthümlichen Aufschwung, daß, während, wie wir bemerkt haben, der reiche venetianische Adel seine Capitale daraus zurückzog, nun im Gegentheil der französische, namentlich der provençalische Adel sich, mit besonderer Erlaubniß des Königs, an dem Großhandel im Oriente betheiligte, weil dies ihm als ein sicheres Mittel erschien, seine Vermögensumstände zu heben und seine Gelder mit Vortheil anzulegen [3]). Na-

1) Séguiran, p. 255, 259, 284, wo es von den Bewohnern des kleinen Küstenortes Bormès heißt: „les pirates abordent presque tous les jours en leur port, en sorte que bien souvent les barques sont obligées de prendre terre pour se sauver". Ferner 286, wo gesagt wird, die von St. Tropez seien ganz verarmt, „les corsaires ayant détruit et ruiné entièrement leur négoce"; und von Martigues, p. 299: „les corsaires d'Alger et de Tunis continuent plus que jamais leurs pirateries et incursions, lesquelles ils exercent à la vue des ports et forteresses de la côte de cette province."

2) Des Hayes Voyage de Levant, p. 91 macht auf diesen Punkt schon im Jahre 1622 aufmerksam, indem er einen interessanten Vergleich zwischen den venetianischen und französischen Kauffahrern macht und dabei ausdrücklich auf den schon sehr merklichen Verfall des venetianischen Levantehandels hinweist.

3) Mémoires du Chevalier D'Arvieux. Paris, 1735. T. I, Préface, p. X. D'Arvieux gehörte selbst zu diesen speculativen Glücks-

türlich drängte sich dabei immer wieder die Nothwendigkeit auf, dem Corsarenunwesen ein Ziel zu setzen und die Verhältnisse zu den Barbareskenstaaten zu regeln. Das war die Frage, welche nun auch Richelieu bei seiner orientalischen Politik am meisten beschäftigte, und die schon eine europäische Bedeutung erlangt hatte. Denn auch England faßte sie, im Interesse seines Levantehandels, jetzt sehr ernst und scharf auf.

Es war noch nicht gerade sehr lange her, daß sich der englische Levantehandel neben dem von Venedig und Frankreich zu einer höhern Bedeutung emporgeschwungen hatte. Königin Elisabeth hatte freilich, wie wir seiner Zeit gesehen haben, diesen Gegenstand sogleich bei ihren ersten Beziehungen zur Pforte zu einem Hauptzielpunkte ihrer umsichtigen Politik gemacht. Welche Schwierigkeiten waren aber nicht zu überwinden, ehe sie nur die Selbständigkeit ihrer Flagge und den eigenen gesicherten Gerichtsstand ihrer Unterthanen in der Levante gegen Frankreich erkämpft hatte, und wie schwer wurde es noch Heinrich IV., ihr endlich nothgedrungen dort die Ebenbürtigkeit und die gleiche Berechtigung zuzugestehen? [1])

Allerdings hatte die Königin gleich in ihren ersten Verträgen mit der Pforte alle die Bedingungen erlangt und durchgesetzt, welche als Grundlage eines gesicherten und geregelten Handelsverkehrs ihrer Unterthanen mit dem osmanischen Reiche gelten konnten, und die Krone England in dieser Beziehung mit allen bevorrechteten christlichen Fürsten und Nationen, namentlich Venedig und Frankreich, bei der Pforte auf ganz gleichen Fuß setzen sollten: freie Aus- und Einfuhr englischer Schiffe in den Häfen der Levante unter eigener Flagge, ungehinderten Handel und Wandel der englischen Kaufleute innerhalb der Staaten des Großherrn, unbedingte Sicherheit ihrer Personen und

rittern, welche sich dabei, wie es hier heißt, den Adel von Venedig, Genua, Florenz und Livorno zum Muster genommen hatten. Er spielte, wie wir weiterhin sehen werden, später eine nicht unbedeutende Rolle in den orientalischen Verhältnissen.

1) Vergl. Bd. III, S. 417 fg. und S. 641 fg.

ihres Eigenthums, völlig unabhängigen Gerichtsstand vor den Tribunalen ihrer eigenen Gesandten und Consuln, Schutz gegen die Bedrückungen der Steuerbeamten und die Räubereien der Corsaren [1]); allein eine bestimmtere Richtung und eine festere Organisation erhielt der englische Levantehandel eigentlich doch erst, nachdem er das Eigenthum und das Monopol der im Jahre **1606** aufs Neue von König Jakob I. bestätigten levantinischen oder türkischen Handelsgesellschaft geworden war. Diese „Levant" oder „Turkish Company", wie sie genannt wurde, besaß bedeutende Vorrechte, selbst politischer Natur. Es war einmal die Zeit, wo man den großen Welthandel nur auf diese Weise mit Erfolg betreiben zu können glaubte; und daher war die Errichtung dieser Gesellschaft damals gewiß im Geiste des Jahrhunderts und im Interesse der Sache, wenn auch ihr ausschließender und einseitiger Charakter, in spätern Zeiten wenigstens, der freieren Entwickelung und dem mächtigeren Aufschwunge des englischen Levantehandels eher hinderlich als förderlich wurde. Die Mitglieder derselben, deren Anzahl anfangs ziemlich beschränkt gewesen zu sein scheint, hatten allein das Recht, mit dem osmanischen Reiche Handelsgeschäfte zu machen, waren aber durch die Statuten in ihren Operationen auf gewisse Grenzen angewiesen, welche dieselben wesentlich erschwerten.

Eine der lästigsten Bestimmungen in dieser Hinsicht war die, daß sämmtliche aus der Türkei in England eingeführte Waaren nur mit dem Ertrage der dort umgesetzten englischen Rohproducte oder Fabrikerzeugnisse erworben sein durften, wie namentlich Stahl, Zinn, Eisen, Messing, Tuch, welches sich

1) Chalmers A Collection of Treaties between Great-Britain and other Powers. London 1790, Vol. II, p. 431. Dem hier gegebenen Handelsvertrage zwischen England und der Pforte vom J. 1675 sind auch alle früher abgeschlossenen Capitulationen wörtlich einverleibt. Die ersten XX Artikel sind der mit der Königin Elisabeth vereinbarte Vertrag, in dem es Art. XVIII wörtlich heißt: „All those particular privileges and capitulations, which in former times have been granted to the French, Venetians, or any other Christian nation, whose king is in peace and friendship with this port, in like manner the same were granted and given to the said English nation ect."

unter der Benennung der „Londrins“ auf den Märkten der Levante bald einen guten Ruf und bedeutenden Absatz verschaffte, feine leinene und baumwollene Stoffe, später auch Uhren und Schmucksachen u. s. w., wogegen die Producte jener Länder, wie Seide, rohe Baumwolle, Leder, Wachs, viel Korinthen aus Griechenland und den ionischen Inseln, Droguerieen aller Art und Weine, eingebracht werden mußten. Das Ganze sollte mithin nur ein großartiger Tauschhandel sein, darauf berechnet, die heimische Industrie zu heben und das Gleichgewicht der daran gesetzten Capitale zu erhalten.

„Ich versichere hiermit“, so lautete die durch das Statut festgesetzte Erklärung, welche jedes Mitglied der Gesellschaft bei seiner Ankunft mit Waaren aus der Türkei oder Ägypten in England unterzeichnen mußte, „ich versichere bei dem Eide, welchen ich der Compagnie der Levante geleistet habe, daß die hier verzeichneten Waaren auf meine oder anderer freien Mitglieder der genannten Gesellschaft Rechnung eingebracht und daß dieselben ganz oder theilweise, so viel mir bekannt ist, nicht mit Gold oder Silber, welches, ausgeprägt oder in Barren, nach der Türkei geschickt wurde, erworben worden sind, sondern daß man sie mittelst anderer Waaren oder mit dem Gelde aufgekauft hat, welches aus dem Verkauf von Waaren gelöst worden ist oder werden wird, welche nach der Türkei oder nach Ägypten, sei es aus Europa oder aus den englischen Niederlassungen in Amerika, geschickt worden sind, und zwar für Rechnung der Mitglieder der Levante-Compagnie oder Derer, welche zu diesem Handel berechtiget sind und mit der Gesellschaft in laufender Rechnung stehen; oder endlich, daß diese Waaren mit dem Gewinn der Ladungen von in der Türkei und in Ägypten eingetroffenen Kauffahrern erworben wurden, die, nach den bestehenden Gesetzen befrachtet, das ausschließliche Eigenthum der Mitglieder der Compagnie oder Derer sind, welche zu diesem Handel berechtiget sind“ [1]).

1) W. Eton, Tableau historique ect. de l'empire Ottoman, traduit par C. Lefebvre, Paris, An VII. Cap. XI. Du commerce

Dieselbe Erklärung mußte auch jeder englische Kaufmann oder Commissionär abgeben, welcher aus den Häfen der Levante Waaren nach England expedirte, so wie er überhaupt verpflichtet war, von allen seinen Handelsoperationen, directen sowol wie indirecten, unter eidlicher Gewähr, genau Rechenschaft abzulegen, eine Verpflichtung, die allerdings nicht wenig dazu beitrug, dem Geschäfte eine lobenswerthe Offenheit, Solidität und Sicherheit zu verschaffen. Natürlich durfte der ganze Handel auch nur mit den Schiffen der Compagnie betrieben werden. Jeder Kaufmann, welcher, ohne Mitglied derselben zu sein, nach der Levante auf eigene Rechnung Handel treiben wollte, mußte sich einen Zoll von 20 Procent gefallen lassen, welcher einer gänzlichen Ausschließung so ziemlich gleichkam. Später suchte man indessen den ausschließenden Charakter der Gesellschaft dadurch etwas zu mildern, daß jedem protestantischen Engländer der Beitritt zu derselben gegen Erlegung eines Eintrittsgeldes von 20 Pfd. St. und 1 Pfd. St. für Nebenkosten gestattet wurde. Dadurch wurde die Zahl der Mitglieder im Laufe des 18. Jahrhunderts auf etwa 400 gebracht [1]).

Außerdem hatte sie, wie gesagt, bedeutende politische Rechte. Ihr war z. B. die Ernennung der Consuln in der Levante überlassen und selbst bei der Wahl des Gesandten zu Constantinopel war sie insofern betheiliget, als sie das Recht hatte, drei Candidaten in Vorschlag zu bringen, aus denen dann der König einen auswählte. Diesen Gesandten war auch in der Regel von Seiten der Gesellschaft die Ernennung der Consuln in den verschiedenen Stationen der Levante übertragen, während sich die Regierung nur das Bestätigungsrecht vorbehalten hatte, mit Ausnahme jedoch des Consuls von Alexandrien, welchen der König unmittelbar ernannte, weil er als Beamter der Regierung betrachtet wurde, welcher in ihrem Interesse vorzüglich über die Richtung des Handels

de l'Angleterre avec la Turquie, Vol. II, p. 218 fg. und Félix Beaujour, Tableau du commerce de la Grèce, Paris, An VIII. T. II, p. 1 fg. Beide Werke haben die Licht- und Schattenseiten des commerciellen Systems der Levante-Compagnie am besten hervorgehoben.

1) Beaujour, a. a. O. p. 3. Eton, a. a. O. p. 223.

mit Indien und die Angelegenheiten der Ostindischen Compagnie zu wachen habe. Dagegen mußte die Levante-Compagnie auch für die Kosten der Consulate, zum Theil selbst der Gesandtschaft zu Constantinopel, aufkommen, zu welchem Zwecke ihr wieder das Recht eingeräumt war, von den Handelsgeschäften, welche in den Stationen der Levante unter englischer Flagge gemacht wurden, gewisse Abgaben zu erheben [1]).

Die Vortheile und Nachtheile des Handelssystems solcher privilegirten Gesellschaften liegen zu sehr auf der Hand, als daß sie in diesem Falle noch besonders herausgehoben zu werden brauchten. Vortheilhaft war es jedenfalls auch hier wieder, daß dadurch die Masse der auf diesen Handel verwendeten Capitale mehr zusammengehalten wurde und folglich sogleich größere Operationen mit entsprechenden Mitteln unternommen werden konnten, während die Zersplitterung der vorhandenen Kräfte dem Handel nach dieser Richtung hin, zumal in der Periode seiner frühesten Entwickelung, leicht eine falsche Richtung hätte geben mögen. Auch blieb es in Zukunft das stehende System des englischen Levantehandels, seine Thätigkeit auf eine geringe Anzahl von Factoreien zu concentriren, denen bedeutende Capitale zur Verfügung gestellt wurden.

Mit der Zeit mußten sich aber die Nachtheile dieses Systems, wie es durch die Levante-Compagnie zur Geltung kommen sollte, nur zu sehr fühlbar machen. Zuvörderst war die eben charakterisirte, durch die Statuten verlangte Erhaltung des Gleichgewichts zwischen Ein- und Ausfuhr auf

1) Von dem Rechte der Compagnie, die Gesandten für Constantinopel vorzuschlagen, spricht namentlich auch Th. Roe wiederholt in seinen Depeschen. Es kam so z. B. bei der Bestimmung seines Nachfolgers in Anwendung. Negotiations, p. 544, 547 und 582, wo es heißt: „Three are to be elected and presented to the king by the company, out of which number his majestie will name one." Dagegen wurde die Befugniß, die Consuln zu ernennen, bereits im J. 1606, wo die Compagnie ins Leben trat, dem damaligen Gesandten bei der Pforte, Thomas Glover, ausdrücklich übertragen. Warden, De l'origine, de la nature, des progrès et de l'influence des établissements consulaires. Traduit par Barrère. Paris 1815. p. 63.

Kosten eines lebendigeren Umsatzes baarer Capitale gar nicht durchzuführen, ohne daß die ganzen darauf basirten Geschäfte ins Stocken kommen mußten; denn wenn der Kaufmann für seine Waare entweder gar keinen Absatz fand oder mit Schaden verkaufen mußte, was blieb ihm da anders übrig, als sich zu Grunde zu richten oder seine Operationen ohne Weiteres einzustellen? [1]) — Schon aus diesem Grunde fingen die Geschäfte der Levante-Compagnie, zu welcher der Zudrang nie sehr stark gewesen zu sein scheint, weil die Betheiligten dabei nicht auf ihre Rechnung kamen, bald zu kränkeln an. Und dann hatte sie später bedeutend von der Concurrenz zu leiden, die ihr andere Handelsmächte machten, welchen die Einseitigkeit ihres Systems ziemlich leichtes Spiel gab.

Selbst im eigenen Lande hatte sie ja an der gleichzeitig so mächtig aufblühenden Ostindischen Compagnie eine ihrer gefährlichsten Nebenbuhlerinnen. Die kostbaren indischen Producte, welche bis dahin über Ormus und Basra, Bagdad und Aleppo mittelst der Caravanen an die Gestade des Mittelmeeres gelangt und dann auf den Schiffen der Levante-Compagnie nach England gebracht worden waren, wurden nun durch „die Londoner Kaufleute, welche den Handel nach Indien betrieben", wie die Ostindische Compagnie genannt wurde, viel wohlfeiler auf dem directen Seewege bezogen. Denn diese konnte über bedeutendere Betriebsmittel gebieten und war in ihren Operationen weniger beschränkt und gehindert. Im J. 1600 begründet, besaß sie im J. 1618 bereits 36 Schiffe und einen Fonds von 1,600,000 Pfd. St. mit 954 Theilnehmern, hatte sich aber in ihrem Statut freilich auch verpflichten müssen, eine ebenso große Summe edler Metalle wieder heimzubringen, als sie ausführen durfte, nämlich jährlich 30,000 Pfd. St. Man berechnete die Summe,

1) Diesen Punkt hebt vorzüglich Beaujour a. a. O. p. 4 sehr scharf heraus, indem er sagt: „On ne conçoit pas une pareille ineptie glissée dans un réglement anglais . . . Cette idée de n'acheter jamais avec de l'or, pour ne pas perdre la balance, est une de ces vieilles idées qui ont empoissonné l'administration, économique de toutes les nations."

welche der Nation auf diese Weise allein an Gewürzen erspart werde, jährlich auf 70,000 Pfd. St. [1]).

Dann war für die Levante-Compagnie eine ebenso lästige Rivalität mit Venedig gar nicht zu vermeiden, welche eine Menge unangenehmer Reibungen zur Folge hatte. Im Grunde hegte die Signorie nichts weniger als eine feindselige Gesinnung gegen England. Es gehörte im Gegentheil zum durchdachten System der erleuchtetsten Staatsmänner der Republik, sich mit dieser bedeutenden Macht auf dem Fuße freundlicher Beziehungen zu erhalten. Wir wollen nur daran erinnern, wie um diese Zeit Paul Sarpi das Verhältniß zwischen diesen beiden Seestaaten aufgefaßt wissen will. Er hatte eine sehr hohe Meinung von der Macht und Größe des Königs von England, hielt eine Verbindung mit ihm nur für höchst wünschenswerth und vortheilhaft für Venedig, wollte daher auch eher eine Vergrößerung als eine Verminderung seiner Macht, drang merkwürdigerweise darauf, daß man namentlich der Erweiterung des englischen Levantehandels kein Hinderniß in den Weg lege, und stellte dabei der Ehrenhaftigkeit der Engländer und der gesunden Politik ihrer Fürsten ein Zeugniß aus, auf welches jede Nation hätte stolz

1) Neumann, Die Gründung des englischen Reiches in Indien. In v. Raumer Histor. Taschenb. Jahrgang 1856. S. 11, 15 und 26. Auch Sir Th. Roe deutet in seinen Depeschen wiederholt auf die Rivalität zwischen diesen beiden Handelsgesellschaften hin, „whose emulations in trades", wie er einmal, Negotiations, p. 677 bemerkt, „if they be not well tempered and governed, will turn them both to repentance". Und allerdings war wol Niemand vorhanden, welcher diese Verhältnisse besser beurtheilen konnte. Denn er war ja vor seiner Gesandtschaft in Constantinopel auch mit einer solchen an den Hof des Großmoguls betraut gewesen, und zwar in Angelegenheiten der Ostindischen Compagnie. Er hat darüber selbst Rechenschaft gegeben in seinen höchst interessanten „Mémoires de Th. Roe, Ambassadeur du Roy d'Angleterre auprès du Mogol pour les affaires de la Compagnie Angloise des Indes Orientales", in Thevenot Relations de divers voyages curieux. Paris 1696. T. I. Jedoch hat es der englische Herausgeber, Purchas, für angemessen gehalten, die darin enthaltenen Aufklärungen über die Verhältnisse der Compagnie, „les mystères de ce commerce", wie er sie nennt, leider gänzlich zu unterdrücken.

sein können. Es verlohnt sich der Mühe, darüber seine eigenen Worte zu vernehmen.

Nachdem er nämlich von der wachsenden Macht Englands in großen Zügen eine glänzende Schilderung entworfen hat, fügt er in Bezug auf König Jakob I. hinzu: „Es wäre der Republik vortheilhaft, daß dieser Fürst sich vergrößerte, weil sie mit ihm eine Alliance schließen könnte, was nur ihr Ansehen nach außen hin vermehren würde. Aber auch abgesehen davon, muß man ihn immer bei guter Stimmung zu erhalten suchen (on doit toujours le cultiver), weil er eine alte Abneigung gegen Frankreich hegt und neuerdings gegen Spanien eingenommen ist. Beides ist aber nur sehr vortheilhaft für die Republik. Es ist freilich wahr, daß der jetzt regierende Fürst mehr Neigung zeigt, in Schulstreitigkeiten gegen die Katholiken zu Felde zu ziehen, als mit dem Degen in der Hand Armeen zu bekämpfen. Eine gewisse eigenthümliche Geistesstimmung hat ihn nun einmal dahin gebracht, sich für einen großen Theologen zu halten; so weit ist die Abneigung gegen Rom in diesem Lande gegangen, wo selbst die Könige das Handwerk der Prediger treiben (font le métier de Prédicant). Sei dem aber wie ihm wolle, ich würde rathen, an diesen vorübergehenden Verhältnissen keinen Anstoß zu nehmen, weil da, wo sich die Macht findet, immer die Hoffnung vorhanden ist, sie auch in Thätigkeit zu setzen. Die wirksamsten Mittel hierzu werden hier sein, die freundlichen Beziehungen auf dem Fuße zu erhalten, auf dem sie sich bereits befinden: sich nämlich gegenseitig Gesandte zuzuschicken, strenge Befehle zu geben, daß die englischen Kaufleute in der Levante gut behandelt werden, und vor Allem sich bei jedem Verkehr mit ihnen als eifrigen Beobachter des gegebenen Wortes zu bewähren. Denn es gibt keine Nation, welche im Punkte der Ehre empfindlicher wäre, wie die Engländer. Auch haben diese Fürsten noch nicht jene moderne Politik erlernt, welche sich kein Gewissen daraus macht zu lügen, um desto leichter zum Ziele zu gelangen"[1]).

1) Le Prince de Fra Paolo, p. 181.

Diese kluge Politik fand indessen weder allgemeinen Beifall, noch war sie, wie die Dinge nun einmal lagen, consequent durchzuführen. Wenigstens fanden es die Gegner der Signorie im hohen Grade sonderbar, daß Venedig sich gerade mit England auf diesen Fuß inniger Freundschaft gesetzt habe. „Die Beziehungen zwischen Venedig und England“, bemerkt um dieselbe Zeit der spanische Gesandte Don Alonso della Cueva, Marquis von Bedmar, in seinem an König Philipp III. abgestatteten Berichte, „bestehen in Bezeugungen von Dienstwilligkeit und Beweisen des vollkommensten Einverständnisses. Gewiß kann diese neue, unerhörte Politik dieses so klugen Senats aufmerksame Beobachter nur in Erstaunen setzen. Er lebt mit seinen Nachbarn, welche weit mächtiger sind, wie er, nicht in Frieden, und verschwendet seine Freundschaftsbezeugungen an Diejenigen, von denen er durch weite Entfernung und den Unterschied der Sitten und der Religion getrennt ist! .. Gleichwol besitzt kein Fürst in Venedig mehr Ansehen und Einfluß, als der König von England. Sein Gesandter erlangt dort Alles, was er will. Er hebt durch seine Noten selbst die Verfolgungen der Inquisition auf und auf sein Verlangen gibt man Leute frei, welche mindestens den Scheiterhaufen verdient hätten. Dagegen zeigt sich der König auch seiner Seits nicht undankbar. Er beweist der Republik dieselben Ehren, wie den größten Mächten. Wir haben gesehen, daß er ihr für den Krieg mit Friaul Truppen angeboten hat. Ich weiß nun zwar wohl, daß eine solche Hülfe gefährlich sein und die Republik sich hüten würde, sie anzunehmen; aber sie will sich doch die Möglichkeit offen halten, in einer äußersten Gefahr dazu ihre Zuflucht nehmen zu können“. [1]).

Was wäre aber wol mehr geeignet gewesen, dieses gute Einvernehmen zwischen den beiden Seemächten ernstlich zu stören, als das Zusammentreffen der Flaggen von San Marco und Sanct Georg auf den Meeren und in den Hafenplätzen der Levante? — Der offene und versteckte Kampf zwischen beiden hatte hier in der That schon einen ziemlich

1) Relatione delle cose di Venetia fatta da Don Alonzo della Cueva, bei Daru, Hist. de la républ. de Venise, T. VI, p. 218.

erbitterten Charakter angenommen, als der erfahrene und entschlossene Sir Th. Roe die Wahrnehmung der Interessen des englischen Handels und der Levante-Compagnie auch nach dieser Seite hin zum Gegenstande seiner vielseitigen diplomatischen Thätigkeit machte.

Er fand, als er in Constantinopel eintraf, den Levantehandel seiner Nation überhaupt keineswegs in einem befriedigenden, geschweige denn in einem glänzenden Zustande. Die Bilance, worauf das ganze System der Levante-Compagnie beruhete, stellte sich in den meisten Stationen nicht zum Vortheil Englands und war im Allgemeinen schwer zu erzielen. In Zante und Cephalonia z. B. war die Ausfuhr von Korinthen nach England ungeheuer, während dort von englischen Producten so gut wie gar nichts abgesetzt werden konnte. Zwei Drittel der ganzen Ernte, welche ungefähr 7 Millionen Pfd. betrug, oder etwa 2400 Tonnen wurden jährlich allein nach England exportirt, wofür, nach dem Durchschnittspreise, 53,338 Pfd. St. 5 Sch. bezahlt werden mußten. Dagegen war hier von einem Absatze englischer Waaren, welcher früher noch einigermaßen stattgefunden hatte, jetzt gar keine Rede mehr. „Da sind", schrieb Roe gleich in einer seiner ersten Depeschen an den Staatssekretär Calvert, „zwei kleine dürre Inseln, welche ein ungeheures Geld verschlingen und dafür nichts liefern, als eine elende Beere, dagegen aber von unseren Waaren nichts nehmen und uns am Ende auslachen. Das Volk denkt hier, wir können nicht ohne sie leben, und schätzt sich deshalb Goldes werth; aber andere Leute bilden sich ein, wir füttern die Schweine mit Rosinen" [1]).

In Constantinopel selbst war, wie Roe gleichfalls eingesteht, der englische Handel beinahe gänzlich ruinirt — nur selten erschien dort noch ein englischer Kauffahrer —, und in den übrigen Stationen hatte die Compagnie, deren Ausfuhr nach der Levante an englischen Artikeln, Tuch, Zinn, Blei, Pelzwerk u. s. w. jährlich etwa 250,000 Pfd. St. betrug, mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, um nur auf ihre Rechnung zu kommen und ihre statutarischen Verpflichtun-

1) Th. Roe, Negotiations, p. 10.

gen einzuhalten, zumal da sie auch, wie es kaum anders sein konnte, durch den Schmuggelhandel nicht berechtigter Kaufleute, namentlich mit Blei, bedeutend benachtheiliget wurde [1]). Dazu kam nun aber eben jetzt jenes systematische Untergraben des englischen Levantehandels von Seiten der Venetianer, welches die Compagnie vollends ganz zu Grunde zu richten drohete, und gegen welches Roe, im Verein mit seinem gleich gewandten und entschlossenen Collegen zu Venedig, Sir Isaak Wake, alle ihm zu Gebote stehenden Kräfte und Mittel einsetzte. Es entspann sich daraus ein ebenso interessanter als hartnäckiger Kampf, bei dem aber die Engländer am Ende doch im Vortheil blieben.

Das Manöver der Venetianer bestand nämlich darin, daß sie englische Schiffe durch besondere Begünstigungen, niedrige Abgaben und geringe Zölle, nach Venedig lockten, sie dort nach den verschiedenen Stationen der Levante befrachteten und ihnen dabei die förmliche und ausdrückliche Verpflichtung auferlegten, sich nur der Flagge von San Marco zu bedienen und auch an ihrem respectiven Bestimmungsort nur den Consul der Signorie als ihre zuständige Behörde anzuerkennen. Der Zweck und auch der Erfolg dieser schlau erdachten Handelspolitik war einmal, der englischen Levante-Compagnie die allerdings nicht unbedeutenden Consulargebühren, worauf ihre Existenz vorzüglich mit angewiesen war, zu verkümmern, dann überhaupt die englische Flagge im Oriente mehr und mehr zu verdrängen und endlich auch die englischen Consulate daselbst in Miscredit zu bringen. Die Aufrechterhaltung der ihren Consuln vertragsmäßig zugestandenen Rechte und ihres dadurch bedingten Ansehens war aber für jede Nation gerade das wesentlichste Mittel, bei ihrem Verkehre mit der Levante die nöthige Würde und Selbständigkeit zu behaupten.

Das Institut des Consulats war in der That so alt,

1) Roe, p. 37, wo er von Constantinopel aus schreibt: „the estate of our trades is almost ruined here." Dann über den Schmuggelhandel, p. 311, und den Betrag des Umsatzes der Levante-Compagnie, p. 625.

als es überhaupt commercielle Beziehungen zwischen den Ländern und Mächten des Westens und des Ostens gegeben hat. Um der älteren Consulate, welche Frankreich und die italienischen Handelsstaaten, Venedig, Genua, Pisa u. s. w. schon seit den Kreuzzügen im Oriente besaßen, hier weiter gar nicht zu gedenken, war es ja eine der vorzüglichsten Sorgen aller Mächte gewesen, die mit der Pforte in freundlichen Verkehr getreten waren, sich in dieser Beziehung gleich von Anfang an gehörig sicherzustellen. Und wie vor ihm Venedig und Frankreich da ihre Interessen sehr wohl wahrzunehmen verstanden hatten, war auch England, welches übrigens schon in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts seine eigenen Consuln auf den damals der Pforte noch nicht unterworfenen Inseln Candia und Chios hatte [1], gleich in seinen ersten Verträgen mit dem Sultan darauf bedacht gewesen, sich mit jenen beiden Mächten in dieser Hinsicht auf ganz gleichen Fuß zu setzen.

Es hatte sich beeilt, namentlich in Smyrna, Aleppo, Scanderona, Tripolis in Syrien, Algier, Tunis und Patras in Morea Consuln oder Viceconsuln einzusetzen, welche über den Interessen des englischen Levantehandels wachen sollten und an den Gesandten zu Constantinopel ihren Vorgesetzten und gemeinschaftlichen Mittelpunkt hatten. So hatte die Levante-Compagnie um diese Zeit im ganzen osmanischen Reiche sechs Consuln auf ihre Kosten zu unterhalten, in deren Dienste außerdem noch 40 Janitscharen und 20 Dolmetscher zu besolden waren. Venedig hatte gleichzeitig dort noch zehn Consulate mit 60 Janitscharen und 30 Dolmetschern, während Frankreich deren zwölf mit 80 Janitscharen und 34 Dol-

1) Warden, a. a. O. p. 62 fg. und dann p. 259 und 264, wo die von König Heinrich VIII. für die Consuln auf Candia und Chios in den Jahren 1530 und 1513 ausgestellten Commissionen im Originale aus Rymer's Sammlung mitgetheilt sind. Außer Warden sind über die älteren Consularverhältnisse der Levante, vorzüglich noch das bereits angeführte Werk von Pouqueville und Borel, De l'origine et des fonctions des consuls, St. Pétersbourg, 1807, zu vergleichen.

metschern, und endlich Holland nur drei mit 12 Janitscharen und 10 Dolmetschern unterhielten [1]).

Man kann sich nun leicht denken, wie sehr die Levante-Compagnie durch die oben angedeuteten Eingriffe der Venetianer in die Rechte ihrer Consuln benachtheiliget wurde. Der Streit darüber kam zum Ausbruch, als im J. 1625 ein in
Venedig befrachteter englischer Kauffahrer unter der Flagge 1625
von San Marco in Alexandretta, den Hafen von Aleppo, einlief und sich dort, um die Consulargebühren zu umgehen, unter den Schutz des venetianischen Consuls stellte. Der englische Consul verlangte sofort sowol die Herabnahme der venetianischen Flagge als auch die Entrichtung der Gebühren, welche ihm nach der ausdrücklichen Bestimmung der bestehenden und von der Pforte gewährleisteten Capitulationen zukommen, daß nämlich alle auf englischen Schiffen verladene Güter dieser Consularabgabe ohne Unterschied unterworfen seien. Der Venetianer protestirte dagegen, worauf der Engländer unklugerweise die Sache vor den Kadi brachte, welcher, angeblich mit 1500 Thlrn. bestochen, auf die Behauptung jenes, daß Venetianer, einem alten Gesetze zufolge, niemals Etwas an Engländer zu zahlen haben sollten, gegen den Kläger entschied. Da sich dieser dabei aber natürlich nicht beruhigen konnte und durch einen solchen Richterspruch die ganze Zukunft des englischen Levantehandels und der Compagnie gefährdet sah, so brachte er die Sache zu weiterer Entscheidung vor das Tribunal seines Gesandten in Constantinopel, ein Schritt, wodurch der Streit ohne Weiteres in die höhere Sphäre eines Kampfes zwischen den beiden respectiven Regierungen versetzt wurde [2]).

1) Diese genauen Notizen gibt Lewis Robert in seinem im J. 1638 erschienenen Werke „Merchants Map of Commerce“, woraus sie Warden a. a. O. p. 65 mitgetheilt hat.

2) Über den ganzen Vorfall gibt Th. Roe in einer Depesche „To the Lords of His Majesty's Council“ vom 12. November 1625, welcher auch alle Beweisstücke für das Recht der Engländer und das Unrecht der Venetianer, namentlich „The proofes of the rights and custume of Consulage“, beigegeben sind, ausführliche Nachricht. Negotiations, p. 446—452.

Sir Isaak Wake erhielt den Auftrag, die Sache in Venedig zu betreiben und namentlich Schadenersatz und Sicherheit für die Zukunft zu verlangen. Allein seine eindringlicheren Vorstellungen wirkten dort ebenso wenig, wie die freundschaftlichen Ermahnungen des Sir Thomas Roe bei dem Bailo in Constantinopel. Die Signorie nahm im Gegentheil in der ganzen Angelegenheit eine entschieden feindselige Haltung an und beharrte, anstatt nachzugeben, bei ihrem System. Sie führte sogar in London — und nicht ganz mit Unrecht — eine ziemlich hohe Sprache darüber, daß man die Sache an die türkische Justiz verwiesen habe, und verlangte deshalb die Bestrafung des englischen Consuls zu Aleppo. Sie glaubte nun aber in dieser Richtung mit um so größerer Zuversicht auftreten zu können, da die Sache von London aus auffallender Weise mit ziemlicher Lauheit betrieben wurde.

Noch ehe von daher entschiedenere Schritte geschehen
1626 waren, ließ sie im September 1626 durch die „illustrissimi cinque savii della mercantia“ einen förmlichen Beschluß veröffentlichen, daß es fernerhin keinem venetianischen Unterthanen gestattet sein solle, ein fremdes Schiff zu befrachten, ohne daß sich die Eigenthümer und Führer desselben entweder in Venedig oder bei den betreffenden venetianischen Beamten in den Stationen der Levante, wo die Ladung stattfinde, förmlich verpflichtet, durchaus keine Consulargebühren zu bezahlen. Auch sollte es überhaupt keinem Fremden erlaubt sein, in venetianischem Gebiete für Rechnung von Unterthanen der Signorie ein Schiff zu befrachten, ohne daß er sich dazu verstanden, die Flagge von San Marco aufzustecken.

Dieser Beschluß, welcher die Ehre der englischen Flagge und die Interessen der Levante-Compagnie auf das Äußerste gefährdete, empörte aber Sir Thomas Roe dermaßen, daß er, sobald er nur zu seiner Kenntniß gelangt war, im April
1627 1627, aus eigener Machtvollkommenheit und ohne weitere Instructionen seiner Regierung abzuwarten, in seiner Eigenschaft als Leiter und Beschützer der Angelegenheiten der Levante-Compagnie, eine Gegenerklärung erließ, des Inhalts, daß alle mit englischen Unterthanen, welche ihre Schiffe in

Venedig, den Stationen der Levante, oder auch zu Marseille und anderwärts für fremde Rechnung befrachten oder vermiethen würden, dahin abgeschlossene Verträge und Verpflichtungen, daß die auf solchen Schiffen verladenen fremden Güter von Consulargebühren befreit sein sollen, null und nichtig seien, und im Gegentheil alle auf diese Weise in englischen Schiffen verführten Güter in den betreffenden Stationen bei Ladung oder Löschung die vollen Consulargebühren und alle sonstigen von Alters her üblichen und gesetzmäßigen Abgaben zu entrichten haben. Dabei sollte es allen englischen Unterthanen, Schiffseigenthümern und Schiffsführern, bei den strengsten von dem Gesandten zu bestimmenden Strafen, untersagt sein, sich überhaupt auf dergleichen nachtheilige Verträge einzulassen und je eine andere Flagge auf ihren Fahrzeugen aufzustecken als die des Heiligen Georg oder des Heiligen Andreas [1]).

Der Kampf zwischen beiden Theilen wurde dadurch nur erbitterter und hartnäckiger. „Denn Streitigkeiten zwischen zwei Nationen in Sachen des Handels gleichen", wie Roe bei dieser Gelegenheit treffend bemerkt, „dem niemals ruhenden Ringen zwischen See und Land. Was die eine gewinnt, verliert die andere, und das darf man nicht aus den Augen lassen; denn jeder Verfall und Nachtheil im Handel ist ein Verzehren der Staatskräfte (a consumption of the state)". Nirgends wußte man das sicherlich besser, als zu Venedig, und deshalb räumte die Signorie auch noch keineswegs das Feld.

Zuerst fuhr sie fort, fremde Schiffe durch neue Erleichterungen in den Zöllen und Abgaben nach Venedig zu locken. Dann erließ sie plötzlich eine Verordnung, daß es keinem fremden Schiffe gestattet sein sollte, in Zante und Cephalonia Korinthen als Rückfracht zu laden, wenn es nicht zuvor eine Bescheinigung darüber beibringe, daß es wenigstens zwei

1) Depeschen Roe's an dieselben vom März und April 1627, mit „A Declaration made by the English Ambassador, resident in Constantinople, concerning the right of Consolage upon the goods of Strangers, laden in english ships, to be transported to or from any port in the Grand Signior's Dominions." Daselbst, p. 625 und p. 635—638.

Drittel seiner Ladung in Venedig gelöscht habe. Wer das nicht nachweisen konnte, mußte sich einen neuen Ausfuhrzoll auf Korinthen gefallen lassen, welcher in gewöhnlichen Jahren sogar den Einkaufspreis überstieg. Man glaubte auf diese Weise Venedig mit Gewalt zum Stapelplatz für gewisse Waaren machen zu können und nur desto mehr englische Schiffe dahin zu ziehen. Wäre dies in ausgedehnterem Maße wirklich gelungen, so war Th. Roe selbst der Meinung, daß es in wenigen Jahren um den englischen Levantehandel ganz und gar geschehen gewesen wäre [1]).

Um so strenger hielt er auf die Erfüllung seiner oben angeführten Verordnungen, welche nachträglich von der Regierung gutgeheißen und überall, namentlich auch in Venedig, bekannt gemacht wurden. Und das wirkte so, daß englische Schiffe in den Lagunen immer seltener wurden. Die Signorie mußte endlich die Segel streichen und verfiel in ihrem Unmuthe mit ihrer Handelspolitik auf das entgegengesetzte Extrem. Noch vor Ausgang des Jahres 1627 wurde ein förmlicher Befehl der Pregadi erlassen, welcher allen Venetianern auf das Strengste untersagte, fernerhin überhaupt fremde Schiffe zu miethen oder zu befrachten; es sollte ihnen jedoch eine Frist von einem Jahre nachgelassen sein, sich die zu ihren Handelsgeschäften nöthigen Fahrzeuge zu verschaffen, wobei ihnen von Staats wegen eine angemessene Unterstützung durch Darlehen zugesagt wurde. Leider war nur der venetianische Handel, welcher fremde Schiffe kaum mehr entbehren konnte, schon viel zu sehr gesunken, als daß ihn dergleichen

1) Roe, daselbst, p. 626: „if they be not opposed, they will be masters both of our shipping and in few yeares of all the trade in the Levant, only by our shipping“. Dazu p. 642. — Noch am 1. Januar 1628 schrieb Wake in diesem Sinne an Roe: „The Venetians do dayly incroach upon us; and if we do not prevent them, they will beate us in time out of the Mediterranean“, p. 726. — Übrigens kann sich Roe über diese etwas haltungslose Handelspolitik der Signorie nicht des bitteren Spottes enthalten: „All these new statutes principally reguard the English“, bemerkt er in der angeführten Depesche, „whom they thincke so inamored with plumporredge, cakes and pies, as they will with currents swallow any thing“.

Maßregeln der Verzweiflung jetzt wieder sonderlich hätten heben können [1]).

Der Streit mit England hatte nun aber wenigstens einen Abschluß erhalten, welcher diese Macht um so mehr befriedigen mußte, je deutlicher sich dadurch die Schwäche der Signorie offenbarte. Nur nahm man es in London noch ziemlich übel auf, daß sie ihr Verbot auch bis dahin ausgedehnt hatte, allen Unterthanen des Großherrn, Türken, Griechen und Armeniern, zu untersagen, daß sie sich bei ihrem Verkehre mit der Republik englischer Schiffe bedienen, während ihre eigenen Fahrzeuge nicht nur nach wie vor ungehindert zugelassen, sondern auch gelegentlich noch einmal von Venetianern befrachtet wurden. Man sah darin nicht allein eine abermalige Beleidigung, sondern auch eine wesentliche Beeinträchtigung materieller Natur. Denn man war überzeugt, daß ohne dergleichen Beschränkungen der größte Theil des Levantehandels in kurzem auf englischen Schiffen würde betrieben worden sein [2]).

Indessen hielt man es doch schon für einen großen Gewinn, daß in der Hauptsache, der Wiederherstellung und Sicherung der Rechte der Levante-Compagnie, siegreich das Ziel erreicht war [3]). Natürlich waren kleinere Reibungen

1) Depesche von Isaak Wake an Lord Conway vom 6. Januar 1628. Daselbst, p. 735. Wake, welcher sich die Handelsinteressen seines Vaterlandes nicht weniger zu Herzen nahm, wie Roe, ging auch damals schon mit einem Plane um, den florentinischen Levantehandel, namentlich in dem Hafen von Livorno, zu vernichten und ihn nach Nizza und Villa-Franca, beide im Gebiet des England befreundeten Herzogs von Savoyen, zu verlegen. Auch war er der Meinung, daß es, um die Venetianer zur Nachgiebigkeit zu zwingen, das Beste sei, die Einfuhr ihrer Korinthen in England ganz und gar zu verbieten. Daselbst, p. 685.

2) Depesche von Th. Roe an Wake vom 22. Febr. 1628, p. 765. Hier ist die damalige venetianische Handelspolitik am schärfsten beurtheilt.

3) „They may", meint Roe in einer Depesche an Lord Conway vom Februar 1628 in Betreff der Compagnie, „in these seas hold up their heads, as in former ages; for the Venetians sought too severely to work upon them." p. 773.

zwischen beiden Flaggen, bei so gespannten Verhältnissen, auch fernerhin nicht zu vermeiden. In dergleichen Händel wurde nun aber auch die mächtig aufstrebende Flagge von St. Georg mit den übrigen Seemächten, namentlich mit den Maltesern und Florentinern, verwickelt, welche, das gibt selbst Th. Roe zu, der Hebung des englischen Levantehandels keineswegs sehr förderlich waren. Denn es kam dabei nicht selten zu Ungerechtigkeiten, Gewaltstreichen und selbst blutigen Zusammenstößen, welche die englische Flagge im Mittelmeere bald in sehr übeln Ruf brachten. Man fing schon an, die Engländer geradezu als Seeräuber zu betrachten, sie als solche zu verfolgen und ihnen die Häfen zu verschließen. Wenn dieser Zustand, welcher von der Regierung keineswegs gebilligt wurde, sondern nur in den willkürlichen Übergriffen einzelner habsüchtiger Kauffahrer seinen Grund hatte, noch länger, meint Thom. Roe, welcher auf seiner Rückfahrt nach Constantinopel, im September 1628, selbst einen harten Strauß mit einem Malteser Kreuzer zu bestehen hatte, noch in einer von Livorno aus datirten Depesche, so fortdauere, so werde es bald dahin kommen, daß England in der Levante keinen Freund, keinen Hafen, wo es einen Tropfen Wasser erhalten könne, und überhaupt keinen Handel mehr haben werde [1]).

Man ersieht daraus, daß der englische Levantehandel, obgleich er bereits Venedig so zu sagen überwunden hatte und Frankreich gefährlich wurde, noch keineswegs schon bis zu einer Höhe der Entwickelung gediehen war, die seine Zukunft vor allen Wechselfällen gesichert hätte. Und dabei wurde er nicht weniger, wie der der übrigen Handelsstaaten, noch von der allgemeinen Plage der Seeräuberei heimgesucht. Wir müssen bei diesem Punkte noch etwas verweilen, um nachzuweisen, was namentlich die beiden großen Seemächte des

1) Auf diese Händel mit Venetianern, Maltesern und Florentinern kömmt Roe am Schlusse seiner Depeschen wiederholt zurück, z. B. p. 780, 821, 825 und 827, wo er geradezu sagt: „To speake playne, the great licence given or taken by our ships, will leave us no friend nor place to relieve with a drop of water. They fly att all without difference and shortly we shall have neyther trade nor port in the Levant.“

Westens, England und Frankreich, in dieser Zeit thaten, um Europa für die Zukunft vor diesem Ungemach zu bewahren.

Die förmlich organisirte Seeräuberei, das von der Pforte wo nicht immer gutgeheißene und offen unterstützte, aber doch geduldete und gelegentlich unter der Hand beförderte Corsarenwesen hatte seinen Hauptsitz in den drei Barbareskenstaaten Algier, Tunis und Tripolis, welche sich dadurch zu Mächten erhoben hatten, die von der ganzen christlichen Welt gefürchtet und verabscheut wurden. Wir kennen die Umstände schon, unter welchen dieser nordafrikanische Küstenstrich, welcher dazu bestimmt schien, das Mittelmeer zu beherrschen, seit Chaireddin-Barbarossa's Zeiten der Ländermasse des osmanischen Reiches einverleibt worden war; wir haben dann der vergeblichen Versuche gedacht, welche während des 16. Jahrhunderts, namentlich von Spanien aus, gemacht wurden, in dem Weltkampfe zwischen Islam und Christenthum wenigstens da dem letzteren den Sieg und europäischer Gesittung die Herrschaft zu erringen, und haben angedeutet, wie die Pforte nicht umhin konnte, jene Barbareskenstaaten endlich in ihrer eigenthümlichen Stellung einer halb erzwungenen, halb zugestandenen Unabhängigkeit zu belassen, weil sie sich in die Nothwendigkeit versetzt sah, sich ihrer Hülfe zu bedienen, und auf der andern Seite doch zu schwach war, sie im Zaum zu halten und im Nothfalle ihrem Willen zu unterwerfen.

Diese Corsaren der Barbarei waren ja, wie wir gesehen haben [1]), gleich von Anfang an mit der eigentliche Nerv der osmanischen Seemacht, und je mehr diese, vorzüglich seit dem Tage bei Lepanto, in Verfall gerieth, desto unentbehrlicher wurde ihr natürlich eine solche Stütze. Denn, so meint schon Sir Thomas Roe in einem treffenden Vergleiche, wie bei dem Verfall des Papstthums die Jesuiten als neue Werkmeister und Rathgeber aufstanden, um den drohenden Ruin

1) Vergl. Bd. III, S. 325 fg.

der Tyrannei von Rom aufzuhalten, so erhoben sich diese Piraten gleichsam zu einem Bollwerke und einer Schutzmacht des dahinsinkenden türkischen Reiches [1]). Und allerdings paßt das Gleichniß auch insofern, als beide berufen waren, für die Sache des rechten Glaubens, freilich in ganz verschiedenem Sinne und mit ganz andern Waffen, einzustehen.

Der unablässige Kampf gegen die Ungläubigen war wenigstens der Vorwand und das moralische Reizmittel der ewigen Feindschaft dieser Barbaresken gegen die christliche Welt. Dabei konnte es aber nicht fehlen, daß ihr verwildertes und unbändiges Wesen den heiligen Krieg, El-Dschehad, zur See bald in die niedere Sphäre jener aufgelösten Räuberei herabdrückte, welche Jahrhunderte lang der Fluch des europäischen Handels geblieben ist, weil eben gemeine Beutelust ihre wahre Triebfeder war, und es schwer hielt, sie gründlich auszurotten [2]).

Denn um die Zeit, die wir hier im Auge haben, waren diese Raubstaaten, wie man sie genannt hat, schon zu sehr ansehnlicher Macht gelangt, die auch durch eine bestimmte Organisation ihres öffentlichen Wesens geregelt und gesichert war. Sie konnten über bedeutende Streitkräfte zu Land und zur See gebieten; die reichen Hülfsquellen des Landes und der aus der ganzen Christenheit zusammengebrachte Raub hatte sie in den Besitz großer finanzieller Mittel gesetzt, und je lockerer das Band wurde, welches sie bis dahin an die Pforte gekettet hatte, desto mehr Gewicht gewann ihre Selbständigkeit in ihren Beziehungen zu den christlichen Staaten

1) Th. Roe in einer Depesche an König Jakob I. vom 19. März 1622, p. 22: „As in the declynation of the papacy the jesuits rose as newe engineers and councellors to support the imminent ruyne of the tyranny of Rome, so I find these last locusts (the pirats) are increasing to be a bulwarke and guard of the falling estate of the Turkish empire.“

2) Einige sehr gute Bemerkungen über dieses Versinken des heiligen Krieges zur See in die Sphäre gemeiner Piraterie, wie sie sich namentlich in Algier eingenistet hatte, gibt eine Abhandlung „Du Djehad ou de la guerre sacrée des Muselmans“ in dem von der französischen Regierung herausgegebenen „Tableau de la situation des établissements français dans l'Algérie en 1839“, p. 251 fg.

Europas. Für diese wurde ihre wachsende Macht freilich mit jedem Jahr nur um so erschreckender, je mehr sie sich überzeugen mußten, daß, bei der Ohnmacht der Pforte, am Ende nur die Heilmittel der Gewalt in einer nachdrücklichen und consequenten Selbsthülfe das Übel gründlich heben können.

Im Grunde besaß die Pforte dort gar keine andere Gewalt mehr, als daß sie die Vicekönige, die Paschas, ernannte, Stellen, welche, wie alle ähnliche im ganzen Reiche, käuflich waren und dem Meistbietenden überlassen wurden, der sich dann auch nur so lange halten konnte, als er im Stande war, die schwere Summe aufzubringen, womit er den Besitz seines Postens alljährlich in Constantinopel verwerthen mußte. Bereits zur Zeit des Großwesirs Mohammed Sokolli wurde z. B. dieser Tribut des Vicekönigs von Algier auf nahe an **100,000** Zechinen geschätzt, und **40,000** Thlr. betrug damals der Kaufschilling für dieses Vicekönigthum [1]). Außerdem hatte die Pforte allerdings noch das Recht, von dort, so oft sie dessen bedurfte, ein Hülfsgeschwader zu verlangen, welches, gelegentlich **20** und mehr Segel stark, zur großherrlichen Flotte stoßen mußte, deren Kern es in der Regel bildete. Sonst wurden die Befehle, welche der Sultan diesen seinen afrikanischen Vasallen noch von Zeit zu Zeit zuschickte, eben befolgt oder nicht befolgt, wie es der Pascha oder vielmehr die herrschende Kaste für gut befand. Denn auch hier sank die Macht der Vicekönige nur zu bald zu einer Schattengewalt herab, die am Ende nicht viel mehr war, als ein Spielball der Launen mächtiger und glücklicher Rebellen.

Die Regierung in diesen Barbareskenstaaten, ein treues Abbild des anarchischen Zustandes, welcher in Constantinopel den Thron des Sultans umgab, lag eigentlich ganz und gar in den Händen der türkischen Miliz, welche, nach Art der Janitscharen, ein abgeschlossenes, fest organisirtes Corps bildete, welches aber nur um so unbändiger und gefährlicher war, weil es meistens aus zusammengelaufenem Gesindel, dem Auswurf der übrigen Theile des osmanischen Reiches, bestand. Zu ihm gehörten alle Würdenträger des Staates, die Be-

1) Vergl. Bd. III, S. 101.

fehlshaber und die Offiziere der Land- und Seemacht, die Gouverneure der Städte und der Provinzen, die Begs und die Agas; es verfügte über alle Stellen und Ämter sowol im Civil- wie im Militärdienst, natürlich immer nur zu seinen Gunsten, tyrannisirte die eingeborenen Mauren und Araber, welche davon gänzlich ausgeschlossen waren, genoß völlige Steuerfreiheit und reformirte gelegentlich den Staat, wie es ihm gut dünkte.

Eine solche Staatsreform war es eben in Algier, welche in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts die precäre Regierungsgewalt des Vicekönigs vollends auf Nichts herabbrachte. Diese Prätorianer fanden selbst den Schatten eines ihnen aufgedrungenen Oberhauptes noch zu lästig. Sie schickten daher ihre Bevollmächtigten nach Constantinopel und ließen dem Diwan vorstellen, daß auch die Interessen der Pforte weit besser berathen sein würden, wenn es ihnen gestattet würde, die oberste Staatsgewalt einem durch sie und aus ihrer Mitte zu wählenden Dey anzuvertrauen. Gewaltthätigkeiten jeder Art, willkürliche Verletzung der Gesetze und vor Allem Verschleuderung der öffentlichen Gelder von Seiten der Vicekönige waren die Hauptbeschwerden, womit sie die Nothwendigkeit einer solchen Reform darzuthun suchten. Wolle man sich dazu nicht verstehen, so sei die osmanische Herrschaft in Algier aufs Äußerste gefährdet; es werde bald das ausschließliche Besitzthum der Mauren und Araber werden, welche so schon mit den Christen in beständigen verrätherischen Verbindungen stehen. Das Alles werde sich ändern, wenn man einen rechtlichen und entschlossenen Mann aus ihrer Mitte an die Spitze der Verwaltung stellen werde, der natürlich auch die Verantwortlichkeit für die Verwendung des öffentlichen Schatzes übernehmen müsse. Im Übrigen wolle man die Oberhoheit des Sultans nach wie vor anerkennen, und auch der Pascha solle seine Einkünfte, Ehren und Vorrechte behalten, vorausgesetzt, daß er sich fernerhin aller Einmischung in die Regierungsgeschäfte enthalte und namentlich im Diwan, wo ihm sein Sitz unbenommen bleiben solle, seine Stimme nicht eher abgebe, als bis er darum befragt werde.

Die Pforte, gar nicht in der Lage, der mächtigen Miliz

einen ernstlichen Widerstand entgegensetzen zu können, ging nun darauf um so lieber ein, da ihr dabei auch noch ansehnliche Ersparnisse, namentlich bei dem besser einzurichtenden Militärwesen in Aussicht gestellt wurden. Sie genehmigte die Wahl des Dey, den gemachten Vorschlägen zufolge, und behielt sich blos das Bestätigungsrecht vor. Der Vicekönig aber wurde mit einem angemessenen Monatsgelde und einem kleinen Hausstande nach seinem Palaste verwiesen. So bestand diese kümmerliche Fürstenwürde noch bis zu Anfange des **18.** Jahrhunderts, wo auch ihr ein entschlossener Dey, Baba-Ali, im Jahre **1710** dadurch ein Ende machte, daß er den Pascha, welcher sich ungebührlicher Weise in seine Wahl hatte mischen wollen, mit reichen Geschenken und der kategorischen Erklärung nach Constantinopel zurückschickte, daß man eines so nutzlosen und selbst gefährlichen Vertreters der Pforte fernerhin nicht mehr bedürfe, und es daher weit angemessener sein werde, die Würde des Paschas auf den Dey zu übertragen. Auch dagegen war nichts zu machen. Der Dey trat seitdem förmlich in die Rechte eines fast unabhängigen Souveräns ein, welcher mit der Pforte nur noch auf dem Fuße eines ehrenvollen, durch von Zeit zu Zeit gewechselte Gesandtschaften und reiche Geschenke unterhaltenen Staatsverkehrs blieb [1]).

Genug, Algier war schon zu Anfange des **17.** Jahrhunderts ein militärisches Wahlreich in der ausgeprägtesten Gestalt dieser sonderbaren Regierungsform, welche unter dem Schein demokratischer Institutionen den strengsten Despotismus zum ausschließlichen Besitzthum einer bevorrechteten Kaste machte. Hatte eine solche Staatsverfassung alle die Mängel, die ihrer Natur nach von ihr unzertrennlich waren, Soldatenanarchie, blutige Wahlkämpfe, häufiger Fürstenmord, so läßt sich doch nicht leugnen, daß sie auch beziehungsweise eine

1) Hist. d'Alger. Paris 1830, p. 54, 200, 202 fg. Dieses anonym erschienene Werk, welches auf genauen, von der französischen Regierung veranlaßten Untersuchungen beruht, ist eins der besten von denen, welche die Besitznahme Algiers durch Frankreich in unübersehbarer Menge ins Leben gerufen hat. Außerdem über die Stellung des Dey, die Miliz u. s. w. Tableau 1837, p. 185, 189 fg.

gewisse Kraft besaß, durch welche ein so eigenthümliches Staatswesen bedeutend gehoben und auch lange Zeit auf einer gewissen Höhe erhalten werden konnte. Dafür sprechen die thatsächlichen Resultate, wie sie damals vorlagen.

Algier konnte, zum Erstaunen und zum Schrecken der
1622 Welt, im Jahre 1622 über eine Flotte von mehr als 70 Segeln gebieten, welche alle wohl ausgerüstet, mit 20 bis zu 50 Kanonen am Bord, für jeden Augenblick segelfertig im Hafen lagen. Seine Arsenale waren mit reichen Vorräthen versehen, und ein reges Leben herrschte beständig auf seinen Werften, auf welchen man unter Anderm, was Thomas Roe am wenigsten verschmerzen kann, 1000 der schönsten eisernen, noch gar nicht gebrauchten Kanonen von verschiedenem Kaliber aus englischen Fabriken aufgeschichtet sah [1]). Und dazu kam nun noch die Schaar der kleineren Fahrzeuge, welche, in den verschiedenen Häfen der Regentschaft zerstreut, das Seeräuberhandwerk auf eigene Faust trieben. Auch da war indessen Alles durch eine bestimmte Organisation geregelt.

Wollte Einer als Kreuzer auslaufen, so hatte er sich dazu die Erlaubniß vom Dey einzuholen, welche nur dann verweigert wurde, wenn die Regierung das Schiff voraussichtlich zu ihren Zwecken brauchte. Dann steckte der Capitän auf seinem gut armirten und auf zwei bis drei Monate reichlich, aber nur mit den einfachsten Bedürfnissen verproviantirten Fahrzeuge seine Flagge auf und löste einen Kanonenschuß. Auf dieses Zeichen begaben sich Alle, Türken oder Mauren, die mit ihm ihr Glück versuchen wollten, an seinen Bord. Da herrschte die größte Zucht und Ordnung; Jeder hatte sein

1) Roe Depesche an den Staatssekretär Calvert vom November 1621 p. 5: „And for one instance, which you will conceive to be straunge, but is very true, whereby you may collect their growth and encrease: They have at Algier, upon the wharfe before and about the town 1000 peeces of our English iron ordinance, which they cannot yett employ. How miserable are wee that cannot keepe such a treasure and such a defence to ourselves! A treasure above all mynes of India." Und in einer spätern Depesche sagt er, daß die Flotte, welche seine eigenen Commissäre in dem dortigen Hafen gesehen, bestanden habe aus „at least 70 sayle, well fitted, the least carryinge 20 cast peeces, and by degrees to 50", p. 118.

bestimmtes Geschäft auf der Fahrt und im Kampfe. Reiche Prisen wurden sofort nach Algier geführt, weniger werthvolle, nachdem man die Ladung in Sicherheit gebracht, auf offner See verbrannt. Die Beute wurde, nach Abzug des dem Dey gesetzlich zustehenden Antheils, in gleichen festgesetzten Verhältnissen unter die Mannschaft, die Offiziere und die Eigenthümer des Schiffes vertheilt. Auch das Sklavenwesen war genau geordnet. Der eigene Vortheil machte eher eine milde, als eine harte Behandlung der Gefangenen zum Gesetz. Denn ihr besseres Aussehen erhöhete ihren Preis [1]). Die Landmacht von Algier bestand in den Milizen, deren Stärke etwa 12,000 M. betrug.

Auch Tunis besaß eine verhältnißmäßig ansehnliche Seemacht. Um dieselbe Zeit zählte man in seinem Hafen 23 vollständig ausgerüstete Schiffe von einer Stärke von 20 bis zu 36 Geschützen [2]). Die Regierungsform war im Wesentlichen dieselbe, wie die von Algier. Der Pascha, welcher gleich bei der Begründung der osmanischen Herrschaft im Jahre 1574 als Repräsentant der Pforte dort zurückgelassen worden war, hatte längst seine Macht verloren. Er besaß nur davon noch den Namen, die Ehren und einen Jahrgehalt. Die eigentliche Staatsgewalt, die Führung der Geschäfte, war in den Händen der Begs, des Diwans und der 4000 Janitscharen, aus denen jene genommen wurden [3]).

Man kann leicht ermessen, welche ungeheuern Verluste allein diese beiden Raubstaaten — um Tripolis, welches die Seeräuberei nicht in so großem Style trieb, noch gar nicht mit in Anschlag zu bringen — damals dem europäischen Handel verursachten, wenn man erwägt, daß, wie Th. Roe versichert, ihre Corsaren in kurzem nicht weniger als 40 englische Schiffe hinweggenommen hatten, daß Frankreich in 12 Jahren 2000 Schiffe und an Waaren ein Capital von

1) Histoire d'Alger, p. 260 fg., wo alle diese Verhältnisse genau besprochen sind.

2) Roe a. a. O. p. 118.

3) Saint-Gervais, ci-devant Consul de France à Tunis, Mémoires historiques qui concernent le gouvernement de l'ancien et du nouveau royaume de Tunis. Paris 1736, p. 27 fg.

44 Millionen Livres eingebüßt, daß Holland in dem kurzen Zeitraume von 13 Monaten 140 Schiffe im Werthe von 300 Tonnen Goldes verlor, und daß sie jetzt mehr wie je zuvor alle Meere der Levante, bis zum Archipel und den Küsten Asiens durchschwärmten, wo sie sich nun auch gegen die Venetianer und Candioten versuchten, welche bis dahin von ihnen mehr verschont worden waren [1]).

Einer der größten Übelstände dabei war freilich, daß man so zu sagen die Schlange im eigenen Busen groß gezogen hatte, nährte und erwärmte. Denn mehrere christliche Staaten entblödeten sich gar nicht, diesem Corsarenthum theils durch ganz offene Unterstützung mit Waffen, Geschütz, Munition, Kriegsbedürfnissen und Mundvorrath, theils durch Hehlerei und Ankauf der geraubten Güter Vorschub zu leisten.

Frankreich, welches, wie wir gesehen haben, schon zur Zeit des Königs Karl IX. einmal sehr ernstlich mit dem Gedanken umgegangen war, Algier mit seiner Krone zu vereinigen und einen seiner Prinzen dort als König einzusetzen [2]), hatte seit seiner unglückseligen Verbindung mit Barbarossa in dieser Beziehung mit den nordafrikanischen Corsaren immer auf sehr gutem Fuße gestanden. Der Bischof von Acqs rühmte sich noch im Jahre 1572 gegen den Großwesir geradezu, daß es sein König sei, welcher dem Pascha von Algier von jeher mit Ruderstangen, Segeltuch, Pulver, Kugeln und sonstigen Kriegsbedürfnissen ausgeholfen habe [3]). Und als

1) Roe Negotiations, p. 4 und p. 224. Über die Verluste der Holländer Cerisier Tableau général de l'histoire des Provinces-unies T. V, p. 489 fg.

2) Vergl. Bd. III, S. 473.

3) Depesche desselben an König Karl IX., vom 8. Juli 1572, Négociations de la France dans le Levant, T. III, p. 267: „Je luy (dem Großwesir) ay respondu que c'estoit V. M. qui avoit accoustume d'ayder le vice-roy d'Arger de rames, toilles, boulletz, pouldres et autres munitions de guerre, dont vous estiez aussi à présent fort espuysé." Bereits zehn Jahre früher, im Jahre 1561, macht der venetianische Gesandte am Hofe zu Paris, Giovanni Michiel, darauf aufmerksam, daß Frankreich die Corsaren immer sehr begünstigt habe, „rispettate da loro", wie er sagt, „per causa dell' amicizia col Signore. Che fa anco che tacitamente permettino molte commodità

dann, bei den etwas gespannteren Verhältnissen zwischen Frankreich und der Pforte, namentlich unter König Heinrich IV., welcher dieses Seeräuberwesen bis in den Tod haßte, wenigstens diese offizielle Unterstützung nicht mehr stattfand, wurde doch der einträgliche Handel mit dergleichen Dingen nach den Küsten der Barbarei vorzüglich von den kleineren Häfen der Provence, Martigues, La Ciotat, St. Tropez, Cannes, Antibes, und selbst von Toulon und Marseille aus, noch immer sehr lebhaft als Contrebande betrieben, obgleich sie es waren, die von den räuberischen Überfällen der Corsaren wieder am meisten zu leiden hatten [1]).

Daß aber auch England sich an diesem schmachvollen Verkehre mit den Feinden der Christenheit sehr wesentlich betheiligte, leidet wol keinen Zweifel. Wie waren denn die schönen englischen Geschütze, welche der Vicekönig von Algier auf seinen Werften zur Schau ausgestellt hatte, dahin gekommen? — Sie rührten doch schwerlich einzig und allein von den hundert Schiffen her, welche, wie Grimstone behauptet, den Engländern in den zwei letzten Jahren von den Corsaren weggenommen worden waren. Noch im Jahre 1623 mußte ja König Jakob I. die Einfuhr von Munition in Tunis und Algier aus England durch ein strenges Verbot untersagen [2]).

Holland endlich ging sogar so weit, daß es sich in demselben Augenblick, wo sein Levantehandel durch die Corsaren so ruinirt war, daß es schon entschlossen schien, ihn lieber gänzlich aufzugeben, mit dem Vicekönig von Algier auf einen förmlichen Vertrag einließ, dessen Hauptzweck die gemeinschaftliche Bekämpfung Spaniens sein sollte, zum bittersten

a detti navili (der Corsaren) che capitano nella costa, d'estrazione di remi, d'arme et di metalli". Tommaseo Relations des Ambassadeurs Vénitiens sur les affaires de France au XVI. siècle. T. I, p. 458.

1) Roe Negotiations, p. 6. „It is a true word", bemerkt er dabei, „Receivers make theeves, and if they had not so many traders with them from the christian coasts, they would bee soone unable for want of munition and more for lack of vent."

2) Rymer Foedera, T. VII, Pars IV, p. 59. Die Verordnung ist vom 6. April 1623. Grimstone bei Knolles, p. 1434.

Ärgerniß der übrigen Mächte, welche darin die größte Benachtheiligung des europäischen Handels erblickten [1]).

Auf der andern Seite wurden die Hehlerei und der Aufkauf des Corsarenraubes in den Häfen der Provence und an der italienischen Küste ganz offen und auf die unverschämteste Weise betrieben. Livorno, damals überhaupt noch einer der bedeutendsten Handelsplätze des Mittelmeeres, stand in dieser Hinsicht namentlich im allerübelsten Rufe. Christliche und jüdische Mäkler, welche in Algier ihren stehenden Sitz hatten, kauften die von den Piraten dahin gebrachten Waaren für Spottpreise auf und expedirten sie dann nach Livorno, wo sie immer reißend abgingen, weil sie noch weit unter ihrem Werthe verschleudert wurden. Ein französischer Schiffscapitän mußte es mit eigenen Augen sehen, wie dort seine auf 50,000 Livres geschätzte Ladung für 4000 Livres losgeschlagen wurde. Und das Schlimmste war, daß der Großherzog selbst dies Unwesen duldete [2]).

Was war nun aber, unter so mislichen Umständen, zu thun, um diese Piratenfrage, welche Roe als das ewige „Memento Carthaginem" betrachtet wissen will, sogleich gründlich zu lösen? — Gewalt, Feuer und Schwert — das sieht auch er wohl ein — wäre freilich das beste, das einzige Mittel gewesen, die Sache einigermaßen ins Reine zu bringen. Allein man hatte in dieser Hinsicht schon Erfahrungen gemacht, die nicht ermuthigend waren. An gemeinschaftliche durchgreifende Unternehmungen der betheiligten Mächte war, wie die Dinge nun einmal lagen, auch in dieser Richtung gar nicht zu

1) Roe a. a. O. p. 122, 224, 229: „And though it concerne mee not", sagt er da in Betreff der damaligen Machinationen des holländischen Consuls zu Algier, „to tell the rest, yet it is reported, that he giveth some other instructions to those villaynes to the generall prejudice of the commerce of Christendome."

2) D'Escoubleau de Sourdis Correspondance T. I, p. XXXVIII der Einleitung: „Le port de Livourne, grace à la tolérance inqualifiable du grand-duc de Toscane, était devenu le principal comptoir de ce trafic infame." Dazu die „Voyage et inspection de M. de Séguiran", daselbst T. III, p. 277. Dann auch Roe, p. 6: „They are supplied and traffique freely with Ligorno in Italy."

denken, und mit vereinzelten Schlägen wurde nichts erreicht, weil sie den Zweck verfehlten und nur die Erbitterung und die Hartnäckigkeit der Feinde steigerten [1]). Das war z. B. mit einem Angriff der Fall, welchen ein englisches Geschwader im Jahre 1620 auf Algier versuchte. Man warf einige Bomben 1620
in die Stadt und zog dann unverrichteter Sache wieder ab, worauf die Corsaren, um sich zu rächen, nur desto eifriger auf Alles Jagd machten, was englische Flagge trug [2]).

Einige Jahre später, im Jahre 1624, machte der Herzog 1624
von Guise, damals Admiral der Levante, einmal Miene, den wiederholten Vorstellungen Ludwig's XIII. bei der Pforte wegen des fortdauernden Seeräuberunfugs durch einen Schlag gegen Algier und Tunis thatsächlichen Nachdruck geben. Er hatte zu diesem Zwecke, mit Hülfe des Herzogs von Nevers, im Hafen von Marseille ein stattliches Geschwader zusammengebracht, welches an die 80 Segel gezählt haben soll. Mit diesem, das war der Plan, sollte er ohne Weiteres auf die Dardanellen losgehen und von der Pforte Genugthuung verlangen; würde diese nicht gewährt, so sollte er sie sich selbst verschaffen, alle türkische Schiffe in offener See aufheben, dann geradezu vor Tunis oder Algier ziehen und eines von beiden womöglich hinwegnehmen oder wenigstens in Brand schießen. Zugleich hatte sich eine, vorzüglich aus dem reicheren bei dem Levantehandel interessirten Adel der Provence bestehende Gesellschaft gebildet, welche sich anheischig machte, gegen gewisse von dem König zu bewilligende Privilegien und Unterstützungen, wie namentlich die Erhöhung und Erhebung

1) Roe, p. 14: „Wee ought, in every occasion, to cry out, Memento Carthaginem; for either they must be suppressed or these trades deserted.“ Dann meint er gleich darauf p. 112, unterhandeln dürfe man mit den Seeräubern gar nicht, „I am still of opinion, that there is no security constant, but in their distruction“; und p. 118: „My conclusion is that the surest way were fire and sword.“

2) Roe, p. 4, gesteht ein, daß der Zustand viel schlimmer geworden sei, „since our late unhappy and imperfect attempt; for they are enraged doggs, and protest a bloudy revenge upon our nation“.

einiger Steuern, zum dauernden Schutze jenes Handels fortwährend ein Geschwader von 30 Galeeren und 40 Galionen zu unterhalten. Der König gab seine Zustimmung dazu, bedeutende Erfolge wurden dadurch aber ebenso wenig erzielt, wie durch den beabsichtigten Seezug des Herzogs von Guise. Denn noch ehe er wirklich zur Ausführung kam, brach zwischen dem Herzog und dem Befehlshaber der königlichen Galeeren, einem Neffen des Cardinals von Retz, ein Zwiespalt wegen des Oberbefehls aus, welcher für jetzt den ganzen Plan und alle daran geknüpften Erwartungen vereitelte [1]).

Wäre nur wenigstens Spanien dazu zu bewegen gewesen, die Sache etwas ernster zu nehmen und England die wiederholt verlangte Hülfe nicht länger zu versagen. Roe war der Meinung, daß man sehr bald zum Ziele gelangen werde, wenn Spanien nur 10 Schiffe unterhalten wolle, welche, mit einer gleichen Anzahl englischer Galeeren vereint, beständig an der nordafrikanischen Küste kreuzen sollten. Vor Allem wollte aber dazu England einen sichern Platz für seine Magazine und Vorrathshäuser in irgend einem spanischen Hafen des Mittelmeeres angewiesen haben, weil es seine Schiffe auf höchstens 6 Monate verproviantiren konnte, und der Zweck gänzlich verfehlt werden würde, wenn das Beobachtungsgeschwader nicht das ganze Jahr hindurch in Thätigkeit erhalten würde. Eine solche Festsetzung Englands an der Küste von Spanien war jedoch nicht im Sinne des Cabinets von Madrid, und mithin auch da nichts zu erreichen, obwol Spanien, bereits seit dem Anfange des 16. Jahrhunderts im Besitz von Oran und Mers-el-Kebir, eigentlich die Macht gewesen wäre, welche das lebendigste Interesse hätte haben müssen, diese Gewaltherrschaft der Barbaresken endlich zu brechen oder wenigstens in die gebührenden Schranken zurückzuweisen. Denn seitdem Cardinal Ximenes im Jahre 1509 die spanische Flagge auf der Kasba von Oran aufgepflanzt hatte, hatten die Reibungen mit den Eingeborenen auch von

1) Roe, p. 224: „This is bravely sayd", meint er von dem ganzen Plane, „yf half bee done, it is sufficient, and the season is very fitt to doe more then threaten".

der Landseite her nie ganz aufgehört. Noch erst im J. 1622 kam es zu einer argen Rauferei zwischen den benachbarten Beduinenstämmen und der spanischen Besatzung von Oran, bei welcher indessen die letztere im Vortheil blieb [1]).

War nun aber vorerst wenigstens nichts mit den Waffen zu erreichen, so mußte man freilich sein Heil mit Worten, d. h. mit eindringlichen Vorstellungen bei der Pforte, versuchen. Zu diesem Zwecke war Roe in seinen Instructionen mit sehr gemessenen Weisungen versehen, welchen er auch durch sein persönliches Auftreten in Constantinopel sogleich gehöriges Gewicht zu geben verstand. Viel mehr wäre sicherlich durchzusetzen gewesen — das gesteht Roe selbst zu seinem größten Bedauern ein —, wenn sich nur wenigstens in dieser wichtigen Angelegenheit die Vertreter der verschiedenen betheiligten Mächte zu gemeinschaftlichen Schritten hätten vereinigen wollen [2]). Allein dazu ließ es eben die gegenseitige Eifersucht nicht kommen. Ein Jeder wollte seinen eigenen Weg gehen, und hätte lieber Alles verloren gegeben, als seinem Nachbar im Diwan einen Fuß breit nachzustehen. Das

1) Roe gab sich schon auf seinem Wege nach Constantinopel viel Mühe, Spanien zu entschiedenerem Auftreten gegen die Corsaren zu bewegen, und der Corregidor von Malaga, mit welchem er darüber persönlich unterhandelte, zeigte den besten Willen, die Sache in diesem Sinne bei seinem Hofe zu betreiben. Allein man hegte, wie es scheint, in Madrid gerechtes Mistrauen gegen die Absichten Englands und ließ sich daher auf nichts ein. Genau darüber Roe in einer aus Malaga datirten Depesche vom 18. November 1621, p. 5. — Über die Besitznahme von Oran durch den Cardinal Ximenes und die weiteren Wechselfälle der Herrschaft Spaniens daselbst, auf die wir seiner Zeit zurückkommen werden, finden sich die besten aus officiellen Quellen geschöpften Aufschlüsse in einer Abhandlung: „De la domination Espagnole en Algérie“, welche dem „Tableau de la situation des établissements français dans l'Algérie en 1839“, p. 343 fg. beigegeben ist.

2) „Wee might obtayne not only some remedye against the piratts, but any other our reasonable pretences, yf wee were not heere disjoynted among ourselves: this only hath weakened all our authority and creditt“. Depesche vom 6. März 1624, p. 225. Die Roe ertheilte Instruction schloß in Betreff der Piratenfrage mit den Worten: „In this point you are to deale very effectually and roundly, as to your discretion shall seeme meete.“ p. 4.

erschwerte natürlich die Sache bedeutend und gab der Pforte nur um so leichteres Spiel.

Dazu kam nun aber, daß die Stellung und die Thätigkeit des englischen Botschafters auch noch dadurch schwieriger wurde, daß man in London, während man auf der einen Seite, bei der nichts weniger als glänzenden Lage des öffentlichen Schatzes, die Kosten scheuete, welche ein abermaliges energischeres Auftreten gegen die Barbaresken mit bewaffneter Hand verursacht haben würde, auf der andern noch immer Bedenken trug, sich mit Tunis und Algier etwa auf directe Unterhandlungen einzulassen, welche für die Vergangenheit Genugthuung und für die Zukunft Sicherheit verschafft hätten. So weit ging die politische Scham damals noch, daß man es unter der Würde der englischen Krone hielt, mit diesen Seeräubern, den ärgsten Feinden der Christenheit, zu transigiren und förmliche Verträge abzuschließen, und daß sich Sir Thomas Roe hinterher noch bittere Vorwürfe darüber machen lassen mußte, daß er sich über dergleichen delikate Rücksichten hinweggesetzt und nothgedrungen durchgegriffen hatte. Man wollte sich, wie es scheint, in London, unter dem Drange anderer Geschäfte, damit überhaupt nicht sonderlich viel zu schaffen machen. Wie die Sachen da eigentlich standen, ersehen wir zur Genüge aus der sehr kühl gehaltenen Antwort, welche der Staatssekretär Calvert auf die eindringlichen Vorstellungen ertheilte, die Roe deshalb schon von Malaga aus an ihn gerichtet hatte.

„Der Nothschrei des armen Volkes, welches in den letzten Jahren in der Levante so viel zu leiden hatte“, schrieb er ihm unter dem **11.** April **1622**, „dringt täglich zu den Ohren Sr. Majestät; und allerdings ist es ein Jammer, die kläglichen Geschichten anzuhören, welche Tag für Tag von dem einen oder dem andern Unglück erzählt werden. Eure Lordschaft hat in Ihrem Schreiben aus Malaga sowol den Thatbestand, als auch die Ursachen dieses Misgeschicks mit vieler Wahrheit und Umsicht geschildert und zugleich das sicherste Heilmittel dagegen angegeben. Aber wir sind hier von der Menge anderer Geschäfte, welche uns ohne Rast Tag und Nacht in Anspruch nehmen, so gedrängt, daß ich, obgleich

diese Angelegenheit von ebenso hoher Wichtigkeit ist, als nur irgend eine sein kann, dennoch nicht eine ruhige Stunde ausfindig machen kann, worin wir uns damit befassen könnten. Überdies muß ich, um mit Ihnen offen zu reden (to deale playnely with you), Eurer Lordschaft, welche wohl weiß, in welchem Zustande Ihr uns verlassen habt, eingestehen, daß, was die Mittel zu einer großen Unternehmung zur See betrifft, die Schatzkammer Sr. Majestät noch gar nicht in der Lage ist, einen ansehnlichen Theil der Kosten dazu beizutragen. Auf der andern Seite drängen die Kaufleute zum Abschluß eines Vertrags mit Algier; aber Se. Majestät will nichts davon hören (his Majestie will not hearken unto); weil Er es für eine Entehrung seiner selbst halten würde, was es auch in der That ist, obgleich sich neulich erst die Holländer dazu verstanden haben. Ich hoffe indessen, daß Se. Majestät in Seiner Sorgfalt und Weisheit in kurzem auf ein Mittel bedacht sein wird, Seinen Unterthanen in jenen Gewässern Sicherheit zu verschaffen, was auch ich treulich im Auge behalten werde, soweit es nur immer meine Stellung und meine Pflicht angeht“ [1]).

Sir Thomas Roe ließ sich indessen, obgleich ihn diese laue und unbestimmte Haltung seiner Regierung in eine ziemlich unbequeme Lage hineindrängte, nicht irre machen. Als ihm Calvert diesen entmuthigenden Bescheid gab, hatte er bereits die ersten Schritte gethan, um die Sache so schnell wie möglich zum erwünschten Ziele zu führen. Sogleich nach seiner ersten Audienz beim Sultan hatte er dem Großwesir eine Denkschrift überreicht, in welcher er, neben den übrigen Zwecken seiner Sendung, auf diesen Punkt ganz besonderes Gewicht legte und geradezu verlangte, daß die Pforte an die Paschas von Tunis und Algier die strengsten Befehle erlassen solle, dem bisherigen Corsarenunfug unverzüglich Einhalt zu thun; sei der Sultan nicht Willens oder nicht im Stande, diese Seeräuber im Zaume zu halten oder gänzlich zu vernichten (to bridle or destroy them), dann werde sich Se. brittische Majestät allerdings in die Nothwendigkeit ver-

1) Roe Negotiations p. 29.

setzt sehen, sich im Verein mit den übrigen Fürsten der Christenheit, seinen Bundesgenossen, mit den Waffen in der Hand selbst Genugthuung zu verschaffen und sie und ihre Beschützer überall, wo er sie finde, anzugreifen und auszutilgen [1]).

Der Großwesir versprach hierauf, obwol er recht gut wußte, was von dergleichen Drohungen zu halten sei, alle Befehle in diesem Sinne zu erlassen, welche der Gesandte nur wünsche, indem er sich zugleich bereit erklärte, dieselben durch eine besondere Botschaft nach Tunis und Algier gelangen zu lassen, welcher sich auch ein englischer Bevollmächtigter anschließen könne, der sich dann von der Ausführung und dem Erfolge dieser Maßregel persönlich überzeugen möge.

Im Wesentlichen beruhete der Ferman, welchen der Sultan in Folge dessen an „die Paschas von Tunis und Algier, die Kadis, die Agas der Janitscharen, die Deys, die Befehlshaber der Städte und Provinzen" richtete, auf dem Inhalte und den Zusagen der früher mit England abgeschlossenen und seit den Zeiten der Königin Elisabeth wiederholt erneuerten und bestätigten Capitulationen. Die Unterthanen des Königs von England sollten bei Handel, Wandel und Schiffarth in keiner Weise mehr gehindert und belästiget, dagegen alle Übertreter dieses großherrlichen Befehls streng und unnachsichtlich bestraft werden. Schiffe, Sklaven und geraubte Güter waren sofort ihren rechtmäßigen Eigenthümern zurückzustellen, respective in Freiheit zu setzen. Auch sollten die Paschas und ihre Unterthanen den englischen Kaufleuten fortan überall Schutz und Hülfe angedeihen lassen, und namentlich die von dem Könige von England etwa in ihrem Gebiete einzusetzenden Consuln willig aufnehmen und sie als solche anerkennen und in ihren Gerechtsamen schützen. Und um diesem großherrlichen Erlaß sogleich noch mehr Nachdruck zu geben, hatte Roe schließlich noch die Aufnahme der ausdrücklichen Bestimmung in denselben durchgesetzt, daß allen Übertretern jener Befehle fernerhin der Zutritt zu den Häfen des osmanischen Reiches, in Europa sowol wie in Asien, verwehrt und ihnen

1) Diese Denkschrift gibt Grimstone a. a. O. p. 1402.

niemals gestattet sein solle, dort Anker zu werfen, Handel zu treiben, sich zu verproviantiren oder Wasser einzunehmen [1]).

Bei der damaligen Ohnmacht der Pforte war von einem solchen Ferman allein — und darüber täuschte sich am wenigsten Sir Thomas Roe — freilich nicht viel zu erwarten. Es war aber doch ein erster Versuch, die Sache zum Bessern zu wenden, und deshalb beschleunigte er diese Sendung nach den Barbareskenstaaten so viel wie möglich. Bereits im April
1622 wurde der Bevollmächtigte der Pforte, Mohammed-Aga, 1622
zugleich mit dem von Roe ernannten englischen Commissär auf einer großherrlichen Galeere dahin eingeschifft. Außer dem Ferman des Sultans führten sie noch besondere Schreiben des Großwesirs, des Kapudan-Paschas und einiger anderen Großwürdenträger des Reiches an die Vicekönige bei sich, die dazu dienen sollten, ihrem dortigen Auftreten noch mehr Gewicht zu verleihen [2]).

Sie landeten zuerst in Tunis. In einem sofort einberufenen Diwan wurde hier nach kurzen Verhandlungen ohne Weiteres beschlossen, nicht nur die Bekanntmachung des Fermans zu gestatten, sondern auch eine schriftliche Erklärung dahin abzugeben, daß man bereit sei, die Engländer in keiner Weise mehr zur See zu beunruhigen, sondern mit ihnen einen guten und festen Frieden zu halten, vorausgesetzt, daß kein englisches Schiff die Tuneser angreife oder sich zum Transport der Güter ihrer Feinde gebrauchen lasse. Diese letztere Clausel galt dem Gesandten, welcher dazu seine Zustimmung nicht gegeben hatte, nur als ein Vorwand, die alten Räubereien bei erster bester Gelegenheit wieder beginnen zu können, und deshalb hielt er es für nöthig, sich die weiteren Verhandlungen darüber vorzubehalten. Die wenigen in Tunis noch vorhandenen Sklaven englischer Herkunft — im Ganzen kaum 50, mit Ausnahme derer, welche sich freiwillig in die

1) Roe, Depesche vom 19. März 1622, p. 26. Der betreffende Ferman selbst in genauer Übersetzung: Grimstone p. 1436.

2) „I have chosen rather to make some tryall, than to leave it at the worst“, meint Roe selbst, p. 31, noch in einer Depesche, worin er den König von den gethanen Schritten in Kenntniß setzt, ohne sich indessen große Hoffnungen von ihren Erfolgen zu machen.

Dienste des Vicekönigs begeben hatten — wurden ohne Weigerung freigegeben und auf einem venetianischen Kauffahrer nach ihrer Heimath eingeschifft. Die geringe Zahl dieser Sklaven und die unerwartete Fügsamkeit des Vicekönigs und des Diwans glaubt Roe vorzüglich auch dem Umstande zuschreiben zu müssen, daß damals in Tunis und der Umgegend mehr wie 200,000 Menschen von der Pest hinweggerafft worden waren, was natürlich auf die Stimmung im Allgemeinen sehr niederdrückend gewirkt hatte.

Obgleich nun diese Seuche auch in Algier ähnliche Verheerungen angerichtet hatte — allein in der Stadt waren ihr binnen kurzem 60,000 Menschen erlegen —, so stieß man doch hier auf heftigen Widerstand. Als die Bevollmächtigten des Sultans und des englischen Gesandten, welche sich sogleich von Tunis aus dahin begeben hatten, den Zweck ihrer Sendung verkündeten, rottete sich das Volk, d. h. die allmächtige Miliz, zusammen und schrie laut gegen so ungemessene Forderungen der Pforte und des Engländers: Ein solcher Ferman sei entweder geradezu untergeschoben oder könne, unter der jetzt in Constantinopel herrschenden allgemeinen Verwirrung, nur mit Geld erkauft worden sein; es sei unmöglich, daß der Großherr ihren Feinden so zu Willen sei, bevor er sie angehört habe; zuerst müsse man von den Engländern, welche noch unlängst mit ihrer Flotte die Stadt bombardirt, für die vielen durch sie erlittenen Verluste und Unbilden Genugthuung und Ersatz erhalten; man werde also sich weder diesen Befehlen des Sultans fügen, noch einen einzigen Sklaven — es waren deren in Algier noch über 800, und 400 waren bereits durch die Pest umgekommen — in Freiheit setzen.

Der Diwan, ganz in der Gewalt der Prätorianer, wagte dagegen natürlich keine Einsprache. Nur der Entschlossenheit des Bevollmächtigten der Pforte war es zu danken, daß man sich endlich zu einem Mittelweg verstand. Denn als er, nach längeren fruchtlosen Verhandlungen, von dem Diwan auf die kategorische Frage: Ob er sich den Befehlen des Sultans, seines Oberherrn, unterwerfen wolle oder nicht? — eine kurze, bestimmte Antwort verlangte, gab man insoweit nach, als

man zwar den unmittelbaren Abschluß eines Friedens mit England ablehnte, sich aber bereit erklärte, eine Commission nach Constantinopel zu schicken, welche die Beschwerden gegen die englische Nation weiter begründen und dann die Befehle des Sultans aus seinem eigenen Munde vernehmen solle. Darauf gingen die beiden Bevollmächtigten ohne Weiteres ein. Die Commission, bestehend aus dem Mufti, den zwei Kadis der Provinzen, fünf Offizieren der Milizen und zwei angesehenen Mauren, wurde sogleich ernannt und schiffte sich mit den Bevollmächtigten unverzüglich nach Constantinopel ein, wo sie bereits zu Anfang des Jahres 1623 eintraf. Ihr 1623
schlossen sich dann hier noch zwei Deputirte von Tunis an, welche mit ihr gemeinschaftliche Sache machen und auf der einen Seite die Beschwerden gegen England gehörig unterstützen, auf der andern aber auch der weiteren Befehle des Großherrn gewärtig sein sollten. Sir Thomas Roe hielt diese Wendung der Dinge für seine Interessen nur für um so vortheilhafter, weil er die bestimmte Hoffnung hegte, daß er bei diesen Unterhändlern, wenn er sie einmal in Constantinopel in seiner Gewalt habe, weit günstigere Bedingungen erlangen werde, als es in Algier der Fall gewesen sein würde [1]).

Auch hatte man nun in London, wie es scheint, vorzüglich von der Levante-Compagnie gedrängt, die Sache doch etwas schärfer und ernster ins Auge gefaßt. Bereits um die Mitte des Jahres 1622 war Roe durch einen Befehl der Lords of Council angewiesen worden, auf der sofortigen Freilassung aller Sklaven zu bestehen und für die Zukunft alle mögliche Sicherheit zu verlangen. Gewähre sie ihm die Pforte nicht, so solle er ohne Weiteres abberufen und von Seiten der Regierung darauf Bedacht genommen werden, sich

1) So war der Verlauf der Sache nach der eigenen genauen Darstellung Roe's in einer an die „Lords of his Majesty's Council" gerichteten Depesche vom 25. Januar 1623, worin er sagt: „I am not sorry, that an end was not made at Algier; for here I doubt not to bind them to harder conditions, and in faster chaynes, then upon their owne dunghill", p. 117 fg. Etwas abweichend, aber jedenfalls weniger richtig: Grimstone p. 1435.

durch Repressalien sowol in der Levante wie im Rothen Meere selbst Genugthuung zu verschaffen. Nur wollte man sich noch immer nicht bis zu einem förmlichen Friedensvertrage mit den Barbaresken herablassen, obgleich die nun einmal mit ihnen in Constantinopel eingeleiteten Unterhandlungen zu gar keinem andern Ziele führen konnten [1]).

Sie machten dem Gesandten, bei der Hartnäckigkeit der Abgeordneten von Tunis und Algier, welche immer wieder auf ihre Gegenforderungen an England zurückkamen, und bei der Schwäche der Pforte, welche es mit ihnen nicht ganz verderben wollte, sicherlich noch sehr viel zu schaffen, endig-
1623 ten aber doch schon im März 1623 mit einem unter Vermittelung der Pforte zwischen dem Botschafter und der Commission abgeschlossenen Vertrage, welcher, auf die früheren Capitulationen gestützt, folgende fünf wesentliche Bestimmungen enthielt:

1) Den Engländern steht, nachdem die früher zwischen ihnen und den Barbaresken herrschende Feindschaft in einen dauernden Frieden verwandelt worden, in allen zu dem Gebiete des Großherrn gehörenden Ländern und Meeren freier und ungehinderter Verkehr zu.

2) England wird in Zukunft in Algier seinen eigenen Consul haben, welchem die freie und unbeschränkte Gerichtsbarkeit über alle dort und in Tunis ansässigen und verkehrenden englischen Kaufleute zusteht, soweit die Entscheidung nicht dem König von England selbst oder seinem Gesandten zu Constantinopel anheimzugeben ist.

3) Alle noch in Algier befindlichen Sklaven englischer Abkunft werden bei dem Eintreffen dieses Consuls in Freiheit gesetzt, wogegen auch die sich noch in England in der Gefangenschaft befindenden Muhammedaner sofort zu entlassen sind.

4) Die in Tunis und Algier eintreffenden und verkehrenden Engländer sollen in keiner Weise belästiget, sondern überall freundlich aufgenommen werden und jedweden Schutz genießen.

1) Befehl der Lords of Council vom 22. Mai 1622 und Roe's Antwort darauf p. 52 und 68.

5) Die Schiffe der Engländer und die von Tunis und Algier sollen sich in allen Meeren und Häfen einander freundlich begegnen, sich gegenseitig den üblichen Gruß nicht versagen und niemals mehr einander Leids zufügen, vorausgesetzt daß englische Schiffe sich nicht dazu gebrauchen lassen, die Feinde der Pforte zu unterstützen oder ihnen Waffen und sonstige Bedürfnisse zuzuführen, wofür sie sich der Gefahr nachdrücklicher Verfolgung und Bestrafung ausgesetzt sehen würden.

Dieser Vertrag wurde von beiden Theilen, von Sir Thomas Roe namentlich an Stelle des Königs von England, vor der Pforte angenommen und feierlich beschworen, und dann auch sogleich mit den weiteren Verhaltungsbefehlen zur Nachachtung an den Pascha und den Diwan von Algier geschickt [1]). Daß er indessen seinem Zwecke in jeder Hinsicht entsprechen würde, dazu konnten sich wol kaum seine eifrigsten Vertreter gegründete Hoffnung machen. Selbst in London wurde er mit sichtlichem Mistrauen und mit einem gewissen Widerwillen aufgenommen. Der König trug Bedenken, ihn zu bestätigen, und verstand sich erst dazu, nachdem Roe mit der ihm eigenthümlichen diplomatischen Gewandtheit dargethan hatte, daß es, unter den gegebenen Umständen, der einzige Ausweg gewesen, und daß diese Übereinkunft die Rechte und das Ansehen der Krone um so weniger beeinträchtige, da sie keineswegs mit den Barbaresken, als einem freien und selbstständigen Volke (a free people), sondern eigentlich nur mit den von dem Sultan zu diesem Zwecke ernannten Commissären derselben abgeschlossen worden sei und durchaus nichts enthalte, was als entehrend gelten könne [2]).

Die Hauptsache war nur, ihm auch wirklich thatsächliche Geltung zu verschaffen. Gründlich wurde dadurch der Seeräuberunfug in keinem Falle geheilt. Wurden die englischen

1) Der Vertrag selbst mit den betreffenden Actenstücken wird gegeben: Grimstone p. 1437—1447. Eine Art Rechtfertigung desselben gibt Roe in einer Depesche an die Lords of his Majesty's Council vom 4. April 1623, p. 139 fg.

2) In einer abermaligen Apologie an Lord Grandison vom 20. September 1623, p. 177.

Sklaven allerdings frei gelassen und die englischen Kauffahrer anfangs wenigstens mit etwas mehr Schonung behandelt, so stürzten sich die Corsaren nun mit desto größerer Erbitterung auf Franzosen, Holländer und Venetianer, welche namentlich schon im nächsten Jahre wieder sehr bedeutende Verluste zu erleiden hatten, von denen indirect auch die Engländer mit betroffen wurden. Bei einem Überfall des Hafens von Scanderona wurden ihren Kaufleuten z. B. in dem genannten Jahre für **10,000** Thlr. Waaren hinweggenommen [1]).

Da mußte sich die Pforte freilich wieder einmal dazu bequemen, in Algier die bestehenden Verträge in Erinnerung zu bringen. Und um dergleichen Mahnungen sogleich etwas wirksamer zu machen, hielt es selbst Thomas Roe für klug, dem im September dieses Jahres neuernannten Pascha, als eine Art Entschädigung für den verlorenen Antheil an den englischen Prisen, ein kleines Jahrgeld von **1000** Thlrn. zu bewilligen, welches ihm jedoch immer erst am Ende jedes Jahres ausgezahlt werden sollte, wenn er in demselben den Frieden zur See auch wirklich mit erwünschtem Erfolge aufrechterhalten habe. Gegen die Hunderttausende, welche auf diese Weise dem englischen Handel jährlich gerettet werden könnten, käme diese kleine Summe, die mit Leichtigkeit von der am meisten dabei interessirten Levante-Compagnie aufgebracht werden würde, gewiß nicht in Betracht [2]).

Das Geld wurde nun zwar herbeigeschafft, aber auch abgesehen davon, daß die Summe an sich viel zu gering war, als daß sie bedeutende Wirkung hätte machen können, stand es am allerwenigsten in der Macht des Paschas, dem kläglichen Zustande in den Gewässern der Levante, welcher eher zu- als abnahm, ein Ende zu machen. Unterhandlungen, Vorstellungen, Drohungen, Erneuerung der Verträge und Ca-

1) Solcher Räubereien gedenkt Roe in seinen gleichzeitigen Depeschen öfter. Die Corsaren hatten es jetzt vorzüglich wieder auf die meistens sehr reich befrachteten holändischen Kauffahrer abgesehen, erlitten aber auch ihrerseits manche derbe Schlappe, z. B. p. 243, 248, 255 fg.

2) Depesche an die Lords of his Majesty's Council vom 14. Sept. 1624, p. 279.

pitulationen zu Constantinopel, Tunis und Algier blieben aber ebenso wirkungslos, wie dergleichen karge Geldspenden. Was halfen nun die ewigen Klagen über die Schwäche der Pforte und die Treulosigkeit der Barbaresken, womit Roe alle seine Depeschen aus dieser Zeit anfüllt! Zu Anfang des Jahres **1626** mußte er selbst als Resultat aller seiner Mü- 1626
hen nur wieder die Überzeugung hinstellen, daß die Sprache der Kanonen die einzige sei, welche man mit diesem Gesindel führen müsse [1]).

Die englische Flotte, welche um diese Zeit an der spanischen Küste kreuzte, mußte sich aber zunächst darauf beschränken, die Corsaren, welche jetzt häufiger wie je die Straße von Gibraltar passirten und ihre Raubzüge bis an den Eingang des Canals ausdehnten, nach dem Mittelmeere zurückzudrängen, wo sie nun schaarenweise namentlich den Archipel durchschwärmten und die großherrliche Flagge ebensowenig respectirten, wie die Paniere der christlichen Seemächte. Denn noch hatte England nicht einmal das Recht erlangt, mit seiner Flotte in irgend einen Hafen des osmanischen Reiches einzulaufen, um dort im Nothfalle gegen böses Wetter Zuflucht zu suchen oder sich verproviantiren zu können. Erst bei Gelegenheit der Erneuerung der Capitulationen nach der Thronbesteigung König Karl's I. setzte es Roe durch, daß der Großwesir Befehl ertheilte, daß englische Kriegsschiffe, als die einer befreundeten Macht, in allen Häfen des Reiches zugelassen und für ihr Geld mit Mundvorrath versehen werden dürften [2]).

Zu größeren Schlägen, die die Dinge auf einen besseren Fuß gebracht hätten, konnte man sich aber auch nach dieser Zeit doch noch nicht entschließen. Man glaubte schon genug

1) Depesche an Lord Conway, den Nachfolger des Staatssekretärs Calvert, vom 21. März 1626, p. 491, wo er einen abermaligen Bericht über mehrere hinweggenommene französische und holländische Schiffe mit den Worten schließt: „They promise restitution and our interrested ambassadors have renewed the hope of unfaithfull remedies; but these are bruta fulmina. I will beleeve in no redress but the thunder of the canon.“

2) Depeschen an Lord Conway p. 489. 517. 548.

erreicht zu haben, wenn die Pforte es durchsetzte, daß der Vicekönig von Algier den englischen Consul und einige Kaufleute, die er um diese Zeit ganz willkürlich ins Gefängniß geworfen und ihrer Güter beraubt hatte, wieder in Freiheit setzen und gehörig entschädigen mußte [1]).

Auch machten die Repressalien, welche England jetzt im Rothen Meere ergriffen hatte, die Sache eher schlimmer als besser. Dort hatten englische Kriegsschiffe mit einem Male 14 türkische Kauffahrer, welche reich beladen aus Indien kamen, aufgehoben, ihre ganze Bemannung zu Sklaven gemacht und sich aller ihrer Güter bemächtiget. Da verlangte natürlich die Pforte auch ihrerseits Genugthuung, Freilassung der Gefangenen und Schadenersatz. Und dazu mußte man sich nun wol auch verstehen, obgleich die Regierung die ganze Sache von sich abwälzen und als eine Eigenmächtigkeit der Ostindischen Compagnie oder gar der Holländer betrachtet wissen wollte, welche sich dabei wider Fug und Recht der englischen Flagge bedient haben. Doch mußte Roe den wiederholten eindringlichen Vorstellungen der Pforte so weit nachgeben, daß er zu verschiedenen Malen an alle Befehlshaber englischer Schiffe im Rothen Meere und im persischen Meerbusen die gemessensten Befehle erließ, sich, eingedenk der bestehenden Capitulationen und des mit der Pforte oftmals bestätigten Friedens, fernerhin aller Feindseligkeiten gegen türkische Schiffe und die Unterthanen des Großherrn zu enthalten [2]).

1628 Genug, als Sir Thomas Roe im J. 1628 Constantinopel verließ, um nach England zurückzukehren, war im Ganzen noch wenig gewonnen. Und auch in den nächsten Jahren dauerte derselbe zweifelhafte Zustand fort, da auf der einen

1) Roe a. a. O. p. 561, und dann das Schreiben Sultan Murad's an König Karl I., vom 20. Januar 1626, daselbst p. 603 und Grimstone p. 1462.

2) Über diese Angelegenheit Roe p. 602 und 614. Die Erlasse des Gesandten „To all Admirals, Capitains, and other Commanders of English ships, subjects of his most sacred Majesty, trading or navigating in the Red-Seas", und dann „in the kingdom and gulf of Persia", vom 19. Januar 1626 und 3. Septbr. 1627 gibt Grimstone p. 1472 und 1477.

Seite die Barbaresken sich sehr wenig um die bestehenden Verträge und die Befehle der Pforte kümmerten, auf der andern aber auch englische bewaffnete Kauffahrer sich nicht selten Übergriffe erlaubten, welche der Pforte zu nicht ungegründeten Beschwerden Veranlassung gaben und den brittischen Botschaftern zu Constantinopel gelegentlich viel zu schaffen machten. Noch im Jahre 1628 z. B. nahm ein solcher Kauffahrer ein türkisches Schiff zwischen Messina und Livorno hinweg, für welches die Pforte einen Schadenersatz von 34,000 Thlrn. verlangte, welcher denn auch durch Vermittelung der Regierung zum großen Theile gewährt werden mußte [1].

Dergleichen Reibungen, welche sich fortwährend erneuerten und zu Zeiten einen noch weit ernsteren Charakter annahmen, machten die Verhältnisse zwischen England und der Pforte, ungeachtet der beständig erneuerten gegenseitigen Freundschaftsversicherungen, am Ende doch immer gespannter. Mehr wie einmal war es nahe daran, daß die nie ruhenden Zwistigkeiten zur See und in den Hafenplätzen einen förmlichen Bruch herbeigeführt hätten. Am gefährlichsten war in dieser Beziehung der Zusammenstoß, welcher im Jahre 1633 zwischen 1633
zwei englischen stark armirten Kauffahrern und dem Geschwader des Kapudan-Pascha auf den Höhen von Volo stattfand.

Die Engländer — sie hießen Hector und Ralph und William, denn ihr heldenmüthiger Untergang hat ihre Namen in den Annalen der englischen Marine verewiget — hatten Getreide geladen, dessen Ausfuhr aus dem osmanischen Reiche damals verboten war. Der Kapudan-Pascha, auf dem Wege nach der syrischen Küste, machte, sobald er sie entdeckte, mit seinem ganzen Geschwader Jagd auf sie. Anstatt aber der Übermacht zu weichen, rüsteten sie sich zum Widerstande. In einem mörderischen

1) Die Sache wurde namentlich auch in den Schreiben zur Sprache gebracht, welche der Sultan mit König Karl I. wechselte, als Peter Wyche, Roe's Nachfolger, seinen Gesandtschaftsposten in Constantinopel antrat, Rabbes, der Fortsetzer von Grimstone, p. 3—7. Sogleich im nächsten Jahre kam ein ähnlicher Fall vor, welcher auch einen offiziellen Schriftwechsel und endlich Schadenersatz von Seiten Englands zur Folge hatte. Daselbst p. 8—13.

Gefechte, welches über drei Stunden dauerte, gelang es ihnen, mehrere türkische Galeeren zu entern und ihre ganze Mannschaft niederzumachen. Nahe an 2000 Türken fanden auf diese Weise ihren Untergang. Der Kapudan-Pascha selbst rettete, schwer verwundet, nur mit genauer Noth das Leben. Am Ende mußten aber doch die Engländer, von der Macht der feindlichen Schiffe erdrückt, den Kampf aufgeben. Sie steckten ihre Fahrzeuge selbst in Brand. Alles, was sich im äußersten Momente von ihnen herab in die See stürzte, wurde von den Türken aufgefangen und entweder auf der Stelle an den Masten aufgeknüpft oder als Sklaven nach Constantinopel gebracht. Hier wollte man anfangs, in der Erbitterung über den Verlust mehrerer Schiffe und so vieler Menschen, von einer Aussöhnung gar nichts hören. Erst nachdem sich König Karl I. selbst deshalb schriftlich an den Sultan gewendet und allen seinen Unterthanen den Getreidehandel in der Levante durch ein strenges Verbot gänzlich untersagt hatte, wurden die Gefangenen gegen eine Entschädigungssumme von 40,000 Thlrn. freigegeben und die freundlichen Beziehungen zwischen beiden Mächten auf den alten Fuß wiederhergestellt [1]).

Begreiflich aber wird es, wenn die Pforte, unter solchen Umständen, ebensowenig Lust als Macht hatte, dem wachsenden Seeräuberunfug endlich einmal Schranken zu setzen. Er hatte in der letzten Zeit, unter der Hand auf jede Weise begünstiget, im Gegentheil wieder so an Ausdehnung gewonnen, daß sich Barbareskenschiffe sogar bis an die Küsten von England und Irland wagten, dort landeten und eine Menge Menschen und Vieh hinwegschleppten, gelegentlich auch wol Dörfer und Weiler in Brand steckten. Noch zu Ende des
1637 Jahres 1637 wurde ihnen ein englisches Geschwader bis an die Meerenge von Gibraltar nachgeschickt, dem es auch gelang, ihnen einen Theil ihres Raubes wieder abzujagen [2]).

Das war übrigens auch der Zeitpunkt, wo Frankreich der Sache wieder einmal seine ernstere Sorgfalt zuwandte. Solange der Cardinal von Richelieu bei seinen Plänen für

1) Rabbes a. a. O. p. 18—20.
2) Derselbe, p. 30.

die Wiederherstellung der französischen Seemacht vorzugsweise die Bekämpfung und die Demüthigung Spaniens im Auge hatte, stand das energische Einschreiten gegen die Corsaren der Barbarei überhaupt nur auf der zweiten Linie seiner politischen Thätigkeit. Man empfand freilich jetzt noch ebenso gut, wie zur Zeit Heinrich's IV., die Schmach, welche dieses Unwesen dem französischen Namen und der ganzen Christenheit verursache, und war auch überzeugt, daß es leicht sei, ihm mit einigen durchgreifenden Mitteln endlich ein Ziel zu setzen. Es gehörte aber einmal zum politischen Systeme des Cardinals, nach dieser Richtung hin mit großer Vorsicht zu Werke zu gehen, und dabei namentlich Alles zu vermeiden, was das gute Einvernehmen zwischen Frankreich und der Pforte stören könne [1]).

Drei Punkte waren es, worauf er in dieser Beziehung jetzt vorzüglich seine Sorge richtete. Einmal die Herstellung eines besseren und nachhaltigeren Schutz- und Vertheidigungssystems gegen die Angriffe der Corsaren auf die Küsten der Provence und von Languedoc; zweitens die Befreiung der noch in der Sklaverei der Barbaresken schmachtenden französischen Unterthanen; und endlich drittens der Abschluß von Verträgen mit den Staaten der Barbarei, welche die Verhältnisse zu denselben für die Zukunft auf einen würdigeren und gesicherteren Fuß zu bringen geeignet wären.

Was das Erste betrifft, so war der Anfang damit bereits durch die im Jahre 1633 auf Befehl des Cardinals 1633

1) „C'est une grande honte de voir l'effronterie et la tyrannie de ces Turcs, vu la facilité qu'il y a d'y remédier", meint der Erzbischof von Bordeaux, D'Escoubleau de Sourdis, noch in einem Berichte, welchen er in seiner Eigenschaft als Admiral im Juli 1636 an den Cardinal einschickte, über die Räubereien der Corsaren von Algier, Correspondance T. I. p. 51. Es wurde ihm aber immer streng anbefohlen, in keinem Falle Etwas gegen sie zu unternehmen, was den Frieden mit der Pforte beeinträchtiget hätte. In diesem Sinne heißt es noch in einer ihm ertheilten Instruction vom J. 1640: „Pour ce qui est de la proposition contre les Turcs, sa Majesté suppose que c'est contre ceux de Barbarie, ne voulant pas qu'il soit rien entrepris qui puisse faire mettre brouillerie entre elle et le grand-seigneur." Daselbst T. II, p. 253.

von Herrn von Séguiran an jenen Küsten unternommene Inspectionsreise gemacht worden, deren wir oben gedacht haben. Auf Grund der in seinem Berichte darüber zusammengestellten Notizen und Beobachtungen entwarf nun jetzt, im
1637 Juni 1637, der Erzbischof von Bordeaux, Henri D'Escoubleau de Sourdis, als Chef des Marine-Departements (Chef des conseils du Roi en l'armée navale), gleichfalls im Auftrage des Cardinals, einen vollständigen Plan zur besseren und zweckmäßigeren Vertheidigung der von den Piraten am meisten heimgesuchten Küstenstriche. Sowol die Orte, wo neue Befestigungswerke anzulegen wären, wie auch die Stärke der darin zu unterhaltenden Besatzungen waren da auf das Genaueste festgesetzt und berechnet. Das ganze Vertheidigungssystem der Provence, welches freilich ebenso sehr gegen Spanien, wie gegen die Corsaren der Barbarei bestimmt war, sollte in fünf größeren Festungen, wie namentlich Antibes, mit Notre-Dame-de-la-Garde, den beiden Inseln Sainte-Marguerite und Saint-Honorat, den Iles d'Hyères und Toulon mit seinen Nebenforts, und 30 kleineren Bollwerken und Hochwachten bestehen, zu deren Besetzung etwa eine stehende Macht von 3000 M. zu unterhalten gewesen wäre. Da indessen dazu ansehnliche Mittel erforderlich waren, so versteht es sich von selbst, daß der Plan erst mit der Zeit und auch nur theilweise zur Ausführung kommen konnte [1]).

Schneller konnte man zu der Befreiung oder dem Austausch der Gefangenen und dem Abschluß oder vielmehr der Erneuerung der Verträge mit den Staaten der Barbarei schreiten. Ein erster Vertrag war mit Algier, unter der Autorität und Obhut der Pforte, als souveräner Schutzmacht,
1628 bereits unter dem 4. October 1628 abgeschlossen worden. Er hatte aber, überhaupt zu allgemein gehalten, den gehegten Erwartungen um so weniger entsprochen, da darin merkwürdigerweise die Interessen der Barbaresken fast noch mehr bedacht waren, wie die der französischen Unterthanen. Er

1) Mémoire de l'Archevêque de Bordeaux des places, garnisons de la Provence, et ce qu'il faut faire pour mettre la côte en sûreté. Correspondance, T. I, p. 403—415. Die bereits erwähnte Denkschrift des Herrn von Séguiran. Daselbst T. III, p. 223—319.

enthielt Bestimmungen, welche mit der Ehre und der Würde des Königs geradezu nicht mehr zu vereinigen waren; und deshalb ließ sich auch der Cardinal die Revision und respective Abänderung desselben ganz besonders angelegen sein. Er unterwarf ihn selbst Punkt für Punkt einer gründlichen Prüfung und ließ nach seinen eigenhändigen Bemerkungen dazu einen neuen Entwurf ausarbeiten, welcher dem Abschluß eines wirksameren und ehrenvolleren Vertrags zur Grundlage dienen sollte. Dieser reformirte Entwurf enthielt folgende wesentliche Bestimmungen:

1) Muhamedaner, welche in Frankreich, und Franzosen, welche in Algier eine Freistätte gesucht haben, werden gegenseitig an der Rückkehr in ihre Heimath nicht gehindert; es ist ihnen im Gegentheil dabei aller Vorschub zu leisten. 2) Untersuchung und Beraubung der Schiffe der Angehörigen beider Staaten in offener See ist beiden contrahirenden Theilen auf gleiche Weise untersagt; und um in dieser Beziehung desto sicherer zu gehen, ist den Kriegsschiffen von Algier der Zutritt zu den französischen Gewässern, namentlich von dem Cap de Rosas bis Nizza, und weiter südlich bis in die Nähe der Insel Sardinien, im Westen von dem Cap d'Ortigal bis Ouessant, und von da bis nach Dünkirchen, zwischen den Inseln Gersey und Guernesey und der französischen Küste, unter keiner Bedingung mehr gestattet, eine Bestimmung, bei welcher der Cardinal vorzüglich das den Venetianern zustehende Recht, fremde Kriegsschiffe aus dem Golf auszuschließen, vor Augen hatte. 3) Franzosen, welche auf den Schiffen einer Algier feindlichen Nation in Gefangenschaft gerathen, dürfen, sobald sie nicht in Frankreich ihren Wohnsitz haben, als Feinde behandelt werden. 4) Christen, Knaben sowol wie Erwachsene, wider Willen und mit Gewalt zum Islam zu bekehren, ist streng verboten. Im Übrigen bleiben beide Theile an die zwischen dem König von Frankreich und dem Sultan bestehenden Capitulationen gebunden. Etwaige Verletzungen derselben und des gegenwärtigen Vertrags werden mit dem Tode bestraft [1]).

1) Der Vertrag vom J. 1628 mit Richelieu's Bemerkungen

Nun kam es nur darauf an, den Pascha und den Diwan von Algier so schnell wie möglich zur Annahme dieses Vertrags zu bewegen, dessen Kern eigentlich in dem Verlangen lag, daß armirte Barbareskenschiffe — denn der Vertrag sollte auch auf Tunis und Tripolis in Anwendung kommen — von den französischen Gewässern überhaupt gänzlich ausgeschlossen bleiben sollten. Zu diesem Zwecke wurde noch im
1637 Herbste des Jahres 1637 ein kleines Geschwader ausgerüstet, welches alle zur Zeit in Frankreich und auf den französischen Galeeren befindlichen gefangenen Türken und Mauren an Bord nehmen und dann unverzüglich bei Cap Matifoux vor Anker gehen sollte, um von da aus durch Vermittelung des in Algier ansässigen französischen Consuls mit dem Diwan wegen Auswechselung der Gefangenen — die Zahl der in Algier damals befindlichen Sklaven französischer Abkunft belief sich auf 1200 — und Annahme des abgeänderten Vertrags in Unterhandlungen zu treten. Die Sendung sollte also eine durchaus friedliche sein. Nur in dem Falle, daß der Diwan sich weigere, auf den Vertrag oder die Auswechselung der Gefangenen einzugehen, sollte das Geschwader — dahin lautete die dem Befehlshaber desselben ertheilte Instruction — ohne weitere Kriegserklärung auf alle Schiffe von Algier Jagd machen, sie auf der Stelle in Grund bohren und ihre Mannschaft in Fesseln schlagen. In gleicher Weise sollte auch gegen Tunis und — wenn es die Zeit erlaube — gegen Tripolis verfahren werden [1]).

Noch vor Ausgang des Monats November traf das Geschwader auf der Rhede bei Cap Matifoux ein. Sein Erscheinen verfehlte, obgleich der Befehlshaber die weiße Flagge aufsteckte, nicht, in Algier einige Sensation zu machen. Der Pascha und der Diwan schienen anfangs zwar in der besten Stimmung zu sein; bald aber erhob sich unter den Milizen und im Diwan eine starke Partei, welche weder

und der danach von dem Erzbischof von Bordeaux ausgearbeitete Vertragsentwurf werden gegeben: Correspondance, T. II, p. 383—392.

1) Die betreffenden Befehle und Instructionen des Königs und des Erzbischofs von Bordeaux: daselbst T. II, p. 381 u. 394.

von der Herausgabe der Sklaven noch von der Annahme des Vertrags etwas hören wollte. Ein Agent der französischen Bastion, welcher bei der ersteren selbst lebhaft interessirt war, soll mit der Haupturheber dieses Widerstandes gewesen sein, welcher schnell eine gefährliche Wendung nahm. Vor Allem wollte man sich nicht dazu verstehen, die Sklaven ohne Lösegeld freizugeben; denn wenn man darin jetzt den Franzosen zu Willen sei, würden in kurzem auch die Engländer und die Holländer dasselbe Verlangen stellen; und wie könne man sich denn anheischig machen wollen, ferner gar nicht mehr in den französischen Gewässern zu erscheinen?

Sobald nun aber der Befehlshaber des Geschwaders von diesem Widerstande in Kenntniß gesetzt war, steckte er, vielleicht etwas zu voreilig, die rothe Flagge auf und lichtete seine Anker, um die Feindseligkeiten in offener See zu beginnen. Diese unerwartete Kriegserklärung brachte ganz Algier in Aufruhr. Das Volk und die Milizen rotteten sich unter wildem Geschrei in den Straßen zusammen und verlangten, da nun auch die Nachricht eintraf, daß das französische Geschwader bereits zwei mit Getreide beladene Schiffe weggenommen habe, schleunige Rache. Der französische Consul wurde nach dem aus mehr als tausend Köpfen bestehenden Diwan beschieden und entging dem Feuertode, den man ihm zugedacht hatte, nur dadurch, daß man ihn ins Gefängniß warf.

Dann stürzte sich die allgemeine Erbitterung auf die unglückliche französische Bastion. Man schickte sogleich sechs Galeeren hin, ließ sie, natürlich ohne allen Widerstand, bis auf den Grund zerstören und schleppte die ganze aus 317 Köpfen bestehende Besatzung mit allen dort vorgefundenen Gütern nach Algier, wo sie sofort als Sklaven verkauft oder auf die Galeeren geschmiedet wurden. Und als sich dann das Gerücht verbreitete, das feindliche Geschwader werde zurückkehren und die Stadt bombardiren, ließ der Diwan sogleich bekannt machen, der erste Kanonenschuß werde das Signal zur Ermordung sämmtlicher Franzosen sein. Dazu kam es aber glücklicherweise doch nicht. Die französischen Schiffe wurden durch die weit vorgerückte Jahreszeit und das

böse Wetter — es war Ende November und Anfang December — genöthiget, nach Frankreich zurückzukehren, und in Algier stellte sich nach und nach die Ruhe wieder her, obgleich dort die Lage der Franzosen nur um so drückender wurde und namentlich der Diwan den Beschluß gefaßt hatte, die Wiederherstellung der Bastion nie und unter keiner Bedingung mehr zu gestatten, selbst nicht wenn der König von Frankreich sie erbitten oder der Sultan sie befehlen würde. Wer es nur wagen würde, davon zu sprechen, sollte ohne Weiteres mit dem Tode bestraft werden [1]).

Dieser erste verunglückte Versuch des Cardinals von Richelieu, die Beziehungen Frankreichs zu den Barbaresken-staaten endlich auf einen besseren und würdigeren Fuß zu bringen, wirkte nun aber so entmuthigend, daß man in den zwei nächsten Jahren, wo man auch wieder mit Spanien genug zu thun hatte, nach dieser Seite hin so gut wie gar nichts unternahm. Nur unter der Hand wurden, wie es scheint, von einem zu Algier ansässigen französischen Agenten, Herrn Coquiel, einige Schritte gethan, mit dem Diwan die Unterhandlungen wegen Abschluß eines Vertrags wieder anzuknüpfen, in welchem natürlich die Wiederherstellung der zerstörten Bastion auf erster Linie stand. Im Übrigen kam man darin wieder auf die früheren Bedingungen wegen Auswechselung der Gefangenen und Herstellung des Friedens auf sicherer und dauernder Grundlage für die Zukunft zurück. Das war der Punkt, auf welchen auch der Cardinal von

1) Über alles Dies geben die Depeschen des damaligen französischen Viceconsuls zu Algier, Pion mit Namen, die genauesten und interessantesten Nachrichten, Correspond., p. 398—414. Über die Bestürzung, die damals in Algier herrschte, heißt es hier unter Anderm: „Son nom (der des Capitäns Manty, welcher das französische Geschwader befehligte) et la bannière rouge ont tellement effrayé cette ville, que l'on n'entend par les rues que gémissements, bien qu'ils n'aient encore aucun mal.“ p. 404. Und über die Bastion: „Et ont, de plus, arrêté entre eux que jamais le dit bastion ne se redresserait ni par prière du roi de France, ni par commandement du grand-seigneur: que le premier qui en parlerait perdrait la vie.“ p. 409.

Richelieu besonderes Gewicht legte, als er im Jahre 1640 die Sache selbst wieder in die Hand nahm [1]). 1640

Er unterwarf den von Herrn Coquiel bereits in Vorschlag gebrachten Vertrag abermals einer gründlichen Prüfung, fügte seine Bemerkungen hinzu und ertheilte dann dem Erzbischof von Bordeaux den Befehl, sich an der Spitze seines Geschwaders selbst nach Algier zu begeben und dort die Annahme des Vertrags nöthigen Falls mit Gewalt durchzusetzen. Da indessen dieser sich in die Nothwendigkeit versetzt sah, den besten Theil seiner Streitkräfte gegen das Geschwader zu verwenden, welches der König von Spanien von Neapel und Sicilien aus zum Entsatz des damals von den Franzosen hart bedrängten Turin abschickte, so übertrug er seine Mission dem Viceadmiral de Montigny, welchen der Cardinal dann auch selbst noch mit sehr gemessenen Instructionen versah. Er sollte in keinem Falle zu einem Vertrage seine Zustimmung geben, welcher darauf berechnet wäre, Frankreich zu hintergehen oder zu überlisten, wie es die Gewohnheit dieser Barbaren sei (faire un traité plein d'artifice ou de surprise), durchaus auf der Wiederherstellung der Bastion bestehen, die Freilassung sämmtlicher Christensklaven durchsetzen, dagegen bei minder wichtigern Artikeln eine weise Nachgiebigkeit an den Tag legen, im Fall aber überhaupt nichts zu erreichen sei, sogleich zu Gewaltmitteln schreiten, sich der im Hafen befindlichen Schiffe bemächtigen und sie ohne Aufenthalt nach Frankreich bringen [2]).

Bevor jedoch Montigny, welcher übrigens zuerst in Tunis anlegen sollte, um dort die Herausgabe eines kleinen unlängst hinweggenommenen französischen Kriegsschooners zu

1) „Il faut surtout", heißt es unter Anderm in den Instructionen, welche der Erzbischof von Bordeaux, im Namen des Cardinals, am 13. October 1650 Herrn Coquiel ertheilte, „demeurer ferme pour les articles essentiels, et faire quelque chose de solide et de durée avec ces gens-là ou rompre tout-à-fait, le roi ayant des moyens suffisants en main pour les faire venir à la raison." Daselbst, p. 419.

2) Diese Instruction und die übrigen hierher gehörigen Actenstücke: daselbst, p. 418 und 425—427.

erwirken, in See ging, hatte Coquiel, bereits unter dem 7. Juli, bei dem Diwan von Algier die Annahme seines Vertrags durchgesetzt, natürlich mit Vorbehalt späterer Bestätigung von Seiten der französischen Regierung. Die Wiederherstellung der Bastion in ihrer ganzen Ausdehnung mit allen daran geknüpften Rechten und Privilegien, sowol für die Korallenfischerei als auch die sonstigen Handelsvortheile, war, wie gesagt, die Hauptbedingung desselben. Sie wurde Coquiel gegen die Verpflichtung gewährt, einen jährlichen Pachtschilling (der Ausdruck ferme wird hier bestimmt gebraucht) von 34,000 Dublonen zu erlegen, wovon 24,000 für den Sold der Milizen verwendet werden und 10,000 in den Schatz der Casba fließen sollten. Übrigens enthielt dieser Vertrag in 23 Artikeln nur noch die weitere Ausführung dieser Bestimmungen, indem schließlich ausdrücklich festgesetzt wurde, daß selbst im Falle eines Bruches mit Frankreich die Besitzer der Bastion dafür nie verantwortlich gemacht werden dürften; wer es überhaupt noch wagen würde, die Zerstörung derselben je wieder zu beantragen, sollte gehalten sein, jene 34,000 Dublonen aus seinen Mitteln zu erlegen, damit der Sold der Milizen dadurch nicht beeinträchtiget werde [1]).

Die übrigen Verhältnisse, namentlich so weit sie die Auswechselung der Gefangenen und den künftigen Frieden betrafen, sollten nun erst noch durch den besondern Vertrag geregelt werden, den Coquiel gleichfalls entworfen, Richelieu revidirt hatte und Montigny nun zur Ausführung bringen sollte [2]). Die Sache führte indeß abermals zu keinem Resultate, weil Montigny, welcher erst im November unter Segel ging, durch die schlechte Jahreszeit genöthiget wurde, nach Frankreich zurückzukehren, ehe er mit dem Diwan von Algier, welcher die Unterhandlungen absichtlich in die Länge zog, zu einem definitiven Abschluß kam. Und auch im nächsten Jahre, wo die Sache sogleich wieder aufgenommen wurde

1) Dieser Vertrag über die Wiederherstellung der Bastion vom 7. Juli 1640: Correspond., p. 420—424.

2) Der von Coquiel entworfene Vertrag mit Richelieu's Bemerkungen: daselbst, p. 414—418.

und Herr von Montmeillan den Auftrag erhielt, sich mit seinem Geschwader zu demselben Zweck nach Tunis und Algier zu begeben, gelangte man ebenso wenig zum Ziele.

Man stieß dieses Mal, wo die Herstellung der Bastion und die Auswechselung der Gefangenen noch immer den Hauptzweck der Verhandlungen ausmachten, auch insofern auf erhebliche Schwierigkeiten, als einige Artikel des von Coquiel bereits vorläufig zugestandenen Vertrags den ihm ertheilten Instructionen zuwider, durchaus nicht im Sinne der französischen Regierung waren. Richelieu bestand daher vor Allem auf ihrer unweigerlichen Abänderung. Sie betrafen einmal das Verlangen, gegen die aus Frankreich nach Algier gebrachten Türken und Mauren sämmtliche noch dort in der Sklaverei befindlichen Franzosen freizugeben, während Coquiel sich begnügt hatte, nur eine gewisse Anzahl derselben in Anspruch zu nehmen; zweitens das den Kreuzern von Algier eingeräumte Recht, französische Schiffe nach den etwa darauf befindlichen Gütern ihrer Feinde durchsuchen zu dürfen. Dieses Durchsuchungsrecht wollte Richelieu in keinem Falle zugestehen, weil es nur zu leicht als Vorwand zu sonstigen Gewaltthätigkeiten gemisbraucht werden könne. Obgleich sich nun der damalige Pascha von Algier dem Abschlusse des Vertrages geneigt zeigte und auf der andern Seite Richelieu bereit war, die Befreiung der Sklaven, wenn sie nur gegen Lösegeld zu erlangen wäre, durch einen Beitrag von 20,000 Livres aus seinen eigenen Mitteln zu erleichtern, so blieben doch auch in diesem Jahre alle weiteren Bemühungen, die Sache bis zu einer befriedigenden Übereinkunft durchzuführen, ohne Erfolg [1]).

1) Ordre du Cardinal de Richelieu sur le traité d'Alger vom 26. April 1641. Daselbst, p. 431—435. „Il est certain", heißt es da unter Anderm, „que du Coquiel n'a pas suivi ses ordres et qu'il y a redire à son traité." Und dann: „Il a été résolu tout d'une voix que le roi ne pouvait, avec sûreté ni honneur, ratifier le traité fait par le sieur Coquiel puisqu'il est contraire aux capitulations que le roi a avec le grand-seigneur et qui met les sujets de sa Majesté en état d'être pris et pillés, toujours sous prétexte d'avoir des marchandises des ennemis ect."

Und nicht besser erging es in Betreff der mit Tunis wieder aufgenommenen Verhandlungen, wiewol eine damals dort eingetretene Regierungsveränderung den Absichten Frankreichs nur günstig zu sein schien. Denn der neuerwählte Dey zeigte den besten Willen, auf die ihm gemachten Vorschläge einzugehen, welche drei Punkte betrafen: 1) Auswechselung der Gefangenen; 2) die Anstellung eines Bevollmächtigten (un homme de condition) von Tunis in Frankreich und umgekehrt von Frankreich in Tunis, zur Beaufsichtigung und Sicherung des gegenseitigen freien Handelsverkehrs (afin de tenir le commerce et traffic libres de part et d'autre); und 3) Abtretung des Cap Nègre (auf der Grenze zwischen Tunis und Algier, wo vor Zeiten schon die Genueser eine Niederlassung hatten) zum Zwecke einer eigenen Anlage für den französischen Ein- und Ausfuhrhandel. Herr von Montmeillan, welcher mit seinen Schiffen auch bei Goletta erschien, um die Verhandlungen über diese Punkte zum Abschluß zu bringen, erhielt nun zwar von dem Dey die unzweideutigsten Beweise freundschaftlicher und friedlicher Gesinnung gegen Frankreich; allein in der Hauptsache hatte er, da auch hier die Unterhandlungen unter allerlei Vorwänden geflissentlich in die Länge gezogen wurden, noch nichts erreicht, als ihn die vorgerückte Jahreszeit nöthigte, die Anker zu lichten und nach Frankreich zurückzukehren [1]).

Genug, so wenig, wie England, wollte es auch Frankreich in dieser Zeit noch nicht gelingen, für seine Beziehungen zu den Barbareskenstaaten eine sichere Grundlage zu gewinnen und auf diese Weise in den Stand gesetzt zu werden, dem Corsarenunfug, dieser Plage des ganzen christlichen Europas, wirksam entgegenzutreten. Noch ein Vierteljahrhundert verging, ehe beide Großmächte, wir werden zu seiner Zeit sehen, unter welchen Verhältnissen, durch förmlichere Verträge und entschlosseneres Einschreiten nach dieser Seite hin ihre Ehre und ihren Handel zu wahren und zu schützen wußten. Neben diesen materiellen Interessen nahmen jetzt

1) Die betreffenden Instructionen für Montmeillan und die sonstigen hierher gehörigen Actenstücke: Correspond., p. 435—445.

aber auch Verhältnisse mehr geistiger Natur die Thätigkeit ihrer Vertreter in Constantinopel nicht minder in Anspruch. Wir meinen die kirchlichen Verhältnisse des griechischen Patriarchats und die gegen dasselbe gerichteten Intriguen der Jesuiten, denen wir jetzt einige Augenblick unsere Aufmerksamkeit zuwenden wollen.

2) Kirchliche Verhältnisse: Das griechische Patriarchat und die Jesuiten.

Mehr wie ein Mal haben wir darauf hingewiesen, daß die religiösen und kirchlichen Bewegungen und Spaltungen, welche die europäische Welt seit dem ersten Viertel des 16. Jahrhunderts durchzuckt und erschüttert hatten, ihre rückwirkenden Einflüsse selbst bis in die osmanische Hauptstadt und in die Gemächer des Diwans erstreckten, und daß sie mithin auch in der orientalischen Politik christlicher Mächte ein nicht unbedeutendes Moment geworden waren. Seit den Zeiten, wo der übermüthige Großwesir Sultan Suleiman's, Ibrahim, den Gesandten des Königs Ferdinand I. mit Hohn und Spott geradezu erklärt hatte, daß er es übernehmen wolle, das Concilium zustande zu bringen, welches der Kaiser vergebens einberufen, um den Streit zwischen Luther und dem Papst zu schlichten [1]), hatte die Pforte jene Bewegungen nie ganz aus dem Auge verloren, und gelegentlich wenigstens den Versuch gemacht, sie zu ihren Zwecken zu benutzen.

Wir haben gesehen, daß erst die französischen Hugonotten, dann die östreichischen und ungarischen Protestanten auf ihren Schutz und Beistand nicht geringe Hoffnung gesetzt hatten, und daß sie gar nicht abgeneigt war, diesen Zwiespalt in der christlichen Welt, worauf zum großen Theile mit ihre Stärke beruhete, mit den ihr zu Gebote stehenden Mitteln so lange wie möglich zu nähren und zu erhalten [2]). Jetzt nun

1) Vergl. Bd. II dieses Werkes, S. 743.

2) Über die Hugonotten: Bd. III, S. 475 fg. und 490 fg., dann die Verbindungen der deutschen und ungarischen Protestanten mit der Pforte: daselbst S. 716—728.

waren es die Händel zwischen den Jesuiten und dem griechischen Patriarchat, welche nicht nur die Pforte, sondern auch die Vertreter der christlichen Mächte zu Constantinopel lebhaft in Anspruch nahmen und bald einen um so erbitterteren Charakter erhielten, da sie zugleich religiöse und politische Interessen der einschneidendsten Art berührten.

Die Jesuiten hatten sich bereits zu Anfang des 17. Jahrhunderts in aller Stille in Constantinopel eingefunden. Wahrscheinlich im Jahre 1603 war ihnen mit besonderer Bewilligung des Sultans und durch die gewichtige Vermittelung des französischen Gesandten, damals Herrn de Breves, welcher sie dann auch unter seinen besondern Schutz nahm, die Kirche des Heiligen Benedict zu Pera eingeräumt worden. Ihr Erscheinen wurde jedoch selbst von den übrigen dort längst ansässigen geistlichen Ordensbrüdern katholischen Glaubens, den Franciskanern und Dominikanern, welche sich im Besitz der andern 10 geduldeten katholischen Kirchen, zwei zu Constantinopel und acht zu Pera, befanden, mit nichts weniger als günstigen Augen angesehen. Denn sie fürchteten von der schon sattsam bewährten und berüchtigten Geschäftigkeit dieser neuen Eindringlinge über lang oder kurz eine Beeinträchtigung ihrer Rechte und Privilegien, zumal da sie auch mit ansehnlichen Geldmitteln versehen waren, mit welchen sie auf die Wankelmüthigkeit der Pforte am leichtesten Einfluß gewinnen konnten [1]).

Noch gespannter wurde aber natürlich gleich vom Anfange an das Verhältniß der Jünger Loyola's zu der griechischen Geistlichkeit und ihrem Patriarchate. Und zwar aus gutem Grunde. Denn sie legten bei ihrer Kirche in Pera sofort eine Schule an, worin sie namentlich jungen Griechen und Armeniern unentgeltlichen Unterricht ertheilten, und trie-

1) Letter written to a Senator of Venice concerning the contentions betweene the Roman and Greeke Churches in Constantinople, bei Grimstone, p. 1486—1497, eine aus dem italienischen Original übersetzte genaue Darstellung der Jesuitenhändel in Constantinopel bis zum Jahre 1618. Der Brief ist am 9. November dieses Jahres aus Galata datirt, und gleich am Anfange desselben wird gesagt, daß sich die Jesuiten dort vor 25 Jahren niedergelassen.

den überhaupt die Proselytenmacherei, wobei sie vorzüglich auch auf die empfänglichen Gemüther der Frauen zu wirken suchten, mit so glücklichem Erfolge, daß selbst einige Würdenträger der griechischen Kirche, Bischöfe und Erzbischöfe, durch sie in ihrem rechten Glauben wankend gemacht worden sein sollen [1]). Darauf war es aber eben vor Allem abgesehen. Denn Vernichtung der griechischen Kirche durch Wiedervereinignng derselben mit dem päpstlichen Stuhle war doch eigentlich der wenig verhüllte und schlecht bemäntelte Zweck dieser Jesuitenmission, welche sich auch bald nach andern Theilen des osmanischen Reiches, nach den Inseln des Archipel, nach Chios und Smyrna verzweigte [2]).

Dabei hatten sie freilich gleich von vorn herein mit allerhand Anfechtungen zu kämpfen. An Aufhetzereien gegen sie konnte es nicht fehlen. Sie wurden bei der Pforte bald als spanische und päpstliche Spione, als Bekehrer von Bekennern des Islam, als Sklavenbefreier, ja selbst als Königsmörder verschrieen, und wären wahrscheinlich, wie wir bereits gesehen haben, zu verschiedenen Malen wieder gänzlich aus dem osmanischen Reiche verbannt worden, wenn sie nicht ihre Zähigkeit, ihr Geld und der mächtige Schutz des französischen Gesandten gehalten hätten [3]). Auch nahm sich nun Östreich ihrer mit ganz besonderer Wärme an. In den Friedensschlüssen mit der Pforte von den Jahren 1615

1) Des Hayes Voyage de Levant (1622) p. 120: „L'eglise Sainct Benoist est celle des Pères Jesuites, qui y font un fruit merveilleux; car ils enseignent toute la jeunesse et mesmes les schismatiques qu'ils retirent la pluspart de leurs erreurs, en sorte que plusieurs des principaux Evesques et Archevesques Grecs, qui ont estudié sous eux, ont de tres-bons sentiments de la créance de l'Eglise et sont capables de rendre de grands services." Du Loir Relation du voyage de Levant, p. 67.

2) Namentlich auf Chios bestand sehr frühzeitig eine Commandite dieser Jesuiten-Mission. „Les Catholiques", sagt Des Hayes Voyage p. 312 davon, „y sont aussi fort assistez par les Pères Jesuites, qui y ont un college, où ils enseignent publiquement."

3) Vergl. Band III, S. 651 fg. Dazu Grimstone, p. 1352, wo gesagt wird, daß ihnen vorzüglich „the doctrine of killing of kings, if they were tyrants" von der Pforte sehr übelgenommen wurde.

und 1616 war ihnen völlig freie Religionsübung im osmanischen Reiche, so gut wie allen andern geistlichen Brüderschaften, ausdrücklich ausbedungen worden. Kaiser Ferdinand II. war ja bekanntlich eine ihrer vorzüglichsten Stützen, während auf der andern Seite die Stände der gegen ihn mit der Pforte verschworenen „sieben Nationen" sie mit dem unversöhnlichsten Hasse verfolgten und ihren Aufenthalt, ihre Lehre und ihre Unterstützung in ihren Ländern bei den schwersten Strafen untersagten [1]).

Sobald aber da die Gefahr durch die Niederlage dieser ihrer Gegner überwunden war, erhoben sie nur desto stolzer ihr Haupt, wurden sie auch im osmanischen Reiche in ihren Ansprüchen und ihren Übergriffen immer kühner und entschlossener. Daß sie es dabei vornehmlich mit darauf abgesehen hatten, sich in den Besitz der Heiligen Stätten zu Jerusalem zu setzen, ist schon erwähnt worden [2]). Nun schien ihnen auch, bei der in Folge der Thronumwälzungen dort herrschenden Verwirrung, vielleicht der günstigste Zeitpunkt gekommen zu sein, sich des griechischen Patriarchats zu Constantinopel zu bemächtigen und durch eine Kirchenvereinigung den Weg zur Alleinherrschaft des päpstlichen Stuhles über sämmtliche Christen im osmanischen Reiche anzubahnen. Wie hätte es aber anders sein können, als daß diese längst von fern her eingeleitete und von Rom aus auf jede Weise unterstützte und geförderte Intrigue, bei den damals überhaupt so gespannten religiösen Verhältnissen, auch für die Vertreter der christlichen Mächte bei der Pforte sogleich eine Parteisache der eingreifendsten Art werden mußte?

Sie theilten sich dabei in zwei feindliche Lager. Die Gesandten der beiden protestantischen Staaten, England und Holland, traten auf der einen Seite für den Patriarchen in die Schranken, die des Königs von Frankreich und des Kaisers standen auf der andern, als gute Katholiken, für die Jesuiten ein, während der Bailo von Venedig, welcher wol

1) Vergl. Bd. III, S. 706. Dazu Sugenheim Geschichte der Jesuiten in Deutschland. Frankfurt a. M. 1847. Bd. I, S. 250.

2) Band III, S. 825 fg.

am liebsten neutral geblieben wäre, sich aus Staatsrücksichten am Ende doch dazu entschließen mußte, seine Unterstützung dem protestantischen Interesse angedeihen zu lassen. Denn die Signorie hatte ja schon zur Zeit ihres Haders mit Papst Paul V. die Jesuiten gänzlich aus ihrem Gebiete verbannt und sogar Vermächtnisse an dieselben durch ein Dekret vom 5. November 1614 streng verpönt. Erst als die Bedrängniß des candiotischen Krieges die Republik fügsamer gemacht hatte, gelang es dem päpstlichen Stuhle, im J. 1656, die Zurücknahme jener den Jesuiten so feindseligen Beschlüsse bei der Signorie durchzusetzen [1]).

Der Kampf zwischen beiden Parteien kam im Februar 1622 zum offenen Ausbruch, kurze Zeit nachdem Sir Thomas Roe in Constantinopel eingetroffen war, der auch diese Sache sogleich mit dem ihm eigenthümlichen Feuer ergriff. 1622
Und er glaubte dabei allerdings um so leichteres Spiel zu haben, da der damalige Patriarch von Constantinopel, Cyrill mit Namen, ein gelehrter, verständiger und aufgeklärter Mann, welcher sich in seinen religiösen Ansichten sogar ziemlich stark dem Calvinismus zugeneigt haben soll, schon ganz auf seiner Seite stand. Er ging in seinen etwas sanguinischen Hoffnungen, welche auch der Erzbischof von Canterbury getheilt zu haben scheint, selbst so weit, daß er die Einsetzung des Calvinismus auf dem Patriarchenstuhle zu Constantinopel gar nicht für unmöglich gehalten zu haben scheint [2]). Um so größer war aber gerade deshalb die Er-

1) Rapport présenté par les commissaires chargés de proposer des dispositions pour empêcher le trop grand accroissement des richesses immobilières du clergé, Daru, Hist. de Venise, T. VI, p. 299. Und das Decret über die abermalige Zulassung der Jesuiten vom J. 1656: daselbst, p. 523.

2) Roe Negotiations, Depesche vom 29. April 1622, p. 36: „The patriarch of the Greeke church here is a man of more learning and witt, then hath possessed that place in many yeares, and in religion a direct Calvinist; yett he dares not shewe yt: but it were an easy worke, upon an alteration here, to settle that church in a right way ect.“ Und dann der Erzbischof von Canterbury in einem Schreiben an Roe vom 20. November 1622, p. 102: „As for the patriarke, I do not doubt

bitterung der Jesuiten gegen Cyrill und desto mehr suchten sie seinen Sturz zu beschleunigen.

Zu diesem Zwecke hatten sie bereits einen von ihnen bekehrten und von dem französischen Gesandten, Herrn von Cesy, beschützten griechischen Bischof in Bereitschaft, welchen sie ohne Weiteres auf den Patriarchenstuhl zu setzen gedachten. Cyrill suchte aber nun, von dem englischen Botschafter unterstützt, dem gegen ihn gerichteten Streiche zunächst dadurch zuvorzukommen, daß er seinen abtrünnigen Gegner in seiner Kirche, unter Beistand von 4 Erzbischöfen und in Gegenwart seiner ganzen Geistlichkeit, feierlich und förmlich excommunicirte, ohne jedoch dabei kluger Weise der Jesuiten irgendwie zu gedenken. Diese aber wußten sehr wohl, auf wen es gemünzt war, ließen sich dadurch keineswegs abschrecken und verfolgten ihren Plan nur um so hartnäckiger. Cyrill, sagten sie überall aus, sei ein Ketzer, der sich mit Lutheranern und Calvinisten eingelassen habe, und — um seinen angeblichen Umtrieben auch gleich einen politischen Anstrich zu geben — gehe schon damit um, den Florentinern eine Insel des Archipel zu überliefern. Mit diesen und ähnlichen Beschuldigungen und einer wohlangebrachten Summe von 40,000 Thlrn. setzten sie es auch bei dem in ihrem Interesse zugleich von dem französischen Gesandten bearbeiteten Großwesir durch, daß Cyrill abgesetzt und nach Rhodos verbannt, der excommunicirte Bischof ihrer Wahl dagegen zum Patriarchen ernannt wurde [1]).

Einmal im Besitz des Patriarchats, mögen sich die Jesuiten wol die Hoffnung gemacht haben, nach und nach auch die Metropolitensitze und die kleineren Bisthümer im osmanischen Reiche mit ihren Creaturen auszufüllen und somit dem päpstlichen Stuhle hier den mühsam errungenen Sieg auf alle Zeiten zu sichern. Allein so weit ging ihr Einfluß und ihre Macht doch noch nicht, daß sie dem von ihnen der grie-

but that in opinion of religion hee is, as wee terme him, a pure Calvinist, and so the Jesuites in these parts do brand him."

1) Roe's Schreiben an den Erzbischof von Canterbury vom 8. März und 12. Mai 1623, daselbst, p. 134 und 146.

chischen Kirche aufgedrungenen Oberhirten die Anerkennung seiner Gemeinde hätten erzwingen können. Es stand nicht in ihrer Gewalt, den Bannfluch zu heben, der noch auf ihm lastete und ihm die Gemüther der Gläubigen abwendig machte. Er kam daher gar nicht zum Genuß seines geistlichen Regiments, sondern wurde von seinen eigenen Beschützern selbst sofort wieder verworfen und durch den Metropoliten von Adrianopel ersetzt, den sie in aller Eile herbeizuziehen gewußt hatten. Jedoch fand auch dieser wenig aufrichtige Anhänger in Constantinopel, während Cyrill noch immer eine starke Partei hatte, welche unablässig an seiner Wiederherstellung arbeitete. Der englische Botschafter, welcher nun auch von seiner Regierung dahin instruirt worden war, den weiteren Übergriffen der Jesuiten auf jede Weise entgegenzutreten, und der holländische Gesandte, welcher die nöthigen Geldmittel herbeischaffte, waren ihre Hauptstütze. Ein Wechsel in dem Großwesirat wurde schnell benutzt, Cyrill erhielt für 60,000 Thlr. die Erlaubniß zur Rückkehr nach Constantinopel, Anthimos — so hieß der Patriarch der Jesuiten — resignirte, und jener nahm abermals Besitz von seinen geistlichen Stuhle, zur Freude seiner Anhänger, welche 120,000 Thlr. daran gesetzt hatten, und zum größten Ärgerniß des französischen Gesandten [1]).

Jedoch gaben weder dieser, noch Rom und die Jesuiten nun den Kampf ganz auf. Nachdem man gleich im nächsten Jahre, 1624, einen abermaligen, aber vergeblichen Versuch 1624
gemacht hatte, Cyrill zu verdrängen, sollte es eins der ersten Meisterstücke der im Jahre 1625 begründeten „Congregatio 1625
de propaganda fide" sein, die griechische Kirche und ihren widerspenstigen Patriarchen endlich der Botmäßigkeit des Heiligen Stuhles zu unterwerfen. Cardinal Bandini, der erste Präsident dieser berühmten Congregation, nahm die Sache jetzt selbst in die Hand, und derselbe griechische Jesuitenzögling, welchen wir schon bei Gelegenheit der jüngsten verunglückten spanischen Friedensunterhandlungen mit der Pforte kennen ge-

1) Roe's Depeschen vom October 1623 und Januar 1624, p. 184 und 213. Letter, bei Grimstone, p. 1487.

lernt haben, Cannachi Rossi, war dazu ausersehen, sie ins Werk zu setzen.

Die demselben ertheilte Instruction des Cardinals ging von dem Satze aus, daß die Römische Kirche es von jeher für ihre wichtigste Aufgabe gehalten habe, eine Vereinigung mit der Kirche des Orients zu Stande zu bringen; zu diesem Zwecke habe sie weder Kosten noch Mühe gespart und unter Anderm auch das Collegium für junge Griechen in Rom begründet und erhalte es mit ihren Mitteln, „damit dieses edle und geistreiche Volk wieder zur Blüthe in der Frömmigkeit und den Wissenschaften zurückkehre, welche vor Zeiten sein Eigenthum gewesen sei" [1]). Würden Überredungskünste nicht hinreichen, den Patriarchen zu bekehren, so sei der Heilige Vater gern bereit, jede auch noch so große Summe daran zu setzen, um dieses edle abgefallene Glied wieder mit der Kirche zu vereinigen und insbesondere diesen Bischofssitz zu unterstützen, von welchem der ganze übrige Orient abhänge" [2]). Übrigens wolle der Papst nicht glauben, daß Cyrill wirklich schon so tief in die Ketzereien versunken sei, wie man ihm Schuld gebe. Er solle seine Unschuld nur dadurch beweisen, daß er sein Glaubensbekenntniß, in welchem er sich für die Beschlüsse des Conciliums zu Florenz zu erklären und die Irrthümer der Calvinisten und Lutheraner zu verdammen

1) Instruttione per il Signore Cannachio Rossi, unterzeichnet: Roma, XXI Febraro 1625, Il Cardinale Bandini, bei Roe, p. 470. Im 2. Art. heißt es da: „Anzi per questo stesso fine ha fondato et mantiene il collegio di Gioveni Greci con le sue rendite, accio quella natione si nobile et ingegnosa ritorno a fiorire in pietà et in letere, come altre volte ha fiorito." Über die Stiftung der Congregatio de propaganda fide im J. 1625: Khlesl's Leben von Hammer-Purgstall. Wien 1851. Bd. IV, p. 217. Khlesl war bei Begründung derselben selbst betheiliget und wurde vom Papste sogleich zum Mitgliede derselben ernannt.

2) Instruttione Art. 3: „Nel particolare proposito del patriarcha presente Nostro Signore (der Papst) con grande gusto volontieramente spenderebbe ogni gran somma di danari per reunir un così nobile membro alla chiesa, et ajutare in particolare quella sedia, dalla quale dipende il rimanente del oriente."

habe, wie bereits sein Vorgänger gethan, in die Hände des Gesandten des Königs von Frankreich oder des Kaisers, beides Männer von so großem Ansehen und so hoher Tugend, daß ihnen der Heilige Stuhl vollen Glauben schenke, niederlege, dann werde es auch die Curie an keiner Hülfe und an keiner Gunst fehlen lassen, um die Kirche von Constantinopel und alle übrige von ihr abhängige Kirchen von ihrem Falle wieder aufzurichten und auf den rechten Fuß zu bringen [1]).

Cannachi Rossi, ein würdiger Schüler der Jesuiten, fein, verschlagen und sehr wohl unterrichtet (subtle, cunning and learned nennt ihn Roe), begann sein Bekehrungswerk damit, daß er Cyrill im Namen des Papstes eine ansehnliche Summe Geldes anbot, um damit den augenblicklichen Bedürfnissen seiner Kirche zu genügen, und eine angemessene jährliche Pension für die Zukunft versprach, wogegen er von ihm blos das in der Instruction verlangte schriftliche Glaubensbekenntniß abgelegt haben wollte. Cyrill, über eine solche Zumuthung im höchsten Grade bestürzt, war anfangs, vorzüglich auf Zureden des holländischen Gesandten, Willens, unter Bescheinigung des Bailo von Venedig, eine Gegenerklärung dahin abzugeben, daß er in seinem Glauben niemals von den von Alters her gültigen Grundsätzen und Gebräuchen der griechischen Kirche abgewichen sei. Der englische Botschafter aber, zu dem er gleichfalls seine Zuflucht nahm, widerrieth ihm einen solchen Schritt, weil irgend eine Erklärung dieser Art schon an sich als ein Zeichen der Unterwürfigkeit gelten werde, welches seinem Ansehen Eintrag thun müsse. Auch solle er nur nicht

1) Im Art. 6 der „Instruttione" liegt der eigentliche Kern des ganzen Planes; wir theilen ihn daher hier noch wörtlich mit: „Che se queste (die dem Patriarchen zur Last gelegten Ketzereien) sono calumnie, et le pare di poter far constare a sua santita la sua innocenza, ne faccia capace l'ambasciatore di Francia o del Imperatore che alla relatione loro, per essere persone di tanta autorità et virtù, si prestera ogni fede, et per mezzo loro mandi à N. S. la confessione della sua fede, nella quale accetti il consilio Fiorentino, et danni li errori de Calvenisti et Luterani, dannati prima da suoi antecessori, che non mancherà la sede apostolica d'ogni ajuto et favore, per ajutare et rimettere in piedi la Chiesa di Constantinopoli et tutte l'altre dependente da lei."

glauben, daß er mit einem solchen Bekenntnisse der römischen Curie Genüge thun könne; ihr Zweck sei ja offenbar kein anderer, als ihn dazu zu bewegen, daß er die Lehre Luther's und Calvin's verdamme; jede andere Erklärung von ihm werde nur dazu gebraucht werden, gegen ihn als Ketzer zu verfahren. Er solle daher den Abgesandten des Cardinals lieber ganz mit Verachtung behandeln, ihm gar keine Antwort ertheilen und ihn dadurch zu entmuthigen suchen, daß er die Sache in die Länge ziehe [1]).

Diese kluge Politik, zu welcher sich Cyrill auch sofort verstand, führte wenigstens in so fern zum Ziele, als Rossi endlich das Feld räumte und Constantinopel unverrichteter Sache verließ. Aber die Machinationen der Jesuiten gegen Cyrill dauerten nichtsdestoweniger fort. Sie brachten es, wie es scheint, vorzüglich mit dem von Rossi zurückgelassenen Gelde abermals dahin, daß der Großwesir, welchem dafür 20,000 Thaler versprochen wurden, einen von ihnen erzogenen Bischof zum Patriarchen ernannte. Cyrill ergriff, sogar für sein Leben besorgt, die Flucht, und wäre wahrscheinlich für immer verloren gewesen, wenn sich nicht wieder Sir Thom. Roe seiner angenommen hätte. Dieser aber, welcher nichts mehr fürchtete, als die überwiegende Macht der päpstlichen Partei (the popish faction) im Diwan, eilte zum Großwesir und wußte ihm die ganze Sache auf so eindringliche Weise als einen Streich der Spanier darzustellen, daß er sich überreden ließ und Cyrill, gegen eine angemessene Geldspende, zum zweiten Male wieder einsetzte [2]).

Nicht viel besser erging es Rom und den Jesuiten im nächsten Jahre mit dem Plane, dem Patriarchen einen Nebenbuhler in der Gestalt eines „Suffraganeo apostolico" entgegen-

1) Hierher gehört das höchst interessante und wichtige Schreiben in lateinischer Sprache, welches Roe am 20. November 1625 in dieser Angelegenheit an den Patriarchen richtete, Negotiations, p. 469, worin er seinen Rath kurz in die Worte zusammenfaßt: „Quid non agendum, consideratio facilis est, sed consilium dare, hic labor, hoc opus est. Cunctari vellem et hunc juvenem (Rossi) vel prolatationibus consumere, vel omnino contemnere."

2) Roe, Depesche an den Erzbischof von Canterbury, p. 487.

zusetzen. Dieser sollte, gleichfalls mit bedeutenden Geldmitteln versehen — es wurde ihm ein eigener Schatzmeister der Curie beigegeben —, mit unbeschränkten Vollmachten über Ein- und Absetzung der Bischöfe im osmanischen Reiche verfügen und überhaupt Alles thun, was geeignet wäre, die Interessen der römischen Kirche im Orient zu fördern. Zu diesem Zwecke war auch sogleich eine Änderung der katholischen Bischöfe, namentlich auf den Inseln des Archipel, zu Naxos und Smyrna, beliebt worden, welche schon viel böses Blut machte.

Im December 1626 traf dieser apostolische Suffragan, 1626
welcher sich nicht sogleich nach Constantinopel gewagt zu haben scheint, wirklich auf Naxos ein. Der französische Gesandte ließ ihn hier durch seinen Kaplan und zwei Jesuiten feierlich empfangen und sogleich nach Chios geleiten. Hier wurde er jedoch selbst von seinen Glaubensgenossen mit Mistrauen und Widerwillen aufgenommen, weil sie in dieser neuen geistlichen Macht eine Beschränkung ihrer Rechte und ihrer Selbständigkeit erblickten und überhaupt Störungen befürchteten, welche ein für sie nur nachtheiliges Einschreiten der Pforte zur Folge haben könne. Daß aber die Griechen diesen Stellvertreter des Papstes nur als ihren natürlichen Feind betrachteten, versteht sich von selbst. Beide vereint arbeiteten daran, ihn aus dem Felde zu schlagen, noch ehe er festen Fuß gefaßt hatte. Sein ganzes Treiben wurde der Pforte als höchst verdächtig und gefahrbringend dargestellt; und das wirkte auch in der That so, daß unverzüglich ein Befehl erlassen wurde, die von dem päpstlichen Bevollmächtigten eingesetzten Bischöfe ohne Weiteres wieder zu entsetzen und in das Gefängniß zu werfen. Der Suffragan entging vielleicht nur durch zeitigen Rückzug noch härterem Geschick [1]).

So wiederholte Niederlagen steigerten natürlich den Unmuth und die Erbitterung der Jesuiten und ihres Beschützers, des französischen Gesandten, aufs Höchste. Jede Gelegenheit, sie dem armen Cyrill und dem englischen Botschafter fühlen zu lassen, war ihnen jetzt willkommen. Und eine solche bot

1) Letter, bei Grimstone, p. 1490. Roe Negotiations, p. 547, 645, 670.

sich gleich im nächsten Jahre dar, leider auch nur wieder zu ihrem eigenen Verderben.

Im Juni 1627 traf nämlich ein griechischer Mönch aus
1627 Cephalonia, Nikodemus Metaxas mit Namen, in Constantinopel ein, welcher längere Zeit in England studirt und dort Geschmack an der Buchdruckerkunst gefunden hatte. Um dieselbe nun auch für sein Volk und seine Kirche nützlich zu machen, führte er einen vollständigen Druckapparat bei sich, welchen er, zu größerer Sicherheit, unter den Schutz des Patriarchen und des englischen Gesandten stellte. Kaum hatte er aber in einem ihm von dem letzteren eingeräumten Hause sein Geschäft begonnen, als die Jesuiten, mit Herrn von Cesy im Bunde, nach einem vergeblichen Versuche, ihn für sich zu gewinnen, sein Thun und Treiben auf jede Weise zu verdächtigen und namentlich bei der Pforte anzuschwärzen bemüht waren. Metaxas, hieß es, sei ein Ketzer, ein Calvinist, ein Lutheraner, welcher Schriften drucke und verbreite, die dem Staate und dem Islam gefährlich seien; er gehe nur darauf aus, die Griechen aufzuwiegeln und die Kosaken herbeizuziehen; mit seinen Maschinen treibe er Falschmünzerei u. s. w. Mit diesen und ähnlichen Beschuldigungen brachten sie den Großwesir in kurzem gegen den armen Metaxas so in Harnisch, daß er eines Tages ohne Weiteres eine Bande Janitscharen abschickte, welche sein Haus umzingelte, und Alles, was sich dort vorfand, Bücher, Papier, Schriften, Pressen u. s. w., im Werthe von 7000 Thalern, nach dem Diwan schleppte. Metaxas selbst entging dabei dem Tode, welchen ihm die Jesuiten längst geschworen hatten, nur dadurch, daß er sich verkleidet in das Hotel des englischen Gesandten rettete.

Sir Thomas Roe nahm sich seiner sogleich auf das Wärmste an und hatte dabei um so leichteres Spiel, da sich bei einer von den Mollas angestellten genauen Prüfung der Papiere und Bücher des Metaxas durchaus nichts fand, was die Lehre Mohammed's benachtheiligt hätte. Selbst der Mufti, ein aufgeklärter und billig denkender Mann, gab sein Fetwa dahin ab, daß es weder als Blasphemie noch als Verbrechen gelten könne, wenn Christen über ihre Lehre

schreiben, die ihnen der Sultan öffentlich in ihren Kirchen zu verkündigen gestatte. Genug, es wurde dem Gesandten nicht sehr schwer, den Großwesir von der Unschuld des Metaxas zu überzeugen, dem er, als Unterthan der Signorie von Venedig, vorzüglich auf Verwendung des Bailo, in seinem Hause Schutz gewährt, und dagegen den ganzen Zorn desselben auf die Verfolger seines Schützlings, die verhaßten Jesuiten, zu lenken. Metaxas erhielt seine Bücher, Papiere und Pressen zurück, der Patriarch, dessen ganzes Verbrechen darin bestand, daß er bei Metaxas eine kleine Vertheidigungsschrift hatte drucken lassen, die er dem König von England gewidmet, wurde in allen Ehren für unschuldig erklärt, und dagegen die Verbannung der Jesuiten aus Constantinopel und dem ganzen Reiche, als das sicherste Mittel, ihren ferneren Umtrieben ein Ende zu machen, ohne Weiteres beschlossen [1]).

Die Ausführung dieses Beschlusses, zu welcher außer dem Gesandten und dem Patriarchen nun auch der Bailo von Venedig das Seinige beitrug, hatte nur in so fern noch ihre Schwierigkeiten, als die Jesuiten, sobald sie den Sturm über sich hereinbrechen sahen, in dem Hause des französischen Gesandten eine Freistatt suchten und fanden. Erst nachdem sie sich hier eine Zeit lang ruhig verhalten und in der Meinung, daß die Gefahr vorüber sei, in ihre eigene Behausung zurückgekehrt waren, ließ sie der Großwesir zugleich mit Cannachi Rossi, welcher sich auch wieder eingefunden hatte, sammt ihren Büchern sämmtlich aufheben und ins Gefängniß werfen. Bei der dann sogleich angestellten Untersuchung ihrer Schriften sollen sich so anstößige und gefährliche Dinge gefunden haben, daß selbst ihr Leben in Gefahr ge-

1) Diesen ganzen Vorfall hat Roe selbst sehr ausführlich in einer besondern höchst interessanten Denkschrift erzählt, welche er unter der Aufschrift: „A relation of the practices of the Jesuites against Cyrill, Patriarch of Constantinople, and the cause of their banishment from the Turkish Empire", einer Depesche an König Karl I. hinzugefügt hat, worin er sein Verfahren in diesen Jesuitenhändeln rechtfertigt. Auch der angeblich an einen Senator in Venedig gerichtete Brief bei Grimstone, p. 1491—1494, ist hier nur ein wörtlicher Abdruck dieser Denkschrift.

wesen wäre. Nur der Vermittelung des englischen Gesandten wäre es zu danken gewesen, daß das im Diwan über sie bereits gefällte Todesurtheil in Verbannung umgewandelt wurde.

Dagegen waren dieses Mal alle Bemühungen des französischen Gesandten, sie zu retten, vergeblich. Weder der Großwesir noch der Mufti gaben seinen eindringlichen Vorstellungen mehr Gehör. Und als er als letztes Mittel die eitle Drohung versuchte, daß er, seinen Instructionen zufolge, selbst mit ihnen Constantinopel verlassen werde, antwortete ihm der Großwesir mit größter Ruhe: „Der Sultan achte den König von Frankreich als seinen ältesten und besten Freund in der Christenheit, könne sich aber nicht überzeugen, daß seine Freundschaft von der Nothwendigkeit abhänge, hier Verräther mit Gewalt und gegen die Regeln einer guten Staatsregierung (against the rule of buon governo) zu beschützen; deshalb werde er sich wol eines Bessern besinnen; wenn er bleiben wolle und sich benehmen werde, wie es einem Gesandten gezieme, so solle er stets willkommen sein und alle ihm schuldige Achtung genießen; wenn er dagegen anerkannte Feinde der Pforte zu beschützen als sein Recht in Anspruch nehmen wolle und der Meinung sei, daß die Freundschaft seines Königs an einem so schwachen Faden hänge, so stehe ihm die Thür stets offen; er möge dann in aller Sicherheit abziehen, wenn er wolle; den König werde man von dem wahren Stande der Sache auf eine Weise unterrichten, daß sowol ihm, wie der Pforte Genüge geschehe“ 1).

Herr von Cesy, den seine Gläubiger gar nicht fortgelassen haben würden, blieb hierauf zwar, machte aber seine Stellung dadurch nur noch schlimmer, daß er plötzlich alle Waarenmagazine seiner Nation schließen ließ und als Repressalie den Handel französischer Unterthanen im osmanischen Reiche gänzlich untersagen lassen wollte, eine verkehrte Maßregel, die, an sich unausführbar, in ihren nachtheiligen Folgen nur auf ihn und Frankreich zurückfallen mußte. Die

1) Roe, Depesche an Lord Conway vom 19. Februar 1628, p. 742.

einmal beschlossene Verbannung der Jesuiten konnte er dadurch nicht rückgängig machen. Sie wurden auf Befehl des Großwesirs zunächst nach Chios eingeschifft, wo sie so lange in Haft bleiben sollten, bis sich eine passende Gelegenheit finden würde, sie nach Italien zurückzuschicken. Zugleich ergingen an alle Orte, wo sie sonst ihre Niederlassungen hatten, nach Chios, Smyrna, Cypern und Aleppo, die strengsten Befehle, dort mit ihnen auf gleiche Weise zu verfahren. Auch der letzte Versuch des französischen Gesandten, sie noch dadurch zu retten, daß sie, angeblich weil sie nicht mit einem Geleitschreiben des Kapudan-Pascha versehen, die Dardanellen nicht passiren durften, mislang. Sie wurden zwar nochmals nach Constantinopel zurückgebracht, konnten aber dadurch ihrem Verhängniß nicht entgehen. Der Großwesir, aufs Höchste erbittert, ließ sie sofort, am 5. März 1628, in Fesseln ge- 1628
schlagen, abermals einschiffen und über Chios nun wirklich nach Italien expediren [1]).

Groß war begreiflicher Weise der Jubel über diesen Ausgang des Kampfes nicht nur in dem Lager der Protestanten, sondern auch auf Seiten der Katholiken, wie namentlich der Mönche des Heiligen Grabes zu Jerusalem, welche froh waren, endlich dieser gefährlichen Nebenbuhler entledigt zu sein. Leider war nur das Siegesgeschrei, welches selbst der kluge Thom. Roe darüber in seinen Depeschen erhob, etwas zu voreilig [2]). Man hatte vergessen, die Hinterthüre zu verschließen, durch welche die frommen Brüder Lo-

1) Letter, bei Grimstone, p. 1494 fg. Roe's Depeschen vom Februar und März 1623, p. 764, 775, 779. Natürlich machte das Verbot des Handels, welches wol zunächst nur einige in Constantinopel zufällig anwesende französische Kauffahrer traf, unter diesen viel böses Blut gegen ihren Gesandten. „They pray agaynst him", meint Roe, „as in the Letanye, from famine and pestilence libera nos, Domine!"

2) Diese Verbannung, meint Roe in der zuletzt angeführten Depesche, indem er zugleich die politische Seite der Sache heraushebt, „will be a great advantage to my successor, both in publique business and in the particular of balancing the French, who sought here a monarchy over all christians, tanquam universalis legatus".

jola's sich unversehens wieder einschleichen konnten. Und diese wußten sie in der That leicht zu finden.

Kaum hatte nämlich ihr Erzfeind, der englische Botschafter, im Sommer 1628 Constantinopel verlassen, als sie in Pera wieder zum Vorschein kamen. Denn dem französischen Gesandten war es doch gelungen, zwei derselben als seine Hauskapläne bei sich verborgen zu halten. Für diese kam er nun, sobald er die Luft für etwas reiner hielt, etwa einen Monat nach der Abreise seines englischen Gegners, bei der Pforte um die Erlaubniß ein, daß es ihnen gestattet werden möge, ihre Todten zu begraben und ihren sonstigen gottesdienstlichen Verrichtungen nachzugehen. Der Sturm hatte sich gelegt und die Pforte trug daher kein Bedenken mehr, dem Anliegen des Gesandten nachzugeben. Ein großherrlicher Ferman befahl, daß den geistlichen Handlungen der von dem französischen Gesandten ernannten Priester seiner Nation in der verwaisten Kirche des heiligen Benedict zu Pera kein Hinderniß mehr in den Weg gelegt werden solle, vorausgesetzt, daß sie nicht zu den unlängst verbannten Jesuiten gehören. Mit diesem Ferman in der Hand führte der Gesandte seine beiden Jesuiten ohne Weiteres wieder in ihre Kirche in Pera ein, wo sich denn auch bald andere Brüder zu ihnen gesellten [1]).

Wie groß mag nun aber das Erstaunen und der Ärger des Jesuitenverfolgers Roe gewesen sein, als ihm sein Nachfolger, Peter Wyche, gleich in einer seiner ersten Depeschen vom 26. Juli 1628 schrieb: „Die Vertreibung der Jesuiten von hier, wobei Eure Lordschaft Ihre Rolle so gut gespielt hat, ist seitdem ganz und gar zu nichte geworden (is all come to naught since). Denn die beiden, welche hier geblieben sind, haben von dem Großherrn abermals die Erlaubniß erhalten, in demselben Collegium, welches sie früher inne hatten, so frei und ungehindert wie zuvor zu wohnen und ihren Verrichtungen obzuliegen. Sie sind jetzt bereits seit 20 Tagen dort, und es scheint, daß der Befehl des Großherrn so be-

1) Letter, bei Grimstone, p. 1405 fg., wo auch der betreffende Ferman in genauer Übersetzung gegeben wird.

stimmt ist, daß, wie mir scheint, weder der Patriarch, noch der venetianische Bailo die Absicht haben, aufs Neue Widerstand zu leisten" [1]).

Und so war es auch in der That. Die Jesuiten, durch die bereits gemachten Erfahrungen belehrt, traten etwas leiser und vorsichtiger auf und gelangten damit nur desto sicherer zum Ziele. Denn in kurzem waren sie nicht nur in Constantinopel wieder heimisch, sondern trieben auch in ihren übrigen Missionen des osmanischen Orients, auf Chios, Naxos, Cyprus, zu Smyrna, Saida, Aleppo u. s. w., ganz offen ihr Wesen. Man ließ sie jetzt aber ruhig gewähren, weil Roe's Nachfolger, ebenso wenig wie der Patriarch und der Bailo, keine besondere Lust hatte, mit ihnen anzubinden. Aber den Groll gegen den armen Cyrill konnten sie doch nie ganz überwinden. Wenigstens ist es mehr als wahrscheinlich, daß sie bei den Aufhetzereien, welche ihm zehn Jahre später, im Jahre 1638, das Leben kosteten, nicht unbetheiligt 1638
waren.

Man gab ihm schuld, er habe sich mit dem Moskowiter und den Kosaken in verrätherische Verbindungen eingelassen. Mehr bedurfte es nicht, um den Zorn Sultan Murad's, der damals auf der Höhe seines von Mordlust getragenen Tyrannenwahnsinns stand, auch gegen ihn bis zu blutiger That zu entflammen. Er ließ ihn in die Sieben Thürme werfen und dort dann erdrosseln. Wir haben nirgends gefunden, daß Jemand zu seiner Rettung Hand oder Wort zu erheben gewagt hätte. Ein Jesuitenzögling, Carfila mit Namen, wurde an seiner Stelle auf den Patriarchenstuhl erhoben. Die 40,000 Scudi, welche er dafür an den Diwan zahlte, kamen aus dem Schatze der römischen Curie [2]).

1) Depesche von Peter Wyche an Thom. Roe Negotiations, p. 823.

2) Rycaut, Hist. des trois derniers Empereurs. T. I, p. 131. Daß die Jesuiten die eigentlichen Urheber dieses Mordes waren, wird hier in der Übersetzung weggelassen, aber im englischen Original geradezu gesagt. Auch Sagredo, Memorie istoriche, p. 694, bezeugt,

Neben Rom und Frankreich war nun aber auch Östreich wieder die Macht, welche sich der Jesuiten zu Constantinopel und im osmanischen Reiche ganz besonders annahm. Schon Sir Thomas Roe macht darauf aufmerksam, daß durch ihre Verbannung aus der osmanischen Hauptstadt im Jahre 1628 Niemand unangenehmer berührt worden sei, als das Haus Östreich [1]). Als kurz nach diesen Vorgängen, in Folge des im Jahre 1627 zu Szön erneuerten Friedens, der Freiherr Hans Ludwig von Kuefstein als Großbotschafter des Kaisers Ferdinand II. in Constantinopel eintraf, bestand auch er, gestützt auf den VII. Artikel des Wiener Friedens vom Jahre 1616, auf der abermaligen Zulassung und ferneren Duldung der Jesuiten im osmanischen Reiche. Sie wurde stillschweigend zugestanden. Dagegen konnte Kuefstein mit dem von dem Beichtvater des Kaisers, dem Jesuiten Pater Lamormain, eingegebenen Verlangen, daß in Constantinopel ein katholischer Patriarch eingesetzt werden möge, nicht durchdringen [2]).

Wir werden Gelegenheit haben, später wiederholt anzudeuten, wie sehr sich der kaiserliche Hof den Schutz und die Förderung der Interessen der Jesuiten auch fernerhin angelegen sein ließ. Für jetzt ist es für uns von Wichtigkeit, noch etwas näher auf die Verhältnisse einzugehen, welche in dieser Zeit die politischen Beziehungen zwischen Östreich und der Pforte überhaupt bedingten.

daß das Geld von Rom kam: „Per la quale mutazione anche di Roma furono pagati 40,000 scudi."

1) Roe, Depesche an Lord Conway vom 26. Januar 1628, p. 739: „This banishment may proove an occasion of much discontent to our enemies of the house of Austria, where they are omnipotent, being expressly comprehended in one article of their antient treatye ect." Auch aus dieser Äußerung ergibt sich, daß im VII. Artikel des Wiener Friedens vom Jahre 1616 wirklich von Jesuiten, und nicht blos, wie Hammer O. G. Bd. V, S. 90 fälschlich annimmt, von Bekennern der Lehre Jesu im Allgemeinen die Rede war.

2) Hammer a. a. O. S. 89 und 97 nach dem handschriftlichen Berichte des Herrn von Kuefstein.

3) Östreich, Ungarn und Siebenbürgen bis zum Ausgange Bethlen Gabor's und zur Befestigung der Macht Rakoczy's.

Selbst wenn Östreich in seiner orientalischen Politik ein festeres und durchgebildeteres System befolgt hätte, als es wirklich der Fall war, wenn es auch in der Lage gewesen wäre, sie wenigstens in dem Geiste, mit der Klugheit und Entschlossenheit in Constantinopel zur Geltung zu bringen, wie wir sie schon in der merkwürdigen Instruction entwickelt finden, welche der Cardinal Chlesl, als Director des geheimen Cabinets, im Jahre 1616 dem kaiserlichen Botschafter, Herrn von Czernin, ertheilte [1]), — so würde es ihm gerade jetzt doch schwerlich gelungen sein, den Frieden von Sitvatorok und die jüngsten Wiener Beschlüsse endlich zur Wahrheit zu machen, und namentlich in Ungarn einen Zustand herzustellen, welcher seiner Herrschaft daselbst Festigkeit und Dauer hätte verleihen mögen.

Man muß, um gerecht zu sein, freilich eingestehen, daß das Cabinet zu Wien hier mehr, wie irgend eine andere europäische Macht, fortwährend mit Schwierigkeiten der eigenthümlichsten, der verwickeltsten Art zu kämpfen hatte. Nicht nur daß, bei der heillosen Finanznoth, von welcher Cardinal Chlesl selbst in seiner Schilderung der bei der Verwaltung der Hofkammer damals herrschenden Unordnung und Verwirrung das ergreifendste Bild entwirft, eigentlich alle Mittel fehlten, in Ungarn und gegen Siebenbürgen eine irgend gebietende Stellung einzunehmen [2]), nicht nur daß man dort

1) Hammer-Purgstall, Chlesl's Leben, Bd. III, S. 157 fg. Ein Schatz goldener Regeln für die damals in Constantinopel zu befolgende Politik Östreichs, welche aber Herr von Czernin wol am wenigsten geeignet war, mit Geschick in Anwendung zu bringen, da er sich dort sogleich durch sein erstes Auftreten seine Stellung verdarb. Vergl. Bd. III dieses Werkes, S. 708 fg.

2) Hammer-Purgstall, Chlesl's Leben, Bd. III, S. 124, wo es unter Anderm in einem Schreiben des Cardinals an den Hofkriegsrathspräsidenten Molart über die erschreckliche Geldnoth heißt: „Wir wollen die Venediger, die kriegslustigen Türken, die Ungarn und Haiducken, die Stände im Reiche und in den Erblanden, welche der katho-

mit dem widerspenstigen Geiste eines aufsässigen und erbitterten Adels in beständiger Fehde lag, und die ebenso herrschsüchtige als zweideutige Politik Bethlen Gabor's niederzuhalten hatte, wurden diese Übelstände nun auch noch von den dem Hause Östreich schon so feindlich gegenüberstehenden Mächten auf jede Weise benutzt, für ihre Zwecke daraus den größtmöglichen Vortheil zu ziehen und die Befestigung gesicherterer Verhältnisse zwischen dem kaiserlichen Hofe und der Pforte so lange wie möglich hinzuhalten und zu hintertreiben.

Und gewiß gab es dazu kein bequemeres Werkzeug, als diesen Fürsten von Siebenbürgen, welcher sich mit seinem unbegrenzten Ehrgeize, mit seinem Wankelmuth und seiner Entschlossenheit, seinem hochfahrenden Sinne und seiner Unterwürfigkeit wie ein Keil zwischen Östreich und das osmanische Reich hineingedrängt hatte; der bald die Ohnmacht des einen, bald die Nachgiebigkeit des andern sich zunutze zu machen wußte, es heute mit diesem, morgen mit jenem hielt; der von Allen als treulos, hinterlistig, unzuverlässig verachtet wurde, um dessen Gunst dann aber doch wieder Alle buhlten, weil sie seine Macht für größer hielten, als sie wirklich war, und weil er es vortrefflich verstand, sie Alle für seine Zwecke auszubeuten oder zu hintergehen.

Was Bethlen Gabor's letzte Zwecke waren, darüber konnte wol Niemand im Zweifel sein, der überhaupt einen tiefern Blick in diese Verhältnisse thun wollte und dabei die wirkliche Absicht von dem Vorwand zu scheiden im Stande war. Die Größe und den Glanz seines Hauses auf den Besitz eines sowol von der Pforte wie von dem Kaiser unabhängigen Fürstenthums zu gründen, blieb unter allen Wirren, welche ihn, sei es als Hort des Protestantismus, sei es als

lischen Religion und ihrem Herrn widerstreben, schon im Zaume halten; nur Geld her! Die alten Grenzer sollen bezahlt, die Grenzhäußer neu hergestellt, mit der nothwendigen deutschen Besatzung versehen werden; nur Geld her!" Und so fort durch alle Zweige der Staatsverwaltung, immer mit dem Refrain: „Nur Geld her!" Dazu dann die pikante Schilderung der entsetzlichen Wirthschaft in der Hofkammer, S. 137 fg.

Gegner des Hauses Östreich, mit in die Politik der Großmächte Europas verwickelten, doch das Ziel seiner Wünsche und seines Strebens. Da ihm aber eben zur Erreichung desselben jedes Mittel gerecht war, wird es begreiflich, wie er sich in derselben Zeit, wo er sich durch ein durchdachtes Hin- und Herschwanken gegen den Kaiser und die Pforte zu halten bemüht war, auch so tief mit den Gegnern Östreichs einlassen konnte, welche sich von seinem Beistand für ihre Interessen nicht mindere Erfolge versprachen, wie er für die seinigen von ihrem Einflusse erwartete. Dies ergab jenes eigenthümliche Gewebe von politischen Verhandlungen und Intriguen, dessen Fäden damals in Constantinopel zusammenliefen, und die Pforte abermals auf eine Weise in die allgemeineren europäischen Verhältnisse hineinzogen, die ihr, ungeachtet ihrer Ohnmacht und Schwäche, bei ihrer ferneren Entwickelung doch noch immer ein bedeutendes Gewicht und beziehungsweise selbst eine entscheidende Stimme verschaffte.

Die Stellung Östreichs zu Siebenbürgen und Bethlen Gabor ist dabei zunächst schärfer ins Auge zu fassen. Sie war, wie wir gesehen haben, zuletzt durch den zwischen ihm und dem Kaiser zu Anfange des Jahres 1622 zu Nikols- 1622
burg abgeschlossenen Frieden, also um dieselbe Zeit bestimmter geregelt worden, wo der englische Botschafter Sir Thomas Roe in Constantinopel eintraf und seine tief eingreifende diplomatische Thätigkeit sogleich auch nach dieser Seite hin begann. Dieser Nikolsburger Friede, welcher auf der einen Seite der Herrschsucht Bethlen Gabor's Grenzen setzen, auf der andern den freundlichen Beziehungen des Hofes zu Wien zur Pforte eine neue Bürgschaft gewähren sollte, war aber gar nicht im Sinne des Cabinets zu London und seines Stellvertreters zu Constantinopel.

Denn obgleich auch die orientalische Politik des Königs Jakob I. damals im Allgemeinen einen sehr friedlichen Charakter hatte, so wurde sie doch noch von dem, wenn auch etwas zaghaften Wunsche bedingt, daß die Pforte und dann auch der Fürst von Siebenbürgen sich dazu verstehen möchten, zur Wiederherstellung des vertriebenen Königs von Böhmen, des Pfalzgrafen Friedrich, des Königs Schwiegersohn, hülf-

reiche Hand zu leisten. Bereits im Jahre zuvor, 1621, hatte Jakob I. Bethlen Gabor durch eine geheime Subsidienzahlung von 80,000 Goldstücken dazu zu bewegen gesucht, sich womöglich ganz Ungarns zu bemächtigen, dieses alte berühmte Königreich, welches seit dem Tage bei Mohacs so sehr gesunken sei, wieder aufzurichten, und dann gleich im nächsten Jahre sein Heer nach Böhmen zu schicken, damit es mit den Streitkräften des Königs-Pfalzgrafen und anderer Fürsten vereint, wie es in dem deshalb an Bethlen gerichteten Schreiben heißt, mit dazu beitrage, „Europa endlich einmal in den Zustand zu versetzen, zu welchem es gesunde Rathschläge längst hätten führen sollen“. Denn wenn es auf der einen Seite das Interesse von ganz Europa verlange, daß das edle unabhängige Reich Ungarn noch fernerhin die unüberwindliche Schutzmauer der Christenheit bleibe, so sei es auf der andern nicht minder wesentlich, daß es dazu diene, Östreich, welches mehr wie einmal das europäische Gleichgewicht zu stören versucht habe, in die gebührenden Schranken zurückzuweisen [1]).

Wir wissen nicht, ob die versprochene Subsidienzahlung hierauf auch wirklich erfolgte. Jedenfalls aber war der Nikolsburger Friede für Jakob I. eine arge Enttäuschung, welche ihn gegen das zweideutige Wesen des Siebenbürgers mit gerechtem Mistrauen erfüllte. Er war gegen ihn so aufge-

1) Dieses merkwürdige Schreiben des Königs Jakob I. an Bethlen Gabor, vom 19. October 1621, wird aus den Hamilton'schen Handschriften mitgetheilt in Hormayr's Archiv für Geschichte, XIX. Jahrgang (1828), S. 453. Darin heißt es ausdrücklich, daß die Subsidienzahlung bewilligt worden sei „consentiente, imo petente et flagitando Parlamento nostro“; und als Grund derselben wird dann hinzugefügt: „multum enim, ut ingenue fateamur, et nobis et universae Europae interest, ut nobilissimum Hungariae regnum parte ab una qua Christianitatis fortalitium inexpugnabile porro quoque independens supersit, et parte ab altera qua frenum Germaniae Austriadum fortiter repellat vires, aequilibrium Europae plus vice simplici turbare nitentium“; gleich im nächsten Frühjahr solle er in Böhmen einrücken, „ut unitis viribus ac accedentibus aliorum quoque armis Europa tandem aliquamdiu eo componatur, quo eam sana consilia ducere debuerint“.

bracht, daß er nun von ihm anfangs gar nichts mehr wissen wollte, und auch seinen Gesandten bei der Pforte dahin instruiren ließ, daß er sich mit ihm auf nichts einlassen und in Betreff seiner nur eine beobachtende, möglichst zurückhaltende Stellung einnehmen möge. In diesem Sinne schreibt der Staatssekretär Calvert noch im April 1622 an Th. Roe: „Was Bethlen Gabor betrifft, so stimmt die Schilderung, welche Ihr von seinem Charakter entworfen habt, ganz mit der Meinung überein, welche Se. Majestät immer von ihm gehegt hat. Se. Majestät wollte bis jetzt gar nichts mit ihm zu thun haben, und wünscht, daß auch Eure Lordschaft von ihm und seinen Angelegenheiten keine Notiz nehme, sondern ihn ganz denen überlasse, welche die Sorge für ihn übernommen haben“ [1]).

Nun wurde Roe aber doch fast wider Willen mit in die Unterhandlungen hineingezogen, welche schon im vollen Gange waren, als er seine diplomatische Thätigkeit bei der Pforte begann. Denn auch diese hatte den Abschluß des Friedens zwischen dem Kaiser und Bethlen Gabor sehr übel vermerkt, und der letztere sich daher beeilt, seine Gesandten und Kundschafter nach Constantinopel zu schicken, um der nachtheiligen Stimmung, welche in Folge dessen gegen ihn im Diwan überhand zu nehmen schien, womöglich entgegenzutreten. Mit ihnen zugleich hatte sich auch derselbe Graf Thurn dort eingefunden, welcher im Jahre 1619 mit Bethlen den verunglückten Zug gegen Wien unternommen hatte, und nun auch hier seine Interessen zwar bis zu einem hohen Grade zu unterstützen geneigt war, aber doch eigentlich mehr darauf ausging, als Bevollmächtigter der protestantischen Partei in den „sieben vereinigten Provinzen“ nochmals das Wohlwollen und den Beistand der Pforte für ihre Sache in Anspruch zu nehmen und zu gewinnen.

1) Roe Negotiations, p. 28. Die zahlreichen Depeschen dieses Gesandten sind auch für diese wichtigen Verhältnisse mit die Hauptquelle, aber merkwürdiger Weise von ungarischen Geschichtschreibern noch so gut wie gar nicht benutzt worden. Auch der neueste, Michael Horvath, „Geschichte der Ungarn, aus dem ungarischen Original übersetzt“, Pesth 1855, hat sie gar nicht beachtet.

Allerdings, stellte der siebenbürgische Gesandte dem Großwesir vor, habe sein Herr ohne Wissen und ohne Zustimmung der Pforte mit dem Kaiser Frieden geschlossen; allein er sei dazu durch die Nothwendigkeit gezwungen worden; ein dreijähriger Krieg habe das Land so zu Grunde gerichtet und erschöpft, daß er nicht im Stande gewesen sei, sich mit seiner ausgehungerten Armee noch länger im Felde zu halten; hätte er den ihm gebotenen Frieden nicht angenommen, so würde er genöthigt gewesen sein, einen Rückzug anzutreten, welcher, einer Flucht ähnlich, dem Feinde das Land als Sieger preisgegeben haben würde. Es sei ihm daher nur darum zu thun gewesen, Zeit zu gewinnen, um seine Truppen nach Siebenbürgen zurückziehen, da wiederherstellen und verstärken zu können. Überdies habe er auch wegen der von Polen her gegen ihn angezettelten Machinationen auf seiner Hut sein müssen. Denn der König von Polen sei, im Einverständniß mit einigen Großen des Landes und von dem Kaiser aufgewiegelt, mit nichts Geringerem umgegangen, als in Siebenbürgen einen Aufstand zu erregen und an seiner Stelle einen andern, ganz von Polen und dem Kaiser abhängigen Fürsten einzusetzen, wodurch dann auch die Pforte in die Nothwendigkeit würde versetzt worden sein, ihren Feldzug gegen Polen aufzugeben. Da aber jetzt der Großherr plötzlich mit Polen Frieden geschlossen habe, sei auch er, Bethlen Gabor, um so mehr veranlaßt gewesen, den ihm von dem Kaiser gebotenen Vertrag anzunehmen, da der König von Polen nun freie Hand gehabt hätte, den Kaiser zu unterstützen, und damit die Last des Krieges mit doppelter Schwere auf ihn allein zurückgefallen sein würde. Indessen komme es ihm gar nicht in den Sinn, den Frieden mit dem Kaiser auch wirklich zu halten. Er sei im Gegentheil jetzt — diese Erklärung fand im August des Jahres 1622 statt —, nachdem er sich Geld und andere Mittel zur Herstellung und Erhaltung seines Heeres verschafft habe, bereit, binnen 20 Tagen wieder nach Kaschau hin aufzubrechen und die Feindseligkeiten sofort zu beginnen. Er werde sich in dieser Hinsicht, als ein treuer und ergebener Vasall des Großherrn, ganz in die Meinung und den Willen der Hohen Pforte fügen, deren Befehle er erwarte und

auf deren Hülfe und Unterstützung er unter allen Umständen rechne [1]).

Das Letzte war, bei dieser Lage der Dinge, natürlich die Hauptsache. Und um damit so schnell wie möglich zum Ziele zu gelangen, gebrauchte Bethlen Gabor, nicht ohne Erfolg, jenes Einschüchterungssystem, welches im Diwan niemals seine Wirkung verfehlte. In einem langen, sehr geheimnißvollen Schreiben an den Großwesir setzte er auseinander, daß der Kaiser, nachdem er mit ihm Frieden geschlossen, nun auch eifrig bemüht sei, ihn ganz auf seine Seite zu ziehen und von der Pforte abwendig zu machen. Zu diesem Zwecke habe er ihn wissen lassen, daß er mit den Königen von Spanien und Polen und einigen deutschen Fürsten sich dahin vereiniget habe, eine Armee von 150,000 M. aufzubringen, welche im nächsten Jahre in Ungarn, Bosnien und Griechenland einfallen, dann gleich bis nach Constantinopel vordringen und das europäisch-osmanische Reich unterwerfen solle. Wolle er, Bethlen, diesem Bündniß beitreten, so solle er den Oberbefehl über das Heer, und dann bei der Theilung der gemachten Eroberungen Siebenbürgen und Bosnien für sich und seine Erben als ein selbständiges Königreich erhalten. Er habe nun aber, als ein treuer Unterthan des Großherrn, dem er seine Erhebung verdanke, nichts Anderes thun können, als die Hohe Pforte von diesem gegen sie gerichteten Bunde in Kenntniß zu setzen, damit sie bei Zeiten ihre Maßregeln darnach ergreife. Denn der Sturm könne nur dadurch abgewendet werden, daß man dem Kaiser zuvorkomme, ehe er in Deutschland Frieden erlangt und seine Kräfte gesammelt habe. Jetzt sei noch der günstigste Zeitpunkt, etwas zu thun, um sich gegen diesen alten Feind sicherzustellen. Seine Truppen seien von den Grenzen zurückgezogen und überall zerstreut; sein Land verwüstet, und Böhmen, Ungarn und alle übrige Provinzen stehen im Begriff, sich gegen ihn zu erheben. Wenn daher der Sultan seine Truppen von Ungarn,

1) The cause of the dispatch and instructions of the ambassador of Bethlen Gabor, and the count of Torne, arrived at Constantinople 22. Aug. 1622. Negotiations, p. 76.

Bosnien und Griechenland aus in Östreich einrücken lassen wolle, werde er gleichzeitig nach Böhmen und Schlesien vordringen; nichts sei leichter, als diese Länder zu erobern; er mache sich anheischig, selbst den Kaiser in die Hände des Großherrn zu liefern, welcher sich dann ohne Schwierigkeiten dieses ganzen Theiles von Deutschland bemächtigen könne. Es sei Alles gewonnen, wenn man den rechten Zeitpunkt zu benutzen verstehe; aber die größte Gefahr stehe bevor, wenn man ihn vorübergehen lasse [1]).

Offenbar versetzte eine so unerwartete Eröffnung den Großwesir in nicht geringe Verlegenheit. Er konnte für sich allein nicht zu einem Entschlusse kommen und hielt es für nöthig, sich namentlich bei dem britischen Botschafter Raths zu erholen, welchen unterdessen auch der siebenbürgische Gesandte und Graf Thurn auf ihre Seite zu ziehen versucht hatten. Sir Thomas Roe hatte sich aber mit ihnen auf nichts eingelassen und allen ihren Anträgen, die nur darauf ausgehen, die Türken nach Deutschland zu ziehen, seine sehr bestimmten Instructionen entgegengesetzt, welche ihm die Erhaltung des Friedens in der Christenheit zur ersten Pflicht gemacht und ihn streng darauf angewiesen, diese Gefahr von der europäischen Welt unter allen Umständen fern zu halten. Und dies war im Wesentlichen auch der Standpunkt, welchen er bei den Berathungen einnahm, welche deshalb zwischen ihm und dem Großwesir in Gegenwart einiger andern Würdenträger des Reiches gepflogen wurden.

Nicht ohne Erstaunen erklärte er da gleich von vorn herein den angeblichen Bund des Kaisers gegen die Pforte geradezu für eine leere Erfindung Bethlen Gabor's. Daß die Polen, die Spanier und die Deutschen die unversöhnlichsten Feinde des türkischen Reiches seien, darüber könne freilich Niemand in Zweifel sein, und sicherlich fehle ihnen auch der Wille nicht, dies zu beweisen, sobald sich nur eine günstige Gelegenheit dazu darbieten würde. Eine solche sei aber jetzt in keinem Falle vorhanden. Polen, welches soeben

1) Nach dem Auszuge aus dem genannten Schreiben: a. a. O., p. 87.

erst mit der Pforte Frieden geschlossen, sei des Krieges müde und habe genug mit Schweden und dem Moskowiter zu thun; der König von Spanien müsse eine Armee in den Niederlanden unterhalten, eine andere in Veltlin, und auch Indien sei so bedroht, daß es ohne Unterlaß seine Sorge und seine Streitkräfte in Anspruch nehme; und wie sollte es wol dem Kaiser gelingen, jetzt, wo ganz Deutschland schon von der Plage des Krieges genugsam heimgesucht sei, seine Reichsfürsten zu einem Zuge in das osmanische Reich zu bewegen? — Auf der andern Seite sei aber auch die Schwäche des Kaisers noch nicht so groß, wie sie vielleicht erscheine; die Pforte solle sich daher durch die falschen Vorspiegelungen des Siebenbürgers, der nur seine eigenen Zwecke verfolge und gern im Trüben fische, nicht etwa unüberlegter Weise in einen Krieg mit dem Kaiser verwickeln lassen, welcher am Ende ganz Deutschland, Spanien und alle übrigen Fürsten der Christenheit gegen sie aufbringen könnte. Gewinn werde dabei in keinem Falle sein. Die klügste Politik werde also für jetzt darin bestehen, daß die Pforte zwischen beiden Theilen, dem Kaiser und Bethlen Gabor, eine vermittelnde Stellung einnehme und ihren Einfluß dahin geltend zu machen suche, daß beide sich ruhig verhalten. Dies werde am sichersten zu erreichen sein, wenn man den Kaiser, welcher wegen einer Kleinigkeit den Frieden mit der Pforte gewiß nicht brechen werde, durch ein freundliches Schreiben bei guter Stimmung zu erhalten bemüht sei und dem Siebenbürger auch noch fernerhin im Allgemeinen den Schutz des Großherrn zusage [1]).

Dieser weise und wohlgemeinte Rath, dessen sich Roe um so mehr rühmen zu dürfen glaubte, da es ihm, dem einzigen Gesandten, der die Ehre gehabt habe, den Diwan in

1) Die ausführlichen Verhandlungen sowol mit dem siebenbürgischen Gesandten und dem Grafen Thurn, als auch mit dem Großwesir gibt Roe als Beilage zu einer Depesche vom 7. September 1622, p. 80—89. Er faßte seinen Rath am Ende kurz in die Worte zusammen: „That they might countenance him (Gabor) by letters to the emperour and protest his protection, equally to ballance the affaires between them, to keep both quiett."

dieser Angelegenheit zu leiten, gelungen sei, dem Kaiser einen guten Dienst zu erweisen und einen Krieg abzuwenden, welcher schon dem Ausbruch nahe gewesen, wurde wenigstens zunächst befolgt. Nur zur Vorsicht und um Bethlen Gabor nicht allen Muth zu benehmen (not to dispair him), sollte der Pascha von Ofen Befehl erhalten, mit ihm vereint für die Bewachung der Grenzen zu sorgen, den Frieden aber in keiner Weise stören; blos für den Fall, daß der Kaiser einen Angriff auf Siebenbürgen versuchen würde, solle er ermächtiget sein, ohne weitere Befehle abzuwarten, ihm mit seinen Truppen Beistand zu leisten [1]).

Allein diese gemäßigte Haltung der Pforte genügte den ehrgeizigen Absichten des Siebenbürgers nicht. Er ließ seiner ersten Gesandtschaft eine zweite auf dem Fuße folgen, welche, vorzüglich von dem holländischen Gesandten aufgestachelt und unterstützt [2]), eine nachdrücklichere Hülfe verlangte. Obgleich nun aber auch der Kaiser, von den Umtrieben Bethlen Gabor's in Kenntniß gesetzt, sich beeilte, der Pforte in einer sehr ernstgehaltenen Note die Versicherung seiner friedlichen Gesinnung zu erneuern, und den völligen Ungrund des angeblich zum Zwecke der Eroberung des osmanischen Reiches mit Polen und Spanien eingegangenen Bündnisses nachzuweisen [3]), so gab die Pforte — dem friedlich gesinnten Großwesir Gurdschi-Mohammed war unterdessen der mehr kriegerisch gestimmte Mere-Hussein ge-

1) Beilage zu einer Depesche Roe's vom 7. September 1622, p. 89: „I am persuaded and may boast, that I have done the emperour good service and diverted a warr, which was very forwardly . . . I alone, no other ambassador called or questioned, have had the honor to conclude and direct this affaire in the councell of the grand-signior."

2) Daselbst, p. 90: „In all these practizes the ambassador of Flaunders is much to blame; for he stirrs every stone, to putt but a thorne in the emperours foote, and is, if any be guilty, the most guilty." Roe behauptet hier noch, Bethlen habe dem holländischen Gesandten eine Grafschaft in Ungarn versprochen, sobald er nämlich sich in den Besitz dieses Königreiches gesetzt haben würde.

3) Daselbst, p. 127, wo der Inhalt dieser Note, welche „a most earnest letter" genannt wird, angegeben ist.

folgt — nun doch dem Ansinnen ihres siebenbürgischen Vasallen so weit nach, daß sie ihm für das künftige Jahr, 1623, eine angemessene Unterstützung zusagte.

Ein rechter Ernst war es ihr damit freilich auch noch nicht. Einen offenen Bruch mit dem Kaiser wollte sie doch vermeiden. Es kam ihr, wie Roe sich ausdrückt, nur darauf an, den Hader zwischen beiden Theilen „alla Espagniola“ zu unterhalten, um bei gelegener Zeit daraus Vortheil zu ziehen. Auch war sie in Wahrheit, bei den mislichen Zuständen in Asien und der gänzlichen Erschöpfung ihrer Hülfsquellen, für jetzt gar nicht in der Lage, nach dieser Seite hin bedeutendere Streitkräfte mobil zu machen. Das Hülfscorps, welches Bethlen Gabor zur Verfügung gestellt werden sollte, war noch nicht einmal 20,000 M. stark und führte weder Geschütz bei sich, noch war es gehörig mit Fußvolk versehen. Es bestand blos aus den berittenen Grenztruppen der Paschas von Ofen, Kanischa und Temeswar, unter dem Oberbefehl des Statthalters von Bosnien [1]).

Gleichwol trug Bethlen Gabor, im Vertrauen auf diese schwache und unsichere Hülfe, kein Bedenken, den Kampf sofort wieder aufzunehmen, bei welchem er nicht nur die Unterwerfung von ganz Ungarn, sondern auch, wo möglich, die Eroberung der Nachbarländer, Böhmen, Mähren und Schlesien, im Auge hatte. Denn von dieser Seite rechnete er auf den Beistand der nicht unbedeutenden Streitkräfte der protestantischen Partei in Deutschland, unter dem Pfalzgrafen Friedrich, dem Herzog Christian von Braunschweig und dem Grafen von Mansfeld, welcher auch 5—6000 M. französischer Hülfsvölker unter seinen Fahnen hatte [2]).

Nun verliefen die Dinge aber doch anders, als der hochstrebende Fürst so zuversichtlich erwarten mochte. Das Waffenglück war anfangs allerdings auf seiner Seite. An der

1) Daselbst, p. 133: „The Turks, though they will not openly breake with the emperour, will mayntayne him in the quarrell alla Espagniola.“ Und dann, p. 150, das Hülfscorps sei stark gewesen „in name 20,000, in effect a third less.“

2) Daselbst, p. 170, 171 fg.

Spitze eines Heeres von 80,000 M., zu welchem, außer den türkischen Hülfstruppen aus den Grenzprovinzen, auch noch 10,000 Tataren hinzugestoßen waren, drang er in Ungarn ein, bemächtigte sich, da er nirgends Widerstand fand, schnell nach einander der meistens nur schlecht oder gar nicht vertheidigten Festungen und offenen Plätze, wie namentlich Fülek, Lewenz, Valenka, Tyrnau u. s. w., bedrohete selbst die drei Hauptbollwerke an der Nordgrenze, Preßburg, Raab und Komorn, und stieß erst bei dem kleinen Orte Goding, an der Grenze von Mähren, mit dem etwa 15,000 M. starken Heere zusammen, welches ihm der Kaiser in aller Eile aus Böhmen und Mähren, unter dem Befehle des Marquis Caraffa di Montenegro, entgegengeschickt hatte. Zu einer offenen Schlacht kam es aber auch da nicht. Die Kaiserlichen hielten nicht Stand, sondern warfen sich, nach einigen nutzlosen Plänkeleien mit dem Vortrab des feindlichen Heeres, in die durch das von Gabor's Reiterei eingelegte Feuer fast schon in einen Trümmerhaufen verwandelte Stadt, wo sie sich, so gut es eben gehen wollte, verschanzten. Sogleich von allen Seiten eng eingeschlossen und ohne alle Mittel, sich hier längere Zeit zu halten, sah sich Caraffa genöthiget, seinem Gegner nach einigen Tagen einen Vergleich anzubieten, auf welchen Bethlen Gabor auch seinerseits um so lieber einging, da der herannahende Winter die Verproviantirung seines Heeres schon schwierig machte und auch seine Hülfsvölker, die Türken und Tataren, nicht über den gewöhnlichen Termin ihres Rückzuges in die Heimath, den St. Demetriustag (der 26. October) hinaus bei ihm aushalten wollten. Auch waren die letzteren, namentlich die Tataren, durch ihre zügellose Raub- und Beutelust, weit entfernt, eine eigentliche Hülfe zu sein, für das unglückliche Land eine wahre Last geworden, deren man sich gern zu entledigen wünschte. Sie sollen nicht weniger als 20,000 Menschen mit sich fort in die Sklaverei geschleppt haben, ein Umstand, der in der ganzen Christenheit sehr übles Blut machte und die Sache Bethlen Gabor's selbst in den Augen seiner Freunde in Verruf brachte. Er mochte es daher selbst gar nicht ungern sehen, daß der Palatin Esterhazi diesem Raubgesindel beim

Rückzug unfern Neuhäusel an der Neutra am 27. November 1623 noch eine derbe Niederlage beibrachte, welche mehreren 1623
Tausenden der Gefangenen die Freiheit wiederverschaffte [1]).

Auf der andern Seite machte dieser bedenkliche Stand der Dinge nun aber auch Bethlen Gabor, welcher jetzt — so meint wenigstens Thom. Roe — den Kaiser vor sich zu Wien hätte auf den Knieen haben können, wenn er den gehegten Erwartungen entsprochen hätte, etwas nachgiebiger. Er hielt einen ehrenvollen Rückzug noch immer für gerathener, als einen unsicheren Sieg bei der Fortsetzung des Kampfes. Er stimmte daher seine anfangs sehr hoch gestellten Forderungen bedeutend herab. Denn während er zuerst darauf bestanden hatte, daß ihm der Kaiser, außer den beiden schlesischen Fürstenthümern Oppeln und Ratibor, auch noch ganz Oberungarn überlassen, ihn zum Palatin ernennen und die Kriegskosten bezahlen solle, begnügte er sich jetzt in dem mit Caraffa, unter Vermittelung des Palatins Stanislaus Thurczo, noch vor Ausgang des Jahres abgeschlossenen Vergleiche mit einem Waffenstillstande auf 8 Monate (bis zum 6. September 1624), dessen Hauptbedingung darin bestand, daß beide Theile bis zum Abschluß eines definitiven Friedens im Besitz der von ihnen besetzten Städte, Festungen und Landestheile verbleiben sollten. Außerdem hatte sich Bethlen noch ausbedungen, daß der Kaiser mit der Pforte nur unter seiner Vermittelung Frieden schließen und überhaupt in dieser Hinsicht nichts ohne seine Theilnahme unternehmen dürfe [2]).

Die Verhandlungen wegen des definitiven Friedens wurden hierauf, während sich Bethlen Gabor in die Winterquartiere in der Umgegend von Tyrnau zurückzog, sogleich

1) Roe Relations from Constantinople, 27. Decbr. 1623: Daselbst, p. 206 fg., wo eine genaue, sehr ins Einzelne eingehende Schilderung der Vorfälle bei Goding gegeben wird. Über die Niederlage der Tataren bei Neuhäusel Katona Hist. crit. Reg. Hung. T. XXXI, p. 32 fg.

2) Die näheren Bedingungen des Waffenstillstandes von Goding gibt gleichfalls Roe, p. 221, verglichen mit Katona, a. a. O. p. 41 fg. „If his actions“, meint Roe an einer andern Stelle, p. 232,

begonnen. Drei Umstände beschleunigten dieselben und machten den Siebenbürger bei ihrem Fortgange immer fügsamer und kleinlauter: die eindringlichen Vorstellungen des kaiserlichen Botschafters zu Constantinopel, der schlimme Stand der protestantischen Sache in Deutschland und die zweifelhafte Haltung der Pforte.

Eine nachdrückliche Einsprache gegen die Bethlen Gabor gewährte Hülfe war dieses Mal, abgesehen von den gewöhnlichen Zänkereien um die noch immer nicht geordneten Besitzverhältnisse und fortdauernden vertragswidrigen Übergriffe der osmanischen Statthalter in Ungarn, der Hauptzweck der Sendung des außerordentlichen kaiserlichen Gesandten, Kurz von Senftenau, welcher am 30. October mit glänzendem Gefolge und, wie immer, mit reichen Geschenken in Constantinopel eingetroffen war. Er verlangte ohne Weiteres die sofortige Zurückberufung der Bethlen Gabor zugeschickten Hülfstruppen; wolle sich die Pforte dazu nicht verstehen, so müsse sich der Kaiser, in dem Bewußtsein, daß er seinerseits Alles gethan habe, um den Frieden aufrecht zu erhalten, vor Gott und Menschen seines Eides für entbunden erachten. Der neue Großwesir, Kemankesch-Alipascha, warf die Schuld auf seinen kriegslustigen Vorgänger, Mere-Hussein, und gab, unter der Versicherung, daß der Großherr gar nicht daran denke, mit dem Kaiser zu brechen, auch unverzüglich Befehl, die Truppen aus Ungarn zurückzuziehen [1]).

Damit noch nicht zufrieden, bestand der Gesandte nun auch auf sicheren Bürgschaften für die Zukunft. Die Pforte solle sich von Bethlen für immer lossagen und es dem Kaiser überlassen, ihn mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu bekämpfen, ohne daraus einen casus belli zwischen beiden Mächten zu machen. Überhaupt unterließ er nichts,

von Gabor, „had answered the expectation of moste men, he mighte with ease have had the emperour upon his knees at Vienna."

1) Roe, a. a. O. genau, p. 187 und 201, wo er von einer mit dem kaiserlichen Gesandten gehabten Unterredung Bericht erstattet.

den Machinationen der siebenbürgischen Agenten auf jede Weise entgegenzutreten, wobei er namentlich nicht versäumte, die Siege Tilly's in Deutschland in den Augen des Diwans in das glänzendste Licht zu versetzen, während jene eifrig bemüht waren, überall die Fortschritte Gabor's in Ungarn in übertriebenem Tone hervorzuheben. Und allerdings mußte sich die Pforte, so gut wie Gabor, wol davon überzeugen, daß nach den Niederlagen der Protestanten unter Mansfeld und Herzog Christian von Braunschweig, dem Administrator von Halberstadt, bei Wimpfen und Höchst (Mai und Juni 1622), dem Falle von Heidelberg und Mannheim (September und October), der die Sache des Pfalzgrafen vollends zu Schanden machte, dann der trostlosen Lage jener beiden protestantischen Feldherren im Elsaß, und endlich ihrem unglücklichen Feldzug in Niederdeutschland (1623) — nach solchen Vorgängen für ihren Schützling von dieser Seite nicht viel mehr zu erwarten sei. Wie wäre sie aber auch ohnedies im Stande gewesen, Gabor auf eine Weise zu unterstützen, die seinen Erwartungen entsprochen und ihn in die Lage versetzt hätte, etwas Großes wagen zu können? — Alles, was man bei dem zerrütteten Zustande des Reiches an Streitkräften noch aufbringen konnte, mußte ja damals nach Asien geschickt werden [1]).

Kein Wunder also, daß Bethlen Gabor für jetzt seine Interessen nicht besser wahren zu können glaubte, als durch ein vorsichtiges Auftreten nach der einen und ein kluges Nachgeben nach der andern Seite hin. Denn der Kaiser wußte nun seinen Forderungen, welche, wie sein Gesandter in Constantinopel ganz offen erklärte, darauf hinausgingen, den Waffenstillstand von Goding niemals als bindende Grundlage weiterer Verhandlungen gelten zu lassen, auch dadurch thatsächlichen Nachdruck zu geben, daß er bedeutende Rüstungen vornehmen ließ. Die Streitmacht, welche im nächsten Jahre nach Ungarn geschickt werden würde, solle, so hieß es wenigstens in Constan-

1) Roe, a. a. O. p. 220, 223, 228: „He is not like to have much helpe from hence, where they have so much neede of all their owne force for their owne defence in Asya."

tinopel, sich mindestens auf 50,000 M. belaufen, zu denen 15,000 Polen und Kosaken als Hülfsvölker stoßen würden. Natürlich sah sich daher Bethlen Gabor mit seinen Ansprüchen immer mehr auf die engen Grenzen des Nikolsburger Friedens zurückgedrängt, welcher nun auch wirklich im Wesentlichen die Grundlage des neuen Vertrags bildete, welcher
1624 bereits am 4. April 1624 in 29 Artikeln zum Abschluß kam.

Gleich der erste Artikel setzte fest, daß der Fürst von Siebenbürgen sich niemals mehr des Titels, des Wappens und der Feldzeichen eines Königs von Ungarn bedienen, und sich überhaupt jeder Einmischung in die Verwaltung dieses Reiches gänzlich enthalten solle. Er werde fortan, mit besonderer Bewilligung des Kaisers, nur den Titel zu führen haben: „Sacri Romani imperii et Transsilvaniae princeps, partium Hungariae dominus, dux Opoliensis et Ratioriensis", jedoch mit der ausdrücklichen Beschränkung, daß die zwei zuletzt genannten Herzogthümer nur ihm auf Lebenszeit, nicht aber seinen Nachfolgern überlassen bleiben sollten (Art. X). Gegen den Kaiser und das Haus Östreich sollte er nie mehr die Waffen ergreifen, ihren Feinden nie Hülfe leisten und am allerwenigsten die Türken und Tataren zum Einfall in Ungarn und die östreichischen Lande aufreizen (Art. II). Im Fall eines Krieges mit den Türken verpflichten sich beide Theile zu gegenseitiger Hülfsleistung (Art. XIII). Auch macht sich der Kaiser anheischig, dem Fürsten, ungeachtet des gegenwärtig mit der Pforte bestehenden Friedens, sofort mit seinen und des Königs von Spanien Truppen beizustehen, sobald er, von dieser Seite bedroht, zu rechter Zeit Hülfe verlangt (Art. XXVII). Die übrigen Artikel betrafen die Verhältnisse der 7 ungarischen Comitate, welche dem Fürsten gleichfalls nur auf Lebenszeit überlassen bleiben, dann aber an den König von Ungarn zurückfallen und unter keiner Bedingung ganz oder zum Theil den Türken übergeben werden sollten. Endlich waren auch die früheren Bestimmungen über den freien Handelsverkehr zwischen den Ländern beider Theile, so wie die von dem Kaiser zur Vertheidigung der Grenzfestungen zugesagten Beiträge] an Geld, Waf-

fen und Geschütz in diesen Vertrag wieder mit aufgenommen [1]).

Daß dieser ihr in seinen Hauptbestimmungen so feindliche Friedensvertrag nicht im Sinne der Pforte sein konnte, ergibt sich von selbst. Wie groß war aber auch die Verlegenheit, in welche er die protestantische Partei in England und Deutschland versetzte, welche gerade jetzt nichts sehnlicher wünschte, als eine abermalige von der Pforte möglichst unterstützte Schilderhebung Bethlen Gabor's gegen den Kaiser und das Haus Östreich, und deren Interessen in dieser Richtung zu Constantinopel nun vor Allem wieder der britische Botschafter Sir Thomas Roe wahrnehmen und vertreten sollte! Dies hing genau mit dem bedeutenden Umschwunge zusammen, welchen um diese Zeit die orientalische Politik des Cabinets zu London aus Haß gegen das Kaiserhaus und vorzüglich den spanischen Zweig desselben erfahren hatte.

Nichts hatte nämlich König Jakob I. mehr erbittert, als die geringschätzende Art, womit der Hof zu Madrid seine Anträge wegen der Vermählung seines Sohnes, des nachherigen Königs Karl I., mit der Prinzessin Maria, Tochter König Philipp's III., aufgenommen und zurückgewiesen hatte, zumal da auch sein Günstling, der Herzog von Buckingham, welcher dabei den Vermittler gemacht hatte, von den Spaniern persönlich beleidiget worden war. Beide glaubten sich nun nicht besser rächen zu können, als dadurch, daß sie die fast schon ganz verlorene Sache des Pfalzgrafen Friedrich, welchen sein Schwiegervater König Jakob I., blos um sich seine Stellung zu dem Hause Östreich nicht zu verderben, bis

1) Vollständig wird dieser Vertrag gegeben: Katona a. a. O., p. 48—53. Die das Verhältniß beider Theile zu der Türkei betreffenden Artikel lauteten wörtlich: Art. II. „Turcos, Tartaros, Scythos ad irrumpendum in provincias Austriacas Hungaricasque ne sollicito." — Art. XIII. „Si metus belli Turcici ingruat, alteri alteris fideli opera praesto sunto et commune periculum propulsanto." — Art. XXVII. „Etsi jam quidem cum Turcis pax sit, quum tamen inde ne leve sit metuendum periculum, pollicitur caesar, se cum principibus et regis Hispani copiis Transsilvano opem laturum, si eam mature petat postuletque."

dahin so gut wie gar nicht unterstützt hatte, zu der ihrigen machten, und zu diesem Zwecke auch die Waffen des Fürsten von Siebenbürgen und den Beistand der Pforte in Anspruch
1624 nahmen. In diesem Sinne richtete bereits am 28. Mai 1624 der Staatssekretär Calvert an Sir Thomas Roe im Namen seiner Regierung eine sehr bestimmte Weisung, die wir hier wörtlich folgen lassen, weil sie die unter dem Einfluß jener Verhältnisse völlig veränderte Lage am schärfsten und bestimmtesten charakterisirt.

„Ich erinnere mich sehr wohl", schrieb er ihm, „daß, als Eure Lordschaft von hier abgeschickt wurde, um Eure gegenwärtige Stellung einzunehmen, Ihr in den von Sr. Majestät Euch ertheilten Instructionen unter Anderm dahin angewiesen waret, den Angelegenheiten des Kaisers und des Hauses Östreich, im Namen Sr. Majestät, allen möglichen Vorschub zu leisten (to doe the best offices you could). Seine Majestät hoffte damals, daß dies auch von ihrer Seite durch eine gleiche Willfährigkeit zu guten Diensten gegen Ihn und Seine Kinder vergolten werden würde. Allein die Scene hat sich seitdem ganz verändert. Die Art, wie man Se. Hoheit (den Prinzen von Wales) in Spanien hingehalten hat, und die ungerechte Übervortheilung, womit der Kaiser und seine Partei sich, unter dem Vorwand der jüngsten Verträge, der ganzen Erbschaft der Enkel Sr. Majestät bemächtiget haben, hat hier so großen Unwillen (so sharp a resentment) erregt, daß Se. Majestät, auf den Rath des Parlaments, gegenwärtig alle Verträge sowol wegen der Heirath mit Spanien, als auch wegen des Palatinats für aufgelöst erklärt und sich entschlossen hat, dieses verlorene Erbtheil durch alle nur mögliche Mittel wiederzugewinnen, die Ihm Gott in die Hand geben mag. In dieser Hinsicht thue ich Eurer Lordschaft hiermit zu wissen, daß es Se. Majestät jetzt für angemessen hält, daß Ihr nichts unversucht laßt, Bethlen Gabor durch alle nur mögliche gute Dienste, welche ihm bei der Pforte zu erweisen in Eurer Macht steht, bei guter Stimmung und frischem Muth zu erhalten und seine Freunde anzureizen, daß sie ihn gehörig unterstützen. Deshalb entspricht es auch nur dem Dienste und dem Interesse Sr. Majestät, daß er, Beth-

len Gabor, auf jede Weise die Partei des Kaisers schwäche, mit welcher er aller Wahrscheinlichkeit nach in einen Krieg verwickelt werden wird" [1]).

Man kann nicht verkennen, daß Sir Thomas Roe durch diese plötzliche Umwandlung der Dinge und der Stimmungen in eine sehr sonderbare und schwierige Lage hineingedrängt wurde, welcher vielleicht nur ein Mann von so ausgezeichneten Fähigkeiten und so bewährter diplomatischer Gewandtheit, wie er in der That war, einigermaßen genügen konnte. Es war ja noch gar nicht lange her, daß er den ewigen Aufreizungen des Großwesirs, welcher unablässig in ihn drang, er möge seinen König veranlassen, die gerechten Ansprüche des Pfalzgrafen gegen den Kaiser nachdrücklich zu unterstützen, und ihm geradezu erklärt hatte, man werde schon „einen andern Friedrich" finden, welcher die erledigte Krone (von Böhmen) annehmen werde, wenn man diesen fallen lassen wolle, seinen Instructionen zufolge, den entschiedensten Widerstand entgegengesetzt hatte [2]); — und nun sollte er im Gegentheil Alles aufbieten, die Pforte und Bethlen Gabor zu nachdrücklicher und ausdauernder Hülfe in dem Kampfe für den Geächteten und gegen das Haus Östreich zu bewegen! Die Aufgabe, die hier zu lösen war, an sich schon peinlich und verwickelt genug, wurde aber nur um so schwieriger, weil man sich in London doch eigentlich nie recht entschließen konnte, den dornenvollen Bemühungen seines Gesandten in Constantinopel auch die gehörige thatsächliche Unterstützung angedeihen zu lassen. Wir wollen sie hier nicht im Einzelnen in allen ihren Windungen verfolgen, welche die Thätigkeit Roe's noch vier volle Jahre in beständiger Spannung erhielten und sich durch den Schatz seiner mit so viel

1) Roe Negotiations p. 244.

2) Thomas Roe schrieb noch im Januar 1623 an Calvert, p. 121: „I must confesse, that many offers have beene made unto mee, espicially by the bassa' (dem Großwesir) pressinge mee to write to his majesty to maynteyne the prince electour in his pretensions; protestinge, that if it were refused, they would finde another Frederick that should accept it (die Krone)." Ebenso p. 140. 152.

Geist, Lebendigkeit und diplomatischer Schärfe geschriebenen Depeschen aus dieser Zeit hindurchziehen. Es kann uns nur noch darauf ankommen, die Hauptmomente, die wichtigsten Resultate derselben herauszuheben, wodurch damals die Stellung Östreichs und der Westmächte zur Pforte vorzugsweise mit bedingt wurde.

Thomas Roe nahm in der kritischen Lage, in welche er sich versetzt sah, wenigstens insofern gleich von vorn herein einen entschiedenen und richtigen Standpunkt ein, als er seiner Regierung deutlich zu machen suchte, daß man, wenn man den Zweck wolle, auch nicht anstehen dürfe, die geeigneten Mittel zu ergreifen. Und in dieser Hinsicht handelte es sich zunächst um zwei Dinge. Man mußte auf der einen Seite Bethlen Gabor durch geeignete Unterstützung in sein Interesse zu ziehen suchen, auf der andern die Herstellung friedlicher und gesicherter Verhältnisse zwischen dem Kaiser und der Pforte möglichst hintertreiben und hinhalten. In beiden Richtungen entwickelte Roe eine außerordentliche Geschäftigkeit.

Er verlangte sofort von seiner Regierung neue und bestimmtere Verhaltungsbefehle, wie sie die veränderte Lage erheische, und suchte sie zu überzeugen, daß, wenn Gabor vorzüglich aus dem Grunde gezwungen gewesen sei, mit dem Kaiser Frieden zu schließen, weil man ihn viel zu sehr vernachlässiget, ja gänzlich verlassen habe, man nun dagegen bemüht sein müsse, ihn durch lockende Anerbietungen zu gewinnen und zu fesseln. Man solle ihm z. B. einen Gesandten zuschicken, welcher mit ihm einen förmlichen Vertrag über seine Aufnahme in den protestantischen Bund abschließe; das werde seiner Eitelkeit, seinem Ehrgeize schmeicheln; dann könne man ihm auch zu einer angemessenen fürstlichen Heirath in Deutschland verhelfen, welche er so sehr wünsche, „um sein Blut zu veredeln und seine Familie zu erheben“; wenn man bei Zeiten auf diese Weise mit ihm verfahre, werde es nicht schwer sein, ihn wiederzugewinnen und ihn schon im nächsten Frühjahre zu entschiedeneren Schritten zu treiben; versäume man dies aber, so werde er möglicherweise für immer verloren sein; denn ihn mit bloßem

Wind anfeuern zu wollen, das sei eine eitle und nichtige Hoffnung [1]).

Zugleich setzte sich Roe, noch ehe er von London aus bestimmtere Instructionen erhalten hatte, mit den Agenten Bethlen Gabor's, welche in Constantinopel eingetroffen waren, um die Pforte zu überzeugen, daß der von ihrem Herrn mit dem Kaiser erneuerte Friede nur unter dem Vorbehalt der nachträglichen Genehmigung des Sultans abgeschlossen worden sei, in lebhaften Verkehr und suchte den Fürsten selbst durch einen eigenen Sendboten, welcher beauftragt war, ihm die nachtheiligen Folgen seiner Wankelmüthigkeit und seines zweideutigen Wesens in eindringlicher Weise vorzuhalten, zu festeren Entschlüssen und erneueter Thätigkeit anzutreiben.

Auf der andern Seite unterließ er aber auch nicht, seinen Einfluß auf die Haltung der Pforte sowol gegen Gabor wie gegen den Kaiser, den veränderten Umständen gemäß, geltend zu machen. Nach mehrfachen vorläufigen Verhandlungen faßte er jetzt die von derselben zu befolgende Politik in einer Conferenz, die er im Januar 1625 mit dem Kaimakam hatte, in folgende wesentliche Punkte zusammen, die er nachträglich auch noch in einer schriftlichen Note verzeichnete: 1625

1) Der zwischen dem Kaiser und dem Fürsten von Siebenbürgen vereinbarte Friede muß unter allen Umständen (utterly) für null und nichtig erklärt werden; denn wenn dies nicht geschieht, ist Gabor verpflichtet, dem Kaiser beizustehen, wodurch seine Verbindungen mit den übrigen Mächten, namentlich der Pforte, von selbst aufgelöst sind. 2) Die bereits zu Ofen mit den kaiserlichen Bevollmächtigten eingeleiteten Verhandlungen wegen Erneuerung des Friedens sind sofort abzubrechen. 3) Den Paschas an den Grenzen ist Befehl zu

1) Depesche Roe's an E. Conway vom 21. August 1624, p. 272: „The prince is of nature changeable and ambitious, but doubtless an enemy to the family of the emperour; hee only may make an usefull diversion for his majesties service; but then it must not bee hoped that he should bee blowne upp with winde." Dasselbe Thema führt er dann noch in einer Menge Depeschen aus, namentlich auch an die „Königin von Böhmen", die Tochter Jakob's I., z. B. p. 280, und den Prinzen von Wales (Karl I.), p. 286.

ertheilen, daß sie sich mit ihren Truppen für alle Fälle bereit halten. 4) Gabor wird durch einen von dem Großherrn unterzeichneten Ferman der fortdauernde Schutz der Pforte zugesagt und ihm zugleich die Versicherung ertheilt, daß in dieser Angelegenheit ohne sein Wissen von Seiten derselben kein Beschluß gefaßt werden wird. 5) Bethlen Gabor ist anzuhalten, eine angemessene Armee aufzubringen und dieselbe in dem bevorstehenden Sommer bis an die Ufer der Theis vorzuschieben, damit er, ohne gerade die Feindseligkeiten zu beginnen, der Welt beweise, daß er auf den mit dem Kaiser abgeschlossenen Frieden Verzicht leiste. Unterdessen gewinnt er Zeit, mit den betreffenden protestantischen Fürsten wegen seines Eintritts in ihren Bund in Unterhandlungen zu treten, und je nach den Erfolgen derselben seine weiteren Maßregeln zu ergreifen, sei es nun für den Beginn des Krieges oder den Abschluß eines allgemeinen Friedens. Endlich ist 6) der König von Polen, auf Grund des mit ihm unlängst abgeschlossenen Friedens, zu ermahnen, daß er Einfälle und Räubereien seiner Unterthanen in Siebenbürgen in keiner Weise mehr dulde [1]).

Um nun diesen Vorstellungen im Diwan sogleich noch mehr Gewicht zu verleihen, veranlaßte Roe, welcher die Nachtheile und die Unhaltbarkeit des zwischen Gabor und dem Kaiser abgeschlossenen Friedens schon zuvor in einer besondern, der Pforte vorgelegten Denkschrift nachzuweisen versucht hatte [2]), jetzt auch die Gesandten der drei übrigen dem Hause Östreich feindlich gesinnten Mächte, Venedig, Frankreich und Holland, sich seinen ferneren Bemühungen in der Sache anzuschließen und den Erfolg seiner weiteren Schritte durch ihre Unterstützung zu sichern. Sie erklärten sich hierzu sofort bereit —

1) Discourse with the Chimacham about the affaires of Gabor and the treaty of Buda. January 17. 1625. Daselbst p. 339—343, wo am Ende die Resultate der Unterredung in einer schriftlichen Note zusammengefaßt sind, welche Roe dem Kaimakam am 20. Januar überreichte.

2) Reasons, shewing that the peace made lately betweene the Emperour and Bethlen Gabor is neither safe nor proffitable to this Empire, October 1624. Daselbst p. 304—306.

nur der französische Gesandte erhob anfangs aus persönlichem Haß gegen Roe einige Schwierigkeiten —, und gaben nicht nur dem Kaimakam ihre völlige Übereinstimmung mit den von ihrem englischen Collegen gemachten Vorschlägen zu erkennen, sondern vereinigten sich auch zu einer gemeinschaftlichen nachdrücklichen Vorstellung an Bethlen Gabor, deren Hauptzweck war, ihn in möglichst kurzer Frist zu einer bestimmten Erklärung über sein ferneres Verhalten zu drängen.

In dem deshalb an ihn gerichteten Schreiben wurde er theils von den obigen in seinem Interesse der Pforte gemachten Propositionen, theils von den hier freilich im günstigsten Lichte dargestellten Verhältnissen der protestantischen Union in Deutschland in Kenntniß gesetzt, und dann aufgefordert, einen endlichen Beschluß darüber zu fassen, nach welcher Seite hin er sich zu wenden gedenke, auf die des Kaisers oder die der Pforte und der protestantischen Kirche. Danach werde sich auch erst die Unterstützung bemessen, die man ihm angedeihen zu lassen kein Bedenken tragen werde, sobald er nur den von ihm gehegten Erwartungen einigermaßen entspräche. „Es ist nicht unser Wunsch", hieß es darin unter Anderm, „Ew. Hoheit sofort in einen Krieg zu verwickeln; wir wollen Euch blos den Weg eröffnen, Euch so sicherzustellen, daß Ihr ihn fernerhin nicht mehr zu fürchten braucht. Für jetzt mögt Ihr überzeugt sein, daß Euch durch unsere Bemühungen alle Hülfe zu Theil werden wird, die Ihr wünschen mögt, wenn wir nur einmal durch Euch selbst über Euern Entschluß Gewißheit erlangt haben werden. Die Staaten Eurer Hoheit liegen zwischen zwei Felsen; Ihr könnt auf beiden Seiten Schiffbruch leiden; aber die Lage der Dinge ist jetzt günstig; die protestantische Union gewinnt neue Kraft; es ist gar keine Frage, daß Eure Hoheit dort willkommen sein wird; denn von Denen, die Eures Glaubens sind, könnt Ihr unbedingte Treue erwarten; mit ihnen könnt Ihr weit sicherer Krieg oder Frieden machen, wie mit den Gegnern."

Er solle nur bedenken, ob ihm ein unsicherer Friede mit dem Kaiser irgend einen Vortheil, eine Sicherheit gewähren könne. In keinem Falle werde ihm die Pforte dann noch länger Vertrauen schenken, während er auf den Schutz

des Kaisers schon deshalb kaum mehr rechnen könne, weil dieser auch anderwärts viel zu sehr in Anspruch genommen werde. Man sehe ja deutlich genug, welche Gesinnungen der Kaiser gegen ihn hege; nicht allein, daß er fortwährend gegen Ungarn rüste, lasse er auch hier, in Constantinopel, durch seine Agenten allerhand Gerüchte in Umlauf setzen, die nur darauf berechnet seien, ihn bei der Pforte in übeln Ruf zu bringen. Bald heiße es, er habe sich verpflichtet, der Pforte den Krieg zu erklären, bald, er habe einige Provinzen von Ungarn in Besitz genommen, die der Pforte gehören; bald endlich, er habe dem Kaiser sogar angeboten, seine Religion zu ändern und ihm gewisse Kirchengüter in Ungarn zu überliefern, wogegen der Kaiser ihm dazu behülflich sein wolle, die Moldau und die Walachei mit Siebenbürgen zu vereinigen und daraus für ihn, unter der Autorität des Papstes, ein neues unabhängiges Königreich zu bilden u. s. w. Er solle daher jetzt nur der Welt durch einen festen Entschluß den Beweis seiner Beständigkeit und seiner aufrichtigen Gesinnung gegen die bei der Sache interessirten Fürsten geben, dann werde er sich damit gewiß auf Erden unvergänglichen Ruhm und im Himmel ewigen Lohn verdienen. Eine bestimmte und befriedigende Antwort auf dieses Schreiben vom
1625 20. Februar 1625 wurde binnen 40 Tagen erwartet [1]).

Bethlen Gabor übereilte sich indessen damit keineswegs. Seine Antwortschreiben, welche, an jeden der betreffenden Gesandten besonders gerichtet, erst zu Ende April in Constantinopel eintrafen, gingen — so namentlich das in seinem Auftrage durch seinen Bevollmächtigten, Capitän Quaad, an den holländischen Gesandten gerichtete, welches sich vollständig erhalten hat [2]) — klugerweise nicht über gewisse allgemeine Zusagen hinaus. Es freue ihn sehr, hieß es darin unter Anderem, daß die vereinigten Könige und Fürsten sich

1) To Bethlen Gabor, Prince of Transylvania, a. a. O. p. 350 und 354.

2) A letter from Captain Qualt by order of the prince of Transylvania written to the Duch Ambassador, with order to show it, beeing, it seemes, unwilling to make a personall answere. Daselbst p. 379.

entschlossen hätten, gegen das Haus Östreich die Waffen zu ergreifen, um die ihnen entrissenen Besitzungen wiederzugewinnen und die Freiheit Deutschlands zu retten. Die Umtriebe der kaiserlichen Agenten in Constantinopel, um ihn bei der Pforte anzuschwärzen, seien ihm sehr wohl bekannt; es sei aber geradezu lächerlich, ihn z. B. eine Religionsveränderung oder gewisse Absichten auf die Moldau und Walachei zur Last legen zu wollen. Habe er denn nicht etwa durch die Art, wie er die Friedensverhandlungen zwischen dem Kaiser und der Pforte zu Ofen hinzuhalten und zu hintertreiben bemüht gewesen, genugsam bewiesen, wie es um die ihm schuldgegebene Vorliebe für die Angelegenheiten des Kaisers eigentlich stehe (quo amore erga res imperatorias feratur). Jetzt habe er bereits die Könige, Fürsten und Staaten von seiner unveränderlichen Hingebung an die gemeinsame Sache (de constanti suo erga communem causam affectu) und seinen weiteren Entschließungen in Kenntniß gesetzt. Er schwebe freilich wie zwischen der Scylla und der Charybdis, und sehe sein Land von beiden Seiten beständigen Gefahren ausgesetzt; er wolle daher auch gern die Geschicke jener Fürsten theilen und unter gewissen Bedingungen ihrem Bunde beitreten. Dahin gehöre z. B. daß ohne sein Wissen kein Friede geschlossen, und unter allen Umständen er und sein Land in denselben mit aufgenommen werde, daß ferner eine angemessene Armee, unter den Befehlen des Grafen von Thurn, nach Böhmen oder Schlesien vorrücke, mit welcher er sich dann vereinigen könne, und daß er endlich von jenem erlauchten Bunde (a serenissima liga nominata) mit entsprechenden Subsidien unterstützt werde, deren er um so mehr bedürfe, da er durch jahrelange Kriege in seinen Finanzen gänzlich erschöpft sei. Das Weitere darüber werde ihnen der Gesandte, sein Bevollmächtigter, mittheilen, welcher demnächst in Constantinopel eintreffen werde. Gehe man auf die von ihm gestellten Bedingungen ein und sei auch sein Verhältniß zur Pforte gehörig geordnet, so sei er bereit, mit jenen Fürsten alle Gefahren bis aufs Äußerste zu theilen [1]).

1) Depesche an Sir Edward Conway vom 26. April 1624, p.

Diesem Schreiben folgte der angekündigte siebenbürgische Gesandte fast auf dem Fuße, mit einer stattlichen Begleitung von 200 Personen. Er war anfangs sehr zurückhaltend, that mit dem Zweck seiner Sendung außerordentlich geheimnißvoll, wollte sich offenbar nach allen Seiten hin nichts vergeben und verkehrte in so auffallender Weise mit dem kaiserlichen Agenten, daß ihn Th. Roe geradezu für von demselben erkauft und bestochen erklären zu müssen glaubt [1]). Das durch diese zweideutige Haltung des Gesandten hervorgerufene Mistrauen gegen die Absichten seines Herrn wurde aber noch besonders dadurch genährt, daß dieser in seinen Briefen den sonst von ihm nicht ohne Pomp angenommenen Titel eines „erwählten Königs von Ungarn" abgelegt und nur noch den ihm im X. Artikel des jüngst mit dem Kaiser abgeschlossenen Friedens zugestandenen des „Fürsten von Siebenbürgen" mit dem entsprechenden Wappen und Siegel beibehalten hatte. Auch wollte sich der Gesandte nicht eher auf weitere bestimmte Erklärungen einlassen, als bis er die Gewißheit erlangt habe, daß die Vertreter der betreffenden Mächte auch wirklich mit den nöthigen Vollmachten versehen seien, um mit ihm einen förmlichen und gültigen Vertrag abschließen zu können. Das war nun aber, wie Roe wenigstens offen eingestehen mußte, eben nicht der Fall, und deshalb wurde er nur um so vor-

377. In dem an den britischen Gesandten gerichteten Schreiben hatte Gabor seine wohlwollende Gesinnung gegen König Jakob I. noch ganz besonders mit folgenden Worten herausgehoben: „Hoc unum de nobis testati, nos promptissima sinceri affectus nostri studia erga serenissimum Magnae Britaniae regem, quem propter insignes et vere regias ejus virtutes sapientissimique animi consilia semper suspeximus eo animo declaraturos, ut nihil nobis unquam antiquius, quam voluntatis nostrae erga serenitatem ejus declarandae singularem affectum fuisse omnes agnoscant."

1) Depesche Roe's vom 13. Mai 1625, p. 388: „He useth greate familiaritye with the emperors agent, who seemes as confident as wee, that hee is of that syde, and hee excuseth it to us that hee hath such order to enterteyne him while hee layes his fundation." Und dann in einer der folgenden Depeschen p. 395: „The emperors agent useth his purse liberally to counterpoise our reasons, which is a very substantial argument."

sichtiger und zurückhaltender. Endlich konnte er jedoch, von allen Seiten gedrängt, nicht länger anstehen, mit seinen Forderungen, wenigstens in offiziöser Weise, hervorzutreten, sowol gegen die Pforte, wie gegen die Gesandten der verbündeten Mächte.

Sie waren nach beiden Seiten hin ziemlich hoch gestellt. Von der Pforte verlangte er 1) Völlige Freiheit zum Abschluß eines Schutz- und Trutzbündnisses mit den vereinigten und der Pforte befreundeten Fürsten, namentlich in Deutschland. 2) Sofortigen Abbruch der wegen Erneuerung des Friedens von Sitwatorok zu Ofen schwebenden Verhandlungen, und zwar so, daß bis zu dem im nächsten Jahre (1626, er war im Jahre 1606 auf 20 Jahre abgeschlossen worden) ablaufenden Termine desselben irgend eine Veränderung in dieser Hinsicht nicht eintreten solle. 3) Aufgebot an alle Begs in den Grenzprovinzen Ungarns, ihre Truppen in Pesth zusammenzuziehen und dort der weiteren Befehle des Fürsten von Siebenbürgen und des Paschas von Ofen gewärtig zu sein. 4) Erlaß des festgesetzten Tributs für das laufende Jahr, vorzüglich aus Rücksicht auf die bedeutenden Kosten, welche dem Fürsten in den letzten Jahren die im Dienste des Großherrn geführten Kriege verursacht hätten.

An die Gesandten dagegen richtete er, außerdem, daß sie seine Anträge bei der Pforte, namentlich was die zwei ersten Punkte beträfe, unterstützen sollten, folgende vier Forderungen: 1) Aufnahme des Fürsten in die protestantische Union, und zwar mit der ausdrücklichen Bedingung, daß ohne ihn und ohne sein Wissen niemals Friede geschlossen werde. 2) Daß die verbündeten Fürsten in Böhmen und Schlesien, unter dem Oberbefehl des Grafen Thurn, eine schlagfertige Armee von 20,000 M. unterhalten sollten. 3) Daß dem Fürsten — und das war die Hauptsache — in Berücksichtigung der bedeutenden Ausgaben, welche auf ihm lasten, von den verbündeten Mächten eine Subsidienzahlung von 500,000 Kronen bewilligt werde; und daß endlich 4) ihren in Constantinopel residirenden Gesandten der Befehl ertheilt werde, ihm bei jeder Gelegenheit beizustehen und hülfreiche Hand zu leisten. Diese vier Punkte hatte Bethlen Gabor

bereits auch namentlich dem Könige von Frankreich als Bedingung seines Eintritts in den Bund gegen das Haus Östreich durch eine besondere Botschaft vorlegen lassen, und die von dort zu erwartende Antwort sollte auch für seine fernere Haltung zu Constantinopel maßgebend sein.

Diese Antwort ließ aber ziemlich lange auf sich warten und unterdessen nahmen die Dinge eine Wendung, welche den Interessen des Fürsten nichts weniger als günstig war. Weder die Pforte noch die Gesandten wollten den von ihm erhobenen Forderungen ihre unbedingte Zustimmung ertheilen. Der Diwan, welcher, wie immer, auch bei dieser Gelegenheit wieder ein falsches und zweideutiges Spiel trieb, erklärte sich zwar im Allgemeinen damit einverstanden, und hatte auch angeblich wegen des Abbruchs der Verhandlungen zu Ofen, der Zusammenziehung der Truppen bei Pesth und des Nachlasses des Tributs schon die nöthigen Befehle ertheilt; von einem förmlichen und vertragsmäßigen Eintritt des Fürsten in die protestantische Union wollte er dagegen durchaus nichts wissen, aus Besorgniß, daß derselbe dann in seinem Übermuthe eine zu unabhängige Stellung einnehmen möchte. Der Gesandte erhielt daher auch nur den mündlichen Bescheid des Kaimakam, daß der Großherr nichts dagegen habe, wenn der Fürst seine alten Verbindungen mit den der Pforte befreundeten Fürsten Deutschlands aufrecht erhalte und ihnen bei allen Gelegenheiten gegen den gemeinschaftlichen Feind beistehe, aber den Abschluß neuer Verträge zu diesem Zwecke weder für nöthig noch für angemessen halte [1]).

Und auf der andern Seite fanden auch die Gesandten die Ansprüche Bethlen Gabor's doch etwas zu übertrieben, namentlich in Betreff der zu stellenden Truppen und der verlangten Subsidien, zumal da sie in dieser Beziehung gar nicht mit Vollmachten irgend einer Art versehen waren. Sir Thomas Roe nahm keinen Anstand, sowol dem Gesandten als auch dem Fürsten selbst dann noch schriftlich ganz offen zu

1) Am ausführlichsten spricht Roe über diese siebenbürgischen Anträge und die betreffenden Verhandlungen darüber in Constantinopel in einer Depesche an S. Edward Conway vom 28. Mai 1625, p. 400—405.

erklären, daß er seine Forderungen bedeutend herabstimmen müsse, wenn er sich davon irgend einen Erfolg versprechen wolle. „Eure Hoheit", schrieb er ihm unter Anderem, „muß Ihre Wünsche auf die Grenzen der Gleichheit und der Möglichkeit zurückführen. Denn es ist Regel in der Politik, daß derjenige, welcher Bedingungen stellt, die über die Vernunft hinausgehen (conditions above reason), eigentlich nur auf eine feine und künstliche Weise (mannerly and artificially) im voraus erklärt, daß er gar nicht den Wunsch hegt, sie erfüllt zu sehen. Ich empfehle daher die Beschränkung derselben Eurer Weisheit und der wohlwollenden Gesinnung, welche Ihr früher für die Freiheit Deutschlands und unsere dort unterdrückte Religion an den Tag gelegt habt" [1]).

Daß sein Herr, setzte er dem Gesandten in demselben Sinne auseinander, mit in den Frieden aufgenommen zu werden wünsche, sei an sich, da er sein Geschick mit für die Freiheit Deutschlands eingesetzt habe, nur vernünftig; wie könne er aber eine Summe von 500,000 Kronen verlangen, welche, bei den bekannten Soldverhältnissen seines Heeres, weit über den Bedarf an Streitkräften hinausgehe, die er zu seinem Zwecke brauche? Und das Verlangen einer Armee von 20,000 M. in Böhmen und Schlesien überschreite vollends alle Grenzen der Mäßigung (was too extravagant); er solle nur bedenken, daß, wenn man einmal soviel Mittel aufwenden wolle, man seiner Hülfe gar nicht weiter bedürfe; offenbar bringe er dabei seine eigenen Pläne, die nur auf neue Erwerbungen für ihn hinausgehen, zu sehr mit in Anschlag, während die übrigen Fürsten weiter nichts im Auge hätten, als die Wiedererlangung ihrer verlorenen Freiheit und ihrer eingebüßten Besitzungen; und endlich sei es doch auch in allen dergleichen Bundesverträgen Regel und guter Brauch, daß jeder der daran theilnehmenden Fürsten verhältnißmäßige Verpflichtungen übernehme, nicht aber alle zum Vortheil eines einzigen überlastet würden.

Der Gesandte ließ zwar diesen und ähnlichen Einwend-

1) To Bethlen Gabor, Prince of Transylvania, Schreiben vom 24. Mai 1625, p. 396.

ungen Gerechtigkeit wiederfahren, besaß aber keine Vollmachten, von seinen ursprünglichen Instructionen abzugehen, und verließ daher, bereits am 20. Mai, Constantinopel unverrichteter Sache, mit einer eindringlichen Warnung des Kaimakam, daß sein Herr sich fernerhin des zu innigen Einverständnisses mit dem Kaiser enthalten und überhaupt allen Verkehr mit den Feinden des Sultans aufgeben möge [1]). Kaum hatte er aber die Grenze erreicht, als die Stellung Bethlen Gabor's noch dadurch bedeutend verschlimmert wurde, daß die Verhandlungen wegen Erneuerung des Friedens zwischen dem Kaiser und der Pforte, ungeachtet er sich noch bis zum letzten Augenblicke die größte Mühe gegeben hatte, sie zu hintertreiben, nun doch auf eine ihm nur ungünstige Weise zum Abschluß gediehen waren.

Man hatte sie, als der kaiserliche Gesandte, Kurz von Senftenau, bereits im November des vorigen Jahres, den ersten Anstoß dazu gegeben hatte, als eine Angelegenheit, welche vorzugsweise die Grenzländer betreffe, sogleich von Constantinopel nach Ofen verlegt, von wo sie, weil man sie auf neutralen Grund und Boden verlegen wollte, nach längerem Streit darüber, endlich in die Nähe des kleinen Grenzortes Gyarmath (campos Gyarmathienses) übertragen worden waren. Erst im März trafen hier die sechs kaiserlichen Bevollmächtigten, Graf Michael von Althan, Graf Niklas Esterhazy von Galantha, Freiherr Jakob Kurz von Senftenau, Graf Niklas Frangipani von Terzak, Freiherr Sigismund Gailler von Schwanbergh und Freiherr Moses von Cyriaki, mit den sechs Pfortencommissären, dem Pascha, dem Mufti und dem Defterdar von Ofen, den Beglerbegs von Erlau und Kanischa, und dem Sandschak von Novigrad, sowie den drei Abgeordneten Bethlen Gabor's, Wolfgang Kamuth, Michael Toldolagi und Thomas Borsos, zu den eigentlichen Berathungen zusammen.

1) Depesche vom 28. Mai p. 403: „The chimacham had commanded him to advise his master, to give over the strict intelligence lately begunne betwixt the emperour and him, which gave cause of scandall and suspition in the port, and that he should hold no further correspondence with the enemyes of the grand signor."

Sie betrafen, wie gewöhnlich, vor Allem die noch immer streitigen Besitzverhältnisse in Ungarn und Kroatien und die fortwährenden Beschwerden über Verletzungen des Friedens von Sitwatorok von beiden Seiten. Ein Hauptpunkt des Streites war die endliche Zurückgabe von Waitzen, welches die Türken während des Friedens hinweggenommen hatten. Man kam aber ebensowenig damit, wie mit den übrigen zu erledigenden Punkten zu einem definitiven und befriedigenden Resultate. Gleichwol war auf beiden Seiten das Verlangen, zum Abschluß zu kommen, gleich groß. Die Pforte wurde durch den Stand der Dinge in Asien, der Kaiser durch den Krieg in Deutschland gedrängt. Der Letztere machte die türkischen Commissäre bei guter Zeit durch wohlangebrachte Geschenke fügsam und willfährig [1]). Es kam ihm ja eigentlich nur darauf an, für jetzt eine unbedingte Bestätigung des Friedens von Sitwatorok zu erlangen, damit er freiere Hand gegen seine Feinde in Deutschland behalte. Alles Übrige wurde abermals an die zukünftige Entscheidung besonderer Bevollmächtigter verwiesen. Die Einsprache der siebenbürgischen Abgeordneten, wodurch sie den Abschluß des Vertrags vereiteln oder wenigstens aufhalten wollten, fand zuletzt keine Berücksichtigung mehr. Bereits am 28. Mai brachte Graf Esterhazy die Nachricht nach Wien, daß der Friede unterzeichnet sei [2]).

Das Vertrags-Instrument hatte dieses Mal wenigstens

1) Khevenhiller, Annal. Ferdinand. T. X, p. 719, macht daraus gar kein Geheimniß: „Damit aber das (die Friedens-Tractation) schleuniger fortgehen möchte, hat Ihr. Kayserl. Maj. den Kriegs-Secretarium und den von Questenberg mit Präsenten und andern Nothdurften hinunter geschickt.“ Daß namentlich der Pascha von Buda, dem das ganze Geschäft von der Pforte anvertraut war, von dem Kaiser bestochen worden, stand auch bei Sir Th. Roe vollkommen fest: „It has fallen out“, sagt er in einer Depesche vom 25. Juni p. 412, „that corruption of gold hath wrought more effectually with him, then all other considerations.“

2) Khevenhiller a. a. O. p. 720. Der Krieg mit Persien war, wie auch Roe, Negotiations, p. 413, bemerkt, ein Hauptmotiv, welches die Pforte zum Abschluß trieb: „whensoever they have warre with the Persian, they are content to make upp all other breaches.“

den Vorzug bündiger Kürze. Alles, was man wollte, war in sieben kleinen Artikeln zusammengedrängt. Der erste setzte fest, daß die Bestimmungen der Friedensschlüsse zu Sitwatorok und Wien auch fernerhin in ungeschmälerter Geltung verbleiben und aufrecht erhalten werden sollten. Über Waitzen wollte man sich, nach dem II. Art., durch gegenseitig zugeschickte außerordentliche Gesandte auf freundliche Weise vergleichen, ohne daß der bestehende Friede dadurch irgendwie weiter gestört werden solle (amicabiliter, salva interim permanente pace). Die beiden nächsten Artikel ernannten sogleich die verschiedenen Commissionen, welche die übrigen noch streitigen Besitz- und Grenzverhältnisse in Ungarn und Kroatien endlich definitiv reguliren sollten. Dies Geschäft sollte, so wollte es Art. V, bis zum Feste des heiligen Martinus (November) beendiget sein; wenn dies aber auch bis dahin nicht möglich wäre, sollte deshalb der Friede dennoch in keiner Weise gestört werden. Auch die Auswechselung der während des Friedens vertragswidrig von beiden Seiten gemachten Gefangenen wurde im VI. Art. an eine besondere Commission verwiesen. Dagegen wollte man endlich, nach Art. VII, alle übrigen während des Friedens von beiden Theilen verübten Unbilden und Übergriffe, wodurch bis dahin die Verträge von Sitwatorok und Wien verletzt worden, als vergeben betrachten und der Vergessenheit anheimgeben [1]). Nachträglich wußte der kaiserliche Gesandte Kurz von Senftenau auch bei dieser Gelegenheit noch einen besonderen großherrlichen Befehl auszuwirken, demzufolge den Jesuiten in allen

1) Das vollständigste und beste Exemplar dieses Friedensvertrags sind die „Articuli pacificationis inter sac. Caesaream Majest. et Turcarum Imperatorem, conclusi in mense Maio anno 1625. Cum licentia superiorum. Viennae Austriae, ex officina typographica Gregorii Gelbhar, anno ut supra", wiederabgedruckt bei Roe p. 425. Danach lautet der erste Artikel wörtlich: „Ut alma pax et articuli in Sitvatorok et Viennae inter utrosque imperatores conclusi, et firmissimis ipsorum diplomatibus stabiliti et confirmati constanter in suo vigore permaneant et in posterum utrinque sancte observentur." Etwas abweichend nach einem andern handschriftlichen Exemplar bei Katona, Bd. XXXI, p. 74 fg. Eine schlechte deutsche Bearbeitung bei Khevenhiller a. a. O. p. 720 fg.

Theilen des osmanischen Reiches freie und ungehinderte Religionsübung und sonstige mit den Zwecken ihrer Gesellschaft zusammenhängende Thätigkeit zugestanden und gewährleistet wurde [1]).

Niemand war natürlich über diesen Ausgang der Sache mehr erbittert, als der Fürst von Siebenbürgen, Bethlen Gabor. Selbst in diesem Stadium bot er noch Alles auf, den Frieden wieder rückgängig oder doch wenigstens wirkungslos zu machen. In aller Eile schickte er abermals einen Bevollmächtigten nach Constantinopel — er traf dort am 22. Juli ein —, welcher beauftragt war, dem Großwesir zwei Denkschriften zu überreichen, worin er die Nachtheile und Gefahren dieses „hinterlistigen und unehrbaren" (insidious and dishonorable) Vertrags in den schwärzesten Farben zu schildern suchte, förmlich dagegen protestirte, und sich bereit erklärte, selbst mit den geringen Streitkräften, die ihm augenblicklich zu Gebote stehen, sofort gegen den Kaiser wieder ins Feld zu rücken.

Man sehe ja deutlich, hieß es darin, daß es dieser mit dem Frieden gar nicht redlich und aufrichtig meine. Gleich der zweite Artikel wegen Waitzen sei nur darauf berechnet, sich eine Gelegenheit offen zu halten, ihn nach Gutdünken brechen zu können; und was wolle der Kaiser mit den übrigen Artikeln wol Anderes, als nur Zeit gewinnen, damit er den Streit wieder beginnen könne, sobald es ihm beliebe? — Das Haus Östreich habe immer nur im Sinne gehabt, die ganze Welt zu unterdrücken und zu erobern. Dazu habe der Kaiser jetzt wieder 20,000 M. Fußvolk und 6000 M. schwere Reiterei in Böhmen und den Nachbarländern aufgebracht, die gegen Frankreich vorrücken sollen, damit der Pfalz von dort ja keine Hülfe zu Theil werde. Warum habe ihn, Bethlen Gabor, die Pforte denn bis jetzt so ganz ohne Hülfe gelassen, nicht einmal einer schriftlichen Antwort auf seine letzten Anträge gewürdigt? Wäre er zu rechter Zeit gehörig unterstützt

1) Cordara Hist. Soc. Jes. bei Katona a. a. O. p. 78: „Praeter haec orator Caesaris diploma impetravit ab imperatore, quo fiebat nostris hominibus in imperio Turcico degentibus liberrima potestas omnia societatis munia exercendi."

worden, so würde er Ungarn längst wiedererobert und den Pfalzgrafen Friedrich nach Prag zurückgeführt haben. Nun sei die Zeit, etwas Großes auszuführen, freilich vorüber; aber er wolle doch alle seine Truppen zusammenraffen, um die Mitte August nach Kaschau vorrücken und an der Grenze überwintern, damit der Kaiser auch seinerseits genöthigt werde, seine Truppen aus dem Norden dahin zu ziehen; dadurch werde er wenigstens seinen guten Willen beweisen und der gemeinschaftlichen Sache einen Dienst erzeigen.

Übrigens wolle er die Pforte keineswegs veranlassen, sofort mit dem Kaiser gänzlich zu brechen. Sie solle einen Mittelweg einschlagen, den Frieden nicht geradezu zurückweisen, ihm aber auch nicht die Ratification ertheilen. Dann könne sie dadurch Zeit gewinnen, daß sie vom Kaiser vorerst die Sendung eines außerordentlichen Gesandten verlange, welcher den unterzeichneten Vertrag mit einem Ehrengeschenk von 100,000 Thlrn. überbrächte; 5 bis 6 Monate würden damit hingehen, die Angelegenheit wegen Waitzen aufs Reine zu bringen, und ehe hierauf ein Gesandter der Pforte ihre Ratification nach Wien zurückbringen könnte, würden wieder 6 bis 8 Monate verstreichen. Unterdessen sei der Termin des Friedens von Sitwatorok abgelaufen, vielleicht hätten sich die Verhältnisse in Asien und Deutschland inzwischen günstiger gestaltet, und die Pforte könne sich, je nach den Umständen, immer erst noch entscheiden, ob sie Krieg oder Frieden wolle. Etwas müsse vorläufig freilich geschehen, um den Kaiser in Furcht und die Freunde der Pforte bei gutem Muthe zu erhalten; und da sei das Beste, daß ihm der Großherr ein Hülfscorps von 15,000 M. bewillige, was, um einen Bruch mit dem Kaiser zu vermeiden, am leichtesten unter dem Vorwande geschehen würde, daß es von ihm selbst und seinen Verbündeten geworbene Miethvölker seien. Damit werde er Östreich, Steiermark und Kroatien so beschäftigen und im Zaume halten, daß der Kaiser bald gezwungen sein würde, bessere Nachbarschaft zu halten; und selbst wenn er dies als einen Friedensbruch betrachten und Willens sein sollte, die Feindseligkeiten zu beginnen, noch ehe die Pforte in der Lage wäre, den Kampf aufzunehmen, mache er sich anheischig, die

Grenzen Ungarns mit dieser Hülfe zwei Jahre lang auf seine eigenen Kosten zu decken und zu vertheidigen, ohne daß der Pforte dadurch noch irgend eine weitere Ausgabe oder Belästigung erwachsen würde [1]).

Zugleich war der Gesandte beauftragt, auch den Vertretern der verbündeten Mächte die Sache seines Herrn nochmals dringend ans Herz zu legen. Er sollte sie veranlassen, bei ihren respectiven Regierungen namentlich seine Aufnahme in die Union und die gewünschte Subsidienzahlung nun möglichst zu betreiben, sowie sie aufzufordern, bei der Pforte dahin zu wirken, daß ihm ihre Streitkräfte an den Grenzen zur Verfügung gestellt und die Entscheidung über Krieg und Frieden dort für alle Fälle überlassen würde. Geschehe dies noch zu rechter Zeit, so werde er in kurzem unter den Mauern von Wien und Prag stehen [2]).

Diese Vorstellungen verfehlten ihre Wirkung nicht. Der Großwesir machte wenigstens Miene, als wolle er dem von dem Pascha von Ofen angeblich ohne gehörige Ermächtigung abgeschlossenen Frieden die Ratification versagen, und wirkte, von den Gesandten der verbündeten Mächte getrieben, bereits unter dem 27. August, Bethlen Gabor ein großherrliches Schreiben aus, worin ihm nicht nur die förmliche Erlaubniß ertheilt, dem Bunde der gegen das Haus Östreich vereinigten und der Pforte befreundeten Mächte beizutreten, sondern auch im Allgemeinen die verlangte Hülfe zugesagt und überdies gestattet wurde, auf seine Kosten im osmanischen Reiche Truppen zu werben [3]). In einem andern wahrscheinlich gleichzeiti-

1) Nach den Auszügen aus diesen Denkschriften, in einer Depesche Roe's an S. Edward Conway vom 26. July 1625, p. 423.

2) Daselbst.

3) Dieses Schreiben: Letter to Gabor from the Grand Signior required to licence his union with the princes of Christendome, corrected and sent by the Venetian Ambassador, 27. August 1625, bei Roe p. 434. Am Ende heißt es da: „Quodsi autem auxilium etiam nostrum desiderabitis, vos hac in re non frustrabimus; verum copias sufficientes penes vos statim missuri sumus; et si propriis sumptibus in imperio nostro milites colligere volueritis, hoc quoque concessum erit."

gen Erlaß nahm der Sultan dann auch noch die dem Fürsten in seinem letzten Vergleiche mit dem Kaiser überlassenen 7 ungarischen Comitate unter seinen besonderen Schutz [1]).

Noch mehr, wie an dieser in ihren Wirkungen immerhin zweifelhaften Willfährigkeit der Pforte, lag jetzt Bethlen Gabor freilich an einer ernstlich gemeinten thatsächlichen Unterstützung der christlichen Mächte, welcher nun vor Allen wieder der britische Botschafter das Wort redete. „Von Bethlen Gabor," schrieb Roe bereits im September nach London, „kann man nicht mehr erwarten. Er setzt sich so zu sagen ganz offen der Rache des Kaisers aus, welcher nicht umhin kann, ihn zu verstehen und zu fürchten. Aber er, Bethlen Gabor, will mit ihm doch nicht sogleich brechen, wenn er irgend einer Hülfe von Seiten Ihrer Majestäten, der vereinigten Könige und Fürsten, versichert ist. Bis zum Frühjahre ist es noch Zeit, diese günstige Gelegenheit zu ergreifen. Ob es angemessen sein wird, es zu thun, oder zu unterlassen, gebe ich der höheren Weisheit anheim, welche weiß, daß Zögerung, unter Umständen, auch ein gutes Vertheidigungsmittel ist und Fabius auf diese Weise Rom rettete; aber um Hannibal aus Italien zu vertreiben, gab es kein anderes Mittel als Scipio nach Carthago zu schicken [2])."

Bethlen Gabor wurde aber nun nach dieser Seite hin um so dringender, je gespannter und unbequemer sein Verhältniß zum Kaiserhause auch persönlich wurde. In Wien, wo man seine Macht und namentlich seinen Einfluß auf die Haltung der Pforte wirklich ernstlich gefürchtet zu haben scheint, that man freilich noch Alles, um ihn bei guter Stimmung zu erhalten. Seine noch dort wirkenden Gesandten wurden, auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers, auf die ausgezeichnetste Weise behandelt, und ihm selbst ertheilte der Kaiser jetzt aus eigenem Antriebe das Prädicat „Serenissimo", welches damals nur den Königen verliehen wurde, denen der Titel „Majestät" noch nicht zukam. Allein zwei Dinge machten ihn von dem Wiener Hofe immer abwendiger und steigerten

1) Gegeben von Katona a. a. O. p. 78 fg.

2) Depesche an Lord Conway vom 19. September p. 437.

seinen Haß gegen denselben am Ende bis zur unversöhnlichsten Feindschaft: die bevorstehende Krönung des Erzherzogs Ferdinand, des Kaisers Sohn, zum König von Ungarn, und die Art, wie sein Antrag wegen seiner Vermählung mit der Tochter des Kaisers, der Prinzessin Cäcilia Renata, zurückgewiesen wurde.

Die Krönung, wodurch dem Fürsten, welcher zwar den Königstitel, aber damit noch keineswegs alle Hoffnung auf die dereinstige Herrschaft über Ungarn aufgegeben hatte, für jetzt alle Aussicht darauf benommen war, wurde noch vor Ausgang des Jahres, am 8. December, zu Ödenburg (Sopsonium) — bis nach Preßburg wagte man sich damit nicht mehr, weil Gabor schon mit 10,000 M. Fußvolk und 1000 M. Reiterei bei Kaschau stand und Wardein bedrohete — mit großer Feierlichkeit wirklich vollzogen. Und was die Heirath betraf, so fertigte man die fürstlichen Brautwerber damit ab, daß es das Haus Östreich weder mit seiner Ehre noch mit seinem Gewissen vereinigen könne, eine seiner Prinzessinnen einem Andersgläubigen zu vermählen, auch abgesehen davon, daß die erforderliche Dispensation gar nicht zu erlangen sein würde. Doch wollte sich der Kaiserhof auch darin dem Fürsten noch gefällig bezeigen. Man schlug ihm also zunächst als eine völlig ebenbürtige und standesgemäße Gemahlin die Tochter des Herzogs von Nevers vor, welcher überdies auch der Ruf ausgezeichneter Schönheit (she was fairer then the moone, meint Roe) zur Seite stand.

Eine solche Verbindung mit einem so unbedeutenden Fürstenhause, das ihm kaum dem Namen nach bekannt war, sagte aber dem stolzen Siebenbürger gar nicht zu. Er erholte sich darüber erst Raths in Constantinopel, namentlich bei dem britischen Gesandten. Da er nun aber durch diesen erfuhr, daß auch die Pforte dieser Heirath schon um deswillen abgeneigt sei, weil der Herzog von Nevers mit seinem Geschwader und seinem neu zu begründenden Ritterorden allerhand verdächtige Pläne gegen das osmanische Reich im Schilde führe, von denen oben die Rede war, und als deren muthmaßlicher Beförderer der Fürst bei ihr dann leicht in übeln Verdacht kommen könne, so wollte er nichts mehr davon

hören und bat sich vom Kaiser sofort nur noch sicheres Geleit für seine Brautwerber aus, welche sich von Wien aus geradewegs nach Berlin begeben sollten, um bei dem „Marquis von Brandenburg", Churfürst Georg Wilhelm, um die Hand seiner Schwester Katharina anzuhalten. Der Wiener Hof, welcher diese Heirath sehr ungern sah, weil er darin ein engeres Anschließen Bethlen Gabor's und mittelbar der Pforte, die sich damit vollkommen einverstanden erklärt hatte, an die protestantische Partei in Deutschland erblickte, erhob nun zwar auch da noch Schwierigkeiten und wollte namentlich den Durchzug des stattlichen Reitergefolges, welches die Brautwerber begleiten sollte, als zu verdächtig, nicht gestatten, konnte aber am Ende den verlangten Geleitsbrief doch nicht verweigern. Nichtsdestoweniger soll sich der Kaiser die größte Mühe gegeben haben, die Heirath selbst dann noch zu hintertreiben, als die Verhandlungen darüber in Berlin schon im vollen Gange waren. Er schickte zu diesem Zwecke zu drei verschiedenen Malen besondere Botschafter an den Brandenburgischen Hof, welche den Churfürsten davon abbringen sollten. Da ihm aber dies nicht gelang, soll er sogar Willens gewesen sein, den Durchzug der Prinzessin-Braut nach Siebenbürgen mit Gewalt zu hindern. So behauptete wenigstens der Gesandte Bethlen Gabor's zu Constantinopel gegen den britischen Botschafter [1]).

Der Gedanke dieser brandenburgischen Heirath, welche auch besonders deshalb bemerkenswerth ist, weil sie das Haus der Hohenzollern zum ersten Male mit den osteuropäischen Verhältnissen und beziehungsweise der Pforte in genauere Berührungen brachte, scheint vorzüglich von der vertriebenen Königin Elisabeth von Böhmen, der Tochter König Jakob's I.

1) Über diese interessanten Verhältnisse gibt abermals Roe in seinen Depeschen an Lord Conway vom October und November 1625, p. 453 und 472, die besten Aufschlüsse. Daß die Pforte zu der brandenburgischen Heirath ihre ausdrückliche Zustimmung gab, bemerkt er in einer späteren Depesche vom 1. Januar 1626, p. 479: „The ambassador of Gabor is departed with good content, the Grand Signior having approved his alliance with the marquis of Brandeburgh." — Übrigens Khevenhiller a. a. O. p. 694 fg.

und Gemahlin des unglücklichen Pfalzgrafen Friedrich, ausgegangen und gepflegt worden zu sein. Sie lebte damals im Haag, von wo aus sie die Interessen ihres geächteten Gemahls nach allen Seiten hin wahrzunehmen bemüht war. Schon im Juli hatte sie Roe in einem ihrer Briefe auf die Zweckmäßigkeit einer solchen Verbindung zwischen dem Fürsten von Siebenbürgen und dem brandenburgischen Fürstenhause, wovon sie sich für die Verstärkung ihrer Partei ganz besondere Vortheile versprach, aufmerksam gemacht, und auch er scheint dann nichts unterlassen zu haben, der Pforte diese Verbindung so annehmbar wie möglich erscheinen zu lassen. Von Seiten des Berliner Hofes wurden dagegen weiter keine Bedenken erhoben. Man wurde mit den siebenbürgischen Brautwerbern sehr bald einig, und schon zu Anfange des nächsten Jahres begab sich die Prinzessin nach Siebenbürgen, wo in der ersten Hälfte des Februar (1626) zu 1626
Kaschau das Beilager unter großen Festlichkeiten vollzogen wurde [1]).

Leider entsprach nur der Gewinn, welchen die unglückliche Königin und auch Bethlen Gabor aus dieser Verbindung für ihre Sache ziehen zu können hofften, den Erwartungen nicht. Namentlich legten jetzt, wo er gerade am meisten auf ihren Beistand rechnete, die Großmächte eine auffallende Zurückhaltung und eine entmuthigende Lauheit gegen Bethlen Gabor an den Tag. König Karl I. von England z. B., welcher seinem Vater am 6. April 1625 gefolgt war, billigte zwar im Allgemeinen die kluge und verständige Thätigkeit, welche sein Gesandter in Constantinopel bei dem Streite zwischen dem Kaiser und dem Fürsten von Siebenbürgen entwickelt habe, und ließ ihn ermuntern, er möge nur auf der

1) In dem zuerst erwähnten Briefe der Königin von Böhmen vom 26. Juli 1625, bei Roe, p. 397 heißt es: „I heere a discourse of what you have so often whished, of a marriage for Gabor. The electour of Brandenburg hath a sister and he is our brother-in-law: I hope you understand me, that it is she I meane; but I pray keepe this to your self, till you heere it from others.“ Dann ferner daselbst p. 458, 478 und 491, wo von der offiziellen Anzeige der vollzogenen Heirath bei der Pforte die Rede ist.

betretenen Bahn fortgehen [1]). Als aber dieser daraufhin die Nothwendigkeit einer nachdrücklicheren Unterstützung Gabor's darzuthun suchte, wollte der König davon nichts mehr hören. Roe, welcher Gabor noch immer durch möglichst bestimmte Zusagen anzufeuern und aufrecht zu erhalten bemüht gewesen war, gerieth über diese Lauheit fast in Verzweiflung. Noch im März 1626 führt er die bittersten Klagen darüber, daß er seit 5 Monaten keine Sylbe aus England erfahren habe und fast seit einem Jahre ohne alle Instructionen, wie ein Schiff ohne Ruder auf wildbewegter See, von dem Sturm und den Wogen günstiger und ungünstiger Gerüchte umhergetrieben werde [2]).

Wie groß war aber vollends seine Enttäuschung, als ihm der König kurz darauf in einer langen Depesche seines Staatssekretärs, Lord Conway, die genau motivirten Gründe auseinandersetzen ließ, warum er sich mit dem Fürsten von Siebenbürgen weder auf einen besondern Vertrag einlassen, noch ihm die verlangten Subsidien zahlen könne. Allein, hieß es darin, dürfe er in dieser Beziehung in keinem Falle irgend eine Verpflichtung übernehmen. Es käme jetzt vor Allem darauf an, erst mit den übrigen bei der Sache interessirten Fürsten einen festen und feierlichen Bund (a firme and solemne league) einzugehen, welcher den ferneren gemeinschaftlichen Unternehmungen in dieser Richtung zur Grundlage dienen solle. Zu Geldbewilligungen könne sich der König, obgleich es Gabor vorzüglich darauf ankomme, schon deshalb gar nicht verstehen, weil seine Kassen durch große außerordentliche Ausgaben, namentlich die Unterstützung von Mansfeld und dem König von Dänemark, sowie den Unterhalt der

1) Namentlich in einer Depesche des Lord Conway vom 12. November 1625, daselbst, p. 461.

2) Roe gab sich unendliche Mühe, Bethlen Gabor, bei aller Unbestimmtheit, worin man ihn selbst über die eigentlichen Absichten des Cabinets zu London ließ, in guter Stimmung zu erhalten; so z. B. bei den im November mit dem Gesandten des Fürsten gepflogenen Verhandlungen und in dem an diesen selbst gerichteten Schreiben vom 17. December 1625, p. 471—474 und p. 478. Seine Klagen über die lange Ungewißheit, in welcher er gelassen wurde, daselbst, p. 491.

Flotte schon so erschöpft seien, daß er kaum mehr im Stande sei, den laufenden und dringendsten Bedürfnissen des Staatshaushaltes zu genügen (as even the ordinarie and most necessarie occasions were hardlie supplied); es wäre ja da aller Staatsklugheit zuwider gewesen, Versprechungen zu machen, welche man vielleicht hinterher, zum größten Nachtheile für die Ehre Sr. Majestät, nicht einmal hätte erfüllen können.

Übrigens sei Constantinopel gar nicht der geeignete Ort, wo eine Angelegenheit von dieser Wichtigkeit, wobei so viel Fürsten betheiligt, durch einen Vertrag zum Abschluß gebracht werden könne. Und wenn es Gabor mit einem solchen wirklich ernstlich gemeint, warum habe er sich denn da zuerst an den König von Frankreich gewendet, dem er einen besondern Unterhändler zugeschickt, nicht aber an den König von England, welchem doch die Sache schon um deswillen weit näher liege, weil er dabei die Wiederherstellung seiner nächsten Anverwandten, des Pfalzgrafen und seiner Schwester, in ihr rechtliches Besitzthum im Auge habe? — Der König habe es daher auch für angemessen erachtet, sich bisher ruhig zu verhalten. Denn abgesehen davon, daß er mit dem Könige von Dänemark und den deutschen Fürsten noch nicht in förmliche Bundesgemeinschaft getreten sei, könne er auch kaum mehr darauf rechnen, mit dem Könige von Frankreich ein solches Verhältniß zu Stande zu bringen, weil, wie er in Erfahrung gebracht, die heiligen Väter Jesuiten das zartfühlende Gewissen desselben durch den Gedanken beunruhigt, daß er, ohne Gefahr für sein Seelenheil, nicht ein Bündniß mit Ketzern eingehen könne, dessen Zweck ein Krieg gegen die Römisch-Katholischen sei. Gleichwol werde es Gabor schon bekannt sein, daß der König von Dänemark im Begriff stehe, zu rüsten und mit den protestantischen Fürsten Deutschlands in Verbindung zu treten. Es würde also das Gerathenste sein, daß er sich unmittelbar an diesen wende; von ihm könne er am besten erfahren, was man beabsichtige und was er von den Verbündeten zu erwarten habe. Da indessen Gabor wirklich guten Willen zeige, so solle er, der Gesandte, nur fortfahren, ihn aufzureizen und seine Hoffnungen und seine

Standhaftigkeit zu nähren, ohne jedoch ihm gegenüber irgend eine bestimmte Verpflichtung zu übernehmen [1]).

Als dieses Schreiben in Constantinopel eintraf, hatten die Dinge im Sinne desselben, wenigstens zum Theil, schon eine bestimmtere, wenn man will, für Gabor's Interessen günstigere Gestalt gewonnen. Er hatte bereits seinen Bevollmächtigten, Capitän Quaad, an den König von Dänemark geschickt, und da derselbe dort williges Gehör gefunden hatte, war er mit den dänischen Gesandten sogleich weiter nach dem Haag geeilt, wo im März von den Bevollmächtigten Englands, Dänemarks und der Vereinigten Staaten der Niederlande der Grund zu dem Bundesvertrage gelegt wurde, dem dann später, auf besondere Einladung, außer Frankreich, Schweden und Venedig, auch die kleineren protestantischen Fürsten Deutschlands, namentlich der Churfürst von Brandenburg und mehrere Reichsstädte, beitraten.

Der Hauptpunkt desselben betraf natürlich die Subsidienzahlung an den König von Dänemark, welcher sich verpflichtete, 30,000 M. Fußvolk und 8000 M. Reiterei nach Deutschland zu schicken, zu deren Unterhalt England 30,000 und die Niederlande 8000 Pfd. Sterling monatlich beisteuern sollten. Außerdem wurde Bethlen Gabor die Aufnahme in den Bund zugesagt und ihm auch sogleich unter der Hand (privately) eine monatliche Unterstützung von 40,000 Reichsthalern für den Fall verheißen, daß er mit seinen Streitkräften eine der gemeinschaftlichen Sache der Verbündeten günstige Diversion gegen das Haus Östreich unternehmen würde. Daß dabei in einem geheimen Artikel die Wiederherstellung des Königs von Böhmen, des Pfalzgrafen, besonders vorbehalten und für den dereinstigen Friedensschluß als conditio sine qua non festgesetzt wurde, versteht sich von selbst [2]).

1) Depesche Lord Conway's an Roe vom 20. April 1626, p. 501 fg. Mit Frankreich werde, heißt es da, überhaupt schwerlich ein Einverständniß zu erzielen sein, „the holie fathers, the Jesuites, having informed the tender conscience of that king, that, without danger of his soule, he cannot enter into a league with heretickes, to make warre against Roman catholickes".

2) Daselbst, p. 503.

Bethlen Gabor versprach seinerseits dafür in der That Wunderdinge. Er wollte die Ratification des Friedens zwischen dem Kaiser und der Pforte verhindern, und hatte zu diesem Zwecke, wie er behauptete, schon 23,000 Thaler nach Constantinopel geschickt, womit die Pfortenminister bestochen werden sollten; zwei oder drei türkische Armeecorps sollten, auf seinen Betrieb, zu gleicher Zeit gegen die Staaten des Kaisers, namentlich nach Steyermark und gegen Wien aufbrechen; gegen Polen wolle er 50 bis 60,000 Tataren aufbieten, damit der König verhindert werde, Schweden anzugreifen, oder den Kaiser zu unterstützen; ferner werde er die Pforte zu bewegen suchen, mit Persien Frieden zu schließen, damit sie ihre Streitkräfte gegen Polen und die Kosaken wenden könne; und endlich hatte er auch den Plan, sich mit dem König von Schweden in Verbindung zu setzen, um diesen, im Verein mit den unirten Fürsten, zu veranlassen, daß er den Moskowiter zum Krieg gegen Polen aufreize, was ihm um so leichter gelingen werde, da der Zaar schon wegen des Verlustes von Smolensk und einer seinen Gesandten unlängst in Polen widerfahrenen Beleidigung im höchsten Grade aufgebracht sei. Was dann seinen eigenen Feldzugsplan betraf, so verlangte er blos, daß Mansfeld an der Spitze von 8000 M. Fußvolk und 2000 M. Reiterei durch Böhmen und Schlesien nach Ungarn aufbrechen solle, wo er mit 4000 M. Fußvolk, 8000 M. leichter Reiterei und 2000 M. Hülfsvölkern aus der Moldau und Walachei zu ihm stoßen wolle; zwei oder drei Lager sollten unterdessen Siebenbürgen gegen feindliche Einfälle, namentlich von Polen her, decken [1]).

Vorzüglich war es der König von Dänemark, welcher im Rathe der vereinigten Fürsten diesen Plänen das Wort redete und auf eine sofortige nachdrücklichere Unterstützung Bethlen Gabor's drang. Da kam nun aber vor Allem der fatale Geldpunkt ins Spiel, bei dessen Erledigung man fort-

1) Alles genau nach einer sehr geheimnißvollen chiffrirten Depesche des Lord Conway, daselbst p. 503, 504. Über die damals im Haag mit dem Abgeordneten Bethlen Gabor's gepflogenen Verhandlungen: Katona a. a. O. p. 193 fg., wo auch die lange Rede gegeben wird, die er an die Generalstaaten hielt.

während auf die peinlichsten Schwierigkeiten stieß. Die 40,000 Thaler monatliche Subsidien, eine verhältnißmäßig gewiß nur geringe Summe, hatte man freilich bewilligt; als es sich aber darum handelte, sie aufzubringen, fand sich Niemand, der zahlen wollte, zumal da Gabor, welcher sich im Allgemeinen damit begnügte, damals, wie es scheint, in großen Geldnöthen, sogleich daraufhin eine Vorschußzahlung von zwei und einem halben Monat d. h. 100,000 Thaler verlangte. Er betrieb dies durch seine Agenten sowol an den Höfen der verbündeten Fürsten, als auch bei ihren respectiven Gesandten in Constantinopel, und glaubte namentlich dadurch etwas erreichen zu können, daß er sich bereit erklärte, von der jährlich 480,000 Thaler betragenden Gesammtsumme noch 80,000 Thlr. nachzulassen, wenn man sich zu jener Vorschußzahlung verstehen wolle. Allein auch damit war nirgends durchzubringen.

England wollte damals für diesen Zweck keinen Schilling ausgeben, obgleich Roe, von den Gesandten Gabor's gedrängt, seiner Regierung deutlich zu machen suchte, daß die kleine Summe von 2000 Pfd. monatlich gegen die 50,000 Pfd. welche der König ebenfalls monatlich an den König von Dänemark und Mansfeld zahle, gar nicht in Betracht kommen könne, wenn man bedenke, daß man damit einen mächtigen und muthigen Fürsten (a powerfull and spiritfull prince) unterstütze, welcher im Stande sei, dem Feinde 25,000 Schwerter in den Rücken zu schicken [1]). So oft der König daran erinnert wurde, gab er zwar immer wieder seine wohlwollende Gesinnung gegen Gabor zu erkennen, und wünschte auch, daß sein Gesandter in Constantinopel fortfahren möge, ihn in allen Dingen, „mit Ausnahme des gefährlichen und Ärgerniß erregenden Punktes, daß er die Türken in das christliche Europa hineinziehen wolle", zu unterstützen, schützte aber, was die zu leistenden Subsidien betraf, fortwährend die Leere seines Schatzes vor, welcher durch Dänemark, Mans-

1) Depesche vom 8. Mai 1626, p. 510: „The whole amounting to 480,000 in the year, to show that he did not engage himselfe only for mony, hee was content to abate 80,000 to those princes that did pay him by advancing ect."

feld, den Krieg in den Niederlanden, Armee und Flotte, die zweifelhafte Haltung Spaniens und Frankreichs endlich, welche eine beständige tüchtige Landesvertheidigung nöthig mache, so erschöpft sei, daß er unmöglich noch neue Lasten dieser Art übernehmen könne. Der Gesandte solle daher — so wurde er noch zu Anfang September 1626 instruirt — die Agenten des Fürsten nur immer mit einer passenden Antwort abfinden und auf weitere Entschließungen von London aus vertrösten, wenn sie auf das versprochene Geld zu sprechen kommen würden [1]).

Frankreich hatte sich zwar anfangs auch bereit erklärt, seinen Antheil an den dem Fürsten von Siebenbürgen bewilligten Subsidien d. h. ein Viertel zu übernehmen, vorausgesetzt, daß England für eine gleiche Summe aufkomme; bald aber nahm der König, wahrscheinlich durch die Jesuiten aufgehetzt, in der ganzen Sache eine sehr zweideutige Haltung an, suchte Gabor noch eine Zeit lang mit leeren Versprechungen zu täuschen, gab aber dann plötzlich, schon im August, seinem Gesandten zu Constantinopel den strengsten Befehl, sich mit ihm auf gar nichts mehr einzulassen [2]).

Und ebenso wollte sich Venedig, obgleich der dortige englische Gesandte, Sir Isaak Wake, im Einverständniß mit seinem Collegen in Constantinopel, die Signorie auf alle mögliche Weise für die Interessen Gabor's und der protestantischen Union einzunehmen suchte, zu nichts verstehen. Sie war zu klug, als daß sie nicht das ganze Treiben des Siebenbürgers mit vorsichtiger Kälte und berechnetem Mistrauen hätte ansehen sollen. Erst gab sie den bedeutenden Aufwand, welchen ihr die Veltliner Händel verursachen, als Grund an, warum sie auf dergleichen Geldbewilligungen nicht eingehen

1) Depesche von Lord Conway vom 8. September, daselbst, p. 552. Der Gesandte sei angewiesen, heißt es da, „to assist him (Gabor) in all things saving in that scandalous and dangerous point of drawing the grand signior to an invasion of Christendome". Und dann in Betreff des Geldpunktes: „If the prince of Transilvania's ministers shall call upon you for mony intended from the king, your lordship may draw some fit answere for the tyme and your occasion and referre him to the answere his agent shall receive here (in London)."

2) Roe's Depeschen, p. 510 und 548.

könne; und als dann später davon die Rede war, daß Mansfeld mit einem Theil seiner Truppen über Spalatro und durch Dalmatien in Ungarn einfallen wolle, hielt sie einen solchen Plan für so verdächtig, daß sie es für gerathen fand, lieber ihre Hand von der Sache ganz abzuziehen[1]). Nur Holland und der König von Dänemark ließen Bethlen Gabor später einmal je 30,000 Thaler zukommen, freilich eine so unbedeutende Summe, daß er über eine solche Vernachlässigung von Seiten seiner Bundesgenossen die bittersten Klagen führte und offen eingestand, er würde sich geschämt haben, eine so armselige Unterstützung anzunehmen, wenn ihn nicht geradezu die Noth dazu gewungen hätte[2]).

Gleichzeitig gestalteten sich nun die Verhältnisse zu Constantinopel nicht zum Besten für Bethlen Gabor. Die Pforte hatte ihm allerdings die Erlaubniß ertheilt, mit den protestantischen Fürsten in Bundesgemeinschaft zu treten und ihm eine gewisse Unterstützung zugesagt; bald, scheint es, wurde aber auch ihr sein Treiben nach dieser Seite hin etwas verdächtig. Und dazu trugen die Einflüsterungen und Aufhetzereien der kaiserlichen Agenten im Diwan gegen ihn nicht wenig bei. Der kaiserliche Gesandte hatte sich schon längst durch einen Depeschendiebstahl, welcher damals unter der christlichen Diplomatie in Constantinopel große Sensation machte und bei welchem vielleicht die Jesuiten nicht ganz unbetheiligt waren, in den Besitz sämmtlicher Briefe zu setzen gewußt, welche der Fürst mit seinen Bevollmächtigten in Constantinopel wechselte, diese dann nach Wien geschickt und endlich von dort, zum Theil wol auch verfälscht, zurückerhalten und sie, so weit sie geeignet waren, gegen die Pläne des Fürsten Verdacht zu erregen und ihn zu compromittiren, in die Hände des Diwans gespielt. Man gab ihm daraufhin

1) Roe's Depeschen, p. 575, 577, 594.

2) Daselbst, p. 552, 608, 629: „Upon the knowledge of 30,000 dollars remitted hither", schreibt noch im März 1627 Roe an Lord Conway, „from the States, I saw a letter from Gabor, complayning that he was promised more, and full of discontent, as if he were neglected and deserted, that he was enforced to accept that poore summe for infinite expence and hazard."

geradezu schuld, daß er gefährliche Pläne gegen das osmanische Reich im Schilde führe und zu diesem Zwecke sogar dem Kaiser schon wieder gewisse Anträge gemacht habe [1]).

So lange der alte Kaimakam Gurdschi-Mohammed lebte, hatte Bethlen Gabor im Diwan an ihm seinen besten Freund und Beschützer. Er war der entschiedenste Gegner des Hauses Östreich und folglich die Hauptstütze der protestantischen Partei, an deren Spitze der englische Botschafter stand. Seine Ermordung in einem Aufstande der Janitscharen und Sipahis am 3. Juli 1626 wird daher auch von diesem 1626
als ein folgenreiches, verhängnißvolles Ereigniß bitter beklagt [2]).

Denn sein Nachfolger, der Kapudan-Pascha Redscheb, war das Haupt der kaiserlichen Partei im Diwan und wollte von einer nachdrücklichen Unterstützung Bethlen Gabor's nichts mehr hören. Dies zeigte sich sogleich in dem großen Reichsrathe, welcher kurz darauf wegen der asiatischen Angelegenheiten einberufen wurde und in welchem auch die siebenbürgische Sache zur Sprache kam.

Der neue Kaimakam trieb hier die Dinge sofort absichtlich dadurch bis auf die Spitze, daß er die Frage vorlegte: ob man ohne Weiteres, wie Gabor wolle, dem Kaiser und dem Könige von Polen den Krieg erklären solle? — Bei den hierauf entstehenden äußerst stürmischen Verhandlungen erhob sich, auf den Wink des Kaimakam, natürlich die ganze kaiserliche Partei dagegen und behauptete am Ende auch gegen die

1) Von diesem Depeschendiebstahl setzt Roe den Fürsten selbst in Kenntniß durch ein Schreiben vom 17. December 1625, p. 478. Der eigentliche Urheber desselben war nicht zu entdecken; der meiste Verdacht fiel auf einen Agenten des Fürsten, Namens Ballasaza. Auch der venetianische Gesandte spricht davon in einem Berichte vom April 1626: „L'Imperator va procurando di metter il Gabor in mala fede alla porta col far capitar nelle mani del Caimacham e degli altri Vesiri lettere o vere o false scritte da lui alla Maesta sua con eccitamenti di unirsi contra li Ottomani.“ Bei Hammer O. G. Bd. V, p. 94.

2) So namentlich in zwei Depeschen an Lord Conway und die Königin von Böhmen, Negotiations, p. 525 und 530, worin er den alten Kaimakam „the adopted father of Gabor, my only freind“, dagegen seinen Nachfolger „the head and protector of the Imperialls“ nennt.

Anhänger Bethlen Gabor's und der Protestanten, an deren Spitze der Kadiasker stand, so weit das Feld, daß die Frage unentschieden gelassen wurde. Seinen Hauptzweck, daß die Pläne Gabor's und der protestantischen Union gegen das Kaiserhaus allgemein bekannt werden sollten, hatte der Kaimakam freilich dadurch erreicht, daß er der Reichsversammlung alle darauf bezügliche Papiere des Fürsten mitgetheilt hatte.

Der Agent des letztern gerieth dadurch in die größte Verlegenheit. Nur der gewichtigen Einsprache des englischen Botschafters bei dem Kaimakam und dem Kadiasker hatte er es zu danken, daß er einen in seiner Fassung sehr vorsichtig gehaltenen Bescheid erhielt, in welchem dem Fürsten abermals die Erlaubniß bestätigt wurde, mit den protestantischen Fürsten, „den alten Freunden der Pforte", in Verbindung zu treten, wobei jedoch, um dem kaiserlichen Gesandten keinen Anstoß zu geben, vom Kriege gar keine Rede war. Die Gabor zugesagte Hülfe wurde darauf beschränkt, daß der Pascha von Ofen Befehl erhalten solle, sich mit seinen Truppen für alle Fälle bereit zu halten, damit er, wenn der Feind — der Kaiser wurde auch da wohlweislich gar nicht genannt — etwa die Grenzen beunruhigen oder das Gebiet des Fürsten von Siebenbürgen angreifen würde, den Umständen gemäß einschreiten könne. Zugleich erhielt er die Weisung, die Bevollmächtigten, die der Kaiser etwa fernerhin zum Zwecke neuer Friedensverhandlungen abschicken würde, gleich an der Grenze mit dem Bedeuten anzuhalten, daß die Pforte sich erst dann dazu verstehen werde, wenn den Ansprüchen ihrer Freunde Genüge gethan sein würde. Dagegen lud ein gleichzeitig auf Betrieb Bethlen Gabor's erlassenes und von dem englischen Gesandten durchgesehenes und verbessertes Schreiben alle unirte Fürsten, namentlich die Könige von Schweden und Dänemark und den Churfürsten von Brandenburg, förmlich ein, zu weiterer Verständigung auch ihre Gesandten nach Constantinopel zu schicken, wo ihnen die ehrenvollste Aufnahme und der sicherste Schutz gegen alle ihre Feinde zu Theil werden solle [1]).

1) Über diese Verhandlungen des großen Reichsrathes und ihre Folgen gibt Roe in einer höchst interessanten Depesche an Lord Conway vom 31. Juli 1626 genaue Rechenschaft, p. 536—538.

Sir Th. Roe schätzte sich schon sehr glücklich, daß wenigstens so viel erreicht sei, und ermuthigte in diesem Sinne auch Bethlen Gabor, auf der einmal betretenen Bahn fortzugehen und nun unverzüglich den Krieg zu beginnen. „Jetzt bedarf es", schrieb er ihm im August, „zur Vollendung so vieler Mühen, zur Befriedigung der Ansprüche so vieler Fürsten und zur Genugthuung für Eure eigene Ehre, welche dabei auf dem Spiele steht, weiter nichts, als das ruhmreiche Werk zu beginnen, welches den Unterdrückten die Wiederherstellung in ihre Staaten, den in ihrem Gewissen Bedrängten Erleichterung und der Religion volle Freiheit verkündet [1]).

Bethlen Gabor selbst erschien jedoch die Lage noch keineswegs in so günstigem Lichte. Ihm genügte der letzte Bescheid der Pforte nur in sehr bedingter Weise. Da er nun aber einmal so weit vorwärts gedrängt war, daß er nicht mehr umkehren konnte, wollte er wenigstens noch sicherere Bürgschaften für die Zukunft haben. Dies war der Zweck einer abermaligen Botschaft an die Pforte, von welcher er jetzt, vorzüglich darauf gestützt, daß seine Bundesgenossen, Mansfeld und der Herzog Ernst von Weimar, an der Spitze von 20,000 M. durch Schlesien bereits bis an die böhmische Grenze vorgedrungen seien, vor Allem zwei Dinge verlangte: Einmal die Anerkennung und Bestätigung der von den siebenbürgischen Ständen bereits vollzogenen Wahl seiner Gemahlin, der brandenburgischen Prinzessin, zu seiner Nachfolgerin in der Regierung des Fürstenthums für den Fall seines Ablebens; und zweitens die endliche unwiderrufliche Erlaubniß, den Kaiser durch die Eroberung von Ungarn gänzlich auf Deutschland zurückzudrängen. Für beides führte er, wie immer, als Grund die Nothwendigkeit an, die für ganz Deutschland in ihrem beständigen Wachsthum so gefährliche Macht des Hauses Östreich in gebührende Schranken zurückzuweisen. Jene Wahl sei aber vorzüglich auch noch deshalb besonders zu empfehlen, weil dadurch auf der einen Seite den etwaigen

1) Schreiben an Bethlen Gabor vom 19. August 1626, p. 541.

Machinationen des Hauses Östreich in Siebenbürgen für den Fall einer Zwischenregierung im voraus ein Ziel gesetzt werde, und auf der andern seine Gemahlin des Schutzes und des Beistandes der vereinigten und der Pforte befreundeten Fürsten versichert sein könne.

Der Kaimakam nahm auch diese Anträge, welche mit einigen Nebenpunkten in einer besondern aus acht Artikeln bestehenden schriftlichen Note zusammengefaßt waren, anfangs mit zurückhaltender Kälte auf und konnte sich um so weniger sofort zu einer bestimmten Antwort entschließen, da die gerade um diese Zeit eintreffende Nachricht von der gänzlichen Niederlage des osmanischen Heeres unter den Mauern von Bagdad die Pforte überhaupt mit einer an völlige Rathlosigkeit grenzenden Bestürzung erfüllte. Überdies wurde auch diese ihre Bedrängniß natürlich von dem kaiserlichen Gesandten benutzt, allen Forderungen des Fürsten von Siebenbürgen nach Kräften entgegenzutreten und mehr wie je auf die endliche Ratification des jüngsten Friedensvertrags zu dringen. Endlich gelang es jedoch auch hier wieder der geschickten Vermittelung des englischen Botschafters, welcher sich darüber mit dem venetianischen und dem holländischen Gesandten verständigt hatte, die Dinge zu erwünschtem Abschluß zu bringen [1]).

Eine bestimmtere Zusage wegen einer nachhaltigeren bewaffneten Unterstützung war freilich, bei den damaligen bedrängten Verhältnissen der Pforte, nicht zu erlangen, und eine solche lag auch gar nicht in der Absicht der verbündeten Mächte, welche gegen das Hereinziehen bedeutender türkischer Streitkräfte nach Deutschland, selbst gegen Östreich, immer noch eine leicht erklärliche Abneigung hatten. Man war in dieser Beziehung schon durch die erneuerte Zusage zufriedengestellt, daß die Statthalter an den Grenzen, unter dem Oberbefehl des Paschas von Ofen, ihre Truppen für alle Fälle in Bereitschaft halten sollten. Friede sollte unter keiner Be-

1) Diese Verhandlungen und ihre Resultate bilden natürlich den Hauptinhalt der gleichzeitigen Depeschen des englischen Gesandten, namentlich p. 549 und 558—562, wo am Ende als Beilage auch der vollständige lateinische Text der letzten Forderungen Bethlen Gabor's gegeben wird.

dingung ohne Zustimmung des Fürsten und seiner Alliirten und ohne Wissen ihrer Vertreter bei der Pforte geschlossen werden; und endlich wurde auch die Wahl der Fürstin mit der ausdrücklichen Verheißung bestätigt, daß die förmliche Investitur durch Fahne und Scepter mit dem sonstigen herkömmlichen Ceremoniel mittels einer feierlichen Gesandtschaft vollzogen werden würde. Auf den letzten Punkt glaubte die protestantische Partei vorzüglich auch deshalb ganz besonderes Gewicht legen zu müssen, weil es das beste Mittel sei, sowol Gabor als auch den Churfürsten von Brandenburg auf die Dauer an ihre Interessen zu fesseln und von dieser Seite in einer beständigen Opposition gegen die Übergriffe des Hauses Östreich zu erhalten.

Genug, wenigstens Sir Th. Roe glaubte, daß nun Alles gewonnen und der Untergang der Macht des Kaisers für immer entschieden sei [1]). Allein auch dieses Mal nahmen die Dinge eine ganz andere Wendung, als er und die protestantische Partei erwarten mochten, als es endlich zum Handeln kam. Da das Hülfscorps der Verbündeten, unter den Befehlen des Grafen von Mansfeld und des Herzogs Ernst von Weimar, schon bis an die Grenze von Ungarn vorgerückt war und ihm das kaiserliche Heer in einer Stärke von 40,000 M., unter Wallenstein, auf dem Fuße folgte, mußte auch Bethlen Gabor, von allen Seiten gedrängt, endlich zu den Waffen greifen. Das Heer, welches er ins Feld stellen konnte, zählte etwa 32,000 M., und 25,000 M. schlecht disciplinirter türkischer Grenztruppen führte ihm der kriegslustige Statthalter von Ofen, Murtesa-Pascha, zu, welcher erst vor kurzem, im August, an die Stelle des verstorbenen friedliebenden und überdies, wie wenigstens behauptet wurde, an den Kaiser verkauften Ssofi-Mohammed getreten war [2]).

1) So noch in einem Schreiben an die Königin von Böhmen vom 22. September 1626, p. 558: „Gabor is gone 40 dayes since with a powerfull army to meete the duke of Weymar and count Mansfelt, which, I am perswaded, will make an end of the warr or of the power of the emperor."

2) Roe nennt in einer Depesche vom 26. August, p. 544, den soeben erst verstorbenen Pascha von Ofen „an ancient pensioner of the

Der Feldzug, erst im September begonnen, war kurz und ohne bedeutende Resultate. Zu entscheidenden Schlägen, zu einer offenen Feldschlacht kam es dabei gar nicht. Das Ganze löste sich in vereinzelte planlose Streifzüge, einige kleine Gefechte und nutzlose Verhandlungen auf. Zuerst fiel Murtesa-Pascha mit seinen Reiterschaaren in die Neutraer Gespannschaft ein, brannte hier, nach gut türkischer Weise, 26 Dörfer nieder und schleppte Alles mit sich fort, was an Menschen, Vieh und beweglicher Habe in seine Gewalt fiel. Dann berannte er ohne Erfolg Neograd, während Gabor selbst mit den kaiserlichen Truppen, unter den Befehlen des Palatin von Ungarn, Esterhazy, und des Ban von Kroatien, Zriny, handgemein wurde. Durch die ihm von seinen Gegnern gebotenen Unterhandlungen getäuscht und dann von ihnen plötzlich überfallen, erlitt erst Gabor eine empfindliche Niederlage; er raffte sich aber schnell wieder auf, zog in aller Eile die Türken von Neograd her an sich und schlug nun seinerseits die Ungarn und Kroaten aus dem Felde, die sich auf das von Norden heranziehende Heer Wallenstein's zurückwarfen [1]).

Unterdessen war auch ein Theil von Gabor's Truppen zu Mansfeld und Weimar gestoßen. Allein obgleich beide Theile jetzt über eine ansehnliche Streitmacht gebieten konnten, geschah doch von keiner Seite etwas Erhebliches. Die ganzen Operationen, denen es offenbar an einem bestimmten Plan und Einheit fehlte, blieben auf einige kleine Plänkeleien an den Ufern der Waag und der Neutra beschränkt, welche, sobald die Siebenbürger und die Türken dabei die Oberhand behielten, zu Constantinopel freilich immer zu glänzenden

emperor", dagegen seinen Nachfolger, Murtesa, einen Bosnier von Geburt, „a man much fitter for the Transylvanian dessignes, because Gabor may rule him, and the imperialls will not trust him, his nature being remuant and stirring".

1) Ausführlich sind diese Vorfälle nach den betreffenden Quellen besprochen von Katona a. a. O. p. 220 fg. Andeutungen darüber gibt Roe nach den freilich oft etwas stark gefärbten Berichten, welche durch die Agenten Bethlen Gabor's nach Constantinopel gelangten, in seinen gleichzeitigen Depeschen, z. B. p. 563, 565 fg.

Siegen der Verbündeten und empfindlichen Niederlagen der Kaiserlichen ausgemalt wurden. Erst am 16. October kam es nach längerm Hin- und Herziehen an den Ufern des Flüßchens Gran zu einem heftigen Zusammenstoß zwischen beiden Heeren, bei welchem Wallenstein von den vereinigten Truppen Bethlen Gabor's und Mansfeld's geschlagen wurde. Nach den übertriebenen Siegesberichten, welche darüber, zugleich mit 300 Gefangenen, Ungarn und Deutschen, als Geschenk für den Großherrn, nach Constantinopel gelangten, soll Wallenstein bei diesem Gefecht nicht weniger als 10,000 M. an Todten und Gefangenen verloren haben [1]).

Gewiß ist, daß er nach dieser Niederlage mit seinem ohnehin schon durch wüstes Wesen und schlechte Mannszucht demoralisirten, sowie durch Kälte, Hunger und böse Krankheiten sehr geschwächten Heere — sie sollen ihm in Kurzem an 25,000 M. hinweggerafft haben [2]) — nicht länger Stand hielt, sondern in aller Eile über die Waag zurückging. Man gab ihm später noch schuld, daß er überhaupt von dem Kriege gegen die Türkei nichts habe wissen wollen und den von Wien aus an ihn ergangenen Befehlen, weiter vorzubringen, absichtlich nicht Folge geleistet habe. Er soll schon damals deshalb bei dem Kaiser in Ungnade gefallen sein und wurde auch bald darauf aus Ungarn abberufen, während der Rest seines Heeres unter den Befehlen des Palatins Esterhazy zwischen Tyrnau und Presburg Winterquartiere bezog [3]).

1) Den offiziellen Bericht, welchen Bethlen Gabor über dieses Gefecht an die Pforte einschickte, gibt Roe, p. 572. Danach wäre das Heer Mansfeld's 20,000 M. stark gewesen. Die Zahl der angeblichen Verluste Wallenstein's gibt Roe gleichfalls nach einem spätern Berichte, p. 579, wo er sich über den Jammer der 300 gefangenen Ungarn und Deutschen, welche als Frucht dieses „great victorye" nach Constantinopel geschickt wurden, mit der diplomatischen Wendung hinweghilft: „a misery that deserves pity, but cannot be avoyded. Habet aliquid ex iniquo omne magnum exemplum, quod contra singulos utilitate publica rependitur."

2) Katona a. a. O. p. 262.

3) Darüber gibt Roe in einer Depesche an Lord Conway vom 18. Januar 1627, p. 599, sehr interessante Aufklärungen: „I am well enformed", heißt es da, „from Vienna, that Walstein was often

Aber auch Bethlen Gabor hatte weder Lust, noch war er in der Lage, diesen „großen Sieg" sogleich weiter zu verfolgen, obgleich er in der ersten Begeisterung nach Constantinopel berichtet hatte, er werde dem fliehenden Feinde bis vor die Thore von Presburg oder Wien nachfolgen. Er begnügte sich damit, blos den Nachtrab von Wallenstein's Truppen vollends über die Waag hinüberzuwerfen [1]). Die zweifelhafte Haltung seiner türkischen Hülfsvölker, unter Murtesa-Pascha, war ein Hauptgrund dieser Enthaltsamkeit. Denn obgleich er bei dem Diwan in Constantinopel durchgesetzt hatte, daß Murtesa Befehl erhielt, mit seinen Truppen bei ihm während des Winters auszuhalten, wollten diese doch davon nichts hören. Als der St.-Demetriustag, der 26. October, der gewöhnliche Termin zur Heimkehr, herannahete, wurden sie unruhig und auffässig; und als Murtesa sie mit Gewalt zurückhalten wollte, kam es im Lager bei Werebely, zwischen Gran und Neutra, zu einer entsetzlichen Meuterei, bei welcher Murtesa selbst in größter Lebensgefahr schwebte.

pressed vehemently to beginn and invade the grand signiors territoryes, and had oportunityes opened him of some advantage; but he delaying and deferring, fell into such disgrace, that it was consulted to call him to the court". — Der Kaiser und Wallenstein's Gegner am Hofe hatten aber den Muth nicht, sogleich offen gegen ihn zu verfahren. „But that course being found doubtfull", fährt Roe fort, „knowing him to bee un poco bizarro, and that hee might, in the face of the ennemy, affront his master by an open disobedience, it was concluded to use the colour of advising with him, to withdraw him fayrely." Man ließ ihn also noch einige Zeit bei seiner Armee in Tyrnau und bemäntelte dann die Abberufung durch eine Einladung an das kaiserliche Hoflager. In den Worten: „Walstein obtayned leave to see the emperor at Vienna", weiß Roe diese Ungnade mit diplomatischer Feinheit zu umhüllen. Auch wurden sogleich 10 Regimenter von den unter seinen Befehlen stehenden Truppen nach Schlesien zurückgezogen; nur der kleinste Theil derselben sollte an der Grenze von Mähren und Ungarn überwintern. Daselbst p. 596.

1) Roe, Depesche vom 28. October, p. 572: „Hee writeth, that hee will follow them (die fliehenden kaiserlichen Truppen) in their footsteps to the gates of Presburgh or Vienna. This letter (an den Kaimakam) I have seene and read by my own interpretor."

Sie konnte nur dadurch gestillt werden, daß Gabor mit einem Theil seiner Truppen herbeieilte, die Meuterer unversehens überfiel, sie zum Theil auf der Stelle niedermachte und dann über ihre Rädelsführer ein strenges Blutgericht ergehen ließ. Selbst mehrere der angesehensten osmanischen Heerführer, z. B. der Beglerbeg von Erlau, mußten noch hinterher zu Ofen ihre Widerspenstigkeit mit dem Leben büßen [1]).

Was hätte aber da Bethlen Gabor jetzt noch wagen können, während er den gefährlichsten Feind, den Geist des Aufruhrs, im eigenen Lager hatte und nun auch noch seine und Mansfeld's Truppen, welche von Hunger, Kälte und den sonstigen Beschwerden des hereinbrechenden Winters gleichfalls viel zu leiden hatten, schon schwierig wurden und ihrem Unmuth oft genug durch lautes Murren (aperta murmura) Luft machten?

Zudem konnte der trostlose Stand der Sache der Protestanten und seiner Verbündeten in Deutschland nur höchst entmuthigend auf Gabor's Geist und weitere Entschlüsse zurückwirken. Die Kaiserlichen, unter Tilly, waren ja das ganze Jahr hindurch überall gegen sie im Vortheil geblieben, und daß nach der gänzlichen Niederlage des Königs von Dänemark in der unglücklichen Schlacht bei Lutter am Barenberge (27. August) für ihn von dieser Seite für jetzt gar nichts mehr zu erwarten sei, darüber konnte sich Gabor um so weniger täuschen, da auch die fortgesetzten Bemühungen seiner Agenten in dieser Beziehung nur sehr ungünstige Resultate ergeben hatten.

Sein Bevollmächtigter, Capitän Quaad, hatte sich vom Haag aus, wo er bei den Generalstaaten auf die endliche Erfüllung der seinem Herrn gemachten Zusagen gedrungen hatte, noch im Herbste selbst nach England begeben, um den König zu einer thätigeren und nachdrücklicheren Hülfe zu bewegen. Allein auf seine allerdings etwas hoch gestellten Forderungen — außer den 40,000 Thlrn. monatlicher Subsi-

1) Katona, a. a. O. p. 268. Er selbst, ließ Gabor die Meuterer an, werde bestimmen, wenn künftig der St. Demetriustag eintreten solle.

dien, verlangte er nun auch noch ein Hülfscorps von 12,000 M. — hatte er hier wie dort nur wieder neue Versprechungen für nächsten Sommer erhalten, deren Erfüllung man jetzt vorzüglich dadurch zu umgehen suchte, daß man sich erst noch eine Entscheidung darüber vorbehielt, ob der König von den bewilligten Subsidien die Hälfte oder nur ein Drittel auf seinen Antheil zu übernehmen habe [1]). Im Grunde konnte es dem Cabinet von London, bei der ungeheuern Last, welche der deutsche Krieg schon auf seine Kassen gewälzt hatte, jetzt mit dieser Subsidienzahlung wol kaum Ernst sein. Aber auch für Bethlen Gabor war es sicherlich nur ein schlechter Trost, wenn ihm Sir Th. Roe noch zu Anfang des folgenden Jahres vorrechnete, daß dieser heillose Krieg dem Könige bisher schon nicht weniger als 4 Millionen Dukaten jährlich gekostet habe. Der König von Dänemark erhielt von ihm monatlich 120,000 Kronen Subsidien; 720,000 Kr. hatte er zur Ausrüstung und zur Mobilmachung des Hülfscorps von Mansfeld beigesteuert und 80,000 Kr. zahlte er monatlich zum Unterhalt desselben; ebenso standen in den Niederlanden 6000 M. Fußvolk ganz in seinem Solde, und außerdem hatte er zwei Geschwader in der Nordsee und an der spanischen Küste zu unterhalten. Um aber wenigstens seinen guten Willen zu beweisen, gab sich der König noch immer viele Mühe, die Signorie von Venedig zu einer ersprießlichen Geldbewilligung an Gabor zu vermögen. Es wurde jedoch auch da zwischen seinen Agenten, dem englischen Gesandten und den Vertretern der übrigen betheiligten Mächte darüber wieder viel hin und her verhandelt, ohne daß ein erwünschtes Resultat zu erzielen gewesen wäre [2]).

1) Die langen und sehr interessanten Verhandlungen, welche damals mit Capitän Quaad in London stattfanden, theilt Lord Conway in einer ganz chiffrirten Depesche an Th. Roe vom 6. December 1626 mit, p. 580—583. Über Quaad's Aufenthalt im Haag eine Depesche des englischen Residenten daselbst, Francis Nethersole, an Roe, p. 592.

2) Schreiben Roe's an Bethlen Gabor vom 5. Febr. 1627, p. 611—613. Und über die Verhandlungen zu Venedig, Depesche von Sir Isaak Wake, p. 606.

Was blieb, unter solchen Umständen, Bethlen Gabor Anderes übrig, als nun auch seinerseits an einen möglichst ehrenvollen und vortheilhaften Rückzug zu denken? — Er ließ daher seine Truppen nach und nach ihre Winterquartiere in der Umgegend von Leutschau, Kremnitz und Thurocz beziehen und knüpfte unter der Hand abermals Verhandlungen mit dem Wiener Hofe an, erst wegen eines Waffenstillstandes auf 3 Monate, welcher ohne Schwierigkeiten zu Stande kam, und dann wegen Abschluß eines neuen definitiven Friedensvertrags.

Graf Mansfeld gerieth über diesen kläglichen Ausgang des Feldzuges so in Verzweiflung, daß er sofort sein Commando niederlegte und nach Venedig eilte, wahrscheinlich um dort die Verwirklichung seines längst gehegten Planes, im nächsten Jahre mit einem frischgeworbenen Heere durch Dalmatien und das türkische Gebiet in Ungarn einzudringen, persönlich zu betreiben. Er erreichte aber Venedig lebend nicht mehr. Von einer tödtlichen Krankheit befallen, vielleicht nicht minder vom Schmerz über die traurigen Geschicke der letzten Zeiten überwältiget, gab er unterwegs, zu Urakowitz, einem Dorfe bei Spalatro, seinen Geist auf. Die Signorie machte es zu einer Ehrensache, durch den feierlichen Empfang seiner Leiche noch im Tode das Andenken eines Helden zu ehren, dessen Tapferkeit und ritterlichem Sinne sie die gerechte Anerkennung selbst dann noch schuldig zu sein glaubte, als sie schwerlich geneigt gewesen sein würde, zur Ausführung seiner immerhin etwas abenteuerlichen Unternehmungen die Hand zu bieten. Auch Herzog Ernst von Weimar, welcher unterdessen den Oberbefehl des Mansfeld'schen Corps übernommen hatte, starb noch vor Ausgang des Jahres in seinem Winterquartiere in der Thuroczer Gespannschaft an einem bösartigen Fieber [1]).

Solche Unfälle waren wol geeignet, Bethlen Gabor bei den jetzt schwebenden Verhandlungen, bei welchen die kaiser-

1) Über Mansfeld's letzte Pläne und Tod sind vorzüglich die Depeschen des englischen Gesandten zu Venedig von hohem Interesse: daselbst, p. 585, 593, 595.

lichen Bevollmächtigten, gestützt auf die jüngsten Siege Tilly's, sowol zu Wien, wie zu Constantinopel, einen ziemlich hohen Ton anstimmten, etwas nachgiebiger zu machen. Gleich beim Beginn des Feldzugs hatte der kaiserliche Gesandte zu Constantinopel die Vereinigung der beiden feindlichen Heere, unter Mansfeld und Gabor, für einen Friedensbruch erklärt und allen seinen Einfluß auf den furchtsamen Kaimakam daran gesetzt, um die von Gabor so sehnlich gewünschte Investitur seiner Gemahlin zu hintertreiben [1]). Jetzt nun wollte sich der Wiener Hof auf weitere Verhandlungen mit dem Fürsten von Siebenbürgen erst dann einlassen, wenn er sich verpflichtet habe, sowol seine türkischen Hülfstruppen zurückzuschicken, als auch sich von Mansfeld gänzlich loszusagen und mit den unter seinen Befehlen stehenden Truppen alle fernere Gemeinschaft aufzugeben. Erst dann solle es ihm gestattet sein, seine weiteren Vorschläge schriftlich einzureichen. Auf blos mündliche Verhandlungen mit seinen Gesandten, welche nur zu leicht dazu benutzt werden könnten, später Misverständnisse vorzuschützen, wollte man sich in keinem Falle mehr einlassen.

Im Übrigen waren natürlich auch die Punkte, welche das kaiserliche Cabinet in den Präliminarien als Grundlage des zu erneuernden Friedens festgehalten wissen wollte, sehr hoch gestellt. Es wurde verlangt, daß der Friede erst dann volle Güiltigkeit haben solle, wenn er von den ungarischen und siebenbürgischen Ständen durch feierlichen Eidschwur bestätiget und gewährleistet worden sein würde. Die vom Kaiser bisher zum Unterhalt der Besatzungen in den Grenzfestungen bewilligten 30,000 Thlr. sollten fernerhin nicht mehr gezahlt werden. Die „ungarischen Rebellen" sollten in keinem Falle mit in den Frieden eingeschlossen und alle Gefangenen ohne Lösegeld freigegeben werden. Mansfeld's Truppen sollten so-

1) Roe's Depesche an Lord Conway vom 18. October 1626, p. 563: „Against the investiture the agent (des Kaisers) hath showed all his witt and strength, objecting that she is a woman, a stranger and a German." Man wußte in Wien sehr wohl, daß Gabor gerade darauf besonderes Gewicht lege, und konnte daher kein besseres Mittel finden, ihn mit der Pforte zu entzweien.

fort entlassen werden und Gabor sich mit den seinigen nach Siebenbürgen zurückziehen. Endlich sollte er es auch übernehmen, die Anerkennung dieses Friedens bei der Pforte zu vermitteln.

Gabor, welchem es jetzt vorzüglich darum zu thun war, Zeit zu gewinnen, zögerte mit seiner Antwort auf diese Forderungen, und glaubte es dann seiner Ehre schuldig zu sein, wenigstens nicht unbedingt darauf einzugehen. Eine Einmischung der Stände in dieses Friedensgeschäft, wie sie der Kaiser verlangte, wies er als völlig unstatthaft zurück. Wolle der Kaiser die **30,000** Thlr. zum Unterhalte der Grenzfestungen nicht mehr beisteuern, so solle er dagegen die Kosten der Besatzungen, die er in den ungarischen Städten zu seinem Nutzen überhaupt noch unterhalten wissen wolle, fortan allein bestreiten. Da ganz Oberungarn unter seiner Botmäßigkeit stehe, so könne dort Niemand als „Rebell" gelten, der seinem Paniere gefolgt sei oder ihm Beistand geleistet habe. Und endlich könne die Freilassung der Gefangenen ohne Lösegeld nur so weit in Anwendung kommen, als ein solches nicht bereits zugesagt sei, was z. B. bei Graf Schlick der Fall war, welcher bei dem Gefecht an der Gran in Gefangenschaft gefallen war und dafür, daß er nicht nach Constantinopel geschickt wurde, **10,000** Thlr. versprochen hatte [1]).

Der Wiener Hof, einmal im Vortheil, beharrte aber im Wesentlichen auf seinen Forderungen; und da Gabor für jetzt ebensowenig von der Pforte, wie von seinen Verbündeten, eine Unterstützung erwarten konnte, die ihn in den Stand gesetzt hätte, gegen den Kaiser eine entschiedenere Stellung einzunehmen und zu behaupten, so mußte er den Frieden nothgedrungen so annehmen, wie er ihm von den kaiserlichen Bevollmächtigten vorgeschrieben wurde. Er wurde noch vor Ausgang des Jahres, am **28.** December, zu Leutschau, Gabor's Winterquartier, unterzeichnet und war für ihn nichts weniger als ehrenvoll. Im Allgemeinen bildeten der Nikols-

1) Die von dem Kaiser als Grundlage des Friedens aufgestellten Präliminarien und Gabor's Einwendungen dagegen bei Roe, p. 595, 596.

burger Friede und der letzte Wiener Vertrag allerdings die Grundlage desselben; nur waren die daraus wiederaufgenommenen Bestimmungen noch weit schärfer und stärker betont, wie früher.

Dies war namentlich gleich im ersten Artikel der Fall, worin der Fürst nicht nur abermals jeder feindseligen Handlung gegen den Kaiser und das Haus Östreich entsagte und sich aufs Neue verpflichtete, Türken und Tataren niemals mehr zum Einfall in die Staaten des Kaisers aufzureizen, sondern sich auch anheischig machte, denselben von allen Verschwörungen und geheimen Machinationen seiner Feinde, sobald sie ihm bekannt werden würden, in Kenntniß zu setzen. Im zweiten Art. verstand sich der Fürst zu sofortiger Räumung von Ungarn und zur Zurückgabe aller von ihm in Besitz genommenen Städte, Festungen, Orte und Güter, welche entweder des Kaisers Eigenthum seien oder auch seinen Unterthanen gehören. „Den Rebellen Mansfeld und alle seine Anhänger, welche in die Staaten des Kaisers eingedrungen sind," so lautet der dritte Art. wörtlich, „hat der Fürst sofort zu verlassen; sowol ihnen, wie allen Fremden, welche auf Anregung des Fürsten mit Mansfeld das kaiserliche Gebiet betreten haben, darf er ferner irgend eine Unterstützung nicht mehr zu Theil werden lassen; der freie Abzug wird ihnen, unter sicherem Geleit, aber nur in kleinen Abtheilungen von 20 bis 30 M. ohne Feldzeichen und mit der ausdrücklichen Bedingung gewährt, daß sie sich nach ihrer Rückkehr nirgends mehr mit den Feinden des Kaisers verbinden." Die Zurückgabe aller während des letzten Krieges von den Türken hinweggenommenen Orte in den Grenzprovinzen hatte der Fürst zu bewirken, so wie auch die Befreiung aller in türkische Gefangenschaft gerathenen Unterthanen des Kaisers seiner Vermittelung anheimgegeben wird (Art. 6 u. 7). Die 30,000 Thlr. zum Unterhalt der Grenzfestungen, wofür der Fürst fortan allein Sorge zu tragen hat, werden von dem Kaiser nicht mehr gezahlt, wogegen der Fürst gehalten ist, alle von ihm seit dem Jahre 1619 in Besitz genommenen Güter kaiserlicher Unterthanen zurückzustellen (Art. 13). [1])

1 Den Friedensvertrag selbst gibt Roe, p. 630; weitläufiger und

So wenig ein solcher Friede, ein Werk der Nothwendigkeit, geeignet war, dem persönlichen Ehrgeize Bethlen Gabor's endlich ein Ziel zu setzen, so wenig konnte er den Erwartungen Derer entsprechen, welche, ungeachtet der bisherigen keineswegs sehr ermuthigenden Erfahrungen, nicht müde wurden, diesen Ehrgeiz zum Werkzeug der Erreichung ihrer Zwecke zu machen. Wurde er von der Pforte mit misgünstigen Augen angesehen, so war er noch viel weniger im Sinne der protestantischen Partei und der gegen das Haus Östreich verbündeten Mächte, welche sich nun einmal nicht von dem Gedanken losmachen konnten, daß die Macht des Kaisers von dieser Seite vor Allem durch die Erhebung des von der Pforte unterstützten und gehaltenen Fürsten von Siebenbürgen gebrochen werden müsse. Auch unterließ man von da aus nichts, ihn immer wieder aufs Neue aufzureizen und aufzustacheln. Es klingt fast lächerlich, wenn ihm z. B. um diese Zeit der englische Gesandte zu Venedig, Sir Isaak Wake, in einem von klassischem Schwulst überströmenden, aber übrigens sehr undiplomatisch gehaltenen Schreiben geradezu erklärt, Mansfeld's Tod sei zwar ein harter Schlag für die Freiheit der Welt, aber noch sei sie mit ihm nicht zu Grabe getragen worden; denn er, Gabor, sei jetzt der Atlas, auf dessen Schultern der große Weltball der Freiheit ruhe, welcher mithin nicht wanken, geschweige denn fallen könne (ut periculum non sit libertatis orbem tanto Atlante suffultum nutare posse, nedum cadere) [1]).

Aber auch in den Kreisen, wo man die Dinge doch etwas ernster zu nehmen gewohnt war und tiefere Blicke in

in der Fassung mitunter nicht unwesentlich abweichend Katona, a. a. O., p. 276—285.

1) Schreiben Wake's an Bethlen Gabor, bei Roe, p. 607. Nur noch ein Beispiel von dieser klassischen Gespreiztheit, wie sie in diplomatischen Actenstücken wol selten vorkömmt: „Anglus bis classem instruxit contra Hispaniam magno ausu, non infaelici successu. . . Interim aureus ille imber, quo Jupiter Hispanus libertatis publicae, tanquam Danaes pudicitiam, corrumpere ubique solebat, exiguo rore terram nunc vix humitat, metuentibus Hispanis, ne classis Peruana incidat in Anglos fiatque alter raptus Proserpinae!!“

die Verhältnisse thun mußte, setzte man unbegreiflicherweise noch immer die größten Hoffnungen auf das thätigere Eingreifen Bethlen Gabor's in die große Weltbewegung damaliger Zeit. „Die gute Sache bedarf seiner", schrieb zu Ende Februar 1627 Lord Conway, der Staatssekretär König Karl's I., an Th. Roe, indem er ihn aufforderte, Gabor nur immer wieder gegen den Kaiser aufzureizen, und ihm zugleich auch die endliche Gewährung der oft verheißenen und von ihm so sehnlich erwarteten Geldhülfe in Aussicht stellte [1]).

Es war also nur natürlich, daß das diplomatische Intriguenspiel, welches weiter nichts bezweckte, als den jüngsten Frieden zwischen dem Kaiser und dem Siebenbürger in seinen Wirkungen zu vereiteln und dagegen die Spannung zwischen der Pforte und dem Wiener Hofe wo möglich aufs Äußerste zu treiben, schon wieder begonnen hatte, ehe noch ein einziger Punkt jenes Friedens wirklich zur Ausführung gekommen war. Viel ward dadurch auch jetzt freilich nicht erreicht. Es war ein ewiges ebenso unerquickliches als unfruchtbares Hin- und Herziehen mit leeren Versprechungen und unhaltbaren Zusagen, wodurch man sich selbst und Andere über den wahren Stand der Dinge täuschte, und von dem am Ende gerade der, gegen welchen es gerichtet war, der Kaiser, doch noch den meisten Vortheil zog.

Setzten die Vertreter der verbündeten Mächte Bethlen Gabor darüber zur Rede, daß er seinen Frieden ohne ihr Wissen und ihre Zustimmung abgeschlossen habe, so machte er ihnen dagegen den trostlosen Zustand zum Vorwurf, in welchen man ihn dadurch versetzt, daß man die ihm gemachten Versprechungen niemals erfüllt habe [2]); und machte der Kaimakam Miene, ihm seinen Zorn fühlen zu lassen, so bestand er darauf, daß nun vor Allem die ihm längst zugesagte Investitur seiner Gemahlin auch wirklich vollzogen werde. Die Pforte, welche, von allen Seiten eingeschüchtert, es mit

1) Chiffrirte Depesche vom 23. Februar 1627, p. 621: „The good cause needes him."

2) Darauf liefen namentlich alle Unterredungen hinaus, welche Roe mit den Agenten des Fürsten hatte, z. B. p. 645.

Niemanden ganz verderben wollte, verstand sich nun, im März 1627, zwar dazu, gab ihm aber zugleich auch ihr Mis- 1627
fallen über den ihre Interessen so sehr benachtheiligenden Frieden nochmals in einem scharf gehaltenen Schreiben zu erkennen [1]).

Bethlen Gabor dagegen, welcher, angeblich um seine Truppen den Verheerungen der in seinen Winterquartieren grassirenden Pest zu entziehen, nach Siebenbürgen zurückgegangen und dort dem Verlangen des Kaisers nun auch noch insofern nachgekommen war, als er den Frieden auf einem zu diesem Zwecke besonders einberufenen Reichstage durch die Stände von Ungarn und Siebenbürgen feierlich hatte beschwören lassen [2]), machte Ausflüchte und suchte sich für alle Fälle nach dieser Seite hin dadurch zu decken, daß er sowol den Agenten der Pforte wie den Gesandten der verbündeten Mächte schon wieder unter der Hand zu verstehen gab, es sei ihm keineswegs Ernst mit diesem Frieden, und er sei jederzeit bereit, die Waffen wieder zu ergreifen, sobald man ihm nur die Zugeständnisse gemacht haben werde, welche er als unerläßliche Bedingung seiner ferneren Theilnahme an dem Kampfe für das allgemeine Beste hinstellen zu müssen glaube. Darüber kam es bereits im Frühjahre zwischen seinen Gesandten und dem britischen Botschafter zu Constantinopel wieder zu sehr lebhaften Verhandlungen.

Der leidige unvermeidliche Geldpunkt trat dabei auch jetzt sogleich wieder in den Vordergrund. Darüber war mit Gabor nun einmal nicht hinwegzukommen. Geld und wieder Geld, „Non arma sine stipendiis" blieb seine stehende Lo-

1) Roe's Depeschen darüber, p. 623, 629, 631.

2) Dies wird namentlich durch den Bericht eines Agenten der Pforte bestätiget, welcher damals längere Zeit an dem Hoflager des Fürsten weilte und dann, nach seiner Rückkehr nach Constantinopel, auch Th. Roe seine dort gemachten Beobachtungen mittheilte: „Discorso del Signiore Jussuph Agha ultimamente tornato dal Principe Bethlen, al quale li mesi passati era del Gran Signiore mandato", p. 656: „Tutti li signiori di Hungaria", heißt es da, „et Transsilvania, della sua parte, convocati in una dieta, non solo solenemente la giurarono, ma anco diedero una scrittura, affermata da tutti loro di osservarla inviolabilmente."

sung. Mit leeren, wenn auch noch so schön eingekleideten Worten wollte er sich in keinem Falle mehr abfinden lassen, und je dringender man sich um seine Hülfe bemühete, desto höher stiegen natürlich in diesem Punkte seine Ansprüche und seine Forderungen. „Alle die Münze, über welche ich verfügen kann," schrieb Roe im Mai nach London, „habe ich gewiß nicht gespart: Briefe, Vernunftgründe, den Ehrenpunkt, den eigenen Vortheil, die Nothwendigkeit, die der guten Sache zu erweisenden Dienste, Versprechungen, Drohungen, genug, Alles, was in meiner Macht steht, habe ich gegen ihn in Bewegung gesetzt; aber wenn darauf keine klingende Münze folgt (follow no realls), so verliere ich meinen Credit und meinen Athem. Bethlen Gabor gebraucht den Namen der Freiheit, als ob sie in die „aetas aurea" gehöre; er muß, wie ein Schweizer oder ein Janitschar, alle zwei Monate bezahlt werden, sonst wird er aufsässig und will Niemanden mehr Glauben schenken; eine andere Rhetorik kennt er nicht; schöne Worte haben bei ihm keinen Cours; wenn er aber Geld bekommt, so unterliegt es keinem Zweifel, daß er morgen mit dem Kaiser brechen wird, wenn er gestern mit ihm Frieden machte." [1])

Daran hing jetzt in der That Alles. Außerdem, daß Gabor auf einem Hülfscorps von 10,000 M. bestand, verlangte er sofort 120,000 Thlr. nachträgliche Subsidien und völlige Sicherheit wegen der monatlichen Zahlung von 40,000 Thlrn. Gewähre man diese, so werde er dem Bunde treu bleiben, die Waffen wieder ergreifen und, wenn er auch selbst mit seinen Leibtruppen bei Kaschau stehen bliebe, 15,000 Ungarn abschicken, welche sich mit der Armee der verbündeten Fürsten in Schlesien vereinigen sollten. Nun wollte ihm aber doch selbst Sir Th. Roe nicht recht mehr trauen. Zu nachträglichen Zahlungen, erklärte er dem Gesandten des Fürsten, werde man sich in keinem Falle verstehen; und was die monatlichen Subsidien betreffe, so würden sie erst dann ausgezahlt werden, wenn man die Überzeugung gewonnen habe, daß es sein Herr auch seinerseits mit der Erfüllung

1) Depesche an Lord Conway vom 29. Mai 1627, p. 646.

der übernommenen Verpflichtungen redlich meine, und dies namentlich dadurch bewiesen habe, daß seine Truppen wirklich einen Monat lang im Felde gestanden und Dienste gethan hätten [1]).

Eine solche Vorsicht war jetzt um so nöthiger, da es abermals außerordentlich schwer hielt, das Geld aufzubringen. In England war, wie immer, die Sache wieder ganz in Vergessenheit gerathen. In Venedig erlangte Sir Isaak Wake mit allen seinen unausgesetzten Bemühungen eben weiter nichts, als „schöne Worte und ceremonielle Höflichkeiten"; auch behauptete man, daß die Signorie schon so ganz für den Papst und das Haus Östreich eingenommen sei, daß es ihr gar nicht in den Sinn komme, für deren Feinde noch irgend etwas zu thun [2]). Der König von Dänemark setzte zwar noch immer das größte Vertrauen in Gabor's aufrichtige Gesinnung und dauernden Beistand, befand sich aber selbst in viel zu bedrängter Lage, als daß er für ihn große Opfer hätte bringen können; und auch die Generalstaaten hielten es für klug, jetzt dieselbe vorsichtige Zurückhaltung zu beobachten, welche das Cabinet zu London sich in diesem Punkte zur Richtschnur genommen zu haben schien.

Überdies hatte man ja nun auch für die Armee in Schlesien zu sorgen, welche, bis zu 20,000 M. angewachsen, jetzt unter dem Oberbefehl des Markgrafen Christian Wilhelm von Brandenburg, des Administrators von Magdeburg und Halberstadt, stand. Dieser schien sich, als Schwager des Königs von Dänemark und Onkel der Fürstin von Siebenbürgen, die Sache Bethlen Gabor's ganz besonders zu Herzen zu nehmen. Er hatte sich deshalb, vorher schon im Dienste des Königs von Dänemark, nach dem Tode Mansfeld's und des Herzogs Ernst von Weimar, dieses Commando

1) Desgleichen vom 26. Juni, p. 651—654.

2) Depesche von Isaak Wake, p. 634: „These signiori do as much exceed in ceremonyes, as they come short in substance." „. . . I do see very little disposition in this state to contribute any thing to the publique more then faire words and ceremoniall compliments." Und dann Derselbe über das Verhältniß der Signorie zu dem päpstlichen Stuhle und zu Östreich, p. 650.

ausdrücklich erbeten, und der König war seinen Wünschen in dieser Hinsicht um so bereitwilliger nachgekommen, weil er sich von seiner Thätigkeit in dieser Richtung die günstigsten Erfolge für die Wendung der Dinge in Siebenbürgen und die Interessen der protestantischen Partei im Allgemeinen versprach. Auch erregte sein Erscheinen auf diesem Schauplatze nicht geringe Hoffnungen und gab den betreffenden Verhandlungen wieder neues Leben. Er war selbst nach Venedig geeilt, hatte hier, im Verein mit dem englischen Gesandten, jedoch ohne erwünschten Erfolg, die Signorie zu thätigerer Unterstützung der „guten Sache" zu bewegen gesucht, und setzte sich dann auch mit dem britischen Botschafter in Constantinopel in unmittelbaren Verkehr [1]).

In einem an Sir Thomas Roe gerichteten Schreiben vom 18. September 1627, worin er ihm anzeigt, daß er die Beschwerden einer gefahrvollen Reise nicht gescheut habe, um den Oberbefehl über die Armee in Schlesien so bald wie möglich zu übernehmen, beklagt auch er bitter, daß sich Bethlen Gabor ganz wider die von ihm auf Seiten seiner Verbündeten gehegten Erwartungen (praeter spem atque opinionem serenissimorum regum ac reliquorum confoederatorum) mit dem Kaiser auf einen „ewigen" Frieden eingelassen habe. Unter den von ihm, Gabor, angegebenen Grün-

1) Auch darüber geben die Depeschen von Isaak Wake die beste Auskunft. „Having now desired", schreibt er von ihm am 22. Mai 1627, p. 644, „to be general of this other army (in Schlesien, which is sayde to consist of 20,000 men), in the place of the duke of Waimar deceased, the king hath gratifyed him there withall, the rather because he doth suppose, that so neare a kinsman will be most wellcome unto the prince of Transilvania." Dann Derselbe über seinen Aufenthalt in Venedig, wo er im Juli eintraf, aber incognito nur kurze Zeit verweilte, während welcher er mit der Signorie sehr geheimnißvoll verhandelte und dann über Spalatro durch Ungarn nach Schlesien zurückging: Depesche vom 17. Juli, p. 664. Sein Erscheinen blieb auch im Diwan nicht ohne Wirkung. „There is a little life", schrieb Roe schon zu Ende Juni nach London, „by the going up of the administrator of Magdebourgh, which hath much moved the vizier and these Transilvanian ministers; and his presence may work great alterations" p. 654.

den, die ihn zu diesem verzweifelten Schritte getrieben, gebe er nun freilich einmal den aufgelösten Zustand der ihm zu Hülfe geschickten Armee der Verbündeten, dann aber vorzüglich die Verweigerung der ihm zugesagten und bereits auch in Constantinopel deponirten Subsidien an. Vor Allem müsse daher Roe, im Verein mit dem holländischen Gesandten, seinen Einfluß bei der Pforte jetzt dahin geltend zu machen suchen, daß der zwischen dem Kaiser und dem Sultan unterhandelte, aber noch nicht bestätigte Friede nicht zu Stande komme, damit der Kaiser verhindert werde, auch noch die Armee, welche er gegen Ungarn hin ins Feld gestellt, mit den gegen den König von Dänemark gerichteten Streitkräften zu vereinigen. Dagegen liege es ebenso im Interesse der Verbündeten, die Wiederherstellung des Friedens zwischen der Pforte und Persien zu betreiben, weil man da um so eher auf eine Hülfe von dieser Seite rechnen könne. Beides zu erreichen, nämlich die Verhinderung des Friedens mit dem Kaiser und die Beförderung des mit Persien, sei auch der Zweck der jüngsten Sendung des Fürsten von Siebenbürgen nach Constantinopel, die er seinem Oberkammerherrn, dem Miko Ferencz (Franz Miko) anvertraut habe. Im Übrigen solle Roe nun den König von England zu bestimmen suchen, die Subsidien, welche er bisher dem Markgrafen von Baden bewilliget habe und die zum Theil noch in Constantinopel aufbewahrt würden, ihm, dem Administrator, zufließen zu lassen, damit er im künftigen Frühjahre mit desto mehr Erfolg eine neue Diversion in dieser Richtung unternehmen könne [1]).

Was nun zunächst diese Subsidienfrage betraf, so wurde es Th. Roe in seiner auf dieses Schreiben am 14. November ertheilten Antwort nicht eben schwer, den Ungrund der Beschuldigungen nachzuweisen, welche Gabor in dieser Beziehung vorzüglich auf ihn zu wälzen versucht habe. Denn abgesehen davon, daß dergleichen Gelder gar nicht in Constantinopel deponirt worden seien, habe der Fürst gerade zu einer Zeit die ungemessensten Forderungen erhoben, wo sein

1) Dieses interessante Schreiben gibt Roe vollständig, p. 679.

zweideutiges und wankelmüthiges Benehmen ihn am wenigsten berechtiget habe, dergleichen Ansprüche zu machen. Dafür, daß dagegen ihm, dem Administrator, diese Subsidien fernerhin überlassen würden, wolle er seine Vermittelung gern eintreten lassen, so wie er auch Alles in Bewegung setzen werde, den Frieden mit dem Kaiser, wo nicht gänzlich rückgängig zu machen, doch wenigstens zu verzögern, selbst auf die Gefahr hin, sich dadurch die höchste Wuth der Pforte zuzuziehen (omnem movebo lapidem usque ad periculum furoris Turcici). Was aber von der Möglichkeit eines Waffenstillstandes mit Persien gefabelt werde, sei Alles nur leerer Dunst, da hier der Krieg in vollem Gange und folglich die Gelegenheit zu irgend einer Eröffnung nach dieser Seite hin gänzlich abgeschnitten sei [1]).

Wie stand es nun aber eigentlich um dieses Friedensgeschäft, welches jetzt den Gegnern des Kaiserhauses von allen Seiten so viel zu schaffen machte? — Daß der Vertrag von Gyarmath, obgleich der kaiserliche Resident, Sebastian Lustrier, der Pforte endlich im August **1626** die Ratificationsurkunde überreicht hatte, so gut wie gar nicht zur Ausführung gekommen war, versteht sich von selbst. Man war weder über die Zurückgabe von Waitzen noch über den noch immer streitigen Besitzstand der Dörfer bei Gran und die Regulirung der Grenzverhältnisse von Bosnien einig geworden. Noch wurde darüber hin und her gestritten und verhandelt, als nun auch die Theilnahme der türkischen Grenztruppen, unter Murtesa-Pascha, an der jüngsten Schilderhebung Bethlen Gabor's von dem Wiener Hofe als ein offener Friedensbruch betrachtet wurde und das Ausgleichungsgeschäft wieder gänzlich ins Stocken brachte. Der kaiserliche Agent zu Constantinopel führte darüber bei dem Kaimakam die heftigsten Beschwerden, indem er jedoch die Schuld dieses Unfugs vorzüglich auf den Fürsten von Siebenbürgen wälzte: Er sei der wahre Urheber der ewigen Unruhen und des beständigen Misver-

1) Ebenfalls vollständig daselbst, p. 698. „Mentio", heißt es da am Ende, „induciarum cum Persis fucus est et inanis umbra, nulla existente opportunitate nec ansa ejus rei aperturam faciendi in ardore belli."

gnügens an den Grenzen; seit seiner Erhebung sei es gar nicht mehr möglich gewesen, den Frieden und die zwischen beiden Reichen bestehende Freundschaft aufrechtzuerhalten; er müsse als Störer des Weltfriedens (perturber of the world) ohne Weiteres entsetzt werden; und wenn die Pforte es mit ihrem Frieden redlich meine, so sei es nun endlich Zeit, daß der noch immer nicht erfüllte Vertrag von Sitwatorok auf sicheren Grundlagen und für die Dauer erneuert werde [1]).

Zugleich unterließ der kaiserliche Resident nicht, den zwischen dem Kaiser und Gabor abgeschlossenen Frieden der Pforte unter der Hand im allerungünstigsten Lichte zu zeigen. Er habe sich darin, hieß es allgemein, geradezu verpflichtet, sich von allen seinen Verbündeten, namentlich dem König von Dänemark, gänzlich loszusagen, um fortan nur noch der Freund der Freunde und der Feind der Feinde des Hauses Östreich zu sein. Die Bemühungen der Agenten Gabor's, diese „Verleumdung", welche nur darauf berechnet sei, ihren Herrn gänzlich mit der Pforte zu entzweien und ihm ihren Schutz zu entziehen, blieben ohne sonderliche Wirkung [2]).

Die Pforte ließ sich einschüchtern und gab ihre Zustimmung zu den abermaligen Verhandlungen wegen Erneuerung des Friedens mit dem Kaiser, welche bereits im Juni zu Szön an der Donau, unweit Komorn, (in campo Szöniensi) eröffnet wurden.

Die Bevollmächtigten waren dem Range nach von beiden Seiten ziemlich dieselben, wie bei dem Congreß von Gyarmath. Der Kaiser wurde von dem Bischof von Waitzen und Kanzler von Ungarn, Stephan Semyny von Kuttenye, dem Freiherrn Gerhard von Questenberg, dem Freiherrn

1) Über die nutzlosen Unterhandlungen wegen Erfüllung des Gyarmather Vertrags die von Hammer O. G. Bd. V, S. 96 angeführten handschriftlichen Actenstücke. Die Vorstellungen des kaiserlichen Agenten beim Kaimakam dagegen theilt am besten Roe in einer Depesche an Lord Conway vom 13. März 1627 mit, p. 623, indem er ausdrücklich dabei bemerkt, sie seien gewesen, „in tearmes rather threatning then submiss."

2) Derselbe, Depesche vom 29. Mai, p. 645.

Daniel Esterhazy von Galantha und dem Freiherrn Peter Kohary, sämmtlich Mitglieder des Hofkriegsraths, der Sultan von dem Pascha von Ofen, Murtesa, vertreten, welcher seine Vollmachten dem Mufti von Ofen, dem Beglerbeg von Erlau, dem Sandschak von Gran und dem Beg von Szolnok übertragen hatte; als Bevollmächtigter Bethlen Gabor's wurde Michael Toldolaghi zugelassen.

Die Einwendungen, welche namentlich Th. Roe und die Agenten des Fürsten von Siebenbürgen jetzt noch gegen den Fortgang dieser Friedensverhandlungen erhoben, kamen zu spät und blieben fast unbeachtet. Der Kaimakam suchte sich gegen sie durch die friedliche und furchtsame Gesinnung des Mufti zu decken, der ganz in der Gewalt der kaiserlichen Agenten sei [1]). Die von Gabor vorgebrachte Einsprache, daß er den Frieden nicht annehmen könne, weil er, wenn er einmal in denselben mit eingeschlossen wäre, nicht mehr im Stande sein würde, seinen „Bruder", den Churfürsten von Brandenburg, gegen den Kaiser zu unterstützen, welcher ihm den besten Theil seines Landes hinweggenommen habe, galt selbst seinen Freunden für verfehlt und ungeschickt. Denn es war ja eine allgemein bekannte Thatsache, daß Churfürst Georg Wilhelm, zuletzt noch von seinem eigenen Schwager Gustav Adolf, König von Schweden, bedrängt, sich auf den Rath seines allmächtigen Ministers, des Grafen Adam zu Schwarzenberg, in der äußersten Noth ganz in die Gewalt des Kaisers begeben, die kaiserlichen Truppen selbst nach der Mark gezogen und sie dort auf jede Weise unterstützt hatte [2]).

1) Roe, Depeschen vom 14. Juni und 24. Juli, p. 662: „He (der Kaimakam) seekes to excuse himselfe upon the mufti whose feares the Imperialls have made the ground of their negotiation."

2) Gabor behauptete namentlich in einem an seinen Agenten zu Constantinopel, Thomas Borsos, gerichteten ostensiblen Brief vom 26. Juli, daß er verpflichtet sei, dem Churfürsten (parente nostro Brandenburgh) beizustehen und ihm die ihm von Wallenstein und Tilly in Schlesien und der Mark hinweggenommenen Besitzungen wiederzuverschaffen, bei Roe, p. 667. Daß er aber glauben machen wolle, er könne deshalb nicht mit in den Frieden zwischen dem Kaiser und der Pforte eingeschlossen werden, das erklärte z. B. der englische Gesandte zu Venedig, Isaak Wake, sogleich für eine offenbare Schwindelei.

Überdies wollte man wissen, daß Gabor auch da ein falsches und verrätherisches Spiel getrieben habe. Man nahm wenigstens später keinen Anstand, ihn geradezu zu beschuldigen, daß er, während er die Miene angenommen, als ob er die Sache des Churfürsten zu der seinigen machen wolle, ihn im Geheimen doch selbst aufgefordert habe, sich mit dem Kaiser zu vergleichen und die feindlichen Truppen in sein Land zu ziehen. Ja, man ging sogar so weit, zu behaupten, daß das Geld, womit der Kaiser den Grafen Schwarzenberg bestochen habe, durch seine Hände gegangen sei, und daß er selbst den Versuch gemacht habe, den Administrator von Magdeburg auf die Seite des Kaisers zu ziehen, ohne jedoch bei ihm mit seinen Bestechungskünsten irgend etwas auszurichten [1]).

delei. „Sure I am", sagt er von ihm in einer Depesche vom 18. Sept. 1627, „that he would not have taken a worse pretext of breaking with the emperor, then the invasion of the marquisate of Brandebourg; for that elector hath wholy given himselfe unto the emperor, and did call the Imperiall forces into this state." Daselbst, p. 678. Näheres über die betreffenden Verhältnisse, die uns hier natürlich ferner liegen, gibt Stenzel Geschichte des preußischen Staates, Hamburg 1830, Bd. I, p. 443 fg. Doch sind auch hier die so viel aufklärenden diplomatischen Correspondenzen Th. Roe's gar nicht benutzt. Außerdem ist die vortreffliche Abhandlung von Georg Wilhelm von Raumer: Wallenstein's Auftreten in der Mark Brandenburg. Nach archivalischen Quellen (Berliner Kalender vom J. 1844, S. 261 fg.), ganz besonders zu empfehlen.

1) Sir Isaak Wake in einer Depesche an Th. Roe vom 1. Oct. 1627, p. 684: „As for the elector of Brandebourg, whose quarell he (Gabor) doth espouse, your lordship may take notice, that it is he who did induce the elector to accomodate with the emperor and that the Imperiall forces were by the elector admitted and called into the marquisate, after that Gabor had first made his peace." Und dann Derselbe in einer Depesche an Lord Conway vom 10. December, p. 722: „Through his hands the moony did passe, which the emperor sent to corrupt the count of Schwarsbourg, who was then the favourite of the elector of Brandebourg. Hee not sparing to attempt the corrupting of the administrator of Magde-

Alle dergleichen Machinationen waren indessen sicherlich wenig geeignet, die Friedensverhandlungen zu Szön wesentlich zu beeinträchtigen und aufzuhalten. Sie zogen sich gleichwol noch ziemlich in die Länge und mehr wie einmal war es nahe daran, daß der Congreß auseinandergegangen wäre, ohne zu irgend einem Resultate zu gelangen. Denn die kaiserlichen Bevollmächtigten, darauf gestützt, daß die Pforte, so lange sie alle ihre Streitkräfte in Asien verwenden müsse, gar nicht in der Lage sei, ihren Ansprüchen durch Waffengewalt thatsächlichen Nachdruck zu geben, führten auch hier eine ziemlich hohe Sprache. Sie bestanden anfangs auf der unbedingten und ungeschmälerten Erneuerung des Vertrags von Sitwatorok und verlangten in Folge dessen abermals die sofortige Zurückgabe von Waitzen. Darauf wollten aber die Pforten-Commissäre durchaus nicht eingehen, indem sie bemerklich machten, daß jener Vertrag längst abgelaufen sei und mithin von einer Erneuerung desselben eigentlich ebenso wenig mehr die Rede sein könne, wie von der Zurückgabe eines von der Pforte besetzten Ortes. Und als darauf die Kaiserlichen sich anschickten, die Unterhandlungen gänzlich abzubrechen, suchte sie Murtesa-Pascha über die vermeintliche Schwäche der Pforte dadurch eines Bessern zu belehren, daß er alle seine Truppen bei Pesth zusammenzog und sie dort eine ziemlich gebietende Stellung einnehmen ließ. Dies machte denn auch die kaiserlichen Unterhändler wieder nachgiebiger; und da der Wiener Hof nicht verfehlte, den starren Sinn Murtesa's zu rechter Zeit durch ein Geschenk von 6000 Thlrn. und noch größere Versprechungen für die Zukunft zu beugen, so gedieh das Friedensgeschäft endlich im September zu erwünschtem, wenn auch keineswegs zu allseitig befriedigendem Abschluß [1]).

bourge, unto whom hee did offer indifferent conditions from the emperor; but finding that hee was not malliable hee did chaunge discourse ect."

1) Über die Anstände bei den Verhandlungen zu Szön ist namentlich eine Depesche Roe's vom 25. August 1627, p. 673, von hohem Interesse.

Neues enthielt der am 13. September in 11 Artikeln 1627
unterzeichnete Vertrag freilich so gut wie gar nicht. Es war eigentlich nur wieder ein auf 25 Jahre verlängerter, auf die Verträge von Sitwatorok, Wien und Gyarmath gegründeter status quo, dessen etwaige Modification weiterer besonderer Verständigung vorbehalten wurde. Waitzen wurde natürlich nicht zurückgegeben. Man wollte sich darüber erst noch durch gegenseitige, zu diesem Zwecke abgeschickte Gesandtschaften vergleichen (Art. 2). Ebenso sollte es mit den noch obschwebenden Differenzen wegen der Grenzregulirung von Bosnien und Kroatien gehalten werden, zu deren Schlichtung besondere Commissäre ernannt und angewiesen wurden, ihr Geschäft im Januar des nächsten Jahres zu beginnen (Art. 3). Kleinere Gesandtschaften, mit geringeren Geschenken sollten den unterzeichneten Vertrag sogleich an die beiderseitigen Höfe überbringen, denen in 4 Monaten, d. h. im Januar 1628, größere und feierlichere mit den Ratificationsurkunden folgen sollten (Art. 4). Bis dahin sollten auch die Bevollmächtigten wieder zusammentreten, welche den Streit wegen der zinsbaren und vertragswidrig hinweggenommenen Dörfer bei Gran und sonst endlich zum Austrag bringen sollten (Art. 5). In allen übrigen Punkten, der Auswechselung der Gefangenen, dem Schadenersatz für etwaige Friedensverletzungen durch Raub, Mord, Streifereien u. s. w., dem ungehinderten Verkehr zwischen beiden Reichen u. s. w., hatte es sein Bewenden bei den Bestimmungen der früheren Verträge. Ob man die Dauer dieses Friedens auf 25 Jahre oder auf eine längere oder kürzere Frist festsetzen werde, darüber wollte man sich gleichfalls erst noch bei Gelegenheit der zu erwartenden größeren Gesandtschaften näher verständigen (Art. 7). [1])

Brachte daher auch dieser zu Szön vereinbarte Friede in den Verhältnissen zwischen dem Kaiserhaus und der Pforte zunächst keine wesentliche Veränderung mit sich, so bildet er doch in den mit demselben in genauer Verbindung stehenden Händeln insofern einen bedeutenden Wendepunkt, als seitdem

1) Vollständig findet sich der Friedensvertrag zu Szön bei Katona a. a. O. p. 294—301.

die gegen Östreich verbündeten protestantischen Mächte immer mehr darüber aufgeklärt wurden, was von dem zweideutigen und wankelmüthigen Wesen des Fürsten von Siebenbürgen zu halten und zu erwarten sei. Nur die diplomatische Ausdauer eines Thomas Roe oder Isaak Wake konnte auf diesen „Janus, welcher das eine Gesicht nach der Türkei, das andere nach der Christenheit wende“, diese „rara avis, nigro simillima cygno“, wie sie ihn selbst nennen, bei aller innerlichen und herzlichen Verachtung, welche sie gegen ihn hegten, bis zum letzten Augenblicke noch ein gewisses Vertrauen setzen [1]). Seine ewige Bettelei um Geld, welche, wie Wake einmal meint, man sich höchstens von Türken, Juden und Tataren gefallen lassen könne, und seine ekelhafte Achselträgerei, welche ihn bald nach dieser, bald nach jener Seite hinzog, war gewiß auch ihnen bis in den Tod verhaßt. Sie wollten ihn aber dennoch nicht ganz fallen lassen; sie glaubten sich seiner selbst jetzt noch bedienen zu können, um wo möglich den eben abgeschlossenen Frieden zwischen dem Kaiser und der Pforte noch zu vereiteln, ließen sich mit ihm und seinen Agenten deshalb noch fortwährend in Unterhandlungen ein, boten ihm selbst, wenn auch nur sehr vorsichtig und bedingungsweise, Subsidien an, die aber Niemand zahlen wollte, und suchten ihn dadurch, daß sie seinem Ehrgeiz schmeichelten, immer wieder zu neuer Thätigkeit aufzustacheln [2]).

Je verschlossener und zurückhaltender er aber jetzt wurde, desto mehr ließ man sich von dem Wahne täuschen, als ob

1) Wake, Depesche vom 30. Juni 1627, p. 661: „I do suppose that this Janus doth shewe one face towards Turkey and another toward Christendom.“ — Roe an Wake p. 667: „You shall fynd him no Phoenix, yet as rare a bird, nigro simillima cygno“. Und gleich darauf, p. 670: „Sir Henry Wotton baptized him long since filius occasionis, and I will add of him, pater mutationis; and so I wish I had never knowne him, butt as the Jesuitts describe him.“

2) Dies war immer noch der Hauptzweck aller Unterhandlungen und Correspondenzen, auf welche sich Roe mit ihm in der letzten Zeit seiner Gesandtschaft in Constantinopel, zu Ende des Jahres 1627 und in der ersten Hälfte des Jahres 1628, einließ, z. B. p. 689, 714, 739, 779, 780 fg.

er wirklich noch mit großen Plänen umgehe und zum Heil der bedrängten protestantischen Sache zu großen Dingen berufen sei. Und allerdings gab er sich auch das Ansehen, als ob ihm nichts mehr am Herzen liege, als den Verfolgungen, womit die Protestanten in Deutschland und in seinem eigenen Lande von Seiten des Hauses Östreich heimgesucht würden, endlich ein Ziel zu setzen. Zu diesem Zwecke, erklärte sein Agent Thomas Roe noch im März 1628, unterhalte er 1628
beständig seine Bevollmächtigten sowol an dem Brandenburgischen Hofe, wie bei andern deutschen Fürsten, die gehalten seien, ihn von Allem in Kenntniß zu setzen, was der Kaiser im Schilde führe. Mehr zu thun sei er aber nicht im Stande, weil er von der Pforte verlassen worden sei und von seinen Verbündeten nicht gehörig unterstützt werde [1]).

Viel machte ihm damals auch der Plan zu schaffen, zwischen den Königen von Polen und Schweden den Frieden herzustellen, damit der letztere freie Hand behalte, alle seine Streitkräfte zur Vertheidigung der protestantischen Sache nach Deutschland zu wenden. Dringe dann Gustav Adolf bis nach Schlesien vor, so sei er, Gabor, bereit, dort mit seinen Truppen zu ihm zu stoßen und mit ihm vereint den Krieg gegen den Kaiser ohne alle weitere Unterstützung von Seiten der Verbündeten auf eigene Kosten fortzuführen [2]). Wie wenig man aber geneigt war, dergleichen Zusagen noch irgend Glauben zu schenken, beweist der Umstand, daß man der gleichzeitig wieder auftauchenden und, wie es scheint, von ihm selbst als Einschüchterungsmittel gegen die Pforte geflissentlich verbreiteten Fabel, der Kaiser, Frankreich, Spanien und der

1) „Questionlesse", sagt Wake von ihm im Juni 1627, p. 661, „he hath vast designes." Und noch im März des nächsten Jahres gab sein Agent dem englischen Botschafter zu Constantinopel die Versicherung, daß sein Herr sich nichts mehr zu Gemüthe führe, als die bedrängte Lage der Protestanten in Ungarn und Deutschland, „but that hee was enforced to dissemble, seing himselfe forsaken of the Turkes and not supplyed by his allies". p. 781.

2) Depesche Wake's an Lord Conway vom 19. November 1627, p. 711; und Schreiben des dänischen Agenten Scultetus an Wake, p. 789.

Papst hätten einen Bund gegen das osmanische Reich geschlossen und ihn zum Beitritt zu demselben dadurch zu bewegen gesucht, daß sie ihm den Oberbefehl über ihre vereinigten Heere und als Preis des Sieges abermals Bosnien und die Walachei als eigenes Königreich angetragen hätten, doch noch einiges Gewicht beilegte [1]).

Auch beschuldigte man ihn insofern geradezu des Verraths, als die Armee der Verbündeten in Schlesien, welche, von Wallenstein geschlagen, sich in gänzlich aufgelöstem Zustande nach allen Weltgegenden hin, nach Polen, durch den Jablunka-Paß nach Ungarn, zum Theil selbst in das kaiserliche Lager, zerstreut hatte, vorzüglich durch seine Schuld jämmerlich zu Grunde gegangen sei. Denn er habe das Pulver und die Munition, welche er ihr zu liefern versprochen, gar nicht abgeschickt, sondern das ihm dafür bereits bezahlte Geld ohne Weiteres in seine Tasche gesteckt [2]). Das benahm auch dem Administrator von Magdeburg, dem Markgrafen Christian Wilhelm, welcher noch immer gewisse Hoffnungen auf den Beistand Gabor's gesetzt hatte, den letzten Glauben an seine Redlichkeit und seine Hülfe. Er kehrte gleich nach der Niederlage seiner Armee durch Siebenbürgen wieder nach Venedig zurück, wo er seinem Unmuthe über die Treulosigkeit, den Abfall Gabor's gegen Wake in den härtesten Worten Luft machte [3]).

Genug, man kam jetzt, nur zu spät und nicht ohne Scham, von allen Seiten zu der sehr theuer erkauften Überzeugung,

1) Depeschen Roe's an Wake und Lord Conway, p. 724. 727.

2) Depeschen von Wake vom 1. October und 4. December 1627, p. 684 und 717: „I have learned of the baron Zaratin", heißt es in der letzteren, „that Gabor hath been the sole cause of that disastre; for hee doth assure mee, that the army was able to have subsisted and maintayned itselfe against Vallestein, and that it wanted nothing but powder and ammunition of warre, which he dayly promised and never sent, although he tooke their monny for it. So that he did directly betray and sell them to the emperor."

3) Wake's Depeschen p. 702, 717, 767: „The administrator of Magdebourg doth proclayme Gabor for the most perfidious man in the worlde. It were to be whished, that wee had never knowen him, and that he had never medled in our business."

daß man weit klüger gethan hätte, sich mit diesem „Verräther" gar nicht einzulassen, von dem auch in Zukunft nichts mehr zu erwarten sei, am wenigsten, um mit seiner Hülfe den Frieden von Szön noch wieder rückgängig zu machen. Da solle man doch lieber, brachte unter Anderem der holländische Gesandte zu Constantinopel, angeblich auf den Rath des Administrators von Magdeburg, in Vorschlag, nur Alles daran setzen, um den Frieden zwischen Persien und der Pforte zu Stande zu bringen, dann dem Großherrn die für Gabor bestimmten Subsidien der Verbündeten anbieten und ihn dadurch zu bewegen suchen, daß er den Frieden von Szön nicht anerkenne und sofort gegen den Kaiser wieder zu den Waffen greife. Dieser allerdings etwas abenteuerliche Plan fand jedoch selbst bei den Vertretern der übrigen Mächte wenig Anklang und wurde namentlich von Thom. Roe so gründlich widerlegt, daß ferner keine Rede mehr davon war. An einen Frieden mit Persien, wendete er dagegen ein, sei jetzt am wenigsten zu denken, da der Sultan, nach der Niederlage bei Erzerum, darauf bedacht sein müsse, die Ehre seiner Waffen durch neue Siege zu retten. Würde man aber auch so glücklich sein, diesen Frieden zu vermitteln, wie sollten denn die verbündeten Fürsten eine Summe Geldes aufbringen, die die Pforte vermögen könne, sich in einen Krieg einzulassen, wozu sie mindestens sogleich 40,000 Mann ins Feld stellen müsse? Und wer könne sich denn darauf verlassen, daß die Pforte, wenn sie auch auf den Vorschlag einginge, den übernommenen Verpflichtungen treu bleiben werde? [1]).

Gleichwol hatte Roe, als er im Juni 1628 Constanti- 1628
nopel verließ, nicht alle Hoffnung aufgegeben, daß es doch noch gelingen werde, die Ratification des Friedens zu Szön zu verhindern, oder vielleicht selbst die in demselben unentschieden gelassenen Punkte, welche erst durch die bevorstehenden Verhandlungen mit dem längst erwarteten, aber noch nicht eingetroffenen außerordentlichen Großbotschafter des Kaisers

1) Depesche Roe's an Wake vom 26. Juli 1628, p. 740. Er halte den ganzen Vorschlag für eine Schwindelei des holländischen Gesandten, der sich dadurch habe ein besonderes Ansehen geben wollen.

zu Constantinopel erledigt werden sollten, dazu zu benutzen, einen förmlichen Bruch zwischen beiden Mächten herbeizuführen. In diesem Sinne machte er noch von Smyrna aus seinen Nachfolger, Peter Wyche, in einer sehr gründlichen Instruction auf die schwachen Seiten des betreffenden Friedensvertrags aufmerksam; und dieser versprach sich von seinen Bemühungen in dieser Richtung um so günstigere Erfolge, da das längere Ausbleiben des kaiserlichen Botschafters von der Pforte selbst schon sehr übel vermerkt wurde. Denn der Termin, wo er hätte eintreffen sollen, Januar 1628, war längst vorüber; und so hatte sich der Sultan veranlaßt gesehen, sich in einem an den Kaiser gerichteten sehr gemessenen Schreiben sowol über diese auffallende Zögerung, als auch über das Zusammenziehen bedeutenderer Streitkräfte an den Grenzen nähere Erklärung auszubitten, indem er ihm dabei, wie es scheint, nicht undeutlich zu verstehen gab, daß er, wenn der besagte Botschafter nicht bald erscheinen werde, den Frieden als gebrochen betrachten müsse und bereit sei, das Weitere der Entscheidung durch das Schwert anheimzugeben [1]).

Auch war jetzt diese entschiedene Sprache in der That keine ganz leere Drohung. Man hatte bessere Nachrichten aus Asien erhalten, und die Aussichten auf einen demnächst von Persien zu erlangenden nicht ungünstigen Frieden setzten die Pforte in den Stand, auch gegen den Kaiser wieder einen höheren Ton anzustimmen und eine kriegerischere Haltung anzunehmen. Zur Verstärkung der Besatzung von Ofen wurden 12,000 M. Janitscharen abgeschickt; Kanischa, Gran, Erlau, Hatwan u. s. w. wurden in besseren Vertheidigungszustand gesetzt; an die Truppen von Rumelien erging das Aufgebot, sich für alle Fälle bereit zu halten, und selbst der

1) Die Instruction Roe's an Peter Wyche, Smyrna, 30. Juni 1628. Daselbst p. 819—821, und dann des Letzteren Erwiederung darauf, vom 26. Juli, p. 822, woraus namentlich ersichtlich ist, daß der Sultan über die verzögerte Botschaft schriftlich Beschwerde führte. „He (the grand signor) desired him (the emperor)", hieß es in dem großherrlichen Schreiben: „to declare himselfe, either by sending presently his ambassadors in conformitie of the peace, or else he (der Sultan) would cleare himselfe of that treaty and was confident to make all good by the sword."

Tataren-Chan der Krim erhielt Befehl, mit **100,000** Pferden ein Beobachtungslager an den Grenzen der Moldau zu beziehen, von wo aus er dann, auf den ersten Wink, auf das Gebiet des Kaisers einbrechen sollte.

Ebenso wurde Bethlen Gabor durch ein sehr streng gehaltenes Schreiben des Kaimakam aufgefordert, auf seiner Hut zu sein und seine Streitkräfte gegen den Kaiser in Bereitschaft zu setzen. Denn die feindliche Haltung, welche er namentlich in der letzten Zeit gegen denselben angenommen habe, sei von dem Wiener Hofe selbst als der vorzüglichste Grund angegeben worden, warum die längst erwartete Gesandtschaft zurückgehalten werde und der Kaiser sich bewogen gesehen habe, seine Truppen unter Tilly aus den Niederlanden nach der ungarischen Grenze heranzuziehen. Man müsse sich also von dieser Seite auf Alles gefaßt machen. Diesen wankelmüthigen und hinterlistigen Deutschen, den Erzfeinden des osmanischen Reiches (Germanos ab omni aevo inconstantes et dolosos nobisque hostes capitales, wie sie hier der Wesir nennt), sei niemals zu trauen; daran werde doch Niemand glauben, daß der Kaiser eine so bedeutende Armee zum Verderben seines eigenen Reiches (in proprii regni perniciem) auf die Beine gebracht habe; offenbar habe er es damit auf Ofen und Kaschau abgesehen. Man werde ihm aber, wenn es ihm in den Sinn kommen sollte, Etwas gegen das osmanische Reich zu unternehmen, auch noch die unermeßlichen Raubschaaren, die Akindschi, entgegenschicken, für welche die Erde kaum Platz habe, denn sie seien unzählig wie die Sterne am Himmel und der Sand im Meere. Er, Gabor, werde daher aufgefordert, die Pforte von Allem, was an den Grenzen vorgehe, in beständiger Kenntniß zu erhalten, sich mit dem Pascha von Ofen in Verbindung zu setzen, damit, wenn der Kaiser Etwas im Schilde führe, sie ihm mit vereinten Kräften durch einen Einfall in sein Land zuvorkommen könnten, und zu diesem Zwecke auch die Horden des Tataren-Chans unter seine Befehle zu nehmen. Der Sultan selbst sei Willens, wenn es noth thue, gegen den Kaiser ins Feld zu rücken. Denn er habe beschlossen, Ungarn und Siebenbürgen wie seinen Augapfel zu bewahren; und so werde es

ihm mit Gottes Hülfe gewiß gelingen, über diese gottlosen Deutschen, welche das Blut ihrer eigenen Brüder in Strömen vergossen, endlich die gerechte Strafe ergehen zu lassen; schon hänge das rächende Schwert über ihren Häuptern [1]).

Es leidet wol keinen Zweifel, daß dieses kriegerische Gebahren der Pforte die kaiserliche Botschaft nun wesentlich beschleunigte. Denn obgleich der Kaiser von seinen Gegnern längst beschuldiget wurde, daß er sich wenigstens die Miene gebe, den Türkenkrieg beginnen zu wollen, weil das der bequemste Vorwand sei, hohe Steuern zu erpressen und dadurch seinen bedrängten Finanzen aufzuhelfen [2]), so war er doch damals gewiß nicht in der Lage, es darauf ankommen zu lassen. Die Botschaft wurde also endlich abgefertigt. Sie war dem kaiserlichen Geheimenrath, Kammerpräsidenten von Niederöstreich und Prälaten von Krems-Münster Hans Lud-

1) Dieses sehr merkwürdige Schreiben des Kaimakam, gegeben Constantinopel den 14. Juli 1628, hat sich als Beilage zu der oben erwähnten Depesche des Sir Peter Wyche erhalten. Daselbst p. 883: „Firmissime serenitas vestra credat", heißt es da am Schluß, „potentissimum imperatorem ditionem, Hungariae possessum, et Transilvaniam tueri decrevisse, ut oculi pupillam . . . . . Quamobrem serenitatem vestram securem esse jubemus, quia non differet diutius Deus, quin Germanos illos justa punitione prosequatur, qui tantum sanguinis effudere sine pietate ulla erga proprios fratres. Deus per nos illis retribuet meritam poenam pro peccatis et malis, quae perpetrarunt in propriam gentem et fratres suos: prope est, quod Deus illos gladio puniet." Das war die Sprache, welche sich die Osmanen zur Zeit des 30jährigen Krieges über die Deutschen zu führen erlauben konnten!

2) Schon im Januar 1627 führte das Thomas Roe mit als einen Hauptgrund an, warum dem kaiserlichen Cabinet eigentlich gar nicht sonderlich viel an dem Frieden mit der Pforte gelegen sei. „I doe not fynd", heißt es in einer an Lord Conway gerichteten Depesche vom 18. Januar, p. 590: „that the emperor doth so earnestly seeke this peace, as was supposed upon the first moving of Gabor: his victories in Germanye have encouraged him, and though hee bee in all extremetye of want, yet his councell hath resolved, that the best cure is a warr with the Turkes, to draw by that spetious name great contributions."

wig von Kuffstein übertragen, welcher, mit 20,000 Thlr. Reisekosten und reichen Geschenken für den Sultan, schwer vergoldetem Silbergeschirr, 10,000 Thlr. an Werth, versehen, am 20. Juni 1628 mit einem glänzenden Gefolge und in 1628
Begleitung des osmanischen Internuntius, welcher im vorigen Jahre den Friedensvertrag überbracht hatte, Wien verließ.

Zwischen Szön und Almasch fand die Auswechselung mit dem osmanischen Großbotschafter Redscheb-Pascha, der gleichzeitig in Gran eingetroffen war, unter gehörigen Förmlichkeiten statt. Schon zu Ofen hatte sich der kaiserliche Botschafter nicht des besten Empfanges zu erfreuen. Der Pascha, welcher es ihm sehr übel nahm, daß er mit klingendem Spiele aufgezogen war, behandelte ihn bei der Audienz mit so sichtlicher, allen Anstand verletzender Geringschätzung, daß es darüber hinterher noch zu sehr unerquicklichen Auseinandersetzungen kam. Natürlich konnten da auch die sogleich hier begonnenen Unterhandlungen über die 60 noch streitigen Dörfer bei Gran, sowie über die Zurückgabe von Lippa und Waitzen zu nichts führen. Der Pascha verwies den Gesandten damit an die Entscheidung in Constantinopel [1]).

Dort traf er erst am 25. November ein, wurde aber auch da zwar von den andern Gesandten sehr freundlich und feierlich, von dem Kaimakam dagegen, welcher die überreichten Geschenke gleichfalls „mit schlechter Ehrerbietung angenommen und sich in Allem sehr barbarisch erzeigt", herzlich schlecht empfangen. Dann wurde das dem Großherrn bestimmte Geschenk auf die unanständigste Weise bemäkelt, während man dem Gesandten selbst in seinem Verkehre mit den übrigen Gesandten die lästigsten Beschränkungen auferlegen wollte. Es sollte ihm nicht einmal gestattet sein, den Gottesdienst in der Franziskanerkirche zu Pera zu besuchen, und auch mit

1) Am ausführlichsten spricht über diese Botschaft und ihre Erfolge: Khevenhiller Annales Ferdinand. Bd. XI, S. 252—279 u. 721—744. Da wird gleich zu Anfang bemerkt, daß „der Wezier und die übrigen Türken das klingende Spiel nicht gerne gehört, mit Fürgeben, daß es vorher kein Bothschaffter gethan habe". Desto unhöflicher war dann der Pascha, welcher selbst die ihm dargebrachten Geschenke „ohne Ehrerbietung und spöttlich genug angenommen".

dem Bescheid auf seine bereits am 5. December schriftlich eingereichten Vorstellungen wegen der noch zu erledigenden Punkte des Friedensvertrags hielt man ihn ungebührlich hin. Er erfolgte erst im Juli des nächsten Jahres und fiel nichts weniger als befriedigend aus.

Den Frieden auf 25 Jahre wollte man sich gefallen lassen, von der Zurückgabe von Lippa und Waitzen aber nichts mehr hören; jenes sei gar nicht während des Friedens hinweggenommen worden, und für dieses habe man die Festung Bolondwar abgetreten. Die 60 streitigen Dörfer wurden mit Stillschweigen übergangen, wogegen der Kaimakam nun noch mit dem Verlangen hervortrat, daß Neuhäusel, Fülek und 20 andere Orte zurückgegeben werden müßten, weil sie vordem schon einmal den Türken gehört. Der Gesandte wies ihn aber mit der treffenden Entgegnung zurück, daß, wenn es darauf ankäme, vorerst alles Land von Gran bis nach Constantinopel zurückgegeben werden müßte, weil es vor Zeiten Eigenthum der Christen gewesen. Die für die im osmanischen Reiche geduldeten christlichen Orden abermals verlangte freie Religionsübung, einschließlich des Rechtes, ihre Kirchen und Klöster in baulichem Zustande zu erhalten, wurde, jedoch mit ausdrücklicher Ausnahme der Jesuiten, gewährt [1]). Die Auswechselung der Gefangenen wurde dem Pascha von Ofen anheimgegeben. Endlich setzte der Kaimakam den Gesandten auch noch darüber zur Rede, daß der Palatin von Ungarn Kriegsvölker an der Grenze von Siebenbürgen sammle, wahrscheinlich doch in keiner andern Absicht, als daß der Kaiser sich, im Falle Bethlen Gabor, welcher um diese Zeit schon an einer unheilbaren Krankheit, der Wassersucht, darniederlag, mit Tode abginge, seines Landes bemächtigen wolle; er sollte nur den Kaiser sofort durch einen Eilboten davon abmahnen, weil sonst der Großherr auch seinerseits thun würde,

1) Nach der deutschen Übersetzung lautet der betreffende Punkt des großherrlichen Bescheides: „Ausgenommen der neuaufgestandenen Jesuiten, soll allen von Alters her in unseren Ottomanischen Gebiethen, wie es vorige Jahre der Gebrauch gewest, Ehren widerfahren und sie ihre alte Kirchen und Gebäue altem Gebrauche nach zu verneuern und zu verbessern Macht haben.“ Khevenhiller a. a. O. S. 731.

was ihm gutdünke. Darauf erwiederte der Gesandte aber „glimpflich", daß Se. Majestät sich durch dergleichen Drohungen nicht von dem abbringen lassen würden, was Sie befugter Weise zu thun gesonnen seien.

Erst am 24. Juli hatte Herr von Kuffstein seine Abschieds-Audienz beim Sultan, indem er ihm zugleich den Schweizer Johann Rudolf Schmid an der Stelle des abberufenen Sebastian Lustrier als künftigen kaiserlichen Residenten bei der Pforte vorstellte. Auch bei der Abreise erhob der Kaimakam noch allerhand Schwierigkeiten, namentlich wegen Ausfertigung der für den Kaiser bestimmten Antwortschreiben, deren Einsicht vor der Versiegelung dem Gesandten unter keiner Bedingung gestattet wurde.

Am 18. August durfte er endlich, jedoch ohne klingendes Spiel und fliegende Fahnen, Constantinopel wieder verlassen. Kaum hatte er aber Adrianopel erreicht, als man ihn durch neue Quälereien aufhielt. Unter dem Vorwand, daß er verbotene Sachen, Waffen, Pferde und Sklaven mit hinweggenommen habe, wurde sein ganzes Gepäck durchsucht und mit Beschlag belegt. Alle Vorstellungen gegen diesen Gewaltstreich waren vergeblich. Der Kaimakam, hieß es, habe so befohlen; und so durfte der Stellvertreter des Kaisers auch wirklich nicht eher von der Stelle, als bis er sechs von ihm losgekaufte Sklaven nach Constantinopel zurückgeschickt hatte. Denn ihre vorgezeigten Freibriefe, so wurde behauptet, seien nur dahin zu verstehen, daß sie frei zwar im Lande bleiben, nicht aber aus demselben ausgeführt werden dürften. Nachdem hierauf zwischen Gran und Komorn, bei dem Dorfe Almasch, am 30. November abermals die Auswechselung mit dem unterdessen auch von Wien zurückgekehrten osmanischen Botschafter „in geziemender Ordnung, friedlich und freundlich" stattgefunden, traf Herr von Kuffstein endlich am 29. December, nach siebenzehnmonatlicher Abwesenheit, wieder in dem kaiserlichen Hoflager ein.

Hier war man mit dem Benehmen des großherrlichen Gesandten, welcher am 11. October des vorigen Jahres in Wien seinen feierlichen Einzug gehalten, keineswegs sehr zufrieden gewesen. Denn er hatte sich anfangs „gar insolent

gezeigt", namentlich die für den Kaiser bestimmten Geschenke, „so schlechten Werthes und nur Leinwand, Teppich und Zeug von guldenen Stücken, neben zweyen Raigersbüschen und zweyen Hauptpferden gewesen, höher, als die der Kaiser nach Constantinopel geschickt, herfür gestrichen", und auch auf höhere Tagegelder — er bekam allein für die Küche täglich 100 Reichsthlr. und außer freier Wohnung, auch noch Naturalien, Pferdefutter, Holz, Stroh u. s. w. —, als der kaiserliche Botschafter bei der Pforte Anspruch gemacht. Erst nachdem der Kaiser sich deshalb bei dem Pascha von Ofen über ihn beschwert und dieser ihm „einen Filtz geschrieben" — es stellte sich dabei sogar heraus, daß man Herrn von Kuffstein von seinen Tagegeldern noch 100,000 Thlr. schuldig geblieben war —, war er etwas manierlicher geworden. Namentlich hatte er bei der feierlichen Abschieds-Audienz am 20. October eine sehr demüthige Sprache geführt und den Werth, welchen sein Herr, der Sultan, auf die Erhaltung dieses glücklich auf 25 Jahre zu Stande gebrachten Friedens lege, ganz besonders betont. So wurde er denn, nachdem er auch der Kaiserin in feierlichem Aufzuge mit seinem glänzenden aus mehr denn 100 Personen bestehenden Gefolge seine Ehrerbietung bezeigt hatte, mit ansehnlichen Geschenken — zwölf Schalen, zwei großen Bechern und einem großen Gießbecken von stark vergoldetem Silber — bedacht, noch in ziemlich gutem Vernehmen entlassen [1]).

Unglücklicherweise war mit allen diesen gegenseitigen Beschickungen, Ceremonien und Verhandlungen in der Hauptsache noch wenig gethan. Kein einziger der streitigen Punkte war erledigt und daher wollte auch Niemand an den Bestand dieses faulen Friedens glauben, am wenigsten der kaiserliche Botschafter, Herr von Kuffstein. Als ihm der Kaimakam beim Abschied, wol nicht ohne einige Ironie, erklärte, „er wäre gar ein lieber und glückseliger Botschafter", weil er den Frieden gebracht, erwiederte er ihm geradezu, Se. Maj. der

1) Alles sehr genau mit den betreffenden Actenstücken und namentlich der interessanten Beschreibung der Aufwartung des türkischen Botschafters bei der Kaiserin, Khevenhiller a. a. O. S. 277 und dann 739—744.

Kaiser habe ihn allerdings beauftragt, den Türken den Frieden zu bringen, „von ihnen aber hätte er weder Freundschaft noch Glück empfangen, sondern vielmehr das Widrige“. Dabei schrieb er aber dieses widerwärtige, hochmüthige und grobe Benehmen des Kaimakam vorzüglich, und gewiß mit Recht, den Aufhetzereien der andern gegen ihn verschworenen Gesandten bei der Pforte zu [1]).

Daß sie natürlich bis zum letzten Augenblicke Alles aufboten, die Ratification des Friedens zu hintertreiben, wissen wir schon. Als eine interessante Thatsache in dieser Hinsicht mag es hier nur noch erwähnt werden, daß selbst der König von Dänemark, Christian IV., gar keinen Anstand nahm, schon im Januar 1628 in einem an den britischen Gesandten zu Venedig, Isaak Wake, gerichteten Schreiben dringend anzuempfehlen, daß die für Bethlen Gabor in Constantinopel deponirten Subsidien nun lieber dazu verwendet werden möchten, den Kaimakam und die übrigen Würdenträger der Pforte zu bestechen, damit man sie dahin bringe, die Ratification des Friedens mit dem Kaiser zu verweigern oder den Sultan zu vermögen, daß er ihm den Krieg erkläre [2]).

Hatte man aber Gabor um diese Zeit schon so gut wie gänzlich aufgegeben, so machte nun sein längst erwarteter Tod

1) Khevenhiller a. a. O. S. 734 u. 738. In dem Berichte des Gesandten an den Kaiserl. Kriegsrath heißt es da von dem Geiz, dem Hochmuth und der Grobheit des Kaimakam: „Ich halte dafür, daß dieses neben seinem eigenen Humor, so jederzeit Ihrer Majestät und deren Ministris widerwärtig gewesen, eine Instigation sey der Widerwärtigen Botschaffter, so zu ihrem Vortheile diesen Frieden zu zerschlagen verlangen.“

2) Dieses interessante Schreiben befindet sich, ganz chiffrirt, als Beilage bei einer Depesche von Isaak Wake, Roe Negotiations, p. 788. Die Chiffren scheinen jedoch nicht ganz richtig aufgelöst zu sein. Die betreffende Stelle heißt etwa: „Intelleximus, pecunias illas, quas praeterito anno Gaboro Constantinopolim transscribi jussimus, melius ac utilius impendi non posse, quam si inter aulae turcicae, praecipue vero primum vezirium et chimacum, necnon reliquos praecipuae autoritatis purpuratos ac consiliarios distribuantur, eo fine, ut vel hanc prope conclusae pacis confirmationem omnibus viribus impediant, vel etiam proxima aestate arma turcica erga fines Ungariae et Austriae promovere et divertere conentur.“

dem diplomatischen Intriguenspiele, in welches sein Dasein auf so merkwürdige Weise verstrickt worden war, vollends ein Ende. Er gab diesen Verhältnissen eine ganz neue Gestalt und Entwickelung. Bethlen Gabor starb am 5. Novem-
1629 ber 1629 im 49. Jahre seines Alters. Der erledigte Fürstenstuhl wurde, wie immer in diesem seit Jahrhunderten durch die Interessen und Leidenschaften der verschiedenen politischen und nationalen Elemente aufgewühlten Lande, sofort der Gegenstand der heftigsten Parteikämpfe.

Die Witwe des Fürsten, die brandenburgische Prinzessin Katharina, welcher er im voraus beschieden war, war zu schwach, um die Regierung des sonst ganz wohl bestellten Landes — Gabor, ein einsichtsvoller Regent, welcher es, bei allem Drängen um Subsidien bei Andern, vortrefflich verstanden zu haben scheint, das Seinige zusammenzuhalten, soll ihr einen Schatz von mehr als einer Million Dukaten hinterlassen haben [1]) — glücklich weiter zu führen. Auch der ihr als Gubernator zur Seite stehende Bruder des verstorbenen Fürsten, Stephan Bethlen, vermochte sie unter dem Getreibe der Parteien nicht zu halten. Sie hatte sich überdies ihre Sache sogleich dadurch verdorben, daß sie sich im Geheimen, wahrscheinlich ganz in den Händen der Jesuiten, denen ihr Gemahl freien Zutritt in seinem Lande gewährt hatte, zum Katholicismus bekannte und im Verdacht stand, daß sie mit dem Kaiserhause in zu vertraulichen Verhältnissen lebe. Religionshaß machte daher den politischen Parteihaß nur um so erbitterter [2]).

Es bildeten sich zwei Factionen, eine katholische und eine protestantische. An der Spitze der ersteren und für die Fürstin standen Stephan Csáki, Sigismund Kornis, der Kanzler Stephan Kovatsóczki, Stephan Erdéthi, Wolfgang Tserni,

1) Horváth, Geschichte der Ungarn, Pesth 1855, Bd. II, S. 202 fg., wo eine ganz gute Charakteristik Gabor's gegeben, sein Tod aber falsch auf den 15. November gesetzt wird.

2) Joh. Bethlen Hist. rer. Transsilv. bei Katona, T. XXXI, p. 427: „Tacito odio a principe sua (Catharina) plerique dissidebant, propterea quod catholicis familiarius uteretur crebrumque cum caesarea domo haberet commercium."

Mitglieder des Reichsrathes, Franz Liszt, Befehlshaber von Szamosujvar und mehrere andere treue Diener des verewigten Fürsten. Haupt der protestantischen Partei, der stärkern, war der Gubernator, Stephan Bethlen selbst, mit seinen Söhnen und Neffen, und ihre vorzüglichste Stütze hatte sie an dem Befehlshaber der Truppen, General der Heiducken und Commandanten von Wardein, David Zolyomi, welchem die übrigen Truppenführer und unter Andern auch der Oberstkämmerer Franz Miko (Miko-Ferentz), welcher die Sache Gabor's lange Zeit in Constantinopel vertreten hatte, zur Seite standen.

Schon bei dem Begräbniß Bethlen Gabor's erhob sich diese protestantische Partei gegen die Fürstin, weil sie Miene machte, sich öffentlich zur katholischen Kirche bekennen zu wollen, ein unüberlegter Schritt, von dem sie damals noch durch die drohende Haltung ihrer Gegner abgebracht wurde. Gleich darauf, im Juli 1630, traten diese aber erst zu Mé- 1630
diasch, dann zu Klausenburg zu einem Reichstag zusammen, um über des Landes Wohlfahrt, die Änderung der Regierung und die Wahl eines neuen Fürsten zu berathen, während sie sich zugleich auch eines Theiles der der Fürstin als Witthum zugesprochenen Güter und baaren Schätze mit Waffengewalt bemächtigten. Sie rettete kaum 40,000 Dukaten und suchte Schutz bei der Pforte, bei welcher sie sich im August gegen die von ihren Feinden auch dort bereits erhobenen Beschwerden und Anklagen durch ein an den Kaimakam gerichtetes Schreiben zu rechtfertigen suchte.

Man hatte ihr namentlich zur Last gelegt, daß sie damit umgehe, sich von der Pforte gänzlich loszusagen und sich dem Kaiser in die Arme zu werfen. „Wer hat es wagen können", hieß es dagegen in ihrem Schreiben, „eine solche Beschuldigung zu erfinden? Wir rufen den allmächtigen Gott und alle Menschen zu Zeugen an, daß Uns solche Gedanken nie in den Sinn gekommen sind. Wir haben gar nicht nöthig, der vielen Wohlthaten zu gedenken, mit welchen Uns der Großherr vor und nach dem Tode Unseres Gemahls überhäuft hat. Wenn Wir daher Uns auch der schuldigen Dankbarkeit entschlagen wollten, so wissen Wir doch, daß es Unser Verderben sein würde, mit der osmanischen Pforte zu

brechen.... Wir werden in Zukunft, dem Willen der hellstrahlenden Pforte gemäß, nur das thun, was Siebenbürgen heilsam ist. So lange Wir leben, soll Unsere Treue gegen den mächtigen Sultan unerschüttert bleiben" [1]).

Diese wohlgemeinten Versicherungen, welchen auch noch das Versprechen hinzugefügt war, daß demnächst der schuldige Tribut entrichtet werden würde, halfen aber nichts mehr. Sie konnten die Fürstin nicht retten. Die zu Klausenburg versammelten protestantischen Stände waren unterdessen schon zur Wahl eines neuen Fürsten geschritten. Sie war auf den Gubernator Stephan Bethlen gefallen. Da sich aber sofort eine starke Partei auch gegen ihn erhob, fand er es bedenklich, sie anzunehmen, und kam auf den Gedanken, die Fürstenwürde in Siebenbürgen dem Georg Rakoczy, einem auch in Ungarn sehr reich begüterten Edelmanne, anzutragen. Rakoczy folgte dem an ihn ergangenen Rufe und begab sich mit einem starken Gefolge von Heiducken sogleich nach Wardein, wo er, mit Jubel empfangen, den Ausgang der definitiven Entscheidung über seine Wahl abwartete, welche auf der zu diesem Zwecke nach Schäßburg verlegten Tagsatzung erfolgen sollte. Sein Gold und die Gewandtheit seiner Agenten soll ihm hier vor Allem den Sieg über die Bethlenische Partei und die letzten schwachen Anstrengungen der Anhänger der verwittweten Fürstin verschafft haben [2]).

Die Letztere mußte also nothgedrungen der Herrschaft förmlich entsagen, verlor, obgleich sich am Ende auch noch der ritterliche Schwedenkönig Gustav Adolf durch ein an Rakoczy gerichtetes Schreiben sehr warm ihrer annahm [3]), nach und nach auch noch die wenigen Güter, die zu ihrem Witthum gehört hatten, und verließ, nachdem sie noch kurze

1) Über diese Verhältnisse Katona a. a. O. p. 433, 444 fg., wo das Schreiben der Fürstin an den Kaimakam, unterzeichnet Albae Juliae 12. Augusti 1630, vollständig gegeben wird.

2) Katona a. a. p. 449 fg. „Non cessabat", sagt Bethlen ausdrücklich, „Rakotzius promissis ac largitionibus suffragia potentiorum eblandiri."

3) Dieses Schreiben, unterzeichnet Francofurti ad Oderam, 29. Aprilis, anno 1631, daselbst, p. 474.

Zeit zu Tokay gelebt hatte, endlich das Land ihres Unglücks. Zu Raab entsagte sie feierlich und förmlich dem lutherischen Glauben und bethätigte ihren Eifer für die alleinseligmachende Kirche bei dieser Gelegenheit sogleich dadurch, daß sie bei der Taufe zweier gleichfalls in dieselbe aufgenommenen Muhamedaner zum Zeugen diente. Später suchte sie Trost in einer zweiten Ehe mit dem Herzoge von Sachsen, Engern und Westphalen, Franz Karl, mit welchem sie sich im Jahre 1640 nach Preußen zurückzog, wo sie neun Jahre später, am 27. August 1649, das Ziel ihrer Tage erreichte [1]).

Weder der Wiener Hof noch die Pforte waren übrigens anfangs mit der Erhebung Rakoczy's auf den siebenbürgischen Fürstenstuhl einverstanden, auf welchem er sich kluger Weise sogleich dadurch festzusetzen wußte, daß er durch feierlichen Eidschwur die Verfassung und Gesetze des Landes aufrecht zu erhalten versprach und die Häupter seiner Partei durch reiche Schenkungen an Geld und Gütern an sein Interesse fesselte. Der Kaiser hatte gleich nach Gabor's Tode seine Bevollmächtigten nach Kaschau geschickt, um die Comitate von Oberungarn, welche dem verstorbenen Fürsten, zufolge des mit ihm zuletzt abgeschlossenen Friedensvertrages, nur auf Lebenszeit überlassen worden waren, wieder in Besitz zu nehmen, und dann für alle Fälle dort, an der Grenze, unter dem Befehle des Palatins Nikolaus Esterhazy ein Beobachtungscorps stehen lassen, welches für die bei der Fürstenwahl etwa vorkommenden Unruhen und Übergriffe in Bereitschaft sein sollte.

Als nun die Wahl, im September 1630, zu Gunsten 1630
Rakoczy's vollzogen war, protestirte Esterhazy sofort in einem ihm überschickten Schreiben im Namen des Kaisers gegen diese „Usurpation", indem er sich zugleich erbot, ihm, wenn er zu rechter Zeit davon abstehen werde, die Verzeihung des Kaisers auszuwirken, nicht etwa um seiner Verdienste willen, sondern aus reiner Liebe zum Vaterlande [2]). Rakoczy wußte ihm

1) Diese Notizen über die letzten Schicksale der Prinzessin Catharina von Brandenburg gibt Bethlen, daselbst, p. 484.

2) Thurianus bei Katona a. a. O. p. 456: „Datis ad Rakotzium litteris, illum ab usurpando hoc principatu dehortabatur,

aber in einer mehr als pikanten Entgegnung darauf gehörig Bescheid zu thun.

„Wir haben", heißt es darin z. B. nach der gleichzeitigen deutschen Übersetzung, „des Palatini hochtiefe Verwunderung mit Schmertzen angehöret, und wäre solche thörigte Phantasey Uns etwas nach den heiligen Weihnachtsfeiertagen verschoben worden, hätten Wir es einem Fastnachtstraum zugemessen. Denn daß Uns, die wir aus der ältesten Häußer und Geschlechter einem entsprossen, von einem aberwitzigen ungarischen Ochsenknecht gerathen werden will, dasjenige Fürstenthum, so Uns ungezweifelt in so vielen widerwärtigen Meinungen die göttliche Providenz selbst aufgeladen, aus vergeblicher Zagheit oder papiernen Schrecken zu verlassen, und vielleicht denen spanischen, ungarischen Sklaven in seine ungewaschenen Hände zu übergeben, wäre vor der ganzen vernünftigen Welt spöttlich. Daß Wir aber einen Meyneid darüber begangen, oder von Unserm natürlichen Herrn abtrinnig worden, wird der wahnsinnige Rathgeber Uns mit Wahrheit nicht beibringen können; vermuthlich aber ist daraus, daß ihm sein ungewaschen Maul von dem Ochsenstaube also verschlemmet worden, daß es ihm bisher die Donau nicht abwaschen können. Wäre derowegen Unser wohlgemeinter Rath, so er seine spatzieren geflogene Sinne wieder zusammenklaubete, dem Vaterlande treulich vorzustehen und nicht in den Hundstagen Schlitten zu fahren oder um Weihnachten Gras zu mähen ihm vornehme u. s. w." [1])

Dieser geharnischten Rede gab nun aber Rakoczy, obgleich er sich in der von ihm beschworenen Wahlcapitulation verpflichtet hatte, mit beiden Kaisern, zu Wien und Constantinopel, in Frieden und Freundschaft zu leben, sogleich dadurch auch thatsächliches Gewicht, daß er die an der Theis gelagerten Truppen, unter Esterhazy, von seinen Heiducken

eidemque pollicitus, quod, si a proposito desistere vellet, non quidem ex ejus meritis, sed patriae amore, veniam pro eo apud Caesarem impetraturus esset." Die deutsche Übersetzung des betreffenden Schreibens gibt Khevenhiller Annal. Ferd. T. XI, S. 1370.

1) Vollständig bei Khevenhiller, a. a. O. S. 1370.

unversehens überfallen und mit großen Verlusten auseinandersprengen ließ. Der Kaiser hatte jedoch um so weniger Lust, sich jetzt, neben den übrigen Bedrängnissen, wegen dieser Niederlage auch noch die Last eines Krieges in Ungarn aufzuladen, da Rakoczy bereits auch die Pforte für sich gewonnen hatte und im Nothfalle ihrer Hülfe versichert war. Denn obgleich sie anfangs die Bethlen'sche Partei zu begünstigen schien, entschied sie sich doch, sobald von dieser nichts mehr zu erwarten war, schnell für Rakoczy, welcher nicht verfehlt hatte, durch eine sicherlich mit reichen Geschenken versehene Gesandtschaft ihren Schutz zu erbitten. Bereits zu Anfang April
1631 schickte sie ihm zugleich mit den Insignien der Beleh- 1631
nung das großherrliche Athname zu, welches die Anerkennung und Bestätigung seiner Wahl unter den herkömmlichen Formen und Bedingungen enthielt. Die Entrichtung des bisherigen jährlichen Tributs ward darin ausdrücklich festgesetzt [1]). Unter diesen Umständen hielt es daher auch der Kaiser für das Klügste, gegen die Wahl Georg Rakoczy's keine Einsprache weiter zu erheben [2]).

So von beiden Seiten wenigstens für den Augenblick und scheinbar gesichert, hatte sich Rakoczy gleichwol noch keineswegs eines ruhigen Besitzes der Herrschaft zu erfreuen. Die Bethleniden konnten den Verlust der Macht nicht so leicht verschmerzen. Bereits im Jahre 1631 hatte David Zolyomi, der Oberfeldherr Bethlen Gabor's, obgleich er von Rakoczy mit Gütern sehr reich bedacht worden war, mit schwedischem Gelde — Gustav Adolf nahm sich auch dort der Sache der Protestanten an und hatte, wie wir schon gesehen haben, namentlich die verwittwete Fürstin, ungeachtet ihres Kryptokatholicismus, unter seinen Schutz genommen —

1) Mitgetheilt von Katona a. a. O. p. 468—473. Es ist eine wörtliche Wiederholung aller früheren den Fürsten von Siebenbürgen von der Pforte ertheilten Bestätigungsurkunden, deren Inhalt wir schon Bd. III, S. 684 und 694 angegeben haben.

2) „Caesar, mature perpendens, non leves inde difficultates nasrituras, ne novum sibi in Hungaria bellum nansrisceret, cedere ad tempus maluit, et factae Georgii Rakotzii electioni, licet invitus, annuit." Gleichzeitige Quelle bei Katona a. a. O. p. 485.

ein kleines Truppencorps von 2000 M. zusammengebracht, womit er, nachdem es durch Zulauf von seiner Partei noch ansehnlich verstärkt worden war, Rakoczy zu vertreiben und entweder sich selbst oder einen der Bethleniden auf den Fürstenstuhl zu erheben gedachte. Rakoczy kam ihm aber zuvor und zersprengte die Schaar, ehe der Schlag ausgeführt werden konnte [1]).

Dann wurde der Plan geschmiedet, ihn bei einer zu diesem Zwecke veranstalteten Jagdpartie meuchlings aus dem Wege zu räumen. Dieses Mal verrieth Zolyomi den teuflischen Anschlag dem Fürsten. Die Verschworenen wurden an der bezeichneten Stelle von einem Trupp Heiducken überfallen und zusammengehauen oder hinterher unter den entsetzlichsten Martern hingerichtet. Zolyomi, dem Rakoczy, ungeachtet dieses schlagenden Beweises von Ergebenheit nicht mehr traute, wurde ins Gefängniß geworfen, wo er erst nach 22 Jahren im fürchterlichsten Wahnsinn das Ende seiner Leiden erlebte [2]).

Die Häupter der Bethleniden, Stephan und Peter Bethlen, waren glücklich entkommen und suchten Schutz und Hülfe bei der Pforte. Sie wandten sich deshalb zuerst an den Pascha von Ofen, welcher seinerseits Stephan Bethlen geradezu nach Constantinopel verwies. Dort fanden seine Klagen über die Tyrannei und die ehrgeizigen Absichten Rakoczy's, welche mit der Zeit selbst der Pforte gefährlich werden könnten, im Diwan, wie immer, wenn es galt, aus der in den Nachbarländern herrschenden Zwietracht Vortheil zu ziehen, keinen unfruchtbaren Boden. Man solle doch, suchte er dem Sultan einzureden, lieber ihm die Fürstenwürde in Siebenbürgen übertragen; er werde sich immer als treuer und gehorsamer Diener der Hohen Pforte bewähren. Diese zögerte indessen mit ihrer Entscheidung. Denn auch Rakoczy, welcher den Sturm, der ihn von dieser Seite bedrohete, heranziehen sah,

1) Khevenhiller, Ann. Ferd. T. XII, S. 2147. Der Name des Zolyomi ist hier in Salamy verunstaltet. Übrigens genauer Katona a. a. O. p. 561.

2) Khevenhiller a. a. O. p. 2148 und Katona a. a. O. p. 562.

beeilte sich, den Wirkungen der gegen ihn erhobenen Beschwerden noch bei Zeiten möglichst entgegenzuarbeiten.

Zuerst berief er im Sommer 1633 die Stände der drei 1633
Nationen, Magyaren, Szekler und Sachsen, zu einer Tagsatzung nach Weißenburg (Alba Julia) und setzte es durch, daß sie sich zur Unterzeichnung einer an den Sultan gerichteten Bittschrift vereinigten, worin sie ihre volle Zufriedenheit mit der bestehenden Ordnung der Dinge und ihrem gegenwärtigen Fürsten zu erkennen gaben und, unter erneuerter Versicherung unveränderlicher Treue und Ergebenheit, verlangten, daß ihnen die „Flüchtlinge", welche sich ein Geschäft daraus machen, den genannten Fürsten ungerechter Weise bei der Pforte anzuschwärzen, ausgeliefert werden möchten, damit sie nach den Gesetzen des Landes die verdiente Strafe treffe. „Wir leben" hieß es darin, „mit unserm Fürsten in völliger Eintracht. In nichts hat er uns irgendwie verletzt. Er hält nicht nur unsere Rechte aufrecht, sondern regiert uns auch im Verein mit seinen weisen Räthen in den kleinsten Dingen mit so großem Eifer, daß er darin keinen Fehler begeht, sondern Allen nur Nutzen schafft, Niemandem einen Schaden bringt. Mit einem Worte: wir haben gegen diesen unsern Fürsten, welcher von uns, den Sklaven Deiner Herrlichkeit aus den drei Nationen, nach den alten freien Satzungen gewählt ist, keine Klage zu erheben" [1]).

Eine ansehnliche, aus den vornehmsten Mitgliedern des Reichstages bestehende Gesandtschaft brachte diese Bittschrift, zugleich mit dem rückständigen Tribute vom vorigen Jahre, reichen Geschenken und einem eigenhändigen Schreiben des Fürsten an den Großwesir, worin er dieselben Versicherungen von Treue und Unterwürfigkeit wiederholte, nach Constantinopel. Natürlich wurde diese Sendung dort gnädig aufgenommen und trug nicht wenig dazu bei, das Ungewitter, welches sich über Rakoczy's Haupte sammelte, wo nicht

1) Gegeben von Katona a. a. O. p. 568—574. Die Bittschrift, unter welcher sämmtliche Stände namentlich genannt sind, ist unterzeichnet: „Actum in Alba Juliensibus comitiis generalibus 21. Augusti, anno 1633."

gänzlich abzuwenden, doch zunächst wieder etwas 'zu zertheilen [1]).

Rakoczy war aber ein viel zu kluger Fürst, als daß er nicht auch an die Wechselfälle der Zukunft hätte denken sollen. Während er daher die Pforte zu beschwichtigen bemüht war, suchte er sich gleichzeitig auch mit dem Kaiser in ein gesicherteres Verhältniß zu versetzen. Zu diesem Ende traten bereits
1633 im Frühjahr 1633 Bevollmächtigte beider Theile zu Eperies im nördlichen Ungarn zusammen, welche sich über einige noch unerledigte Streitpunkte verständigen sollten. Rakoczy erhob hier anfangs, wie es scheint, sehr übermüthige Forderungen, welche die Verhandlungen, da auch der Kaiser eine unzeitige Nachgiebigkeit nicht mit seiner Ehre vereinbar erachtete, ziemlich in die Länge zogen. Am Ende machten ihn aber doch die in Constantinopel gegen ihn herrschenden Stimmungen etwas fügsamer, und so verstand er sich im Herbste desselben Jahres zur Unterzeichnung eines Vertrags, welcher seinen freundlichen Beziehungen zu dem Kaiserhause auch für die Zukunft eine sichere Bürgschaft geben zu müssen schien [2]).

Eine bestimmte Verpflichtung, Rakoczy, im Falle eines Bruches mit der Pforte, irgend einen Beistand zu leisten, hatte der Kaiser darin freilich nicht übernommen. Es gehörte vielmehr damals zum politischen System des Wiener Hofes, so lange der Krieg in Deutschland fortdauerte, jeden Zusammenstoß nach dieser Seite hin sorgfältig zu vermeiden, obgleich es nicht an Veranlassung gefehlt hätte, von der Pforte auch wieder einmal mit den Waffen in der Hand Rechenschaft zu fordern. Denn die Raufereien und Räubereien an den Grenzen hatten nach wie vor fortgedauert und, bei der gänzlichen Vernachlässigung einer tüchtigen Grenzvertheidigung, namentlich in den letzten Jahren wieder einen sehr ernsten Charakter angenommen. Im Jahre 1631 z. B. hatten die Türken, mehrere Tausend Mann stark, in der Gegend von

1) Auch das Schreiben Rakoczy's an den Großwesir, Datum Szamos-Ujvarini, 15. Octobris, anno 1633, gibt Katona, p. 572.

2) Daselbst, p. 564—567, wo namentlich zwei kaiserliche Schreiben vom Mai und September 1633 gegeben werden, welche über diese Verhältnisse viel Licht verbreiten.

Neuhäusel, wo es um die Grenzhäuser sehr schlecht bestellt war, in wenigen Wochen an die 30 Dörfer ausgeplündert, niedergebrannt und dann ohne Weiteres zum osmanischen Gebiet geschlagen, auch mehr wie 2000 Menschen mit sich fort in die Sklaverei geschleppt. Neuhäusel selbst war ernstlich bedroht gewesen, und sogar in Wien war die Bestürzung darüber so groß, daß man in aller Eile für eine bessere Vertheidigung und Verproviantirung der Stadt sorgte. Denn man befürchtete, daß diese Gewaltstreiche mitten im Frieden nur das Vorspiel zu noch weit größeren Dingen seien, welche die Pforte für das nächste Jahr im Schilde führe [1]).

Daß übrigens auch das Ausgleichungsgeschäft wegen der Grenzregulirung und der streitigen Dörfer noch um keinen Schritt weiter gediehen war, versteht sich von selbst. Der Kaiser hielt es daher für räthlich, die Sache durch eine neue Botschaft nach Constantinopel wieder einmal in Erinnerung zu bringen und durch Erneuerung des Friedens den Gefahren eines Türkenkrieges vorzubeugen. Auch die Pforte erklärte sich bereit, sie in herkömmlicher Weise zu erwidern. Diese gegenseitige außerordentliche Mission wurde zu Ende des Jahres 1633 beschlossen und in der ersten Hälfte des Jahres 1634 ausgeführt. Von Seiten der Pforte war sie dem ehe- 1634
maligen Kiaja Redscheb-Pascha's, Riswanaga, von Seiten des Kaisers dem Kämmerer und Kammerrath von Nieder-Östreich Graf Hans Rudolf von Puchheim übertragen.

Das Beglaubigungsschreiben des Letzteren an den Sultan: „Turcarum Asiae et Graeciae imperatori, vicino et

1) Khevenhiller, Annal. Ferd. T. XI, p. 1250 und 1948. In der ersten Stelle wird namentlich gesagt, daß der Kaiser wegen des Krieges in Deutschland über diesen Unfug an den Grenzen die Augen habe etwas zudrücken müssen: „Und ob man nun solches wol gerne einstellen wollen, so hat es doch Ihro Kaiserl. Majestät, weil in dem Römischen Reich Sie zu keinem Frieden gelangen mögen, in das Werck nicht setzen können, und also dem wüthenden Feinde viel nachsehen und das Gegenstreifen einstellen müssen." Und in der zweiten Stelle heißt es: „Sonsten ist es damals mit den Gränzhäußern in Ungarn schlecht bestellt, und sonderlich in Neuhäußel so großer Mangel und Noth gewesen, daß dahero oftmahls, wenn eine Schildwacht aufgezogen, er die andere, so er ablösen sollen, todt gefunden."

amico nobis honorato", war zu Wien am 2. November 1633 ausgefertigt und die ihm gleichzeitig ertheilte Instruction in einem zwar gemessenen, aber sehr vorsichtigen und friedlichen Tone gehalten [1]). Dem kaiserlichen Ansehen sollte in keinem Falle etwas vergeben und „die Parität mit der Pforte" überall streng aufrecht erhalten werden. Den Frieden wollte man unter allen Umständen beobachtet wissen, konnte aber doch nicht umhin, der Pforte darüber ernste Vorstellung zu machen, daß sie sich mit den Feinden des Kaisers, wie erst unlängst noch mit dem Agenten des Königs von Schweden, Straßburger mit Namen, in „allerhand böse Machinationes wider Ihro Majestät und Ihro Königreiche und Länder" eingelassen habe. Denn genannter Straßburger sei von ihr „geehrt, gelitten und ihm aller guter Wille und Cortesia erwiesen worden, anderer bis dato aufgelaufenen Practiquen zu geschweigen". Ja, der Pascha von Ofen habe sich im vorigen Jahre mit dem „gewesenen König von Schweden Gustavo in Correspondenzen eingelassen, darinnen er demselben alle Freundschaft und Hülfe offeriret". Seine Briefe seien aufgefangen und durch den kaiserlichen Residenten Schmid dem Großwesir im Original mitgetheilt worden, worauf man die Absetzung jenes Pascha zwar versprochen, aber nicht bewirkt habe.

Dann folgte die gewöhnliche Litanei wegen der gehuldigten und neuerdings erst noch mit Gewalt hinweggenommenen Dörfer, der vertragswidrigen Befestigungen an den Grenzen und der unablässigen Streifereien und Raubzüge auf das kaiserliche Gebiet. Hinsichtlich Siebenbürgens sollte sich der Gesandte aller weitläufigen Auseinandersetzungen enthalten. Der Kaiser sei Willens, in diesem Punkte die bestehenden Capitulationen einzuhalten, wogegen er auch erwarte, daß die Pforte gegen Rakoczy, welcher sich neuerdings mit ihr „accommodiret", nichts unternehmen werde, ebenso wie gegen die unlängst wieder von dem Kaiser in Besitz genommenen

1) Beide gibt Khevenhiller, T. XII, p. 1392 und 1396, die Instruction in deutscher, das Beglaubigungsschreiben in lateinischer Sprache.

Comitate in Oberungarn, welche Bethlen Gabor nur auf Lebenszeit überlassen worden seien.

Endlich legte die Instruction noch besonderes Gewicht auf das Verhalten des Botschafters gegen die übrigen „sonderlich widerwärtigen" Gesandten und Agenten bei der Pforte. Er sollte ihren „Pactionen und Practiquen nach Möglichkeit zuvorkommen". Vornehmlich wollte es der Kaiser nicht dulden, daß der französische Gesandte, Herr von Marcheville, für seinen König den Titel eines „Protectoris Catholicae Religionis et Ecclesiae in Oriente" in Anspruch nehmen und sich andere „unerhörte Competenzen gegen den Kaiserlichen Orator anmaßen wolle". Der Gesandte wurde daher ganz besonders angewiesen, „seine vorhabende Reformation mit denen geistlichen Klöstern in Türkei und Tartarei, sonderlich aber zu Hierusalem, da er allein Religiosos von seiner Nation hineinzustellen, und alle andern Nationes hinauszubringen sich unterstehet", nach Kräften zu hintertreiben.

Mit dieser Instruction und natürlich auch wieder mit ansehnlichen Geschenken ausgerüstet, verließ Graf von Puchheim, welcher in seiner ungarischen Tracht als ein „schöner, junger, wohl proportionirter Herr" geschildert wird, am 9. Januar 1634 Wien. Bei Szön fand die gewöhnliche Be- 1634
grüßung und Auswechselung mit dem osmanischen Botschafter statt, und am 20. Januar traf der Graf, sehr förmlich und feierlich empfangen, zu Ofen ein. Leider hatten nur auch dieses Mal die Vorstellungen und Beschwerden des Gesandten hier gar keinen Erfolg. Der Pascha hatte auf alle Punkte eine möglichst triftige Einwendung oder Entschuldigung bei der Hand. Denn die kaiserliche Sache war da nicht gerade mit Vortheil zu führen, weil sich auch die diesseitigen Grenztruppen nicht selten arge Räubereien und Übergriffe auf osmanisches Gebiet zu Schulden kommen ließen [1]).

Zu Constantinopel, wo Graf von Puchheim zu Ende März anlangte, wurde er, nachdem vor den Thoren die verjährte Zänkerei wegen des klingenden Spieles und der fliegenden Fah-

1) Genauer Bericht über die Verhandlungen zu Ofen: Khevenhiller, T. XII, p. 1401—1405.

nen, deren er sich unterwegs überall hatte bedienen dürfen, schließlich dahin entschieden worden war, daß beide nicht zugelassen wurden, sowol von den Dienern der Pforte wie von den übrigen Gesandtschaften mit allen dem kaiserlichen Ansehen gebührenden Ehren begrüßt. Zum täglichen Unterhalt wurden ihm 10,000 Aspern bewilligt. Auch in der feierlichen Audienz beim Kaimakam und dem Sultan wurden dieses Mal alle Formen des guten politischen Anstandes und einer zuvorkommenden Etikette beobachtet. Es wurde dem Botschafter gestattet, sich bei seiner Anrede an den Großherrn, welcher ihn am 4. April empfing, der deutschen Sprache zu bedienen und sie dann durch seinen eigenen Dolmetscher übertragen zu lassen. Sie war natürlich nur kurz und bündig und berührte den eigentlichen Zweck der Sendung, die Beschwerden wegen der verschiedenen Störungen des Friedens und des noch nicht festgesetzten Besitzstandes in Ungarn, möglichst glimpflich [1]).

Eine ausführlichere Darlegung derselben erfolgte in einer dem Kaimakam überreichten schriftlichen Note, welche in 16 Artikeln Alles enthielt, was der Gesandte, seinen Instructionen zufolge, vorzubringen hatte. Der Bescheid darauf, gleichfalls schriftlich, war in Nebendingen zusagend und wohlmeinend, in den Hauptsachen aber unbefriedigend und ablehnend. Die Streifereien, die Bedrückungen kaiserlicher Unterthanen und alle sonstigen Belästigungen sollten abgestellt werden. Die Schuld, daß bei dem nun schon so oft versuchten Ausgleichungsgeschäft noch kein genügendes Resultat erreicht worden sei, wurde auf die Unfähigkeit und den bösen Willen der kaiserlichen Commissäre zurückgeworfen, welche sich „nie mit der Billigkeit haben befriedigen wollen“; man sei aber bereit, aufs Neue auf die Sache einzugehen, sobald der Kaiser neue Commissäre, und zwar Deutsche, keine Ungarn, „ehrliche und taugliche Leute“ ernennen werde. Der Streit um Waitzen wurde als eine „decidirte Sache“ für die Zukunft als völlig abgethan betrachtet. Sowol von Siebenbürgen, wie von den schwedischen Machinationen, welche mit dem Tode Gustav Adolf's ihr natürliches Ende erreicht zu haben scheinen, war

1) Wird wörtlich mitgetheilt: Khevenhiller, T. XII, p. 1417.

gar keine Rede. Die Bevollmächtigten, welche das Ausgleichungsgeschäft vollends zum Ziele führen sollten, wurden sofort ernannt [1]).

Mehr fast wie die Verhandlungen mit der Pforte, welche wenigstens mit gutem Willen durchgeführt wurden, machte dem Grafen Puchheim der Hader mit dem französischen Gesandten, Herrn von Marcheville, zu schaffen. Denn dieser bestand darauf, daß, da Graf Puchheim, schon seiner ungarischen Tracht wegen, gar nicht als Botschafter des Kaisers, sondern nur als Abgesandter des Königs von Ungarn gelten könne, ihm, Herrn von Marcheville, bei dem Gottesdienste in der Minoritenkirche zu Pera, der Vorsitz vor demselben eingeräumt werden müsse. Der Streit darüber war so erbittert, daß sich der Kaimakam ins Mittel schlagen mußte, und dem französischen Gesandten durch eine Janitscharenwache den Befehl insinuiren ließ, dem Stellvertreter des Kaisers sein herkömmliches Vorrecht in nichts zu schmälern. Der französische Gesandte wußte sich aber nicht besser aus diesem übeln Handel zu ziehen, als dadurch, daß er eine Krankheit vorschützte und nicht mehr in der Kirche erschien [2]). Die Frage wegen der Heiligen Stätten wurde, wie es scheint, für jetzt gar nicht weiter in Anregung gebracht und folglich auch darüber nichts entschieden.

Am 16. Mai hatte Graf Puchheim zu Adrianopel beim Sultan seine Abschiedsaudienz, und den 30. Juni traf er wieder in Wien ein, stattete aber erst zwei Monate später, zu Anfang September, dem Kaiser zu Ebersdorf von den Erfolgen seiner Botschaft genaueren Bericht ab [3]).

Befriedigend waren dieselben wenigstens insofern, als die Fortdauer des Friedens für die nächste Zeit gesichert schien. Und daß es dem Kaiser damit wirklich Ernst war, beweist theils die Strenge, womit er auf dem noch in demselben Jahre, kurz nach dem Siege über die Schweden bei Nördlingen (7. Sept. 1634), zu Ödenburg abgehaltenen Reichs-

1) Die Eingabe des Gesandten nebst schriftlichem Bescheid darauf: Khevenhiller, T. XII, p. 1436—1442.

2) Daselbst p. 1425—1427.

3) Daselbst p. 1446.

tage alles Streifen und Vagabondiren an den Grenzen, sowie überhaupt alle Aufreizung und Herausforderung der Türken geahndet wissen wollte, theils aber auch die Haltung, welche er bei den Händeln beobachten zu müssen glaubte, in welche Rakoczy bald darauf doch noch mit der Pforte verwickelt wurde.

„Obgleich den treuen Ständen“, lautete der III. Artikel des Reichstagsabschiedes zu Ödenburg wörtlich, „bekannt ist, daß Se. Majestät bisher auf das Äußerste bemüht gewesen ist, den Frieden und die Ruhe, welche so oft mit den Feinden des christlichen Namens, den Türken, mittels der größten Kosten Sr. Majestät nur zum Heil und Vortheil und zur Sicherheit der treuen Unterthanen hergestellt worden sind, streng zu erhalten, so vernimmt Se. Majestät doch nicht ohne Misfallen (cum displicencia), daß es noch einige Vagabunden gibt (esse nonnullos vagabundos), welche die väterliche Sorge und die wohlwollende Gesinnung Sr. Majestät gering achten und sich nicht scheuen, dann und wann ungestraft Einfälle auf das feindliche Gebiet zu machen und dadurch, daß sie die Türken aufreizen und herausfordern, die Ruhe des Reiches zu stören. Deshalb werden die getreuen Stände zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe dafür zu sorgen haben, gegen diejenigen, welche auf dergleichen Unfug ergriffen werden, ihren Missethaten gemäß, ebenso streng zu verfahren, wie gegen solche, welche ohne Wissen Sr. Majestät entweder mit den benachbarten Türken sei es mündlich oder schriftlich in irgend vertraulichen Verkehr (familiaritatem) zu treten, oder zu ihrem eigenen Vortheil und Gewinn, wie es in der That häufig geschieht, Streifereien zu unternehmen oder zu gestatten scheinen.“

Zugleich wurden aber auch, wie die nächsten Artikel dieses Abschiedes besagen, zu besserer Vertheidigung der Grenzen, namentlich der Befestigung von Neuhäusel, neue Steuern ausgeschrieben und überhaupt für einen doch noch möglichen Bruch mit der Pforte Alles vorgesehen [1]). Nur wollte man

1) Das kaiserliche Propositions-Dekret an den zu Ödenburg (Sopsonium) am 30. November 1634 eröffneten Reichstag, welches dann in den Reichstagsabschied vom 22. December überging, bei Katona a. a. O. p. 609—626.

einen solchen so lange wie möglich vermeiden; und das erklärt eben auch die Politik, welche der Wiener Hof jetzt gegen Siebenbürgen und Rakoczy einzuhalten für gut fand.

In Constantinopel hatten nämlich die Aufhetzereien der Bethleniden gegen Rakoczy, ungeachtet sich dieser mit der Pforte auf einen guten Fuß zu setzen gewußt hatte, noch nicht nachgelassen. Außer Stephan Bethlen, war jetzt dort vorzüglich Moses Székély, wie es scheint, in schwedischem Solde, das thätigste Organ ihrer Partei. Er setzte es bei den zu ihren Gunsten noch während des ganzen Jahres 1635 fortgeführten Unterhandlungen endlich durch, daß die Pforte gänzlich gegen Rakoczy umschlug und sich bereit erklärte, zu seiner Vertreibung mit Waffengewalt hülfreiche Hand zu leisten. Noch vor Ausgang des Jahres erhielt der Pascha von Ofen Befehl, sich mit seinen Truppen für das nächste Jahr bereit zu halten und den Rakoczy aus Siebenbürgen hinauszuwerfen, dagegen Stephan Bethlen, welcher von Constantinopel nach Ofen zurückgekehrt war, dort als Fürsten einzusetzen[1]). 1635

Alle Schritte, welche Rakoczy that, um den Sturm abzuwenden, waren vergeblich. Seine Gesandten fanden weder zu Ofen, noch in Constantinopel mehr Gehör. Da mußte er freilich auf Abwehr und Rettung durch siegreichen Kampf bedacht sein. Er berief sofort die Stände zu einem Reichstag ein, beschwor sie, ihn in dieser Noth nicht zu verlassen, bot Stephan Bethlen, um Zeit zu gewinnen, einen Vergleich an, dem zufolge er selbst, unter gewissen Bedingungen, auf die Herrschaft Verzicht leisten wollte, und wandte sich endlich auch um Hülfe an den Kaiser[2]).

1) Joan. Bethlen Res Transilv., bei Katona a. a. O. p. 759: „Nec fuere preces irritae, quum magnatis cujusdam Transsilvani, Moysis Székély, verba huic legationi (des Stephan Bethlen) summam adstruerent fidem.“ Und dann p. 774: „Bellum Constantinopoli contra Rákotzium erat denunciatum: purpuratoque Budensi, ut confestim Betlenium in Transsilvaniam reduceret armisque Rakotzium ejiceret, demandatum.“

2) Khevenhiller, Annal. Ferd. T. XII, p. 2148, gibt die Bedingungen des angebotenen Vergleichs näher an. Sie wurden aber nicht angenommen, weil sich Bethlen seines Sieges schon für völlig versichert hielt.

Die Stimmen über das, was zu thun sei, waren im kaiserlichen Kriegsrath anfangs sehr getheilt. Die Gegner Rakoczy's hoben die Gefahren eines Türkenkrieges, denen man sich um seinetwillen nicht aussetzen dürfe, ganz besonders heraus. Er sei, wie Gabor, ein unruhiger Kopf, welcher Ungarn und Östreich noch viel zu schaffen machen werde, weil er sich sicherlich, wenn er die Herrschaft behaupte, auf die Seite der Feinde des Hauses Östreich schlagen werde. So dürfe man die Natter im eigenen Busen nicht pflegen. Eine vorsichtige Neutralität sei daher jetzt die klügste Politik. Entscheide sich das Geschick der Waffen gegen Rakoczy, so komme vielleicht ein Fürst an seine Stelle, welcher friedlichere Gesinnungen hege und dann auch mit dem Kaiserhause in besserem Vernehmen verbleiben werde.

Dagegen nahm sich vorzüglich der Director des Kriegsdepartements, Don Hannibal Gonzaga, mit vieler Wärme der Sache Rakoczy's an. Noch, bemerkte er unter Anderm, sei es durch nichts erwiesen, daß Rakoczy dieselbe Bahn betreten werde, wie Gabor. Die beste Politik des kaiserlichen Cabinets bestehe ohne Zweifel darin, daß man mit Rakoczy sich so eng wie möglich gegen die Pforte vereinige. Könne es denn etwa dem Hause Östreich Vortheil bringen, wenn Siebenbürgen ganz in die Gewalt der Osmanen fallen sollte? — Und das sei doch offenbar nur die Absicht der Pforte, welche dieses Land, wie die Moldau und Walachei, ihrem Reiche einverleiben wolle. Jetzt sei man noch vorzüglich dadurch einigermaßen geschützt, daß der Sultan mit seiner unermeßlichen Armee so weite Feldzüge gar nicht unternehmen könne, weil es unmöglich sei, die Menge von Pferden und Lastvieh lange genug im Felde zu erhalten. Wie aber dann, wenn er, im Besitz von Siebenbürgen, so zu sagen mitten im feindlichen Lande Lager schlagen könne? — Während man da auf den Reichstagen hin und her gestritten haben werde, was zu thun sei, werde er sich des besten Theiles des Reiches bemeistern. Östreich könne mithin nur in Siebenbürgen vertheidigt und gerettet werden. Und selbst in dem Falle, daß Rakoczy in dem bevorstehenden Kampfe die Oberhand behielte, sei er doch gewiß kein so gefährlicher Nachbar, wie die

Osmanen, auch wenn er gegen Östreich eine feindliche Haltung annehmen würde. Denn die Osmanen würden sicherlich nicht in Siebenbürgen auf der einmal betretenen Bahn des Sieges und der Eroberung stehen bleiben, wie der jetzt hierher, nach Wien, geschickte Tschausch dem Kaiser einreden wolle. Unternehme die Pforte jetzt nichts gegen Östreich, so werde sie sich später schon die Gelegenheit ausersehen, mit desto mehr Erfolg sich gegen dasselbe zu versuchen, u. s. w. [1]).

Diese klugen Vorstellungen, welchen man in gewisser Beziehung das Verdienst eines scharfen Blickes in die Zukunft nicht abstreiten kann, blieben jedoch ohne Wirkung. Der kaiserliche Kriegsrath entschied sich um so leichter für das einmal beliebte System abwartender Neutralität, da die Pforte nicht verfehlt hatte, den Kaiser durch einen eigenen Sendboten mit der Versicherung zu beruhigen, daß ihre Rüstungen gar keinen andern Zweck hätten, als Bethlen gegen Rakoczy zu unterstützen. Nur zur Vorsicht ließ der Kaiser einige in Schlesien zurückgebliebene Regimenter nach der ungarischen Grenze heranziehen und unter dem Palatin von Ungarn die freien Heiducken aufbieten; im Übrigen aber wartete er ruhig den weitern Verlauf der Dinge ab [2]).

Rakoczy, so auf sich selbst allein verwiesen, war indessen nicht müßig gewesen. Schon im Frühjahr **1636** hatte er 1636
eine stattliche Heeresmacht aufgebracht, deren Vortrab, 5000 M. auserlesener Reiterei, er unter den Befehlen seines Oberfeldherrn, Sigismund Kornis, dem von Norden heranziehenden Pascha von Ofen bis in die Gegend zwischen Temeswar und Giula entgegenschickte. Die Osmanen zählten, unter den Paschas von Ofen, Temeswar und Bosnien, etwa 24—25,000 M. Stephan Bethlen selbst befehligte ein Corps Janitscharen. Nach einem äußerst beschwerlichen Marsche näherten sie sich erst zu Anfang October der Grenze von Siebenbürgen.

Hier empfing sie Sigismund Kornis, welchem auch Rakoczy mit der Hauptmacht bald zu Hülfe eilte, am 3. October

1) Die betreffenden Verhandlungen und namentlich die angebliche Rede Gonzaga's gibt am besten: Rycaut, Hist. des trois derniers Empereurs des Turcs, P. I, p. 97—101.

2) Khevenhiller a. a. O. p. 2146, 2148.

bei Szalonta in geordneter Schlachtlinie. Der Kampf, am späten Abend begonnen, war heiß und erbittert, endete aber mit schweren Verlusten auf beiden Seiten an diesem Tage ohne Entscheidung. Erst am folgenden gab die gänzliche Niederlage der Osmanen den Ausschlag. Mehrere der türkischen Heerführer fanden auf der Wahlstatt ihren Tod, während noch etwa 1500 ihrer Leute auf der Flucht in die Sümpfe hineingetrieben wurden, wo sie elendiglich umkamen. Der Pascha von Ofen zog sich mit den Trümmern seines Heeres auf Lippa zurück, von wo aus er, da er den Kampf nicht wieder aufnehmen konnte, mit Rakoczy, welcher mit seinen Truppen bei Jennö stehen geblieben war, wegen eines Vergleichs in Unterhandlungen trat [1]).

Rakoczy, welcher die Osmanen durch einige glückliche Streifzüge noch mehr einschüchterte, war dabei im Vortheil. Die Pforte mußte endlich, nach längerem Hin- und Herbeschicken zu folgenden Bedingungen, unter denen der Friede wiederhergestellt wurde, ihre Zustimmung geben:

1) Rakoczy bleibt im Besitz des Fürstenthums von Siebenbürgen sowol für seine Lebenszeit als auch für seinen Sohn, welchem die Nachfolge gewährleistet wird, indem zugleich der Sultan die alten Freiheiten und Gerechtsame des Landes durch ein neues Athname bestätigt. 2) Stephan Bethlen erhält, mit vollständiger Amnestie und Sicherheit für sich und seine Anhänger, die Güter, welche vordem Gabor gehört, zurück. 3) Rakoczy zahlt an den Großherrn ein Ehrengeschenk von 40,000 Thlrn. [2]).

Für diesen für die Pforte nichts weniger als ehrenvollen Frieden, welcher die Macht Rakoczy's und die Herrschaft seines Hauses in Siebenbürgen auf lange Zeit hin befestigte, mußten Die, die ihn verschuldet hatten, hinterher noch schwer büßen. Der Statthalter von Ofen, Nassuhsade-Pascha, verlor seine Stelle, der von Temeswar, Bekir-Pascha, welchem

1) Das Nähere über Verlauf und Ausgang der Schlacht bei Szalonta: Katona a. a. O. p. 774 fg. und Khevenhiller a. a. O. p. 2146 fg.

2) Katona a. a. O. p. 732. Rycaut a. a. O. p. 193.

die meiste Schuld an der Niederlage bei Szalonta beigemessen wurde, den Kopf.

Zugleich bildet dieser Friede aber auch einen Ruhepunkt für die Beziehungen Ungarns und des Kaiserhauses zur Pforte, dessen Neutralitätspolitik dieses Mal wenigstens in so fern durch den Erfolg gerechtfertigt war, als es dadurch die Gefahren eines Türkenkrieges jetzt glücklich umgangen hatte. Wir verlassen sie daher hier, um noch einen Blick auf die Gestaltung der Verhältnisse der nördlichen Staaten zu dem osmanischen Reiche in dieser Zeit zu werfen, welche auch mit denen der Westmächte in vielfache Berührung und Conflicte kamen.

4) Verhältnisse der Nordmächte zur Pforte. — Polen und Rußland. — Tataren und Kosaken.

Es war eine damals schon in der politischen Welt Europas ziemlich feststehende Meinung, daß die beiden großen nordischen Monarchen, der König von Polen und der Großfürst oder der Zaar der Moskowiter, zu den gefährlichsten und mithin auch gefürchtetsten Feinden der Pforte in der Christenheit gehören. So lange daher die Stimmung der übrigen Mächte gegen das osmanische Reich eine überwiegend feindliche blieb, galt es auch nur für politische Klugheit, sich mit ihnen auf dem Fuße freundlichen Verkehrs zu erhalten, weil man sich im Fall eines Türkenkrieges ihrer Hülfe immer mit großem Vortheil würde bedienen können. Denn man wußte sehr wohl, daß sie beide nicht nur im eigenen Lande über ansehnliche Streitkräfte gebieten konnten, sondern auch längst schon so weit ihren Einfluß auf die benachbarten der Pforte feindlichen Völkerschaften ausgedehnt hatten, daß sie sie jederzeit als bequemes und wirksames Werkzeug zu ihren Zwecken in dieser Richtung gebrauchen mochten [1]).

1) Unter Andern war Paul Sarpi, Le Prince, p. 176, der Ansicht, daß sich Venedig mit Polen in gutem Vernehmen zu erhalten suchen müsse und selbst einer Vergrößerung seiner Macht nicht entgegen

Die Kosaken, diese beweglichen und kühnen Freibeuter zu Land und zu Wasser, welche damals mit ihren kleinen leichten Fahrzeugen das gefährlichste aller Meere, dessen Stürmen und Wogen kaum die stärksten Kriegsschiffe Trotz zu bieten wagten, das Schwarze Meer, beherrschten und nicht selten Schrecken und Entsetzen bis in die Mündungen des Bosporus und unter die Mauern der osmanischen Hauptstadt verbreiteten, hatte der König von Polen fast ganz in seiner Gewalt; und die Mingrelier, Georgier und Tscherkessen bildeten, obgleich dem Namen nach dem Großherrn unterthan, in dem weiten Gebirgsland zwischen dem Kaspischen und dem Schwarzen Meere gleichsam die Vorhut der bewaffneten Macht des Moskowiters, zu dem sie, außer dem politischen Interesse, auch noch Gleichheit des religiösen Bekenntnisses hinzog. Sowol ihnen, wie den Kosaken gegenüber, waren dagegen die unermeßlichen Reiterschaaren der kleinen Tatarei, der Krim, das hin und herschwankende, zu Kampf und Raub stets bereite Element, womit die Pforte, so lange sie ihrer Herr war, den immer weiter hereinbrechenden Fluthen dieser nordischen Völkerschaften einen Damm entgegensetzen wollte [1]).

sein dürfe, weil man von dort „en cas de guerre avec le Turc" eine bedeutende Diversion erwarten könne; und ebenso von Rußland her: „car le Grand Duc pouvant être aux prises avec le Turc, il seroit bon d'avoir toujours quelqu' ouverture de ce côté-là, afin de régler ensuite nos démarches suivant la conjoncture des temps." Derselben Meinung ist auch Don Alonzo della Cueva in seinem Berichte an König Philipp III. von Spanien, bei Daru Hist. de Venice, T. VI, p. 219.

1) Einige treffende Bemerkungen über die damalige Stellung Polens und Rußlands zur Pforte und ihr Verhältniß zu den Kosaken, Tataren und den genannten Völkerschaften zwischen dem Schwarzen und dem Kaspischen Meere gibt Des Hayes Voyage de Levant (1622), p. 284 fg. Von den Tscherkessen, Georgiern und Mingreliern heißt es da p. 290: „Ils vivent à la Grecque et recognoissent le Grand-Seigneur sans luy payer rien d'arresté, mais selon les occasions ils luy envoyent des presens. S'ils n'apprehendoient sa puissance, ils aymeroient mieux s'allier du Grand Duc de Moscovie, dont ils espereraient plus d'avantage à cause qu'il est de leur créance."

Wir sind jetzt in der Zeit der frühesten Entwickelung des erbitterten Kampfes, welcher sich daraus um den Besitz dieser Grenzscheiden zwischen den nordischen Staaten und dem osmanischen Reiche entspann und seitdem eigentlich in den folgenden Jahrhunderten nie mehr ruhete. Die Gefahren, welche das osmanische Reich von Rußland her bedroheten, hatte man bereits vor 50 Jahren bei Gelegenheit des ersten ernstlichen Zusammenstoßes zwischen Türken und Moskowitern am Don und an der Wolga kennen gelernt [1]); und obgleich die Zaare seitdem mit der Pforte noch immer in ziemlich friedlichem Verkehre gelebt hatten, so beweisen die wiederholten vergeblichen Versuche der letzteren, sie, namentlich seitdem sie, im Besitz von Astrachan am Ausflusse der Wolga, das Kaspische Meer beherrschten, zur Waffengemeinschaft gegen Persien zu bewegen, doch zur Genüge, daß man das Wachsthum ihrer Macht auch nach Süden hin in Constantinopel gehörig zu würdigen verstand. Ging Rußland darauf nicht ein, weil es zu einer Vergrößerung der osmanischen Macht in Asien, die ihm nur Nachtheil bringen konnte, in keinem Falle die Hand bieten wollte [2]), so lag es doch auf der andern Seite in seinem Interesse, selbst bei gespannteren Verhältnissen mit der Pforte, einen gänzlichen Bruch mit derselben noch so lange zu vermeiden, als es Polen zu fürchten hatte und in der Türkei ein wirksames Gegengewicht gegen die Fortschritte dieses gemeinschaftlichen Feindes im Norden gefunden zu haben glaubte. Das war der Grund, warum hier vorerst noch Polen der eigentliche Vorkämpfer der europäisch-christlichen Welt gegen das osmanische Reich blieb; und was es in dieser Beziehung zu leisten vermöge, daß es wol im Stande sei, diesem seinen weltgeschichtlichen Berufe

1) Vgl. Bd. III, S. 525 fg.

2) Des Hayes, a. a. O. p. 291: „Pendant leurs guerres de Perse les Turcs ont plusieurs fois tasché de l'attirer à leur party, mais le Grand Duc de Moscovie a tousjours mieux aymé demeurer en bonne intelligence avec le Roy de Perse que de donner moyen aux Ottomans de s'aggrandir ce que luy seroit à la fin fort prejudiciable.“

zu entsprechen, hatte man in dem jüngsten Kriege unter Sultan Osman sattsam erfahren.

Als Murad IV. den Thron bestieg, waren die noch obschwebenden Differenzen wegen des unter Mustafa I. endlich durch Vermittelung des britischen Botschafters, Sir Th. Roe, nicht ohne Mühe zu Stande gekommenen Friedens noch keineswegs gänzlich ausgeglichen [1]). Erst im Juli 1623 war wieder ein polnischer Internuntius in Constantinopel eingetroffen, welcher die ratificirte Friedensurkunde überbrachte, jedoch immer mit Vorbehalt der Berichtigung der willkürlich und trügerischerweise gefälschten Artikel. Die Hauptsache dabei blieb natürlich, daß sich die Pforte verpflichten sollte, nun endlich die Tataren im Zaume zu halten, wogegen der König und die Stände — aber auch nur dann — dafür einstehen wollten, daß die Kosaken ihre Raubzüge unterlassen und die übrigen Bedingungen des Friedens ungeschmälert aufrecht erhalten werden sollten. Gleichzeitig wurde ein Tschausch nach Warschau abgefertiget, welcher König Sigismund aufforderte, sich bei dem zwischen der Pforte und dem Kaiser etwa ausbrechenden Kriege, wovon damals viel die Rede war, gemäß den Bestimmungen des jüngsten Vertrags, aller und jeder Unterstützung des letzteren zu enthalten [2]).

Wie wäre aber die Pforte im Stande gewesen, damals den Raubzügen der Tataren, welche schon ganz Podolien und Volhynien fast in eine Wüste verwandelt hatten, nach dem von allen Seiten offenen Polen hinein Einhalt zu thun, da sie schon in der nächsten Zeit selbst mit ihnen in einen blutigen und unglücklichen Krieg verwickelt wurde? — Und konnte es unter solchen Umständen wol, selbst wenn er die Macht dazu gehabt hätte, der ernste Wille des Königs Sigismund sein, den Kosaken ihre Freibeuterei zu wehren, die der Pforte
1624 so viel zu schaffen machte? Schon im Frühjahre 1624 erneuerte ja abermals ein polnischer Abgesandter zu Constantinopel die Klagen über die unaufhörlichen Einfälle der Tataren, indem er zugleich die sehr ernstlich gemeinte Drohung

1) Vgl. Bd. III, S. 752 fg.

2) Roe, Negotiations, p. 166: Depesche vom 20. Juli 1623.

hinzufügte, daß sein König sich auf treulose Versprechungen länger nicht verlassen könne, sondern, wenn nicht bald Hülfe geschafft werde, selbst mit den Waffen in der Hand für solchen Unfug Rache zu nehmen entschlossen sei. Die darauf angeblich an den Chan erlassenen strengen Befehle, seine Horden in Zukunft besser im Zaume zu halten, konnten aber eben nicht mehr sein, als ein leeres Auskunftsmittel, wodurch man den König vorläufig zu beschwichtigen suchte [1]). Denn obgleich bald darauf, im Juni, durch eine neue Botschaft des Königs, welche dem Sultan zu seiner Thronbesteigung Glück wünschte, die Bestätigung des Friedens und der bestehenden Verträge erfolgte [2]), so war doch damals der Bruch zwischen der Pforte und den Chanen der Krim schon so weit gediehen, daß für jetzt von irgend einem Einfluß der ersteren auf die Haltung der letzteren gegen Polen schon aus diesem Grunde gar keine Rede mehr sein konnte.

Widerliche dynastische Verhältnisse, welche die Pforte, wie überall, so auch hier von jeher vortrefflich zu ihren Zwecken zu benutzen gewußt hatte, die wir aber gar nicht bis auf ihren Ursprung zurückverfolgen wollen, waren die nächste Veranlassung zu diesem bald in eine blutige Fehde ausartenden Zwiespalt. Das stolze Fürstengeschlecht der Tataren der Krim, der Girai, welche sich selbst berufen wähnten, nach dem, wie es schien, damals so nahen Aussterben des Hauses Osman's den Thron desselben zu Constantinopel in Besitz zu nehmen, theilte sich in mehrere Zweige, die unter sich in steter Feindschaft gelebt hatten. Zwei Brüder, Mohammedgirai und Schahingirai, jener als Chan, dieser als Kalgha oder designirter Thronerbe, waren um diese Zeit, zu Anfang des Jahres 1623, durch die Gunst der in Constantinopel mächtigen Partei zur Herrschaft gelangt [3]). Beide machten sich indessen bald nicht nur durch ihr tyrannisches Walten bei den Ihrigen verhaßt, sondern erregten auch durch ihre weitgreifenden herrschsüchtigen Pläne den Verdacht und

1) Daselbst, Depesche vom 6. März 1624, p. 223.

2) Desgleichen vom 12. Juni 1624, p. 248.

3) Derselbe, Depeschen vom Mai 1623, p. 150, 158.

Unwillen der Pforte. Namentlich soll Schahingirai, welchem selbst die Herrschaft der Welt kein zu weites Ziel für seinen unbegrenzten Ehrgeiz gewesen sein mag, im Einverständniß mit seinem Bruder, mit dem kühnen Plane umgegangen sein, mit seinen Tataren geradezu auf Adrianopel loszugehen, sich dieser Stadt zu bemächtigen, dann, einmal im Besitz derselben, unter der Ohnmacht der Regierung und der im Reiche herrschenden Noth und Verwirrung, der Dynastie Osman's vollends ein Ende zu machen und sich selbst auf den erledigten Thron zu schwingen. Die Flucht nach Persien deckte im schlimmsten Falle, nach dem Mislingen des verwegenen Unternehmens, den Rückzug.

Zudem erschwerten die tyrannischen Brüder ihre Schuld um diese Zeit noch ganz besonders durch eine schmachvolle Verletzung des selbst unter Barbaren heilig gehaltenen Völkerrechts. Die zwei Gesandten des Zaars der Moskowiter, welche Sultan Murad zu seiner Thronbesteigung Glück gewünscht hatten, wurden auf dem Rückwege von Schahingirai aufgehoben, hingerichtet und ihrer Schätze, der für den Großfürsten bestimmten Geschenke des Sultans, beraubt. Nicht bloße Raublust, sondern vielmehr der Verdacht, daß jene Gesandtschaft keinen andern Zweck gehabt habe, als ein Bündniß zwischen der Pforte und Rußland gegen die Tataren zu Stande zu bringen, soll der Grund dieses Mordes gewesen sein, welcher um so weniger ungerochen bleiben konnte, da hinterher auch noch der Tschausch hingerichtet wurde, welcher, als Begleiter der russischen Botschafter, den eiteln Versuch gemacht hatte, sie zu retten [1]).

Endlich konnte man es in Constantinopel dem Mohammedgirai auch nicht vergeben, daß er sich geweigert hatte, das von ihm vertragsmäßig zu stellende Contingent zu dem Heere in Asien stoßen zu lassen, angeblich weil er seine Truppen

1) Nach venetianischen Gesandtenberichten bei Hammer, Bd. V, S. 39, im Wesentlichen übereinstimmend mit Roe's Depeschen, p. 292, wonach zugleich auch noch mehrere Personen aus ihrem Gefolge dasselbe Schicksal traf, „of which", setzt Roe hinzu, „there is great complaynt made in this court, an act of more than Tartarian bar barisme that may be here disliked, but cannot be revenged."

zur Vertheidigung seines eigenen von den Kosaken bedroheten Landes brauche, wahrscheinlich aber, weil er sich, wie man wenigstens glaubte, mit dem Perserschah, bei welchem Schahingirai, bereits von Sultan Ahmed vertrieben, 12 Jahre im Exil gelebt, in verrätherische Verbindung eingelassen hatte [1]).

Es wurde also im Diwan beschlossen, sich dieser widerspenstigen und so gefährlichen Vasallen mit Gewalt zu entledigen und die Herrschaft der Krim an ihrer Stelle einem Andern, ihrem Vetter, dem Dschanibekgirai, anzuvertrauen, welcher, erst im vorigen Jahre entsetzt, seitdem in Constantinopel in ehrenvoller Gefangenschaft gelebt hatte. Er wurde als Chan der Tataren aufs Neue mit der Fürstenwürde belehnt, und der Kapudan-Pascha selbst erhielt Befehl, ihn mit einem Geschwader von 23 Segeln nach Kaffa zu bringen, während zugleich auch zu seiner Unterstützung die Truppen in den Donau-Provinzen, der Moldau und Walachei, nach der Krim entboten wurden.

Eine solche Machtentwickelung, hoffte man, werde hinreichen, Mohammedgirai und seinen Bruder zu freiwilliger Resignation zu vermögen, zumal da man ihnen zwei Statthalterschaften, die von Morea und Herzegowina, als Entschädigung anbot. Die zwischen ihnen und dem Kapudan-Pascha deshalb eingeleiteten Verhandlungen blieben indessen ohne Erfolg. Sei man wirklich Willens, entgegneten sie, auf die ihnen gemachten Anträge, sie, die rechtmäßigen Herren des Landes, ihres väterlichen Erbes zu berauben, um dasselbe durch einen mit Gewalt heraufbeschworenen Krieg, das Werk ihrer Feinde, der Verwüstung mit Feuer und Schwert preiszugeben und am Ende zum leichten Raube der Ungläubigen zu machen? In diesem Falle seien auch sie bereit, für

1) Roe, Depesche vom 15. Mai 1624, p. 241: „Mehmet is suspected, because hee has excused to send ayd to the Asian warre, being thereto required, as fearing the entry of the Cossacks into his country, and the rather because his brother Shachim Gheray, who fledd 12 years since to the Persian, being in disgrace with sultan Achmatt, is now returned into Tartaria, at this instant, when the Persian doth invade these dominions, as if there were some confederacy betweene them."

ihr gutes Recht und die Rettung ihres Volkes mit den Waffen in der Hand einzustehen und den ihnen gebotenen Kampf aufzunehmen.

Der Krieg war also unvermeidlich, endigte aber, da der Kapudan-Pascha mit den wenigen Truppen, die er bei sich hatte, der Übermacht des Feindes, der ihm **100,000** Pferde entgegenwerfen konnte, gar nicht gewachsen war, höchst unglücklich und schimpflich für die Osmanen. Nach einigen kleinen Gefechten, in welchen die letzteren überall zurückgeworfen wurden, kam es, noch ehe der Kapudan-Pascha die verlangten Verstärkungen erhalten hatte, zu einer Entscheidungsschlacht, in welcher das ganze osmanische Heer fast bis auf den letzten Mann zu Grunde ging. Mehr wie **5000** Todte deckten die Wahlstatt, noch mehr fielen in die Gefangenschaft der Tataren und wurden hinterher zu Kaffa für Spottpreise als Sklaven verkauft. Der Kapudan-Pascha war selbst schwer verwundet; die meisten der übrigen Heerführer hatten kämpfend ihren Tod gefunden oder erlagen später ihren Wunden; die Trümmer des Heeres retteten sich in aufgelöster Flucht nach den Galeeren, während das ganze Gepäck, die Kriegskasse, alles Fuhrwerk und 28 Feldstücke in den Händen der Sieger blieben. Nach einer solchen Niederlage konnte der Kapudan-Pascha natürlich gar nicht daran denken, den Kampf wieder aufzunehmen. Er zog sich mit seinen Schiffen sofort nach Varna zurück, um da weitere Verhaltungsbefehle abzuwarten, während der Chan sogleich bis Kaffa vordrang, sich ohne Widerstand der Stadt und der Festung bemächtigte und Alles, was er an Geschütz und Munition dort fand, hinwegnehmen und nach seiner Hauptstadt Baktschiserai bringen ließ [1]).

1) So nach Naima bei Hammer O. G. Bd. V, S. 39 fg. und den zerstreuten Notizen in Roe's Depeschen, p. 241, 247, 255, 273 und 289. Hier wird die Streitmacht, welche der Chan den Osmanen entgegenstellte, auf 70,000 Pferde geschätzt. „There hath not happened", meint Roe, „to this empire in many ages a losse of more importance, in respect of the consequences may followe. An imperiall army beaten and thereby Tartaria separated from obedience to this state, and that people taught to knowe, that they are able to make and maynteyne their owne prince."

In Constantinopel, wo die Schreckensbotschaft von dieser Niederlage die größte Bestürzung erregte, konnte man jetzt freilich gar nicht daran denken, sie durch einen zweiten Feldzug zu rächen. Man mußte nothgedrungen mit den Siegern unterhandeln, um nur wenigstens Kaffa zu retten. Man bot also Mohammedgirai die abermalige Belehnung mit der Fürstenwürde unter der Bedingung an, daß er Kaffa räume, das eroberte Geschütz zurückstelle und die Gefangenen freigebe. Er ging darauf ein, erhielt mit den Insignien der Belehnung, Schwert und Kaftan, eine neue Bestätigungsurkunde, räumte dann Kaffa und entließ die Gefangenen, hütete sich aber wohl, das Geschütz herauszugeben, welches er zur Befestigung seiner Hauptstadt Baktschiserai verwendete. Des unglücklichen Dschanibekgirai wußte man sich nicht besser zu entledigen, als daß man ihn nach Rhodos in die Verbannung schickte [1]).

Dergleichen Erfolge steigerten aber natürlich nur die Herrschsucht und den Übermuth der siegreichen Brüder. Nicht nur, daß sie ihr tyrannisches Walten im Innern ihres Reiches fortsetzten, wollten sie nun auch ihre Macht nach außen hin erweitern. Unter Anderm verlangten sie, daß jetzt auch die Fürsten der Moldau und Walachei nach ihrem Wohlgefallen gewechselt werden sollten; und da man ihnen darin nicht gleich zu Willen war, drangen sie mit Heeresmacht an der untern Donau vor, zerstörten z. B. Akerman, Kilia, Ismail, Dschurdschewo und eine Menge anderer Orte, und verwüsteten beide Länder weit und breit bis unter die Mauern von Tergovist. Sie wollten sie nicht eher wieder verlassen, als bis beide Fürsten, Radul in der Moldau und Alexander in der Walachei, Vater und Sohn, entsetzt und eine neue Wahl getroffen sein würde [2]).

Wahrscheinlich würden sie sogleich noch weiter vorgedrungen sein — es hieß schon wieder, daß sie Willens seien, geradezu auf Adrianopel loszugehen —, wenn nicht einer ihrer erbittertsten Gegner, das Haupt der Tataren vom

1) Daselbst, p. 283 und 289, wo namentlich davon die Rede ist, daß der Chan sich geweigert, die eroberte Artillerie zurückzugeben.

2) Daselbst, p. 289, 292, 314.

Stamme der Noghai, Cantimir-Mirza, den Fortschritten ihrer Waffen nach Süden hin ein Ziel gesetzt hätte; er überfiel sie mit 30,000 M. auserlesener Truppen bei Babatagh an der Donau, und brachte ihnen eine so vollständige Niederlage bei, daß sich selbst Schahingirai, nach dem beinahe gänzlichen Untergange seines Heeres, nur mit Noth durch die Flucht retten konnte.

Seitdem, scheint es, wurden sie auch gegen die Pforte wieder etwas fügsamer. Wenigstens erschien zu Anfang des
1625 Jahres 1625 ein Abgesandter Mohammedgirai's zu Constantinopel, welcher dem Sultan aufs Neue die Dienste seines Herrn anbot und den neulichen Einfall in die Moldau und Walachei damit zu entschuldigen suchte, daß er dabei nur das Interesse der Pforte im Auge gehabt habe, indem es ihm nämlich um weiter nichts zu thun gewesen sei, als den übermüthigen Cantimir-Mirza aus Silistria zu vertreiben und auf diese Weise endlich den Einfällen der Tataren in Polen ein Ziel zu setzen. Denn nur so sei es möglich, auch König Sigismund dahin zu bringen, daß er die Kosaken besser im Zaume halte; dies werde sicherlich das beste Mittel sein, dem Frieden zwischen Polen und der Pforte Festigkeit und Dauer zu verleihen.

Obgleich man nun im Diwan dieser auffallenden Zuvorkommenheit des Tataren-Chans kein rechtes Zutrauen schenken wollte, so fand man es doch für angemessen, wenigstens so weit davon Gebrauch zu machen, daß man den König von Polen bedeuten ließ, die Tataren seien jetzt darauf bedacht, ihre Einfälle in sein Land zu unterlassen, er solle daher auch seinerseits dafür Sorge tragen, die Kosaken zurückzuhalten; wo nicht, so werde der Großherr nicht umhin können, den Frieden von seiner, des Königs, Seite als gebrochen zu betrachten [1]). Wie gern hätte sich aber auch jetzt die

1) Roe, Depesche p. 362. Der Gesandte des Chans stellte vor, daß er Cantimir zu vertreiben gesucht habe, „to avoyd and take away all occasion from the Poles to lament of the injuries done by them (the Tartars), that thereby they also might take the like order for their Cossacks, and so the peace might bee duly on both sides observed.“

Pforte von dieser Kosakenplage befreit gesehen, welche schon im Laufe des Jahres 1624 einen so bedenklichen und gefährlichen Charakter angenommen hatte. Nichts war in der That ärgerlicher und entmuthigender, als daß man genöthiget war, beinahe die ganze osmanische Seemacht gegen diese unscheinbare Piratenflotte in Bereitschaft zu halten, deren Hauptstärke nur eben in der Leichtigkeit und Behendigkeit der Schiffe und der Gewandtheit und Verwegenheit ihrer Bemannung bestand.

Die Kosakenboote, wie sie damals als Corsarenschiffe das Schwarze Meer durchschwärmten und die dortigen Küstenländer des osmanischen Reiches mit ihren Räubereien heimsuchten, waren kleine Schnellsegler von ungemein leichter, aber solider und zweckmäßiger Bauart, ganz denen ähnlich, welche schon im Alterthum von den in diesen Gewässern hausenden Piraten gebraucht wurden. Auf beiden Seiten befanden sich zehn Ruder, zu je zwei Ruderern; und Vorder- und Hintertheil waren, gleichmäßig spitzauslaufend, so eingerichtet, daß das Steuerruder, je nach Bedürfniß, bald hier, bald dort angebracht werden konnte, ohne daß es nöthig gewesen wäre, das Fahrzeug umzuwenden. Die Besatzung bestand durchschnittlich nur aus 40 bis 50 Mann, welche zugleich den Rudererdienst versahen, aber auch zu Kampf und Abwehr gerüstet waren. Als Waffen führten sie blos ein leichtes Feuergewehr und das kurze Schlachtschwert, den Scimitar, welche sie beide mit ungemeiner Geschicklichkeit zu handhaben verstanden. Grobes Geschütz kannten sie gar nicht. Kühn und verwegen im Angriff, waren sie ebenso flink und behende, wenn es galt, der Übermacht des Feindes gegenüber, das Heil in der Flucht zu suchen. Den schwerfälligen osmanischen Schiffen waren sie dann fast niemals erreichbar. In der äußersten Noth retteten sie sich nach den schilfreichen Buchten des Mäotischen Sees, wohin ihnen nicht leicht ein anderes Schiff folgen konnte, versenkten hier ihre Boote, die sie ebenso leicht wieder flott zu machen verstanden, und verbargen sich selbst so lange im Schilf oder unter dem Wasser, bis die Gefahr vorüber war. Erreichten sie glücklich das Ufer, dann war es ein Leichtes, die kleinen Schiffe ganz ans Land zu ziehen und sie an jedem andern beliebigen Orte in

Sicherheit zu bringen oder aufs Neue auslaufen zu lassen. In der Regel führten sie ihre vereinzelten Raub- und Beutezüge in kleinen Abtheilungen zu 40 bis 60 Booten aus; bei größeren planmäßigen Unternehmungen schaarten sie sich dagegen nicht selten zu mehreren Hunderten zusammen [1]).

Ein solches Kosaken-Geschwader, 70 bis 80 Segel stark, war es, welches zu Anfang des Monats Juli 1624, um dieselbe Zeit, wo der Kapudan-Pascha mit dem besten Theile der Flotte nach der Krim abgesegelt war, plötzlich in den Mündungen des Bosporus erschien, das ganze Uferland bis wenige Stunden vor Constantinopel hinauf ausplünderte und mit Feuer und Schwert verheerte, namentlich Bujukdere, Jeniköi, Sdeyna und eine Menge anderer Dörfer und Landhäuser in Asche legte, und dann unversehrt und mit reicher Beute beladen nach der offenen See zurückkehrte. Die Bestürzung über diesen kühnen Streich war aber in der Hauptstadt um so größer, da man jeden Augenblick einen Angriff auf dieselbe befürchtete und zu ihrer Vertheidigung nicht eine einzige Galeere segelfertig war. Alles, was man daher an kleineren Schiffen, Kaiks, Barken und Fischerbooten, aufbringen konnte, etwa 4 bis 500 an der Zahl, wurde in der Eile so gut wie möglich bemannt und hinaus nach dem Bosporus geschickt, während die 10,000 M. Truppen, über die man verfügen konnte, längs der Ufer vertheilt wurden, um eine etwaige Landung der Seeräuber zu verhindern. Auch schleppte man die große Kette, welche sich noch von der Belagerung von Constantinopel unter Mohammed II. her erhalten hatte, nach dem Ausfluß des Bosporus hinab und versperrte damit, so gut es gehen wollte, den Eingang. So kam man dieses Mal noch mit dem Schrecken davon. Die Kosaken blieben zwar, den osmanischen Schiffen gegenüber, die nichts zu unternehmen wagten, noch einen Tag lang in bester Schlachtordnung, in Form eines Halbmondes, des Angriffs gewärtig, ruhig liegen, zogen sich aber dann, nachdem sie

1) Genauere Beschreibungen der damals von den Kosaken gebrauchten Schiffe geben z. B. Rycaut a. a. O., p. 12 und Des Hayes Voyage, p. 286.

kurze Zeit hin und her lavirt hatten, zurück, ohne daß auch nur ein Versuch gemacht worden wäre, sie aufzuhalten oder ihnen ihren Raub abzujagen [1]).

Unbegreiflicherweise — und nichts zeugt besser für den damaligen trostlosen Zustand des Reiches und der Regierung — sorgte man nicht einmal jetzt für eine nachhaltigere Vertheidigung der bedrängten Küstenstriche und der bedroheten Hauptstadt. Denn vierzehn Tage später erschien ein neues, noch weit stärkeres Kosakengeschwader — es zählte mindestens 150 Segel — am Bosporus, landete ungehindert drei Tage lang an mehreren Punkten der Küste, brannte einige Dörfer nieder und zerstörte sogar den Leuchtthurm an der Mündung der Meerenge. Erst als es, mit Beute beladen, wieder abgezogen war, schickte man ihm zwei schlecht bemannte Galeeren und etwa 20 Boote nach, die es aber natürlich gar nicht erreichten. Nur einige Marodeurs, die sich zu weit ins Land hineingewagt hatten, wurden aufgegriffen und nach Constantinopel gebracht, wo man aus ihrem Mund erfuhr, daß nicht der Polenkönig, sondern der Chan der Tataren, Mohammedgirai, aus Mismuth darüber, daß man ihn absetzen wollte, sie aufgehetzt und dieses Unheil angestiftet habe [2]). Noch einmal zeigten sich die Kosaken hierauf in diesem Jahre, im September, in gleicher Stärke, auf den Höhen von Varna, ohne jedoch etwas Erhebliches mehr zu unternehmen [3]).

Nun hielt man es aber doch auch in Constantinopel für unerläßlich, für die Zukunft mehr auf seiner Hut zu sein. Der aus der Krim zurückgekehrte Kapudan-Pascha erhielt daher Befehl, mit seinen Schiffen im Bosporus und bei Varna liegen zu bleiben, wohin während des Winters noch ansehnliche Verstärkungen an Schiffen und Mannschaft ge-

1) Rycaut, p. 12. Roe, Depesche vom 20. Juli 1624, p. 257: „Never", heißt es da von der damals in Constantinopel herrschenden Bestürzung, „was seene a greater feare and confusion."

2) Roe, p. 265: „Some of these poore rogues, being taken straggling too farre upon the land, confessed upon examination, that Mehemett, prince of the Tartars, was confederat with them to this attempt, in revenge of the offer made to displace him."

3) Daselbst, p. 278.

schickt wurden. Auch in der Hauptstadt wurde Alles, was nur kampffähig war, mit Waffen versehen, eine Vorsicht, welche keineswegs überflüssig erschien. Denn schon im März ließen sich die Kosaken, dieses Mal 300 Segel stark, in der Nähe des Bosporus blicken, wo sie solchen Schrecken verursachten, daß die ganze Bevölkerung die Flucht ergriff und Sicherheit in der Hauptstadt suchte [1]). Vorerst wandten sie sich aber wieder östlich, verheerten das Küstenland um Trebisond herum, brannten die Vorstädte dieses Platzes nieder und sollen, von dem Tataren-Chan aufgewiegelt, selbst Willens gewesen sein, einen Schlag gegen Kaffa auszuführen [2]).

Der Kapudan-Pascha sollte also, nachdem er seine Flotte dadurch, daß er auch alle Schiffe aus dem Archipel an sich gezogen, bis auf 60 Segel gebracht hatte, zunächst dahin aufbrechen. Erst durch einen Aufstand der Janitscharen auf seinen Schiffen und dann durch das Gerücht aufgehalten, daß die Kosaken, während er sie in Kaffa aufsuchen wolle, von Oczakow her in Anzug seien, um Constantinopel zu überfallen und das Arsenal in Brand zu stecken, kehrte er jedoch unterwegs wieder um und traf im Juli auf den Höhen von Kara Chirmen mit der Piratenflotte zusammen, welche, 350 Segel stark, keinen Augenblick zögerte, den ihr von dem mächtigen Feinde in offener See gebotenen Kampf anzunehmen. Sogleich entspann sich eine der merkwürdigsten Seeschlachten, welche vielleicht je in diesen Gewässern geschlagen worden ist.

Was den Kosaken an sonstigen Kampfmitteln abging, das ersetzten sie durch die Tollkühnheit des Angriffs und durch die Überlegenheit persönlicher Tapferkeit. Wie Furien stürzten ihre kleinen Boote zu 20 und 30 mit einem Male auf jede der schweren Galeeren, deren überhaupt nur 21 am Kampfe Theil nahmen, los, enterten sie, erklimmten das Deck

1) „The Cossacques", berichtet Roe, p. 362, am 12. März 1625, „have been allready seene in the Black-sea, and rumour makes them to exceed 300 bootes, in so much that all the inhabitants of the Bosphorus doe dayly retire to the city."

2) Daselbst, p. 410.

und fochten da wie Löwen Mann gegen Mann, oft bis der letzte der Ihrigen den Tod gefunden hatte oder von der Übermacht der Feinde nach den Booten zurückgeworfen war. Am heißesten war das Gefecht um die Baschtarda, das Admiralsschiff, welches, von allen Seiten umringt und von mehreren Hundert Kosaken bestiegen, wahrscheinlich verloren gewesen wäre, wenn es nicht durch den Gebrauch seines schweren Geschützes gerettet worden wäre. Dieses und widrige Winde, welche den Kosaken den Kampf ungemein erschwerten, entschieden überhaupt das Schicksal des Tages zu Gunsten der Osmanen. Denn am Ende des Kampfes, welcher vom frühen Morgen bis zum späten Abend währte, hatten sie von den feindlichen Booten 70 in den Grund gebohrt und 172 mit etwa 700 Gefangenen genommen. Der Rest hatte sich durch die Flucht gerettet. Aber auch auf Seiten der Sieger waren die Verluste, namentlich an Mannschaft, bedeutend. Die Janitscharen waren fast bis auf den letzten Mann zusammengehauen worden. Auch sah sich der Kapudan-Pascha genöthiget, für den Fall der Erneuerung des Kampfes, in Constantinopel schleunigst Verstärkungen zu verlangen. Alles, was da noch etwa die Waffen tragen konnte, wurde daher zusammengerafft und nach der Flotte geschickt [1]).

Sonst wurde dieser Seesieg, einer der wenigen Lichtpunkte in diesen trüben Zeiten, als eine der glänzendsten Waffenthaten gefeiert. Man trug gar kein Bedenken, diesen Piratenkampf ohne Weiteres der Schlacht bei Lepanto an die Seite zu setzen, und als der Kapudan-Pascha im September mit 270 gefangenen Kosaken in Constantinopel seinen triumphirenden Einzug hielt, entblödete man sich nicht, an den Triumphzug zu erinnern, wodurch vor Zeiten Pompejus die Vernichtung der Piraten verherrlichet, welche Rom mit einer Hungersnoth bedroht hatten [2]).

1) Daselbst, Depesche vom 30. Juli, p. 426, verglichen mit den osmanischen Quellen bei Hammer Bd. V, welche natürlich die Verluste der Kosaken eher etwas zu hoch ansetzen.

2) Daselbst, Depesche vom 24. September 1625, p. 439: „The Captain bassa brought in triumph 270 poore Cossacks and was

Freilich wollte man nun auch noch wesentlichere Vortheile davon ziehen, und glaubte namentlich gegen den Tataren-Chan und den König von Polen wieder eine entschiedenere Haltung annehmen zu können. Jener erhielt von dem Sultan sofort Befehl, in Polen einzubrechen, um wegen des jüngsten Einfalls der Kosaken in das osmanische Reich Rache zu nehmen, und dieser, der König von Polen, wurde gedrängt, selbst gegen die Kosaken die Waffen zu ergreifen. Diese zweischneidige Politik verfehlte indessen ihren Zweck. Denn während Mohammedgirai seine Tataren nur zum Schein bis in die Gegend von Akjerman streifen ließ, sich aber dann mit den Kosaken dahin vereinigte, daß er ihnen bei ihren Raubzügen nach dem osmanischen Reiche fernerhin nicht hinderlich sein wolle, wenn sie ihm Polen preisgeben würden, schrie dagegen König Sigismund, mit dem Befehle des Kaimakam, welcher die Tataren zum Einfall in Polen reizte, in der Hand, laut über eine solche offenbare und treulose Verletzung des Friedens, und nahm auch seinerseits gar keinen Anstand weiter, die Kosaken, anstatt sie zu bekämpfen, nur noch mehr gegen die Osmanen aufzuhetzen und zu unterstützen. Er ließ ihnen namentlich einen ansehnlichen Vorrath von Munition zukommen und versah jedes ihrer Schiffe, deren sie, wie es hieß, für das nächste Jahr (1626) schon wieder 700 in Bereitschaft hatten, mit einem geschickten polnischen Führer. Denn sie hatten noch die Niederlage vom vorigen Jahre zu rächen, und sollen abermals nichts Geringeres im Schilde geführt haben, als die osmanische Flotte am Bosporus zu sprengen und geradezu auf Constantinopel loszugehen [1]).

Nächst dem Schutze der Meerenge und der Vertheidi-

received as if Pompey had againe finished the piraticque warre, that almost famished Rome."

1) Über diese etwas verwickelten Verhältnisse gibt abermals Th. Roe die besten Aufschlüsse, namentlich p. 457, 486, 494 und 509: „The Cossacks are ready with 700 frigatts to fall upon some part neare this citty, munition beeing allowed them from the king and a Polish capteyne to every boote. They threaten to fight with the grand signors armada. . . . All the villages on the Bosphorus to the gates of Constantinople tremble and the citty is not without feare."

gung der Hauptstadt, zu welchem Zwecke bereits 20 Galeeren am Ausgange des Kanals lagen und 40 andere segelfertig gemacht wurden, mußte daher natürlich jetzt die Herstellung oder vielmehr die Erhaltung des Friedens mit Polen die dringendste Sorge der Pforte sein. Auch war König Sigismund gar nicht abgeneigt, die Hand dazu zu bieten, vorzüglich weil es ihm darum zu thun war, nach dieser Seite hin endlich Ruhe zu erhalten, damit er im Stande sei, seine Streitkräfte mit mehr Nachdruck gegen Schweden zu kehren. Das war nun aber gerade der Grund, warum auf der andern Seite z. B. der britische Botschafter Sir Thomas Roe, dessen Vermittelung der König auch dieses Mal wieder namentlich durch den Castellan von Krakau, Herzog Georg von Zbarawsky, und den Palatin von Sandomir Koniespolsky nachsuchen ließ, sich weniger geneigt zeigte, dieses Friedensgeschäft sonderlich zu fördern. Er hielt es im Gegentheil bei der damaligen Lage der europäischen Verhältnisse, auch im Interesse seines eigenen Hofes, für die klügste Politik, wo möglich einen Mittelweg einzuschlagen, d. h. dahin zu wirken, daß zwar ein gänzlicher Bruch zwischen der Pforte und dem Könige von Polen vermieden, dem letztern aber doch die Furcht vor den Einfällen der Tataren noch so weit erhalten werde, daß er verhindert wäre, seine Truppen gänzlich von den Grenzen zurückzuziehen und etwa zur Unterstützung des Kaisers oder gegen Bethlen Gabor und den König von Schweden zu verwenden [1]).

In diesem Sinne lehnte er zwar die Vermittelung nicht ganz ab, führte aber doch bei den deshalb mit dem Kaimakam eingeleiteten Unterhandlungen eine sehr vorsichtige und zurückhaltende Sprache. Den ziemlich hochgestellten Forde-

1) Hierüber die höchst interessanten Depeschen Roe's vom Mai und October 1626, p. 514 und 563: „Perhaps", meint er hier in Betreff der schwebenden Unterhandlungen, „it is now requisite to interpose some difficulties and to keep the balance as it stands, not to make any open breach, but to let the jealousy remayne so, that they (die Polen) may not withdrawe their armes from the guard of their frontier, nor swell with too proud a security of the Tartars." Dann ferner p. 567.

rungen der polnischen Unterhändler wollte er in keinem Falle das Wort reden. Denn mit einer bloßen Erneuerung des bestehenden Friedensvertrags nicht zufrieden, verlangten sie nun auch noch, daß der Tataren-Chan Geißeln stelle und einen Gesandten nach Polen schicke, während die Pforte sich verpflichten sollte, den Ankauf polnischer Gefangenen gänzlich zu untersagen. Darauf wollte aber auch der Kaimakam, obgleich die Polen jetzt an dem französischen Gesandten einen warmen Fürsprecher gefunden hatten, durchaus nicht eingehen [1]).

Er betheuerte nochmals bei Gott und dem Propheten, daß es ihm so wenig, wie dem Großherrn selbst, je in den Sinn gekommen sei, dem Tataren-Chan den Befehl zu ertheilen, in Polen einzubrechen oder den bestehenden Frieden zu verletzen. Man habe ihm blos aufgegeben, im Einverständniß mit dem Oberfeldherrn des Königs, die Kosaken zu paaren zu treiben und zum Gehorsam zurückzuführen, ohne irgend Jemand weiter zu belästigen, der in den Frieden mit eingeschlossen sei; habe er indessen etwas mehr gethan, so habe er den ihm ertheilten Auftrag gegen den Willen der Pforte überschritten, was diese nur höchlich misbilligen könne; denn sie wünsche unter allen Umständen nichts sehnlicher, als die Erhaltung eines aufrichtigen und dauerhaften Friedens, jedoch nur unter den bisherigen Bedingungen, daß nämlich die Kosaken und die Tataren gegenseitig im Zaume gehalten würden und der König von Polen sich nicht weigere, an den Tataren-Chan nach wie vor den festgesetzten Tribut zu entrichten. Übrigens sei der Großherr bereit, einen Gesandten des Königs, mit welchem die jüngsten Differenzen vollends auszugleichen wären, mit allen ihm gebührenden Ehren zu empfangen; nur halte er es unter seiner Würde, eine solche Botschaft selbst zu verlangen oder zu veranlassen [2]).

1) Depesche Roe's vom 15. November 1626, p. 571, wo er sagt, daß die polnischen Forderungen zurückgewiesen worden seien, „though audertaken and sollicited by the French ambassador, after I had excused myselfe."

2) Diesen Bescheid des Kaimakam theilt Roe wörtlich mit in einem an den Herzog von Zbarawsky gerichteten Schreiben vom 31. Mai

Thomas Roe konnte daher auch schließlich seinen polnischen Freunden keinen bessern Rath geben, als daß sie, um einen Bruch mit der Pforte abzuwenden, darauf bedacht sein müßten, selbst so viel wie möglich den gegenseitigen Raubzügen der Kosaken und Tataren Einhalt zu thun, zugleich aber auch durch eine fortdauernde tüchtige Bewachung ihrer Grenzen für ihre eigene Sicherheit zu sorgen [1]). Das war nun aber gerade der Punkt, welcher diesen Friedensbestrebungen fortwährend die größten Hindernisse in den Weg legte.

Denn während man in Constantinopel hin und her verhandelte, hatte der Unfug an den Grenzen seinen ungestörten Fortgang. Noch im Sommer 1626 war ein ungeheurer Tataren- 1626 haufen in Polen eingefallen, aber beim Rückzug am Dniester von den Polen überfallen und beinahe gänzlich aufgerieben worden; mehr wie 40,000 Tataren blieben auf dem Platze und die ganze Beute fiel in die Hände der Sieger. Dagegen blieben dieses Jahr die Unternehmungen der Kosaken auf einige Räubereien in der Umgegend von Oczakow und am Bosporus beschränkt, wobei sie 25 Boote verloren [2]).

Die nächste Folge davon waren nur neue Klagen und gegenseitige Beschuldigungen der Polen und Tataren in Constantinopel, welche am Ende kein anderes Resultat hatten, als daß der an sich unhaltbare Friede mit dem Könige von Polen nur unter den alten Bedingungen erneuert wurde, wozu namentlich auch die Fortdauer des an den Tataren-Chan zu entrichtenden Tributs gehörte, worauf dieser unter allen Umständen bestand [3]). Daß aber diese mislichen Verhältnisse

1626, p. 519, verglichen mit einem desgleichen an Koniecspolsky vom 30. October, p. 568.

1) Daselbst, p. 520: „So, I think, you can attend no better counsaile, than to connive at all that is past, and endeavour by all meanes to restrayne these mutuall incursions; which must on your parts be begunne, because the noise of the Cossacks strikes the imperiall citty and will be apt to occasion a greater breach... Wherein also the assurance and repose must be in yourselves, to keep your border in readness and not to trust too much a reconsiled enemy."

2) Venetianische Berichte bei Hammer O. G. Bd. V, S. 71.

3) Roe, Depesche vom 15. November 1626, p. 571.

am wenigsten durch dergleichen Verträge und Versprechungen gehoben werden konnten, mit denen es Niemand aufrichtig meinte und die Keinen der Betheiligten befriedigten und daher auch, selbst bei dem besten Willen, der nicht vorhanden war, von Keinem beobachtet und erfüllt werden konnten, lehrte schon die nächste Zukunft [1]).

Denn die Einfälle der Tataren in Polen hatten kein Ende, und die Feindschaft des Königs gegen den Chan bekam jetzt auch noch dadurch neue Nahrung, daß der letztere in Constantinopel die Anlage der beiden befestigten Schlösser bei Oczakow und Kinburn durchsetzte, welche fernerhin zu zwei der bedeutendsten Hochwachten gegen die Streifereien und Einbrüche der Kosaken dienen sollten [2]). Der König mußte daher nothgedrungen seine Truppen, die er so gern gegen Schweden nach Norden gezogen hätte, an der Südgrenze seines Reiches stehen lassen, weil hier der Kriegszustand, ungeachtet der wiederholten Erneuerung des Friedens, z. B. im
1627 Herbst des Jahres 1627 und im Februar 1628 [3]), auch in den nächsten Jahren ganz in der alten Weise fortdauerte. Selbst der Wechsel der Dinge, welcher in dem letztgenannten

1) Roe, Depesche a. a. O.: „Such promises have been“, meint Roe von der Erneuerung dieses Friedens, „often renewed to no effect, and that no more then promises could now bee obtayned, hath made the creditt of them the worse; for I think neither syde is able, if they have the will, to perform.“

2) Über diese Anlagen, welche die Kosaken vergeblich zu hindern suchten, Daselbst, p. 649, 687. Übrigens gab man dem Tataren-Chan schuld, daß er den ewigen Hader mit Polen und den Kosaken auch deshalb zu unterhalten suche, weil er ihm einen vortrefflichen Vorwand biete, sich der Heeresfolge nach Asien zu entziehen, p. 569.

3) Über diese Erneuerungen des Friedens Roe, p. 687 und 772: „Here is a Polish ambassador or nuntio arrived... only, according to custome, to polish and confirme and infirme peace“ (Februar 1628). Dazu p. 782. Bei der letzteren Friedenserneuerung hatte der König unter Anderm verlangt, daß ihm gestattet werde, die Tataren bis in ihr eigenes Land zu verfolgen. Die Pforte wollte aber nur unter der Bedingung darauf eingehen, daß ihr die gleiche Berechtigung gegen die Kosaken zugestanden werde, wovon jedoch der König nichts wissen wollte.

Jahre in der Krim eintrat, machte die Sache eher schlimmer 1628
als besser.

Die Pforte war nämlich des herrschsüchtigen Übermuthes und des zweideutigen Wesens der beiden Brüder Mohammed- und Schahingirai längst müde, und beschloß daher jetzt, überdies auch noch von ihrem erbittertsten Gegner, Cantimir-Mirza, aufgestachelt, sich ihrer um jeden Preis zu entledigen. Heer und Flotte, unter dem Kapudan-Pascha, erhielten daher Befehl, den aus Rhodos herbeigeholten Dschanibekgirai nebst seinem Bruder Dewletgirai nach der Krim zu bringen und sie dort zum dritten Male als Chan und Kalgha mit Gewalt der Waffen einzusetzen. Die verfolgten Brüder, dem ersten unerwarteten Angriff nicht gewachsen, ergriffen die Flucht und retteten sich zu den Kosaken, kehrten aber von dort bald darauf mit einem 40,000 M. starken Heere wieder zurück, um die Rettung ihrer Herrschaft in offenem Kampfe zu versuchen. Eine einzige mörderische Schlacht, in welcher ihnen Dschanibekgirai und Cantimir-Mirza mit ihren Brüdern gegenüberstanden, entschied ihr Schicksal. Mohammedgirai fand, von einer Kugel getroffen, auf der Wahlstatt seinen Tod, Schahingirai suchte sein Heil in der Flucht zu dem König von Polen, welcher ihn gastlich aufnahm und sogar seine von der Pforte verlangte Auslieferung mit dem Bedeuten zurückwies, daß er ihm keine Unterstützung habe zu Theil werden lassen [1]).

Aber freilich konnte nun Dschanibekgirai, der neue Chan, seine Dankbarkeit und Ergebenheit als treuer Vasall der Pforte nicht besser an den Tag legen, als dadurch, daß
er gleich im nächsten Jahre, 1629, mit 40,000 Pferden in 1629
Polen einbrach. Allein sowol dieser Raubzug, wie ein zweiter, welcher gleichzeitig von einer andern Seite her unternommen wurde, hatte einen verhängnißvollen Ausgang für die Tataren. Beide Heerhaufen wurden von den Polen und

1) Schon im October 1627 war Cantimir selbst in Constantinopel erschienen, um die Entsetzung Mohammedgirai's zu betreiben, Roe, p. 688. Und dann daselbst p. 812, 815, vergl. mit den Angaben der osmanischen Quellen bei Hammer a. a. O. S. 86 fg.

Kosaken, unter Führung von Stephan Chmielinski und Stanislaus Lubomirski, mit großem Verluste zurückgeworfen [1]). Zugleich setzten die Kosaken, wenn auch nicht immer mit glücklichem Erfolge — noch im Jahre 1628 hatte ihnen der Kapudan-Pascha eine ziemliche Anzahl ihrer Boote hinweggenommen — ihre Streifzüge im Schwarzen Meere und nach den osmanischen Küstenländern mit der ihnen eigenthümlichen Unerschrockenheit und Hartnäckigkeit fort.

Natürlich kam es darüber zu Constantinopel mit dem polnischen Gesandten wieder zu sehr ernsten Erklärungen, welche die Verhältnisse zwischen beiden Mächten um so mehr immer gespannter machten, da es dort wahrscheinlich auch nicht an russischen Aufhetzereien gegen Polen fehlte. Russische Agenten trieben dort beständig ihr geheimnißvolles Wesen und fanden sicherlich auch im Diwan williges Gehör, sobald es galt, die Pforte gegen Polen aufzureizen [2]). Nur konnte man nach dieser Seite hin noch nichts Größeres unternehmen, so lange der Krieg in Asien alljährlich die beste Kraft des Reiches erschöpfte; und auch König Sigismund wagte nicht, die Dinge bis aufs Äußerste zu treiben, weil er Schweden im Auge behalten mußte und im Begriff stand, mit Rußland zu brechen.

Die Verhältnisse blieben daher hier fortwährend auf dem Fuße ohnmächtiger Drohungen und eines unredlichen Frie-
1630 dens, welcher auch im Jahre 1630, nachdem die Tataren in Polen, die Kosaken im Schwarzen Meere abermals nicht unansehnliche Verluste erlitten hatten — der Kapudan-Pascha hatte in letzter Zeit etwa 30 Kosakenboote mit 800 Gefangenen in Constantinopel eingebracht —, durch Vermittelung des Statthalters von Oczakow, Murtesa-Pascha, ganz in der alten trügerischen Weise erneuert wurde. Die Räubereien und Einfälle der Tataren und Kosaken sollten nun, wie sich von selbst versteht, mit einem Male ein Ende haben; die

1) Rycaut a. a. O. p. 42.

2) „Moscovitti si tratteranno a Costantinopoli tutta la vernata", heißt es z. B. in einem venetianischen Berichte vom September 1628, bei Hammer a. a. O. S. 88, ohne daß jedoch gesagt wird, was sie dort eigentlich thaten.

Pforte wollte die Tataren, denen übrigens der alte polnische Tribut auf's Neue zugesagt wurde, strenger einhalten, und Polen machte sich anheischig, die Kosaken in Zukunft, anstatt in das Schwarze Meer, lieber gegen den Moskowiter zu schicken. Selbst die Tataren erklärten sich bereit, dem Könige gegen diesen beizustehen, so lange er seinen Tribut zahle und die Kosaken im Zaume halte [1]).

Alles nur eitle Vorsicht, womit man sich von beiden Seiten bis auf günstigere Zeiten hinzuhalten suchte. An dauernde Ruhe war hier, selbst wenn man im Stande gewesen wäre, der unbändigen Kosaken und Tataren Herr zu werden, doch nicht zu denken, zumal seitdem die Aufreizungen Rußlands gegen Polen in Constantinopel immer dringender wurden, und jener berüchtigte asiatische Rebellenführer Abasa-Pascha, den wir oben schon hinlänglich kennen gelernt haben, auf Andringen der Venetianer aus seiner Statthalterschaft in Bosnien nach der von Widdin mit Einschluß der Grenzbewachung von Silistria und Oczakow versetzt worden war, wo dieser unruhige Kopf sogleich der erbittertste und gefährlichste Feind der Polen wurde. Bereits im Sommer 1632 war wieder ein russischer Botschafter mit reichen Ge- 1632
schenken in Constantinopel erschienen und hatte geradezu verlangt, die Pforte solle Polen den Krieg erklären und Abasa unverzüglich dort einbrechen lassen. Der Sultan aber, noch immer in Asien zu sehr bedrängt, vertröstete den Zaar abermals auf die Zukunft [2]). Wie wäre er jedoch im Stande gewesen, Abasa zurückzuhalten, dessen Lebenselement Krieg war und der längst vor Verlangen brannte, sich mit den Polen zu messen.

Alles, was er daher an Streitkräften aufbringen konnte, die Lehnstruppen seiner eigenen Statthalterschaft, die Hülfstruppen der Moldau und Walachei, endlich die Horden der

1) Rycaut a. a. O. p. 49, 54, und die osmanischen Quellen bei Hammer a. a. O. S. 127.

2) Bericht des kaiserlichen Residenten Schmid bei Hammer a. a. O. S. 175: „Arrivo del nuovo ambasciatore Moscovita con richi presenti per ricercare l'assistenza della Porta contra la Polonia, 14 Giugno 1632."

verschiedenen Tatarenstämme unter dem Chan und Cantimir-
1633 Mirza, bot Abasa-Pascha schon im Frühjahr 1633 gegen Polen auf, welches, zu gleicher Zeit im Norden mit Rußland in einen schweren Krieg verwickelt, noch niemals von einem ähnlichen Sturme von Süden her bedroht worden war. An der Spitze von 60,000 M. setzte er im October dieses Jahres über den Dniester und ging geradezu auf das verschanzte Lager der Polen los, welches sich unter den Befehlen der beiden Kronfeldherrn Stanislaus Koniespolsky und Fürst Wiesniowiecky, auf den Anhöhen von Kameniek befand. Hier hatte er es indessen mit ebenbürtigen Gegnern zu thun. Nach einem fünfstündigen vergeblichen Sturme auf das feindliche Lager mußte er mit großem Verluste den Rückzug antreten, welcher sich bald in unaufhaltsame Flucht auflöste (22. October 1633). Es wollte ihm nicht einmal gelingen, unterwegs noch einige elende Kosaken-Palanken hinwegzunehmen, die er vergeblich berannte [1]).

Jedoch waren auch die Polen nicht in der Lage, diese kühne Herausforderung sogleich durch eine nachdrückliche Fortsetzung des Krieges zu erwidern. König Wladislaus IV. (seit dem 30. April 1632) mußte seine Streitkräfte zusammenhalten, um nur Rußland mit Erfolg die Spitze bieten zu können, und hielt es daher für klug, seine Rache zu mäßigen und die Beilegung des Streites lieber durch eine friedliche Gesandtschaft zu vermitteln, welche er mit ansehnlichen Geschenken versehen und auch sonst so glänzend wie möglich ausgestattet — der Botschafter, Alexander Trzebinski, war von einem Gefolge von 300 Personen begleitet — sofort nach Constantinopel abfertigte. Die Woiwoden der Moldau und Walachei bahnten ihr durch ihre Fürsprache den Weg dahin, und dort sollte dieses Mal nicht der britische Botschafter, sondern der eben eingetroffene kaiserliche außerordentliche Gesandte, Graf von Puchheim, den Vermittler machen [2]).

1) Rycaut a. a. O. p. 81 fg. und Naima bei Hammer a. a. O. S. 176.

2) Venetianischer Bericht vom 18. November 1633: „Principi di Valachia e Moldavia s'interpongono per la pace fra Polachi e Turchi.“ Hammer a. a. O. S. 176. Über die namentlich von Mur-

Gleichwol empfing die Pforte, welcher Abasa seine Niederlage frech genug als einen entscheidenden Sieg darzustellen gewagt hatte, den polnischen Gesandten nicht in der besten Stimmung. Der Sultan hatte die 100 polnischen Gefangenen, welche Abasa zum Beweis seines angeblichen Sieges nach Constantinopel geschickt hatte, vor seinen Augen hinrichten lassen; und als nun der Gesandte, nach längerem Harren, endlich zur Audienz zugelassen wurde, ergriff Murad, ganz der Gewohnheit zuwider, sogleich selbst das Wort, um ihm die volle Schwere seines Zornes fühlen zu lassen.

„Was willst du hier?“ fuhr er ihn an; und als Trzebinski darauf so bescheiden wie möglich erwiderte: Er sei nur gekommen, um die Thronbesteigung seines Herrn anzuzeigen und den durch Abasa's unbefugten Übermuth gestörten Frieden auf dem Fuße wiederherzustellen, wie er schon unter Sultan Suleiman bestanden, — da brach er sogleich wieder gegen ihn los: „Nicht von Frieden und Bündniß, sondern von Krieg und Kampf sollst du reden; nur dann kann zwischen mir und dem Könige von Polen noch Freundschaft bestehen, wenn er meinen Glauben annimmt oder mir, wie es die Pflicht aller Fürsten der Christenheit ist, Tribut zahlt, seine Festungen am Dniester niederreißt und die Kosaken vernichtet.“ Dann sei Krieg, entgegnete darauf der Gesandte gelassen, allerdings weit besser, als die Erfüllung so schmachvoller Bedingungen.

Jetzt war Murad kaum mehr seiner mächtig. „Erkennst du in mir nicht“, rief er aus, indem er nach seinem Schwerte griff und es halb aus der Scheide zog, „den Herrscher, vor dessen Schwert die Völker zittern?“ — Er werde mit Persien Frieden schließen und dann seine ganze Macht gegen Polen kehren, und dort Alles mit Feuer und Schwert vernichten. Auch durch diese Drohung ließ sich der Gesandte nicht außer Fassung bringen. Allerdings sei er, antwortete Trzebinski ohne Zagen, ein mächtiger Monarch; allein Gott im Him-

tesa-Pascha, der alle Schuld des Bruches auf Abasa warf, in Anspruch genommene Vermittelung des Grafen von Puchheim: Khevenhiller Annal. Ferd. T. XII, p. 1419.

mel sei ein noch weit mächtigerer Monarch, der auch seinem Herrn, dem König, ein Schwert umgürtet, womit er seinen christlichen Glauben und die Rechte seiner Völker gegen die Gewalt ihrer Feinde schützen solle. Zur Änderung seines Glaubens und zur Entrichtung des Tributs werde er sich nie verstehen. „Im Übrigen", schloß er, „liegt die Leitung des Sieges in Gottes Hand; auch König Wladislaus wird sein siegreiches Schwert ziehen und auf das Waffenglück von Choczim vertrauen." 1)

Obgleich man nun geneigt war, diese drohende Sprache des Sultans zum guten Theile augenblicklicher Aufwallung zuzuschreiben, so war doch die Bestürzung darüber keine geringe. Der polnische Botschafter suchte jetzt vor Allem den Rath und die Vermittelung des kaiserlichen Gesandten, Graf von Puchheim, nach, welcher indessen, da er für diesen Fall nicht mit Instructionen versehen war, Anstand nahm, sich zu tief auf die Sache einzulassen. Nur um den Verdacht zu vermeiden, als wenn man von Seiten des kaiserlichen Hofes den ganzen Streit nicht ungern sähe und ihn durch gänzliches Stillschweigen unter der Hand nähren wolle, gab er in einer
1634 Conferenz, welche am 6. April 1634 zwischen ihm, dem Gesandten, und dem friedlich gesinnten Murtesa-Pascha stattfand, seine persönliche Meinung dahin ab, daß es das Beste sein würde, wenn der Botschafter, da hier in Constantinopel die Sache in keinem Falle zu befriedigendem Austrag gebracht werden würde, sich zugleich mit einem türkischen Bevollmächtigten nach Polen zurückbegäbe, um auf die Forderungen des Sultans eine bestimmte Entscheidung des Königs einzuholen. Damit werde, was die Hauptsache sei, zunächst Zeit gewonnen; der Sommer werde darüber hingehen, der Krieg bleibe in suspenso, und der König sei im Stande, sich unterdessen desto besser zu rüsten und sich mit dem Moskowiter abzufinden. Darauf ging auch Murtesa-Pascha ein und setzte es durch, daß Trzebinski wirklich einige Tage nachher zugleich mit einem Bevollmächtigten der Pforte, Schahinaga, nach Warschau abgefertiget wurde 2).

1) Khevenhiller a. a. O. p. 1550 fg.

2) In dem Bericht über die Gesandtschaft des Grafen von Puch-

Der Krieg gegen Polen blieb nichtsdestoweniger eine unüberwindliche Herrscherlaune Sultan Murad's. Er bestand darauf, weil er ihn der Befriedigung seines Ehrgeizes und seiner Eitelkeit schuldig zu sein glaubte. Er selbst wollte sich an die Spitze des Feldzugs stellen, bei dem er mindestens den Heldenruhm eines Suleiman oder Muhammed II. erlangen zu können hoffte. Die Rüstungen wurden daher auch, obgleich gegen den Willen der meistens friedliebenden Wesire, in umfassendster Weise mit dem größten Eifer betrieben, nicht nur in Constantinopel, sondern auch namentlich in den Grenzprovinzen, wo vor Allen die Tataren, die Hülfstruppen der Moldau und Walachei und der Heerbann an der ungarischen Grenze aufgeboten wurden. Bereits zu Anfang April war Alles soweit gediehen, daß dem feierlichen Auszug des Sultans in das Lager bei Daud-Pascha nichts mehr im Wege stand. Er fand am 8. April mit einem Aufwand von Glanz und Pracht statt, wie man ihn kaum je vorher gesehen hatte. Wenige Tage darauf brach der Sultan an der Spitze des Heeres nach Adrianopel auf, wo er zu Ende des Monats eintraf, während gleichzeitig ein Geschwader von 14 Galeeren nach dem Schwarzen Meere auslief [1]).

Nun blieb aber doch der ganze Feldzug, mit dem es Niemand Ernst war, ungeachtet der fortgesetzten Aufhetzereien des Abasa-Pascha, zunächst auf einige unbedeutende Plänkeleien an den Grenzen beschränkt. Die Kosaken waren über den Dnieper hereingebrochen, hatten das Grenzland mit Feuer und Schwert verheert und etwa 1000 Türken als Gefangene hinweggeschleppt, während dagegen die osmanischen Grenz-

heim, bei Khevenhiller a. a. O. p. 1420 fg., ist auch von dieser Conferenz ausführlich die Rede. Er habe, heißt es da, sich auf die Sache einzulassen, „aus Mangels Befehls zwar Bedenken gehabt, zu Verhütung aber schädlichen Argwohns, als wann man irgends die Differenz nicht ungern sähe, sondern stillschweigend fomentiren wolle, ihm (dem Gesandten) nicht versagen können, derowegen damit willfahret."

1) Graf von Puchheim gibt in seinem Gesandtschaftsberichte eine genaue, sehr interessante Beschreibung des Auszugs des Sultans, welchen auch sämmtliche christliche Gesandten von den ihnen besonders angewiesenen Ehrenplätzen aus mit ansehen mußten, Khevenhiller a. a. O. p. 1554–1560.

truppen in Ungarn und Kroatien, mehr wie 20,000 M. stark, vorzüglich in der Umgegend von Eperies und Novigrad, gar arg zu hausen begannen. Erst zu Ende Juli erhielt Murtesa-Pascha Befehl, mit dem etwa 20,000 M. starken Vortrab des Heeres aus dem Lager bei Adrianopel nach Polen hin aufzubrechen. Er kam aber nur bis an die Donau, die er bei Rustschuk überschritt, um dann ruhig bei Dschurdschewo stehen zu bleiben. Denn die Dinge hatten unterdessen in Polen eine Wendung genommen, welche die Fortsetzung des Krieges unter allen Umständen als höchst gewagt und gefährlich erscheinen ließ [1]).

Der osmanische Abgesandte, Schahinaga, welcher nicht verfehlt hatte, den ganzen Bruch nur als die Folge der Aufhetzereien einiger unruhigen Leute und des aufbrausenden Wesens des Großherrn darzustellen, und überhaupt eine sehr friedliche Sprache führte, fand auf dem im Juli zu Warschau eröffneten Reichstage zwar auch eine entschiedene Hinneigung zum Frieden, aber zugleich doch den festen Entschluß, den Krieg, wenn er nicht zu vermeiden wäre, mit äußerster Anstrengung siegreich durchzuführen. Und dazu standen jetzt König Wladislaus in der That mehr Mittel zu Gebote, als je zuvor. Der Krieg mit Rußland war durch den bereits am 5. Juni an dem Flüßchen Polänowka, unweit Wiasma, abgeschlossenen Frieden, welcher Polen unter Anderem wieder in den Besitz der beiden Fürstenthümer Smolensk und Czernokowa setzte, auf glänzende Weise beendiget worden [2]). Der König hatte mithin völlig freie Hand, alle seine Streitkräfte, welche nun auch noch dadurch ganz besonders verstärkt wurden, daß alle Miethtruppen, die bisher im Dienste des Moskowiters gestanden, Franzosen, Deutsche, Liefländer und Holländer, in ungeheuern Schaaren nach Polen strömten, um an dem Türkenkriege Theil zu nehmen — es sollen deren an 200,000 M. gewesen sein — gegen das osmanische Reich zu kehren [3]).

1) Khevenhiller a. a. O. p. 1549, 1553.

2) Auch dieser Friedensvertrag befindet sich wörtlich daselbst p. 1543 fg.

3) Daselbst p. 1548 und 1562. Namentlich waren auch die Be-

Schahinaga bestürmte daher Murtesa mit Boten über Boten, daß er einhalten und auf die von dem Könige und dem Reichstage gebotenen Friedensbedingungen eingehen möge. Da nun gleichzeitig auch der Krieg mit Persien wieder zum Ausbruch gekommen war, wurde es Murtesa, welcher von Haus aus dem Frieden geneigt gewesen war, nicht gerade sehr schwer, auch den Sultan von der Nothwendigkeit desselben zu überzeugen. Abasa-Pascha, der Anstifter des ganzen Unheils, wurde abberufen und — wie man wenigstens glaubte, vorzüglich mit aus diesem Grunde — bald darauf (im August) hingerichtet, während Murad seinen Unmuth über getäuschte Erwartungen und die nicht errungenen Lorbeeren jetzt auch namentlich den in seinem Lager befindlichen russischen Gesandten entgelten ließ, welche in das Gefängniß geworfen wurden, weil ihr Herr mit Polen einen so schimpflichen Frieden geschlossen habe [1]). Das hinderte aber nicht, daß Murad, gleich als ob er die glänzendsten Siege erfochten hätte, von Adrianopel zurückgekehrt, am 5. August zu Constantinopel seinen triumphirenden Einzug mit demselben Pompe hielt, mit welchem er es im April verlassen hatte.

Das Friedensgeschäft wurde unterdessen ganz in die Hände von Murtesa-Pascha gelegt, welcher an der Donau stehen blieb. Anfangs, scheint es, trug er doch noch einiges Bedenken, auf die vom König gestellten Bedingungen ohne Weiteres einzugehen. Denn es war ihm nicht unbekannt, daß man sich auch von Seiten Polens nur ungern auf einen Krieg eingelassen hätte, welcher ungeheure Kosten verursacht haben würde und dessen Ausgang immerhin zweifelhaft war, weil man sich namentlich nicht mit Sicherheit auf die Truppen verlassen konnte, in welche sich durch die aus Rußland herbeigeströmten Miethvölker viel unnützes Gesindel eingeschlichen hatte. Murtesa rechnete daher bis zum letzten Augenblicke noch immer auf die Nachgiebigkeit des Königs. Als dieser aber, des langen Zögerns müde, an der Spitze von 80,000

willigungen des Reichstags zu diesem Türkenkriege sehr ansehnlich. Die Kaufleute in den Städten steuerten 60,000, die Juden 80,000 Reichsthaler allein als Donativ für die Militärkasse bei.

1) Rycaut a. a. O. p. 89.

M. auserlesener Truppen selbst nach Podolien vorrückte, kam im October endlich Alles zu schnellem Abschluß. Der im November auch von dem Sultan ratificirte Friedensvertrag enthielt in 7 Artikeln folgende wesentliche Bestimmungen:

Die alten Verträge behalten ihre Kraft und Gültigkeit. Tribut soll fernerhin kein Theil mehr von dem andern verlangen. Die Pforte verpflichtet sich für die Entfernung der in den Steppen von Bialogrod, unter Cantimir's Botmäßigkeit, angesiedelten Tataren zu sorgen, oder sie, wenn es nicht anders sein kann, mit Gewalt der Waffen zu vertilgen, wogegen die Polen gehalten sind, ihrerseits den zaporogischen Kosaken am Schwarzen Meere irgend Feindseligkeiten gegen das osmanische Reich nicht mehr zu gestatten. Die Krone Polen kann nicht genöthigt werden, ihre Festungen an dem Dniester zu zerstören, wogegen der Pforte nicht gestattet ist, die ihrigen an der ungarischen und polnischen Grenze mit neuen Besatzungen zu versehen oder die bereits vorhandenen zu verstärken. Endlich verspricht die Pforte, die Fürsten der Moldau, Walachei und von Siebenbürgen zu bestätigen, und in den beiden ersten einen Fürstenwechsel nicht ohne die ausdrückliche Zustimmung der Krone Polen vorzunehmen. Nur die Aufnahme des Fürsten von Siebenbürgen, Georg Rakoczy, in diesen Frieden konnte der König nicht durchsetzen, sowie er sich auch stillschweigend zur ferneren Entrichtung des Tributs an den Tataren-Chan verstehen mußte [1]).

Nach Abschluß dieses Friedens kehrte auch der ehemalige Kalgha der Tataren in der Krim, Schahingirai, welcher in Polen eine Freistatt gefunden hatte, nach Constantinopel zurück, wurde dort zu Gnaden angenommen und nach Rhodos verwiesen, aber später (1641), da man ihm nicht traute, doch
1634 hingerichtet. Hätte übrigens der Friede vom Jahre 1634 wirklich eine Wahrheit werden sollen, so hätte vor Allem die Pforte in der Lage sein müssen, den widerwärtigen Verhältnissen, wie sie in der Krim nach wie vor fortdauerten, endlich ein Ziel zu setzen. Daß sie aber dazu die Macht eben

1) Die Verhandlungen und der Friedensvertrag wörtlich bei Khevenhiller a. a. O. p. 1553 und 1562.

nicht hatte, beweist die Thatsache, daß sie sich schon im nächsten Jahre, 1635, als König Wladislaus für einen abermaligen Einfall der Tataren in Polen an der Spitze von 40,000 Mann Rechenschaft verlangte, mit der ausdrücklichen Bedingung zur Erneuerung des Friedens verstehen mußte, daß allen polnischen Unterthanen in türkischer Sklaverei ihre Freiheit wiedergegeben werden und der Ankauf polnischer Sklaven für die Zukunft überhaupt gänzlich untersagt sein solle [1]).
1635

An Ruhe und geordnete Zustände war da aber gar nicht zu denken, so lange die dynastischen Verhältnisse einem ewigen Wechsel unterworfen waren und dieser sowol, wie die Ohnmacht der Pforte, dem Ehrgeize so unruhiger Geister, wie Cantimir Mirza war, noch immer weiten Spielraum ließen. Bereits in demselben Jahre wußte sich die Pforte des schwachen Chans Dschanibekgirai, welcher, wie seine Vorgänger, die Heeresfolge nach Persien verweigerte, nicht besser zu entledigen, als daß sie ihn entsetzte und nach Rhodos in die Verbannung schickte, und einen Andern, Inajetgirai, an seine Stelle setzte. Allein dieser bekümmerte sich, einmal im Besitz der Herrschaft, ebensowenig um die Befehle der Pforte, und ließ sich, anstatt gegen Persien zu ziehen, in eine blutige Fehde mit Cantimir Mirza ein.

Denn dieser hatte sich, ganz dem jüngsten Frieden mit Polen zuwider, mit seinen Tataren nun doch in dem Lande jenseits des Dniester um Bialogrod festgesetzt und beunruhigte von hier aus, offenbar in der Absicht, sein kleines Reich nach allen Seiten hin zu erweitern, nicht nur Polen, sondern auch das Stammland der Tataren, die Krim. Klagen von beiden Seiten, von dem König von Polen und dem Chan, in Constantinopel hatten nur die Folge, daß Cantimir zu seiner Vertheidigung nach der Pforte beschieden ward. Während er sich nun aber dem an ihn ergangenen Befehle fügte, fiel Inajetgirai mit überlegener Macht über seinen Stamm her, verheerte die Umgegend von Akjerman, schleppte die Familie Cantimir's, welche in Kilia zurückgeblieben war, sammt ihren

1) Rycaut a. a. O. p. 112.

Schätzen mit sich fort und zwang die ganze in Bessarabien angesiedelte Horde der Noghai-Tataren zur Übersiedelung nach der Krim und zur Anerkennung seiner Alleinherrschaft. Dann trieb ihn sein Übermuth zu einem Überfall von Kaffa, welches er der Plünderung seiner Tataren preisgab, ließ hier den Beglerbeg und den Kadi hinrichten und verlangte sogar die Entfernung aller osmanischen Truppen, die Auslieferung Cantimir's und die Gestellung von Geißeln für den Fall eines Friedens mit der Pforte.

Seine sofortige Absetzung war die Antwort des Diwans auf diese ungemessenen Forderungen. Behadirgirai wurde zu seinem Nachfolger ernannt. Ein letzter Versuch Inajetgirai's, sich mit Waffengewalt zu halten, mislang. Von den Anhängern Cantimir's überfallen und besiegt, mußte er die Flucht ergreifen, die ihn in der Verzweiflung nach Constantinopel führte, um dort vor dem Throne des Sultans als Ankläger Cantimir's, des Anstifters dieses Unheils, aufzutreten und sich selbst von aller Schuld rein zu waschen. Allein Cantimir war vorerst noch glücklicher in seiner Vertheidigung, als Inajetgirai in seiner Anklage. Als beide zugleich vor dem Richterstuhle Murad's erschienen, fiel die ganze Schwere seines Zornes auf Inajetgirai, den er mit den härtesten Vorwürfen über Verrath und Undank überhäufte, dann auf der Stelle vor seinen Augen erdrosseln ließ, ihm aber doch das seinem Range gebührende feierliche Begräbniß nicht versagte.

Aber auch Cantimir sollte dem Verhängniß nicht entgehen. Zum Sandschak von Karahissar ernannt, war er noch nicht dahin abgegangen, als sein Sohn, der ihn nach Constantinopel begleitet hatte, unglücklicherweise bei einer Rauferei einen Todtschlag verübte. Auf Befehl des Sultans mußte er dafür mit dem Leben büßen. Sei es nun, daß man des Vaters Rache fürchtete, oder überhaupt nur diese Gelegenheit benutzen zu müssen glaubte, sich eines so unruhigen Kopfes, eines so gefährlichen Gegners zu entledigen, auch über ihn erging das Todesurtheil, welches ohne Verzug
1637 vollzogen wurde. So ward für jetzt, im J. 1637, durch dieses doppelte Blutgericht, die Ruhe in der Krim wieder einiger-

maßen gesichert. Behadirgirai blieb bis ans Ende seiner Tage, im J. 1641, Chan der Tataren [1]). 1641

In denselben Zeiten erfuhren nun auch die Verhältnisse der Kosaken zu Polen und der Pforte eine wesentliche Umwandlung. Auch mit ihnen hatten seit dem Frieden vom J. 1634 die Händel nach beiden Seiten hin nie ganz aufgehört. Die ewigen Zänkereien mit der Pforte deshalb wurden aber am Ende selbst König Wladislaus so lästig, daß er ernstlich darauf bedacht war, das Übel durch gründlichere Heilmittel zu heben, als nutzlose Verträge und unerfüllbare Versprechungen. Er wollte den Versuch machen, die Kosaken nach und nach durch friedlichere Beschäftigungen, Ackerbau, Handel und Gewerbe, dem leidigen Waffenhandwerk und der verhaßten Freibeuterei auf eigene Faust zu entwöhnen. Reformen dieser Art, welche Geist und Sitte eines Volkes, den innersten Kern seines Daseins, berühren, lassen sich indessen nicht so leicht mit Gewalt durchführen. König Wladislaus stieß dabei auf den entschiedensten und hartnäckigsten Widerstand.

Die meisten Kosaken wollten lieber das Land verlassen, als ihre Waffen niederlegen. Ein großer Theil wanderte nach Rußland aus, eine Schaar der Verwegensten, etwa 6000 Köpfe stark, zog nach Osten, um dem Perserschah ihre Dienste anzubieten. Sie waren aber nur erst bis an die Ufer des Don gelangt, als sie von einer Horde stammverwandter donischer Kosaken aufgehalten wurden, um sich mit ihnen zu einem gemeinschaftlichen Schlage gegen die osmanische Stadt Assow zu vereinigen. Das Unternehmen erschien lohnend und leicht genug, als daß man es nicht hätte wagen sollen. Denn Assow, am Ausfluß des Don, vor Zeiten eine der blühendsten Colonien der Genueser, war noch immer ein nicht unbedeutender Stapelplatz für den Tauschhandel zwischen Persien, Rußland, dem osmanischen Reiche und der Tatarei. Von der Pforte war es aber, als zu fern liegend,

1) Vorzüglich nach Naima bei Hammer a. a. O. S. 224 fg. und Rycaut p. 117—120, wo jedoch, wie bei diesem Schriftsteller häufig, Zeiten und Verhältnisse nicht ganz klar gesichtet sind.

von jeher nur gering geachtet und in letzter Zeit fast gänzlich vernachlässigt worden. Die an sich ziemlich starken Festungswerke waren zum guten Theile verfallen und die schwache Besatzung, kaum 3—400 M., reichte nicht hin, die Stadt vor einem plötzlichen Überfalle zu schützen [1]).

Als nun aber die Pforte zu Anfang des Jahres 1637
1637 von dem Vorhaben der Kosaken unterrichtet wurde, war es schon zu spät, noch schnell Hülfe zu schaffen. Der osmanische Gesandte, Thomas Kantakusin, welcher, damals auf dem Wege nach Moskau, sich beeilt hatte, den Diwan von der bevorstehenden Gefahr in Kenntniß zu setzen, war von den Kosaken aufgehoben und sammt seinen Leuten ohne Weiteres hingerichtet worden. Auch die Einsprache Rußlands durch den Abgesandten des Zaaren, Michael Fedorowitsch Romanow, Stephan Tschirikow, fruchtete nichts mehr. Die Kosaken beharrten auf ihrem Entschlusse, griffen die Stadt an und waren, nachdem sie ein kleines aus den benachbarten Städten Kertsch, Taman und Temriuk herbeigeeiltes osmanisches Entsatzungscorps zurückgeschlagen hatten, nach vierwöchentlicher Belagerung bereits am 18. Juni Meister derselben, und kurz darauf auch des Castells, welches sich auf die erste Aufforderung hin ergab [2]).

Die Kosaken, einmal im Besitz des wichtigen Platzes, verstanden es, obgleich bis dahin keine Städtevertheidiger, doch vortrefflich, sich dort festzusetzen. Die Festungswerke wurden schnell wiederhergestellt und auf zweckmäßigste Weise verstärkt und erweitert, während die Pforte, so lange der Krieg mit Persien ihre ganze Wehrkraft in Anspruch nahm, gar nicht in der Lage war, die Wiedereinnahme der Stadt mit genügenden Mitteln zu versuchen. Sie mußte sich vorerst darauf beschränken, den Tataren-Chan einige nutzlose Angriffe auf dieselbe machen zu lassen — er wurde immer mit ansehnlichen Verlusten zurückgeworfen —, Rußland, ungeachtet der heiligsten Versicherungen des Zaaren, daß er an

1) Rycaut p. 121—124.

2) Derselbe p. 121. Über die Ermordung des osmanischen Gesandten und die vergebliche Intervention Rußlands: Herrmann, Geschichte des russischen Staates Bd. III, S. 556.

der ganzen Sache keinen Theil habe, durch wiederholte Einfälle der Tataren heimzusuchen und zu beunruhigen, und die Kosaken, welche nun in jenen Gewässern nur um so verwegener ihr Wesen trieben, so weit die Flotte disponibel war, wenigstens zur See besser im Zaume zu halten. Auch brachte ihnen der Kiaja des Arsenals, Piale, welcher das 40 Galeeren starke Geschwader im Schwarzen Meere befehligte, bereits im Sommer 1639 in der Nähe von Kertsch und Ta- 1639
man und an der Mündung des Kuban einige sehr empfindliche Verluste bei. Mehr wie 40 Kosakenboote wurden, mit Gefangenen angefüllt, in diesem Jahre nach Constantinopel eingebracht. Gegen Assow aber wagte man, selbst nach Beendigung des Krieges mit Persien, noch nicht gleich Etwas zu unternehmen. Denn man wußte wohl, daß der Erfolg hier nur durch bedeutende Streitkräfte gesichert werden konnte, die man augenblicklich nicht zur Verfügung hatte [1]).

So waren die Kosaken schon fünf Jahre im ungestörten Besitze von Assow, als endlich im Jahre 1641 — wir grei- 1641
fen hier der Zeit etwas vor, um diese Dinge sogleich zum Abschluß zu bringen — der erste ernstliche Versuch gemacht wurde, es ihnen wieder zu entreißen. Die bedeutenden Rüstungen, welche man zu diesem Zwecke vornahm, scheinen für die Schwierigkeit des Unternehmens, aber auch für die Wichtigkeit zu zeugen, die man seinem Gelingen beilegte. Den Oberbefehl über die aus 38 großen Galeeren und einer Menge kleinerer Fahrzeuge und Transportschiffe bestehende Flotte führte der Kapudan-Pascha Siawusch, die Landmacht befehligte der Serdar Husein-Pascha. Die letztere, bei welcher sich auch eine große Anzahl christlicher Miethvölker, namentlich in der Belagerungskunst geübte Deutsche, Italiener, Spanier, Franzosen und Venetianer befanden, soll, mit Einschluß der Tataren unter dem Chan Behadirgirai, nicht weniger als 250,000 M. stark gewesen sein [2]). Ihr gegenüber wurde die

1) Naima bei Hammer a. a. O. S. 269.

2) So namentlich nach russischen Berichten bei Herrmann a. a. O. S. 559, verglichen mit den übertriebenen Angaben des osmanischen Reisebeschreibers Ewlia, welcher dem Feldzuge beiwohnte, bei Hammer a. a. O. S. 311.

Stadt nur von 14,000 kampffähigen Männern und 8000 Weibern vertheidiget. Nach russischen Berichten soll die Zahl der ersteren sogar noch weit geringer gewesen sein und sich im Ganzen blos auf 5367 Köpfe belaufen haben [1]).

Allein ihr Heldenmuth und das Geschick im Gebrauch ihrer Vertheidigungsmittel hat diese Belagerung von Assow überhaupt zu einer der denkwürdigsten Waffenthaten der osmanischen Kriegsgeschichte gemacht. Sie währte drei volle Monate, vom 24. Juni bis zum 26. September, ohne daß es den Belagerern gelungen wäre, einen einzigen Vortheil zu erringen. Alle ihre Stürme — es wurden deren nicht weniger als 24 versucht — wurden abgeschlagen, alle ihre Minen durch geschickt angelegte Gegenminen vernichtet, und obgleich ihr zahlreiches Geschütz hie und da Bresche geschossen hatte, konnten sie doch durch dieselbe keinen Fuß breit in die Stadt eindringen. Dazu kam die schlechte Leitung der Belagerungsarbeiten, der Zwiespalt unter den Führern, namentlich zwischen dem Tataren-Chan und dem Kapudan-Pascha, endlich Mangel an Lebensmitteln und böse Krankheiten, welche eine Menge Menschen hinwegrafften. Was der Kapudan-Pascha aber nicht mit Schwert und Eisen durchsetzen konnte, glaubte er am Ende noch durch sein Gold erzwingen zu können. Er bot 12,000 Zechinen und bedeutende Privilegien, nach Andern sogar jedem einzelnen Mann der Besatzung 1000 Thlr. als Preis für die Übergabe der Stadt. Aber wer konnte ihm trauen, und hätte dafür am Ende nur seine Freiheit verkaufen mögen?

Genug, der Kapudan-Pascha mußte, nachdem er unter den Mauern einen großen Theil seines Heeres verloren hatte — darunter allein 7000 Janitscharen —, mit Schimpf und Schande abziehen, und hatte beim Rückzug auch noch das Unglück, daß ein Theil seiner Flotte in die Mündungen des Don verschlagen und dort von den Kosaken hinweggenommen wurde. Er mußte es fast für eine Gunst des Sultans und des Geschicks halten, daß er nach seiner Ankunft in Constantinopel nur seine Stelle verlor, welche dem bisherigen Kiaja

1) Bei Herrmann a. a. O. S. 559.

des Arsenals, Piale, mit dem Bedeuten übergeben wurde, daß er Assow im nächsten Jahre zu nehmen habe [1]).

Er hatte dabei dieses Mal freilich bedeutend leichteres Spiel, als sein Vorgänger. Denn sowol der Zaar der Moskowiter wie der Polenkönig sahen diese Festsetzung der Kosaken in einer der wichtigsten Seefestungen an der Grenzscheide des osmanischen Reiches damals noch sehr ungern. Während daher jener, zufolge eines auf dem am 3. Januar 1642 zu 1642
Moskau abgehaltenen allgemeinen Reichstage eingeholten Gutachtens, den Kosaken die gemessensten Befehle zugehen ließ, Assow zu räumen, wollte sie dieser im Nothfalle selbst mit Gewalt der Waffen von dort vertreiben. Beide waren namentlich darauf bedacht, ihnen alle Zufuhr von Lebensmitteln, Pulver, Munition und sonstigen Kriegsbedürfnissen zu verweigern und abzuschneiden [2]). Das, scheint es, brach ihnen den Muth, ehe sie den Kampf mit der gewaltigen osmanischen Macht ein zweites Mal wagten.

Denn außerdem, daß Heer und Flotte, unter dem Kapudan-Pascha Piale und dem Serdar Sultansade-Mohammed, in mindest gleicher Stärke wie im vorigen Jahre heranzogen, waren auch wieder 100,000 Tataren, unter dem neuernannten Chan Mohammedgirai — Behadirgirai war zu Ende des vorigen Jahres gestorben — gegen Assow aufgeboten worden. Von allen Seiten verlassen, räumten also die Kosaken mit ihrer beweglichen Habe die Stadt, nachdem sie dieselbe mit Wasser und Feuer in einen ungeheuern Trümmerhaufen verwandelt hatten, auf welchem drei Tage nachher der Kapudan-Pascha und der Serdar ihre Siegeszeichen aufpflanzten. Sie wurde so schnell wie möglich wieder aufgebaut, die alten Einwohner kehrten, unter Zusicherung des Schutzes der Pforte, dahin zurück, und eine starke Besatzung, im Ganzen 26,000 M. mit einem entsprechenden Artilleriepark unter den Befehlen des zum Statthalter eingesetzten

1) Rycaut a. a. O. p. 177 und die osmanischen Berichte bei Hammer a. a. O. S. 311. Nach russischen Berichten sollen die Osmanen bei diesem Feldzug nicht weniger als 90,000 Mann verloren haben.

2) Herrmann a. a. O. S. 560.

Islam-Pascha von Kaffa, sicherte ihren Besitz für die nächste Zukunft[1]).

Nicht sowol der Abzug der Kosaken, ein Schritt der Noth und der Verzweiflung, als vielmehr die Leichtigkeit, womit der Zaar der Moskowiter diesen wichtigen Platz, die Vorhut seines Reiches nach Süden hin, nicht nur preisgab, sondern so zu sagen selbst in die Hände der Osmanen lieferte, war es, was damals schon die europäische Welt in Erstaunen setzte. Man war allgemein der Ansicht, daß er im Gegentheil Alles hätte daran setzen müssen, die Wiedereinnahme desselben durch die Osmanen zu hintertreiben und zu vereiteln[2]). Daß osmanisches Gold, womit die Stimmführer auf dem Reichstage zu Moskau gewonnen worden, dabei nicht ganz außer Spiele gewesen, war wenigstens eine ziemlich nahe liegende Vermuthung. Wahrscheinlich waren aber doch die Furcht vor den Tataren, die übrigen Reichsnöthen und die ganze damalige Weltstellung der russischen Macht, welche jetzt vor Allem noch Polen und den Norden im Auge behalten mußte, die gewichtigeren Gründe dieser zaghaften orientalischen Politik des Zaaren, welche noch nicht im Stande war, nach dieser Seite hin einen schärferen Blick in die Zukunft zu thun.

Namentlich wirkten in dieser Beziehung die eindringlichen Vorstellungen des Fürsten der Moldau, Lupalo, welcher sich dadurch die Gunst der Pforte zu erhalten hoffte, mächtig ein auf die Haltung des Hofes zu Moskau. Nicht nur daß er die Rüstungen des Sultans im übertriebensten Lichte darzustellen wußte, schüchterte er das furchtsame Gemüth Michael Romanow's auch noch ganz besonders dadurch ein, daß ein Krieg zwischen Rußland und der Pforte nur das Signal zur Ermordung aller Bekenner des griechischen Glaubens im osmanischen Reiche sein werde, welche ihn, den

1) Rycaut a. a. O. p. 181. Hammer S. 312.

2) Vittorio Siri Mercurio, T. II, p. 867: „Credendosi communemente, che 'l Moscovita dovesse contraopporre tutto il vigore della sua potenza a' disegni del Turco per impedirli la recuperatione d'un luogo, che copre parte delle frontiere del suo stato."

Zaaren, als Haupt und Beschützer zu verehren gewohnt seien [1]). Und seine Aussagen bestätigten im Wesentlichen auch die russischen Gesandten, die sich damals, zu Anfange des Jahres **1642**, zu Constantinopel befanden, und deren Berichte, zugleich mit denen des Atamans Petrow über den hülflosen Zustand der Kosaken zu Assow, dem Reichstage zu Moskau vorgelegt wurden. In der That erhoben sich da auch nur wenige entschlossenere Stimmen gegen die Übergabe Assows an die Osmanen. Der Mehrzahl war die Noth des Reiches und namentlich die gänzliche Erschöpfung aller finanziellen Hülfsquellen, welche erst neue Steuererhebungen nothwendig machen, schon Grund genug, von einem Kriege mit dem mächtigen Nachbarreiche abzumahnen [2]).

Die Kosaken erhielten also, wie gesagt, bereits am **3. April 1642**, Befehl, Assow zu räumen, und verdienten sich durch die Bereitwilligkeit, womit sie demselben Folge leisteten und in ihre Stammsitze am Don zurückkehrten, den besonderen Dank des Zaaren.

Mit der Pforte aber war Michael eifrig bemüht, die alte Freundschaft durch wiederholte Gesandtschaften aufs Neue zu befestigen. In zwei zu Anfang März **1643** an den Groß- **1643**
wesir Kara Mustafa gerichteten Schreiben gab er nochmals die Versicherung, daß es ihm nie in den Sinn gekommen sei, die Kosaken zu Assow gegen die Pforte aufzureizen oder mit Lebensmitteln, Pulver, Munition und Geld zu unterstützen. Ihm liege nichts mehr am Herzen, als die zwischen ihm und dem Großherrn von Alters her bestehende Freundschaft immer mehr gesichert und erweitert zu sehen, und als Beweis, daß es dieser auch seinerseits damit redlich meine, verlange er von ihm für jetzt weiter nichts, als daß ihm der in der letzten Zeit in den großherrlichen Schreiben versagte

1) Daselbst a. a. O.: Der Diwan werde den Beschluß fassen, „d'esterminare dal suo Imperio tutti li professori del rito Rutheno, di cui si pregia d'essere Capo et propagatore il Moscovita, onde fosse a carico della sua conscienza l'abbandonare la protettione de' ladri (der Kosaken in Assow), per prevenire si grave giattura della sua Religione.“

2) Nach den Reichstagsacten bei Herrmann a. a. O. S. 562 fg.

und durch die bloße Benennung des „Krals der Moskowiter" ersetzte Titel eines „Kaisers und Großfürsten von ganz Rußland" (Imperatore e Gran Duca di tutta la Russia) fernerhin nicht mehr vorenthalten werde. Denn nicht nur alle übrigen christlichen Fürsten ertheilen ihm längst schon diesen ihm von Gott und Rechtswegen zukommenden Titel, sondern auch alle Sultane seit Selim's II. Zeiten haben ihm denselben niemals verweigert. Wolle sich daher Mustafa deshalb bei Ibrahim für ihn verwenden, so werde er sich seinen, des Zaaren, Dank und Gunst im hohen Grade erwerben. „Unsere Zuneigung und Freundschaft zu unserm Bruder Sultan Ibrahim", heißt es am Ende, „ist sicherer, als die mit irgend einem andern Fürsten; und wenn sie von Seiner Hoheit auf dieselbe Weise erwidert wird, so wird sie noch täglich wachsen; denn unser Bruder muß wissen, daß nichts höher steht, als Freundschaft, redliche Gesinnung und Aufrichtigkeit" [1]).

Es scheint, daß die Pforte um so weniger Bedenken trug, dem Wunsche des Zaaren zu entsprechen, da auch ihr für jetzt daran gelegen war, mit diesen nordischen Mächten überhaupt auf möglichst gutem Fuße zu verbleiben. An Reibungen konnte es freilich sowol mit Rußland, wie mit Polen auch in den nächsten Jahren nicht fehlen, so lange die Händel mit den Tataren nach beiden Seiten hin noch fortdauerten. Sie wurden aber immer friedlich ausgeglichen, ehe es zum Äußersten kam.

1644 Schon im Jahre 1644 führte Michael zu Constantinopel wieder bittere Klagen über die von Türken und Tataren

1) Beide Schreiben von gleichem Datum, 5. März 1643, gibt Vittorio Siri Mercurio, T. II, p. 294—302 nach dem russischen Originale in italienischer Übersetzung. Das zweite längere bezieht sich vorzüglich auf die Verhältnisse Rußlands zu den Kosaken; das erstere dagegen hat namentlich die Titelangelegenheit zum Gegenstande: „Il titolo d'Imperatore e Gran Duca", heißt es da, „essendoci concesso dall' alta providenza di Dio, necessariamente ci conviene il titolo d'Imperatore e Gran Duca di Moscovia e di tutte le Città della Rossia, nè mai si è proferito al Cral di Moscovia, ne questo è titolo inventato hieri, ò non hieri l'altro, ma è nostro antichissimo titolo."

von Kaffa aus auf russischem Gebiet verübten Räubereien. Sie wurden jedoch dieses Mal, wie auch im folgenden Jahre, als der neue Zaar Alexei durch eine mit reichen Geschenken versehene Gesandtschaft seine Thronbesteigung ankündigen ließ (1645), mit dem Bedeuten beschwichtiget, daß der Zaar nur 1645
auch seinerseits dafür sorgen möge, die Kosaken bei Assow und am Schwarzen Meere gehörig im Zaume zu halten und dem Tataren-Chan der Krim immer zu rechter Zeit die Abgaben zu entrichten, welche ihm die Zaare der Moskowiter von alten Zeiten her zu zahlen verpflichtet gewesen seien [1]).

Und ebenso behielten die Beziehungen Polens zur Pforte in dieser Zeit einen, wenn auch etwas gespannten, im Ganzen genommen aber doch friedlichen Charakter, wozu nicht wenig beitrug, daß König Wladislaus sein Recht gegen die Tataren noch immer dann und wann mit den Waffen in der Hand geltend zu machen wußte und auch seinen zaporogischen Kosaken freien Lauf ließ, wenn es galt, an jenen Rache zu nehmen. Das von dem Chan im Jahre 1640 verlangte Ehren- 1640
geschenk von 2000 Widderfellen, 6000 Paar Stiefeln und einer Quantität feinen Tuches, welches vor Zeiten einmal entrichtet worden war, wurde verweigert. Der König beschwerte sich über solche Zumuthungen bei der Pforte, welche ihm nicht nur hierin Recht gab, sondern auch auf seine Seite trat, als er einige Jahre nachher, im J. 1644, über die fortdauern- 1644
den Einfälle der Tataren Klage führte. Die Hauptsache war aber, daß er kurz zuvor den Tataren zwei empfindliche Niederlagen beigebracht hatte, wobei sie mehr wie 20,000 der Ihrigen verloren haben sollen. Die damalige Entsetzung des Chans Mohammedgirai, welcher nach Rhodos verwiesen wurde, während Islamgirai als sein Nachfolger die feierliche Belehnung erhielt, wird vorzüglich mit der Willfährigkeit zugeschrieben, womit der Diwan auf die Vorstellungen des Königs eingehen zu müssen glaubte. Er durfte es dagegen sogar wagen, das von der Pforte gestellte Verlangen des freien Durchzugs osmanischer Heere durch Po-

1) Hammer nach osmanischen Quellen a. a. O. 346.

len, im Fall eines Krieges mit Rußland, abschläglich zu bescheiden [1]).

Daß diese gemäßigte und nachgiebige Haltung der Pforte gegen Norden hin vornehmlich mit durch die Pläne bedingt wurde, welche sie damals schon nach Süden hin, gegen Venedig und Candia, im Schilde führte, liegt auf der Hand. Dies greift jedoch in die Regierungszeit Sultan Ibrahim's ein. Wir gehen daher jetzt auf den Anfang derselben zurück, um zugleich noch einen Blick auf die letzten Tage Murad's IV. zu werfen.

Drittes Capitel.

Sultan Murad's IV. Ausgang. — Regierungsantritt Ibrahim's. — Beziehungen der Pforte zu den Mächten Europas bis zum Ausbruche des venetianischen Krieges im Jahre 1645. — Die Insel Candia unter der Herrschaft der Venetianer.

---

1) Murad's IV. letzte Lebenstage und Sultan Ibrahim's Thronbesteigung. — Seine Persönlichkeit und sein Charakter.

Als Sultan Murad im Juni 1639 als Triumphator von dem persischen Feldzuge zurückkehrte, war die Krankheit, welche er sich durch unmäßige Ausschweifungen bei Wein und Weibern, fortwährende körperliche Anstrengungen, vielleicht auch den beständigen geistigen Überreiz tyrannischer Laune zugezogen hatte, schon bis zu tödtlicher Entwickelung gediehen. Weder die Warnungen seiner Ärzte, noch die Vorstellungen des Mufti und die Bitten der geliebtesten seiner Frauen vermochten ihn zu Vernunft und Mäßigung zurückzuführen. Wehe der Unglücklichen, die sich mit ihren Mahnungen in einer unseligen Stunde seinem Zorne auszusetzen wagte! Er

1) Rycaut a. a. O. p. 188. Hammer a. a. O. S. 342—346.

war im Stande, sie auf der Stelle den fürchterlichsten Ahndungen seines gereizten Unmuths preiszugeben [1]).

Noch einmal lebte eine schwache Hoffnung wieder auf, daß am Ende doch noch seine bessere Natur den Sieg davontragen und sein Dasein fristen könne, als er sich einige Monate lang, namentlich zur Zeit des Ramazan, des großen Fastenmonats, sichtlich der Enthaltsamkeit befleißigte. Der Wunsch, seinen abgematteten Körper zu neuen großen kriegerischen Unternehmungen zu stärken, soll der mächtigste Beweggrund zu dieser unerwarteten Umwandlung seines Wesens gewesen sein. Auch ließ er in der That während des Winters bedeutende Rüstungen zu Land und zu Wasser vornehmen. Zu welchem Zwecke, das war das Geheimniß seines verschlossenen Geistes. Vielleicht wußte er es selbst noch nicht. Nur so viel konnte man ahnen, daß er es damit auf einen großen Schlag gegen die christliche Welt abgesehen habe, welcher zum Heile derselben durch sein zeitiges Ende abgewendet wurde [2]).

Denn jene erzwungene Enthaltsamkeit war nur ein letzter schwacher Lichtstrahl in dem dunkeln Leben dieses Tyrannen, welcher die schwerste der Tugenden, die Selbstbeherrschung, nie gekannt hatte. Gleich zu Anfang des Beiram ergab er sich mit ungezügelter Lust aufs Neue seinen alten Ausschweifungen. Übermäßiger Genuß der stärksten Weine und der reizbarsten gebrannten Wasser bei einem Trinkgelage,

1) Du Loir Voyages p. 106 fg. hat die besten Nachrichten über Murad's letzte Krankheit und Tod. Er war damals in Constantinopel und befand sich, wie er p. 76 selbst sagt, vorzüglich durch seine Verbindungen mit dem Sohne des französischen Gesandten, Herrn von Cesy, in der Lage, sehr gut unterrichtet zu sein. „Quelque amour qu'il eust pour ses Dames", sagt er unter Anderem von Murad, „et quelque credit qu'elles eussent sur son esprit, elles n'avoient peu rien gaigner. On dit mesme q'une en avoit perdu la vie et que par une brutalité barbare, il luy avoit déchiré le ventre avec un poignard pour n'avoir peu souffrir les reproches qu'elle luy faisoit."

2) Du Loir a. a. O. p. 107: „Il avoit donné ordre à de très-grands préparatifs de guerre et la pensée des effets qu'il s'en promettoit, charmoit les ennuys de son indisposition."

welches sein Günstling Mustafa, der Einzige, welcher vielleicht noch über seinen Geist Gewalt gewonnen hätte, ihm zu Ehren veranstaltet, brachte die Krankheit, eine mit heftigen Lendenschmerzen verbundene Gicht, zu tödtlicher Krisis [1]). Der fünfzehntägige Todeskampf Murad's war fürchterlich wie seine siebenzehnjährige Regierung. Schrecken und Entsetzen herrschten selbst noch an seinem Sterbelager, dem Niemand ohne Zittern zu nahen wagte. Schon als er sich verloren glaubte, raffte er im äußersten Fieberparoxismus noch alle seine Kräfte zusammen, um seine Ärzte niederzustoßen, wenn sie nicht im Stande wären, ihm Rettung zu schaffen [2]).

Dann verlangte er mit Ungestüm die Hinrichtung seines einzigen noch lebenden Bruders Ibrahim, des Thronerben, sei es, daß er, wie man vielfach glaubte, in teuflischer Lust das Reich nach seinem Ableben der Anarchie und der Verwirrung, mit einem Worte dem Untergange preisgegeben wissen wollte, oder den Thron seiner Väter nicht mehr den entarteten Sprossen seines Stammes, sondern dem Auserwählten seines Herzens, dem Günstling Mustafa zugedacht hatte [3]). Nur der sorgsamen Dazwischenkunft der Sultanin-

1) Du Loir Voyages p. 110: „Il beut tant de vin, et de grands tasses d'eau de vie ambrée et musquée, que la fumée de ces liqueurs luy donna une fièvre qui luy osta la vie.“ — Wie schön wissen aber die osmanischen Chronisten diese Völlerei mit poetischer Überschwänglichkeit zu bemänteln. „Nachdem er“, heißt es z. B. bei einem derselben, nach Hammer a. a. O. S. 285, „sich von der Tochter der Rebe, welcher er mit Lieb und Wollust ergeben war, einige Zeit hindurch geschieden, und der Morgenbecher, der seit mehreren Jahren auf dem Brautbette der Lust geglänzt, sich in dem Spiegel seiner Gunst drei bis vier Monate nicht abgespiegelt hatte, perlte der Morgentrunk am ersten Tage des Festes, wahrscheinlich auf Bitte einiger innigsten Vertrauten, wieder in der Gesellschaft des Schahs aus dem Krystallbecher hervor, und auf das Zubringen silberbuschiger Schenken begann er wieder die Rubinlippen des rosenschäumenden Glases zu küssen.“ Dieses verhängnißvolle Gelag fand am Morgen des ersten Beiramstages statt, gleich nachdem Murad in feierlichem Aufzuge die Moschee Sultan Ahmed's verlassen hatte.

2) Derselbe p. 111.

3) Derselbe ebend.: „L'amitié qu'il avoit pour Mustapha Capoudan Pacha luy fist former ce funeste dessein contre son propre

Mutter gelang es, die Ausführung des zwei Mal erlassenen Blutbefehls zu hindern, dem selbst der Mufti seine Zustimmung nicht zu verweigern gewagt hatte. Entsetzlich war der Augenblick, als der sterbende Sultan, nachdem man ihn von der angeblich wirklich erfolgten Hinrichtung in Kenntniß gesetzt hatte, nun auch noch darauf bestand, daß man den entseelten Körper des Ermordeten vor sein Lager bringe, damit er sich an dessen Anblick wieder stärke und erhebe. Die Einsprache der Ärzte, daß eine solche Aufregung ihm gefährlich werden könne, und die sichtliche Zögerung seiner Diener, diesem Befehle zu gehorchen, steigerte seine Wuth bis zum äußersten Paroxismus des tödtlichen Fiebers. Er sprang selbst noch einmal von dem Lager auf, um hinauszueilen und sich von der Wahrheit der Aussage seiner Sklaven zu überzeugen. Erschöpft und ohnmächtig sank er auf das Lager zurück und verschied kurz darauf (am 9. Februar 1640) in den Armen 1640
seines Günstlings Mustafa, welcher den Leichnam noch bis zum Erkalten krampfhaft umklammert hielt [1]).

Er war in der That der Einzige, welcher an diesem Sterbelager nicht ohne Mitgefühl weilte und den Verlust des Gebieters, an den ihn von Jugend auf eine innigere und aufrichtigere gegenseitige Zuneigung gefesselt hatte, tief empfand. Voll Verzweiflung wollte er sich selbst das Leben nehmen, als er sich überzeugen mußte, daß Murad's Geist gewichen sei. Nur mit Mühe konnten es die Umstehenden verhindern, daß er sich von der Höhe des Balkons herabstürzte, welcher sich vor dem Sterbegemach befand. Selbst Tyrannen, wie dieser Murad, mögen solche Freunde haben [2]).

sang. Il vouloit laisser l'empire vaquant d'heritiers et d'ennemis à ce favory, qui estant fort aimé de la milice pouvoit aisement s'en rendre maitre." Denn: Denkschrift des k. k. Residenten an der ottomanischen Pforte Johann Rudolf Schmid vom Jahre 1643, in Hormayr Neues Archiv für Geschichte, Staatenkunde u. s. w., Jahrgang 1829, Außerordentl. Beilage zu Nr. 25: „Dem Murad hat man hören sagen, sterbe der Ibrahim auch, und gehe nach mir zu grundt das Ottomanische Reich."

1) Du Loir p. 111—118.

2) Derselbe p. 119: „Les marques de l'extrême douleur de

Mustafa, ein Kaufmannssohn aus Bosnien, war als Zehentknabe ein Zögling der Pagenkammern, wo er, mit Murad fast gleichen Alters — dieser hatte, als er starb, noch nicht das 30. Jahr erreicht — sich durch einnehmendes Äußere, große körperliche Gewandtheit in allen ritterlichen Übungen, welche der junge Sultan selbst leidenschaftlich liebte, und durch hervorragende Eigenschaften des Geistes die Gunst desselben in unbegrenztem Maße zu erwerben wußte. Murad zog ihn bald in seinen vertrautesten Umgang, überhäufte ihn mit seinen Wohlthaten und seinen Schätzen, und gestattete ihm den entschiedensten Einfluß auf seine eigenen Entschlüsse und die Leitung der Staatsgeschäfte. Schon als Silihdar oder Waffenträger des Sultans, wider allen bisherigen Staatsgebrauch, zum Wesir und dann zum Kapudan-Pascha ernannt, hatte er die ihm angebotene Stelle des Großwesirs, als zu lästig, verschmäht, hielt es aber auch unter seiner Würde, als zweiter Wesir an den Sitzungen des Diwans Theil zu nehmen, weil er in seinem Übermuthe dem Großwesir nicht den Platz über sich einräumen wollte. Er verfügte ja ohnehin über alle Ehrenstellen und Ämter, und hatte von der unbeschränkten Gunst seines Gebieters noch dadurch einen ganz besondern Beweis erhalten, daß dieser ihm nicht nur die Hand seiner ältesten elfjährigen Tochter bestimmt hatte, sondern für ihn auch eine eigene Leibwache errichtete, welche, 3000 M. stark, einzig und allein seinen Befehlen gehorchen sollte [1]). Erklärt sich hieraus zur Genüge der Schmerz, welcher

ce favori prouvent assez que l'amitié qu'il avoit pour son Prince estoit plus noble que celle de l'ordinaire des Courtisans qui aiment mieux la faveur de leur maistre que leur personne."

1) Du Loir p. 109. „Sa faveur estoit extrème, mais l'affection qu'il avoit pour son Prince n'estoit pas moindre et il en savoit si bien menager l'esprit et l'humeur qu'il en estoit absolument le maistre." Hiermit übereinstimmend charakterisirt namentlich auch die Relatione di Costantinopli nello 1637, Mspt. Inform. Polit. T. XI, fol. 587 fg. das Verhältniß zwischen Murad und Mustafa noch schärfer und genauer. Er habe nicht im Diwan erscheinen wollen, heißt es da, „tenendosi di maggior conditione di quello (des Großwesirs), non havendo lui quella carica per non haverla voluta come laboriosa;

Mustafa am Sterbelager Murad's übermannte, so wird es auf der andern Seite nicht minder begreiflich, wie dieser Günstling schon bei Lebzeiten des Sultans und nach seinem Tode der Gegenstand der Furcht, des Hasses und der Verfolgung seiner Gegner werden mußte.

War aber überhaupt der frühzeitige Tod Murad's nicht geeignet, besondere Theilnahme zu erwecken, so fehlte es doch nicht an unparteiischen Stimmen, welche den Lichtseiten seiner Schreckensherrschaft die gerechte Würdigung nicht versagten. Man mußte anerkennen, daß der Geist des Aufruhrs und der Anarchie, welcher in den ersten Jahren seiner Regierung geherrscht hatte, nach und nach wieder dem Geiste der Ordnung und der Gesetzlichkeit gewichen war. Furcht und Strenge hatten der erschlafften Staatsverwaltung wieder mehr Halt und Festigkeit verliehen, wenn auch die Grundübel, an denen sie zu leiden hatte, am wenigsten durch die Mittel zu heben waren, welche Sultan Murad in Anwendung gebracht hatte. Das Heer war besser organisirt und schien, von krankhaften Auswüchsen mehr gereinigt, sich noch einmal zu alter Kraft und Tüchtigkeit erheben zu wollen. Im Staatshaushalt machte sich mehr Ordnung und Regelmäßigkeit bemerklich. Dem seit undenklichen Zeiten eingerissenen Unfug der Unterschleife, der Bestechlichkeit, der Veruntreuung und der Verschleuderung der öffentlichen Gelder war durch die Bestrafung der Schuldigen wenigstens einigermaßen Einhalt gethan worden. Die Steuerregister wurden nicht mehr der Willkür und der Habsucht der Sipahis oder der Janitscharen preisgegeben. Auch fingen die Staatseinkünfte an, sich wieder etwas zu heben. Wäre nur nicht, was da auf der einen Seite gewonnen wurde, auf der andern durch die unersättliche Geldgier des Sultans wieder verloren gegangen, dem am Ende jedes Mittel gerecht war, wenn es nur dazu dienen konnte, das todte

ma non haverla potuta ottenere". Und dann über die für ihn errichtete Leibwache: „Tant' ama questo giovene il Gran Signore, che non ha stimato pericolarsi l'Imperio per palesare la stima che fa di lui, havendo eletto una nuova militia di gente a piedi di tre mitia soldati destinatala all' obedienza assoluta del Beg sopradetto."

Capital seines Schatzes zu vergrößern. Wie viele jener offenen und geheimen Hinrichtungen, welche sich wie ein in Blut getränkter Faden durch seine Regierung hindurchziehen, mögen gerade dadurch veranlaßt worden sein. Wenigstens wollte man behaupten, daß der sehr fühlbare Mangel an tüchtigen Männern im Heere und in der Verwaltung vorzüglich mit jenem heillosen System der Bereicherung des großherrlichen Schatzes durch das eingezogene Vermögen, gleichviel ob mit Recht oder Unrecht, hingerichteter Staatsbeamten zuzuschreiben sei [1]).

Dem sei jedoch wie ihm wolle: waren durch die tyrannische Regierung Sultan Murad's wirklich wieder Elemente gewonnen, welche eine kräftigere Entwickelung, eine nochmalige Erhebung des osmanischen Reiches möglich gemacht hätten, so kam eben Alles darauf an, daß sein Nachfolger der schweren Aufgabe gewachsen gewesen wäre, mit diesen Elementen die Wiederherstellung der osmanischen Macht und Größe auf die rechte Weise zu erwünschtem Ziele zu führen. In dieser Hinsicht waltete aber gerade ein Unstern über den Geschicken des osmanischen Reiches.

Ibrahim, der jüngste Bruder Sultan Murad's, welcher jetzt wider Erwarten berufen war, diese schwere Aufgabe zu lösen, hatte bis dahin sein trauriges Dasein, unter beständiger Todesangst, in den ihm angewiesenen Gemächern des Harem, dem Prinzenkäfig, in Wollust und Weichlichkeit hingebracht. Eine schon völlig entnervte Natur, bebte er, wie es scheint, selbst vor dem Gedanken zurück, daß er sich solcher Last unterziehen solle. Noch immer in dem Wahne, daß man ihn nur seinem Versteck entziehen wolle, um ihn vor den Augen seines Bruders hinzumorden, mußte er mit Gewalt nach dem Sterbegemach Murad's geschleppt werden, und

1) Licht- und Schattenseiten der Regierung Murad's IV. werden in dieser Beziehung vorzüglich in der eben genannten Relatione di 1637 scharf hervorgehoben. „Et quella spada", heißt es da z. B. fol. 568 v., „che l'arrichi de' pretiosi metalli (durch Hinrichtung begüterter Beamten, deren Vermögen dann immer dem Schatze des Sultans verfallen war) l'ha impoverito di huomini di valore e prudenza tanto nella professione militare quanto nel maneggio di stato."

empfing, erst nachdem er sich hier selbst von dem Tode desselben überzeugt hatte, in dem Thronsaale, noch halb ohnmächtig vor Schrecken, die Huldigung des Hofstaates und der Würdenträger des Reiches [1]).

Seine erste Sorge war die feierliche Bestattung des während seines Lebens von ihm so sehr gefürchteten Bruders. Er begleitete in Trauerkleidern den Sarg selbst bis zu den Pforten des Serai, und verfolgte ihn noch so lange mit seinen Blicken, bis er sich überzeugt hatte, daß er den Weg nach den Grabgewölben der Moschee Sultan Ahmed's eingeschlagen habe, wohin ihn, von zwölf Muteferrika getragen, die Wesire und die hohen Reichsbeamten begleiteten.

Im Übrigen ging dieser Thronwechsel ruhig und ohne die gefürchteten Erschütterungen vorüber. Constantinopel nahm die Nachricht davon mit Gleichgültigkeit, zum Theil mit Freude auf, als sie am andern Morgen auf allen öffentlichen Plätzen und von den Minarets herab verkündet wurde. Selbst die Janitscharen und Sipahis verhielten sich ruhig, wie es scheint, in der Erwartung, daß ihnen das schlaffere Regiment Ibrahim's bessere Tage bringen werde. Die gewöhnlichen Plünderungen der christlichen und jüdischen Kaufläden fanden nicht statt, und das Thronbesteigungsgeschenk wurde dieses Mal nicht mit Ungestüm verlangt. Sieben Tage nach Murad's Tode wurde die Säbelumgürtung zu Ejub mit den herkömmlichen Feierlichkeiten vollzogen, und gleich darauf bezeichnete der mit großer Pracht ausgestattete Einzug des neuen Sultans in die Stadt und das Serai gleichsam den förmlichen Antritt seiner Regierung [2]).

Als Ibrahim den Thron bestieg, hatte er noch nicht das 25. Jahr vollendet. Sein Äußeres, eine lange, wohlgebildete Gestalt, war eher einnehmend als abstoßend. Nicht

1) Du Loir, p. 119: „Quand on alla le saluër Empereur, il estoit dans une si grande apprehension de la mort. . . . qu'il estoit tombé dans un evanouissement dont il n'estoit pas bien revenu. De plus il doutoit encore que Sultan Mourat ne feignit d'estre mort pour avoir le plaisir de le voir estrangler en sa presence."

2) Genau beschrieben von Du Loir, p. 126—131, der davon als Augenzeuge spricht.

ohne Würde in seiner Haltung, machte er auf den ersten Anblick, wie z. B. der Resident Schmid versichert, der ihn oft zu sehen Gelegenheit hatte, selbst den Eindruck eines „wackern Fürsten". Bald aber wurde man durch sein unstätes Wesen, die üble Gewohnheit fratzenhafter Geberden mit Mund und Händen, und sein seltsames Hinbrüten im verlorenen Selbstgespräch auf die unangenehmste Weise enttäuscht. Dabei fehlte es ihm nicht an geistigen Anlagen und einem gewissen Mutterwitz. Allein die lange Gefangenschaft und der übermäßige Genuß der Weiber hatten seinen Geist und seinen Körper längst schon so zerrüttet, daß bei ihm weder von Selbständigkeit des Willens und des Charakters, noch von irgend einer ernsten Beschäftigung, am wenigsten einer wirklichen Theilnahme an der Staatsregierung mehr die Rede sein konnte. Er lebte eigentlich nur noch seiner Leidenschaft für Weiber, Wohlgerüche, Blumen, prachtvolle Stoffe und kostbares Pelzwerk. Nur dann und wann mochte er sich an den Freuden des edeln Waidwerks ergötzen. Die meiste Zeit brachte er, als Sklave seiner Sklavinnen, im Innersten des Harems bei Gauklern, Possenreißern, Sängern und Musikanten hin, an welche er, so weit er überhaupt noch Herr seiner selbst war, seine Gunst und seine Schätze verschleuderte [1]).

Herrschaft des Harems war daher auch der Grundcharakter der Regierung Sultan Ibrahim's, an deren Spitze zunächst die schlaue und gewandte Sultanin-Mutter, Kösem, blieb. Ihr zur Seite stand der Großwesir Kara Mustafa-Pascha, ein stolzer, hochbegabter Albaneser, welcher sich durch ungemeine Thätigkeit und seltene Gewandtheit in der Führung

1) Die besten Notizen über Charakter und Persönlichkeit Ibrahim's gibt der kaiserliche Resident Schmid in seiner „Denkschrift" a. a. O. „Der jetzige Türkische Kayßer", heißt es da, „ist eine schöne, lange, woll proporzionierte Person. Ein jeder, der ihn sieht, wurde dem Ansehn nach für einen Wackhern Fürsten ihn halten, wann bißweillen wegen der an ihm observierenden selzamen geberdten nit zu tadlen wehre. Er krümbt gemeiniglich den halß, bisweilen auch gar häßlich das Maul.... Fantasirt auch zur Zeitten mit ihm allein so waik, daß er seiner vergießt, mit sich selbst rede.... Etliche sagen, daß er zu Zeitten gar witzig seye, u. s. w."

der Staatsgeschäfte schon das Vertrauen Sultan Murad's — er bekleidete seine Stelle bereits seit dem Ende des Jahres 1638 — in hohem Grade erworben hatte. Man rühmte ihm namentlich seine Unbestechlichkeit nach, damals eine der seltensten Tugenden, die aber nicht wenig dazu beitrug, seinen Sturz zu beschleunigen, weil er sie mit unerbittlicher Strenge auch von Andern geübt wissen wollte, was ihm natürlich viele Feinde zuzog [1]).

Jedoch war die Sultanin klug genug, den Einflüsterungen derselben gegen ihn, obgleich sie mit ihm in ziemlich gespannten Verhältnissen lebte, wenigstens anfangs kein Gehör zu leihen. Denn er hatte es vortrefflich verstanden, sich sogleich auch in der Gunst Ibrahim's so festzusetzen, daß er ihm unentbehrlich wurde und es Niemand wagen konnte, gegen ihn aufzutreten. Es gelang ihm im Gegentheil bald alle seine Nebenbuhler aus der Nähe des Sultans zu verdrängen, unter denen der ihm längst bis in den Tod verhaßte Günstling Sultan Murad's, Mustafa, den ersten Platz einnahm.

Er legte diesem zur Last, daß er sich unrechtmäßiger Weise die Einkünfte der Insel Cypern angemaßt habe, und setzte es dann, da er seine Schuld durch die Rückzahlung der betreffenden Summe indirect eingestand, auch sogleich durch, daß er seiner Stelle als Kapudan-Pascha entsetzt und als Statthalter nach Ofen verwiesen wurde. Aber auch dahin kam er nicht einmal. Vorzüglich auf Zureden des kaiserlichen

1) Auch die Charakteristiken, welche Schmid a. a. O. von der Sultanin-Mutter und dem Großwesir entwirft, sind jedenfalls wahr, scharf und treffend. „Man helt sie", meint er von jener, „für eine Listige Prinzessinn. Sie hat anfangs in des Reichs Governo sich einmischen und etwas zu scharff den Groß Wesir hoffmeistern wollen. Weillen aber jeziger Zeit an der Ottomanischen Porten der Sultanen Autoritet nit sehr weit sich erstrecken, hat die Valida nachgeben und mit dem Groß Wesir ihr habende picca disimuliren müssen." — Und dann: „Der Groß Wesir ist ein langer, starkher, unmüssiger Man, eufferig und geschwind in allen seinen Sachen, hat einen übermüthigen hoffährtigen Geist.... Sonsten spühret man an dießem Wesir ein treffliches Ingenio und von Natur so schöne gaben, die, wann nit so viel barbarische Vitii drunder gemischt hette, an ihme zu admirieren wären."

Residenten Schmid, welcher Mustafa als einen hochfahrenden, unruhigen Kopf darzustellen wußte, der an den Grenzen viel Ungelegenheiten verursachen könne, nahm der Großwesir die bereits erfolgte Ernennung wieder zurück und wies nun Mustafa die unbedeutende Statthalterschaft von Temeswar zum Verbannungsort an. Unglücklicherweise stürzte ihn hier die Gunst der Sultanin-Mutter vollends ins Verderben. Denn da diese allen ihren Einfluß aufbot, die Zurückberufung Mustafa's zu erwirken und die ihm bereits von dem verstorbenen Großherrn zugesagte Vermählung mit der einzigen Tochter desselben, der Prinzessin Kia, doch noch zu Stande zu bringen, nahm der Großwesir zum äußersten Mittel, sich seiner zu entledigen, seine Zuflucht, indem er den schwachen Sultan zwang, sein Todesurtheil zu unterzeichnen, welches
1642 auch sofort, bereits im Mai 1642, zu Temeswar vollzogen wurde [1]).

Dies war indessen nicht die einzige namhafte Hinrichtung, welche in den ersten Jahren der durch Weichlichkeit und Luxus charakterisirten Regierung Ibrahim's an die Strenge und Unerbittlichkeit Murad's IV. erinnerte. In Asien hatte um dieselbe Zeit der Statthalter von Erzerum, Husein, Sohn des ehemaligen Großwesirs Nassuh-Pascha, die Fahne des Aufruhrs erhoben und schien nicht abgeneigt, unter dem Vorwande persönlicher Feindschaft gegen Kara-Mustafa, die Rolle Abasa-Pascha's erneuern zu wollen. An der Spitze eines Rebellenhaufens durcheilte er ganz Kleinasien, schlug den gegen ihn ausgeschickten Pascha von Siwas bei Kaissarije zurück und kam ungehindert bis in die Nähe von Skutari. Von hier ließ er sich aber unvorsichtigerweise durch falsche Vorspiegelungen — es wurde ihm die Statthalterschaft von Rumili geboten — nach Europa hinüberlocken, ergriff, als er den Verrath merkte, die Flucht, um bei dem Tataren-Chan eine Freistatt zu suchen, wurde aber schon bei Rustschuk eingeholt und gefangen nach Constantinopel zurückgebracht, wo er vor

1) Du Loir, p. 123—126. Schmid a. a. O., wo er selbst erzählt, daß er bei der gegen Mustafa angezettelten Intrigue die Hände mit im Spiele hatte.

den Augen des Großwesirs, angeblich unter den entsetzlichsten Martern, sammt den Vornehmsten seiner Anhänger hingerichtet wurde.

Gleiches Verhängniß traf einen der verwegensten Parteigänger Husein-Nassusahde's, den abgesetzten Statthalter von Ssafed, Sulfikarpascha. Er ließ sich, als er Husein schon bis Konia nachgerückt war, durch das ihm trügerischerweise gemachte Anerbieten der Statthalterschaft der Insel Cypern bethören, eilte dahin, wurde aber bei einem Feste auf dem dort liegenden Admiralsschiffe des Kapudan-Pascha Piale ergriffen und auf der Stelle hingerichtet.

Endlich ereilte jetzt auch einen der schwersten Dränger des Reiches, den durch seine Erpressungen schon seit undenklichen Jahren verrufenen Statthalter von Rumili, den siebenzigjährigen Faikpascha, die gerechte Rache. Nach Constantinopel beschieden, wollte er versuchen, sich noch einmal vor dem Tribunal des Großherrn zu rechtfertigen. Allein da auch der Ausspruch des Mufti gegen ihn lautete, konnte ihn selbst die Verwendung des Großwesirs, welcher ihm persönlich wohlwollte, nicht mehr retten. Er wurde im März 1643 im Hofe 1643
des Serai enthauptet [1]).

Der vergebliche Versuch Kara Mustafa's, des Großwesirs, diesen seinen Schützling zu retten, galt übrigens für ein untrügliches Wahrzeichen seines eigenen nahe bevorstehenden Falles. Wegen seiner Strenge und Gewissenhaftigkeit, namentlich in Allem, was sich auf die Verwaltung des öffentlichen Schatzes und des Steuerwesens bezog, hatte er die Gunst des Volkes und des Heeres längst verscherzt. Seine bedeutendsten Reformen, wodurch er die Wiederherstellung des Reiches auf dem von Sultan Murad gelegten Grunde zu erzielen hoffte, wie namentlich die Beschränkung der unnöthigen Ausgaben für Heer und Flotte — er hatte z. B. die Zahl der wirklich dienstfähigen Sipahis und Janitscharen wieder auf respective 12,000 und 17,000 M. herabgesetzt und die der Galeeren, welche im Archipel stehend unterhalten

1) Naima und andere osmanische Quellen bei Hammer O. G. Bd. V, S. 315 fg.

werden sollten, auf 40 normirt —, ferner der Versuch, durch Herstellung eines neuen Katasters eine gleichmäßigere, gerechtere und ergiebigere Besteuerung einzuführen, eine bessere Marktordnung und endlich die Verbesserung des Münzwesens, freilich lauter Maßregeln, die nur mit Energie und Gewaltmitteln und nicht ohne Benachtheiligung vielfacher Privatinteressen verwirklicht werden konnten, hatten ihm viele und mächtige Feinde zugezogen. Es konnte also nicht an Aufhetzereien und Anschwärzungen gegen ihn fehlen, welche von der Partei des Serai und den einflußreichen Persönlichkeiten des Harems benutzt wurden, nach und nach auch den schwachen und wankelmüthigen Geist Ibrahim's gegen ihn einzunehmen.

Mit der Sultanin-Mutter, welche ihn seit der Hinrichtung des Günstlings Mustafa mit dem unversöhnlichsten Hasse verfolgte, hatten sich vorzüglich drei Männer zu seinem Untergange verschworen: der Wesir der Kuppel Sultansade-Mohammedpascha, welchen er zuletzt noch dadurch unschädlich zu machen versucht hatte, daß er ihn nach der Statthalterschaft von Damaskus verwiesen hatte, der Waffenträger Jusuf, Ibrahim's Günstling, und der Sultanslehrer Dschindschi Chodscha, welcher seine Erhebung dem sonderbaren Glauben zu verdanken hatte, daß er sich im Besitze gewisser Zauber- und Beschwörungsformeln befinde, wodurch er die durch übermäßige Ausschweifungen herbeigeführten Ohnmachten und bösen Zufälle des Sultans zu heben und abzuwenden im Stande sei. Es wurde diesem Triumvirat, im Einverständniß mit der Sultanin-Mutter, nicht sehr schwer, das verhaßte Sparsystem des Großwesirs in dem nachtheiligen Lichte der Veruntreuung öffentlicher Gelder darzustellen, welche keinen andern Zweck habe, als seine eigene Kasse zu füllen. Es bedurfte nur noch eines kleinen Anlasses, um sein Geschick zu vollenden. Der Mismuth der Janitscharen, welchen er am Ende noch durch übel angebrachte Geldspenden zu beschwichtigen hoffte, trieb den schwachen Sultan zum Äußersten. Sie verlangten, von der Partei des Serai aufgewiegelt, geradezu den Kopf des ihnen verhaßten Großwesirs, und Ibrahim hatte den Muth nicht, zu widerstehen. Er kündigte seinem treuesten

Diener, der festesten Stütze des Thrones und des Reiches gegen die vernichtenden Einflüsse des Harems, selbst das Todesurtheil an. Vergeblich suchte Kara Mustafa sich im äußersten Momente durch die Flucht zu retten. Er wurde in seinem Versteck aufgefunden, von seinen Henkern, gegen welche er sein Leben bis zum letzten Augenblick nicht ohne Heldenmuth vertheidigte, übermannt, und auf den wiederholten ausdrücklichen Befehl des Sultans sofort hingerichtet [1]).

Der Untergang dieses Großwesirs am 22. März 1643 1643
bildet in der Geschichte der Regierung Sultan Ibrahim's, und mithin des osmanischen Reiches überhaupt, auch insofern einen bedeutungsvollen Abschnitt, als er den letzten schwachen Damm durchbrach, welcher bis dahin noch den überfluthenden Einflüssen absoluter Haremstyrannei entgegengestanden hatte. Wäre es Kara Mustafa gelungen, sich gegen dieselben zu halten, so würde er, noch in der Kraft der Jahre — er hatte noch nicht das 50. Jahr seines Alters erreicht — durch sein mit Energie und Consequenz durchgeführtes System tiefeingreifender innerer Reformen dem Reiche vielleicht eine bessere Zukunft gesichert haben, zumal da auch seine im Ganzen genommen friedliche Politik nach außen hin eine fruchtbringende Entwickelung der einmal gewonnenen Resultate für die Dauer begünstigen und verbürgen zu müssen schien.

Dies änderte sich jetzt in beiden Richtungen. Die alten Misbräuche gewannen unter der unumschränkten Herrschaft der Sultanin und des zum Großwesir ernannten Mohammed Sultansade schnell wieder Gewalt über die noch im Keime befindlichen Elemente einer bessern Reichsverwaltung, während falscher Ehrgeiz und Übermuth der zeitigen Machthaber und ihrer Helfershelfer das Reich nun bald in einen langwierigen und hartnäckigen Krieg verwickelten, in welchem einzelne scheinbar glänzende Waffenthaten für die schweren Opfer, mit denen sie bezahlt werden mußten, sicherlich kein genügender Ersatz sein konnten. Erhob sich dadurch die osmanische Macht noch einmal zu einer gewissen Höhe, welche selbst die

1) Sehr genau und ausführlich, nach den genannten Quellen, bei Hammer a. a. O. S. 323—332.

christliche Welt noch eine Zeit lang über den fortschreitenden Verfall ihres innern Wesens täuschen mochte, so rächte sich am Ende doch die Überspannung aller Kräfte, wodurch einige energische Naturen sie auf dieser Höhe zu erhalten bemüht waren, nur zu sehr durch jene trostlose Erschöpfung, in welcher wir sie am Schlusse des Jahrhunderts dem nicht mehr abzuwendenden Verhängniß ihres schleunigen Unterganges zueilen sehen.

Hat für unsern Zweck das Einzelne jener Haremsregierung mit ihrem Luxus und ihren Ausschweifungen, ihren blutigen Gewaltthaten und ihrem kleinlichen Intriguenwesen, wovon vorzüglich die osmanischen Chronisten so viel zu berichten wissen, immerhin nur ein untergeordnetes Interesse, so nehmen dagegen die äußern Verhältnisse des Reichs unsere Aufmerksamkeit um so mehr in Anspruch, da sie für die fernere Gestaltung der Beziehungen der Mächte Europas zur Pforte von bedingendem und entscheidendem Einfluß waren. Wir wollen sie zunächst bis zu dem Ausbruche des Krieges mit der Republik Venedig herabführen.

2) Beziehungen der Pforte zu den Mächten Europas bis zum Ausbruch des venetianischen Krieges im Jahre 1645.

Als Sultan Ibrahim den Thron bestieg, hatte der Verkehr zwischen den Mächten Europas und der Pforte im Allgemeinen einen friedlichen und freundschaftlichen Charakter angenommen, den man auch von beiden Seiten, wenigstens äußerlich, durch Beobachtung der Formen gegenseitiger diplomatischer Achtung zu erhalten und zu pflegen suchte. Den in Constantinopel durch stehende Gesandte vertretenen Staaten, wie namentlich England, Frankreich, Holland und Venedig, wurde der Regierungswechsel offiziell, zugleich mit der Versicherung fortdauernder Freundschaft, durch außerordentliche Botschaften kund gegeben, welche dann in gleicher Weise erwidert wurden, theils um dem Sultan zu seiner Thronbesteigung Glück zu wünschen, theils aber auch um die Erneuerung der bestehen-

den Capitulationen und Verträge zu erlangen, welche ohne Anstand gewährt wurde.

Auch mit den beiden nordischen Mächten, Polen und Rußland, war durch den Abzug der Kosaken aus Assow, wie wir gesehen haben, das gute Vernehmen so ziemlich wiederhergestellt worden; und so waren es eigentlich für jetzt nur die noch immer nicht auf befriedigende Weise erledigten und ausgeglichenen Händel zwischen dem Kaiser und der Pforte, welche einige Besorgnisse zu erregen geeignet gewesen wären. Denn obgleich der Wiener Hof sich beeilt hatte, Sultan Murad auf die Anzeige von den jüngsten Siegen in Persien, namentlich der Einnahme von Bagdad, durch einen außerordentlichen Internuntius, Freiherrn von Kinsky, seine Glückwünsche darzubringen, und dann die Pforte nicht unterlassen hatte, auch dem Kaiser den Thronwechsel mit dem Wunsche der Fortdauer des bestehenden Friedens durch einen besondern Gesandten anzuzeigen, welcher mit ansehnlichem Gefolge be- 1640
reits im April 1640 in Wien eintraf und am 1. Mai von dem Kaiser in feierlicher Audienz empfangen wurde, so hatten doch die Streifzüge, Räubereien und blutigen Händel an den Grenzen nach wie vor ihren Fortgang.

Noch in demselben Jahre brach z. B. ein türkischer Heerhaufen in Unter-Steiermark ein, drang plündernd und verheerend bis in die Gegend von Luttenberg und Radkersburg vor und zwang, allen Verträgen zuwider, mehrere Dörfer zur Anerkennung osmanischer Oberhoheit. Nicht besser erging es in Ungarn, wo die von dem Palatin ergriffenen Repressalien auch von Rakoczy benutzt wurden, die Absichten des Kaisers bei der Pforte möglichst zu verdächtigen. Gleichwol hielt es der letztere, so lange der Friede in Deutschland nicht hergestellt war, zumal da er auch auf dem damals in Regensburg abgehaltenen Reichstage in dieser Beziehung eine nichts weniger als günstige Stimmung vorfand, für das Angemessenste, vorerst noch darüber hinwegzusehen und die jüngste osmanische Botschaft durch eine ähnliche zu erwidern, deren Hauptzweck außer den üblichen Glückwünschen, die Befestigung des bestehenden Friedens sein sollte.

„Zugleich thun Wir Eurer Kaiserlichen Hoheit zu

wissen", heißt es in dem an Sultan Ibrahim gerichteten Beglaubigungsschreiben, welches der Kaiser am 21. December 1640 zu Regensburg dem mit dieser Sendung betrauten Ungarn Andreas Iszdency ausstellte, „daß Wir sehnlichst wünschen, daß das zwischen uns bestehende Freundschaftsbündniß auf die Dauer erhalten werde (stabile retineatur). Alle Unsere brüderliche Sorgfalt ist darauf gerichtet, und deshalb haben Wir auch Unsern genannten Gesandten besonders beauftragt, Alles, was den gegenseitigen Frieden und die Ruhe aller Uns unterworfenen Völker betrifft, vor Eurer kaiserlichen Hoheit offen darzulegen"[1]).

Dazu gehörten nun aber eben die Beschwerden über die unaufhörlichen Verletzungen des Friedens durch gewaltsame Übergriffe der osmanischen Statthalter in Ungarn auf das kaiserliche Gebiet, welche noch während Iszdency zu Constan-
1641 tinopel, wo er zu Ende April 1641 eingetroffen war, verweilte, namentlich von Kanischa aus, ohne alle Rücksichten stattfanden. Man überfiel Städte und Dörfer, brannte sie nieder und schleppte die Menschen zu Hunderten hinweg; und wenn dann Iszdency oder der kaiserliche Resident Schmid den Großwesir darüber zur Rede setzten, wies er sie kalt mit der Bemerkung ab, daß das Geschehene nicht zu ändern sei, oder wußte sie durch die bei der Pforte eingelaufenen nicht unbegründeten Klagen über ähnliche Übergriffe kaiserlicher Truppen auf osmanisches Gebiet zum Schweigen zu bringen.

Man kam am Ende dahin, daß man diesen heillosen Kriegszustand, den keine Macht zu heben im Stande war, von beiden Seiten kaum mehr als eine Verletzung des Friedens gelten lassen wollte, so lange er auf die verjährten Plänkeleien beschränkt blieb, welche die einzelnen Statthalter und Befehlshaber in den Grenzdistrikten auf eigene Faust unternahmen, ohne sich dabei des schweren Geschützes und des sonstigen zu einem planmäßigen Feldzuge erforderlichen Rüstzeuges zu bedienen[2]). Für den äußersten Fall blieb ja noch

1) Mitgetheilt von Katona, T. XXXII, p. 184.

2) Katona a. a. O. p. 183: „Mutuis id genus damnis, si tormentis res non ageretur, pax violari non putabatur."

immer das leidige Auskunftsmittel der trügerischen Verlängerung des Waffenstillstandes von Sitwatorok übrig, womit man sich nun schon so lange hingehalten hatte, ohne auch nur die geringste Veränderung eines kaum mehr zu ertragenden Zustandes zu erreichen. Auch jetzt nahm man, da von beiden Seiten das Verlangen, einen offenen Bruch zu vermeiden, gleich stark war, abermals seine Zuflucht dazu.

Bereits zu Anfang des Jahres 1642 wurden die beiderseitigen Bevollmächtigten ernannt, welche sich zu diesem Zwecke wieder zu Szön vereinigen sollten: von Seiten des Kaisers der Hofkriegsrath Gerhard von Questenberg, welchem der Bischof von Erlau, Georg Lippay, und der Kanzler von Ungarn, Freiherr Daniel Esterhazy von Galantha beigegeben waren; von Seiten der Pforte der Kapidschibaschi Osman-aga und der Defterdar von Ofen Mehemet-Effendi [1]). 1642

Insofern wurden die Verhandlungen anfangs etwas erschwert, als der Großwesir Kara Mustafa mit dem sonderbaren Verlangen hervortrat, daß die Pforte nur dann auf die gewünschte Verlängerung des Friedens eingehen könne, wenn sich der Kaiser zur abermaligen Entrichtung des im Vertrage von Sitwatorok festgesetzten Ehrengeschenks von 200,000 Thalern verstehen wolle. Nur aus Versehen sei diese Zahlung bei der letzten Friedenserneuerung unterblieben, welche sich nach dem Wortlaut des genannten Vertrags von selbst verstehe. Und zum Beweis dafür wurde den kaiserlichen Bevollmächtigten ein Exemplar der Friedensurkunde vom Jahre 1606 vorgelegt, in welchem bei dem betreffenden 11. Artikel trügerischerweise der ausdrückliche Zusatz: einmal für immer (semel pro semper) ausgelassen worden war.

1) Der Kaiser kündigte dem Großwesir die Ernennung seiner Bevollmächtigten bereits in dem Schreiben an, welches er dem Botschafter des Sultans, Mohammed Aga, den er in Erwiderung der Sendung Iszbency's am 7. October 1641 auf dem Reichstage zu Regensburg empfangen, bei seiner Rückkehr nach Constantinopel mitgegeben hatte. „Nos“, heißt es auch da wieder, „non nisi bonam salutaremque pacem desideramus; ex parte quoque vestra consimile studium optamus.... Hac via speramus antiquam pacem laesam instauratum iri.“ Daselbst, p. 194.

Überdies, fügte der Großwesir seiner Beweisführung hinzu, habe Gott den Osmanen drei Dinge verliehen: den Glauben, Tribut und das Schwert; die Pforte habe folglich auch das Recht, sie unter allen Umständen für sich in Anspruch zu nehmen[1]).

Zum Glück war die Pforte damals nicht in der Lage, dergleichen kühnen Forderungen sogleich thatsächlichen Nachdruck zu verleihen, und folglich wurde es, wie es scheint, den kaiserlichen Bevollmächtigten nicht sehr schwer, sie durch eine einfache, aber entschiedene Verweigerung zurückzuweisen. In dem Verlängerungsvertrag des Waffenstillstandes, welcher am
1642 19. März 1642 zu Szön unterzeichnet wurde, war wenigstens gar keine Rede davon. Die Hauptbestimmung desselben, gleich im ersten Artikel, beschränkte sich darauf, den noch übrigen elf Jahren, auf welche die Dauer des frühern Szöner Vertrags festgesetzt war, neun andere hinzuzufügen, so daß die Verlängerung im Ganzen wieder auf zwanzig Jahre ausgedehnt wurde. Sonst enthielt der Vertrag in den acht nachfolgenden Artikeln eigentlich gar nichts Neues. Es sollte nur eine etwas stärker betonte Wiederholung und Bestätigung Dessen sein, was früher schon in Sitwatorok, Wien, Komorn, Gyarmath und Szön vereinbart worden war. Die niemals zu erledigenden Punkte, wie der Streit um Waitzen und die vertragswidrig besetzten und besteuerten Dörfer, wurden, wie immer, an den schiedsrichterlichen Ausspruch der noch zu ernennenden Commissäre verwiesen[2]).

1) Bericht des Residenten Schmid: „Dio ha concesso alli Ottomani tre cose: fede, tributo e spada." Bei Hammer a. a. O. S. 305. Übrigens behandelte man den Kaiser bei der Pforte noch immer ziemlich geringfügig, und wollte ihm eigentlich die Ebenbürtigkeit oder Parität mit dem Sultan, die doch auch im Sitwatoroker Frieden ausdrücklich festgesetzt worden war (vergl. Bd. III, S. 618), noch gar nicht zugestehen. „Euer Kayßer", erklärte einmal der Mufti Jahja Effendi, ein sonst sehr wohlwollender Greis, um diese Zeit dem Residenten Schmid geradezu, „mag über alle Christlichen Potentaten der größte seyn; Uns gehet dieß nichts nit an: Aber bey dem Ottomanischen Kayßer, wann dessen Freundschaft will haben, muß er nachgeben, ihn Mehrers ehren und respectiren." Denkschrift a. a. O. S. 208.

2) Den vollständigen Text des Vertrags vom 19. März 1642 gibt Katona a. a. O. p. 211 sq.

Merkwürdigerweise wurde im 7. Artikel wieder ganz besonderes Gewicht auf die Aufrechterhaltung der Seitens der Pforte den geistlichen Brüderschaften katholischen Bekenntnisses in Ungarn, namentlich den Jesuiten zu Fünfkirchen, gewährleisteten Rechte und Freiheiten gelegt. Seinen guten Grund hatte dies darin, daß es um diese Zeit zwischen der Jesuitenmission an dem letztgenannten Orte und den dort ansässigen Protestanten zu sehr ärgerlichen Reibungen gekommen war. Die Erbitterung zwischen beiden war so groß, daß die letztern dem dortigen Beg **1000** Dukaten geboten haben sollen, wenn er sich dazu verstehen wolle, die Jesuiten ohne Weiteres spießen zu lassen, ein furchtbares Strafgericht, dem sie, wie es scheint, noch zu rechter Zeit dadurch entgingen, daß sie dem gegen sie aufgehetzten Pascha eine gleiche Summe erlegten [1]).

Wären aber auch sonst jetzt die Verhältnisse der Art gewesen, daß der Vertrag vom **19.** März wirklich die Grundlage eines gesicherten und dauernden Friedens hätte werden können, wie ihn namentlich der Kaiser sehnlichst wünschte, so war doch daran nicht zu denken, so lange Rakoczy, der Fürst von Siebenbürgen, nicht müde wurde, die Pforte gegen den Kaiser aufzureizen, um sich dann ihrer Hülfe zur Verwirklichung seiner eigenen ehrgeizigen Pläne zu bedienen. Denn er glaubte sich nun einmal die Gunst des Großherrn nicht besser sichern zu können, als wenn er die Absichten des Wiener Hofes auf die Alleinherrschaft in Ungarn dem Diwan in möglichst verdächtigem Lichte darzustellen bemüht wäre. Er brauchte diese Gunst aber jetzt vorzüglich zu zwei Dingen.

Einmal wollte er seinem Sohne die Nachfolge im Fürsten-

1) Kazius bei Katona p. 193: „Jesuitae Quinqueecclesienses Mahometem passam 1000 florenis (wahrscheinlich doch Goldgulden oder Dukaten) placarunt. Totidem namque florenos adversarii heterodoxi bego addixerant, si Jesuitis gravissimas illas atque acerbissimas impalationis poenas irrogaret.“ Das erklärt hinlänglich den VII. Art. des Vertrags vom 19. März 1642, welcher wörtlich dahin lautet: „Religiosi, Monachi, Jesuitae et sacerdotes religionis papae, qui Quinqueecclesiis et in aliis locis habitant, non affligentur, neque vexabuntur injuste: conservabuntur juxta capitulationes et decreta a porta obtenta, neque permittatur, ut sint molestati.“

thume von Siebenbürgen schon bei seinen Lebzeiten sichern; und da er dazu vor Allem der Zustimmung der Pforte bedurfte, so schickte er noch in demselben Jahre (1642), nachdem er bereits von den Ständen der zu einem Reichstage vereinigten drei Nationen, Magyaren, Szekler und Sachsen, in dieser Hinsicht einen günstigen Beschluß erlangt hatte, eine aus den Vertretern jener drei Nationen und seinem eigenen Bevollmächtigten bestehende Gesandtschaft nach Constantinopel, welche die Sache betreiben sollte, und suchte den Diwan auch dadurch bei guter Stimmung zu erhalten, daß er bald darauf durch einen zweiten Gesandten den festgesetzten Tribut und ansehnliche Ehrengeschenke für den Großherrn und die Wesire nachschickte [1]).

Dann hatte er sich zweitens mit Frankreich und Schweden in Unterhandlungen wegen Abschluß eines Waffenbündnisses gegen den Kaiser eingelassen, dessen Vollzug natürlich auch nicht ohne Wissen und Genehmigung der Pforte statt-
1643 finden konnte. Zu Anfang des Jahres 1643 war die Sache schon so weit gediehen, daß am 26. April zu Weißenburg in Siebenbürgen (Alba Julia) ein Bundesvertrag in zehn Artikeln unterzeichnet wurde, welcher durch eine am 10. Juli im Namen der Königin Christina von Schweden von ihrem Oberfeldherrn in Deutschland, Leonard Torstenson, ausgefertigte Ratificationsurkunde seine förmliche Bestätigung erhielt [2]).

„Vor Allem", so lautete gleich der erste Artikel dieses Vertrags, „muß der Fürst von Siebenbürgen von dem Kaiser der Türken die Erlaubniß (facultatem) erhalten, den Römischen Kaiser Ferdinand III. in Ungarn mit Krieg zu überziehen, so daß Seine Hoheit besagten Fürsten von Siebenbürgen, seine Gemahlin, Kinder und Nachfolger mit allen ihren Gütern, wo sie auch liegen mögen, unter Schutz und sicheres Geleit nehme, indem er ihm verspreche, ihn, im Fall

1) Kazius bei Katona, p. 190.

2) Beide, den Vertrag vom 26. April und die Bestätigungsurkunde Torstenson's, Datum in castris ad Dobisthan positis, 10. Julii 1643, gibt Katona, p. 237—245.

er und seine Anhänger in ihren Ländern bedrängt werden sollten, mit allen seinen Kräften gegen besagten Ferdinand zu unterstützen und zu beschützen. Sollte es aber durch ein Unglück, welches Gott verhüten möge, geschehen, daß der Fürst von Siebenbürgen und seine Erben durch die Übermacht ihrer Feinde vertrieben und ihres Fürstenthums beraubt würden, so wird Seine Hoheit alle ihre Streitkräfte aufbieten, um sie wieder in ihr Eigenthum einzusetzen."

Zu gleichen Diensten verpflichteten sich in den folgenden Artikeln auch die beiden Kronen von Frankreich und Schweden, indem sie Rakoczy, im Fall, daß er mit den Seinigen aus seinem Fürstenthume vertrieben werden sollte, ein Jahrgeld von 40,000 Reichsthalern und als Subsidien zur Führung des Krieges für das erste Jahr 200,000, und für die folgenden je 150,000 Scudi aussetzten, so wie auch in seinem Heere ein Hülfscorps von 3000 M. Fußvolk auf ihre Kosten anzuwerben und zu unterhalten versprachen. Zugleich wollten sie durch allen ihren Einfluß bei der Pforte, namentlich die Vermittelung ihrer respectiven Gesandten und Bevollmächtigten in Constantinopel, dahin zu wirken suchen, daß der zwischen dem Fürsten von Siebenbürgen und dem Sultan schon seit den Zeiten Suleiman's I. bestehende Friede für alle Zeiten, für Rakoczy sowol wie für seine Erben und Nachfolger, ungeschmälert aufrecht erhalten werde.

Während nun in diesem Sinne die siebenbürgischen und schwedischen Agenten, und vorzüglich auch der französische Gesandte zu Constantinopel, Herr de la Haye, eine vielseitige, keineswegs fruchtlose Thätigkeit entwickelten, konnten alle diese Umtriebe natürlich auch dem kaiserlichen Hofe zu Wien kein Geheimniß bleiben. Man erfuhr durch den Residenten Schmid, daß die Pforte nicht abgeneigt sei, auf die Anträge Rakoczy's und seiner Verbündeten einzugehen, und daß sie, obgleich ihre Streitkräfte unlängst erst durch den Feldzug gegen Assow bedeutend in Anspruch genommen worden waren, bereits im Stillen schon wieder Befehl ertheilt habe, die Truppen in Rumelien und an den Grenzen für alle Fälle in Bereitschaft zu halten [1]). Der Kaiser und seine

1) Der Resident Schmid wägt bei dieser Gelegenheit in einer

Räthe wurden daher auch ihrerseits wieder etwas zurückhaltender gegen die Pforte, und fanden es namentlich für gerathen, die Absendung der in dem jüngsten Szöner Vertrage ausbedungenen Großbotschaft, welche die noch streitigen Verhältnisse in Ordnung bringen sollte, vorerst zu unterlassen.

Gleichsam nur als Vorläufer derselben wurde in der Person des Protonotars für Böhmen, Alexander Grei-
1643 fenklau von Vollrath, im Frühjahre 1643 ein neuer Resident nach Constantinopel geschickt, welcher, außerdem, daß er Alles thun sollte, um den Frieden aufrecht zu erhalten, im Geheimen dahin instruirt war, die siebenbürgischen und schwedischen Intriguen möglichst zu überwachen und zu hintertreiben [1]). Greifenklau, welcher übrigens dieser schwierigen Sendung nicht eben gewachsen gewesen zu sein scheint, durch sein eigenwilliges und hochfahrendes Wesen viel verdarb, und auch mit dem Residenten Schmid, der das Terrain und die Persönlichkeiten genau kannte, gleich anfangs in ein ziemlich gespanntes Verhältniß gerieth [2]), hatte sich von Seiten des Großwesirs keineswegs des besten Empfangs zu erfreuen. Sein Begleiter für die ungarischen Geschäfte, der Abt von Földwar Georg Szeleptsenyi, ein gelehrter und gemäßigter Mann, wurde von dem Großwesir mit den gröbsten Schmähungen überhäuft und dann sogar ins Gefängniß

längern Auseinandersetzung seiner „Denkschrift" die Gründe, welche den Großwesir für oder gegen den Krieg mit dem Kaiser bestimmen könnten, genau gegeneinander ab, und kömmt am Ende, ungeachtet der friedlichen Gesinnung Kara Mustafa's, doch zu dem Resultate, „daß deß Groß Wessirs Bravaden nit so lähr, als vielleucht man hätte mögen vermeinen. Haimbliche Befelch sein abgangen, damit in gueter Bereitschafft sich halte das Romatische Volkh u. s. w." S. 207.

1) Das ihm ausgestellte kaiserliche Beglaubigungsschreiben an den Großwesir vom 18. Februar 1643: Katona, a. a. O. p. 236.

2) Schmid führt in seiner „Denkschrift" S. 207 bittere Klage darüber, daß Greifenklau überall seinen bessern Rath verschmähet und dadurch die Interessen des Kaisers schwer benachtheiliget habe: „Berührter Herr Greiffenklau präsumirte alles besser zu verstehen, als ich. Auf solche waiß hat er meinen getreuern Rath undt meine lang erworben experienz veracht, alles nach seinem Kopf richten, und überall ainiger actor sein wollen."

geworfen, als er es wagte, ihn, mit Hinblick auf das schwedische Bündniß, wegen der Rakoczy zugesagten Hülfe zur Rede zu setzen. Erst nachdem Szeleptsenyi in einer energischen Note (nervoso scripto) dargethan hatte, daß das Benehmen der Pforte gegen Rakoczy nicht nur dem bestehenden Frieden geradezu zuwider sei, sondern auch dem osmanischen Reiche selbst nur Nachtheil bringen könne, erhielt er seine Freiheit wieder und durfte ungestört nach Wien zurückkehren [1]).

Alle diese Vorstellungen würden aber sicherlich ebenso wenig gefruchtet haben, wie die wiederholten Botschaften an den Pascha von Ofen, Musa, wenn nicht die Sache Rakoczy's selbst bald eine ungünstige Wendung genommen hätte. Namentlich führte dieser Musa-Pascha, welcher Rakoczy besonders wohlwollte, gegen die Abgesandten des Palatin von Ungarn, Johann Zemleki und Stephan Chanko, eine sehr hochtrabende Sprache. Fünfzigtausend Mann, erklärte er ihnen ohne Weiteres, stehen in Pesth, Erlau, Belgrad und Sofia stets bereit, um dem ganzen heiligen Römischen Reiche Trotz zu bieten; es kümmere ihn daher auch nur sehr wenig, ob der Kaiser mit seinen Reichsfürsten in Frieden lebe oder nicht [2]). In Constantinopel ging man aber doch etwas behutsamer zu Werke und maß die weiteren Schritte nach dem Gange der Ereignisse ab.

So lange Rakoczy, welcher im Frühjahre 1644 mit 20,000 M. in Oberungarn eingebrochen war und schnell 1644
nacheinander Kaschau, Eperies und Lewentz hinweggenommen hatte, vom Waffenglücke begünstiget war, gab auch die Pforte seinen Anforderungen willig Gehör, ohne sich um die Einreden der kaiserlichen Agenten sonderlich viel zu kümmern. Auf das von ihm jetzt gestellte Verlangen, daß ihm, außer den bisher zugestandenen 7 Comitaten, in Oberungarn noch 6 andere bewilliget werden möchten, wofür er sogleich 25,000 und dann jährlich anstatt der bisherigen 20,000 fernerhin 40,000 Thlr. erlegen wolle, ging die Pforte unter der Bedingung ein, daß sie ihre Zustimmung geben werde, sobald

1) Kettler bei Katona, a. a. O. p. 218.

2) Nach dem ungedruckten Berichte der genannten Gesandten bei Hammer a. a. O. S. 349.

er die ersten 40,000 Thlr. entrichtet haben würde [1]). Ehe es aber dazu kam, verließ Rakoczy sein günstigeres Geschick. Denn obgleich das siegreiche Vordringen Torstenson's durch Mähren und Östreich bis in die Gegend von Wien auch ihm nur Vortheil bringen zu müssen schien, konnte er sich doch gegen die kaiserlichen Truppen, unter Götz und Puchheim, nicht halten, mußte, in mehreren Gefechten geschlagen, den Rückzug antreten und mit den Siegern Unterhandlungen anknüpfen, um nur zu retten, was noch zu retten war.

Da stimmte freilich auch die Pforte sogleich einen andern Ton gegen ihn an. Die erneuerten dringenden Vorstellungen des Bevollmächtigten Rakoczy's, Michael Maurer, wegen Bewilligung der 6 mit seinem bisherigen Besitzthum zu vereinigenden Comitate in Oberungarn blieben fernerhin unberücksichtiget, und auch die wiederholten Bitten desselben um eine nachdrücklichere Unterstützung seiner Sache, die er selbst nach den bereits erlittenen Niederlagen in Constantinopel noch immer im günstigsten Lichte darzustellen bemüht war, durch Gewährung eines osmanischen Hülfscorps fanden kein Gehör mehr. Rakoczy konnte es nicht einmal mehr durchsetzen, daß ihm die 2000 Reiter belassen wurden, welche die Fürsten der Moldau und Walachei, auf Befehl der Pforte, zu seinem Heere gestellt hatten, oder daß ihm wenigstens ein kleines Hülfscorps von 1000 Tataren zugestanden worden wäre, geschweige denn daß der Großwesir jetzt noch seinem Ansinnen nachgegeben hätte, die osmanischen Truppen in Ungarn, namentlich die Contingente der Paschas und Bege von Temeswar, Erlau, Hatwan, Kanischa, Szolnok, Szegedin u. s. w., zu seiner Hülfe aufzubieten [2]).

1) Katona, a. a. O. p. 264.

2) Rakoczy wurde während des ganzen Jahres 1644 nicht müde, seinen Gesandten zu Constantinopel, Michael Maurer, mit den dringendsten Instructionen zu versehen. „Praeclare nobiscum ageretur", schrieb er ihm schon im April, „si modo 1000 Tartaros sub signis haberemus." Katona, p. 276, 279. Und noch dringender wurde er natürlich zu Ende des Jahres, wie namentlich in zwei an denselben gerichteten Schreiben vom 9. October und 6. December: daselbst, p. 298 und 301.

Dagegen wurde jetzt die Pforte, ungeachtet der fortgesetzten Aufhetzereien Rakoczy's gegen den Kaiser, in ihrem Verkehre mit den östreichischen Agenten und Bevollmächtigten desto fügsamer und freundlicher. Und da man in Wien von dieser günstigen Stimmung unterrichtet war, beeilte man sich natürlich, die bis jetzt noch zurückgehaltene Großbotschaft nach Constantinopel abzufertigen. Sie scheint anfangs dem glücklichen Gegner Rakoczy's im Felde, dem Grafen Puchheim, bestimmt gewesen zu sein, welcher nun auch den schwedischen und siebenbürgischen Unterhändlern im Diwan die Spitze bieten sollte. Wie gern hätte aber Rakoczy noch jetzt sie und ihre Wirkungen hintertrieben!

„Es heißt," schrieb er um diese Zeit an seinen Bevollmächtigten in Constantinopel, indem er ihm die Abberufung Puchheim's aus Ungarn und seine angebliche Sendung nach der Pforte anzeigt, „daß ein Gesandter mit Geld abgeschickt werden soll, was in keiner andern Absicht geschieht, als daß der Kaiser in seinen Nöthen (in tantis angustiis) die Pforte für sich gewinne. Es käme vorzüglich darauf an, daß die Pforte die Sache nicht übereile. Denn auch der Schwede ist im Anzug und wird gleichfalls einen Gesandten an die hellstrahlende Pforte schicken. Es können leicht zwei Monate und mehr vergehen, ehe Puchheim dort eintreffen mag. Und dann möge ja die hellstrahlende Pforte nur langsam verfahren. Die Kaiserlichen haben sie schon seit einigen Jahren mit Lügen (mendaciis) hingehalten. Wenn sie auch Geld schicken, machen sie doch nur leeren Dunst und führen Betrug im Schilde (fucum faciunt dolosque struunt). Das thun sie jetzt spät, weil sie von allen Seiten bedrängt sind. Wo waren sie denn vorher? — Die Pforte möge sich also nur nicht übereilen, weil Betrug dahinter steckt. Wenn sie auch Frieden bieten, werden sie am Ende doch allein den Gewinn davon haben; denn was sie anfangs zu geben scheinen, werden sie zuletzt mit Wucher wiedernehmen" [1]).

Als Rakoczy dies schrieb, war der Freiherr von Czernin bereits in Constantinopel eingetroffen. Denn diesem, und

1) Katona, p. 302.

nicht dem Grafen Puchheim, war von dem Kaiser die Großbotschaft anvertraut worden. Vielleicht war die Wahl nicht die glücklichste. Es war nämlich derselbe Herr von Czernin, welcher bereits vor 28 Jahren, nach Abschluß des Wiener Friedens vom J. 1616, mit einer gleichen Sendung betraut gewesen war und damals, wie wir seiner Zeit gesehen haben [1]), wegen seines klingenden Spieles, seiner entfalteten Fahne mit dem kaiserlichen Doppeladler und dem Crucifix, und der entführten Sklavinnen mit der Pforte in so üble Händel gerathen war, die man schwerlich schon ganz vergessen hatte. Auch wurde der schon hochbetagte Herr, obgleich er ansehnliche Geschenke an Silbergeschirr und mechanischen Kunstwerken mitbrachte, in Constantinopel nicht sehr freundlich empfangen, zumal da er gleich wieder insofern unangenehme Schwierigkeiten erhob, als er sich wegen des schlechten Wetters weigerte, an dem festgesetzten Tage in der Audienz beim Großherrn zu erscheinen. Das ließ man ihm dann bei der Einführung entgelten, wo ihn die Kapidschi mehr als unsanft zu Boden drückten, während ihn Ibrahim selbst mit gar harten Worten anließ: „Warum seid Ihr so lange ausgeblieben? — Weiß Euer Kaiser nicht, daß ich schon seit fünf Jahren den Thron bestiegen habe? Das ist keine Freundschaft. Habt Ihr gehörige Vollmachten, zu unterhandeln?“ [2])

Damit war Herr von Czernin allerdings versehen; und da man dabei mehr die Gewalt der Umstände, als den augenblicklichen Unmuth in Betracht zog, so hatte er in der Hauptsache noch immer ziemlich leichtes Spiel. Vor Allem kam es ihm natürlich darauf an, den siebenbürgischen und schwedischen Intriguen entgegenzuarbeiten; und da setzte er es, allen Aufhetzereien Rakoczy's zum Trotze, auch wirklich durch, daß die Pforte nicht nur diesem jede fernere Hülfe versagte, sondern ihm auch aufgab, sich aller weiteren Feindseligkeiten gegen den Kaiser zu enthalten, und zwar mit der ausdrücklichen

1) Vergl. Bd. III, S. 708—712. Und dann vorzüglich noch: Chlesl's Leben von Hammer-Purgstall Bd. III, S. 156 fg. und S. 165 fg.

2) Nach dem Berichte des damals zu Constantinopel weilenden kaiserlichen Agenten Sattler, bei Hammer a. a. O. S. 350.

Drohung, daß sie ihn, wenn er diesem Befehle nicht Folge leisten würde, selbst mit Krieg überziehen werde. Damit war der Hauptzweck dieser Großbotschaft erreicht. Über die übrigen Punkte, über die man sich noch zu verständigen hatte, die Auswechselung der Ratificationen des jüngsten Friedensvertrages, die Sendung einer Gegenbotschaft nach Wien und die Ernennung von Bevollmächtigten zur Grenzregulirung, kam man leicht hinweg. Nur in Betreff des sehr zur Unzeit vorgebrachten Verlangens, daß ihm die Schlüssel des Heiligen Grabes zu Jerusalem überlassen werden sollten, konnte Herr von Czernin nichts erreichen. Im Ganzen genommen, schied er also doch ziemlich befriedigt, als er im
März 1645 mit dem zum Gegenbotschafter ausersehenen 1645
Ibrahim-Pascha Constantinopel wieder verließ [1]).

Dagegen wurde Rakoczy durch diese Wendung der Dinge in eine um so schlimmere Lage hineingedrängt, da er, im Vertrauen auf die Hülfe der Pforte, nicht nur selbst entschlossen war, den Krieg fortzuführen, sondern auch von seinen Bundesgenossen, von Schweden und Frankreich, noch
fortwährend dazu aufgestachelt wurde. Noch im April 1645 1645
kam ja zu diesem Zwecke zwischen ihm und dem Bevollmächtigten der Königin-Regentin von Frankreich, dem Parlamentsrath Antoine de Croisy, zu Munkatsch ein förmliches Schutz- und Trutzbündniß zu Stande. Frankreich verpflichtete sich dadurch abermals: 1) für den Fall der Vertreibung Rakoczy's und seiner Familie zu ihrem Unterhalte ein Jahrgeld von 20,000 Thlrn. auszusetzen; 2) während der Dauer des Krieges an Rakoczy, und zwar zu Constantinopel, im ersten Jahre 100,000, in den folgenden je 65,000 Thlr. Subsidien zu zahlen; und 3) 48,000 Thlr. zum Unterhalt von 1500 M. deutschen Miethstruppen beizusteuern, vorausgesetzt, daß Schweden seine Hälfte in gleichem Betrage für alle drei Positionen zu übernehmen bereit sei.

Übrigens sollte es Rakoczy und seinen Nachfolgern nie gestattet sein, mit dem Hause Östreich und seinen Verbündeten ohne den Willen und die Zustimmung des Allerchristlichen

1) Czernin's eigener Bericht: daselbst, S. 351.

Königs Frieden oder Waffenstillstand abzuschließen. Nur dann wurde davon eine Ausnahme als zulässig erachtet, wenn der Fürst von Siebenbürgen deshalb von den Türken angegriffen werden würde, weil er den ihm von der Pforte untersagten Krieg fortgesetzt hätte, und folglich dadurch sein eigenes Land in Gefahr kommen würde, ohne daß es möglich wäre, die Pforte durch Geschenke und Gesandtschaften davon abzubringen, oder dem Fürsten von Seiten des Königs und seiner übrigen Verbündeten rechtzeitig die nöthige Hülfe angedeihen zu lassen. Für diesen dringenden Fall solle es ihm freistehen, mit dem Kaiser Frieden zu schließen [1]).

Dies war offenbar die schwächste Seite dieses Vertrags, welcher am Schlusse in einem besondern Artikel auch noch die Rechte und Freiheiten der Katholiken in Ungarn und Siebenbürgen, unbeschadet jedoch derer der Calvinisten und Lutheraner, in Schutz nahm und gewahrt wissen wollte. Es kam jetzt also Alles darauf an, ob es Rakoczy wagen konnte, gestützt auf die Hülfe seiner Bundesgenossen, den Krieg, dem Verbote der Pforte zum Trotz, durchzuführen oder nicht. In dieser Hinsicht mußte er aber bald dieselben entmuthigenden Erfahrungen machen, die vor Zeiten schon Bethlen Gabor gemacht hatte. Die versprochenen Subsidien wurden entweder gar nicht oder doch nur in sehr beschränkter Weise und zu spät gezahlt. Frankreich soll im Ganzen später einmal blos 20,000 Thlr. gegeben haben [2]).

Rakoczy, welcher bereits im Frühjahre wieder ins Feld gerückt war, gerieth daher, ganz auf sich verwiesen, bald in die äußerste Bedrängniß. Denn während er selbst von Mun-

1) Vollständig wird dieser Vertrag in XVI Artikeln unterzeichnet: „Datum in arce Munkatiensi, anno 1645 (22 Aprilis), Antonius de Croissy, Christianissimi Regis ad celsissimum Transsilvaniae principem cum plena potestate legatus", gegeben: Katona, a. a. O. p. 305—315. „In casu tam urgentis necessitatis", schließt der betreffende X. Art., „illis (dem Fürsten und seinen Nachfolgern) liberum erit, quum aliter per bellum resistere non possent, cum Imperatore Romano pacem componere."

2) „Queritur Kemenyus (welcher beim Abschluß des Vertrags mit Frankreich zugegen war) promissa nunquam expleta, nec a Gallis plura quam 20 millia serius numerata fuisse." Daselbst, p. 305.

katsch aus nach Fülek und Tyrnau vorrückte, welche beide in seine Gewalt fielen, und den dritten Theil seines Heeres, unter den Befehlen seines jüngern Sohnes Sigismund, zu Anfang Juli nach Mähren schickte, um dort eine Vereinigung mit den Schweden zu versuchen, welche unter Torstenson Brünn belagerten, wurden ihm von Constantinopel aus die gemessensten Befehle nachgeschickt, daß er die Feindseligkeiten gegen den Kaiser sofort einstellen und den Rückzug antreten solle; sonst würden die Türken ihm nachsetzen und sein Land in Besitz nehmen. Nun wollten ihn aber die Schweden mit Gewalt zurückhalten, obgleich er ihnen deutlich zu machen suchte, daß sie selbst erst Gesandte nach Ofen und Constantinopel schicken müßten, um von der Pforte die Erlaubniß zur Fortsetzung des Krieges zu erbitten. Da indessen aber auch die Kaiserlichen, unter Puchheim und dem Erzherzog Leopold, an der Donau vorrückten und, wie sich aus einem aufgefangenen Briefe des Paschas von Ofen ergab, ihnen Seitens der Pforte die Zusicherung gegeben worden war, daß ihren Fortschritten gegen Siebenbürgen kein Hinderniß in den Weg gelegt werden würde, so sah sich Rakoczy in die Nothwendigkeit versetzt, auf den ihm vom Kaiser gebotenen Frieden einzugehen. Der französische und der schwedische Gesandte sollen seinem Unterhändler, Johann Kemenyi 10,000 Thlr. geboten haben, wenn er denselben noch verhindern würde. Dieser erklärte ihnen jedoch, daß er sich dazu nicht für 1 Million hergeben werde, weil er den Frieden zum Heile seines Vaterlandes für nothwendig halte. Dafür beschuldigten ihn hinterher die Franzosen und die Schweden, er sei von dem Kaiser mit 12,000 Thlrn bestochen worden, um auch Rakoczy die Nothwendigkeit des Friedens einzureden [1]).

Die Verhandlungen darüber, welche, während Rakoczy über die Theis zurückging und einen Theil seines Heeres entließ, zu Tyrnau und Linz fortgeführt wurden, zogen sich noch ziemlich in die Länge. Der Friedensvertrag, welcher am 8. August zu Wien unterzeichnet wurde, erhielt erst, nachdem eine am 16. September zu Linz zu Stande gekommene Se-

1) Daselbst, p. 317 — 326.

parat-Convention die Religionsverhältnisse geordnet hatte, durch die am 20. October zu Weißenburg von Rakoczy vollzogene Ratification seine volle Bestätigung und Gültigkeit.

Hauptbedingung desselben war, daß sich Rakoczy von aller und jeder Bundesgemeinschaft mit Frankreich und Schweden gegen den Kaiser für jetzt und für alle Zukunft, auch für seine Nachfolger, förmlich lossagte. In Folge dessen verpflichtete er sich zugleich, alle seine Truppen, auch die, welche unter den Befehlen seines Sohnes noch in Mähren stehen geblieben waren, unverzüglich auf Siebenbürgen oder in die ihm überlassenen Comitate Oberungarns zurückzuziehen. Unter den letzteren waren natürlich nur die sieben zu verstehen, welche bereits Bethlen Gabor besessen hatte und die auch ihm wieder, mit ausdrücklicher Zustimmung der Pforte, nur auf Lebenszeit zugestanden worden waren. Zwei derselben, Szathmar und Szabolcs, sollten auch seinen Söhnen auf Lebenszeit verbleiben. Außerdem wurden ihm noch einzelne Orte und Gebietstheile in Ungarn eingeräumt, wie namentlich Tokay, Tarczal, Regetz und Etsed. Alles übrige von ihm besetzte Land, mit den befestigten Orten, Geschütz, Rüstzeug und Archiven, mußte zurückgegeben werden. Die Gefangenen wurden ohne Lösegeld entlassen, und eine fernere Einmischung Rakoczy's in die Angelegenheiten des Reiches Ungarn sollte in keiner Weise mehr stattfinden [1]).

Die Pforte billigte diesen Frieden und gab Rakoczy ihre Zustimmung noch besonders dadurch zu erkennen, daß sie, auf sein Ansuchen, den auf 15,000 Dukaten erhöhten jährlichen Tribut für Siebenbürgen wieder auf die frühere Summe von 10,000 Dukaten ermäßigte [2]). Der Eifer und die Nachgiebigkeit, womit der Diwan überhaupt dieses Friedensgeschäft betrieb, erklärt sich aber zur Genüge daraus, daß die Pforte jetzt nach dieser Seite hin, in Ungarn und an der Nordgrenze des Reiches, um jeden Preis Ruhe haben wollte und haben mußte. Denn noch ehe der Friede zwischen

1) Alle drei Vertragsurkunden vom 8. August, 16. September und 8. October 1645 gibt Katona, p. 329—347.

2) Nach Naima bei Hammer a. a. O. S. 348.

dem Kaiser und dem Fürsten von Siebenbürgen seine definitive Bestätigung erhalten hatte, war der Krieg mit der Republik Venedig, welcher ein Vierteljahrhundert lang alle Kräfte des Reiches in Anspruch nahm und ganz Europa nach dieser Seite hin wieder einmal in beständiger Spannung erhielt, längst zum Ausbruch gekommen. Canea war am 19.
August 1645 in die Gewalt der Osmanen gefallen, und dies 1645
war ja nur das Signal zu den weiteren großen Ereignissen, welche diesen Krieg zu einer der denkwürdigsten Epochen der neueren Geschichte des osmanischen Reiches gemacht haben.

Wie kam es aber, daß Venedig, nachdem es sein System friedlicher Politik und bewaffneter Neutralität mit den größten Opfern und mancher kaum zu überwindenden Demüthigung abermals mehr denn 70 Jahre, seit dem Frieden vom Jahre 1573, aufrecht erhalten und mit eiserner Consequenz, so zu sagen, bis zur äußersten Grenze der Möglichkeit getrieben hatte, nun doch plötzlich und wider Willen in diesen schweren verhängnißvollen Krieg verwickelt wurde, in welchem es nach unsäglichen Anstrengungen nicht einmal die Insel Candia, die letzte bedeutende Besitzung der Signorie in der Levante, die noch immer für das Hauptbollwerk der Staaten des Mittelmeeres und der ganzen christlichen europäischen Welt gegen die gefürchtete Macht der Osmanen galt, retten konnte?[1]) Das ist die Frage, welche wir hier zunächst zu beantworten haben.

Daß das gute Einvernehmen zwischen der Signorie und der Pforte, ungeachtet ihre Vertreter zu Constantinopel jenes zwischen kluger Nachgiebigkeit und energischem Auftreten hin und her schwankende System verfeinerter Politik, welches die goldene Regel des „Negociare con dignità e non con bassezza e timidità“ nie ganz aus dem Auge verlor, mit ihrem Geld,

1) „Il regno di Candia l'antemurale di tutti i Regni del Mediterraneo, anzi della Republica Cristiana, e l'unico ostacolo alle forze Ottomane“, so nennt es z. B. Sertonaio Anticano Frammenti istorici della guerra di Candia, Bologna 1647, p. 53. Eins der besten Werkchen über die ersten Jahre des candiotischen Krieges, welches selten zu sein scheint.

ihren Geschenken und ihrer außerordentlichen diplomatischen Gewandtheit fast immer mit glücklichem Erfolge durchzuführen verstanden hatten, auch während dieses langen Friedens gelegentlich empfindlichen Störungen unterworfen war, lag in der eigenthümlichen Stellung beider Mächte zu einander und ist bereits gehörigen Ortes angedeutet worden. Vor Allem gaben dazu zwei Dinge Veranlassung: die niemals ganz geordneten Grenzverhältnisse und die Händel mit den Barbaresken. In beider Hinsicht war es noch vor Ende der Regierung Sultan Murad's IV. zu so ernstlichen Reibungen gekommen, daß schon damals ein gänzlicher Bruch befürchtet wurde und nur schwer abgewendet werden konnte.

So wie an den Grenzen von Ungarn, Kroatien und Steiermark der kleine Krieg herrschsüchtiger osmanischer Statthalter und beutelustiger Horden gegen die Kaiserlichen niemals ruhete, so hatte auch der Bandenunfug und der Haber um das Grenzgebiet nach der venetianischen Seite hin, von Bosnien, Dalmatien und Albanien aus, gar kein Ende. Selbst die strengste Zurückhaltung machte es der Signorie unmöglich, dabei immer völlig theilnahmlos zu bleiben, zumal da die unruhige und kriegerische christliche Bevölkerung jener Grenzländer fortwährend geneigt schien, das wenn auch strenge Regiment von San Marco dem unerträglichen Joche osmanischer Gewaltherrschaft vorzuziehen.

So hatten sich z. B. während des letzten persischen Feldzugs Sultan Murad's die Albanesen in dem rauhen und schwer zugänglichen Gebirgsstock von Clementi und in der Umgegend von Podgoritza, oberhalb Cattaro, zu förmlichem Aufstand erhoben. Dieser ebenso wilde als tapfere Volksstamm, welcher, eigentlich nie unterworfen, das Räuberhandwerk ins Große trieb und namentlich den durchziehenden Karawanen sehr lästig wurde, setzte vielleicht gerade jetzt um so mehr seine Hoffnung auf die Hülfe der Signorie, da gleichzeitig auch die noch keineswegs geschlichteten Grenzstreitigkeiten mit den Venetianern in der Umgegend von Zara und Sebeniko zu gefährlichen Differenzen führten. Diese sollten, wie immer, durch eine Grenzregulirungs-Commission ausgeglichen, jene mit Gewalt der Waffen zum Gehorsam zurückgeführt

werden. Beides wurde dem Statthalter von Bosnien, Dudsche-Pascha, übertragen.

Der Kampf gegen die Clementiner, denen in ihren Felsenthälern schwer beizukommen war, war hart und mit unsäglichen Beschwerden verknüpft. Da aber Dudsche-Pascha, selbst ein entschlossener und abgehärteter Mann, welcher sich auf diese Art Gebirgskrieg verstand, über ansehnliche Streitkräfte gebieten konnte, die er aus den benachbarten Sandschaks von Herzegowina, Zwornik und Kerka an sich gezogen hatte, so mußten sie, von allen Seiten eingeschlossen, sich nach verzweifeltem Widerstande, bei welchem die meisten ihrer Führer den Tod fanden, endlich wieder unterwerfen. Denn die von Venedig erwartete Hülfe wurde ihnen nicht zu Theil. Sie erhielten aber doch ihre alten Freiheitsbriefe aufs Neue bestätigt, während die Anlage einiger Zwingburgen auf den Höhen der gefährlichsten Gebirgspässe dazu dienen sollte, sie fernerhin besser im Zaume zu halten und die Umgegend vor ihren Räubereien zu schützen [1]. Damit endete dieser Aufstand im Mai 1638, dessen schnelle Unterdrückung in Con- 1638
stantinopel um so erwünschter war, da gleichzeitig auch an der bosnischen Grenze ähnliche Bewegungen stattfanden, welchen Dudsche-Pascha im nächsten Jahre ein Ende machte [2].

Nicht so schnell wurden die Streitigkeiten mit der Signorie von Venedig um den Besitzstand in Dalmatien zu befriedigender Ausgleichung gebracht. Die Signorie, welche hier, den letzten Verträgen zufolge, in ihrem Rechte zu sein glaubte, hatte in der Umgegend von Zara mit einem Male 32 Dörfer zu ihrem Gebiete geschlagen, welche auch von dem osmanischen Grenzcapitän in jenen Gegenden in Anspruch genommen wurden. Die Sache nahm aber eine um so schlimmere Wendung, da der General-Procurator der Republik zu Zara den wegen Regulirung dieser Angelegenheit dorthin geschickten Diwanstschausch Jusuf ohne Weiteres greifen und in das Gefängniß werfen ließ. Eine geharnischte Mahnung des

1) Naima und andere osmanische Quellen bei Hammer a. a. O. S. 273 fg. Über Herkunft, Sitze und Stammsagen der Clementiner: von Hahn Albanesische Studien. Wien 1853. S. 183—185.

2) Naima bei Hammer a. a. O. S. 275.

Statthalters von Bosnien Dudsche-Pascha hatte nun zwar die Freilassung des Gefangenen, aber nicht die Beendigung des Streites um die Grenzdörfer zur Folge [1]).

Die Versuche der Grenzcommission, eine friedliche Verständigung herbeizuführen, blieben, wie immer, ohne Resultat; und unterdessen dauerte der kleine Krieg ganz in alter
1639 Weise fort. Bereits im Jahre 1639 drang ein osmanischer Heerhaufen auf das venetianische Gebiet ein, wurde aber, nachdem er dort allerhand Unfug verübt hatte, von dem Befehlshaber der Reiterei, Marino Molino, überfallen und mit bedeutendem Verluste zurückgeworfen [2]).

Zwei Jahre später unternahm der Beg von Urana auf eigene Faust einen ähnlichen Raubzug bis auf das Weichbild von Zara. Natürlich ergriff auch jetzt der venetianische General, der dort das Commando führte, Giovanni Batista Grimani, Repressalien und ließ seine Reiterei nach dem türkischen Gebiete streifen, wo sie großen Schaden anrichtete. Da man damals in Constantinopel ganz mit dem Feldzuge gegen Assow beschäftiget war und soeben erst, bei Gelegenheit des Thronwechsels, die alten Capitulationen mit der Republik erneuert hatte, so blieben die zwar gemessenen, aber doch nachdrücklichen Vorstellungen des Bailo Girolamo Trivisano wegen des fortdauernden Unfugs an der Grenze von Dalmatien im Diwan nicht ohne erwünschte Wirkung. Die dortigen osmanischen Befehlshaber erhielten die strengsten Befehle, dergleichen Übergriffe auf das venetianische Gebiet sich fernerhin nicht mehr zu erlauben [3]).

Weit ernsterer Natur, wie diese Händel zu Lande, waren freilich die Reibungen zur See, welche fast gleichzeitig durch die Räubereien der Barbaresken veranlaßt wurden. Auch da hatte sich die Signorie bis dahin klugerweise aller unmittelbaren Einmischung mit bewaffneter Hand möglichst enthalten. Sie hatte sich darauf beschränkt, von Zeit zu Zeit in Constantinopel die Klagen über die Freibeuterei der afrikanischen Seeräuber zu erneuern und ihren Handel und

1) Naima, a. a. O. S. 271, 273.
2) Nani Hist. Veneta V. I, p. 630.
3) Derselbe, p. 671. Vittorio Siri Mercurio, T. II, p. 302.

ihre Küstenländer gegen dieselben nach Kräften zu decken. Das Übrige blieb vorzüglich den kühnen Kreuzern der Malteser und Florentiner überlassen, die sich dafür aber auch vor Allen den Unmuth der Pforte zugezogen hatten. Selbst einige Angriffe der Barbaresken auf Candia hatte man in letzter Zeit ruhig hingehen lassen.

Als aber im Jahre 1638 plötzlich ein 16 Segel starkes 1638
Piratengeschwader von Tunis und Biserta in voller Ausrüstung, unter der Führung eines ihrer verwegensten und geschicktesten Capitäne, des Renegaten Ali Piccenino, am Eingange des Golfes erschien und, nachdem es von der angeblich beabsichtigten Plünderung des reichen Notre Dame de Loretto durch widrige Winde zurückgehalten worden war, erst die Umgegend von Nikotra, an der Küste von Apulien, verheerte und brandschatzte, und dann auf der Höhe von Cattaro ein venetianisches Schiff wegnahm, da glaubte auch die Signorie, nicht länger anstehen zu dürfen, den weiteren Fortschritten der Corsaren, welche in solcher Stärke selbst Venedig gefährlich werden konnten, durch energische Maßregeln Einhalt zu thun. Der Admiral der Republik, Marino Capello, welcher mit 28 Galeeren und 2 Galeazzen in den Gewässern von Candia kreuzte, erhielt Befehl, den Corsaren unverzüglich nachzusetzen, sie überall, wo er sie fände, anzugreifen, ihre Schiffe entweder in Brand zu stecken oder in den Grund zu bohren und sie selbst bis in die osmanischen Häfen zu verfolgen, was den Venetianern, den bestehenden Capitulationen gemäß, ausdrücklich gestattet war.

Capello traf mit seinem Geschwader in den letzten Tagen des Juli bei Corfu ein, als die Barbaresken eben im Begriff waren, die kleine den Venetianern gehörige Insel Lesina anzugreifen. Er machte Jagd auf sie; sie wagten aber den Kampf nicht anzunehmen, sondern suchten in aller Eile Schutz in dem geräumigen Hafen und unter den Kanonen der starken osmanischen Küstenfestung Valona. Capello folgte ihnen bis dahin, schickte ihnen einige Kugeln nach und verlangte, natürlich vergebens, von dem osmanischen Befehlshaber der Festung die Auslieferung der Piraten. Ein Versuch, welchen die letztern einige Tage nachher machten, sich

durch die venetianische Flotte, welche den Hafen streng blokirt hielt, hindurchzuschlagen, mislang. Nach einem zweistündigen hitzigen Gefecht, wobei sie viel Menschen verloren und fünf ihrer Galeeren arg zugerichtet wurden, mußten sie sich wieder auf den Hafen zurückziehen, welchen Capello nun noch enger wie zuvor einschloß.

Sie dort ohne Weiteres anzugreifen, gestattete aber die Signorie nun doch nicht, weil sie absichtlich Alles vermeiden wollte, was auch nur den Schein einer Verletzung des osmanischen Gebiets haben könnte. So hatte die Blokade ungefähr einen Monat gedauert, als die Nachricht, daß ein osmanisches Geschwader in Anzug sei, welches die Aufhebung derselben erzwingen solle, Capello zu einem entscheidenden Schlage trieb. Er drang mit einem Theile seiner Schiffe in den Hafen ein, schreckte die am Lande gelagerten Corsaren durch einige Bombenschüsse, welche bis in die Stadt flogen, wo sie einen Minaret zertrümmerten, zurück und entführte, ohne irgend einen erheblichen Verlust erlitten zu haben, ihre sämmtlichen Schiffe nach Corfu. Fünfzehn derselben wurden, nachdem man Waffen, Rüstzeug und Geschütz, zum Theil von ungeheurem Kaliber und ausgesuchter Arbeit, geborgen hatte, auf Befehl der Signorie, am dortigen Hafendamm sogleich versenkt. Nur das Admiralsschiff wurde, als Trophäe dieses Sieges, nach dem Arsenale von Venedig gebracht [1]).

Hier verkannte man indessen die Gefahren, welche diese entschlossene That Capello's, der ohne bestimmte Instruction gehandelt hatte und späterhin auch noch deshalb zur Verantwortung gezogen wurde, der Republik bringen könne, keineswegs. In Constantinopel kam es zwischen dem Kaimakam und dem Bailo Luigi Contarini, gleich auf die erste Nachricht davon, zu sehr heftigen Erklärungen. Jener behauptete, daß die Signorie nur die Abwesenheit des Sultans benutzt habe, um diesen treulosen Streich desto besser ausführen zu

1) Nani, p. 601—604. Rycaut, p. 132—135. Beide übereinstimmend. Doch hebt nur Nani den Umstand heraus, daß Capello durch die Annäherung eines osmanischen Geschwaders zum Angriff auf den Hafen getrieben worden sei.

können. Die Corsaren seien Unterthanen des Großherrn, welche dieser gegen die Seeräuber des Westens, namentlich gegen die verhaßten Malteser und Florentiner, zur Hülfe herbeigerufen habe. Gegen Venedig hätten sie nie eine feindliche Absicht gehabt. Nur die Noth habe sie gezwungen, im Hafen von Valona Schutz zu suchen, wo sie dann von den Venetianern mit Gewalt überfallen und ihrer Schiffe beraubt worden seien. Dies sei eine schändliche Verletzung des osmanischen Gebietes, ein offenbarer Friedensbruch. Die sofortige Zurückgabe der hinweggenommenen Galeeren und der freie Durchzug der noch in Valona zurückgebliebenen 10,000 Sklaven und Soldaten, welche zu ihrer Bemannung gehört, durch das venetianische Gebiet sei die geringste Genugthuung, die man verlangen müsse, das einzige Mittel, den Frieden zwischen der Pforte und der Signorie zu erhalten.

Warum, entgegnete darauf Contarini, hätten denn diese Corsaren, welche sich früher schon gegen Candia versucht, jetzt Lesina bedroht und venetianische Schiffe hinweggenommen? — Vorzüglich um seine Achtung vor dem Gebiete des Großherrn an den Tag zu legen, habe ja Capello länger als einen Monat den Hafen von Valona blokirt, ohne das Geringste zu unternehmen. Nur die Schuld treuloser osmanischer Befehlshaber, welche diesen Seeräubern, den bestehenden Verträgen zuwider, Schutz gewährt, sei es, wenn der venetianische Admiral am Ende zum Äußersten getrieben worden sei. Er verlange daher auch seinerseits die nachdrückliche Bestrafung derselben, weil sie, von den Corsaren bestochen, die Befehle des Großherrn so gering geachtet, daß sie sich nicht entblödet, der Verletzung des Gebietes einer der Pforte befreundeten Macht auf diese Weise Vorschub zu leisten.

Diese Vorstellung Contarini's, welche schon auf den Kaimakam sehr wenig Eindruck machte, war aber sicherlich nicht geeignet, den erzürnten Sinn des Sultans zu beschwichtigen. Als Murad, damals auf dem Wege nach Bagdad, von der Sache Kunde erhielt, war er so wenig Herr seines Zornes, daß er die sofortige Hinrichtung sämmtlicher im osmanischen Reiche anwesenden venetianischen Unterthanen, mit Einschluß des Bailo in Constantinopel, befahl. Zum Glück

wußte der Großwesir und der Günstling Mustafa die Ausführung dieses Befehls so lange zu verzögern, bis die Wuth des Sultans sich etwas gelegt hatte. Er ließ sich bedeuten, daß ein solches Strafgericht dem Reiche selbst die größten Nachtheile und Gefahren bringen werde, und daß man es daher vorerst dabei bewenden lassen solle, blos den Stellvertreter der Signorie zu Constantinopel so lange in strenger Haft zu halten, bis man vollständige Genugthuung erlangt haben würde. Jedoch wußte sich Contarini auch diese Gefangenschaft durch sein Geld und die Vermittelung der übrigen Gesandten, welche sich seiner mit Wärme annahmen und für ihn persönlich Bürgschaft leisteten, noch sehr erträglich zu machen. Nachdem er einige Tage im Palaste des Intendanten des Kaimakam festgehalten worden war, erhielt er die Erlaubniß, nach seinem Hotel in Pera zurückzukehren. Von vier Tschauschen bewacht, durfte er dieses seitdem zwar nicht mehr verlassen, er behielt aber doch insofern völlig freien Verkehr nach außen hin, als ihm gestattet wurde, bei sich zu empfangen, wen er wollte.

Die ganze Angelegenheit wurde nun überhaupt von beiden Seiten mit großer Vorsicht und kluger, von den Verhältnissen gebotener Nachgiebigkeit behandelt. Das Verlangen, den Frieden zu erhalten, war für jetzt hier wie dort zu groß, als daß man ernstlich daran gedacht hätte, die Dinge bis aufs Äußerste zu treiben. Wie wäre die Pforte im Stande gewesen, sich mit Venedig in einen Krieg einzulassen, so lange sie noch nicht einmal über den Ausgang des Feldzugs gegen Persien, welcher alle ihre Kräfte und Mittel in Anspruch nahm, beruhigende Gewißheit hatte? — Und auf der andern Seite war ja die Signorie über die damalige europäische Weltlage viel zu wohl unterrichtet, als daß sie es, im Vertrauen auf die Hülfe der übrigen Mächte der Christenheit, hätte wagen sollen, einen Kampf zu unternehmen, welchen sie, auf sich allein verwiesen, schwerlich siegreich hätte durchführen können. Fehlte es der Signorie auch nicht an Beweisen von Theilnahme von dieser Seite, so gingen dieselben doch nirgends bis zu einer bestimmten Zusage thatsächlicher Hülfe für den Fall eines Bruches mit der Pforte. Das wußte

man aber in Constantinopel ebenso wohl, wie in Venedig.

„Ich muß lachen", sagte einmal der Kaimakam Contarini geradezu ins Gesicht, als dieser behaupten wollte, ganz Europa sei bereit, sich mit vereinten Kräften zum Schutze der Republik zu erheben, „ich muß lachen, wenn Ihr mir von der Macht Eurer Christenheit sprecht, welche höchstens nur noch dem Namen nach furchtbar ist. Der Kaiser hat, wie ich als Statthalter von Ofen zu erfahren hinlänglich Gelegenheit hatte, kein Geld; die Schweden, diese kleine, unbedeutende Nation, haben fast alle seine Staaten überschwemmt; Frankreich wird sich, wenn es nicht seiner Politik gänzlich untreu wird, hüten, dem Kaiser beizustehen, wenn wir ihn mit Krieg überziehen wollten; und Spanien hat mit sich selbst zu viel zu thun und wird von seinem mächtigen Nachbar zu sehr im Schach gehalten, als daß es wagen könnte, seine Streitkräfte aus seinem Lande zu ziehen, um sie anderwärts, zumal in so weiter Ferne, zu verwenden. Ihr seht also, daß wir Eure Schwäche hinlänglich kennen" [1]).

Auch hatten die weiteren Unterhandlungen eigentlich gar keinen andern Zweck mehr, als für eine friedliche Ausgleichung den rechten Weg zu finden. Nur für den äußersten Fall ließ die Signorie, während sie in einem an den Sultan gerichteten sehr demüthig gehaltenen Schreiben abermals alle Schuld auf die Barbaresken warf, sonst aber ihren Wunsch, die alte Freundschaft mit der Pforte aufs Neue befestigt zu sehen, in den dringendsten Ausdrücken zu erkennen gab, in den Häfen von Candia ein Geschwader von 16 Galeeren und einer Anzahl von Galeazzen, unter den Befehlen des Antonio Pisani und Sebastiano Veniero, in Bereitschaft setzen, hie und da Truppen werben und die Besatzungen in den Grenzfestungen verstärken. Im Übrigen lief der ganze Streit zuletzt auf ein Geldgeschäft hinaus.

Da die versenkten Galeeren natürlich nicht wieder herbeigeschafft werden konnten und es die Signorie auch unter ihrer Würde hielt, das nach Venedig gebrachte Admiralsschiff der

1) Rycaut, p. 157.

Corsaren zurückzugeben, so verlangte die Pforte eine angemessene Entschädigung; und eine solche zu bewilligen, hielt die Signorie noch immer für klüger, als Alles in einem Kriege aufs Spiel zu setzen, welcher im günstigsten Falle viel schwerere Opfer erheischt haben dürfte. Hatte man nicht erst vor vier Jahren, bei Gelegenheit des Feldzugs Sultan Murad's gegen Polen, (1634) die Erhaltung des Friedens mit 200,000 Zechinen erkauft; warum sollte man jetzt nicht mindestens eine gleiche Summe daran setzen, da man weit brennendere Interessen wahrzunehmen, weit größere Gefahren abzuwenden hatte? [1])

Es kam also nur noch darauf an, sich über den Betrag derselben zu einigen. Der Kaimakam forderte 300,000 Zechinen. Es gelang aber doch der Geschicklichkeit Contarini's, welcher namentlich die Verluste, welche der großherrliche Schatz in Folge eines Krieges an den Zolleinnahmen erfahren würde, in das gehörige Licht zu setzen verstand, noch eine Ermäßigung um 50,000 Zechinen zu erzielen. Die Verhandlungen darüber verzogen sich bis in das nächste Jahr hinein. Erst nach der Rückkehr Sultan Murad's aus Asien und
1639 dem Abschlusse des Friedens mit Persien kam, im Juli 1639, auch der Vertrag zu Stande, welcher das gute Vernehmen zwischen der Pforte und der Signorie wiederherstellte. Außerdem daß er die alten Capitulationen bestätigte, enthielt er noch folgende Bedingungen:

Der Bailo erhält seine Freiheit wieder und bleibt im ungestörten Besitze seines Hotels. Handel und Verkehr zwischen beiden Staaten werden ohne Verzug auf dem früheren

1) Von den Summen, welche die Signorie zur Zeit des polnischen Krieges vom Jahre 1634 an Geschenken und Bestechungsgeldern aufgehen ließ, um den Sturm von ihrem Gebiete fern zu halten, heißt es unter Anderm bei Khevenhiller Ann. Ferd. T. XII, p. 1549: „Die Venedische Signoria getrauten diesem des Türcken zu viel und großem Aufzuge auch nicht, sondern, wie sie selbst aus Venedig berichteten, ließen sie den Groß Türcken mit stattlichen Präsenten von Gold oder guldenen Stücken präsentiren und beehren, und erkaufften also mit 200,000 Zigini den Frieden, da sie sonst der Krieg Milliones Leute und Land gekostet hätte".

Fuße wiederhergestellt. Corsaren der Barbarei, welche in osmanischen Häfen einlaufen wollen, müssen sich vorher verpflichten, den dort befindlichen Unterthanen oder Gütern der Republik Venedig keinen Schaden zuzufügen. Haben sie sich aber bereits an venetianischen Schiffen vergriffen, so dürfen sie dort weder Schutz noch Aufnahme finden. Sollte es dennoch geschehen sein, so steht es den Venetianern frei, sie dort anzugreifen, ohne daß dies für einen Friedensbruch gelten könnte. Ebenso bleibt es den Venetianern unbenommen, sie auf offener See anzugreifen, ohne daß der Sultan ihnen Beistand leiste. Pfortendiener, welche dieser Bestimmung zuwiderhandeln, werden ihrer Stellen entsetzt. Endlich hat die Signorie als Entschädigung an die Pforte die Summe von 250,000 Zechinen zu entrichten [1]).

Dieser Vertrag, welcher zur Nachachtung sogleich allen Statthaltern, Sandschaks, Kadis und sonstigen Pfortendienern, namentlich in den Seestädten und Grenzprovinzen, zugefertigt wurde, war indessen weit entfernt, alle Interessen zu befriedigen oder jede Besorgniß für die Zukunft zu zerstreuen. In Algier, wo man wahrscheinlich eine ganz andere Genugthuung erwartet hatte, kam es gleich anfangs zu einem förmlichen Aufstand. Ali Piccenino, dem man nun die Schuld des ganzen Vorfalls beimaß, wurde, da man ein Sühnopfer haben wollte, zum Tode verurtheilt; er entkam aber nach Constantinopel, wo ihm der Sultan den Befehl über 10 mit Barbaresken bemannte Galeeren übertragen wollte. Er zog es jedoch vor, seine Unabhängigkeit zu behaupten, rüstete zwei Galeeren auf eigene Kosten und setzte das Corsarenhandwerk nach wie vor fort [2]).

Auch in Venedig waren die Meinungen über den Vertrag mit der Pforte sehr getheilt. Während die Signorie ihn aus Staatsrücksichten guthieß, wurden nicht wenige Stimmen laut, welche behaupteten, man hätte doch wol besser gethan, den Streit sogleich lieber mit Eisen, als mit Gold, zu schlichten. Denn mit diesem verstellten Frieden bezwecke die

1) Rycaut, p. 157—159. Nani, p. 608 und 628 fg.

2) Rycaut, p. 137—139.

Pforte am Ende weiter nichts, als daß sie Zeit gewinnen wolle, um dann unter günstigeren Umständen ihrem Hasse und ihrer Rache desto freiern Lauf zu lassen [1]). Ganz ohne Grund waren dergleichen Besorgnisse gewiß nicht. Das Ungestüm, womit der Großwesir Kara Mustafa schon im ersten Jahre der Regierung Sultan Ibrahim's von der Signorie die noch rückständige Zahlung der ausbedungenen 250,000 Zechinen verlangte, schien wenigstens zu beweisen, daß der Vorfall bei Valona im Diwan noch keineswegs in Vergessenheit gerathen war.

Der Gedanke, daß die Pforte allen Ernstes damit umgehe, sich dafür durch einen Schlag gegen Candia zu rächen, beunruhigte daher jetzt die Signorie auch mehr wie je zuvor. So oft sich nur ein Paar osmanische Galeeren außerhalb der Dardanellen zeigten, hielt man in Venedig Candia schon fast für verloren [2]). Die traditionelle Politik der Pforte hatte ja die Eroberung dieses Bollwerks der Christenheit immer im Auge behalten, und daß jetzt, vorzüglich nach der Wiedereinnahme von Assow und dem Tode des Großwesirs Kara Mustafa, die darauf zielenden Pläne im Rathe des Sultans wieder vielfach zur Sprache kamen, unterliegt keinem Zweifel.

Die Ansichten darüber theilten sich hier in zwei Parteien. Die eine, die Friedenspartei, an deren Spitze der Mufti stand, erklärte sich auf das Entschiedenste gegen einen Bruch mit der Republik Venedig, welcher, da ein genügender Grund dazu nicht vorliege, dem göttlichen und menschlichen Rechte zuwider sei, und folglich auch dem Reiche keinen Gewinn bringen werde. Candia sei freilich Besitzthum der Venetianer, die Erhaltung desselben werde aber immer als eine gemein-

1) Nani, p. 629: „Non mancavano alcuni, che stimavano che sarebbe stato buon consiglio assicurarsi col ferro più che coll'oro, per dubbio, che i Turchi, simulando la pace, volessero con falsa sicurezza protrahere le vendette e sotto finta tranquillità fino a miglior congiuntura coprire gli odii e i disgusti".

2) Frammenti istorici della guerra di Candia, p. 54: „ogni volta, che l'armata Turchesca esce dal Marmora, non ostante qual si sia pretesto o ragione, la Republica Veneta è obligata di credere, che esca per invaderlo (il Regno di Candia)".

same Sache aller Mächte der Christenheit gelten, deren vereinten Kräften die Pforte schwerlich mit Erfolg die Spitze bieten könne.

Gerade deshalb, wandte dagegen die Kriegspartei ein, für welche der Chodscha, der Sultanslehrer, und der Kapudan-Pascha Jusuf, ein Renegat aus Urana in Dalmatien, welcher die Venetianer mit dem glühendsten Hasse verfolgte, das Wort führten, sei jetzt die Zeit gekommen, wo man sich mit der Hoffnung des Gelingens gegen Candia versuchen könne. Denn es sei ja bekannt, daß die Mächte der Christenheit, durch ewige Kriege unter sich zerfallen und erschöpft, gar nicht im Stande wären, etwas Großes gegen das osmanische Reich zu unternehmen. Und selbst wenn sie unter sich einig und wieder einmal zu Kräften gelangt wären, würden sie doch ihre eigenen Interessen gewiß nicht so weit hintansetzen, daß sie dem ihnen verhaßten Venedig Beistand leisten würden. Noch niemals sei also die Gelegenheit günstiger gewesen, die Republik anzugreifen und sich der Insel Candia zu bemächtigen [1]).

Diese und ähnliche Vorstellungen machten selbst auf das schwache Gemüth Sultan Ibrahim's einen so mächtigen Eindruck, daß auch bei ihm der Gedanke, Candia für immer und um jeden Preis mit seinem Reiche zu vereinigen, bald bis zum unerschütterlichen Entschlusse reifte. Nur hatte man den Muth nicht, damit sogleich offen herauszutreten und den Venetianern ohne Weiteres den Fehdehandschuh hinzuwerfen, so lange es dazu an einer hinlänglichen Veranlassung fehlte. Jedoch wußte die Kriegspartei die in Folge der wiederholten Einsprachen des Mufti noch dann und wann aufsteigenden Bedenken durch möglichst scheinbare Gründe bald vollends niederzukämpfen.

Zuerst wurde man nicht müde, dem Sultan einzureden, daß es seine Pflicht sei, endlich die Schmach zu rächen, welche die Venetianer dem osmanischen Namen und Sultan Murad

1) Frammenti istorici, p. 8—17, wo die Gründe beider Parteien für und wider den Krieg, vielleicht nicht ganz authentisch, genau gegeneinander abgewogen werden.

bei Valona zugefügt haben; wenn dieser durch seinen frühzeitigen Tod verhindert worden, sich selbst noch die gebührende Genugthuung zu verschaffen, so sei dies für Ibrahim eine um so schwerere Schuld, deren Tilgung ihm als Erbtheil zugefallen sei. Denn wenn man dergleichen Dinge ungestraft hingehen lassen wolle, so werde sich der Übermuth der Feinde des osmanischen Reiches in kurzem zu weit kühneren und gefährlicheren Streichen verleiten lassen. Dann wollte man der Signorie in so fern eine offenbare Verletzung der bestehenden Capitulationen zur Last legen, als sie gar keinen Anstand nehme, den abendländischen Seeräubern, vor Allem den verhaßten Maltesern, sowie Flüchtlingen aus den Staaten des Großherrn auf ihrem Gebiet und in ihren Häfen, vorzüglich auch auf Candia, Zuflucht und Schutz zu gewähren. Und endlich brachte man auch mit in Anschlag, daß der schwere Druck, welcher unter venetianischem Regimente seit Jahrhunderten auf dem armen Volke in Candia laste, bei diesem selbst schon den Wunsch nach einer Veränderung der Dinge und die Hoffnung hervorgerufen habe, daß es sich unter der Herrschaft der Osmanen weit besser befinden werde. Wie könne man also überhaupt ein solches Reich, wie die Insel Candia, so in der Nähe des osmanischen Gebietes, noch länger im Besitze der Venetianer dulden? 1)

1) Nicolo Vellaio La guerra Cretense, Bologna 1647, p. 75 fg. faßt die Gründe, wodurch man den Bruch mit der Republik rechtfertigen zu können meinte, nochmals zusammen, indem er am Ende, p. 82, hinzufügt: „Serve per corollario, che il concorso delle brame di mutar stato de' contadini possa haver servito d'eccitamento, mentre quei miserabili Villani spolpati insino sù l'ossa delle sostanze tutte da loro padroni, che chiamano Cavallieri, vanno farsi sperando di provar meglior conditione sotto il dominio Ottomano." Dazu Frammenti istorici, p. 6, und Valiero Historia della guerra di Candia, Venetia 1679, p. 7. Daß dagegen damals die Auswanderung der christlichen Unterthanen der Pforte, namentlich aus dem Peloponnes, der Gegend um Athen, den griechischen Küstenländern und den Inseln des Archipel nach Candia in erschreckender Weise überhand genommen hatte und den Venetianern in Constantinopel sehr übel angerechnet wurde, bezeugt auch der kaiserliche Resident Schmid in seiner „Denkschrift" vom J. 1643, p. 216.

Genug, die Rüstungen wurden schon im Laufe des Jahres 1644, unter des Sultans unmittelbarer Aufsicht, sowol 1644
in den Arsenalen zu Constantinopel, als auch in den übrigen Theilen des Reiches in umfassendster Weise betrieben, ohne daß man in Venedig über ihren Zweck und ihr Ziel im Geringsten im Klaren gewesen wäre. Der Bailo in Constantinopel, Giovanni Soranzo, schöpfte zwar Verdacht, und unterließ nicht, die Signorie bei Zeiten davon in Kenntniß zu setzen, daß es die Pforte dieses Mal wahrscheinlich auf Candia abgesehen habe; so oft er sich aber von dem Großwesir, den er sich durch ansehnliche Geldspenden zum Freunde gemacht hatte, nähere Erklärungen darüber ausbat, erhielt er immer die beruhigende Versicherung, daß es dem Großherrn, welcher fortwährend die freundschaftlichste Gesinnung gegen die Republik hege, gar nicht in den Sinn käme, Etwas gegen dieselbe zu unternehmen; nicht Candia, sondern Malta habe die Pforte bei ihren Rüstungen im Auge. Daß dies aber wirklich der Fall sei, darüber konnte man sich um so mehr täuschen lassen, da es noch im Herbste des genannten Jahres zu einem heftigen Zusammenstoß zwischen den Maltesern und osmanischen Schiffen kam, welche die Erbitterung gegen diese verwegenen Ritter des heiligen Johannes von Jerusalem im Diwan aufs Höchste trieb.

Sechs maltesische Galeeren griffen nämlich am 28. September auf den Höhen von Karpathos das aus 10 Segeln, 3 großen Schiffen und 7 Tschaiken, bestehende ungemein reich befrachtete, aber nur schwach bemannte und schlecht vertheidigte Geschwader an, worauf sich der in Ungnade gefallene Kislaraga Sünbüllü mit seinem Gefolge und allen seinen Schätzen erst zur Wallfahrt nach Mecca und dann nach Ägypten in die Zurückgezogenheit begeben wollte. Nach einem siebenstündigen äußerst hartnäckigen Gefecht, welches auch den Maltesern noch theuer genug zu stehen kam — sie verloren, außer ihrem General, Herrn von Boisbaudrant, nahe an 300 M. an Todten und Verwundeten — waren sie Herren der Schiffe und der kostbaren Beute. Ihr Werth soll sich allein an baarem Gelde und Kleinodien auf drei Millionen Dukaten belaufen haben; und dazu kamen dann noch 350

gefangene Türken, darunter 30 Frauen und Mädchen von seltener Schönheit, sowie 40 Knaben edler Herkunft, ein großer Vorrath von kostbaren Stoffen und prachtvollen Gewändern, und eine Anzahl Pferde der ausgesuchtesten Zucht[1]).

Als die Nachricht davon nach Constantinopel gelangte, schrie natürlich zunächst Alles nach Rache gegen Malta. Aber auch gegen Venedig entbrannte nun der von der Kriegspartei aufgestachelte Zorn Ibrahim's bis zum äußersten Ingrimm. Denn die Malteser hatten, angeblich durch einen Sturm verschlagen, gleich nach dem Gefechte mit den eroberten Schiffen in dem kleinen Hafen von Kalolimunia, an der Südküste von Candia, Schutz gefunden, waren hier, wie es scheint, von dem Volke mit Jubel begrüßt worden, hatten die Pferde ausgeschifft, einen Theil ihrer Beute umgesetzt und Proviant und frische Mannschaft zum Dienste auf ihren gelichteten Ruderbänken eingenommen. Dies wurde der Signorie geradezu so ausgelegt, als ob sie sich selbst an dem Raube der Malteser betheiligt und folglich eines Verbrechens schuldig gemacht habe, welches einem offenen Friedensbruche von ihrer Seite gleich komme.

Der Großwesir setzte den Bailo darüber zur Rede, wurde aber von diesem bedeutet, daß die Signorie an der ganzen Sache in keiner Weise betheiligt sei. Ihre Häfen stehen sowol Christen wie Türken offen; hätten sich, was noch zu bezweifeln, ihre Unterthanen und Beamten auf Candia durch Ankauf an dem Raube der Malteser betheiligt, so könne das ihr nicht zur Last gelegt werden; jedoch würden die Schuldigen zur Verantwortung gezogen und streng bestraft werden. Denn ihr liege nichts mehr am Herzen, als mit der Pforte, wie bisher so auch fernerhin, in Frieden und Freundschaft zu leben.

Dergleichen Vorstellungen waren indessen nicht geeignet, das Verhängniß abzuwenden. Der Krieg gegen Venedig war schon für das nächste Jahr so gut wie beschlossen. Die Rüstungen wurden zu diesem Zwecke während des ganzen Winters mit dem größten Eifer fortgesetzt. Sultan Ibrahim

1) Vellaio, p. 13. Frammenti istorici, p. 21 fg.

erschien selbst oft in den Arsenalen und auf den Werften, um die Ausrüstung der Schiffe, die ihm nicht schnell genug von statten zu gehen schien, durch seine Gegenwart zu beschleunigen [1]). Ungeheuer waren die Vorräthe an Pulver, Munition, schwerem Geschütz und Belagerungswerkzeugen jeder Art, welche auf die Galeeren gebracht wurden. In den großen Proviantämtern zu Valona und auf Negroponte wurde Tag und Nacht gearbeitet, um für die Flotte den nöthigen Mundvorrath zu beschaffen. In den Wäldern von Morea ließ man 15,000 Pfähle zu Palissaden schlagen und fast in allen bedeutenderen Hafenstädten Griechenlands herrschte eine ungemeine Thätigkeit, um Schanzkörbe, Wollsäcke und anderes Rüstzeug anzufertigen, wie es damals zur Belagerung starker Festungen gebraucht wurde. Zugleich erging an die Statthalter, Begs und Sandschaks von Rumelien und Anatolien der Befehl, sich zum Beginn des Frühjahrs mit ihrem Heerbann in Bereitschaft zu setzen. Tschesme, Chios gegenüber, wurde für die asiatischen, Saloniki für die europäischen Truppen zum Sammelplatz bestimmt. Auch die Barbaresken von Tunis und Algier wurden aufgefordert, ihr vertragsmäßiges Contingent an Truppen und Schiffen zu der großherrlichen Armata stoßen zu lassen.

Und dies Alles, diese ungeheuern Rüstungen, wie man sie seit dem Tage bei Lepanto nie mehr gesehen hatte, sollte, so hieß es noch immer, nicht gegen Venedig, sondern einzig und allein gegen das Felseneiland Malta bestimmt sein. Der Mufti war über diese Falschheit so entrüstet, daß er es wagte, im Diwan noch einmal seine Stimme dagegen zu erheben: Der Krieg, den man zu unternehmen im Begriff stehe, sei ungerecht, weil er das Gesetz Mohammed's verletze. Nicht durch Verrath an seinen Freunden, sondern durch strenge Beobachtung der Satzungen des Koran sei das Haus Osman's groß geworden und habe bisher sich auf seiner Höhe erhalten. Wolle man aber jetzt den mit der Republik Venedig

1) Frammenti, p. 33: „Ibraino si transferiva sovente negli Arsenali, fremendo d'impatienza qualunque volta non vedea che le mani degli operari non corrispondeano alla celerità dell' ardentissimo suo desiderio.“

auf Treue und Glauben geschlossenen und erst unlängst noch durch eine besondere Gesandtschaft aufs Neue bestätigten Frieden so ohne Weiteres brechen, so sei dies eine Verletzung der heiligsten Gesetze, eine Beleidigung des Allmächtigen und der mohamedanischen Religion. Beleidigungen, welche man von Seiten der Malteser erfahren, dürfe man nicht an den Venetianern rächen. Daß die Malteser auf Candia gelandet, sei kein Grund, sondern nur ein schlechter Vorwand zum Kriege. Und wenn man ihn dennoch für gerechfertigt und für nothwendig halte, so gezieme es sich nicht, mit falschen Vorspiegelungen ein verrätherisches Spiel zu treiben. Eine offene und rechtzeitige Kriegserklärung sei in solchen Fällen von jeher der durch Ehre und Würde gebotene Brauch osmanischer Monarchen gewesen. Denn Schweigen verrathe da nur Furcht oder Schwäche [1].

Allein der muthvolle Mann, dem in diesem Falle vielleicht nur seine hohe geistliche Würde den Kopf rettete, konnte mit seinem wohlgemeinten Rathe nicht einmal so weit durchdringen, daß man sich zu einer Kriegserklärung entschlossen hätte. Ibrahim, ganz in den Händen des Kapudan-Pascha und der Kriegspartei, ließ ihn bedeuten, er möge sich fortan lieber um das Studium seines Korans, als um die Geschäfte des Diwans bekümmern. Den venetianischen Bailo aber, welchem die Sache immer bedenklicher wurde und der daher auch seinerseits eine bestimmtere Erklärung darüber verlangte, was man eigentlich mit diesen Rüstungen im Schilde führe, hielt man bis zum letzten Augenblicke mit leeren Ausflüchten und der falschen Versicherung hin, daß die Republik, da sie nicht für schuldig erachtet werde, davon auch nichts zu befürchten habe [2].

1) Frammenti, p. 24: „Il Mufti sapendo che queste voci (daß man es nur darauf abgesehen habe, die Malteser zu züchtigen) erano contrarie alla verità, et che l'Armata si componeva per invader Candia, non temè a protestare che la guerra sarebbe ingiusta et che si offenderebbe la Religione Maomethana: tanto operava la coscienza in quest' huomo, che se ben infedele potea chiamarsi da bene."

2) Frammenti, p. 40: „La Republica Veneta non essendo

Die Zeit der Täuschungen war nun aber doch vorüber. Nicht nur daß Giovanni Soranzo, welcher mit seinen Zechinen bis in die innersten Geheimnisse des Diwans eingedrungen war und daher sehr wohl wußte, was er von den friedlichen Versicherungen des Großwesirs und des Kapudan-Pascha zu halten habe, die Signorie längst darauf aufmerksam gemacht hatte, was zu erwarten sei, kamen ihr nun auch von andern Seiten, namentlich durch den gleichfalls gut unterrichteten spanischen Gesandten zu Venedig, den Marquis Gasparo della Fuente, die dringendsten Mahnungen zu, daß sie auf ihrer Hut sein und vor Allem für eine zweckmäßige und nachhaltige Vertheidigung der Insel Candia sorgen möge. Während daher die Malteser, gegen welche der Sturm zuerst loszubrechen drohete, ihre Insel in guten Vertheidigungszustand versetzten und die Besatzung der Festung bis auf 16,000 M. verstärkten, war auch die Signorie, obgleich in Venedig eine starke Partei existirte, welche noch nicht an die Möglichkeit eines Krieges mit der Pforte glauben wollte und ihn gern um jeden Preis vermieden hätte, ernstlich darauf bedacht, durch eine angemessene Verstärkung ihrer Land- und Seemacht den Ereignissen die da kommen möchten, gehörig gerüstet entgegentreten zu können.

Zu den bereits vorhandenen 28 Galeeren und 2 Galeazzen wurden sofort noch 9 Galeeren und 4 Galeazzen hinzugefügt. Über diese erhielt Gironimo Morosini, über jene Antonio Marino Capello, der Held von Valona, den Oberbefehl; und das Commando der gesammten Flotte wurde dem Procurator von San Marco, Francesco da Molin, einem in den Staatsgeschäften und dem Seewesen hocherfahrenen Manne, als General-Capitän des Meeres, anvertraut. Zum General-Proveditor und Inquisitor des Reiches Candia wurde Andrea Cornaro ernannt, der sich bereits durch seine Verwaltung des venetianischen Festlandes den Ruf eines der tüchtigsten Staatsmänner der Republik erworben hatte. Er verfügte sich unverzüglich auf seinen Posten, ließ so schnell

rea, non dovea essere timorosa", meinte der Großwesir noch kurz vor der Abfahrt der Flotte gegen Giovanni Soranzo.

wie möglich die in den verschiedenen Häfen der Insel stationirten 20 Galeeren ausrüsten, versah die Stadt Candia mit neuen Festungswerken, sorgte namentlich für eine zweckmäßige Vertheidigung des Hafens von Suda, des wichtigsten der ganzen Insel, zu dessen Schutz später noch ein Theil des Geschwaders unter Marino Capello herangezogen wurde, und bewaffnete, so weit die vorhandenen Waffenvorräthe reichten, die Milizen und das Landvolk. Er hatte dabei freilich mit sehr erheblichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Denn Vieles, was in früheren Zeiten zum Zwecke des Schutzes und der Erhaltung der Insel entstanden und geschaffen worden war, hatte längst, wie wir sogleich sehen werden, seinen Untergang gefunden oder war in Verfall gerathen. Auch die kleinen venetianischen Inseln Tine und Cerigo, die Zwischenstationen auf dem Wege von Venedig nach Candia, erhielten verstärkte Besatzungen und tüchtige Befehlshaber [1]).

Natürlich unterließ die Signorie nicht, sich auch auswärts nach Hülfe umzuthun. Wo man von der herannahenden Gefahr mit zunächst bedroht war, fehlte es wenigstens nicht an ermuthigenden Zusagen. Der Papst wollte 5 Galeeren und 2000 M. stellen; der Großherzog von Florenz 6 Galeeren und 10 kleinere Schiffe; Malta 4 Galeeren und 6000 M.; Genua 12 Galeeren; der König von Portugal sogar 20, während Neapel und Sicilien ihre ganze Seemacht aufzubieten versprachen. Die kleineren italienischen Fürsten, die Herzöge von Parma, Modena, Mirandola, der Fürst von Massa u. s. w. sagten ihre Contignente an Landtruppen zu. Leider blieb auch nur hier wieder Vieles hinter den gehegten Erwartungen zurück, als es darauf ankam, diese Versprechungen durch die That zu bewähren [2]).

1) Über die damaligen Rüstungen der Signorie von Venedig, im Ganzen übereinstimmend, im Einzelnen abweichend: Vellaio, p. 23 fg. p. 38 fg. Frammenti, p. 29 und 52 fg. und Valiero, p. 13.

2) Über die den Venetianern von andern Mächten zugesagte Hülfe findet sich das Nähere in: „Venedig trägt den besten Gewinnst davon oder des Venetianischen Löwens Victoriöse Tapferkeit wider den Erbfeind u. s. w." Leipzig 1686, p. 19. (Ein merkwürdiges, reichhaltiges Buch über die Zeit von 1645—1685.)

Bei den ferner liegenden Großmächten dagegen waren ohnehin die Verhältnisse und die Stimmungen für die Signorie nicht gerade die günstigsten. Man fand es sonderbar, daß dieselbe der Meinung sei, die ganze Christenheit müsse sich jetzt zu ihrer Vertheidigung vereinigen, während sie selbst Andern in ähnlicher Bedrängniß ihren Beistand versagt habe. „Eins der vorzüglichsten und wirksamsten Heilmittel, welches diese Herren (die Signorie) gegen das Übel zu erlangen suchen, welches sie bedroht", schrieb um diese Zeit der französische Gesandte zu Venedig, Herr von Gremonville, nach Paris, „besteht in der Hülfe der Fürsten der Christenheit, die sie zu ihrer Vertheidigung vereinigen wollen; ich muß jedoch eingestehen, daß die Art, wie sie sich darüber äußern, mich mit Verwunderung erfüllt. Sie scheinen zu glauben, daß die ganze Christenheit zu ihren Gunsten einen Kreuzzug unternehmen müsse, und dennoch ist es nur zu wahr, daß sie, als man glaubte, daß Malta angegriffen werden könne, geradezu erklärten, daß der Orden es nicht besser verdiene, weil er sich diesen Sturm selbst mit Willen (volontairement) zugezogen habe; und was Sicilien betrifft, von dem man beständig glaubte, daß es angegriffen werden müsse, so haben die spanischen Gesandten von diesen Leuten hier nie etwas Anderes erreichen können, als das Versprechen ihrer Verwendung (la promesse de leurs offices) bei dem Könige (von Frankreich), um ihn zum Frieden oder zum Waffenstillstand zu bewegen; aber bei Allem dem darf man die Sache Gottes und den Schutz der Gläubigen nicht verlassen" [1]).

Von Spanien war nichts zu erwarten, so lange es mit Frankreich zerfallen war. Als auch jetzt die Signorie in den spanischen Gesandten drang, er möge nach Kräften darauf hinwirken, daß wenigstens ein Waffenstillstand zur See zu Stande komme, damit Frankreich freie Hand behalte, ihr mit seiner ganzen Macht beizustehen, wozu es allerdings nicht abgeneigt zu sein scheine, wies er diese Zumuthung mit der

1) Depesche des Herrn von Gremonville vom 15. Juli 1645, nach seiner noch ungedruckten, auf der kaiserl. Bibliothek zu Paris befindlichen „Correspondance", bei Daru, Hist. de Venise, T. IV, p. 525.

Bemerkung zurück, er wundere sich gar nicht, wenn Frankreich sich für die Sache der Republik begeistere und auch Spanien dafür zu gewinnen suche; denn der König von Frankreich sei im Begriff Tarragona zu belagern, und da könne ihm ja nichts willkommener sein, als die spanische Flotte auf diese Weise von dem Entsatze jener Stadt abzuhalten [1]).

Herr von Gremonville, welcher die Stellung dieser Mächte zu den orientalischen Angelegenheiten zur Zeit des Ausbruchs des venetianischen Krieges mit am schärfsten und treffendsten beurtheilt, war überhaupt der Meinung, daß Spanien nur ein falsches Spiel treibe, wenn es sich etwa die Miene gäbe, jetzt an einer Liga Theil nehmen zu wollen, wie sie in einer ähnlichen Weise durch Papst Paul V. nach der Schlacht bei Lepanto zu Stande gebracht worden sei. Denn es führe dabei nichts Geringeres im Schilde, als dann die so vereinten Streitkräfte zu seinem Vortheil gegen Frankreich zu kehren.

„So wie es aber", fährt er fort, indem er auf Frankreichs damalige Stellung zu Venedig übergeht, „so wie es sehr übel angebracht wäre, in den bösen Willen der Spanier den geringsten Zweifel zu setzen, so würde es, wie mir scheint, im Gegentheil nur eine zu große Nachgiebigkeit verrathen, wenn man sich einreden lassen wollte, daß die Signorie, wie die Dinge jetzt liegen, Etwas zu unternehmen wagen würde, was Frankreich beleidigen könnte. Sie sieht sehr wohl ein, daß die Entscheidung über die Angelegenheiten der Christenheit doch eigentlich in unsern Händen liegt, und daß nur die Stärke unseres Arms sie aufrecht erhalten und ihren Fall verhindern kann. Freilich ist sie auf unsere Größe und unsern Wohlstand eifersüchtig, allein sie flößen ihr zugleich auch Furcht ein, welche sie für jetzt nur in Bitten verwandelt, um von Frankreich Schutz zu erhalten. In dieser Hinsicht erlaube ich mir etwas an die Stimmung und die Launen der Leute zu erinnern, mit denen wir es hier zu thun haben. Sie verfahren nicht mit der edeln Freimüthigkeit, welche unserer Nation zur

1) „Venedig trägt den besten Gewinnst u. s. w." S. 17.

andern Natur geworden ist. Wenn wir uns in einer Bedrängniß befinden würden, wie die ist, in welcher sie jetzt sind, und wir dann ihrer bedürften, wie sie jetzt unserer bedürfen, so werden sie sich dazu nicht umsonst (pas gratuitement) verstehen, sondern daraus irgend einen Vortheil für sich zu ziehen wissen [1]."

Es ist möglich, daß diese diplomatischen Eingebungen des Herrn von Gremonville nicht ohne Einfluß auf die Haltung blieben, welche Frankreich damals gegen das bedrängte Venedig beobachten zu müssen glaubte. Gewiß ist, daß es zunächst nichts that. Erst später, gegen Ende des Jahres, ließ Mazarin der Signorie einmal im Geheimen und unter der Hand 100,000 franz. Thaler als Subsidien zukommen, von denen nicht einmal der französische Gesandte in Venedig wußte, ob es ein Darlehn oder ein Geschenk sein solle [2].

Von Kaiser und Reich war, unter den damaligen Verhältnissen, natürlich nichts zu erlangen, obgleich die Signorie sich beeilt hatte, ihren bei dem Congreß zu Münster beglaubigten Gesandten Contareni dahin zu instruiren, daß er Alles aufbieten möge, die dort schwebenden Verhandlungen so schnell wie möglich zum Abschlusse des Friedens oder wenigstens eines langwierigen Waffenstillstandes zu bringen. Nur insofern gab der Kaiser der Republik seine wohlwollende Gesinnung zu erkennen, als er die von der Pforte nachgesuchte Erlaubniß, durch sein Gebiet Truppen nach Dalmatien oder Friaul schicken zu dürfen, nicht ertheilte [3].

Die Generalstaaten der Niederlande glaubten sich gleichfalls einer directen Unterstützung der Signorie enthalten zu müssen, gestatteten ihr aber doch, in ihrem Gebiete und in ihren Häfen Truppen zu werben und Schiffe zu miethen, zu welchem Zwecke namentlich der genannte Gesandte zu Münster mit ansehnlichen Geldmitteln versehen wurde. Auch dem Könige von Polen wurden durch den außerordentlichen Gesandten der Republik, Tiepolo, bedeutende Summen geboten,

1) Gremonville's Depesche a. a. O. p. 526.
2) Derselbe, Depesche vom 11. November 1645. Daselbst p. 524.
3) „Venedig" u. s. w. p. 17, 18.

wenn er sich dazu verstehen wolle, der Pforte mittels der Kosaken eine Diversion zu machen. Es war aber hier, aus Gründen, die in den oben gehörigen Ortes entwickelten Verhältnissen lagen, ebenso wenig etwas zu erlangen, wie der Versuch gelingen wollte, den Perserschah zu einem Angriff auf Bagdad zu bewegen [1]).

Genug, die Signorie war noch so gut wie ganz auf ihre eigenen Kräfte verwiesen, welche sie auch schon in einigen glücklichen Gefechten mit den Corsaren versucht hatte, die ihren nach Candia bestimmten, mit Geld, Truppen, Munition und Proviant befrachteten Transportschiffen bei Cap Ma-
1645 tapan auflauerten, als am 30. April 1645 die osmanische Armata unter Kanonendonner und mit den üblichen Feierlichkeiten den Hafen von Constantinopel verließ. Mit Einschluß der Schiffe, welche noch unterwegs zu ihr stießen, bestand sie aus 73 Galeeren, 8 dergleichen aus den Barbareskenstaaten, 2 Maonen oder Galeazzen, einer großen Gallione, die Sultana genannt, 10 kleineren Schiffen (Bertoni) aus Alexandrien, 2 dergleichen aus Tunis, 10 englischen und holländischen Kauffahrern und etwa 360 Tschaiken und Karamusalen zum Transport von Truppen, Munition, Geschütz, Belagerungswerkzeugen und Proviant. Nur 30 Galeeren waren in gutem Zustande und vollständig ausgerüstet; den übrigen fehlte es durchgängig an einer tüchtigen Bemannung und dem nöthigen Geschütz. Die Landmacht, welche sich am Bord der Flotte befand — jedes der kleineren Transportschiffe trug 100 bis 120 M. — zählte 7000 Janitscharen, 14,000 Sipahis, 50—60,000 M. Lehnstruppen und 3000 M. Schanzgräber und Troß [2]).

1) „Venedig" u. s. w. p. 17, 18 und Gremonville's Depesche vom 15. Juli a. a. O. p. 527.

2) Bellaio p. 50 fg.: „In questo gran numero di Galere solo 30 n'erano di buone, e ben armate, l'altre erano fallasche, armate di zaccali, cioè villani, poco ben munite di cannone, come anco le Navi". Unter den „zaccali" sind die verweichlichten, zum Kriegsdienste völlig untauglichen kleinasiatischen Türken zu verstehen, welche man, in Ermangelung einer besseren Bemannung, als Ruderknechte auf die Flotte zog, wo sie eben spottweise „Schakals" genannt wurden. Vergl. Bd. III, S. 305. — Frammenti p. 57.

Den Oberbefehl sowol über die Land- als über die Seemacht führte des Sultans Günstling, der unversöhnliche Feind der Venetianer, der kaum dreißigjährige Dalmatier Joseph Mascovich, welcher als Renegat den Namen Jusuf angenommen hatte und vom gemeinen Holz- und Wasserträger des Serai, Baltadschi und Bostandschi, erst zum Silihdar oder Waffenträger des Sultans und dann schnell zu der Würde des Wesirs und Kapudan-Paschas emporgestiegen war, und jetzt auch noch dadurch einen besondern Beweis großherrlicher Gunst erhielt, daß ihm Ibrahim seine drittehalbjährige Tochter Fatime verlobte. Ihm zur Seite standen unter Anderen als Befehlshaber der Truppen der Albaneser Hasan-Pascha, in hoher Gunst, weil er es gewesen war, welcher Bagdad bei der letzten Eroberung zuerst betreten hatte, jetzt Beglerbeg von Rumelien, und der Janitscharenaga Murad-Pascha [1]).

Bei der Abfahrt der Flotte versammelte der Sultan die 70 vornehmsten Befehlshaber der Schiffe und der Truppen vor seinem Throne, beschenkte sie zum Theil mit kostbaren Waffen und Ehrengewändern und erklärte ihnen, indem er sie zu Tapferkeit und Ausdauer in einem Kampfe ermahnte, der mindestens 7 Jahre währen solle, nochmals förmlich und feierlich, daß Malta das nächste Ziel desselben sei. Die weiteren Verhaltungsbefehle wurden dem Kapudan-Pascha in einem versiegelten großherrlichen Schreiben überreicht, welches er nicht eher eröffnen sollte, als bis die Flotte Navarin erreicht haben würde. Daß darin bereits Candia als das eigentliche Ziel des Feldzugs bezeichnet sei, war wenigstens eine weit verbreitete Meinung [2]).

Die Flotte nahm zunächst ihren Weg nach Chios, wo

1) Bellaio p. 52. Frammenti p. 58.

2) Frammenti p. 59: „La commissione della guerra egli la diè à Selictar entro una lettera sigillata, con espresso commandamento di non aprirla fine che non fosse stato à Navarino, dove poi consultando con gli Capitani deliberasse secondo le congiunture nascenti". Damit ganz übereinstimmend die osmanischen Chronisten, z. B. die von Galland übersetzten Annalen in der kaiserlichen Bibliothek zu Paris, bei Daru a. a. O. p. 519.

in einem Kriegsrathe nochmals darüber hin und her gestritten wurde, ob man ohne Weiteres auf Malta losgehen oder vorerst Candia angreifen solle. Die gewichtigsten Stimmen, Hasan-Pascha, der Janitscharenaga und vorzüglich der Admiral der Barbareskenschiffe, welcher den Venetianern die Schmach von Valona noch nicht vergessen hatte, entschieden sich, in Übereinstimmung mit dem Kapudan-Pascha, für das Letztere. Ein Angriff auf Malta, meinten sie, sei, wie man bereits im Jahre 1565 erfahren habe, zu schwierig und zu gewagt. Überhaupt dürfe man nach Westen hin nichts mehr unternehmen, bevor man sich nicht der Pforten dazu, d. h. der Insel Candia, versichert habe. In keinem Falle dürfe man Candia, diesen Zufluchtsort der Seeräuber des Westens, im Rücken lassen, wenn man gegen Malta mit Erfolg operiren wolle. Und dabei werde man nicht einmal mit erheblichen Schwierigkeiten zu kämpfen haben. Denn Candia sei schlecht vertheidigt und mit einer gegen die Republik sehr übel gesinnten Bevölkerung versehen; ein plötzlicher Überfall lasse daher die glänzendsten Erfolge erwarten [1]).

Jedoch wollte man die Venetianer noch so lange wie möglich über den Zweck des Feldzugs täuschen. Einige Schiffe legten daher bei Tine an, setzten sich hier mit dem venetianischen Provveditore, Giacomo da Riva, in freundlichen Verkehr und wußten ihn durch die wiederholte Versicherung, daß man nur Malta angreifen wolle, so weit zu hintergehen, daß er ihnen nicht nur den Aufenthalt in dem Hafen mehrere Tage lang gewährte, sondern ihnen auch gestattete, Wasser und Proviant einzunehmen, so viel sie nur wollten [2]).

1) Frammenti p. 63—65: „Che l'impresa di Malta", bemerkte unter Anderem der Barbaresken-Admiral, „non potea farsi senza rischio della Grandezza Ottomana .... Che il passare oltre Candia era un lasciarsi i nemici dietro .... Che non era da tralasciarsi l'impresa di Candia, Regno tanto commodo per gl'interessi degl' Imperatori Orientali .... Che per tale effetto egli non vedea difficoltà, mentre sapeasi, che quel Regno si trovava sprovisto in qualche punte d'armi e d'affettione, e che improvisamente assalito, confusamente si diffenderebbe."

2) Frammenti p. 66: „Dimandarono rinfrescamenti, e licenza

Dasselbe trügerische Manöver wurde erneuert, als die Flotte, welche durch widrige Winde aufgehalten und zum Theil zerstreut worden war, sich wieder auf den Höhen der Insel Cerigo gesammelt hatte. Auch hier liefen einige Schiffe in den Hafen von San Nicolo di Ulemona ein und wurden auf die Aussage hin, daß man durchaus nichts gegen die Republik im Schilde führe, sondern immer nur Malta im Auge habe, von dem Proveditore, Domenico Basso, auf das Freundlichste empfangen und mit Allem versehen, was sie nur haben wollten, mit Wasser, frischem Fleisch, Honig, Zucker und Lebensmitteln jeder Art [1]).

Nur war es verdächtig genug, daß gleichzeitig einige venetianische Transportschiffe, welche nach Candia bestimmt waren, von den Osmanen ohne Weiteres aufgehoben wurden. Eine längere Täuschung war nun kaum mehr möglich. Sobald daher die Flotte Cap Matapan und Cap Malea passirt hatte und bis in die Nähe von Cap Colonna gelangt war, glaubte auch der Kapudan-Pascha die Maske vollends abwerfen zu müssen. Während er also Morea umschiffte, um in dem Hafen von Navarin einzulaufen, wo die Flotte vollends getheert und verproviantirt werden sollte, schickte er eine Eilfregatte mit der Nachricht nach Constantinopel zurück, daß er sein nächstes Ziel glücklich erreicht habe und sich nun unverzüglich gegen Candia wenden werde; es sei folglich der Zeitpunkt eingetreten, wo auch der Großherr nicht mehr anstehen dürfe, sich offen zu erklären. Daraufhin wurde nicht nur der Bailo sofort, am 1. Juni, durch eine Janitscharenwache von 50 M. in seiner Behausung in strenger Haft gehalten, sondern auch nach allen Seiten hin, namentlich nach den Inseln des Archipel, der Befehl erlassen, daß alle venetianischen Unterthanen, wo man sie nur finden würde, verhaftet, ihre Güter mit Beschlag belegt und ihre Schiffe hinweggenommen werden sollten. Das war die einzige, aber auch die wirksamste Kriegserklärung, die vollkommen genügte,

di far acqua, non già pe 'l bisogno, ma per mostrare buona amicitia e non lasciare scoprire il disegno terminato in Candia".

1) Vellaio p. 58.

der Signorie die letzten Zweifel darüber zu benehmen, ob man es wirklich auf Malta oder auf Candia abgesehen habe [1]).

Bevor wir jedoch diesen an denkwürdigen Ereignissen und Wechselfällen so reichen Kampf um das letztere weiter verfolgen, wird es hier am Orte sein, auf die Geschichte und die Zustände dieser Insel unter der Herrschaft der Venetianer etwas näher einzugehen. Vortreffliche, zum großen Theile noch nicht benutzte Materialien setzen uns in den Stand, darüber einige Aufklärungen zu geben, welche die tiefere Einsicht in die Ursachen des Werdens und Vergehens der einst so bedeutenden Macht dieser wunderbaren Republik im europäischen Oriente überhaupt vielleicht nicht unwesentlich fördern und erleichtern dürften.

3) Die Insel Candia unter der Herrschaft der Signorie von Venedig.

A. Die ältere Zeit bis zur dictatorischen Statthalterschaft des Giacomo Foscarini im J. 1574.

Venedig verdankte den Besitz der Insel Candia nicht der Überlegenheit seiner Waffen, sondern der gewandten und scharfsichtigen Politik seines Dogen Henrico Dandolo. Sie war gleichsam der Schlußstein jenes gewaltigen Gebäudes der erweiterten Herrschaft des Meeres, dessen Grundsäulen dieser Held, unter dem Schutze des Kreuzes und im Namen seines Vaterlandes, an der Mündung des Schwarzen Meeres, unter den Mauern von Constantinopel, an den Gestaden des thracischen Bosporus und des macedonischen Festlandes, an den Küsten von Griechenland und im Peloponnes, auf den Inseln des Archipels und der ionischen Gewässer zu Anfange des 13. Jahrhunderts aufrichtete.

Candia war nicht mit in dem Theilungsvertrage begriffen, welcher das schon in sich zerfallene Byzantinische

1) Hier stimmen die drei Hauptquellen, Bellaio p. 60—64, Frammenti p. 67—69 und Baliero p. 14—16 im Wesentlichen ganz überein.

Reich im März 1204 glücklichen Rittern des Abendlandes 1204
zum Lohne leichten Sieges bestimmte. Es war bereits kurz vorher das precäre Eigenthum eines dieser Glücklichen, des Markgrafen Bonifacius von Montferrat, geworden. Diesem hatte es der von dem Byzantinischen Kaiserthrone vertriebene Alexius Angelus zum Geschenke gemacht, als ihm, nach seiner Rückkehr mit abendländischer Heeresmacht, die abgefallenen Cretenser durch Abgeordnete eiligst ihre Unterwerfung erklärten. Er gab es ihm als Unterpfand treuer durch doppelte Verwandtschaftsbande befestigter Anhänglichkeit, zum Lohne bereits geleisteter Dienste, und in der Hoffnung fernerer Hülfe. Nachdem dann etwas später der Thron der Comnenen unter den Verbrechen eines ohnmächtigen Usurpators vollends zusammengestürzt war, verlangte Balduin von Flandern, als erster Kaiser des neubegründeten Reiches, nach der Weise des Abendlandes, von Bonifacius den Lehenseid für das ihm zugefallene Besitzthum der Insel Candia. Bonifacius zeigte hierzu wenig Neigung. An der Spitze einer bedeutenden Landmacht und als einer der ersten Helden des Jahrhunderts in offener Feldschlacht berühmt, besaß er weder Mittel noch Geschick, sich eine Seemacht zu schaffen, die ihm den ruhigen Besitz jener Insel hätte sichern können. Sein eigener Sinn und die Lage der Dinge gab seinem Ehrgeiz eine andere Richtung. Er wünschte vor Allem seine Macht in Macedonien und Thessalien zu befestigen und zu erweitern, und wie er in dieser Absicht bereits die ihm bei der Theilung überlassenen Städte in Pontus und Bithynien an den Kaiser abgetreten hatte, so suchte er jetzt eine günstige Gelegenheit, sich der ihm völlig nutzlosen Insel gegen eine angemessene Entschädigung zu Gunsten seiner Besitzungen in in Macedonien zu entledigen.

Er machte deshalb dem Kaiser die geeigneten Vorstellungen. Allein Balduin, welchen Furcht und Eifersucht die Gefahren des Wachsthums einer so schon bedeutenden Macht in der Nähe des noch schwankenden Kaiserthrones nicht verkennen ließen, wollte anfangs auf die Plane des Markgrafen nicht eingehen und machte Schwierigkeiten. Um diese zu heben, übernahm Henrico Dandolo die Rolle des Vermittlers

und ergriff den günstigen Augenblick zum Nutzen seines eigenen Vaterlandes. Die Zeit drängte. Denn schon hatten die Genueser auf die Kunde, daß der Markgraf gesonnen sei, die Insel aufzugeben, Schritte gethan, sie für eine namhafte Summe käuflich an sich zu bringen. Es galt, ihnen zuvorzukommen. Während daher Dandolo selbst seinen Einfluß auf den Kaiser dazu benutzte, dessen Zustimmung zu dem Austausch der Insel zu erlangen, trat er durch zwei seiner vertrautesten und gewandtesten Diener, den Venetianer Marco Sanuto und den Veroneser Ravano dalle Carceri, mit dem Markgrafen selbst über die Bedingungen des Austausches der Insel in nähere Unterhandlungen. Sie wurden vor den Mauern von Adrianopel, welches Bonifacius damals belagerte, unter Dandolo's Leitung, mit Glück und Umsicht durchgeführt. Einmal der Zustimmung des Kaisers versichert, ging Bonifacius, welcher zur Fortsetzung des Krieges und zur Einrichtung seines Reiches Geld brauchte, leicht auf die ihm gemachten Vorschläge ein. Auf diese gestützt, vereinigten sich bereits am 12. August desselben Jahres, 1204, beide Theile zu einem Vertrage, dessen Hauptbestimmungen folgende waren:

1) Bonifacius, Markgraf von Montferrat, tritt für sich und alle seine Nachkommen die Insel mit allen seinen Rechten und Ansprüchen der Republik Venedig ab. Dagegen verpflichten sich 2) Marco Sanuto und Ravano dalle Carceri ihm, im Namen des Dogen Henrico Dandolo und der Republik, eine Summe von 1000 Mark Silbers und so viel liegende Gründe in dem westlichen Theile des Reiches zu gewährleisten, als, nach der Bestimmung je eines Abgeordneten beider Theile, ein jährliches Einkommen von 100,000 Perpern geben werden. 3) Die ihm auf diese Weise abgetretenen Güter besitzt der Markgraf für sich und seine Nachkommen und Erben, sowol männlichen als weiblichen Geschlechts, auf alle Zeiten, unabhängig und frei von jeder Verpflichtung, mit einzigem Vorbehalte des dem Kaiser zu leistenden Lehendienstes. Er verspricht dagegen 4) dem Herzoge und der Republik eidlich für sich und seine Vasallen, alle ihre Besitzungen in beiden Theilen des Reiches Roma-

nien, dem westlichen und östlichen, zum Nutzen und zur Ehre der venetianischen Ritterschaft, mit einer Hülfsmacht gegen alle die zu schützen, welche es unternehmen und wagen wollten, sie in einem Theile oder der Gesammtheit derselben zu belästigen, oder daraus zu vertreiben, unbeschadet jedoch der Treue gegen den Kaiser [1]).

Durch diesen, offenbar unter dem Einflusse des Kaisers abgeschlossenen, von beiden Theilen auf das Evangelium beschworenen und von beiderseitigen Zeugen unterschriebenen Vertrag trat die Republik Venedig in den unabhängigen und freien Besitz des Königreichs von Candia; frei selbst insofern, als sie nicht einmal zur Lehenspflicht gegen den Kaiser verbunden ward. Denn klug genug hatte Henrico Dandolo gleich bei der vorläufigen Vertheilung der Provinzen des byzantinischen Reichs die Freiheit vom Lehenseide für sich und die Republik als eine wohlverdiente Begünstigung in An-

1) Andreae Danduli Chron. bei Muratori Scripp. T. XII, p. 331. Die näheren Umstände der Verhandlungen geben am besten: Paulus Ramnusius de bello Constantinopolitano cet. Venet. 1634 p. 168 und Andrea Morosini L'Imprese et espeditioni di terra Santa et l'acquisto fatto dell' Imperio di Constantinopoli dalla Serenissima Republica di Venetia. Venet. 1627 p. 140 u. 229. Ramnusius schildert unter Anderem die Lage des Markgrafen recht gut mit folgenden Worten: „Praeterea ad terrestre bellum cum supra ceteros sui seculi Duces praeclarum ingenii robur extendisset et rerum navalium omnino rudis esset, neque enim cum terrestri pugnandi gloria navale decus addiderat, quum alia sit regendorum equorum et copiarum, alia gubernandae classis ratio, illius insulae Marchionem taedium ceperat." — Der Vertrag selbst, welchen unvollständig bereits Marino Sanuto (Vite de' Duchi. Murat. Scpp. T. XXII, p. 533), dann vollständig Ramnusius a. a. O., Flaminio Cornelio, Creta Sacra, Venet. 1755. T. II, p. 222, und Antonio Marin (Storia civile e politica del commercio de' Veneziani Vol. IV, p. 68) gegeben hatten, ist zuletzt wieder in v. Hammer's „Geschichte des Osman. Reiches", B. V, S. 698, nach der in den Archiven zu Wien aufbewahrten Copie abgedruckt worden. Wir wollen hierbei nur noch bemerken, daß sämmtliche Documente zur Geschichte der Herrschaft der Venetianer auf Candia, welche Hammer zum Theil, wie es scheint, seiner Meinung nach als bisher ungedruckt, aus dem „Libro dei patti" gegeben hat, sich, mitunter selbst ausführlicher und diplomatisch genauer, schon in dem Werke des Flaminio Cornelio finden.

spruch genommen, welche ihm ohne Zögerung gewährt worden war [1]). Sowie diese Bestimmung für alle übrigen Besitzungen der Venetianer in Romanien bereits in Kraft getreten war, so ward sie jetzt auch für Candia, wie es scheint, stillschweigend und ohne Widerrede zugestanden. Dies bedingte namentlich die eigenthümliche Stellung, welche Venedig mit seinen Besitzungen im Oriente im Allgemeinen und der Insel Candia im Besondern unter den Verwirrungen des auf diesen fremden Boden verpflanzten Lehenwesens des Abendlandes behaupten konnte. Es war vielleicht einer der Hauptgründe, warum sich Venedig hier am längsten hielt und die Stürme, welche nach und nach die haltlose Macht der abendländischen Ritter wieder vernichteten, unerschüttert noch Jahrhunderte überlebte.

Die förmliche Besitznahme der Insel Candia selbst durch die Republik Venedig erfolgte nicht unmittelbar nach Abschluß jenes Vertrages und nicht ohne bedeutende Schwierigkeiten. Henrico Dandolo beschloß, noch ehe er die etwa in Bezug auf diese wichtige Erwerbung der Republik gehegten Plane zur Ausführung bringen konnte, sein thatenreiches Leben zu
1205 Constantinopel im Juni 1205. In Venedig selbst, scheint es, blieb man lange Zeit unentschieden über die Art, wie man die Insel besetzen und für die Zukunft sichern und verwalten solle. Für den Augenblick war es wichtiger, nur erst die neubegründete Herrschaft der Republik in Constantinopel und auf den wichtigsten Punkten des byzantischen Küstenlandes zu befestigen. Überdies wußte man wohl, daß die Stimmung der Candioten der Herrschaft Venedigs nicht eben günstig war. Gewaltmittel waren aber bei der nach den jüngsten Ereignissen im ganzen Oriente noch fortdauernden Aufregung um so weniger anwendbar und rathsam, weil die bewaffnete Macht der Republik bereits auf anderen Punkten ganz in Anspruch genommen wurde und überhaupt zu sehr vertheilt war. Ein passenderer Zeitpunkt, hoffte man vielleicht, und ruhigere Stimmungen würden in Zukunft nicht fehlen.

Allein die Nothwendigkeit und die Ehre des venetiani-

1) Danduli Chron. a. a. O. p. 327.

schen Namens verlangten endlich wider Erwarten einen schnellen Entschluß. Denn obgleich die Genueser bereits bei einem verunglückten Versuche gegen die den Venetianern gleichfalls zugefallene Insel Corfu, wobei einer ihrer Freibeuter, Leone Vetrani, mit neun Galeeren aufgehoben und ohne Weiteres hingerichtet wurde, die Überlegenheit ihrer Nebenbuhler hart genug empfunden hatten, so war doch ihre Eifersucht auf das Wachsthum der Macht Venedigs viel zu groß, als daß sie nicht auch nach Candia die Hand hätten ausstrecken sollen. Der erste Versuch war in der That glücklich und versprach die günstigsten Erfolge. Selbst zu schwach, vielleicht noch mehr in der Absicht, im Falle des Mislingens der Rache der Venetianer um so sicherer zu entgehen, reizten sie einen maltesischen Abenteurer, Henrico Piscatori, den man später den Grafen von Malta nannte, von einigen genuesischen Schiffen unterstützt, einen Angriff auf Candia zu wagen. Piscatori erschien hierauf wirklich noch vor Ausgange des Jahres
1206 oder im Frühjahre 1207 vor der Insel und besetzte 1206
ohne Schwierigkeiten nicht nur einige der bedeutendsten Küstenorte, sondern faßte auch an mehreren leicht zu vertheidigenden Punkten im Innern festen Fuß, noch ehe man in Venedig daran ernstlich gedacht hatte, sich der Insel zu versichern [1]). Unter Anderm wird, einer späteren Nachricht zufolge, Piscatori die erste Anlage der 15 kleinen theils Küsten-, theils Binnenfestungen zugeschrieben, welche bei der späteren venetianischen Eintheilung der Insel zu Hauptorten der Cantone erhoben wurden [2]). Wir sehen hieraus wenigstens, daß man

1) Was die Thatsachen betrifft, so folgen wir hier vorzüglich dem wegen Benutzung vieler handschriftlichen Materialien sehr schätzbaren und an vortrefflichen Documenten äußerst reichhaltigen Werke des Flaminio Cornelio, Creta Sacra, T. II, Pars IV, p. 224 fg.

2) Leonardo da Quirini Descrizione di tutta l'isola di Candia, cet. Mspt. der kaiserlichen Bibliothek zu Paris N. 221, Missions étrangères, fol. 67—95, unterzeichnet „Di Candia à di primo Maggia 1587", sagt darüber, indem er die Sache sieben Jahre zu spät ansetzt: „... et appresentatosi alli Greci l'accettarono dandoli gran parte della Signoria; et subito detto conte fece fabricare 15 Castelli nell corpo dell' Isola per potersi prevaler della potentia della Signoria di Venetia, il primo Castello di Mirabello, uno di Mon-

ihm von Seiten Venedigs Zeit ließ, sich auf unvermeidlichen Kampf vorzubereiten. Die Eingeborenen, scheint es, zogen das leichte Joch dieses Abenteurers in jedem Falle dem eisernen Scepter in den Klauen des Löwen von San Marco vor und leisteten nirgends Widerstand.

Zu Venedig hatte man um diese Zeit eine Flotte von 31 Galeeren unter den Befehlen der Capitäne Rinieri Dandolo und Ruggieri Premarino nach der Levante ausgeschickt. Sie hatte bereits Corfu wiedererobert und sollte sich auf geradem Wege nach Constantinopel begeben, als man in Venedig Kunde erhielt von dem, was in Candia vorging. Sogleich ertheilte man dem Capitän Ruggieri Premarino Befehl, sich mit seiner Abtheilung nach Candia zu begeben, und es nicht eher wieder zu verlassen, als bis Piscatori vertrieben und die Insel der Republik völlig unterworfen sein würde. Premarino fand, wie zu erwarten war, heftigen Widerstand. Die Eingeborenen erklärten sich zum Theil für Piscatori und erhoben den Schild gegen Venedig. Premarino setzte Truppen ans Land und mußte den Besitz der Insel Fuß für Fuß erkämpfen. Der Kampf war lang und blutig. Er dauerte mehrere Monate, endigte aber doch mit der Flucht des Maltesers Piscatori und der Unterwerfung der Eingebornen. Vier der genuesischen Schiffe fielen in die Hände der Sieger [1]).

Also pflanzte Venedig seinen gewaltigen Dreizack in den mit Blut gedrängten Boden von Candia. Und noch schwebte die Signorie in Ungewißheit über die endliche Bestimmung und die zweckmäßigste Verwaltung der Insel. Schleifung der eroberten Städte ward als eine erste durch die Nothwen-

ferrato, uno che si chiamo Bonifacio, Castel-Nuovo et Belvedero con molti altri Castelli et ancora teneva il Castello Themene et possedeva la città di Candia." Unsere Handschrift ist durch einen unwissenden Copisten mit Schreibfehlern furchtbar entstellt. — Auch Foscarini, Relat. f. 142 v. (vergl. über diese gleichfalls auf der kaiserlichen Bibliothek zu Paris befindliche Relation Bd. III, S. 347 Anmerkung), gedenkt der Sache, aber etwas problematischer: „è opinione, che fussero fabricati al tempo de' Genovesi mentre che hebbero guerra con questa republica et infestorno quell' Isola et ne occuparno una parte."

1) Danduli Chron. a. a. O. p. 335.

digkeit gebotene Maßregel der Sicherheit angenommen. Mit dieser Weisung erhielt der andere Befehlshaber der Flotte, Rinieri Dandolo, die Vollmacht, die Insel auf seine Kosten zu bewachen. Selbst anderwärts beschäftiget, übertrug er diese Vollmacht zunächst zweien seiner Officiere, Pietro Polano und Lelio Veglo. Wir wissen nicht, auf welche Weise und mit welchen Mitteln die beiden Stellvertreter der Republik die ihnen ertheilten Befehle vollzogen haben; gewiß aber ist, daß sie ihre Zwecke verfehlten und der Unmuth der Bevölkerung bald bis zur heftigsten Erbitterung stieg. Noch hatte man die verborgenen Waffen nicht aus den Händen gegeben. Der Aufruhr, welchen man durch den Sieg über Piscatori auf lange Zeit, vielleicht auf immer, gestillt glaubte, brach schon im ersten Jahre wieder aus und griff bald, da Veglo und Polano wahrscheinlich nur über geringe Streitkräfte gebieten konnten, mit Macht um sich. Denn neben dem Hasse gegen die Republik wirkte in den Gemüthern der Griechen auch religiöser Fanatismus, genährt durch geheime Einflüsterungen und offne Predigten ihrer Priester gegen diese Latiner, die da gekommen seien, den Glauben der Väter zu schänden. Hiervon benachrichtiget, eilte Dandolo mit Verstärkungen selbst nach der Insel und stellte sich an die Spitze der Truppen, welche die Rebellen zur Unterwerfung zwingen sollten. Gleich in einem der ersten Gefechte stürzte er durchbohrt von einem cretischen Pfeile [1]), und über seiner Leiche erschallte der Jubel des siegenden Aufruhrs, der wiedererlangten Freiheit durch alle Gauen, durch alle Thäler der Insel.

Die Nachricht von diesem Unfalle erfüllte die Signorie mit großer Bestürzung. Entschiedenere Maßregeln wurden sogleich beschlossen. Ein Geschwader von zwölf Kriegsschiffen, unter den Befehlen der Capitäne Jacopo Longo und Leonardo Navagero, ging noch im Jahre 1208 nach Candia ab. Auf 1208
demselben befand sich auch Jacopo Tiepolo, als Staatsmann und Heerführer gleich ausgezeichnet, welcher, der erste

1) Flaminio Cornelio Creta Sacra T. II, p. 225: „...dum ferventius instat Raynierius Dandulus sagittae jactu confossus gloriose occumbit."

mit dem Titel eines Herzogs von Candia, fortan die oberste Leitung der Candiotischen Angelegenheiten im Namen der Republik übernehmen sollte.

Tiepolo fand einen zweifachen Feind zu bekämpfen: die Rebellen im Innern und die Genueser von außen. Die letzteren, welche jene, wie es scheint, mit Zufuhr unterstützten, wurden leicht unschädlich gemacht. Mehrere ihrer Schiffe fielen abermals in die Gewalt der Venetianer und in kurzer Zeit war der Name der Genueser in den cretischen Gewässern fast ganz verschollen. Nicht so leicht war der Kampf gegen die Feinde der Venetianer im Innern. Sicherte sich Tiepolo mit Hülfe der Flotte die vorzüglichsten Küstenstädte, so gelang es ihm dagegen weder durch Gewalt der Waffen, noch durch Umsicht oder Milde der Verwaltung die Bewohner des Binnenlandes zur Anerkennung der Republik zu bewegen. Ein nutzloser Krieg mehrerer Jahre steigerte abermals den Haß und die Erbitterung der Eingeborenen und führte die Signorie endlich zu der Überzeugung, daß nur ein durchgreifenderes System der Besitznahme der Insel ihrer Herrschaft für die Zukunft eine sichere Grundlage gewähren könne. Dieses System war Colonisation durch Vertheilung des Binnenlandes von Candia theils an Edle der Republik als Ritterlehne, theils an gemeine Bürger mit der Verpflichtung des Lehendienstes zu Fuß.

Zum ersten Male kam es im siebenten Jahre der Regierung des Dogen Pietro Ziani, und zwar im September
1211 1211, zur Anwendung. Aus den damals darüber ausgestellten Urkunden [1]) geht hervor, daß die erste auf diese Weise nach Candia geschickte Colonie aus 132 Rittern und 408 Fußgängern bestand, welche fast zu gleichen Theilen aus den sechs Hauptregionen der Stadt Venedig, den Sestier de Canaregio oder S. Apostolo, San Marco, Santa Croce, San Paolo, Castello und Dorsoduro, gewählt wurden. Die Grundidee der ganzen Einrichtung auf Seiten der Signorie war die: die Colonisten sollen gegen den freien und ungehinderten Besitz und Genuß der ihnen und ihren Nachkommen auf alle

1) Bei Flaminio Cornelio a. a. O. p. 226—240.

Zeiten überlassenen Güter der Republik Venedig den Eid der Treue leisten und sich verpflichten, die Insel Candia, zur Ehre des Dogen und der Signorie, gegen jeden Feind von innen und von außen mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln und Kräften zu schützen und zu vertheidigen. Die namentlich aufgeführten Colonisten verpflichteten sich hierzu in einer im folgenden Monate von ihnen persönlich zu Venedig unterzeichneten Urkunde, und wurden dann unverzüglich nach Candia eingeschifft.

Die Vertheilung der Lehengüter selbst ward von dem Herzoge Jacopo Tiepolo und seinen Räthen im nächsten
Jahre 1212, und zwar so vollzogen, daß die je zu einer Re- 1212
gion der Mutterstadt gehörigen Colonisten auch auf Candia je in einer und in derselben Gegend angesiedelt wurden. An die Spitze einer jeden dieser sechs Abtheilungen ward ein Capitän gestellt, welcher zugleich die Vertheilung der jeder Abtheilung zugesprochenen 133⅓ Lehengüter, welche durch das Loos geschah, zu beaufsichtigen hatte.

Es versteht sich von selbst, daß einige Zeit vergehen mußte, ehe diese, ihrem Charakter nach ganz militärische Colonisation festen Fuß fassen und die Früchte tragen konnte, welche man sich davon versprechen mochte. Die Neuheit der Sache und die Furcht vor den schwerbepanzerten venetianischen Rittern hielt wenigstens anfangs das einheimische Landvolk im Zaume, welches, zur Leibeigenschaft und Hörigkeit herabgedrückt, unter der Gewalt des Schwertes den heimatlichen Boden für diese Fremdlinge bebauen mußte. Am tiefsten haftete der Groll gegen die neue Ordnung der Dinge und ihre Urheber in den Gemüthern der alten einheimischen Geschlechter edler Abkunft, welche vor Zeiten, in leichter Abhängigkeit von dem ohnmächtigen Kaiserthrone zu Byzanz, auf der Insel ungefähr dieselbe Herrschaft geübt hatten, die fortan das Erbtheil jener Ritter sein sollte. Furcht vor der vermeintlichen Macht der neuen Ankömmlinge hielt auch sie einige Zeit ab, die Waffen wiederzuergreifen.

Kaum hatte man aber die schwachen Seiten des neuen Vertheidigungssystems der Venetianer entdeckt, als einer der entschlossensten Männer aus der edeln und mächtigen Fami-

lie Agiostephanitis das Zeichen zum Aufstande gab, welcher sich mit der Schnelligkeit des Pfeiles über alle von den venetianischen Rittern besetzten Landstriche verbreitete. Er nahm seinen Anfang in den schwer zugänglichen Bergthälern, welche die Hochebenen von Lassiti begrenzen. Mit seinem Anhange und dem hier zusammengezogenen bewaffneten Landvolke überfiel Agiostephanitis in einer stürmischen Nacht, wo man sich dessen am wenigsten versah, zunächst die um die damals noch bestehende Feste Lassiti angesiedelten Ritter, stieß Alles, was Widerstand leistete, ohne Barmherzigkeit nieder und schleppte, was sich gutwillig ergab, nach den entferntesten Bergschluchten in die Gefangenschaft. Der Haufe der Aufrührer wuchs hierauf mit jeder Stunde. Die Bergschlösser Settia und Mirabella wurden mit leichter Mühe eingenommen. Wer durch die Flucht entkommen konnte, rettete sich nach Candia, um bei Tiepolo und seinen Truppen Schutz zu suchen. Allein Tiepolo hatte, im Vertrauen auf die neuangekommenen Ritter, selbst nur eine kleine Macht bei sich zurückbehalten. Er sah sich allein außer Stande, dem wachsenden Aufruhr die Spitze zu bieten, beschränkte sich zunächst auf die Vertheidigung der Hauptstadt und suchte schleunigst Hülfe bei dem mächtigen Herzog von Naxos, Marco Sanuto, welcher erst vor wenigen Jahren die meisten Inseln des Archipels im Namen der Republik besetzt hatte.

Sanuto erschien gegen das Versprechen, daß ihm, nach Besiegung der Rebellen, von Seiten des Herzogs 30 Ritterlehen zum Lohne der geleisteten Dienste überlassen werden sollten [1]), mit nicht unbedeutender Heeresmacht. Es gelang ihm in Verein mit den Streitkräften des Herzogs und der Ritter, die Rebellen, nach einigen blutigen Gefechten, wieder in ihre Bergschluchten zurückzudrängen, wo sie, vor jedem Angriffe der unbeholfenen geharnischten Truppen der Venetianer sicher, nur den günstigen Augenblick zu neuen Einbrüchen auf das Flachland abwarteten.

Die nächste Veranlassung dazu gab die eigene Zwietracht der Sieger. Denn sei es, daß Tiepolo bei der Erfüllung

1) Danduli Chron. p. 337.

der Sanuto zugesagten Bedingungen Schwierigkeiten machte, sei es, daß dieser die Überlegenheit seiner Macht benutzen wollte, die Herrschaft der Insel an sich zu reißen, genug, kurz nach der Besiegung des Agiostephanitis fing Sanuto, im Einverständnisse mit dem Haupte der mächtigen einheimischen Familie Scordillis, Sevastos mit Namen, gegen Tiepolo in Candia selbst Händel an und erklärte ihm, nach offenem Bruche, ohne Weiteres den Krieg. Tiepolo, viel zu schwach, um sich mit Erfolg vertheidigen zu können, überließ seinen Gegnern sogleich die Burg der Stadt und suchte Zuflucht in dem Hause eines seiner Getreuen, Marco Tonisto. Auch hier nicht sicher, ergriff er zur Nachtzeit in Weiberkleidern die Flucht, gelangte mit Hülfe eines Strickes glücklich über die Stadtmauer und eilte unaufhaltsam nach dem gutbefestigten Bergschlosse Temeno. Nachdem er hier alle ihm noch zu Gebote stehenden Streitkräfte an sich gezogen hatte, machte er glückliche Ausfälle in die Umgegend und besetzte selbst Lassiti und einige andere feste Plätze wieder, während Sanuto seinerseits in Candia nur eine hinlängliche Besatzung zurückließ und mit dem Hauptheere, Griechen und Lateinern, in kurzer Zeit die meisten Städte und Festen der Insel einnahm und besetzte.

Ohne Unterstützung von Venedig konnte Tiepolo den offenen Kampf natürlich nicht wagen. Auch hatte er sogleich nach seiner Flucht Eilboten an die Signorie geschickt und Hülfe verlangt. Schon nach Verlauf von wenig Wochen landete hierauf ein starkes Hülfscorps, unter den Befehlen von Dominico Quirini und Sebastiano Bethani, in dem Hafen von Kalolimunia und stieß unverzüglich zu den Truppen des Herzogs. Dem ersten glücklichen Angriffe der venetianischen Truppen, unter Quirini, auf das stark befestigte Bergschloß Apano-Sivrites folgte, wie es scheint, bald die blutlose Einnahme einer Menge anderer Burgflecken von geringerer Bedeutung. Marco Sanuto, nach und nach in die Enge getrieben, flüchtete sich zuletzt mit seinen Getreuen nach einer schwer zugänglichen Anhöhe, auf welcher er vom Meere her durch seine Inseln verproviantirt werden konnte. Noch im Besitz von Candia und einigen andern Orten, hoffte er auf

diese Weise, mit Vermeidung einer Entscheidungsschlacht, die Kräfte des Herzogs, welchem die Zufuhr fehlte, bald zu erschöpfen und dann die Herrschaft der Insel abermals an sich zu reißen, oder, im schlimmsten Falle, einen vortheilhaften Vergleich zu erzwingen.

Diese Hoffnung ging jedoch nicht in Erfüllung. Candia, wo Sanuto seinen Neffen, Stephano Sanuto, zurückgelassen hatte, fiel kurz darauf bei einem nächtlichen Überfall ohne Schwertstreich wieder in die Hände des Herzogs Tiepolo, und obgleich dann das Schloß Belvedere und einige andere Punkte an dem Küstenstriche von Castell Mylopotamo bis zu Cap Spada hin noch längere Zeit in der Gewalt des Naxiers blieben, so schwand sein kleines Heer doch am Ende so zusammen, daß er sich zu einem Frieden verstehen mußte, welcher ihm, unter anderen vortheilhaften Bedingungen, freien und ehrenvollen Abzug nach Naxos sicherte. Gegenseitige Amnestie für alles Geschehene wurde gleich an die Spitze dieses Friedensvertrages gestellt. Ferner mußte Sanuto die sieben noch von ihm besetzten Castelle an ebensoviel Castellane von der Partei des Herzogs übergeben, deren Wahl, aus besonderer Gunst, ihm selbst überlassen blieb, unter der Bedingung jedoch, daß er bis zur völligen Räumung derselben Geißeln stellte. Dagegen blieb es ihm freigestellt, von den in den Castellen befindlichen Schlachtrossen mit Sattel und Rüstzeug so viel mit sich zu nehmen, als ihm gutdünkte. Für Schiffe zur Abfahrt hatte der Herzog zu sorgen. Auch mußte dieser dafür stehen, daß Sanuto ein Lösegeld von 2500 Perpern ausgezahlt würde, welches von den Griechen in den Distrikten erhoben werden sollte, welche Sanuto zuletzt besetzt gehabt hatte. Aus denselben Distrikten wurden ihm ferner 3000 Maß Korn und 2000 Maß Gerste bewilligt. 20 eingeborne Archonten erhielten durch denselben Vertrag die Freiheit, mit Sanuto nach den Inseln des Archipels auszuwandern, und zwar nach vorherigem ungehinderten Verkaufe ihrer Güter, nicht an Lateiner, aber an Griechen, und mit der Erlaubniß, je ein Pferd in voller Rüstung mitzunehmen. Dagegen ist Sanuto und allen seinen Leuten der Zutritt zur Insel für die Zukunft gänzlich untersagt, aus-

genommen wenn der Doge von Venedig dieses Verbot aus besonderen Gründen aufzuheben für gut findet.

Dieses waren die Hauptbestimmungen des Friedens, welcher der Fehde mit Marco Sanuto, kurz vor der Rückkehr des Herzogs Jacopo Tiepolo nach Venedig, im Jahre 1216 ein Ziel setzte [1]). 1216

Unterdessen hatten aber auch die Genueser wieder ihre Freibeuter ausgeschickt, um bei der allgemeinen Verwirrung abermals einen Schlag gegen Candia auszuführen. Vielleicht nur etwas zu spät hatte ein genuesischer Graf, Alamanno mit Namen, zu Anfange des Jahres 1217 mit drei Galeeren 1217
im Hafen von Fraschia angelegt, um einen Raubzug ins Innere zu versuchen. Da jedoch um diese Zeit gerade ein kleines venetianisches Geschwader, unter Marco Zorzano, von Constantinopel zurückkehrte und den Genueser vom Meere her blokiren konnte, während der neue Herzog, Paolo Quirini, mit Truppen die Landseite deckte, so wurde er selbst mit zwei Galeeren und 300 Mann seiner Equipage leicht aufgehoben und gefesselt nach Venedig geschickt, von wo sie erst später gegen Schadenersatz wieder in ihre Heimat entlassen wurden [2]).

Gefährlicher, als diese planlosen Unternehmungen genuesischer Abenteurer, waren jedenfalls die fortdauernden Unruhen im Innern, wo der Geist des Aufruhrs durch die jüngsten Ereignisse nur neue Nahrung erhalten hatte. Leider

1) Wir folgten hier, außer den Angaben des Dandulus, vorzüglich der Erzählung des Laurentius de Monachis, welche Flam. Cornel., p. 242 fg. aus der Handschrift gegeben hat. Den Friedensvertrag gibt Cornelio, p. 245—249 im Original. Übrigens herrscht schon bei älteren venetianischen Chronisten, wie z. B. Marin Sanuto Vite de' Duchi, in der Darstellung der candiotischen Angelegenheiten eine furchtbare, namentlich chronologische Verwirrung, welche dann auch in neuere Werke übergegangen ist. Man vergleiche z. B. nur des Abbé Sauger Histoire nouvelle des anciens Ducs et autres souverains de l'Archipel, Paris 1699, über die hier erzählten Ereignisse. Daru setzt den Aufstand des Agiostephanitis 8 Jahre zu spät an, und auch seine chronologischen Angaben über die späteren Aufstände in Candia sind fast durchgängig falsch.

2) Dandulus, p. 341.

unterließen die venetianischen Herren selbst nichts, das Feuer, welches noch im Verborgenen fortglimmte, immer wieder zur hochlodernden Flamme anzufachen. So gab z. B. schon im ersten Jahre des Herzogs Quirini, 1217, eine gemeine Räuberei des venetianischen Präfecten eines kleinen Ortes, Buon-Reparo, auf den Besitzungen der einheimischen Archontenfamilie Scordillis, das Zeichen zur abermaligen Schilderhebung dieser mächtigen Familie und ihres weitverzweigten Anhanges. Man verlangte, wie billig, Schadenersatz; und als dieser, obgleich gerichtlich von dem Herzoge selbst zugestanden, von den Räubern nicht gewährt wurde, suchten die Beleidigten ihr gutes Recht mit den Waffen in der Hand. Man fiel in alter Weise in die venetianischen Weiler ein, zerstörte sie, erschlug die Menschen und schleppte Vieh und bewegliches Eigenthum hinweg. Paolo Quirini schickte Truppen aus; aber unvorsichtiger Weise ließen sich diese in die Bergschluchten des Ida verlocken, wurden hier von den Aufrührern überfallen und zum größten Theile sammt ihrem Feldherrn niedergemacht. Was entkam, brachte fliehend die Trauerbotschaft von dieser Niederlage nach Candia [1]).

Ähnliche Metzeleien dauerten natürlich auch in den nächsten Jahren fort. An ernsten Widerstand von Seiten der Venetianer war nicht mehr zu denken. Denn der größte Theil der im Jahre 1212 angesiedelten Ritter hatte bereits seinen Untergang gefunden. Man mußte sich auf die Vertheidigung einiger Städte und befestigter Burgen beschränken. Das offene Land war den Aufrührern und der Verwilderung preisgegeben. In Venedig fand dieser Zustand natürlich wenig Vertreter. Die Ehre der Republik erheischte neue Maßregeln zur Sicherheit der Insel. Auch hatten die noch übrigen Lehensträger längst schon durch eine förmliche Deputation an die Signorie um die Vermehrung der bereits vorhandenen 200 Ritterlehen gebeten, um endlich eine ehrfurchtgebietende Macht ins Feld stellen zu können. Hierauf gestützt, beschloß
1222 die Signorie im Juni des Jahres 1222 die Absendung einer neuen Colonie, welche, in fünf Fähnlein zertheilt, 60 neue

1) Dandulus, p. 341.

Ritterlehen in der Umgegend von Mylopotamo, Buon-Reparo, Kalamona, Apano-Sivrites und Kato-Sivrites besetzen sollten. Das Land ward diesen neuen Colonisten gleichfalls auf alle Zeiten und im Wesentlichen unter denselben Bedingungen zugestanden, wie den Rittern, welche vor 10 Jahren zuerst die Insel betreten hatten. Auch wurde ihnen die Theilnahme an den 200 Ritterlehen, deren ehemalige Besitzer bereits untergegangen waren, noch besonders zugesagt[1]).

Merkwürdig ist diese zweite Colonisation vorzüglich deshalb, weil zum ersten Male auch eingeborene Griechen mit hineingezogen wurden. Wir erfahren dies durch eine Urkunde, vermöge welcher im Januar des folgenden Jahres 1223, im Namen des Dogen, von dem Herzoge Paolo Quirini zwei der angesehensten Archonten, welche mit der Familie Scordillis in Verbindung standen, den Brüdern Theodoro und Michali Millesino, je ein Ritterlehen von denen zugestanden wurde, welche durch den Tod ihrer ersten Inhaber in den Abtheilungen von Dorsoduro und San Paolo erlediget worden waren. Die Belehnung geschah auch für sie und ihre Erben auf alle Zeiten und unter ähnlichen Bedingungen wie die der venetianischen Ritter. Nur mußten diese Griechen den dem Dogen von Venedig zu leistenden Eid der Treue noch durch eine besondere Urkunde bekräftigen, sich namentlich verpflichten, Alles, was von fremdem Gute, Menschen oder Vieh, sich noch auf den ihnen zugesprochenen Besitzungen befinde oder in Zukunft dort Zuflucht suchen oder untergebracht werden würde, ohne Weiteres auszuliefern, und zur Bürgschaft für die Erfüllung ihrer Verpflichtungen einen ihrer nächsten Anverwandten mit Frau und Kindern, sowie ihre eigene Schwester als Geißeln in die Hände des Herzogs zu liefern[2]).

1223

Die Gründe, warum man sich in Venedig zu diesem Schritte verstand, liegen auf der Hand. Es war ein Schritt der Nothwendigkeit und der Klugheit. Denn Theodoro und

1) Die Urkunde darüber, in welcher sämmtliche Colonisten namentlich genannt werden: Flam. Cornel., p. 251—260.

2) Die betreffende Urkunde: daselbst, p. 261.

Michali Millesino waren dieselben Griechen, welche an der
Spitze des Aufstandes vom Jahre 1217 gestanden hatten.
Man sah in dieser Belehnung das einzige zweckmäßige Mittel,
sie für jetzt zu unterwerfen und sich ihrer Treue gegen
die Republik für die Zukunft zu versichern. Wie sehr man
sich jedoch wenigstens in der letzteren Beziehung getäuscht
hatte, lehrt schon die Geschichte der nächsten Jahre. Denn
weder die Ankunft der neuen venetianischen Colonisten, noch
die scheinbare Großmuth des Senats vermochte den Groll
auszutilgen, welcher unter diesen Archontengeschlechtern fortlebte.
Noch während die neuen Lehensherren sich auf ihren
Gütern heimisch zu machen suchten, ward im Stillen schon
ein neuer Aufstand vorbereitet, dessen Seele Niemand anders
war, als die Scordillis und Millesini.

Dieser Aufstand, welcher, nach einigen vorläufigen Sym-
1230 ptomen des allgemeinen Unmuths, im Jahre 1230 zum Ausbruche
kam, nahm einen um so bedenklicheren Charakter an,
weil die Rebellen auch außerhalb der Insel Verbindungen
angeknüpft hatten und namentlich den Kaiser von Trapezunt,
Joannes Batazes, zu bereden wußten, daß er sie mit
einer Hülfsflotte von 33 großen Schiffen unterstützte. Zum
Lohne ward ihm, wie sich von selbst versteht, die Herrschaft
der Insel zugesagt. Giovanni Storlado, damals Herzog
von Candia, sah sich gänzlich außer Stand, einer solchen
Macht die Spitze zu bieten, und nahm, wie vor Zeiten Tiepolo,
seine Zuflucht zu dem Beherrscher des Archipels, Marco
Sanuto. Dieser erschien mit einem kleinen Geschwader, aber
eingedenk der Schmach, mit welcher er einst die Insel hatte
räumen müssen. Vielleicht mehr noch aus Rache, als weil
ihn, wie Dandulus meint, der kaiserliche Flottenführer bestochen
hatte, verließ er seine Station bei dem in aller Eile
aufgeführten Felsenschlosse Suda in demselben Augenblicke,
als sich die Flotte des Kaisers in den kretischen Gewässern
zeigte, und kehrte nach Naxos zurück. Den Aufrührern blieb
hierauf freies Feld. Rethimo, Mylopotamo und Castell Novo
fielen schnell nacheinander in ihre Gewalt. Erst bei der Berennung
von Castell Bonifacio fanden sie heftigen und entscheidenden
Widerstand. Denn während von innen der Com-

mandant alle Angriffe mit Muth zurückschlug, eilte Storlado mit seinen Truppen herbei und trieb die Belagerer von außen so in die Enge, daß selbst der kaiserliche Flottenführer ihre Sache für verloren hielt und, um ihr weiteres Schicksal unbekümmert, die Küsten von Candia wieder verließ. Sein ganzes Geschwader ging kurz darauf bei einem Sturme an den Felsenufern von Cerigo bis auf 3 Galeeren zu Grunde [1]).

Dieser Schlag und die Standhaftigkeit des Herzogs brachen abermals den Muth der Rebellen. Der Kleinkrieg dauerte zwar auch unter den folgenden Herzögen, Nicolo Tonisto und Bartholomeo Gradonico, noch fort, endigte aber zur Ehre und zum Vortheile der Republik mit der Wiedereinnahme sämmtlicher von jenen besetzt gewesener Orte. Dem schwer erkämpften Siege glaubte Gradonico auch dieses Mal durch großmüthige Milde gegen die Besiegten wenigstens für die nächste Zukunft einige Dauer zu geben. Auf seine Vorstellung wurden den Gebrüdern Millesini ihre Lehengüter, welche gleich beim Ausbruche des Aufstandes zum Nutzen der Republik confiscirt worden waren, zurückgegeben und aufs Neue bestätiget [2]).

Natürlich blieb diese Milde ganz ohne Einfluß auf den Gang der Ereignisse in den übrigen Theilen der Insel. Ein kleiner entschlossener Haufe Griechen hielt sich noch standhaft in der Bergveste Settia, und faßte, von Giovanni Ardizonio und Marco Molino hart bedrängt, in dem Augenblicke der Verzweiflung wieder Muth, als ein neues Hülfsgeschwader des Kaisers Batazes, 12 Schiffe stark, in den Hafen von Suda einlief. Sogleich hoben die Venetianer die Belagerung von Settia auf und eilten nach Candia zurück, um theils diese Stadt zu decken, theils die Feinde im Hafen von Suda selbst anzugreifen. Ardizonio übernahm den Oberbefehl des kleinen Geschwaders, welches in der Eile zusammengebracht wurde. Die Schlacht im Hafen von Suda selbst war heiß und blutig, führte aber auf keiner Seite zu entscheidendem Siege. Doch behauptete, wie

1) Dandulus, p. 346.

2) Urkunde bei Flam. Cornel. p. 265 mit der falschen Jahreszahl 1222; es muß wahrscheinlich 1234 heißen.

es scheint, das kaiserliche Geschwader, von dem Ufer aus durch kretische Bogenschützen und Bauern, welche Steine nach den venetianischen Schiffen schleuderten, unterstützt, im Ganzen die Oberhand. Ardizonio selbst wurde schwer verwundet und mußte, nachdem das Gefecht vom Morgen bis zur Mittagszeit gedauert hatte, den Rückzug antreten. Gleichwol mochte das griechische Geschwader, stark beschädiget und ohne Mittel, seine Verluste schnell zu ersetzen, sich nicht den Gefahren eines zweiten Angriffes blosstellen, welcher am Morgen des folgenden Tages stattfinden sollte. Denn da die Venetianer, vielleicht absichtlich, den Ausgang des Hafens frei gelassen hatten, so nahmen die Trapezuntiner den Augenblick wahr und entfernten sich in aller Stille unter dem Dunkel der nächsten Nacht [1]).

Dieser letzte mislungene Versuch des Kaisers von Trapezunt, die Griechen auf Candia von dem Joche der Venetianer zu befreien, welcher mit der meisten Wahrscheinlichkeit
1234 in den Spätsommer des Jahres 1234 gesetzt wird, kann in vieler Beziehung als eine Epoche in der trostlosen Geschichte der Herrschaft der Republik Venedig auf Candia betrachtet werden. Denn in jedem Falle hatten die Candioten ihre Hoffnungen weit mehr auf diese Hülfe, als auf ihre eigenen Kräfte und Mittel gesetzt. Der ewige planlose Parteikrieg, dem es, bei der Schwierigkeit des Terrains und der Verschiedenheit der Interessen, an einer geschickten Leitung, einer durchgreifenden Organisation, mit einem Worte an Einheit fehlte, konnte ein erwünschtes Resultat nicht ergeben. Ein solches mußte ein entscheidender Schlag herbeiführen, welcher die Macht Venedigs mit einem Male gebrochen hätte. Unglücklicherweise täuschte man sich über die Mittel des hinfälligen Kaiserthrones von Trapezunt, von dem dieser Schlag ausgehen sollte.

Dem Abzuge der Flotte folgte abermals eine kurze Epoche der Ruhe, der Entmuthigung, wenn man will, welche von den Venetianern dazu benutzt wurde, das Unnatürliche und Gewaltsame, vielleicht selbst die Ohnmacht ihrer Herr-

1) Marin Sanuto Vite de' Duchi a. a. O. p. 549.

schaft, mit dem trügerischen Schleier karger Milde zu bedecken. Noch in demselben Jahre machte der neuangekommene Herzog, Angelo Gradonico, ein Decret des Senats bekannt, durch welches allen einheimischen Lehensträgern der Republik in den Distrikten von Apano- und Kato-Sivrites, welche die Waffen gegen sie erhoben hatten, nicht nur Amnestie, sondern auch der fernere Genuß der ihnen bewilligten Güter und Privilegien zugestanden wurde. Allein diese Zugeständnisse waren an Bedingungen geknüpft, welche ihren moralischen Werth, und folglich ihre günstige Wirkung auf die Stimmung der Eingeborenen, zum größten Theile wieder vernichteten.

Der Senat verlangte von den Begnadigten ausdrücklich, daß sie selbst alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel aufbieten sollten, zwei ihrer angesehensten und mächtigsten Rädelsführer, Manuel und Constantin Drakontopulo, mit ihren unmittelbaren Anhängern, lebendig oder todt in die Hände des Herzogs zu liefern und zwei andere Archontengeschlechter, die Kalothetos und Anatholiki, mit ihren eigenen Waffen von der Insel zu vertreiben. Ferner wurde eine später in ausgedehnterem Maße in Anwendung gebrachte Gewaltmaßregel, welcher zufolge der Anbau gewisser Landstriche gänzlich untersagt wurde, jetzt zum ersten Male in Bezug auf einige Distrikte am südlichen Abhange des Idagebirgs verordnet. Man verlangte, daß die von diesem Verbote betroffenen Familien sich auf die leicht zu bewachende Ebene Messarea herabbegeben sollten, um hier fortan ihr Brod zu bauen und ihr Vieh zu weiden. Zum Unterpfand für die Erfüllung dieser und einiger anderen nicht weniger lästigen Bedingungen mußten die Betheiligten 30 Geißeln stellen, welche, aus den angesehensten Gliedern ihrer Familien gewählt, in den beiden Burgen Bonifacio und Belvedere in Haft gehalten und alle drei Monate gegen 30 andere ausgewechselt wurden. Die hierüber ausgestellte und von beiden Theilen beschworene Urkunde wurde im October 1234 unterzeichnet [1]).

Die Häupter der Familie Millesini, Nicola und Michali Sevastos, welche die Bergfeste San Nicolo noch mit

1) Im Original bei Flam. Cornel., p. 267—270.

Truppen des Kaisers von Trapezunt besetzt hielten, erklärten hierauf, weil sie allein der Übermacht der Venetianer nicht gewachsen waren, freiwillig ihre Unterwerfung. In einer zu diesem Zwecke ausgestellten Urkunde verpflichteten sie sich, das Schloß auszuliefern, mit Vorbehalt jedoch eines jährlichen Tributes von 600 Perpern für den zur Unterhaltung der Besatzung des Platzes zu leistenden Beitrag, und einigen anderen Vorrechten in Bezug auf die Verwaltung desselben durch einen venetianischen Castellan. Auch bedingten sie sich für ihre Personen freien Zutritt zu San Nicolo auf alle Zeiten aus, und verlangten, daß ihnen diese Festung, nach vorheriger Übereinkunft mit der Signorie, jedesmal überlassen würde, wenn deren Besitz ihnen wünschenswerth erscheinen sollte [1]).

Mit welchen Gesinnungen man von beiden Seiten auf dergleichen Verträge eingehen mochte, lehrt die Natur der Verhältnisse, welche wir zu schildern versucht haben. War es absichtliche Saumseligkeit in der Erfüllung des abgeschlossenen Vertrages, oder ist diese Zögerung anderen Ursachen zuzuschreiben: genug, die Räumung der Feste San Nicolo erfolgte erst nach Verlauf von zwei Jahren, und zwar gemäß einer zwischen dem neuen Herzoge, Stephano Justiniani, und den Befehlshabern der griechischen Truppen am 23. Juli
1236 1236 abgeschlossenen Convention, in welcher der Herzog den Griechen sicheres Geleit nach den Schiffen, die Auslieferung sämmtlicher noch auf der Insel befindlichen Gefangenen vom Heere des Kaisers und die freie Auswanderung einiger in San Nicolo ansässigen candiotischen Familien zugestehen mußte [2]). Dies war der letzte Act in dem verunglückten Befreiungsversuche des Kaisers Joannes Vatazes.

Im Wesentlichen wurde dadurch in der Stellung der Venetianer zu den alten Einwohnern nichts geändert. Diese Stellung ergibt sich von selbst aus den erzählten Ereignissen. Haß und unversöhnliche Feindschaft auf der einen Seite, ein in seinen Grundlagen verfehltes und in seiner Ausbildung

1) Urkunde bei Flamin. Cornel. p. 270.

2) Urkunden: daselbst, p. 272—274.

noch nicht einmal zu einer bestimmten Festigkeit gediehenes Verwaltungssystem auf der andern; hier der Stolz der Sieger und eine unbegreifliche Rücksichtslosigkeit in Bezug auf die Art und die Bedürfnisse des Landes, auf den Sinn und den Charakter seiner Bewohner, dort Ohnmacht, Erniedrigung, Verzweifelung der Besiegten: das sind die Elemente, die Triebfedern einer traurigen Geschichte, welche mit dem Wechsel ihrer blutigen Katastrophen und jener gehaltlosen Epochen eines unsicheren Friedens noch ganze Jahrhunderte ausfüllt. Wir haben es nicht nöthig, diese Geschichte, welche, ein abgeschlossenes Ganze, sich in ihren verschiedenen Phasen immer wieder aus sich selbst gebiert, bis ins Einzelne zu verfolgen. Wir heben fortan nur noch die großen Momente derselben heraus.

Wir rechnen hierzu zunächst die Absendung einer neuen Colonie venetianischer Ritter nach Candia, welche, unter dem Dogen Marino Morosini, im Jahre 1252 beschlossen 1252
wurde. Die Zahl der neu zu errichtenden Ritterlehen belief sich dieses Mal auf 90, wovon jedoch 15 zu fernerer Verfügung der Republik selbst vorbehalten wurden. Der nächste Zweck dieser Colonie war die Wiedereinnahme der in das Cap Spada auslaufenden Landzunge und der benachbarten Distrikte, welche um diese Zeit abermals von Griechen besetzt worden waren. Auch wurde den Rittern der Aufbau und die Befestigung des bei den letzten Aufständen fast gänzlich zerstörten Canea oder die Anlage einer neuen Stadt in der Umgegend zur ausdrücklichen Bedingung gemacht. Da diese Colonie das ihr zugestandene Land erst erobern mußte, so zog sie unter dem Oberbefehle eines Capitäns der Republik aus, welchem, im Verein mit den ihm beigegebenen Räthen, auch zugleich die Vertheilung der neuen Lehengüter übertragen wurde [1]). Sowol die Besitznahme als auch die Vertheilung des Landes fand, wie es scheint, ohne Schwierigkeiten statt, und der Aufbau von Canea ward unverzüglich begonnen.

1) Dandulus, p. 360, spricht nur im Allgemeinen davon. Dagegen gibt Flam. Cornel., p. 274—282, die betreffende Urkunde mit namentlicher Anführung aller Ritter.

Mehrere Jahre einer nur durch kleinere Aufstände von Zeit zu Zeit unterbrochenen Ruhe begünstigten hierauf überhaupt die festere Begründung der venetianischen Herrschaft und des einmal eingeführten Systems der Verwaltung, wodurch man sie für die Zukunft zu sichern hoffte. Über manche Schwierigkeit, die man noch zu überwinden hatte, half die Zeit hinweg. Mit anderen Geschlechtern lebten nach und nach auch andere Gesinnungen auf. Die Erinnerungen der ehemaligen Freiheit und Größe fingen an, sich ins Dunkel der Tradition zu verlieren. Die Meisten fügten sich, weil der Kampf gegen die Nothwendigkeit einen eisernen Willen und die schwersten Opfer erheischt; und schon fehlte es hier, wie überall, nicht mehr an Solchen, welche sich in der Knechtschaft wohlgefallen, wenn sie nur mit ihren Schwächen zugleich auch die Fesseln in dem weiten Gewande des Luxus und menschlicher Eitelkeiten verbergen können.

Niemand hat es je besser verstanden, dergleichen Stimmungen zu benutzen, als die Republik Venedig bei dem Aufbaue des wunderbaren Gebäudes ihres verfeinerten Despotismus. Schon um diese Zeit war es ihr gelungen, den größten Theil der candiotischen Primaten so weit für sich zu gewinnen, daß selbst die, freilich schwachen, Versuche, welche Michael Paläologus machte, nach der Wiederein-
1261 nahme von Constantinopel 1261 auch die Candioten wieder für die Herstellung des byzantinischen Reiches zu gewinnen, ganz ohne Erfolg blieben. Denn als er bereits im Jahre
1262 1262 einige Schiffe nach Candia ausschickte, welche mit leichter Mühe das Küstenschloß Armyro überrumpelten und von hier aus in alle Gegenden der Insel Kundschafter ausschickte, um die Primaten durch Rundschreiben für seine Sache zu gewinnen, erhielt er fast überall die entmuthigende Antwort, man befinde sich unter der milden und gerechten Regierung der Republik vollkommen wohl und werde die einmal geleisteten Eide nicht brechen. Ganz anders dachte freilich hierüber das Volk, welches an die Wiederherstellung des griechischen Kaiserthums manche Hoffnung knüpfen mochte.

Auch zeigte sich um diese Zeit wieder auf der ganzen Insel eine gewaltige Aufregung, eine dumpfe Gährung, welche

hie und da selbst in blutige Händel ausbrach. In Candia gaben einige Mordthaten im Jahre 1265 das Signal zu 1265
einem allgemeinen Volksaufstande, welcher nur durch bedeutende in aller Eile aus Venedig herbeigezogene bewaffnete Macht und die Hinrichtung der Rädelsführer unterdrückt werden konnte. Allein weder diese Strenge, noch das seitdem von Seiten der Republik angenommene System der Verbannung griff das Übel an der Wurzel an. Es wuchs im Gegentheil die Erbitterung mit der Strenge, welche sie im Zaume halten sollte.

Der Aufstand der Brüder Georg und Theodor Cortazzi, welcher, längst vorbereitet, im 1271 ausbrach[1]), 1271
übertraf Alles, was man in dieser Beziehung bis jetzt erlebt hatte. Denn da sich die Familie Cortazzi durch Reichthum und einen bedeutenden Anhang auszeichnete, so griff der Aufstand mit Blitzesschnelle um sich und schon nach Verlauf von wenigen Tagen erschienen die Brüder an der Spitze einer beträchtlichen Macht in offenem Felde. Der Kampf, welcher von beiden Seiten mit großer Erbitterung geführt wurde, zog sich in die Länge. Mehrere Schlachten wurden ohne Entscheidung, aber mit großen Verlusten geschlagen, welche die Rebellen schnell wieder ersetzen konnten, während die Venetianer immer erst Verstärkungen aus dem Mutterlande abwarten mußten. Sieben volle Jahre vergingen auf diese Weise, ehe die Cortazzi der Überlegenheit der venetianischen Waffen unterlagen. Im Jahre 1272 fand Andrea 1272
Zeno, durch eine verstellte Flucht der Rebellen verlockt, in einem Engpasse mit seinem ganzen Heere einen schmachvollen Untergang. In den zwei nächsten Jahren kämpfte Marino Morosini nicht ohne Glück, aber ohne den geringsten Gewinn für die Sache der Republik. Weniger glücklich, wurde Pietro Zeno 1276 so in die Enge getrieben, daß er lange 1276
Zeit in Candia eingeschlossen blieb und den Entsatz nur der treuen Hülfe seiner griechischen Bundesgenossen zu danken hatte; erst Marino Gradonico lieferte im Jahre 1278 in 1278
der Nähe von Candia die Entscheidungsschlacht, welche Theo-

1) Daru setzt ihn gerade 30 Jahre zu früh an.

vor und Georg Cortazzi zur Flucht außerhalb der Insel und alle übrigen Rebellen, welche nicht den Tod gefunden hatten, zur Unterwerfung nöthigte. Gegen Geißeln ward den Besiegten Verzeihung und die Gnade des Senats zugesagt. Um diesem Frieden auch in dem westlichen Hochlande, welches bisher noch am wenigsten gedeckt war, einige Sicherheit zu geben, ließ kurz darauf Marino Gradonico, unweit Arna das Küstenschloß Selino anlegen.

Vier Jahre später nahm die achtzehnjährige Fehde zwischen Alexios Kalergis, dem Haupte einer der mächtigsten Familien, welche zur Zeit der Cortazzi selbst auf der Seite der Venetianer gestanden hatte, und den Herzögen von Candia ihren Anfang. Als nächste Veranlassung derselben wird
1282 angegeben, daß Marino Gradonico, welcher im Jahre 1282 zum zweiten Male als Herzog in Candia erschien, die Kalergis früher zugestandenen Privilegien und Freiheiten ungebührlich beschränkt habe. Kalergis, hierüber aufgebracht, wagte es noch nicht, sein verletztes Recht mit den Waffen wiederzuerkämpfen; allein er konnte nicht umhin, seinem Grolle durch heftige Worte gegen den Herzog und die Republik selbst Erleichterung zu verschaffen. Diese Worte aber kränkten den Stolz des Herzogs und beleidigten die Ehre der Signorie, welche Genugthuung erheischte; Jacopo Dandolo, Gradonico's Nachfolger, erhielt daher durch einen förmlichen Beschluß des Senats Befehl, Kalergis zur Rechenschaft zu ziehen und ihn den Zorn der Republik durch eine angemessene Strafe fühlen zu lassen. Hiervon bei guter Zeit durch seine in Venedig lebenden Freunde benachrichtiget, griff Kalergis zu den Waffen.

Der Kampf war hartnäckig, aber ohne große Waffenthaten. Klug genug vermied Kalergis mit seiner kleinen Macht jede offene Schlacht auf dem Flachlande und suchte immer nur die Kräfte der Venetianer durch einen unermüdlichen Gebirgskrieg zu erschöpfen, in welchem ihm die genaue Kenntniß des Terrains und die Gewandtheit seiner Truppen eine entschiedene Überlegenheit gaben. Selbst die ihm von den Genuesern, welche seit ihrer Niederlassung in Galata (1202) wieder häufiger in den kretischen Gewässern erschienen und

um diese Zeit (1293) nicht ohne Erfolg einen verwegenen 1293
Angriff auf Canea wagten, gebotene Hülfe vermochte ihn nicht, das einmal bewährte System zu verlassen. Obgleich mit den Venetianern zerfallen, bewahrte er nichtsdestoweniger den alten Haß gegen die Genueser und wies ihre Anerbietungen mit Stolz zurück. Er wußte wohl, daß sich am Ende selbst die Republik vor diesem Stolze beugen müsse, zumal da er sich zur Aussöhnung geneigt zeigte, sobald sie unter den Bedingungen stattfinden würde, welche sein Recht, die Ehre seines Namens und der Vortheil seiner Familie verlangten.

Venedig, des nutzlosen Kampfes müde, bot hierzu in der That zuerst die Hand. Nach einigen vorhergehenden Unterhandlungen kam der Friede im Jahre 1299 zu Stande. 1299
Die Bedingungen desselben, für Kalergis äußerst günstig, zeigen am besten, welchen Werth Venedig auf die Freundschaft und Treue dieses einflußreichen Mannes legte. Amnestie wurde ihm nicht nur für seine Person und seinen nächsten Anhang, sondern auch für alle Rebellen, welche mit ihm in einiger Beziehung gestanden hatten, wie namentlich Michael Cortazzi, in ganzer Ausdehnung des Wortes bewilliget. Der Bestätigung aller der ihm vor dem Aufstande zugestandenen Lehengüter mit den darauf haftenden Vortheilen, Rechten und Freiheiten folgte eine beträchtliche Vermehrung dieser Lehengüter und zwar mit der Erlaubniß, sie nach Gutdünken an Andere übertragen oder vererben zu dürfen. Mehrere Kirchen- und Klostergüter wurden ihm als Eigenthum oder pachtweise überlassen. Auch erlangte er wesentliche Vortheile für die auf seinen Lehengütern lebende hörige Bevölkerung und einige namhafte Begünstigungen für den Ankauf von Pferden und Zugvieh, welcher durch frühere Gesetze bedeutend beschränkt war. Ausnahmsweise und, wie es scheint, überhaupt zum ersten Male, wurde sogar ihm und seinem Anhange die Erlaubniß ertheilt, mit Lateinern in verwandtschaftliche Verhältnisse zu treten. Dagegen verlangte die Signorie nichts, als zwanzig Geißeln auf zwei Jahre als Unterpfand der Treue, welche Kalergis aufs Neue beschworen hatte [1]).

1) Der Friedensvertrag: Flam. Cornel., p. 290—296.

Wir übergehen die Händel zwischen Kalergis und einigen lateinischen Bischöfen wegen der ihm auf geistliche Güter angewiesenen Rechte, welche nur durch die Vermittelung des Papstes Clemens V. geschlichtet werden konnten [1]), mit Stillschweigen, um blos die politische Seite des Friedens aufzufassen. Politisch wichtig war er vorzüglich deshalb, weil die Signorie in demselben einmal ihre Ohnmacht eingestehen mußte, und zweitens die Überzeugung zu erkennen gab, daß der ruhige Besitz der Insel nur durch den Beistand und den guten Willen dieser einheimischen Archontengeschlechter gesichert werden könne. Ihre Macht und ihr Einfluß, glaubte man, reiche hin, die Masse des Volkes entweder aufzuwiegeln oder im Zaume zu halten. Aus diesem Grunde trug man kein Bedenken, die so schon mächtige Familie Kalergis auf jede Weise zu begünstigen, und der Erfolg lehrte, daß man einen Schritt der Klugheit gethan hatte, welcher die erwünschte Wirkung nicht verfehlte. Alexios Kalergis, kurz nach Abschluß des Friedens in den venetianischen Adelsstand erhoben, blieb mit seinen Söhnen durch Rath und That bis gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts eine der kräftigsten Stützen der schwankenden Herrschaft Venedigs auf der Insel Candia. Mehrere bedenkliche Empörungen wurden in dieser Zeit vorzüglich durch das Ansehen ihres Namens oder die Gewalt ihrer Waffen gleich im Entstehen unterdrückt. Aber weder ihr moralischer Einfluß, noch ihre äußere Macht reichten bis zu den tiefer liegenden Ursachen des Übels, welches diese Herrschaft schon jetzt zu untergraben begann.

Abgesehen von der unnatürlichen Stellung der Venetianer zu den Eingeborenen im Allgemeinen, lag das Übel vorzüglich in den ursprünglich aus Venedig nach Candia übergetragenen Institutionen, deren Mängel sich täglich mehr offenbarten. Das einmal eingeführte System der Colonisation durch Belehnung hatte seinem Zwecke, Vertheidigung der Insel im Innern und nach außen, nie entsprochen. Der Lehendienst wurde entweder gar nicht oder schlecht versehen und reichte in keinem Falle aus. Gleich zu Anfange des 14.

1) Genau Flam. Cornel. p. 296—305.

Jahrhunderts, zur Zeit des Herzogs Guido de Canale, schickte die gesammte Lehnsritterschaft von Candia (Universitas fidelium militum Pheudatorum) selbst eine Botschaft mit der Bitte an den Senat, man solle doch die Reiterei auf der Insel vermehren und dagegen lieber das Fußvolk vermindern, welches, meistens aus Miethtruppen bestehend, den Kern der bewaffneten Macht der Republik bildete.

Über die Willkür, die Bedrückungen und Ungerechtigkeiten der verwaltenden Behörden liefen von allen Seiten bittere Klagen ein, und da sie selten Gehör fanden, selten bis zu den Ohren des Senats durchdrangen, so griff dieser Unfug mit jedem Jahre mehr um sich und gefährdete die Ruhe der Insel auf ernstliche Weise. Der Erste, welcher den Senat in einem Schreiben vom Jahre 1315 hierauf aufmerksam 1315
machte, war der Herzog Fantin Dandolo [1]). In den nächsten Jahren ward hierauf durch einige Veränderungen in der ursprünglichen Lehensverfassung den eingeschlichenen Misbräuchen nothdürftig abgeholfen. Was jedoch hierdurch auf der einen Seite gewonnen wurde, ging auf der andern wieder verloren. Als z. B. im J. 1323 verordnet wurde, daß die Ritter den an 1323
ihre Dienstleute zu zahlenden Sold, welcher wahrscheinlich zum guten Theile unterschlagen wurde, der Sicherheit wegen fortan an die herzogliche Schatzkammer zahlen sollten, da lehnte sich fast die ganze Ritterschaft dagegen auf, schickte eine Deputation an den Senat und verlangte die Zurücknahme dieses, wie sie meinte, ungerechten Beschlusses. Der Senat weigerte sich hierauf einzugehen, und streuete somit in der gefährlichsten Classe nur neuen Samen des Misvergnügens aus, der später so schlimme Früchte getragen hat.

Genährt wurde dieses Misvergnügen vorzüglich durch die Strenge, womit seitdem auf die Erfüllung der Lehenspflichten und die Bestrafung der Säumigen und Nachlässigen gehalten wurde. Die meisten Schwierigkeiten fand man in dieser Beziehung nicht sowol in dem persönlichen Dienste, als vielmehr bei den pecuniären Leistungen der Ritter. Denn ein guter Theil derselben war unter den ewigen Fehden, welche

1) Gegeben daselbst, p. 307.

eine regelmäßige Eintreibung ihrer Einkünfte nicht zugelassen hatte, bereits verarmt und in Schulden versunken. Überhaupt war dieses öffentliche Schuldenwesen ein Krebsschaden, welcher immer weiter um sich fraß und von dem sich die Herrschaft der Venetianer auf Candia nie wieder losmachen konnte.
1343 Schon 1343 mußte der Senat den candiotischen Staatsschuldnern Fristen geben. Und gleichwol nöthigte doch der einmal angenommene Grundsatz, daß die Verwaltung der Insel sich durch sich selbst erhalten solle, auf der andern Seite wieder täglich zur Vermehrung der Auflagen, welche die herrschende Classe nicht weniger trafen, wie die beherrschte. Natürlich wurden hierdurch die übeln Stimmungen auf der Insel nicht eben vermindert. Zu den ewigen Händeln mit den alten Einwohnern, zu den in der Natur des Lehenwesens begründeten Familienfehden, welche sich hier, wie überall wiederholten, kam am Ende nun noch der Zwiespalt zwischen Colonie und Mutterland hinzu, welcher bald einen äußerst gefährlichen Charakter annahm und die Republik in der That mit dem gänzlichen Verluste der Insel bedrohete. Es bedurfte nur eines Anlasses, um das Feuer von allen Seiten anzufachen.

1343 Im Jahre 1343 gab der plötzliche Tod des jüngern Alexios Kalergis, der letzten Stütze der Republik aus dieser Familie, abermals das Zeichen zur allgemeinen Erhebung der griechischen Bevölkerung. Settia, Girapetra, Mirabella und eine Menge anderer befestigter Orte fielen bei dem ersten Anlaufe in die Gewalt der Rebellen. Nur Candia und einige wenige Burgfesten blieben in den Händen der Venetianer. Der Tumult zog sich abermals durch mehrere Jahre hindurch. Es wurde gefochten, es wurde unterhandelt und am Ende doch nichts erreicht. Waren die Rebellen im Nachtheile, so zogen sie sich auf einige Zeit in ihre Bergschluchten, in unzugängliche Höhlen zurück, um dann nur verstärkter wieder zu erscheinen und neue Vortheile zu erringen.

Um diesem Zustande ein Ende zu machen, schickte die
1347 Signorie, wie es scheint, zum ersten Male, im Jahre 1347 drei außerordentliche Statthalter (Provisores, Proveditori), Nicola Faletro, Justin Justiniani und Andrea Morosini, mit

einem bedeutenden Truppencorps und ausgedehnten Vollmachten nach Candia ab. Der erste Angriff wurde auf die Rebellen in dem östlichen Theile der Insel, und zwar nicht ohne Glück gemacht. Von allen Seiten umgangen und zuletzt in ein enges Bergthal gedrängt, erlagen die Tapfersten in einer mörderischen Schlacht der Gewalt des schweren venetianischen Fußvolks. Einer ihrer Führer, Joannes Psaramilungo, fand mit dem größten Theile seiner Getreuen im Schlachtgetümmel einen nicht unrühmlichen Tod. Der zweite, sein Bruder, Michael, entkam zwar mit einem kleinen Häuflein in eine noch höher liegende Felsenschlucht; da er sich aber auch hier nicht halten konnte, ließ er sich in der Verzweiflung von einem seiner Diener niederstoßen und weihete somit den Rest des Heeres dem Racheschwert der Venetianer.

Schwieriger war der Kampf in dem westlichen Theile der Insel. Canea und Rethimo wurden erst nach heftigem Widerstand genommen; die Wiedereinnahme der übrigen befestigten Orte kostete außerordentliche Anstrengungen, und am Ende mußte auch hier noch die Kraft der Rebellen durch eine Entscheidungsschlacht gebrochen werden, welche Nicola Faletro schlug. Das Haupt der Aufrührer, Emanuel Capsocalinos, fiel in die Gewalt der Sieger und wurde unverzüglich aufgeknüpft. Also wehete in Candia abermals das Siegeszeichen von San Marco über den Leichen seiner erschlagenen Bewohner.

Allein die auf diese Weise hergestellte Ruhe konnte durch das Blut vieler Tausende noch nicht auf alle Zeiten besiegelt werden. Die täglich steigende Noth eröffnete betrübte Aussichten in die Zukunft. Mit den Bedürfnissen der Verwaltung und der Erhaltung der Insel stieg auch die Spannung zwischen der Signorie und ihren candiotischen Lehensträgern, welche die Kosten derselben zum größten Theile aus ihren eigenen Mitteln bestreiten sollten und sich überhaupt nur so lange fügsam zeigten, als sie der Hülfe der Republik bedürftig waren. Ein neuer Sturm von dieser Seite war längst vorbereitet, als ein leichter Anlaß wider Erwarten dessen Ausbruch herbeiführte.

Im Jahre 1362 nämlich erschien Leonardo Dandolo, 1362

Sohn des berühmten Chronisten Andrea Dandolo, als Herzog mit der Weisung des Senats auf der Insel, daß die Ritter zur Wiederherstellung des Hafens von Candia, welcher seit langer Zeit in Verfall gerathen war, einen angemessenen Beitrag leisten sollten. Man wollte sich hierzu, wie es scheint, vorzüglich deshalb nicht verstehen, weil man glaubte, daß diese Ausgabe mehr der Mutterstadt und den venetianischen Kaufleuten zugute kommen werde, als der Colonie und den Rittern, deren ganzer Reichthum nicht auf dem Handel, sondern auf dem Anbau von Grund und Boden beruhete. Genug, kaum war die Verordnung des Senats in Candia bekannt gemacht, als sich die ganze Ritterschaft, unter Anführung zweier der entschlossensten Männer, Tito Veniero und Tito Gradonico, zusammenrottete, in den Palast des Herzogs eindrang, ihn selbst und seine Räthe unter Mishandlungen in Fesseln warf, dann über alle venetianischen Edeln und Kaufleute, welche zufällig in Candia gegenwärtig waren, herfiel, ihre Güter mit Beschlag belegte und sie selbst gleichfalls in das Gefängniß schleppte. Die Schnelligkeit, mit welcher sich ähnliche Scenen in allen Hauptorten der Insel wiederholten, scheint zu beweisen, daß diesem Aufstande ein bestimmter Plan zu Grunde liegen mochte, über dessen Ausführung man sich vorläufig verständigt hatte.

Überhaupt ist dieser Aufstand der candiotischen Ritter vielleicht eine der interessantesten Erscheinungen für die Philosophie der europäischen Staatengeschichte. Wir finden hier, in der Tiefe des Mittelalters, freilich unter ganz anderen Verhältnissen, die Analogie von Ereignissen wieder, welche eine der folgenreichsten Epochen der neueren Weltgeschichte bezeichnen. So wie sich seit dem letzten Viertel des 18. Jahrhunderts die Colonien des amerikanischen Continents von ihren europäischen Mutterländern, mit mehr oder weniger Glück, losgerissen haben, so versuchten es damals, um die Mitte des 14. Jahrhunderts, diese Ritter, sich der Zuchtruthe einer mächtigen Mutterstadt zu entziehen; sie wollten ihre Unabhängigkeit, ihre eigene Regierung, natürlich nach den Ideen der Zeit und den Bedürfnissen der Verhältnisse, die ihnen gegeben waren.

Dies beweist gleich der erste Schritt, den man that, nachdem man sich einmal des Herzogs und seiner Räthe versichert hatte. Man wählte aus der Mitte der ältern Ritter den Oheim des Tito Gradonico, Marco Gradonico, zum Herzoge und stellte ihm vier der erfahrensten Lehensleute, Francesco Mudatio, Marco Fradello, Andrea Panthaleo und Bartholomeo Grimaldi, als Räthe zur Seite. Um hierauf zunächst das einheimische Volk für diese neue Ordnung der Dinge zu gewinnen, ließ man auf der ganzen Insel verkündigen, der lateinische Cultus sei abgeschafft, und in Zukunft werde nur der griechische Ritus geduldet werden, für dessen Annahme sich auch bereits der Herzog und seine Räthe durch öffentliche Feierlichkeit förmlich erklärt hatten. Alle Insignien, welche an die Herrschaft der Republik erinnern mochten, wurden herabgerissen und zerstört, und so sah man in kurzer Zeit an den öffentlichen Gebäuden und auf den Panieren der neuen Regierung nicht mehr das Bild des heiligen Marcus, sondern den Kopf des heiligen Titus, des Schutzpatrons der Insel und der Familie Gradonico.

Die Nachricht von diesen Vorfällen machte in Venedig einen unbeschreiblichen Eindruck. Auf dergleichen Dinge war die Signorie in keinem Falle gefaßt. Wahrscheinlich konnte man in der Eile nicht einmal sogleich über eine Macht gebieten, welche hingereicht haben würde, die Rebellen mit Gewalt zum Gehorsam zu zwingen. Nothgedrungen beschloß der Senat zuerst eine gütliche Ausgleichung zu versuchen. In dieser Absicht wurde unverzüglich eine Botschaft nach Candia abgesandt, welche die Insurgenten der Gnade und der Verzeihung der Signorie versichern sollte, wenn sie sich dazu verstehen würden, zur alten Treue zurückzukehren. Sie bestand aus fünf Proveditoren, Andrea Contareno, Pietro Ziani, Francesco Bembo, Giovanni Gradonico und Laurentio Dandolo, lauter Männer von hohem Ansehen und großer Gewandtheit.

Die Insurgenten weigerten sich nicht, diese Botschaft anzunehmen und den Vorschlägen des Senats Gehör zu geben. Man schickte den Gesandten sogar eine Deputation nach der kleinen Insel Standia entgegen und ließ sie unter sicherm Geleit durch die mit bewaffnetem Volke angefüllten Straßen

von Candia nach dem Palast bringen, wo die neue Regierung, inmitten einer Schaar Bewaffneter, ihre Sitzungen hielt. Als diese jedoch vernommen hatte, daß der Zweck ihrer Sendung kein anderer sei, als im Namen des Senats die Unterwerfung der Insurgenten zu verlangen, da gab man ihnen stolz zur Antwort: „Man habe die Waffen ergriffen, um die Freiheit der Insel zu schützen, und werde nie dulden, daß der Senat die einmal zugestandenen Privilegien aufhebe oder verletze.“ Mit dieser Antwort kehrten die Abgeordneten, unverletzt, sogleich wieder nach Venedig zurück. Der Senat entschied sich hierauf ohne Weiteres für die Unterwerfung der Insel durch die Waffen.

Während man hierzu die Vorbereitungen machte, steigerte ein verunglückter Angriff des venetianischen Geschwaders, welches alljährlich nach Cypern und Alexandrien abgeschickt wurde, auf die Küstenfestung Settia, die Erbitterung der Venetianer und den Muth der Rebellen. Indessen ging die Signorie bei ihren Rüstungen mit großer Umsicht und Entschiedenheit zu Werke. Die Anstifter des Aufruhrs wurden sogleich nach der Rückkehr der Gesandten für vogelfrei erklärt. Um der Insel von Außen her alle Zufuhr und Hülfe abzuschneiden, schickte der Doge an alle der Republik befreundete Mächte Eilboten mit der Bitte ab, daß sie sowol sich selbst aller und jeder Unterstützung der candiotischen Rebellen enthalten, als auch ihren Unterthanen den Verkehr mit denselben gänzlich untersagen möchten. Papst Urban V., damals zu Avignon, Kaiser Karl IV., die Könige von Frankreich, Ungarn und Cypern, die Königin von Neapel, ja selbst die Republik Genua gingen auf dieses Verlangen ein und verpönten allen Handel und Verkehr ihrer Unterthanen mit der Insel Candia bei harten Strafen. Pietro Lusignani, König von Cypern, sagte der Signorie sogar noch seine persönliche Hülfe mit einer Schaar auserlesener Ritter zu, während Papst Urban V. die Rebellen durch einen Hirtenbrief an den Erzbischof von Candia zur Eintracht mit der Signorie und zu dem alten Gehorsam ermahnte [1]).

1) Die hierher gehörigen höchst interessanten Urkunden gibt Flam. Cornel., p. 321—330.

Doch änderte dies Alles nichts in der entschiedenen Stellung, welche die Insurgenten einmal gegen die Republik angenommen hatten. Die Ermahnungen zur Versöhnung, welche einige Wenige versuchten, blieben ohne Wirkung. Jacopo Mudatio, Bruder des zum Mitgliede des Rathes erwählten Francesco Mudatio, erschien mit dergleichen Anträgen selbst vor der neuen Regierung. Kaum hatte er aber seine Rede, voller Vorwürfe und Schmähungen gegen seinen eigenen Bruder, begonnen, als man ihn greifen ließ und aus dem Sitzungssaale hinauswarf.

Die Macht, womit die Venetianer diese Hartnäckigkeit zu brechen gedachten, bestand aus 33 Dreiruderern und 12 Lastschiffen, unter dem Oberbefehl des Dominico Michaele, und einer sehr bedeutenden Landmacht, welche, aus ganz Italien zusammengebracht, unter das Commando des Veronesers Luchino dal Verme[1]) gestellt wurde. Ihm zur Seite standen zwei der ausgezeichnetsten Capitäne der Republik, Giovanni Dandolo und Pietro Morosini. Auch wurden der Expedition noch besonders fünf Provveditoren beigegeben (Pietro Trevisano, Nicolo Justiniani, Giovanni Mocenigo und die Brüder Marco und Boetio Quirini), welche über die Insurgenten das gerichtliche Urtheil sprechen und die gebührenden Strafen verhängen sollten. Sie bekamen zu diesem Zwecke unbeschränkte Vollmacht, und eiserne Strenge ward als der

1) Es ist derselbe, dessen Name bereits durch sein Verhältniß zu Petrarca auf alle Zeiten der Vergessenheit entrissen worden ist. Gerade in dem Augenblicke, als er sich nach Creta einschiffte, widmete ihm Petrarca seine Schrift: „De officio et virtutibus imperatoriis.“ Die Schilderung, welche Petrarca in der Dedication von den Cretensern entwirft, ist ziemlich derb: „........ introrsus accolae versipelles, callidi, fallaces neque apud Poëtas tantum veteres Latinorum et Graecorum, sed apud ipsum Apostolum Paulum semper mendaces habiti, malae bestiae, pigri ventres. Ad omnia, inquam, nisi ad fallendum, inertes, ad id unum solliciti atque insomnes. Cum iis igitur tibi futura res est, quibus non fraus extranea, non scelus insolitum, nullum nequitiae novum genus, sed omnia trita et frequentibus actibus et longa consuetudine in habitum pridem versa, quod non ultimum posuerim, conscientia scelerum, et desperatione ultima supra solitum irritata.“ Flam. Cornel., p. 332.

Grundsatz festgesetzt, nach dem sie verfahren sollten. Es wurde ihnen namentlich anempfohlen, gegen zehn der Ritter, welche als die Urheber des Abfalls betrachtet wurden, ohne Weiteres die Todesstrafe zu verhängen und sie, im Fall sie entkommen sollten, so lange zu verfolgen, bis sie das Schwert der Gerechtigkeit erreicht haben würde[1]). Auch verordnete der Senat, daß der erste Angriff sogleich auf die Stadt Candia gemacht werden sollte, weil man hoffte, daß nach Unterwerfung des Sitzes der Regierung sich der übrige Theil der Insel von selbst ergeben werde.

Die Rüstungen verzögerten sich durch das ganze Jahr
1364 1363 hindurch. Erst im Frühjahr 1364 ging die Flotte unter Segel. Am 1. Mai warf sie in dem Hafen von Fraschia Anker, nur 7000 Schritte von Candia. Luchino dal Verme setzte sogleich seine Truppen ans Land und marschirte ohne Aufenthalt gegen Candia, während Dominico Michaele die Stadt von der Seeseite angreifen wollte. Die Insurgenten, hiervon benachrichtigt, zogen mit allen ihren Truppen den Venetianern entgegen und boten ihnen unkluger Weise mit weit unterlegener Macht die Schlacht, unter der Führung des Francesco Mudatio.

Die ersten verzweifelten Angriffe der Rebellen waren heftig und ungestüm, wurden aber von den dichten Reihen der venetianischen Truppen mit Muth ausgehalten, und dies entschied natürlich den Sieg für Luchino dal Verme. Denn

1) Wir theilen das Decret des Senats hier im Originale mit: „MCCCLXIII. Die XIV. Januarii. Volumus quod nullo modo possent remittere tantam proditionem et injuriam infrascriptis X ad minus, sed quod eis per ipsos Provisores fiat justitia in partibus illis, ubi commiserint tantum malum sicut proditoribus et rebellibus nostri Communis, et si aliquo casu ex dictis X aufugissent vel recessissent, ita quod per eos fieri non posset justitia supradicta, nostri Provisores dent bonas fortias et tales sicut et quando et in illa forma, quae eis videbitur, ita quod possint persequi, et occidi in omnem partem."

„Nomina praedictorum proditorum.

Marcus Gradonico, Bajardus Gradonico, Gabriel del Abbado, Titus Venerio, Bartholomaeus Grimaldi, Titus Gradonico, Marcus Fradello, Georgius Barbo, Theodorellus Venerio, Zanachi Rizzi." Flam. Cornel., p. 331.

gleich der erste Angriff, den er seinerseits machte, noch ehe die Insurgenten ihre Schlachtlinie wieder gebildet hatten, warf sie auseinander und nöthigte sie zu aufgelöster Flucht nach den nächsten Gebirgen. In Candia, welches fast aller Truppen entblößt war, konnte man, nach dieser Niederlage, nicht mehr an Widerstand denken. Um sich die Gunst der Sieger noch einigermaßen zu gewinnen, befreiete man noch vor ihrem Einzuge den Herzog Leonardo Dandolo und seine Räthe aus dem Gefängnisse, und öffnete selbst die Thore, durch welche, wie es im Chronisten heißt, kurz darauf der Capitän und die Proveditoren der Republik unter dem ruhmreichen und triumphirenden Panier des heiligen Marcus ihren Einzug hielten.

Allein diese erzwungene Bereitwilligkeit vermochte nicht die Strenge zu mildern, welche die Beschlüsse der Signorie gegen die Anführer dictirt hatte. Schon am 15. Mai fiel, nach kurzem Processe, auf Befehl der Proveditoren, das Haupt des Herzogs der Rebellen, Marco Gradonico, auf der Plattform der Festung unter dem Schwerte des Henkers. Mit ihm zugleich, und zwar auf ausdrücklichen Befehl, ihm zu beiden Seiten, wurden zwei der Hauptanstifter des Abfalls, Marco Fradello und Gabriel del Abbado, hingerichtet. Als warnendes Beispiel sollten ihre Leichen so lange auf der Plattform liegen bleiben, bis es die Proveditoren für gut befinden würden, sie hinwegnehmen zu lassen. Wer es wagen würde, eine derselben, offen oder verstohlener Weise, aufzuheben, wurde durch eine besondere Verordnung mit dem Verluste der Hand bedroht. Ihre Güter, bewegliche und unbewegliche, wurden zum Nutzen der Republik eingezogen.

Dies war der Anfang eines furchtbaren Blutgerichts, welches hierauf mehrere Monate lang, wie ein entsetzliches Verhängniß, durch die ganze Insel ging. Denn auch Canea und Rethimo fielen, wie alle übrigen unbedeutenderen Städte und Festungen, ohne Schwertstreich in die Hände der Venetianer, und wo die Proveditoren erschienen, da hinterließen sie auf lange Zeit die blutigen Spuren ihres unerbittlichen Urtheils. Ein großer Theil der Ritter kam durch das Schwert des Henkers um; ein anderer wurde aufgeknüpft;

ein dritter mußte die entferntere Theilnahme an dem Aufstande durch die Verbannung büßen. Das Schicksal der ersteren traf auch einen der Hauptanstifter des Aufstandes, Tito Veniero, welcher sich vor der Einnahme von Candia nach Neapel begeben sollte, um von hier aus den Genuesern, den Cataloniern und einigen andern Staaten im Geheimen die Herrschaft der Insel anzubieten, wenn sie sich dazu verstehen wollten, die Insurgenten gegen die Venetianer zu unterstützen. Allein seine Anträge fanden nirgends Gehör; als er folglich unverrichteter Sache und ohne Kenntniß der Dinge, welche unterdessen vorgefallen waren, nach der Insel zurückkehrte, ward er schon im Meere von den venetianischen Schiffen aufgegriffen, an das zunächst liegende Ufer geschleppt und ohne Weiteres enthauptet.

Nur Tito Gradonico entkam mit einigen seiner Anhänger nach Rhodos. Desto strenger verfuhr man gegen seine Familie. Alle noch übrigen Glieder derselben wurden, zugleich mit den Resten der Familie Veniero und den Söhnen der Ritter, welche zur Todesstrafe verurtheilt worden waren, zur weitern Verfügung des Senates, nach Venedig geschickt. Nur die schwächsten Kinder, Kranke, Greise und hochschwangere Frauen, welche man den Gefahren einer unmittelbaren Abreise nicht aussetzen konnte, erhielten eine Frist von sieben Monaten. Alle Lehengüter der Verbannten sowol, wie der Hingerichteten, fielen der Republik anheim. Also endete dieser unglückliche Aufstand der venetianischen Ritter im Sommer des Jahres 1364 [1]).

Zu Venedig verursachte die Nachricht von der Niederlage der Rebellen unendlichen Jubel. Nach dreitägigen feierlichen Dankfesten folgten zur Verherrlichung des Triumphes der Republik glänzende Festspiele, welchen der Doge und der ganze Senat, der eben anwesende König von Cypern und der gefeierteste Dichter seines Zeitalters, Francesco Petrarca, beiwohnten [2]). Auch die der Republik befreundeten

1) Die besten Nachrichten geben der Fortsetzer des Dandalus bei Muratori a. a. O. p. 429 und Flam. Cornel., p. 316—340, nach vortrefflichen handschriftlichen Materialien.

2) Petrarca hat selbst die genaueste Beschreibung dieser Festlich-

Mächte nahmen Theil an diesem Jubel und wünschten der Signorie durch offizielle Sendschreiben Glück [1]). Auf Candia selbst veranstaltete der neue Herzog, Pietro Morosini, zum Andenken des Sieges, ein am 10. Mai jedes Jahres wiederkehrendes Dankfest, welches zuerst durch feierlichen Gottesdienst in den Kirchen beider Confessionen und dann durch glänzende Ritterspiele verherrlicht werden sollte [2]).

Zum ersten Male wurde dieses Dankfest im Jahre 1368 unter betrübten Umständen gefeiert. Denn während man 1368
sich in Candia dem unfreiwilligen Jubel hingeben sollte, erhob sich in den Bergthälern von Lassiti ein neuer Aufstand, welcher, klein im Entstehen, bald einen sehr drohenden Charakter annahm. An der Spitze desselben standen drei Brüder aus der Familie Kalergis, denen sich, auf die erste Nachricht, eine ziemliche Anzahl der flüchtig gewordenen oder verbannten Ritter, vorzüglich aus den Familien Veniero und Gradonico, beigesellten. Es hatte auch dieser Aufstand das Schicksal aller übrigen. Die Venetianer zogen in Eile Truppen herbei, schickten abermals Proveditoren nach der Insel, erlitten in mehreren Gefechten bedeutende Verluste, trugen am Ende aber doch den Sieg davon, nur mit dem Unterschiede, daß sie dieses Mal den Sieg nicht sowol der Überlegenheit ihrer Waffen, als der Noth und dem Verrathe ihrer Gegner zu verdanken hatten. Denn der damals auf der ganzen Insel herrschende Mangel an Lebensmitteln machte sich auf der von allen Seiten eingeschlossenen Hochebene von Lassiti doppelt fühlbar. Die Bewohner derselben dachten in der Verzweiflung nur an ihre eigene Rettung und unterwarfen nicht nur sich selbst den Venetianern, sondern lieferten auch die Anstifter des Aufruhrs freiwillig in die Hände der Proveditoren. Die drei

keiten in seiner Epist. ad Petrum Bononiensem, De rebus Senit. IV. Ep. II gegeben. Daselbst befinden sich auch einige Briefe von ihm an den Besieger der candiotischen Venetianer, Luchino dal Verme.

1) Fünf solcher Sendschreiben, von dem Papste, dem Kaiser, dem Könige von Ungarn, der Königin von Neapel, dem Fürsten von Achaja, hat Flam. Cornel., p. 337—340, aufbewahrt.

2) Die interessante Urkunde, worin die Spiele beschrieben werden, daselbst, p. 340—342.

Brüder Kalergis, zwei Venieri und eine Menge anderer Ritter empfingen den Lohn ihres Abfalls, nach den mit Blut geschriebenen Gesetzen der Signorie, unter dem Beile des Henkers.

Auch ihre Anhänger traf dieses Mal ein harter Richterspruch. Denn in Folge des Aufstandes ließ der Senat nicht nur den Burgflecken Anapolis dem Boden gleich machen, sondern verordnete auch, daß fernerhin die ganze Hochebene Lassiti, in eine Wüste verwandelt, weder von Menschen noch vom Vieh betreten werden solle. Die Bewohner derselben wurden mit Gewalt hinweggeschleppt, ihre Häuser niedergerissen und Alle, die es wagen würden, fortan daselbst zu wohnen, zu säen oder ihr Vieh zu weiden, mit dem Verluste eines Fußes und ihrer Heerden bedroht [1]). Also blieb einer der fruchtbarsten Landstriche der Insel ein ganzes Jahrhundert wüst liegen, bis es der Senat für nöthig hielt, den Anbau desselben durch eine besondere Verordnung vom 30. November 1463 wieder zu gestatten, um von hier aus für die damals gegen die Türken ausgeschickte Flotte den nöthigen Unterhalt zu beziehen. Allein die Erlaubniß gab, wie es scheint, kurz darauf wieder zu neuen Misbräuchen, neuen Besorgnissen Anlaß. Schon im Jahre 1471 wurden die daselbst neu errichteten Wohnungen abermals dem Boden gleich gemacht und der Anbau des Landes durch gewisse Beschränkungen erschwert, bis endlich eine Verordnung vom 11. September 1497 die Benutzung der ganzen Ebene der unmittelbaren Aufsicht und dem Gutdünken des Herzogs und seiner Räthe unterwarf [2]).

Wir haben nicht nöthig, den Zustand der Insel Candia nach den zwei zuletzt erzählten Aufständen näher zu schildern. Mit etwas Phantasie kann sich selbst Jeder leicht das traurige Bild eines Landes entwerfen, welches, eins der reichsten und von der Natur beglücktesten der Erde, damals der Sammelplatz alles menschlichen Elends, ein furchtbares Denkmal des im Kampfe seiner eigenen Leidenschaften untergehenden Men-

1) Das betreffende Gesetz bei Flam. Cornel., p. 349.

2) Daselbst, p. 392—395.

schengeschlechts geworden war. Wüstliegende Felder, verödete Thäler, zerstörte Städte und Burgen, ausgestorbene Dörfer und Weiler, überall noch die blutige Mahnung an das Unglück der letzten Jahre, Pest und Hungersnoth, eine nur spärlich zerstreute Bevölkerung voll Mistrauen, Entmuthigung, Verzweiflung, und über ihr das eiserne Schwert der bis zum Ingrimm gereizten Signorie, welches jeden Augenblick herabzustürzen drohete, um dieses verhaßte Geschlecht lieber bis zu den letzten Spuren seines Daseins auszutilgen: das sind die Hauptzüge jenes Bildes, dessen weitere Ausführung wir dem Wohlgefallen und der Geschicklichkeit des denkenden Beschauers überlassen.

Wir treten nun in die Periode der Ruhe, einer furchtbaren Ruhe, ein. Venedig fing an, die spärlichen Früchte eines Werkes zu genießen, woran es zwei Jahrhunderte lang gearbeitet hatte. Um nur erst die ausgestorbenen und herrenlosen Güter wieder nach und nach durch eine der Republik ergebene Bevölkerung zu beleben und nutzbar zu machen, ließ die Signorie die ihr durch den Untergang ihrer ehemaligen Besitzer zugefallenen Ritterlehen zu Venedig selbst öffentlich an die Meistbietenden versteigern. Diese Versteigerung, welche wenig Theilnahme gefunden zu haben scheint, begann im
Jahre 1371. Ein neuer Eidschwur, welcher, nach Aufhebung 1371
der alten von dem Dogen Pietro Ziani (1211) gegebenen Capitulation, die gesammte Ritterschaft von Candia zu Treue und zum Gehorsam gegen die Republik verpflichtete, war schon vorher, im März 1366, verordnet worden [1]). Zehn Jahre nach der Ankunft der neuen Ritter (1381) erhielt Candia einen abermaligen Zuwachs der Bevölkerung durch die Bewohner des auf Befehl des Senats geschleiften Castells von Tenedos, welche, sämmtlich nach Candia verpflanzt, in einem eigenen Quartiere vor der Hauptstadt angesiedelt wurden [2]). Auch zogen von andern Seiten her, bei dauernder Ruhe, bald neue Colonisten ein, welche zur Belebung des Landes durch Anbau, Handel und Verkehr nicht wenig beitrugen.

1) Die betreffenden Documente bei Flam. Cornel., p. 349—353.

2) Es erhielt davon den Namen Le Tenedee. Daselbst p. 355.

Es wäre vielleicht selbst ein gewisser Wohlstand möglich gewesen, wenn man sich von den Schlägen der früheren Jahre schneller hätte wieder erholen können und das Mistrauen der Republik überhaupt menschlicher Thätigkeit, im Genusse unendlicher Mittel, eine freiere Entwickelung gestattet hätte. Die Signorie wußte aber wohl, daß sie sich den Besitz der Insel nicht hierdurch, sondern nur durch jenes auf unerschütterliche Grundsätze gestützte und in seinen Formen streng ausgebildete System der Verwaltung sichern könne, welches, bei scheinbarer äußerer Freiheit, die Geister in Fesseln schlug und in seiner Unbeweglichkeit den Stürmen aller Zeiten trotzbieten wollte. Venedig täuschte sich nicht. Es kannte sein unnatürliches Verhältniß zu Candia, aber es war ein Verhältniß der Nothwendigkeit, jener eisernen Nothwendigkeit, welche, wie eine undurchdringliche Scheidewand, die Herrscher immer von den Beherrschten trennte und folglich die Bedingungen der unvermeidlichen Auflösung vom Anfange an in sich selbst trug. Schon im Laufe des 15. Jahrhunderts trat in Candia jener merkwürdige Zustand ein, welcher später das Erbtheil der Republik Venedig überhaupt geworden ist und welchen Soranzo so treffend mit dem sterbenden Löwen verglichen hat, in dessen Mähne noch die Mäuse spielen [1]). Denn während die Herrschaft Venedigs auf Candia offenbar schon jetzt der

1) Il Governo dello stato Veneto dal cavalier Soranzo, Mspt. der Arsenalsbibliothek zu Paris No. 54 fol. Ich habe mich durch eigenes Studium dieses vortrefflichen Werkes, dessen Vorzüge schon Daru anerkannt hat, überzeugt, daß es eine der genauesten und geistreichsten Schriften über die Verfassung und Verwaltung der Republik Venedig ist. Soranzo schrieb kurz nach dem Verluste von Candia in dem letzten Viertel des 17. Jahrhunderts. Die hier berührte Stelle lautet: „Quando il Leone è moribondo anco li Topi si arischiano di roderli il mento. Guardi Dio che ciò havesse principio non si potrebbe impedirne il progresso, perche la defettione de sudditi assomiglia alla Polve dell' Archibugio, nella quale intrato un solforino segue senza ritardo universale incendio. Per ciò dico che il principio di questa infermità sarebbe mortale, e l'Arte non valerebbe a rendere in equilibrio gl' humori. Ma ancora peggio tanti mali che possono con ragione temersi, non possono per prudenza eccitarsi, perche non si da prudenza che possa levarne la causa."

Ohnmacht und der Erschöpfung entgegenging, fehlte es fast zu keiner Zeit an wiederholten Versuchen der Eingeborenen, sich von diesem Joche frei zu machen. Sie beschränkten sich aber meistens auf verfehlte Plane ohne festen Zweck und hinlängliche Mittel, nichtige Vorbereitungen und oft blos eitle Wünsche.

Von Volksaufständen, wie in früherer Zeit, war jetzt freilich nicht die Rede; der Unmuth äußerte sich aber in vereinzelten ohnmächtigen Volksbewegungen und, was die candiotischen Zustände um die damalige Zeit am besten zu charakterisiren scheint, in Verschwörungen unter ihrer gehässigsten Gestalt. So hatte z. B. ein angesehener Grieche in Rethimo, Blasto mit Namen, im Jahre 1453 den teuflischen Plan ent- 1453
worfen, alle venetianischen Beamten und die angesehensten Ritter auf der ganzen Insel an einem Tage und zu derselben Stunde zu ermorden und dann einen ausheimischen Fürsten, wahrscheinlich aus der schon vertriebenen Familie der Paläologen, herbeizurufen, der die Herrschaft von Candia übernehmen sollte. Der Plan fand Beifall, die Verschwornen mehrten sich mit jedem Tage, und schon dachte man an die Ausführung des verwegenen Schlages, als zwei der Mitverschworenen, ein Priester und ein Jude, den Herzog, damals Bernardo Vitturio, davon in Kenntniß setzten. Die Verschworenen wurden, auf diese Anzeige hin, mit leichter Mühe aufgehoben, in Fesseln geschlagen und ohne Weiteres hingerichtet. Die Verräther belohnte der Senat mit Ehren und einträglichen Gütern.

Wahrscheinlich wurde auch in Folge dieser Verschwörung im nächsten Jahre, 1454, von den Staatsinquisitoren die ent- 1454
setzliche Verordnung erlassen, daß es dem venetianischen Oberbefehlshaber auf Candia gestattet sein sollte, sich solcher Nobili oder anderer Personen, welche als Parteihäupter durch ihr Benehmen gefährlich werden dürften, ohne Weiteres durch geheime Hinrichtungen zu entledigen. Er sollte sich dann darüber nur mit seinem Gewissen und mit Gott abfinden, dem er allein Rechenschaft davon schuldig sei [1]).

1) Statuten der Staats-Inquisitoren vom 23. Juni 1454, bei

Schon diese Thatsachen beweisen zur Genüge, auf welchem Grunde damals die Herrschaft der Venetianer auf Candia beruhete. Sollte sie überhaupt noch dauern, so war ihr vielleicht eben von Außen ein heftiger Anstoß nöthig, der ihr dann auch von Innen heraus neue Kraft und Festigkeit geben mußte. Und dieser Anstoß blieb nicht aus. Schon mit dem Anfange des 15. Jahrhunderts erstreckten sich die Raubzüge türkischer Freibeuter bis in die cretischen Gewässer und nahmen alsbald einen gefährlichen Charakter an. Cypern und Candia wurden die Vormauern der Christenheit und Venedig mußte an ernstliche Abwehr denken. Auch wurden die ersten verwegenen Einfälle osmanischer Seeräuber, welche sich meistens auf die Ausplünderung einzelner Küstenstriche beschränk-
1427 ten, wie z. B. einer im Jahre 1427, immer mit Glück zurückgeschlagen. Schwieriger und bedenklicher ward die Stellung der Insel schon nach dem Falle von Constantinopel im Jahre 1453. Das gute Vernehmen, in welches sich die Republik gleich vom Anfange herein zu der Pforte zu setzen wußte, blieb ohne Einfluß auf die Unternehmungen einzelner Freibeuter. Überdies war Candia natürlich bei jedem Bruche der Republik mit der Pforte den ersten Angriffen der osma-
1469 nischen Flotten am meisten ausgesetzt. So wurde im Jahre 1469 die Insel auf mehreren Punkten zugleich von osmanischen Schiffen angegriffen, verheert, gebrandschatzt und entvölkert.

Doch fehlte es damals noch, wie es scheint, an einem
1471 durchgreifenden Systeme der Vertheidigung. Im Jahre 1471 schickte deshalb die Ritterschaft selbst eine Deputation nach Venedig, um Verstärkungen und namentlich Waffen, wahrscheinlich zur Bewaffnung des Landvolkes, zu verlangen. Der Senat hatte aber damals, außer Candia, auch den Pelopon-

Daru, T. VI, p. 80, wo Art. 25 wörtlich lautet: „Al general nostro de Candia sia per il magistrato nostro data facoltà che occorrendo che in regno vi fosse qualche nobile nostro o altro personagio capo di parte, quali per li suoi portamenti stasse ben morto, i j ghe possa far levar la vita secretamente, quando la sua conscientia se ghe aggiustera de non posser far altramente, del che el se intenderà constituido debitor apresso il signor Dio."

nes und Albanien zu schützen. Erst nachdem Negroponte und
ein großer Theil von Albanien in dem Frieden von 1479 1479
hatten aufgegeben werden müssen, konnten die Kräfte der Republik den Besitzungen im mittelländischen Meere zugewendet werden. Gleichwol beschränkte man sich auch jetzt zunächst nur auf das Nothwendigste und vorübergehende Maßregeln, wie sie das Bedürfniß des Augenblicks verlangte. Es bedurfte erst noch mehrerer dringender Vorstellungen von Seiten der Ritterschaft, ehe sich die Signorie endlich im Jahre
1501 entschloß, die längst verfallenen Festungswerke von Can- 1501
dia wiederherzustellen und die gewöhnliche Besatzung der Insel durch eine beträchtliche Vermehrung der Reiterei zu verstärken.

Aber auch im Laufe des 16. Jahrhunderts konnten die Grundfehler des einmal eingeführten Systems der Vertheidigung und Verwaltung nicht mehr gehoben werden. So lange die Republik noch Cypern besaß, schien Candia überhaupt von untergeordneter Wichtigkeit zu sein. Den augenblicklichen Aufregungen drohender Gefahren folgten in der Regel die Jahre der Erschlaffung und träger Ruhe. Zu den türkischen Seeräubern, welche die Insel fortwährend von Zeit zu Zeit heimsuchten, gesellten sich bald inländische Räuberbanden, welche das Land noch mehr beunruhigten, als jene. Eine solche hatte
sich z. B. um das Jahr 1525 bei dem Flecken Alicambi, in 1525
der Gegend des alten Phalaxarna, festgesetzt und konnte nur mit Hülfe einer bedeutenden Heeresmacht ausgetilgt werden, welche der Senat ausdrücklich zu diesem Zwecke nach Candia schickte.

Von den türkischen Waffen hatte Candia am meisten während des Krieges zwischen der Republik und Suleiman
im Jahre 1538 zu leiden. Im Juni dieses Jahres erschien 1538
nämlich Barbarossa mit der ganzen türkischen Seemacht, nachdem er bereits die Cycladen gebrandschatzt hatte, auch vor Candia, setzte bei Mylopotamo Truppen ans Land, welche die Umgegend verheerten, machte einen vergeblichen Angriff auf Rethimo, lief dann in den Hafen von Suda ein, schiffte hier abermals einen großen Theil seiner Truppen aus, verheerte weit und breit das Land, legte den von den Einwoh-

nern verlassenen Burgflecken Ampicorna in Asche und schleppte Menschen, Vieh und bewegliches Eigenthum nach seinen Schiffen.

Gleiches Schicksal traf die Umgegend von Canea, welches durch die Entschlossenheit des Proveditoren Andreas Gritti gerettet wurde. Zuletzt versuchte Barbarossa auch einen Angriff auf Candia, welches, schwach vertheidiget, wahrscheinlich schon damals in die Hände der Osmanen gefallen wäre, wenn es nicht der Herzog Antonio Amulio und der Befehlshaber der Truppen, Marco Antonio Trevisani, verstanden hätten, ihre geringen Streitkräfte so zu disponiren, daß Barbarossa, über ihre wahre Stärke getäuscht, den beabsichtigten Sturm nicht wagte, sich während der Nacht wieder einschiffte und die Insel ohne weiteren Aufenthalt verließ. Gegen das Ende des Jahres kehrte zwar eine kleine Abtheilung seiner Flotte zurück; da aber die beiden Küstenschlösser, gegen welche sie sich versuchte, Kissamo und Arabella, ernstlichen Widerstand zeigten, so beschränkte sich für dieses Mal ihre ganze Unternehmung auf einige Räubereien in der Umgegend.

Nach diesem Sturme trat wieder eine längere Periode der Sicherheit und Abspannung ein, welche der Aufrechthaltung eines tüchtigen Vertheidigungssystemes nicht eben günstig
1560 war. Erst im Jahre 1560 wurden, auf die Vorstellungen der Ritter, die Arbeiten an den Befestigungswerken von Candia, unter der Leitung des Herzogs Antonio Calbo, wie-
1562 der mit Ernst betrieben. Zwei Jahre später ward endlich, auf dringendes Bitten des Herzogs Marco Grimani, zum ersten Male ein Geschwader zur Vertheidigung der Küste und Gewässer von Candia ausgerüstet, welches, unter einem eigenen Präfecten, fortwährend seine Station in der Nähe oder in einem der Haupthäfen der Insel haben sollte. Der erste Befehlshaber dieses Geschwaders war Pietro Throno.

Allein sein Erscheinen veranlaßte auch gleich neue Händel mit der Pforte. Denn als Throno kurz nach seiner Ankunft bei der Insel einen türkischen Seeräuber, welcher sich für einen Gefährten Sultan Suleiman's ausgab, in dem Augenblicke aufheben und niedermachen ließ, wo er mit candioti-

scher Beute beladen zu entkommen suchte, da verlangte Suleiman Genugthuung von der Republik und gab dabei deutlich zu verstehen, er werde sie mit den Waffen erzwingen, wenn man sie ihm nicht gutwillig zu gewähren gedächte. Die Schwäche der Signorie belohnte hierauf den Diensteifer des armen Throno mit der Verbannung und schickte den gewandten Daniel Barbaro als außerordentlichen Botschafter nach Constantinopel, dem es, wie die Chronisten melden, gelang, den Zorn Suleiman's durch die Geschicklichkeit seiner Reden zu besänftigen.

Doch war diese schimpflich erkaufte Ruhe nur von kurzer Dauer. Der Tod Suleiman's zerriß das schlaffe Freundschaftsband, welches Venedig an die Pforte knüpfte, und sein Nachfolger, Selim II., nahm gleich nach seiner Thronbesteigung (1566) gegen die Signorie eine feindliche Stellung ein. 1566
Der erste Sturm brach jedoch nur über Cypern herein, und die Republik mußte daher ihre Kräfte vorzüglich auf diesen Punkt concentriren. In Candia geschah unterdessen, was die Nothwendigkeit gebot und was die Mittel erlaubten. Der Eifer, welchen der Herzog Pasquali Ciconia seit dem Jahre 1567 in der Verproviantirung und Vertheidigung der 1567
Insel entwickelte, wird allgemein gerühmt. Er war der Erste, welcher daran dachte, der von Zeit zu Zeit einreißenden Hungersnoth durch die Anlage regelmäßig zu unterhaltender Magazine vorzubeugen. Auch bot er Alles auf, die größeren und kleineren Küstenfestungen in guten Vertheidigungszustand zu setzen und die einheimischen Truppen, damals fast die einzigen auf der ganzen Insel, an einen geordneten Dienst zu gewöhnen.

Allein seine Bemühungen wurden weder von der Signorie noch von den Eingeborenen gehörig unterstützt. Er fand unsägliche Schwierigkeiten und erreichte seinen Zweck doch nicht. Schon 1567 wurde Suda bei einem nächtlichen Einfalle von den Osmanen eingenommen, ausgeplündert und in einen Aschenhaufen verwandelt. Canea und die Umgegend wurde damals nur durch den Muth und die Entschlossenheit des dortigen Rettoren Luca Michiele gerettet, welcher die Türken mit einer kleinen Schaar corsischen Fußvolkes und einigen

Abtheilungen der einheimischen Milizen nach den Schiffen zurückwarf. Fast um dieselbe Zeit legte ein Hülfsgeschwader aus Algier, welches, 50 Schiffe stark, zu der türkischen Flotte stoßen wollte, in der Gegend von Rethimo an, verheerte zuerst die nächsten Küstenstriche mit Feuer und Schwert, fiel dann in die von ihren Bewohnern in aller Eile verlassene Stadt ein, plünderte sie aus und steckte sie gleichfalls in Brand.

Kaum war dieses Unglück vorüber, als unter dem Landvolke, vorzüglich in der Umgegend von Rethimo und unter den Sphakioten, ein Aufstand ausbrach, weil man die Bauern während des cyprischen Krieges zum Galeerendienst zwingen wollte. Die Meuterei um Rethimo herum, wo man schon Schritte gethan hatte, die Herrschaft der Insel den Türken anzutragen, unterdrückte Marino de' Cavalli, damals General-Capitän der gesammten Landmacht auf Candia, und die Sphakioten brachte Luca Michiele noch als Rettore von Canea zur Ruhe. Aber die Gährung im Innern dauerte fort, die unaufhörlichen Rüstungen erschöpften das Land und
1571 die Gefahren von außen minderten sich nicht. Im J. 1571 hob zwar der Sieg der christlichen Flotten bei den curzolarischen Inseln den Stolz der Republik; allein er änderte wenig in ihrer mislichen Stellung zur Pforte, verminderte den allgemeinen Nothstand nicht und brachte am Ende keinen Vor-
1572 theil. Schon 1572 ging Cypern verloren; und der unsichere Friede des nächsten Jahres (den 7. März 1573) setzte fortan das nothdürftig erhaltene Candia den ersten Angriffen der osmanischen Waffen aus.

Dies war der Zeitpunkt, wo die Signorie die Nothwendigkeit erkannte, sich den Besitz der Insel Candia durch tief eingreifende Reformen in der Verwaltung und Vertheidigung dieser Colonie für die Zukunft zu sichern. Sollten sie Wurzel fassen und Früchte tragen diese Reformen, so durften sie nicht, wie bisher, aus den geheimnißvollen Gemächern der Pregadi oder des Rathes der Zehn hervorgehen, sondern sie mußten der Weisheit und der Gewissenhaftigkeit eines Mannes überlassen werden, welcher mit dem Vertrauen der Signorie zugleich die Fähigkeit verband, die Dinge an Ort und

Stelle richtig aufzufassen, schnell zu helfen, wo es noth that, die Strenge der Gesetze durch Tüchtigkeit und Milde der eigenen Gesinnung zu lindern, und neben den Interessen der Republik auch die Bedürfnisse der eingeborenen Bevölkerung wahrzunehmen. Die Wahl eines solchen Mannes war schwer. Die Signorie entschied sich, wie wir bereits gesehen haben, für den im Dienste des Staates schon vielfach bewährten General-Capitän des Meeres, Giacomo Foscarini, einen Mann, der die Schwere seines Berufes vollkommen zu würdigen wußte, aber auch mit den Eigenschaften ausgerüstet war, welche die Möglichkeit einer erfolgreichen Erfüllung desselben bedingten [1]).

Um ihm möglichst freie Hand zu lassen, ernannte ihn die Signorie zum Proveditore Generale, Inquisitore und Sindico des gesammten Königreichs von Candia. Wir kennen die ihm als solchem gegebenen Instructionen nicht näher. Wir wissen aber aus einigen Äußerungen Foscarini's selbst, daß sie in einem liberalen und, wenn man will, selbst großartigen Sinne mit Umsicht abgefaßt waren und ihm Vollmachten ertheilten, wie man sie nur in außerordentlichen Fällen ertheilen mochte. Im Allgemeinen waren es zwei Dinge, welche ihm ganz besonders zur Pflicht gemacht wurden und die er vor Allem ins Auge zu fassen hatte: Schutz und Erleichterung für das unter dem schweren Drucke reicher und mächtiger Grundherren, den Nachkommen der dahin verpflanzten venetianischen Ritterschaft, lebende Volk und

1) Vergl. Bd. III, S. 437. Foscarini äußert sich selbst über die Absichten der Signorie, wie folgt: „.....la quale (V. Serenità) quando per molte relationi et reporti, o veri o falsi che fussero, havendo inteso, che il Regno di Candia haveva bisogno di esser regolato, et che quelli Popoli per molte oppressioni fatteli erano pocco satisfatti, giudicando, che per benefitio di quell' Isola vi fusse bisogno di regola et reforma, la si resolse, remossasi da qualche altra deliberatione, che l'haveva fatto prima, di mandare un nuovo governo et una nova ampla autorità, che remediasse et provedesse alli disordini, che la era stata informata, che vi fussero, et volse che un Proveditore generale, che la vi dovea mandare, havesse carrico de Inquistore con commissione di far quanto ad ognuno è noto, ect." — Relat. fol. 115 v.

Hebung der öffentlichen Einkünfte der Insel, sodaß zwischen den zu ihrer Verwaltung und Vertheidigung nöthigen Ausgaben und den durch gehörige Benutzung der vorhandenen Hülfsquellen zu erzielenden Einnahmen so viel wie möglich das Gleichgewicht erhalten werde [1]).

Foscarini verkannte, wie gesagt, selbst die Schwierigkeiten, welche er in dieser neuen Stellung zu überwinden haben würde, keineswegs. Er dankte der Signorie für das ihm geschenkte Vertrauen, bot aber dabei auch alle ihm zu Gebote stehenden Mittel auf, diese Last, wie er selbst sagt, von sich abzuwälzen. Allein die Signorie beharrte bei ihren Beschlüssen und Foscarini hielt es, nach einiger Zögerung, für seine Pflicht, ihren Befehlen zu gehorchen [2]). Er mußte

1) Vita di Giacopo Foscarini, Venet. 1745, p. 59 gibt nur diese zwei Hauptpunkte in der ihm ertheilten „Commissione" an. In seiner handschriftlichen Relatione rühmt Foscarini mehrere Male die Liberalität, womit die Signorie ihm Vollmacht zu unbeschränkter Übung der Gerechtigkeit zum Nutzen des unterdrückten Volkes gegeben: „.....et tendendo li suoi fini di far certi quelli Popoli, che la sua intentione et pia mente era, che fussero ben governati et retti, et che liberi da ogni oppressione godessero quella libertà, che godono tutti li suoi sudditi; la fece notare quelle alte et gran parole in la Commissione, ch'ella mi diede, che in essa si vedono scritte imponendomi, che senza rispetto procedessi et inquerissi contra tutti quelli che lo meritassero, ect." Relat. fol. 116, und ähnlich fol. 169. Auch in der Einleitung seiner ersten an die Candioten erlassenen Proclamation, vom 14. October 1574, rühmt er den väterlichen Sinn der Signorie gegen ihre Unterthanen in Candia, „parendogli sopra tutto necessaria la conservation delli animi fedeli di questo Regno, se ben lontano da lei come carissimo però vicinissimo al cuore..." In der bereits Bd. III, S. 438 erwähnten Sammlung der „Ordini" fol. 1, die sich gleichfalls nur handschriftlich auf der kaiserl. Bibliothek zu Paris befindet.

2) „....et havendo voluto dare a me questo peso, che presago della gravezza sua et dell' odioso acquisto, che doveva fare, operai quanto mi fu possibile di levarmelo da dosso, servendomi di tutti li mezzi, come ognuno sà, et di quelli anco, che parvero forse novi et inconvenienti, ma essendo stato costante sua volontà, che vi dovessi andare, ne havend' io potuto ad essa contravenire, mi resolsi obedire, come doveva." — Relat. fol. 115 v.

seine eigenen Angelegenheiten, welche, wie er versichert, durch eine lange Abwesenheit im Dienste der Republik, in große Unordnung gerathen waren, dem öffentlichen Wohle abermals hintansetzen, und begab sich unverzüglich nach Candia, wo er am 10. Oct. 1574 das Amt des Proveditore Generale von seinem Vorgänger Luca Michieli übernahm. Die Würde des Herzogs von Candia bekleidete damals Aloisio Justiniani.

B. Die Statthalterschaft und die Reformen des Giacomo Foscarini.

Der erste öffentliche Act, womit Giacomo Foscarini seine Verwaltung begann, war eine am 14. October an alle Einwohner der Insel erlassene Proclamation, worin er sie im Namen der Signorie aufforderte, sich frei und ungehindert, öffentlich oder im Geheimen, über jede Erpressung, Gewaltthätigkeit, Tyrannei, schlechte Behandlung oder sonstige Unbill von Seiten der venetianischen Beamten hoher oder niederer Grade vor seinem Richterstuhle zu beklagen. „Es ist der Wille der Signorie", sagte hier Foscarini unter Anderem, „daß alle ihre Unterthanen, die ihr treu ergeben sind, im Schatten ihrer Herrschaft die Freiheit, sowie die Sicherheit des Lebens und des Unterhaltes genießen sollen, welche von Alters her die Grundsätze der Republik gewesen sind." Gehör sollte namentlich allen Denen gegeben werden, welche sich über unerlaubte Verträge und Wucher, über ungerechte Richtersprüche und Verurtheilungen und über ungesetzmäßige Verhaftungen zu beschweren hätten. Volle Gerechtigkeit und gebührende Genugthuung sollte, ohne Unterschied der Personen und der Verhältnisse, allen zu Theil werden [1]).

1) Das Original dieser Proclamation steht an der Spitze der erwähnten Sammlung der „Ordini." — Der Verfasser der Vita di G. Foscarini gedenkt ihrer gleichfalls, p. 60. Er hatte bei seiner Arbeit offenbar auch die uns zu Gebote stehenden handschriftlichen Materialien vor Augen, hat sie aber zum Theil nur sehr oberflächlich benutzt. Auch Pashley gibt in seinen vortrefflichen „Travels in Crete", London 1837, 2 Bde., nach in Venedig befindlichen Handschriften gelegentliche Auszüge aus Foscarini's „Relatione" und einigen andern Candia betreffenden Staatsschriften.

Das seit langer Zeit niedergedrückte Volk nahm dergleichen Verheißungen, welche den Geist der Verwaltung Foscarini's charakterisiren, zwar mit einigem Mistrauen, aber doch im Allgemeinen mit Freuden auf und schöpfte neue Hoffnungen. Die Ritter aber und die noch mächtigere Classe der venetianischen Beamten, gegen welche Foscarini's Proclamation gerichtet war, lehnten sich dagegen im Stillen auf und ließen nichts unversucht, ihre Ausführung zu hintertreiben und ihre günstige Wirkung zu vereiteln. Wo Foscarini selbst erschien, scheute man sich, wie es scheint, eben nicht, als Kläger gegen die Gewaltigen des Landes aufzutreten; wo dagegen Andere, in seinem Namen, die Beschwerden des Volks anhören und die Schuldigen bestrafen wollten, da verdammten Furcht vor der Rache der Angeklagten und tausend andere Rücksichten das arme Landvolk wider Willen zum Schweigen.

Wenn daher auch dieser Aufruf nicht zu durchgreifenden Resultaten führte, so verfehlte er doch seinen Zweck nicht ganz. Ein guter Theil der Ritter und Edeln, sowie die Volksdränger aus geringeren Classen, mußten, zufolge der eingeleiteten Processe, ihr Unrecht entweder mit gefänglicher Haft oder mit Verbannung büßen; unrechtmäßig erlangte Güter wurden ihren Eigenthümern zurückgegeben, und einige ohne weitere Rücksichten statuirte Exempel dieser Art hatten sogar die gute Wirkung, daß sich eine Menge der Schuldigen freiwillig und ehe sie die Strenge des Richterspruchs erreichte, zur Zurückgabe des geraubten Besitzthums verstanden [1]).

Jedoch waren die Verhältnisse in Candia jetzt schon über-

1) Foscarini Relat. fol. 116 f.: „Da (di) quelli nobili et Cavalieri per oppressione et violentie usate à quelli sudditi ne ho confinati et banditi alcuni principalissimi di quelle Città, oltra molti altri di più bassa conditione; lequal demonstrationi à quelli Populi poco avezzi a vedere, che nei grandi e nei Magistrati fusse posta mano, sono state di grandissima maraviglia et contento, havendo causato, che la restitutione dei beni usurpati con mali modi à molti, che con castigo delli usurpatori ho fatta fare, ne sonno sequite infinite compositioni et accordi et restitutione volontarie di molti beni, che erano stati occupati."

haupt viel zu verwickelt, als daß die beabsichtigten Reformen durch so allgemeine, Alles umfassende Maßregeln hätten bewirkt werden können. Es mußte dabei auf die einzelnen Zweige der Verwaltung im Besondern eingegangen werden. Denn der sieche Körper litt an mehreren Krankheiten zugleich, welche nicht durch Universalmittel, sondern nur durch eine geschickte Behandlung der angegriffenen Theile im Besonderen gehoben werden konnten. Was Foscarini in dieser Beziehung zu thun hatte und auch wirklich gethan hat, können wir am besten beurtheilen, wenn wir zunächst den Verhältnissen der verschiedenen Elemente der Bevölkerung unsere Aufmerksamkeit zuwenden.

Zur Zeit als Venedig die Insel Candia besetzte, kannte die europäische Staatskunst ein einziges System der Colonisation, nämlich Colonisation durch Belehnung der bevorzugten Classen, der waffenfähigen freien Ritterschaft mit dem Grund und Boden, über den dem Staate die Verfügung zustand. Dieses System hatte seinen Ursprung nicht dem speculativen Verstande, sondern der geschichtlichen Entwickelung des neueuropäischen Staatenlebens überhaupt zu verdanken. Es war eine natürliche Folge der durch jene herrschend gewordenen Begriffe über das Verhältniß des Menschen im Staate zu dem Grundbesitze, von welchem die niederen Classen der Unfreien schon an sich ausgeschlossen waren. Auf diese Weise hatte man bereits vor hundert Jahren das Heilige Land colonisirt; so nahmen zu Anfange des 13. Jahrhunderts abendländische Ritter das byzantinische Reich in Besitz, und auch nur so und nicht anders konnte folglich Candia im Laufe desselben Jahrhunderts von Venedig aus colonisirt werden. Herrenloses Land gab es damals auf der schwach bevölkerten Insel in Menge und die Nothwendigkeit, sie zu vertheidigen, gebot jene ihrer Natur nach rein militärische Colonisation.

Wir haben oben der Umstände gedacht, unter denen Venedig zu drei verschiedenen Malen, in den Jahren 1211, 1222 und 1252 dergleichen Rittercolonien nach Candia abschickte. 200 Lehngüter (militiae) wurden bei der ersten Sendung an 132 Ritter und 408 Lehnsträger zu Fuß (Pedites,

Pedoni) vertheilt [1]). Bei der zweiten wurde die Zahl der Lehngüter um 60, bei der dritten um 75 vermehrt, sodaß die Gesammtheit derselben um die Mitte des 13. Jahrhunderts 335 betrug. Später, wahrscheinlich bei Gelegenheit der in Folge des Abfalls der venetianischen Ritter vom Jahre 1363 in den nächsten Jahren vorgenommenen Versteigerung der eingezogenen Lehen und der damals erlassenen neuen Capitulation, kamen noch 59 neue Lehengüter hinzu, wodurch am Ende die während der Herrschaft der Venetianer bleibende Gesammtzahl der candiotischen Ritterlehen auf 394 gebracht wurde. Wir sagen Ritterlehen, weil, wie Foscarini ausdrücklich bemerkt, der in früherer Zeit und bei den ersten Sendungen streng beobachtete Unterschied zwischen den Lehengütern der Ritter (Cavallerie) und denen der zu jenen in ein dienendes Verhältniß tretenden Fußgänger (Serventarie) ganz außer Gebrauch kam und alle Lehengüter überhaupt mit dem Namen Ritterlehen, Cavallerie, bezeichnet wurden [2]).

Die Vertheilung dieser Ritterlehen im Jahre 1212 geschah durch 12 von der Signorie hierzu ganz besonders abgeschickte Deputirte unter Leitung des Herzogs Tiepolo. Wir haben oben bereits erwähnt, daß die sechs Hauptregionen der Stadt Venedig dabei insofern zu Grunde gelegt wurden, als

1) In der darüber von Flam. Cornel. gegebenen Urkunde ist ein Fehler, wenn die Zahl der Fußgänger auf 48 anstatt auf 408 angegeben wird. Ein ganz einfacher Calcül lehrt das von selbst. Wir werden sogleich sehen, daß ein Ritterlehen (Cavalleria) in sechs Lehengüter für Fußgänger (Serventarie) zerfiel. Von den 200 Lehengütern kamen nun aber 132 auf Ritter und 68 auf Fußgänger, und diese letztere Zahl mit 6 multiplicirt gibt gerade 408; folglich muß es heißen: „pedites quadringenti octo" nicht aber „pedites quadraginta octo." Auch gibt schon Sandi: „Principj di Storia civile della Republica di Venezia," Venez. 1755, Part. I, Vol. II, p. 609, die richtige Zahl an.

2) Foscarini Relat. fol. 88 b. „....in fine furono dissegnate et compartite 394 Cavallerie in tutta l'Isola, le quali erano prima unite con serventarie cioè con ogni Cavaliero erano congionti alcuni serventi, over scudieri, ch' erano come pedoni; et quelli erano chiamati Cavalieri, et quelli soldati; hora pare che tutto passi sotto nome di Cavallerie."

die aus derselben Region stammenden Ritter auch ein und dieselbe Gegend auf Candia zum Wohnsitz angewiesen erhielten. Überdies ward damals in Bezug auf die Zahl der jeder Region zugesprochenen Lehngüter völlige Gleichheit beobachtet, indem nämlich von den 200 Lehengütern immer $33\frac{1}{3}$ der Ritterschaft eines jeden der sechs Sestieri von Venedig anheimfielen. Später konnten natürlich solche Gleichheitsverhältnisse im Bezug auf die Wahl und die Vertheilung der Ritter nicht mehr so streng beibehalten werden. Man wählte und vertheilte, wie es die Umstände, der Zufall und das Bedürfniß fügten oder verlangten. Wir wissen nur im Allgemeinen, daß am Ende, nachdem die Ertheilung von Ritterlehen auf Candia geschlossen war, von den 394 Lehengütern dieser Classe 234 auf die Districte von Candia und Settia, 96 auf den von Canea und 64 auf den von Rethimo kamen.

Eine besondere Classe von Lehengütern, welche gleich bei der ersten Vertheilung durch die 12 Abgeordneten der Signorie ausgeschieden wurden, waren die geistlichen Ritterlehen, welche, 25 an der Zahl [1]), dem Patriarchat zu Constantinopel, dem Erzbisthume von Candia, den übrigen Bisthümern der Insel und einigen Abteien und Canonicaten (z. B. der Abbatia di Borgognoni) zugesprochen wurden. 25 andere wurden als Domänen der Signorie vorbehalten und entweder zum öffentlichen Nutzen verwandt oder von der Finanzkammer in Pacht gegeben; und endlich waren nach und nach auch 35 an einheimische Archontengeschlechter abgetreten worden, wie wir zum Theil bereits oben bemerklich gemacht haben. Sonach betrug die Gesammtheit aller candiotischen

1) Darin stimmt Quirini Descrizione ect., mit zwei andern handschriftlichen Werken: Descrittione dell' Isola di Creta composta dal Clariss. Signor Francesco Barozzi (kaiserl. Bibliothek zu Paris ancien fond N. 10,181 fol. 33 Blätter) und Descrizione dell' Isola e regno di Candia di Marco Boschini (daselbst N. 1763, Suppl. Franç. fol. c. 100 Blätter) ganz überein. Barozzi schrieb 1577, Boschini um 1650. — Foscarini Relat. gibt wahrscheinlich falsch nur 24 geistliche Ritterlehen an.

Ritterlehen 479 [1]). Jede der verschiedenen Classen dieser Lehengüter hatte gewissermaßen so wie ihre eigene Entstehung, so auch ihre eigene Verfassung, ihre eigenen Lasten, Rechte und Privilegien, und folglich auch ihre eigenen Schicksale.

Über die drei zuletzt erwähnten Classen haben wir nur wenig zu sagen; wir sprechen daher von ihnen zuerst. Die 25 geistlichen Ritterlehen, welche, zu Anfange sogleich auf diese Zahl festgesetzt, später weder vermehrt noch vermindert wurden, waren Freilehen, d. h. sie waren weder mit persönlichem Lehendienste behaftet, noch zu irgend einer Abgabe in Geld oder Naturalien an die Schatzkammer der Republik verpflichtet. Dasselbe gilt von den Domänengütern, welche wahrscheinlich erst nach und nach auf 25 Ritterlehen anwuchsen. Denn da sie meistens verpachtet wurden, so bestand eben ihr Ertrag in den Pachtgeldern, neben welchen eine anderweitige Belästigung nicht gut zulässig war [2]). Foscarini hatte im Bezug auf diese beiden Classen keine Vollmachten zu etwaigen Reformen. Er spricht darüber überhaupt wenig und macht nur einmal beiläufig auf den Nachtheil aufmerksam, welchen die gänzliche Steuerfreiheit der geistlichen Güter dem öffentlichen Schatze bringe, dem doch auf der andern Seite ihre Erhaltung und Vertheidigung nicht unbedeutende Kosten verursache [3]). Einem in der Verwaltung der Domänen eingerissenen Misbrauche, daß sich nämlich nicht selten Privatpersonen in deren Besitz und zeitigen Nießbrauch zu setzen

1) Diese numerischen Verhältnisse werden von Quirini, Barozzi und Boschini ganz übereinstimmend mit Foscarini angegeben.

2) Erst noch bei der Belehnung vom Jahre 1252 wurden 15 Ritterlehen als Domänen zurückbehalten. Flam. Cornel. a. a. O. p. 275. Quirini sagt darüber: „La seconda parte tenne per se, che sono le affittason di Camara, per le quali ciascheduno, che possiede, paga in Camara quanto per li libri di essa si vede; et queste sono parimente cavallerie 25.“

3) Foscarini Relat. fol. 164: „......della quale (autorità) si servono anco quelli vescovi et Prelati o suoi affittuali, li qual non pagano tassa, decima ne gravezza alcuna delle entrate grossissime che godono et che li sono mantenute et difese con tanta spesa di V. Serenità.“

wußten, war schon durch ein Gesetz vom 29. December 1563 vorgebeugt worden. Dieses Gesetz ist jedoch ganz allgemein gehalten und bezieht sich auf die Domänen der Republik Venedig überhaupt. Allein der Umstand, daß es noch ausführlich in die dem Herzoge von Candia im Jahre 1580 ausgestellte Commission aufgenommen worden ist, scheint zu beweisen, daß dergleichen Unfug auch auf dieser Insel Eingang gefunden hatte [1]).

Schon verwickelter waren die Verhältnisse der den einheimischen Archonten zugestandenen Ritterlehen. Ursprünglich hatte die Signorie wahrscheinlich die Absicht gehabt, die Eingeborenen, sowol höheren als niederen Standes, gänzlich von der Belehnung auszuschließen und sie auf diese Weise um so sicherer in ein untergeordnetes Verhältniß zu den neuen Colonisten und mittels dieser zu der Republik selbst zu setzen. Später aber kam man, wie wir gesehen haben, nach wiederholten Aufständen der Candioten gegen die venetianischen Colonisten, zu der Überzeugung, daß neben den venetianischen Waffen, auch die Macht und der Einfluß der angesehensten einheimischen Familien benutzt werden müßten, um den in dem Volke lebenden Geist des Aufruhrs zu Gunsten der Republik zu beschwichtigen. In dieser Absicht wurden zum ersten Male im Jahre 1222, bei Gelegenheit der zweiten venetianischen Colonisation, zwei Archonten, die man am meisten zu fürchten hatte und von denen man folglich auch am meisten erwarten konnte, in die Zahl der Belehnten aufgenommen.

Obgleich nun dieser erste Versuch seinem Zwecke nicht ganz entsprach, so sah sich die Signorie doch genöthigt, diesem Systeme der Zugeständnisse gegen die Mächtigen des Landes bald eine größere Ausdehnung zu geben. Namentlich wurden die höchst wesentlichen Dienste, welche die Familie Kaler-

1) Die kostbare „Commissione", welche im Jahre 1580 an den Herzog von Candia, wahrscheinlich Nicolo Salomoni, erlassen wurde, fol. 171 v. (Kaiserl. Bibl. zu Paris ancien fond. No. 10,461, ein auch äußerlich prachtvoll ausgestatteter Pergamentband von 218 Blättern, jedenfalls Original.)

gis der Republik geleistet hatte, auf diese Weise belohnt; und so wurden überhaupt die zwölf angesehensten und einflußreichsten Geschlechter der Insel, die Agiostephaniti, Arcolei, Kalergi, Kaffati, Kortazzi, Kavalla, Ditimi, Millisino, Musuri, Scordilli, Varuka und Vlasto, nach und nach mit in den venetianischen Lehenverband hineingezogen. Unter dem Namen Archontoromei oder Archontopuli (Ἀρχοντόπουλοι oder Ἀρχοντορωμαῖοι) bildeten sie und ihre Nachkommenschaft, welche mit der Zeit sehr ausgebreitet wurde, eine eigene privilegirte Classe. Die ihnen zugestandenen Lehen beliefen sich im Ganzen auf 35 Ritterlehen, welche, gleich denen der Geistlichkeit und des Fiscus, von persönlichem Dienste und sonstigen Abgaben befreit waren [1]).

Die Signorie wollte durch diese Begünstigung wahrscheinlich nur die strenge Scheidung zwischen Eingeborenen und Colonisten erhalten, welche sie, ihrem Systeme gemäß, für nöthig hielt. Denn in keinem Falle war es ihr darum zu thun, jenen vor diesen einen Vorzug einzuräumen. Möglich wäre es indessen auch, daß sie diese Befreiung in Rücksicht auf die frühere unabhängige Stellung jener mächtigen Geschlechter zugestanden hätte. Vielleicht konnte man sich nur unter dieser Bedingung ihrer Treue und, im Nothfalle, ihres Beistandes versichern; vielleicht hoffte man ihnen so nach und nach die Waffen aus der Hand zu ringen und sie folglich für die Zukunft selbst unschädlicher zu machen. Das Einzige, was man von ihnen verlangte, war die Leistung des Eides der Treue durch Schrift und Urkunde und, wenigstens in den früheren Zeiten, Stellung von Geißeln. Die

1) Foscarini Relat. fol. 88 v. „....et 35 ne possedono li Greci Arcondopoli li quali non hanno obligo di alcune sorte.“ Ebenso Quirini und Barozzi, welche hinzufügen, daß sie diese Lehngüter erhalten: „per li suoi bene meriti.“ Der Verf. der Vita di Foscarini nennt die 12 Geschlechter gleichfalls und setzt p. 68 hinzu: „Gloriansi d'essere oriondi di Constantinopoli et esser discese dalla stirpe de Greci Imperatori.“ Sie sollen erst nach dem Falle von Constantinopel eingewandert sein, was nach Obigem ebenso falsch ist, wie die Annahme, daß sie gleich bei der ersten venetianischen Belehnung im 13. Jahrhundert mit bedacht worden seien.

meisten Lehengüter dieser Art lagen im Districte von Rethimo und einige in dem von Canea, namentlich in der Gegend von Sphakia.

Im Laufe der Jahrhunderte gaben die Lehensverhältnisse dieser Archontengeschlechter zu großen Unordnungen und Misbräuchen Veranlassung. Das natürliche Wachsthum der 12 ursprünglich belehnten Familien, deren männliche Nachkommenschaft Marin de' Cavalli, kurz vor Foscarini's Ankunft, wie wir sogleich sehen werden, noch viel zu niedrig auf 400 Köpfe geschätzt [1]), hatte eine bis ins Unendliche gehende Zerstückelung der Lehengüter zur Folge, und während eben diese Zerstückelung auf der einen Seite zur Verarmung und Verwilderung führte, ward sie auf der andern eine unversiegbare Quelle der Zwietracht und unversöhnlicher Familienfehden. Die wenigen Reichen hatten sich mit ihrem Stolze und den Trümmern ihres väterlichen Vermögens längst in die Städte zurückgezogen und führten hier, in Ohnmacht und Verweichlichung, unter den Genüssen des venetianischen Luxus ein thatenloses Leben. Die Armen dagegen, bei weitem die Mehrzahl, waren nach und nach zu völliger Rohheit herabgesunken, bestellten, gleich den unfreien Bauern, selbst ihr Feld und ihre Heerden, bewahrten dabei eine gewisse Kraft und Tüchtigkeit, lebten unter sich in ewigem Haber und trotzten auf ihre Unabhängigkeit, welche ihnen durch von Alters her vererbte Privilegien gesichert war [2]). Von ihren Vorfahren blieb ihnen eben nicht viel mehr als die Namen, welche sie, nicht ohne Übermuth, auf die ersten Familien des ehemaligen Kaiserreichs zurückführten, obgleich auch in dieser Beziehung längst große Veränderungen und Verwirrungen eingetreten waren. Denn einem auf der Insel herrschenden

1) Della Provedoria General di Candia de S. Marin de' Cavalli (1570—1572) Mspt. der kaiserl. Bibliothek zu Paris, St. Germain N. 787, fol. 55 v.

2) Foscarini Relat. fol. 123: „Alcuni di questi, che hanno havuto commodità sonno retirati nelle Città ..... godono et possedono dapoi molte divisioni quei beni li descendenti da detti famiglie, li quali fatti la maggior parte contadini, et quasi salvatiche, habitano li territorij di Rettimo et della Canea."

Gebrauche zufolge, behielten neuentstehende Familienzweige nicht selten den Vornamen ihres Begründers als Familiennamen bei [1]).

Diese letzte Classe der Archontopuli war es, welche den Venetianern am meisten zu schaffen machte und zwar vorzüglich in zweifacher Hinsicht. Erstens, weil die ihnen zugestandenen Privilegien und Freiheiten von einer Menge Unfreier, welche in der allgemeinen Verwirrung der früheren Zeiten die Namen der Archontopuli angenommen hatten und sich nun für ihre echten Nachkommen ausgaben, benutzt wurden, sich von persönlichen Diensten und sonstigen gesetzlichen Leistungen frei zu machen; zweitens, weil ihre unaufhörlichen Fehden namentlich Sphakia und die Umgegend zu einem Heerde des Aufruhrs machten, von wo aus die Ruhe der Insel fortwährend bedroht wurde.

Was den ersten Punkt betrifft, so hatten zwar schon vor Foscarini die Archontopuli zu Kriegszeiten freiwillig und auf ihre Kosten mit auf den Galeeren Dienste gethan und zu deren Ausrüstung in gleichem Verhältnisse mit den Städten beigesteuert [2]). Allein diese außerordentlichen Leistungen hoben das Übel nicht, und mit der täglich wachsenden Zahl der, gleichviel ob rechtlich oder unrechtlich, Befreiten wuchsen auch die Nachtheile und die Gefahren, welche ein so bedeutendes und von der Regierung, trotz der geleisteten Eide, unabhängiges Corps im Besitz der Waffen jeden Augenblick bringen konnte. Foscarini erkannte diese Gefahren und machte ein Mittel ausfindig, ihnen wenigstens einigermaßen vorzubeugen.

Kurz nach seiner Ankunft ließ er nämlich zuvörderst eine Zählung sämmtlicher echten und untergeschobenen Archonto-

1) Foscar. Relat. fol. 193: „.....fanno professione quelli, che ne tengono memoria di gran nobilità, descendendo come dicono dalli antichi principali dell' Imperio..... . Et come è costume in quell' Isola tramutar li cognomi loro in certi sopranomi, molti sono chiamati diversamente da quello solevano, come li Papadopuli et li Pateri, sebene ambi discesi da una medesima famiglia.“

2) Cavalli a. a. O.: „Van in galea per scapoli à lor spese, quando a guerra, et contribuiscon con le città.“

pulen, welche man schwerlich mehr genau unterscheiden konnte, vornehmen. Es ergab sich dabei, daß z. B. die einzige Familie Scordillis in Sphakia eine waffenfähige Mannschaft (homini da fattioni) von 300 Köpfen ins Feld stellen konnte. Dieser Abschätzung folgte die Bestätigung ihrer alten Privilegien, so weit sie nämlich als echt von der Signorie anerkannt waren, und gleich darauf erließ Foscarini eine Verordnung, der zufolge sämmtliche Archontopulen in die gewöhnlichen Landmilizen (Ordinanze) einverleibt wurden [1]). Zu diesem Zwecke wurden sie in Compagnien zu 100 Mann getheilt, an deren Spitze je ein aus ihrer Mitte — nicht von ihnen selbst, sondern von Foscarini oder seinem Stellvertreter, dem Generalcommandanten der Milizen — gewählter Hauptmann (Capitano) gestellt wurde, dem dann die Wahl der übrigen Offiziere überlassen blieb. Jede Gemeinde (casale) groß oder klein, sollte ihren eigenen Führer (capo) haben und zwar unter den Befehlen des Hauptmanns, zu dessen Compagnie das Dorf seine Mannschaft stellte.

Nach diesem Grundsatze wurden also z. B. die sämmtlichen Nachkommen der Familie Scordillis in 5 Compagnien getheilt, welchen fünf der angesehensten Glieder dieser Familie zu Hauptleuten gegeben wurden. Nur die Hauptleute erhielten einen kleinen jährlichen Sold von 15—18 candiotischen Dukaten, welcher alle sechs Monate aus der Kammerkasse der Hauptstadt ihres Gerichtsbezirks ausgezahlt werden sollte. Von der übrigen Mannschaft mußte der Dienst unentgeltlich geleistet werden; er beschränkte sich aber zunächst nur auf die Erhaltung der Ordnung in dem jeder Compagnie zugehörigen Bezirke und die örtliche Polizei gegen Übelthäter und Solche, welche durch Flucht dem Dienste auf den Galeeren zu entkommen suchten. Denn gerade Sphakia war mit seinen schwer zugänglichen Bergthälern für diese schon seit undenklichen Jahren ein sicherer Schlupfwinkel geworden. Ungehorsam gegen den Hauptmann oder Nachlässigkeit im Dienste

1) Foscarini Relat. fol. 83. Die hierher gehörigen Verordnungen sind vom October und November 1575. Ordini fol. 77, 78, 79 und 85 v.

war mit dem Verluste der Privilegien verpönt, d. h. der Schuldige sollte aus der Classe der Privilegirten in die der Unfreien versetzt werden und die diesen zukommenden Zwangsdienste leisten, mit Vorbehalt der übrigen Strafen, welche das jedesmalige Vergehen nach sich ziehen würde. Die Oberaufsicht über sämmtliche Compagnien wurde dem Generalcommandanten der Milizen von Candia (Governor general delle ordinanze) übertragen.

Durch diese neue Einrichtung hoffte man einen doppelten Zweck zu erreichen. Es sollten erstens die Archontopulen durch bestimmtere Abhängigkeit im Zaume gehalten werden; und zweitens wollte man sich ihrer bedienen, um in den von ihnen bewohnten Landstrichen Ordnung und Ruhe herzustellen und zu erhalten. Auch schickten sie sich, wie es scheint, willig in die ersten Verfügungen Foscarini's. Die Erfolge mußte die Zukunft lehren.

In Bezug auf den zweiten Punkt, die unaufhörlichen Familienfehden der Archontopulen, welche einen großen Theil der Insel in beständiger Gährung erhielten, hatten bereits Foscarini's unmittelbare Vorgänger, Marin de' Cavalli und Luca Michiele, einige entscheidende Schritte gethan. Der Geist der Zwietracht hatte seinen Sitz vorzüglich in der ausgedehnten Familie Scordillis, und zwar in den beiden jüngeren Zweigen derselben, Papadopulo und Pateri, von denen diese in Sphakia, jene in dem Districte von Rethimo ansässig waren. Blutrache war unter ihnen längst ein Gesetz des Herkommens geworden und wurde heilig gehalten durch von Geschlecht zu Geschlecht fortlebende Symbole. War ein Glied der einen oder der andern Partei als Opfer einer solchen Fehde gefallen, da ward sein blutiges Kleid als Reliquie aufbewahrt, und alle seine Verwandten, Männer und Frauen, legten Trauergewänder an bis zur Stunde, wo der Tod des Gefallenen gesühnt war durch blutige Rache an seinen Mördern [1]).

1) Foscar. Relat. f. 123: „Scordili hora hanno mutato cognome, et frà loro da molti anni inquà fatti inimicissimi habitano li Pateri alla Sfachia et li Papadopuli nel territorio di Rettimo, li uni et li altri verso il mar d'ostro. Solevano frà loro del continuo

Die Signorie konnte einen solchen Zustand um so weniger dulden, da jene Fehden oft nur Vorwand und Ursache von Raub und Mord, Aufruhr und Felonie wurden. Schon im November des Jahres 1571 hatte deshalb der General-Provveditore Marin de' Cavalli, im Verein mit Luca Michiele, damals noch Rettore von Canea, welcher allein 300 italienische Arkebusiere und 700 M. inländische Truppen stellte, einen förmlichen Heerzug nach Sphakia unternommen, um die Pateri zu züchtigen, welche namentlich während des Krieges mit der Pforte allerhand Unfug in der Umgegend verübt hatten. Die Angriffe schwerbewaffneter geordneter Truppen konnten diese leichtfertigen Sphakioten, welche meistens nur Bogen und Pfeile zu ihrer Vertheidigung hatten, nicht aushalten. Marin de' Cavalli umstellte zuerst ihr ganzes Gebiet mit seinem Fußvolk, brach dann auf zwei Seiten zu gleicher Zeit und ohne Widerstand in ihre Thäler ein, verheerte einen großen Theil ihrer Weiler mit Feuer und Schwert, ließ die Widerspenstigen niedermachen und schickte die Rädelsführer ins Exil. So wurde z. B. eine ganze Schiffsladung solcher Sphakioten, wie uns Foscarini berichtet, nach Corfu abgeschickt, allein die meisten von ihnen rieben Noth, Verzweiflung und schlechte Behandlung schon unterwegs auf; und die wenigen, welche das Ufer erreichten, erlagen gleich nach ihrer Ankunft dem Schmerze oder der eisernen Zuchtruthe ihrer Wächter. So wollte es damals die Weisheit der Signorie und die unerbittliche Strenge der venetianischen Politik [1]).

fare molte questioni, et se era morto uno dalla parte contraria, li parenti et le donne loro non si spogliavano mai la camiscia nera, che si vestivano subbito, se non ne facevano vendetta, conservando la camiscia insanguinata del morto."

1) Marin de' Cavalli Relat. fol. 59; genauer: Luca Michiele Relat. della Canea vom Jahre 1572, fol. 203 (Mspt. der k. Bibl. zu Paris, ancien fond N. 10,076). — Foscarini Relat. fol. 124: „Li Sfachiotti, che si crede, che siano di una medesima famiglia, massime li Pateri, quelli che tanto diffamati per molte loro operationi in tempo della guerra passata, furono dal Clarissimo Cavalli castigati giustamente, destrutte le loro habitationi, et brusciate, et mandati in essilio." — Und dann Derselbe über ihre

Über den ganzen Stamm, Schuldige und Unschuldige, erging hierauf ein hartes Strafgericht. Alle ihre Wohnungen, welche noch unversehrt waren, wurden von Cavalli's Soldaten ausgeplündert, dann in Brand gesteckt und dem Boden gleich gemacht. Ihren Aufbau untersagte ein strenges Verbot bis zu der Zeit, wo es die Signorie für gut finden würde, diese Übelthäter wieder zu Gnaden anzunehmen und den Bann aufzuheben, womit damals überdies noch die ganze Gegend belastet wurde. In Folge dieses Bannes war ihnen unter Anderm aller Verkehr mit der Umgegend bei harten Strafen verpönt. Alle ihre Güter wurden eingezogen und dem Bergflecken Sphakia, in dessen Weichbild sie meistens ansässig waren, durften sie sich in Zukunft nur bis auf 20 Miglien im Umkreise nähern. Es blieb ihnen folglich nichts übrig, als obdachlos in den benachbarten Thälern umherzuirren und gegen Wind, Wetter und rauhe Jahreszeit in den höher liegenden Felsschluchten, bei karger Nahrung, nothdürftigen Schutz zu suchen. Kein Wunder, daß auf diese Weise noch ein guter Theil von ihnen im Elende unterging[1]). Denn dieser trostlose Zustand dauerte mehrere Jahre und währte noch, als Foscarini auf Candia eintraf.

Mit gebrochenem Muthe wandten sie sich an ihn, um durch seine Vermittelung Linderung ihrer Leiden und die Gnade der Signorie zu erhalten. Foscarini empfing zu diesem Zwecke eine Deputation der Familie Pateri, die Häupter des Stammes, in Candia und begab sich dann selbst nach Sphakia, um die Dinge an Ort und Stelle zu prüfen und, wo möglich, der Noth der Pateri ein Ende zu machen. Die Bemerkungen, welche Foscarini bei dieser Gelegenheit über Sphakia und die Sphakioten mittheilt, sind zu interessant, als daß wir nicht einen Augenblick dabei verweilen sollten.

Sphakia bestand damals aus einer schwach befestigten Burgwacht am Meeresufer (una torre debolissima), welche

Verpflanzung nach Corfu, Fol. 124 v.: „.... come tutti morsero quelli, che vivi furono presi sopra una nave, et mandati à Corfù, prima che vi giongessero."

1) Foscarini Ordini fol. 82. „tanti di loro erano stati morti."

ein venetianischer Edler aus Canea, als Proveditore, mit 10 italienischen Soldaten besetzt hatte, und dem kleinen Flecken, dessen Häuser terrassenförmig an den zunächst liegenden steilen Felshügeln aufstiegen. Der Anblick des Ganzen war wild und rauh und entsprach, nach Foscarini's eigenen Worten, der Wildheit seiner Bewohner, eines schönen, kriegerischen und tapferen Menschenschlages. Die Sphakioten zeichneten sich namentlich als tüchtige Bogenschützen aus, wußten bereits auch die Arkebuse mit vielem Geschick zu gebrauchen und waren berühmt wegen der Gewandtheit, womit sie sämmtlich, Männer, Frauen und Kinder, die steilsten Gebirge erklimmten [1]).

In Haltung, Tracht und Bewaffnung von den übrigen Bewohnern der Insel verschieden, vergleicht sie Foscarini mit den noch im Zustande der Wildheit lebenden Irländern (alli salvatichi Irlandesi). Sie gingen wie diese beständig bewaffnet. Bart und Haupthaar wurden lang getragen. Die Kleidung bestand in großen, weithinaufreichenden Stiefeln, welche mit Riemen an dem Gürtel befestigt waren und niemals abgelegt wurden, und einem weiten Kamisol (camiscia), welches vorn und hinten nachlässig herabhing. Als Waffen trugen sie vorn im Gürtel einen langen Dolch, an der einen Seite, nach griechischer Weise, ein kurzes Schwert, an der andern einen Köcher mit Pfeilen und auf der Schulter den Bogen. So bewaffnet, brachten sie die meiste Zeit unter ihren zahlreichen Heerden zu, bei denen sie auch des Nachts in Höhlen und Felsenlöchern zu schlafen pflegten. Sie hatten davon selbst einen so starken Geruch angenommen, daß, wie Foscarini versichert, 50 oder 100 beisammen auf die Nase ungefähr denselben Eindruck machten, wie eine Heerde Ziegen oder Schafe [2]).

1) Foscarini Relat. fol. 124: „Li monti sono eminenti et hanno così poco di piano, che non vi è cosa alcuna che non sia posta pendente come porta il sito et asprezza di quelli lochi, li quali veramente sono accomodati et proprij alla ferocità di quella gente, che è bellissima, bellicosa et brava." — Und dann: „.. per le quali (montagne et balze) huomini, donne et putti vanno correndo così securi, comè fanno le capre et li strabecchi." ılam

2) Daselbst, fol. 124: „... et perche il maggior loro es-

Ihr Charakter war, ungeachtet ihrer Rohheit, im Ganzen mild und fügsam, wenn man sie zu leiten und zu behandeln verstand. Sie liebten, wie alle Bergvölker, die Unabhängigkeit und wollten unter sich ein abgeschlossenes Ganze bilden [1]); sie verhielten sich aber ruhig, so lange man sie in Frieden ließ und nicht durch ungebührliche Forderungen der Venetianer oder die Fehden der Archonten zum Abfalle reizte. Dann fehlte es unter ihnen freilich nicht an Raub und Mord, die in der Regel hart geahndet wurden.

Eben deshalb brachte das Erscheinen eines venetianischen Beamten in Sphakia gewöhnlich einige Gährung hervor, und auch diesmal erregte Foscarini's Ankunft lebhafte Besorgnisse. Die Männer rüsteten sich für den Nothfall und schickten ihre Frauen und Kinder und Alles, was man sonst an werthvollem Eigenthume fortbringen konnte, nach den Gebirgen in Sicherheit. Allein das Vertrauen kehrte bald wieder zurück, als man über die Ursache dieses Besuchs Gewißheit hatte. Die Häupter der Pateri erschienen vor Foscarini, und einer, ausgezeichnet durch ehrwürdiges Ansehn, noch mehr durch seine verständigen und klugen Reden, führte zu ihrer Vertheidigung das Wort [2]).

„Sie seien nicht gekommen," sagte er unter Anderm, „um sich von der Schuld freizusprechen und der verdienten Strafe zu entziehen; schmerzlich aber sei es, daß diese Strafe auf den ganzen Stamm ausgedehnt worden sei und daß jetzt noch die Häuser der Unschuldigen, wie die der Schuldigen, in Ruinen lägen, auf die sie nur mit Thränen den Blick richten könnten. Freilich sei es wahr (denn auch die Kläger, welche den meisten Schaden erlitten hatten, waren gegenwär-

sercitio è la pastura di pecore et capre, che molte ne mantengono nelli loro monti, et usando di dormir fra esse nelle caverne et spelonche, portano con loro quell' odore, che se si trovano 50 o 100 insieme, par che siano altretante capre o simil' animali."

1) Foscarini Relat. fol. 123 v.: „si diceva, che quelli territorij fussero tenuti come membri divisi da quel stato."

2) Daselbst, fol. 124 v. „mi fu resposto da uno di loro di aspetto e di faccia risguardevole, che molte più me lo fece considerare per le savie resposte et prudenti suoi discorsi."

tig), daß von ihrer Seite Fehler begangen, Räubereien vorgefallen und Mordthaten verübt worden seien; allein deshalb solle nicht mehr der Schandfleck auf ihrer Familie haften, daß sie als Rebellen zu betrachten seien, als welche sie der über sie ergangene Richterspruch gebrandmarkt habe. Denn wenn man ihnen vorgeworfen habe, daß sie das Vieh ihrer Nachbarn hinweggeschleppt hätten, so wären sie ja keineswegs in die Häuser und Ställe eingefallen, sondern sie hätten es den Türken abgenommen, als sie bei ihrem letzten Einfalle eben im Begriff gewesen wären, es als Beute nach ihren Schiffen zu schleppen. Es sei nicht ihre Schuld, daß sich jene von dem gemeinschaftlichen Feinde hätten berauben lassen. Sie hätten ihr Unrecht durch den Tod so vieler der Ihrigen schon hart genug büßen müssen, und ihre treuergebenen Dienste in der Zukunft würden hinreichen, ihre Fehler in der Vergangenheit wieder gut zu machen. Foscarini solle sie daher als treue Diener der Gnade der Signorie empfehlen, ihnen gestatten, ihre ärmlichen Wohnungen wiederherzustellen und fortan unter dem beglückten und ruhmreichen Paniere der Republik zu leben, damit sie nicht mehr, wie bisher, nachdem sie durch die Wuth der Soldaten zu Bettlern geworden, heimatlos umherirren müßten."

„Dieser Mann", fügt Foscarini hinzu, „zeigte in seiner Rede, in seinem Benehmen und allen Verhandlungen, welche ich noch später mit ihm hatte, wenn auch in der Haltung und unter dem Gewande eines Bauern, ebensoviel Edelmuth des Geistes, als er sich selbst mit 600 seiner Genossen in der Geschicklichkeit, mit dem Bogen und der Arkebuse zu schießen, als der Vortrefflichste bewährte." Schon diese einzige Äußerung beweist, wie Foscarini die Dinge betrachtete und von welchem Geist er seine Verwaltung belebt wissen wollte. Es kam ihm vor Allem darauf an, die Herzen dieses ausgezeichneten Theiles der candiotischen Bevölkerung der Republik wiederzugewinnen, und folglich trug er auch kein Bedenken, ihren Wünschen zu entsprechen, so weit es nur immer zur Ehre und zum Nutzen der Signorie geschehen konnte. Am 22. September 1575 schloß er daher mit den Häuptern der Familie Pateri zu Sphakia einen förmlichen

Vertrag ab, worin ihnen, mit Vorbehalt des noch zu leistenden Schadenersatzes, vollkommene Amnestie des Vorgefallenen, die Rückkehr in die Heimat und der Aufbau ihrer Dörfer unter folgenden Bedingungen zugesagt wurde:

1) Die Familie Pateri macht sich verbindlich, wenn in Zukunft in ihrem Bereiche Raub, Mord und Todtschlag vorfallen sollte, die Schuldigen sogleich der Gerechtigkeit zu überliefern; und versäumt sie dies, so werden ihre Häupter, anstatt der Verbrecher, von den Gerichten zur Verantwortung gezogen; doch soll ihnen aller mit dem Suchen des Schuldigen verbundener Aufwand aus dem Vermögen desselben wieder erstattet werden. 2) Sie liefern sogleich alle diejenigen aus, welche, als Schuldige anerkannt, bis jetzt der Strafe entgangen sind. 3) Sind die Behörden der Insel zur Vollziehung ihrer Befehle in irgend einem Falle ihrer Hülfe benöthiget, so haben sie diese ohne Widerrede und unverzüglich zu leisten. 4) Die Familie Pateri hat in Zukunft zu jeder Galeere, welche in Canea bemannt werden wird, acht Mann aus ihrer Mitte zu stellen, welche für den gewöhnlichen Sold und Unterhalt als Soldaten oder unter dem Schiffsvolke dienen werden. 5) So wie alle Bewohner von Candia gehalten sind, jährlich zwei Mal, am 1. April und am 1. October, bei den Festungswerken von Canea Frohndienste zu leisten, so werden fernerhin die Pateri und alle übrigen Sphakioten dieselben Frohndienste ein Mal des Jahres, entweder persönlich oder durch eine entsprechende Geldabgabe leisten. 6) Die Häupter der Familie Pateri sind gehalten, sich jährlich zwei Mal, am 1. April und am 1. October, vor der Regierung zu Canea zu stellen, um die in diesem Vertrage gegebenen Versprechen von Neuem zu beschwören und von ihrer genauen Befolgung Rechenschaft zu geben. Zu diesem Zwecke sollen sie sich jedes Mal acht Tage, und zwar auf Kosten der Familie, in Canea aufhalten. 7) Verpflichtet sich die Familie Pateri, ihr Salz aus den Salinen des Staates zu beziehen, oder, im Fall sie es, wie bisher, von der kleinen Insel Gozi beziehen will, einen noch näher zu bestimmenden Zoll zu entrichten. 8) Sobald die Pateri die eine oder die andere dieser Bedingungen nicht erfüllen,

tritt der über sie von Cavalli verhängte Richterspruch sogleich wieder in Kraft, welcher den abermaligen Verlust aller ihrer Privilegien von selbst nach sich zieht [1]).

Ins Griechische übersetzt, wurde dieser Vertrag sogleich von 15 Familienhäuptern der Pateri feierlich beschworen und urkundlich unterzeichnet. Auch wurden hierauf sämmtliche Pateri, gleich den übrigen Archontopulen, in die Milizen eingetragen. Foscarini weilte vier bis fünf Tage unter ihnen, verließ sie dann zufrieden und voller Freude, und kehrte auf den steilsten Bergwegen nach Candia zurück. Er rühmt die Gewissenhaftigkeit, womit sie hierauf während seines ganzen Aufenthaltes auf Candia die Bedingungen des Vertrages erfüllt haben. Sie schickten alle sechs Monate regelmäßig ihre Abgeordneten nach Canea, stellten vertragsmäßig ihr Contingent zu den Galeeren und erschienen selbst noch einmal kurz vor Foscarini's Abreise von der Insel, ihm zu Ehren, sämmtlich in einem feierlichen Aufzuge und unter ihren Feldzeichen in Canea, wo Foscarini zur Verherrlichung ihres dreitägigen Aufenthaltes ein großes Preisschießen mit Bogen und Pfeil und der Arkebuse veranstaltet hatte.

Überhaupt war Sphakia und die Umgegend in Folge dieses Vertrags einer der ruhigsten Landstriche der Insel geworden. Außer einigen unbedeutenden Räubereien, fiel nichts vor, was Besorgnisse erregt oder Foscarini's Einschreiten nöthig gemacht hätte [2]). Denn auch der andere Zweig der Scordillis, die Papadopuli, welche im District von Rethimo,

1) Foscarini Relat. fol. 124 v. — 125. Der Vertrag selbst vollständig: Ordini fol. 82—84.

2) Daselbst, fol. 123: „.... mentre però, che son stato in quel Regno, non ho sentito, ne che frà loro habino fatto molte questioni, come solevano, ne meno, che non habino prestato l'obedientia, che si diceva, che non facevano alli Magistrati publici, ne che siano stati fatti quelli tanti latrocinij, che prima haveva inteso, che si facevano." Und dann, vorzüglich in Bezug auf die Archontopulen, fol. 124: „non ho sentito tutto il tempo, che son stato in Candia, alcune romore ne strepito di loro, che si potesse tener d'importantia, non tenendo conto del latrocinio di qualche animale, che come è proprio, così è il maggior delitto che si facci in quell' Isola."

aber auch am südlichen Meeresufer, nicht weit von Sphakia, ansässig waren, hatten, nachdem Foscarini einen der unruhigsten und gefährlichsten ihrer Häuptlinge aufgeknüpft und den ganzen Stamm mit dem Schicksale der Pateri bedroht hatte, ihre Unterwerfung erklärt und einen Vertrag unterzeichnet, in welchem sie sich gleichfalls zur Auslieferung der Ruhestörer verpflichteten [1]).

Jedenfalls wirkte das Verfahren Foscarini's mehr und brachte der Republik mehr Nutzen, als ein früher gegebenes Gesetz, demzufolge Griechen, welche einmal den Lehenseid gebrochen hatten, ihr Lehengut unter keiner Bedingung wieder zurückerstattet und weder Erlaß der Strafe, noch irgend Ersatz oder Vergütigung bewilligt werden sollte [2]). Denn wie die Dinge jetzt einmal standen, kam ja Alles darauf an, das widernatürliche Verhältniß, in welches diese Griechen zu ihren venetianischen Herren getreten waren, durch eine Aussöhnung

1) Foscarini Relat. fol. 123: „et dolutomi della fama c'havevano, che gente così valorosa come essi erano, fusse poco obediente, et che frà essi si vivesse senza legge et como fanno li animali, li minacciai di castigarli mettendogli avanti l'essempio delli Pateri, et dicendo che non harei sopportato, che un Regno tutto d. V. Serenità vi fusse gente, che si poteva tenere nemica, come nemici sono tenuti quelli, che fanno danno alli sudditi et non obediscono li Magistrati usando violentia alli Ministri come s'intendeva, che essi erano soliti fare, etc." — Der Vertrag, am 18. Mai 1575 zu Rethimo abgeschlossen: Ordini, fol. 53. Er ist von den Vorstehern (capi) der sieben folgenden Gemeinden unterzeichnet: Pazzano, Capsodasso, Scalotti, Seglia, Rhodakino, Cognia und Myria Kephala, welche sämmtlich der Familie Papadopulo gehören mochten. Merkwürdig ist dabei, daß kein einziger von den 17 hier unterzeichneten Papadopulen schreiben konnte. Die Unterschrift ward von drei dazu berufenen Zeugen vollzogen, und zwar so, daß erst die 17 Namen der Contrahenten aufgeführt wurden und sich dann die drei Zeugen mit folgender Formel darunter setzten: „Io, N. N., sottoscrivo per nome di tutti li sopradetti capi, così da loro ricercato per non saper essi scrivere."

2) Commiss. d. 1580. fol. 31: „Item se'l ci sarà qualche Greco, che habbia feudo dal Sigr. Duca, il qual revelerà il Dominio, overo se'l contrafarà alla fedeltà, non li puoi, ne dei restituir il feudo à modo alcuno, overo ingegno, ne fare à quello alcuna gratia ne darli alcun dono over cambio."

zu mildern, welche Foscarini selbst als einen der wesentlichsten Gewinne seiner Verwaltung betrachtet. Zeigte er dabei ebenso viel richtigen Takt als guten Willen, so kam ihm auf der andern Seite die Fügsamkeit dieses tüchtigen Bergvolkes zu Hülfe, welches über der Rückkehr in die Heimat den Verlust einiger Privilegien wol verschmerzen mochte [1]).

Nicht so leicht glichen sich die freilich noch mislicheren Verhältnisse der venetianischen Ritter auf Candia aus. Wir wollen jetzt sehen, welche Schwierigkeiten Foscarini hier zu überwinden fand, und wie er in dieses Chaos der Zerrüttung wenigstens wieder etwas Halt und einige Ordnung hineinbrachte.

Wir haben bereits erwähnt, daß die Zahl der Lehengüter, welche an venetianische Edle und Bürger vertheilt worden waren, vom Anfange der Colonisation bis zu deren Schlusse auf 394 Ritterlehen gestiegen war. Ein solches Ritterlehen (militia oder cavalleria) umfaßte in den Districten von Candia, Settia und Rethimo sechs Lehengüter für Fußgänger oder Dienstleute (serventarie) und jede Serventaria nahm einen Flächenraum von 24 Ackern Landes (Caratti) ein, sodaß ein ganzes Ritterlehen in diesen Distrikten 144 Acker betragen haben würde. Ein etwas abweichendes Verhältniß fand ursprünglich in dem Districte von Canea statt. Hier zerfielen nämlich die Serventarien in zwei Classen, große und kleine. Eine große Serventaria betrug sechs, eine kleine vier Acker, während vier große oder acht kleine Serventarien dieser Art schon hinreichten, ein Ritterlehen, eine Cavalleria, zu bilden. Ein Ritterlehen hätte hiernach also nur aus 24 oder 32 Ackern bestanden.

Den Grund oder Ursprung dieses auffallenden Unterschiedes haben wir nicht ausfindig machen können. Vielleicht anfangs durch die Nothwendigkeit, die Beschaffenheit des Ter-

1) Foscarini Relat. fol. 125 v.: „Credo, che sia stato bene haver racquistato quelle genti valorose, et obligatole à servir quando sarà bisogno più presto, c' haberle lassate con il timore in che stavano del continuo, et forsi con vilipendio del bando habitar in li lochi prohibiti, che come nemici si sarebbono fatto lecito far' tutti li mali.“

rains, die Summe der zur Vertheilung vorhandenen Ländereien geboten, hatte er später jedenfalls vieles Unbequeme und Nachtheilige. Er gab zu Misverständnissen, Reibungen und Händeln Anlaß. Eine Reform in dieser Beziehung scheint dringend geworden zu sein, als Foscarini in Candia eintraf. Doch wissen wir auch über diese Reform das Nähere nicht. Es wird uns blos gesagt, daß Foscarini den Werth und die Eintheilung der Ritterlehen des Districtes von Canea auch nach denen der übrigen Districte geregelt habe. Er selbst spricht in seiner Relation und seiner Gesetzsammlung von diesem Unterschiede überhaupt gar nicht, sondern gibt den Gehalt sämmtlicher Ritterlehen der Insel auf sechs Serventarien, zu 24 Ackern jede, an [1]). Nach diesem Satze hätten also sämmtliche Ritterlehen auf Candia 2364 Serventarien für Soldaten zu Fuß, und einen Flächengehalt von 56,736 Ackern umfaßt.

Da die Colonisation rein militärisch war und vor Allem die Vertheidigung und Sicherung der Insel zum Zwecke hatte, so regelten sich hiernach auch ursprünglich die Bedingungen der Belehnung und die Leistungen der Belehnten. Diese letzteren waren entweder venetianische Nobili für die Ritterlehen oder angesehene Bürger (buoni Populari Cittadini) für die Serventarien. Beide leisteten den Lehenseid unmittelbar der Signorie, sodaß die letzteren zwar dem Range nach zu den ersteren in ein untergeordnetes und dienendes Verhältniß traten, aber durchaus nicht als Besitzer von Afterlehen zu betrachten sind. Beiden wurde das ihnen zugestandene Land als unbeschränktes Eigenthum zum vollen Nießbrauche überlassen, mit einzigem Vorbehalte der Silbergruben und der Flüsse, welche Goldsand führen würden. Denn diese sollten als Regalien der Republik zufallen. Bei der ersten Sendung im Jahre 1211 bekam jeder Ritter nur ein Ritterlehen, und jeder Fußgänger nur eine Serventaria oder den sechsten Theil einer Cavalleria; später aber wich man hiervon ab und gab einem und demselben Ritter nicht selten zwei, selbst dritthalb

1) Die Hauptstelle hierüber findet sich bei Quirini Descriz. — Foscarini Relat. fol. 88 v. berührt die Sache nur im Allgemeinen.

Ritterlehen, während Andere nur eine halbe Cavalleria erhielten, und dagegen wieder einige Fußgänger mit zwei Serventarien belehnt wurden. Diese Abweichungen kommen sämmtlich schon bei der zweiten und dritten Sendung in den Jahren 1222 und 1252 vor. Im Übrigen geschah die Belehnung alle drei Male unter fast gleichen Bedingungen. Außer seinem Lehengute wurden jedem Belehnten der zwei ersten Sendungen noch eine Wohnung in der Stadt Candia und die nöthigen Weideplätze zum Unterhalte seiner Pferde und seines übrigen Viehes, nach der Bestimmung des Herzogs überlassen. Die Lehensträger der dritten bekamen Canea, das neu aufgebaut werden sollte, zum Wohnsitze angewiesen.

Dagegen verpflichtete sich jeder Ritter sogleich in dem ersten Lehenvertrage, für das ihm zugefallene Lehengut ein starkes Pferd in voller Waffenrüstung und zwei andere von geringerem Werthe mit zwei Schildknappen (scutiferos) ins Feld zu stellen. In den späteren Verträgen wurden diese Reitpferde sogar dem Preise und den Jahren nach noch näher bestimmt. Wer 1222 ein ganzes Ritterlehen erhielt, mußte von Venedig aus ein Schlachtroß für wenigstens 75 Livres mit nach Candia nehmen, und dort für zwei andere von geringerem Werthe für seine Schildknappen sorgen, welche letztere in keinem Falle Griechen sein durften. Wer dagegen nur ein halbes Lehengut erhielt, mußte 50 Livres an das Ritterpferd wenden und brauchte nur einen Knappen zu unterhalten. Im Jahre 1252 war der Preis der Ritterpferde erster Classe schon auf 80 Livres gestiegen, während die der zweiten Ordnung noch mit 50 L. bezahlt wurden, wobei ausdrücklich verlangt wurde, daß es dreijährige Pferde sein müßten. Der Preis der geringeren Pferde für die Knappen wurde auf 25 L. festgesetzt.

Ganz in derselben Weise wurde auch die Bewaffnung vertragsmäßig bestimmt. Namentlich sollte jeder Ritter einen Panzer und eine Pickelhaube (obergum aut panceram cum caperone) haben und übrigens so bewaffnet sein, wie es sich gebühre. Hierauf wurde vorzüglich im dritten Vertrage von 1252, weil man vielleicht schon einige Nachlässigkeiten bemerkt hatte, streng gedrungen. Es heißt darin ausdrücklich, daß

jeder Ritter gehalten sei, seinen Diener (sergentem) und seine drei Schildknappen mit einer guten eisernen Rüstung zu versehen, und für zwei der letzteren, welche nicht unter 20 und nicht über 50 Jahre alt sein durften, zwei starke Armbrüste (balestras duas bene redatas) in Bereitschaft zu halten. Denn schon bei der zweiten Colonisation vom Jahre 1222 war das Halten von Armbrustschützen (ballistarii) für eine gewisse Anzahl der den Rittern zugetheilten Serventarien ausbedungen worden. Bei der dritten wurde die zu haltende Mannschaft überhaupt etwas vermehrt. Außerdem, daß drei Schildknappen gehalten werden mußten, sollten auch noch alle Ritter, welche zwei ganze Lehen erhalten hätten, einen guten Gesellen (unum bonum socium) rüsten und unterhalten. Die Besitzer der Serventarien, welche, sobald ihr Lehengut eine halbe Cavalleria betrug, bei der dritten Sendung auch zwei Schildknappen zu stellen hatten, und die Fußgänger sollten sich rüsten, wie es Brauch sei, d. h. gut in Eisen und mit den nöthigen Waffen (quilibet vestrum debet esse bene armatus ferro et omnibus aliis armis convenientibus). Das Ritterpferd mußte gleichfalls mit einer tüchtigen eisernen Panzerdecke versehen werden (bene guarnitum de cohopertura ferrea vel zuppa).

So gerüstet, sollten diese Colonisten die Insel schützen und vertheidigen, alle Venetianer auf derselben unter ihre Hut nehmen und den Handel sichern und dem Herzoge mit ihrer Mannschaft zu Hülfe eilen, so oft er ihres Beistandes zur Vollziehung seiner Befehle und der Gerechtigkeit bedürfen würde. Geldabgaben waren in den ersten vier Jahren nach der Belehnung gar nicht an die Signorie zu entrichten, und nach Verlauf dieser Zeit sollte der gemeinschaftliche Tribut der ganzen Ritterschaft blos 3000 Perpern betragen, wozu die sechs Sestieri je 500 zu steuern und unter ihrer Verantwortung sicher nach Venedig zu liefern hätten (yperperos quingentos salvos in terra). Bei den zwei letzten Sendungen erhielten im Gegentheil die Belehnten aus dem Staatsschatze je eine angemessene Summe zur ersten Einrichtung auf Candia ausgezahlt, worüber sich in den Verträgen selbst die genauesten Details finden.

Der Lehendienst war natürlich persönlich zu leisten. Es war aber den Rittern freigelassen, nach Verlauf von zwei Jahren, mit Zustimmung des Herzogs, ihre Mannschaft zu wechseln, jedoch nur unter der Bedingung, daß sie an deren Stelle keine Griechen in ihre Dienste nehmen würden. In Sterbefällen mußten die Erben innerhalb eines Jahres den Lehenseid leisten und, wenn es Minderjährige waren, bis zur Volljährigkeit einen Stellvertreter zum Dienste schicken. Übrigens blieb den Rittern nach einem Aufenthalte von zwei Jahren über ihre Lehengüter völlig freie Verfügung; sie konnten sie selbst behalten, oder auch mit Zustimmung des Herzogs durch Verkauf, Schenkung oder Austausch an Andere, d. h. immer nur Venetianer und niemals Griechen, übertragen, wie es ihnen gutdünkte. Nur sollten sie, so lange sie in deren Besitz blieben, genau die im Vertrage enthaltenen Bedingungen erfüllen. Jede Verletzung derselben würde den Heimfall des Lehengutes an die Republik zur Folge gehabt und der Signorie eine weitere Verfügung über dasselbe zu Gunsten Anderer zur Pflicht gemacht haben [1]).

Dies war ungefähr der Grundbau der Lehensverfassung, wodurch die Signorie nach und nach eine wohlgerüstete Ritterschaft von etwa 1200 Pferden nach Candia brachte. Denn gleich nach dem ersten Ansatze, dem zufolge für jedes Ritterlehen drei Pferde zu stellen waren, ein Ritterpferd und zwei Knappenpferde, wären im Ganzen die 394 Cavallerien durch 1182 geharnischte Leute zu Pferde vertreten worden. Es traten aber natürlich in dieser Abschätzung Veränderungen ein; und daher erklärt es sich leicht, wie z. B. Foscarini selbst [2]) die gewöhnlichen Leistungen der Ritter nur auf zwei Pferde ansetzt, ein Schlachtroß erster Ordnung, worauf man mit der Lanze agiren konnte, und ein anderes von geringerer Stärke, welches wahrscheinlich zu dem gewöhnlichen Felddienste

1) Dies Alles ist den bereits oben angeführten drei Lehensverträgen bei Flam. Cornel. entnommen. Einige Nebenbestimmungen derselben, wie z. B. die Verpflichtung, bei gewissen geistlichen Ceremonien und weltlichen Festen zugegen zu sein, den Dogen zu begrüßen, wenn er die Insel besuchen würde u. s. w., übergehen wir mit Stillschweigen.

2) Foscarini Relat. fol. 89.

gebraucht wurde. Die dazu gehörigen Knappenpferde verstanden sich, wie es scheint, von selbst und werden vielleicht deshalb von Foscarini gar nicht erwähnt.

Außer dem Schutze und der Vertheidigung der Insel war offenbar der Hauptzweck dieser ganzen Einrichtung, daß die Belehnten, den Eingeborenen gegenüber, eine abgesonderte, herrschende Classe (die Nobili Veneti) bilden sollten, durch welche die Signorie die Republik im Großen und auf alle Zeiten vertreten wissen wollte. Eben deshalb ward auch gleich vom Anfange an mit großer Strenge auf die Reinheit dieser Classe gehalten und den venetianischen Rittern jede Vermischung mit Griechen bei harten Strafen untersagt. Sowol über die Geburt als auch über die Verheirathung dieser venetianischen Nobili auf Candia mußten die Rettoren genaue Register führen [1]).

Um überhaupt über die Vertheilung und den Wechsel der Lehengüter eine strenge Controlle zu halten und namentlich deren Übergang an Griechen verhindern zu können, ward verordnet, daß das Original des Catasters oder Lehenbuches an einem sicheren Orte unter sechsfachem Verschlusse aufbewahrt werden sollte, und zwar so, daß von den sechs von einander verschiedenen Schlüsseln einer dem Herzoge, zwei seinen beiden Räthen und die drei übrigen den drei Kämmerern übergeben werden sollten. Den letzteren stand zugleich auch die unmittelbare Aufsicht über alle etwaige Veränderungen im Cataster zu. Es blieb zu diesem Zwecke eine Abschrift des Originals in ihren Händen, welche Jedermann vorgelegt werden mußte, der sie zu sehen verlangte oder etwa Veränderungen und Nachträge in Bezug auf seine Besitzungen zu machen hatte. Solche Veränderungen und Zusätze mußten dann, mit Hinzuziehung des Herzogs und seiner Räthe, innerhalb acht Tagen in das Original des Catasters eingetragen werden [2]).

1) Nach einer dem Pietro Bollani ertheilten Commissione, als er um das Jahr 1590 auf zwei Jahre als Consigliere nach Rethimo ging, Mspt. der k. Bibliothek zu Paris, ancien fond Nr. 10,459. Quartband von 35 Blättern, fol. 19 v. und fol. 25 v.

2) Nach einer ähnlichen Commissione, welche im J. 1529 dem

Ungeachtet dieser Vorsicht kamen, wie es scheint, Unordnungen vor, welche den Absichten der Signorie geradezu entgegen waren. Die gleich in den Urverträgen ausgesprochenen Bestimmungen, daß venetianische Lehengüter unter keiner Bedingung an Griechen übergehen und weder von Gläubigern mit Beschlag belegt, noch verpfändet werden dürften, wurden durch spätere Gesetze zu wiederholten Malen erneuert und jede Übertretung derselben den Behörden mit schweren Geldbußen verpönt. So ward z. B. festgesetzt, daß für jedes Vergehen dieser Art der Herzog und seine Räthe, sowie die Rettoren, mit dem Verluste eines ganzen Jahres ihres Gehaltes bestraft werden sollten, während ein anderes Gesetz, schon aus späterer Zeit, jeden der contrahirenden Theile mit einer Geldbuße von tausend Dukaten belegte, wovon, nach venetianischem Brauche, die Hälfte dem Angeber zugesagt wurde. Ausnahmen gestattete man, aber auch erst in späterer Zeit, nur mit Zustimmung von zwei Drittheilen des großen Rathes [1]). Wahrscheinlich aus ähnlichen Gründen und um namentlich den Behörden eine beständige Controlle möglich zu machen, durften Verkauf und Versteigerung von Lehengütern, vorzüglich solcher, welche der Commune gehörten, nur auf öffentlichen Plätzen stattfinden, sowie denn überhaupt auch jeder Verkauf von Ritterlehen unter die unmittelbare Aufsicht des Herzogs gestellt wurde, damit, wie Foscarini ausdrücklich angibt, die Colonie unter den Venetianern bleibe und nicht etwa in die Hände der Griechen verfalle [2]).

zum Rettore von Candia bestimmten Giovanni Barbo ausgestellt wurde. Mspt. der k. Bibliothek ancien fond Nr. 10,452. Quartband von 51 Blätt. Fol. 21 v. Dasselbe in der Commissione vom Jahre 1550, f. 39.

1) Commiss. de Barbo, fol. 21 v. Commiss. d. 1580 f. 57, wo angegeben wird, daß das Gesetz am 26. Febr. 1318 gegeben wurde. Zwei andere Gesetze, in welchen die Strafen näher bestimmt sind, gehören in den Anfang des 15. Jahrhunderts; daselbst, f. 56 v. und f. 99 v.

2) Commiss. de Barbo fol. 16 v. und 17. Commiss. de 1580, f. 29. — Foscarini Relat. fol. 119 v.: „tutto à fin che si conservasse la Colonia in Venetiani e non passasse in mano de' Greci."

Allein alle diese Gesetze und Vorsichtsmaßregeln vermochten nichts gegen die ursprünglichen Mängel der Einrichtung und verfehlten folglich ihren Zweck. War den Rittern einmal die freie Verfügung über ihre Lehengüter zugestanden, so war es auch kaum möglich, die Unordnungen, welche von dieser Freiheit unzertrennlich waren, durch beschränkende Gesetze später wieder gut zu machen. Man kannte sie entweder gar nicht, oder umging sie aus Nachlässigkeit oder absichtlich, bis sie nach und nach fast ganz in Vergessenheit geriethen.

Unter den hundert unerlaubten Mitteln, durch welche sich z. B. die Griechen in den Besitz der venetianischen Lehengüter zu setzen wußten, macht Foscarini selbst auf eins aufmerksam, welches wahrscheinlich mit großem Erfolge in Anwendung gebracht wurde. Man ließ nämlich den Kauf im Geheimen durch griechische Notare abschließen, welche sich verbindlich machten, die Kaufverträge bei sich verborgen zu halten [1]). Ein großer Theil des venetianischen Adels, welcher es vorgezogen hatte, das traurige Leben auf einer beständig halb verwüsteten Insel mit dem Aufenthalte der genußreichen Mutterstadt zu vertauschen, hatte auf diese Weise seine ihm lästig werdenden Besitzungen noch vortheilhaft an Griechen untergebracht und war längst in aller Stille nach Venedig zurückgekehrt.

Eine der wichtigsten und merkwürdigsten Folgen hiervon war das allmälige Vergräcisiren des venetianischen Adels, welches zu Foscarini's Zeit schon so große Fortschritte gemacht hatte, daß fast die ganze Colonie in der That völlig griechisch geworden war. Und dies nicht etwa blos insofern, als Griechen die Besitzer venetianischer Lehengüter geworden waren, sondern noch viel mehr in dem Sinne, daß fast der ganze noch übrige venetianische Landadel auf Candia nicht nur griechische Sitten und Gebräuche angenommen hatte, sondern auch längst schon gar keine andere Sprache mehr verstand, als den verdorbenen griechischen Dialekt der candiotischen Bauern [2]).

1) Foscarini Relat. fol. 119 v. u. 120: „. . . perche dalli Notari Greci, che occultano le scritture, sono stati tenuti nascosti."

2) Ebendaselbst, fol. 120: „è redotta hora la cosa, che molti

Die im Laufe der Jahrhunderte bis ins Unendliche fortgehende Zertheilung der Lehengüter, überhaupt der Ruin der ganzen venetianischen Lehensverfassung auf Candia, hatte hierzu in jedem Falle das Meiste beigetragen. Denn viele waren durch diese heillose Zerstückelung und trotz ihrer edeln Abkunft, und obgleich sie sich, nicht ohne Stolz, noch Venieri, Contarini, Barbarighi, Morosini, Dandoli, Boni, Foscarini u. s. w. nannten, so in Armuth versunken, daß sie die paar von dem urväterlichen Lehengute ihnen zugefallenen Acker Landes, wie die übrigen Bauern, mit ihren eigenen Händen bestellen mußten, und schon seit Jahren außer allem Verkehre mit den Städten lebten, wo sich doch wenigstens noch einige Spuren der alten ritterlichen Bildung erhalten hatten.

Es ging sogar so weit, daß sie, in Ermangelung lateinischer Kirchen auf den Dörfern, sich aller geistlichen Handlungen geradezu enthalten, oder ihre Kindtaufen, Trauungen und Begräbnisse nach dem griechischen Ritus vollziehen lassen mußten; und daß dieser Übelstand häufig zu Apostasie führte, versteht sich von selbst [1]). Bei dergleichen Leuten konnte frei-

delli beni feudati et alienati dalli Nobili, che da alquanti anni inquà partitisi di Candia, sono venuti habitare in questa città, sono pervenuti in mano de' Greci, et molti di bassa conditione; et il disordine è passato tanto avanti, che se ben si vedesse hora parte per questa causa et parte perche molti delli proprij descendenti delli antichi nobili mutando rito, si sono fatti Greci, et la Colonia in maggior parte è fatta Greca, credo, che sia cosa difficilissima il potervi remediare, per il gran scandalo, che potrebbe nascere.... Hanno del tutto perso la cognitione et intelligentia della lingua Italiana."

1) Foscarini Relat. fol. 120: „Delli nobili Veneti adunque molti ne sono in Candia, che non tengono conto della nobilità, et assaissimi de così poveri, che non venendo mai alla Città et habitando del continuo alle Ville, essercitano di sua mano li essercitij rurani, non conservando altro, che il cognome et il poco feudo, che per la divisione et subdivisione li è rimasto; .... et non usandosi in alcuna Villa o territorio di quell' Isola officiare alla latina, sono costretti, stando sempre in Villa, o non intervenir mai ad alcuno divino officio, overo andare alle Chiese Greche batizzar li figli, far li sponsalitij et sepelir li morti secondo il rito

lich ebenso wenig mehr von eigentlichem venetianischen Adel die Rede sein, als bei denen, welche mit der Länge der Zeit ganz besitzlos geworden waren, somit den Adel von selbst verloren hatten und geradezu im Elende lebten. Foscarini gesteht selbst ein, daß er sich von ihnen ebenso wenig mehr verspreche, wie von den übrigen Griechen, und ließ sie, gleich diesen, in die allgemeinen Landmilizen eintragen [1]).

Etwas reiner und gebildeter hatte sich allerdings der candiotische Stadtadel erhalten, unter dem man noch eine gewisse Wohlhabenheit, mitunter sogar Reichthum, antraf, obgleich er durchgängig klug genug große Armuth heuchelte. Er bestand meistens aus solchen Besitzern von einträglicheren Lehengütern, welche diese entweder schon verkauft hatten, und nach Venedig zurückzukehren gedachten, oder sie zwar noch besaßen, aber verpachtet hatten und von ihren Einkünften lebten, welche zu Foscarini's Zeit sehr im Steigen waren. Verpachtung war in jedem Falle vortheilhafter als Verkauf. Denn da die unaufhörlichen Aufstände im Innern und die täglich wachsenden Gefahren von außen überhaupt den Grundbesitz unsicher gemacht hatten und viele Eigenthümer blos aus Furcht verkauften, so waren die Preise so herabgedrückt worden, daß man ungeachtet jenes Steigens der Einkünfte nicht selten die Güter für 10 bis 12 Procent ihres eigentlichen Werthes verschleuderte. Käufer fanden sich unter diesen Umständen immer. Es waren entweder, wie gesagt, Griechen, oder eingeborene venetianische Nobili, welche der Gewinn anlockte und die, einmal an die einfache Lebensart in Candia gewöhnt, auf den Adel an sich gerade keinen besonderen Werth legten, so sehr es ihnen auch darum zu thun sein mochte, die Beweise aufzubewahren, womit sie ihre edle Abkunft und die Reinheit ihrer Familien im Nothfalle zu rechtfertigen im Stande sein würden.

et costume greco; et questi sono hora mai, se ben Venieri, Contarini, Barbarighi, Morosini, Dandoli, Boni, Foscarini et d'ogni altra famiglia, in tutto Greci."

1) Foscarini Relat. fol. 83 v. und f. 120 v. „...dei quali non credo che si possa prometter più di quello, che si potrebbe far' degli altri Greci."

Vergräcisirt war dieser Stadtadel freilich auch. Er hatte griechische Sitten angenommen, fing an, die venetianische Kleidung abzulegen und sprach nur griechisch. Namentlich affectirten die Frauen zu Foscarini's Zeit schon vollkommen orientalische Sitten; sie lebten meistens im Innern ihrer Gemächer, gingen bei Tage gar nicht mehr aus und ließen sich überhaupt nur wenig sehen. Dagegen hielten sie streng am katholischen Glauben fest, bedienten sich zwar griechischer Mönche und Priester zu Beichtvätern, beobachteten aber alle Gebräuche und Feste der lateinischen Kirche, selbst nicht ohne Glanz und Aufwand.

Auch hielten sie wenigstens noch auf einen gewissen Grad von wissenschaftlicher Bildung und verriethen durch einen feineren Ton ihre edle Abkunft. Zu Foscarini's Zeit hatte jene freilich schon sehr abgenommen. Sie beschränkte sich auf einen spärlichen Unterricht in den Anfangsgründen der griechischen und lateinischen Literatur, welcher, in Ermangelung von Lehrern, auch zu Zeiten ganz wegfiel. So traf z. B. Foscarini in Candia gar keinen und in Canea nur zwei Lehrer, welche die Knaben des venetianischen Adels unterrichteten. Gleichwol rühmt Foscarini ihre geistigen Anlagen und namentlich ihre Fassungskraft [1]). Merkwürdig ist es übrigens, daß sowol in dieser als auch in anderer Beziehung, in Sitten und Gebräuchen, zwischen dem venetianischen Adel zu Candia und dem zu Canea, welche überhaupt wenig Gemeinschaft mit einander hatten, schon ein wesentlicher Unterschied stattfand. Dieser war lebhafter, scharfsinniger,

1) Foscarini Relat. fol. 142: „E redotta l'Isola di Candia in poca civiltà, et come manca l'industria di tutte le cose, pare, che non si tenga anco conto ne di lettere ne di alcuna scientia, et à pena nelle città vi sono Precettori, che insegnano alli putti li primi principij, et manco in la Città di Candia, se bene è di tutte la principale, che non è nella Canea, dove vi sono pur' dui precettori, che insegnano lettere greche et latine; molti anco figli de nobili, che stanno il più del tempo fuori, non imparano altro, che la lingua greca materna, se ben sono quasi tutti quelli putti di bonissimo ingegno, et atti ad imparare ogni cosa." Übrigens ist diese ganze Schilderung des Stadtadels ebendaher entnommen, fol. 120—121.

empfänglicher und überhaupt umgänglicher als jener, welcher meistens in der Zurückgezogenheit dem Müßiggange lebte.

Doch hatte sich unter diesem Adel im Allgemeinen noch wenigstens etwas militärischer Geist erhalten, auf den Foscarini für die Zukunft, bei den nach dem Verluste von Cypern täglich wachsenden Gefahren, große Hoffnungen baute. Einzelne zeichneten sich sogar noch durch rühmliche Tapferkeit aus, hatten bereits in dem letzten Kriege gute Dienste geleistet und waren beständig kampfrüstige Ritter, wie es sich gebührte. Aber leider waren dieses eben nur sehr Wenige[1]). Denn die Mehrzahl, sowol in den Städten als auf dem Lande, war in Armuth und Faulheit jeder ritterlichen Übung längst entwöhnt und dachte schon seit undenklicher Zeit nicht mehr an den schuldigen Heerbann, welcher mit dem im Laufe der Jahrhunderte freilich sehr geschmälerten Lehengute ihr väterliches Erbtheil sein sollte. Die hieraus entstandene Zerrüttung des ursprünglichen Vertheidigungssystems der Venetianer auf Candia, der gänzliche Verfall der zum Kampfe verpflichteten Ritterschaft war, neben dem Übergange eines großen Theiles der Lehengüter an Griechen und dem Vergräcisiren des venetianischen Adels, die zweite Schattenseite der venetianischen Lehensverfassung auf Candia, die unsere Aufmerksamkeit noch mehr in Anspruch nimmt.

Foscarini entwirft von dieser Zerrüttung ein höchst trauriges Bild. Die meisten Ritter, und vor allen gerade die noch am reichsten begüterten, welche nicht ein und zwei, sondern fünf bis sechs ganze Ritterlehen an sich gerissen hatten, hielten gar keine Pferde mehr, geschweige denn, daß sie es verstanden hätten, in voller Rüstung ein Schlachtroß zu tummeln und männiglich eine Lanze zu brechen. Es war im Gegentheil wirklich schon so weit gekommen, daß das Reiten und jede ritterliche Übung überhaupt nicht mehr, wie vor Zeiten, der Stolz und das Privilegium der edeln Geschlechter war, sondern fast als eine Schande und die Zwangs-

1) Luca Michiel Relat. alla Canea, fol. 206, führt die Ritter, welche sich während des cyprischen Krieges vorzüglich ausgezeichnet, namentlich auf.

pflicht der Troßknechte und der Bauern betrachtet wurde. Denn wenn etwa noch von Zeit zu Zeit, wie in der Regel alle zwei Jahre beim Wechsel der General-Capitäne, eine Musterung veranstaltet wurde, wobei die Ritter mit den vorschriftsmäßigen Lehenspferden selbst hätten erscheinen sollen, da trieben sie in aller Eile die wenigen Pferde, die sich noch auf der Insel fanden, zusammen, liehen sie sich gegenseitig für die kurze Dauer der Musterung ihrer Abtheilung, steckten dann einige ihrer ungeschickten Frohnbauern in ihre eigenen Rüstungen und schickten diese improvisirten Ritter ohne Weiteres zur Heerschau. Dieser Unfug gab gewöhnlich zu den lächerlichsten Scenen Veranlassung und hatte überhaupt diese Musterungen nach und nach zu weiter nichts als zu einem ergötzlichen Schauspiele des gemeinen Haufens gemacht. So sah man z. B., wie uns Foscarini versichert, solche griechische Bauern, die sich in den schweren Rüstungen und mit den Waffen ihrer Herren nicht behelfen konnten, und oft nicht einmal wußten, von welcher Seite sie aufsitzen sollten, gar nicht selten, zum allgemeinen Skandale, gleichsam verkehrt auf ihren Pferden sitzend, einhergeritten kommen, weil sie Brustharnisch und Visir, anstatt vorn, auf dem Rücken trugen. Das Volk, auf dergleichen burleske Scenen gefaßt, empfing dann diese Unglücklichen mit Geschrei, Pfeifen und Lärmen, warf Steine, Koth und faule Orangen nach ihnen und ruhete nicht eher, als bis sie aus dem Felde geschlagen waren [1]).

1) Foscarini Relat., fol. 89: „era passata la cosa per longhezza di tanti anni in tal corruttione, ... che molti delli principali, et che erano Patroni di molti Cavallerie, non tenevano cavalli di sorte alcuna; et se pur' alcuna volta, come occorreva, che si facesse ogni dui anni, ch' era un Reggimento di Capitano, per rispetto delle utilità delli Cancellieri, erano fatte mostre et rassignati cavalli, pochi che si trovavano prestativi l'uno all' altro, passavano sotto l'obligo di molti; et nelle mostre, essendo del tutto dismesso et disusato, che li Cavalieri cavalcassero, li quali tenivano l'esser veduti à cavallo per vituperio, erano posti villani inutilissimi, quali erano armati delle arme dei loro Patroni, et molte volte postesi indosso alla reversa; onde nasceva, ch' ad ogni tempo di mostra, dovendosi rappresentare un tal spettacolo ridi-

Der Anfang und der Hauptgrund des Übels war auch hier die ungehinderte Veräußerung und die nicht genug geregelte Vererbung der Lehen gewesen, welche jene heillose Zerstückelung des Grundbesitzes zur Folge gehabt hatte. Denn da man, wie es scheint, entweder gar nicht daran gedacht hatte, dem Zerschlagen der Ritterlehen bei Erbvertheilungen durch Majorate entgegenzuarbeiten, oder später die Sache in Verfall gerathen ließ, so kamen schon bei guter Zeit die meisten Ritterlehen in kleinen Parcellen an mehrere Besitzer, welche sich dann auch in die auf dem einen Gute haftende Lehenspflicht theilen sollten. Allein solche gemeinschaftliche Leistungen, schon an sich der Natur der ganzen Einrichtung zuwider, unterblieben entweder ganz oder entsprachen wenigstens ihrem Zwecke nicht. Denn wenn z. B. für ein und dasselbe Ritterpferd, wie zu geschehen pflegte, der Eine, je nach seinem Antheile, das Kopfzeug, der Andere die Panzerdecke oder die Beinschienen, ein Dritter den Sattel, ein Vierter die Steigbügel u. s. w. liefern sollte, so entstand in der Regel eine solche Verwirrung, daß am Ende nichts zu einander paßte und weder Mann noch Pferd ins Feld geschickt werden konnten [1]). Wer hätte sich dann noch hinterher die Mühe nehmen sollen, etwa über die Schuld des einen oder des andern Contribuenten Untersuchungen anzustellen, die meistens zu keinem Resultate führten und im besten Falle die Sache doch nicht anders gemacht haben würden? — Genug, die Leistungen unterblieben zum größten Theile nach

coloso, concorreva il popolo, et con sassi et narance tirate in quelle armi vestite al contrario adesso à gente, che non haveva alcuna prattica di arme, ne di Cavalli, ect." Dazu fol. 92 v.: „.... et questi è forza, che siano loro fattori et servitori Greci inesperti, che nel principio ignoranti di tutto le cose non sapevano da qual parte dovessino montar a cavallo."

1) Foscar. Relat. fol. 91: „essendo molte Cavallerie divise et passati in più mani, ... era solito prima, che si congiongevano insieme molti, et secondo le loro carratade mostravano il cavallo participando, chi nella testa, et chi nelli piede, chi nella sella, et chi nelle staffe, con tanta confusione, che ne quel cavallo era governato, ne cavalcato da alcuno."

und nach ganz; man ließ die Sachen laufen, wie sie eben liefen, und begnügte sich, von Zeit zu Zeit die alten Gesetze wieder aufzufrischen, an deren Befolgung Niemand mehr ernstlich dachte, weil sie überhaupt gar nicht mehr möglich war.

So wurden unter Anderm die Verordnungen in Bezug auf den Übergang der Ritterlehen an Frauen noch jedes Jahr, aber wahrscheinlich auch nur mit geringem Erfolge erneuert. Ritterlehen durften zwar auf Candia, wie überall, an Frauen sei es als Erbe, oder auch als Mitgift, abgetreten werden, sie mußten aber dann entweder bereits Söhne haben, welche den persönlichen Lehendienst zu leisten im Stande waren, oder ihren Eheherrn verpflichten, mit den Gütern zugleich auch Schild und Lanze ihrer Ahnen in Empfang zu nehmen und wohlgerüstet ins Feld zu rücken. So lange die Söhne unmündig und die Erbinnen unverheirathet blieben, mußte in beiden Fällen der Heerbann durch Stellvertreter geleistet werden, die dem Dienste gewachsen waren. Dieselben Bedingungen galten auch für den Fall, wenn Frauen Ritterlehen durch Kauf an sich brachten [1]). Ein Übelstand, auf welchen Foscarini als Folge hiervon aufmerksam macht, war, daß eine Menge Lehengüter durch Verheirathung an Leute von gemeinem Herkommen, nicht selten vielleicht selbst Griechen gelangten, denen die Erfüllung der Ritterpflicht nie in den Sinn kam [2]).

Noch schreiender waren die Misbräuche, welche bei der Veräußerung der Lehengüter eingerissen waren. Kein Mensch ließ es sich mehr einfallen, dabei den Herzog und seine Räthe zu befragen oder den Verkauf, den alten Verordnungen gemäß, auf öffentlichen Plätzen vornehmen zu lassen. Alle Geschäfte dieser Art wurden im Gegentheil fast durchgängig im Stillen abgemacht, ohne daß man die Behörden dazu zog

1) Commissione di Barbo, fol. 16. Commiss. de 1580, fol. 49.

2) Foscar. Relat. fol. 120: „oltra che havendo le donne potuto godere et possedere detti feudi, et essendosi esse maritate fuori del loro ordine, hanno fatto passar li feudi in li Mariti et figli loro alontanati assai dalla prima origine.“

oder die dadurch bewirkten Veränderungen in den Cataster eintragen ließ, welcher unter seinen sechs Schlössern wahrscheinlich ganz ruhig von den Würmern aufgezehrt wurde. Die Gründe dieses Verfahrens liegen auf der Hand. Denn da die meisten Lehengüter von verschuldeten Leuten aus Noth verkauft werden mußten, so benutzten dies die Käufer, unmenschliche und widergesetzliche Concessionen zu erzwingen, welche den Kauf vor den Behörden geradezu null und nichtig gemacht haben würden. Eine solche Concession, welche fast zur conditio sine qua non geworden war, bestand darin, daß man den Verkäufer zwang, den von seinem Lehengute zum Verkauf ausgebotenen Theil ohne die darauf haftenden Lasten abzulassen und diese dagegen mit auf den Antheil zu übernehmen, welcher ihm noch als Eigenthum verbleiben mochte [1]).

Welche nachtheiligen Folgen dies mit der Zeit haben mußte, welche grenzenlose Verwirrung daraus hervorging, ergibt sich von selbst. Die nächste Folge war, daß nach und nach, und zwar unbemerkt, der Lehendienst auf die kleinen Grundbesitzer gewälzt wurde, während der große Grundbesitz, welcher zum guten Theile aus solchen widerrechtlichen Aufkäufen entstanden war, von allen Lasten befreit blieb. Die Reichen und Mächtigen lebten sorgenlos, herrlich und in Freuden, während die Armen in ihrer Ohnmacht unter der Last ihrer Lehenspflicht und ihrer Schulden seufzten und zu Grunde gingen. Natürlich litt das Gemeinwesen bei diesem Zustande das Meiste. Denn ein zum Bauer herabgesunkener Ritter konnte mit seinen paar Äckern Landes natürlich nicht zwei und drei Lehenpferde aufbringen und unterhalten, und weil er es eben nicht konnte und doch sollte, so hatte der ganze Lehendienst schon aus diesem Grunde ein Ende. Und dies konnte in der That lange Zeit unbemerkt geschehen, weil die ganze Lehenspflicht für ein Ritterlehen immerfort auf den Namen des ursprünglichen Besitzers oder seiner Erben haftete, und folglich in dieser Beziehung, obgleich die Güter längst zum

1) Gegen das Befreien der Lehen von den darauf haftenden Lasten war bereits im Januar 1291 ein Gesetz erlassen worden. Commiss. Barbo, fol. 19 und Commiss. de 1580, fol. 52 v.

größten Theile in fremde Hände übergegangen waren, nicht einmal eine Veränderung in dem Cataster eintrat [1]).

Foscarini widmete diesem Unwesen, welches wie ein Krebsschaden immer weiter um sich fraß, ganz besonders seine Aufmerksamkeit. Er ließ gleich in der ersten Zeit über Stand und Vertheilung des Grundbesitzes die möglichst genauen Notizen aufnehmen, zog daraus ein allgemeines Resultat und erließ dann schon am 7. Juli 1575 ein Gesetz, welches das Übel an der Wurzel angriff und somit auf ein Mal ausrotten sollte. Die Hauptbestimmungen dieses Gesetzes waren folgende:

1) Alle Lehengüter, welche im Laufe der Zeit in andere Hände übergegangen sind, haben von jetzt an, ungeachtet sie unter der Bedingung völliger Steuerfreiheit erworben sein sollten, dieselben Lasten zu tragen, welche von Alters her auf ihnen hafteten. Es sind daher 2) Alle Besitzer solcher Lehengüter verpflichtet, dieselbe Zahl Pferde zu stellen und zu unterhalten, welche auf ihren Antheil zu stellen und zu unterhalten sein würde, wenn jene Befreiung gar nicht stattgefunden hätte. 3) Zu diesem Zwecke wird der mit der Einzeichnung der Ritterlehen beauftragte Beamte (il Rasonato deputato a tener il libro delle cavallerie) alle mit jenem Lehengute verbundenen Lasten von dem Namen des Verkäufers auf den des Käufers übertragen, sodaß sich in Zukunft die Leistungen eines Jeden nicht mehr nach der Zahl der Serventarien, welche er dem Namen nach besitzt, sondern nach dem Werthe

1) Foscarini Ordini fol. 65 v. „. . . . onde si vede, che in molte vendite fatte per l'adietro, et in molte, che giornalmente si vanno facendo, è stato introdutto et accostumato di vender le possessioni, sottoposte all' obligo del feudo, libere et esente da tal gravezze, riservando il venditor l'obligo del feudo libere et esente da tal gravezze per li beni venduti et alienati sopra li altri beni, che li sono restati; li quali alcuna volta riescono così pochi et deboli, rispetto li molti alienati, che non bastano a gran gionta all' obligo loro et a quello che per li predetti beni alienati li e stato sopraposto, dal che ne nasce, che restando li oblighi sopra li più impotenti et li potenti restando liberi et esente, le cavallerie sono andate in ruina con grandissimo interesse publico et vergogna di detta colonia."

und dem Umfange seiner Güter bestimmen. 4) So wie folglich Alle, welche durch dergleichen Kaufverträge steuerfrei geworden waren, fortan die ihren Besitzungen zukommenden Leistungen zu übernehmen haben, so sollen im Gegentheil Diejenigen, welche ihre Lehengüter veräußert haben, nur für den Antheil derselben lehenpflichtig sein, den sie wirklich noch besitzen, und übrigens aller Lasten enthoben sein. 5) Aller und jeder Verkauf von Lehengütern ohne die darauf haftenden Lasten ist bei folgenden Strafen verboten: Käufer, Verkäufer und Mäkler zahlen eine Buße von 20 Procent des Werthes der auf diese Weise veräußerten Güter, wovon ein Drittel dem Ankläger, ein anderes dem Fiscus und der Rest der Kreisregierung oder den Rettoren zufällt, welche mit Vollziehung des Urtheils befaßt sind. Die Notare, Gemeindevorsteher und sonstigen Beamten dagegen, welche bei dergleichen Verkäufen behülflich gewesen sind, verlieren ihr Amt und werden auf 10 Jahre von der Insel verbannt. 6) Sollten, ungeachtet dieser Verordnung, dennoch dergleichen Verkäufe, etwa mit Zustimmung des Herzogs oder der Kreisregierung, zu Stande kommen, so sind sie schon an sich null und nichtig und können in keinem Falle zum Gegenstande gerichtlicher Verfolgung gemacht werden. 7) Wem aus gegenwärtiger Verordnung etwa insofern ein Schaden erwachsen sollte, als er aus der von ihm erkauften Steuerfreiheit noch nicht einen dem Kaufpreise entsprechenden Gewinn gezogen haben dürfte, der hat sich mit seinen Papieren innerhalb sechs und höchstens acht Monaten vor den hierzu bestimmten Behörden einzufinden und eine angemessene Entschädigung zu gewärtigen. Nach Verlauf dieser Zeit erlischt jeder weitere Anspruch hierauf von selbst [1]).

Wir können nicht genau angeben, bis wie weit dieses Gesetz noch während Foscarini's Verwaltung wirklich zur Ausführung kam. Gelang es, ihm wenigstens der Hauptsache nach Geltung zu verschaffen, so war es dagegen auch nur natürlich, wenn bei seiner Anwendung eine Menge Interessen compromittirt wurden, welche sich der Ausführung

1) Foscarini Ordini fol. 650—670.

geradezu widersetzten. So blieb es oft ganz unmöglich, die wahren Besitzer gewisser Lehengüter ausfindig zu machen, weil die Ritter, welche als Eigenthümer genannt wurden, längst verschwunden waren und ihre Nachfolger hundert Mittel fanden, den Nachforschungen zu entgehen und ihre wahren Namen zu verheimlichen. Solche und ähnliche Hindernisse, welche bei so verwickelten Verhältnissen nicht ausbleiben konnten, verzögerten natürlich das ganze Geschäft der Übertragung der Feudallasten auf die Namen Derer, welchen sie von Rechts wegen zukommen sollten.

Das im Juli 1575 darüber erlassene Gesetz mußte, nach Ablauf des festgesetzten Termins, mehrere Male wiederholt und geschärft werden. Schon im nächsten Monate, am 8. August, wurden alle sogenannten verlorenen Lehen (cavallerie et serventarie smarite) im Districte von Rethimo, deren jetzige Besitzer sich nicht innerhalb eines Monats stellen würden, um sich als Eigenthümer zu erkennen zu geben, mit Confiscation bedroht [1]), und etwa ein halbes Jahr nachher, im Januar 1576, wurde Allen, welche ihre Lehengüter noch nicht auf ihre Namen hatten eintragen lassen, noch ein Termin von drei Tagen gegeben, nach deren Ablauf die Säumigen für jede Serventaria eine Buße von einer Zechine erlegen sollten. Es fanden sich aber nur Wenige, die dieser Mahnung Folge geleistet hätten, und so mußte der Termin abermals um einen ganzen Monat verlängert werden [2]). Allein auch dies hatte, wie es scheint, noch nicht den erwünschten Erfolg. Denn ähnliche Gesetze und Verlängerungen finden sich noch in viel späterer Zeit. Unter Anderm wurden noch im August 1577 die Erben eines der reichsten Grundbesitzer aus der alten einheimischen Familie Kalergis, Matheo Kalergis, welcher, außer seinen Freilehen, noch eine Menge venetianischer Lehengüter unter anderen Namen besessen hatte, durch förmliche Verordnung zu dem auf ihnen haftenden Lehendienste gezwungen [3]).

1) Foscarini Ordini fol. 70.

2) Ebendaselbst, fol. 161: „Proclama di doversi traslatar li feudi.“

3) Ebendaselbst, fol. 195: „Proroga di poter traslatar li livelli dalli nomi antichi a quelli, che hora li possedono“, vom

Indessen war doch diese Wiederherstellung der Feudallasten nach dem ursprünglichen Fuße jedenfalls einer der entscheidendsten Schritte, welchen Foscarini in Bezug auf die Reformen des ganzen Ritterstandes auf Candia that. War hierdurch einmal etwas Gewißheit über die gegenwärtigen Besitzer der Ritterlehen gewonnen, so wurde auch die Regelmäßigkeit ihrer Leistungen, und folglich die Bildung einer tüchtigen Reiterei wenigstens wieder möglich, welche eins der dringendsten Bedürfnisse für die Erhaltung der Insel geworden war. In Venedig selbst hatte man sogar den Glauben an ihre Möglichkeit längst verloren. Noch im Jahre 1572 machte Luca Michiel in dem Berichte über seine Verwaltung in Canea, indem er den Verfall des ritterlichen Geistes unter dem dortigen Adel beklagte, den Vorschlag, man solle den persönlichen Lehendienst lieber ganz aufheben und in eine Geldabgabe verwandeln, aus deren Ertrag ein tüchtiges Reitercorps angeworben und unterhalten werden könne [1]. Auch hatte diese Ansicht bereits im Senate gewichtige Vertreter gefunden, welche es dahin brachten, daß ein Beschluß in dem Sinne wirklich gefaßt wurde, daß der ganze Heerbann

22. Juli 1577. Dann fol. 211 und fol. 213, ganz Wiederholung des Gesetzes vom 7. Juli 1575, nur mit dem Zusatze, daß die Anerkennung des Besitzes überhaupt von jener vorgeschriebenen Übertragung abhänge. Und endlich fol. 197: „Mandato in proposito della cavalleria all' agente della heredità del gr. magnefic. M. Mattio Calergi.“

1) Luca Michiel, Relat. ect. alla Canea, fol. 205: „Li Nobili Veneti et Cretensi della Canea per la maggior parte vivono con poco pensiero delli pericoli, che li soprastanno, come s'essi fussero in una pace Ottaviana; perciò che dove doveriano sollecitare la fortificatione, à pena solicitandoli loro, si può ricevere parte di quello, che si desidera, li quali insieme con altri feudati sono malissimo à cavallo. Et se la Ser. V. non si risolverà di fare altra provisione, l'obligo loro underà si fattamente mancando, che la non si potrà servire nelle occasioni à pena d'un solo cavallo: li quali si scusano, che non ne possono havere, et che quelli, che havevono, son quasi tutti morti. Il remedio sò, che da molti, et da me in particolare, è stato ricordato à V. Ser., chi è di ridurre il tutto a pagamento, et con il denaro mantenere sopra quel territorio buoni stradiotti, però la Ser. V. si degni di pensarvi bene; perciò che questa è cosa di molta consequenza.“

„als eine nutzlose und lächerliche Sache“ aufgehoben und an dessen Stelle ein jährlicher Lehenzins von den Betheiligten verlangt werden sollte, mit Hülfe dessen man eine Reiterei aus Miethsoldaten bilden solle [1]).

Diese Maßregel war noch nicht zur Ausführung gekommen, als Foscarini in Candia eintraf. Foscarini gesteht uns selbst ein, daß er im Anfange, abgeschreckt durch den erbärmlichen Zustand der Reiterei, der Meinung des Senats gewesen sei und die möglichst schleunige Erhebung des beabsichtigten Lehenzinses für unumgänglich nothwendig gehalten habe. Allein eine nähere Prüfung der Sache brachte ihn bald auf andere Ansichten. Er fand, daß der Verfall der Reiterei vorzüglich der Nachlässigkeit zuzuschreiben sei, mit welcher man über ihre Erhaltung gewacht habe, und daß dadurch auf Candia nach und nach selbst der Irrthum herrschend geworden, es sei gar nicht die Absicht der Signorie gewesen, sie länger beizubehalten [2]); er erkannte, daß diese Reiterei doch eigentlich das Mittel wäre, wodurch die Republik als Oberlehensherr der Insel anerkannt werde, und daß folglich schon ihre Ehre und ihr Vortheil der Beibehaltung derselben einen weit höhern Werth gebe, als eine auch noch so große Geldsumme, die man erheben würde, haben könne, und kam folglich zu der Überzeugung, daß, ungeachtet der dabei zu überwindenden Schwierigkeiten, die Wiederherstellung der Lehensritterschaft mit etwas Gewandtheit und Strenge nicht nur möglich sei, sondern auch zum Wohle des Gemeinwesens gelingen werde. Er begreife bei seinen schwachen Einsichten nicht, meint Foscarini weiter, wie es noch Jemand habe in den Sinn kommen können, die Insel durch das vor-

1) Foscar. Relat. fol. 89: „è stata tanta la poca stima et la infamia, che quella Cavalleria era talmente avilita, che ha potuto far cascare in openion di molti prestantissimi Senatori à persuader V. Ser., che come inutilissima et ridicula, per dir le proprie parole, che erano usate, fusse levato l'obligo di essa Cavalleria, et convertito in tanta pensione, in quanta V. Ser. persuasa, che ciò fusse meglio haveva deliberato, che ci facesse“.

2) Ebendaselbst, fol. 89: „peroche essendon stato tenuto così poco conto, hanno creduto, che non fusse mente di V. Serenità che la vi fusse.“

geschlagene Besteuerungssystem einer Besatzung von 1200 Pferden berauben zu wollen, welche, selbst wenn sie sich in viel schlechterem Zustande befände, schon durch ihren Namen in weit größerm Rufe stehe, als man glauben solle, und von der er überzeugt sei, daß sie bei vorkommenden Gelegenheiten den Dienst gewiß viel besser leisten werde, als es den Anschein haben dürfte.

Ja, er beweist sogar, daß die Summe welche man durch den neuen Lehenzins gewonnen haben würde, nicht einmal hingereicht hätte, ein gleichstarkes Reitercorps zu unterhalten. Denn mit jährlich 7000 Dukaten ein gut gerüstetes 1200 Mann starkes Truppencorps zu Pferde auf die Beine zu bringen und zu unterhalten, werde doch wahrhaftig Niemanden mehr einfallen. Und höher wäre ja wol kaum die Summe gestiegen, welche man von den zinspflichtigen Ritterlehen hätte aufbringen können. Die Berechnung war ziemlich leicht und einfach. Nach der Bestimmung des Senats sollte nämlich jede Serventaria mit 6, und folglich jede Cavalleria mit 36 Dukaten besteuert werden. Dies hätte nun zwar auf die 394 steuerbaren Ritterlehen allerdings eine Gesammtsumme von 14,164 Dukaten gegeben. Allein erstens mußten gleich etwa 70 Ritterlehen in Abzug gebracht werden, welche herrenlos geworden und verloren gegangen waren, oder, gleichviel ob rechtlich oder nicht, von ihren jetzigen Besitzern für Freilehen ausgegeben wurden. Zweitens war ein großer Theil der Ritter durch die oben geschilderte Zerstückelung ihrer Lehen ja so heruntergekommen, daß sie ebenso wenig eine Geldabgabe hätten entrichten können, wie sie im Stande gewesen sein würden, ihre Lehenpferde zu stellen, zumal da dergleichen Abgaben in Candia überhaupt, von Reichen sowol, wie von Armen, schwer einzutreiben waren. Foscarini glaubt folglich wenigstens 94 Ritterlehen ausstreichen zu müssen, und so hätten dann die 300 übrigen nur noch 10,400 Dukaten eingetragen. Aber auch diese Summe wäre durch den herrschenden Curs noch bis auf 7500 Dukaten herabgedrückt worden, weil die Signorie in keinem Falle den Dukaten anders hätte berechnen und verlangen dürfen, als sie ihn um diese Zeit selbst auszuzahlen pflegte.

In welchem Verhältnisse also diese Summe zu dem Bedarf gestanden haben würde, ergibt sich leicht, wenn man weiß, daß Foscarini selbst den jährlichen Aufwand für ein Reitercorps von 1200 M. auf 100,000 Dukaten schätzt, und zwar mit der ausdrücklichen Bemerkung, daß für diese Summe die Pferde noch nicht einmal so gut sein würden, als die in Candia, welche man doch immer so schlecht machen wolle [1]). Auch bedurfte es weiter keiner überzeugenden Gründe, um den Senat von seinem früheren Beschlusse abzubringen. Er wurde auf die geeigneten Vorstellungen zurückgenommen und Foscarini, welcher diese Zurücknahme für so wichtig hielt, daß er sie einer göttlichen Eingebung zuschreibt, behielt freies Feld für seine Reformen [2]).

Er begann damit, daß er im Jahre 1575 eine allgemeine Musterung auf den 2. Februar ausschrieb, wobei sämmtliche Ritter, ohne Ausnahme, selbst erscheinen und alle von ihnen zu unterhaltenden Pferde und Waffen vorzeigen sollten. Auch sollte sich Jeder bei dieser Gelegenheit durch die ihm darüber ausgestellten Papiere (bollettini) wegen seiner frühern Lehendienste gehörig ausweisen und seine noch nicht als lehenpflichtig verzeichneten Besitzungen in das Lehenbuch (nel libro de' feudati) eintragen lassen. Frauen sollten ihre Söhne und Männer oder deren Stellvertreter schicken. Wer dieser Aufforderung nicht nachkommen würde, sollte in eine Strafe von 200 Perpern verfallen, und wenn er sich nicht gutwillig fügen würde, so solle gegen ihn auf dem Wege der Inquisition verfahren werden, wobei denen, welche durch ihre Anzeigen zur Entdeckung der Wahrheit behülflich sein würden, bei Verschweigung ihres Namens, ein Drittheil der Güter des Schul-

1) Foscar. Relat., fol. 89 v. — 90 v.

2) Ebendaselbst fol. 90: „..... ma informata meglio la Serenità Vestra, et conosciuto l'importantia di questo negotio per le ragioni, che li furno appresentate, fu dapoi prudentemente revocato quello, che prima l'haveva deliberato, havendo più volto demostrato esser costantissimo voler suo, che detta Cavalleria sia mantenuta, et certo, à mio debol giuditio, è stata divina inspiratione ect."

digen, oder, wenn sie es vorzögen, eine dessen Werthe entsprechende Summe als Lohn zugesagt wurde [1]).

Was mit dieser Proclamation erreicht wurde, kann man ungefähr aus dem abnehmen, was oben gesagt worden ist. Wie hätten denn Leute, welche seit Jahren Pferde nicht bestiegen, ja vielleicht nicht einmal gesehen hatten, und längst davon abgekommen waren, ihre Waffen, wenn sie überhaupt deren noch besaßen, gehörig in Stand zu halten, nun gleich in einem Monate wohl gerüstet bei der Heerschau erscheinen können, um sich wegen ihrer Dienste zu rechtfertigen, die sie zum Theil seit undenklicher Zeit nicht mehr gethan hatten? Oder hätten sie wirklich ihre Lehengüter, die sie steuerfrei erkauft oder ererbt hatten, so ohne Weiteres gutwillig mit neuen Lasten beschweren lassen sollen? — Mit nichten! Die Resultate waren leicht vorauszusehen, und Foscarini sah in diesen Dingen wol ebenso klar, als jeder Andere. Die Meisten erschienen gar nicht, Einige erschienen zwar, aber nicht pflichtmäßig mit Pferden und Waffen versehen, und nur Wenige hielten die Probe aus. Nichtsdestoweniger erreichte Foscarini durch diese verunglückte Musterung seinen Hauptzweck, d. h. er bekam einen ungefähren Maßstab für den Zustand der candiotischen Reiterei überhaupt, nach dem er sich bei seinen weitern Schritten richten konnte.

Das Nächste, was er that, war, daß er, nach den noch vorhandenen Musterungsbüchern (libri delle rasegne), welche, wie es scheint, in ziemlicher Ordnung fortgehalten worden waren, und nach sonstigen Notizen, so weit man nachkommen konnte, möglichst genaue Listen aller in irgend einer Art schuldigen Lehensleute anfertigen ließ, und zwar mit beständiger Hinzufügung des Betrags ihrer Besitzungen, ihrer Schuld und ihrer durch diese verwirkten Strafen, die immer in Geldbußen bestanden. Diese Listen, welche sich vollständig erhalten haben [2]), sind eins der interessantesten und wichtigsten Documente zur Geschichte der Herrschaft der Venetianer auf Candia. Sie sind sechsfacher Art. Die erste umfaßt

1) Foscar. Ordini, fol. 23—24 v.

2) Ebendaselbst, fol. 55—59 v.

diejenigen Besitzer von Ritterlehen, welche seit einer bestimmten Zeit weder bei den Musterungen erschienen sind, noch sonst ihre Lehenspflichten erfüllt haben. Sie ist die stärkste und zählt über hundert Namen. Der bedeutendste Grundbesitz, welcher darin angegeben wird, betrug 7 ganze Ritterlehen, 1 Serventarie und 9 Caratti oder im Ganzen 1041 Caratti oder Acker Landes, und der Eigenthümer desselben hatte seit 7 Jahren, 4 Monaten und 24 Tagen keine Lehenspflicht erfüllt, wofür er eine Buße von 600 Zechinen zu entrichten hatte. Das geringste Lehengut dagegen war bis auf ¼ Caratt zusammengeschmolzen, und der Besitzer, welcher seit 11 Jahren, 4 Monaten und 24 Tagen in Felonie verfallen war, sollte 5 Zechinen Strafe zahlen.

In gleichen Verhältnissen bestimmten sich auch die übrigen Strafen nach dem Umfange des Eigenthums und der Zeit der Versäumniß der Ritterpflicht. Der Mehrzahl nach gehörten die Ritter doch zu den kleinen Grundbesitzern. Ganze Ritterlehen waren schon eine große Seltenheit geworden, und selbst eine oder mehrere Serventarien hatten sich nur in den Händen von Wenigen erhalten. Die höchste Zeit der Versäumniß steigt bis auf 43 Jahre, 5 Monate und 24 Tage hinauf. Da aber bei einigen die Angabe der Zeit ganz fehlt und gerade die Zahl 43 öfter vorkommt, so ist zu vermuthen, daß man nicht höher hinaufkommen konnte, weil wahrscheinlich die ältern Musterungsbücher verloren gegangen waren.

Ähnliche Verhältnisse gelten auch von den übrigen Listen. Die zweite umfaßt die Ritter, welche zwar bei der letzten Musterung erschienen sind, aber auch seit längerer Zeit keine Pferde gehalten haben. Die dritte solche, welche den ihnen zur Anschaffung der Pferde gesetzten Termin nicht eingehalten haben, aber doch noch bei der Musterung gegenwärtig waren. Die vierte gibt ein Verzeichniß derer, welche bei frühern Musterungen anwesend waren, aber bei der von Foscarini angeordneten ausblieben. Die fünfte die, welche ehemals ihre Leistungen in Gemeinschaft machten, aber bei der letzten Musterung sich nicht einstellten. Die sechste endlich solche, welche sich früher vom persönlichen Lehendienste losgekauft hatten, sich aber später, ungeachtet daß diese Concession wieder

aufgehoben war, auch nicht mehr bei den Musterungen sehen ließen.

Die Gesammtsumme der auf diese Weise verzeichneten Straffälligen beträgt 216, wobei jedoch zu bemerken ist, daß wahrscheinlich blos bei weitem der geringere Theil derer, welche in die obigen Kategorien gehörten, wirklich hatte namhaft gemacht werden können. Diese Listen wurden im Juli 1575 mit einer Proclamation bekannt gemacht, in welcher Foscarini ausdrücklich darauf hinwies, daß den alten Verträgen zufolge eigentlich jede Verletzung der Lehenspflicht mit der Confiscation der Lehengüter geahndet werden sollte [1]).

Kurz nach dem Erscheinen dieser Proclamation, welche ihre Wirkung nicht verfehlen konnte, schritt Foscarini zu einer zweiten nicht weniger durchgreifenden Maßregel. Er hob nämlich alle gemeinschaftlichen Leistungen der Lehenspflicht auf, welche, wie wir oben gesehen haben, so viel Verwirrung und Misbrauch zur Folge gehabt hatten. Fortan sollte jeder Lehenspflichtige ein Pferd für sich stellen, dessen Werth sich je nach dem Umfange und der Beschaffenheit seines Besitzthums bestimmen würde [2]). Besaß Einer nur wenige Äcker Landes, so genügte es, daß er mit einem kleinen Pferde der letzten Ordnung (un ronzino) erscheine, während die Reichen ansehnlichere und stärkere Pferde zu stellen hatten, und die Reichsten endlich für vollkommene Ritterpferde sorgen mußten. Nur zu Gunsten von Brüdern wurde noch, bis zu einem gewissen Grade, eine Ausnahme gemacht und die gemeinschaftliche Leistung noch nachgelassen [3]). Foscarini brachte hierdurch

1) Foscar. Ordini, fol. 55: „. . . . . havendo continuato molti et molti anni in questa disobedientia, per la quale vengono meritamente ad essere incorsi nella perdita et confiscatione di feudi, pena statuita à tutti li feudati che mancono del suo obligo."

2) Foscar. Relat., fol. 91: „havendo io del tutto levate queste unioni et far come dicevano congionta, eccetto che frà fratelli fino à certa carrata, ho obligato ciascun à mostrar cavallo della qualità conforme alla quantità dei beni."

3) Wahrscheinlich bestimmten sich seitdem die Leistungen so, wie Barozzi a. a. O. fol. 20 v., angibt: „Le serventarie di tutta l'Isola

die Reiterei während seines Aufenthaltes auf Candia wirklich bis auf 1200 Pferde, und machte Hoffnung, daß sie, wenn sich alle Säumigen stellen würden, ungeachtet ein großer Theil aus Armuth gar nicht mehr im Felde erscheinen könne, noch einen Zuwachs von wenigstens 200 Pferden erhalten werde.

Ein Übelstand, welcher von dieser neuen Einrichtung unzertrennlich zu sein schien, war freilich der, daß eine Menge kleiner und unansehnlicher Pferde zur Musterung geschickt wurden, welche überdies noch, von ungeschickten und schlecht bewaffneten Leuten geritten, neben den guten und stattlichen Ritterpferden ein klägliches Aussehen hatten [1]). Foscarini wußte das wohl, gibt aber zugleich die Versicherung, daß man aus der gesammten Reiterei eine Auswahl von wenigstens 600 vollkommen guten Pferden (cavalli perfettissimi)

hora mostrano come qui sotto, cioè per quattro serventarie un Capo di Lancia, per due serventarie un buon Cavallo, per una serventarie un buon Roncino, et dalla serventaria in giù un mediocre Roncino.“ Zur Erläuterung bemerke ich hierbei, daß man die Ritterpferde gewöhnlich in drei Classen eintheilte: Destrieri, Palafreni und Ronzini. Du Cange hat (s. v. Dextrarii) darüber eine merkwürdige Stelle aus Brunetus in Thesauro Msct. P. 1, c. 155, angeführt, welche wir wiederholen: „Il y a chevaus de plusieurs manières, a ce que li un sont Destrier grant pour le combat, li autre sont Palefroy pour chevaucher à l'aise de son cors; li autres son roncis pour sommes porter.“ — Destriero ist also wahrscheinlich dasselbe, was Foscarini gewöhnlich „Caval da lanza“ und hier Barozzi „Capo di Lancia“ nennt; der Name kam daher, daß dieses Pferd auf dem Marsche immer an der rechten Hand geführt und erst bestiegen wurde, wenn es zum Kampfe ging. Doch kam das Wort bald außer Gebrauch und findet sich in späterer Zeit fast ausschließlich bei Dichtern für tüchtiges Schlachtroß im Allgemeinen. Palafreno war das gewöhnliche Dienstpferd für Ritter; und Ronzino ein schwächeres Pferd von kleinerer Gestalt, welches man in der Regel den Schildknappen zu reiten gab. So erklärt es auch Du Cange: Runcinus, Equus minor gregarius, proprie scutiferorum erat, ut Palofridus militum.“

1) Foscar. Relat., fol. 91: „.... tanti Ronzini et Cavalli, che posti in comparatione delli buoni et belli sono tenuti tristi et chiamati rozze, li quali sono cavalcati anco da persone inhabili.“

treffen könne, womit man um so mehr zufrieden sein müsse, da die Republik weder für den Unterhalt der Pferde, noch den Sold der Leute das Geringste auszugeben habe. Übrigens solle man sich nur von den kleinen inländischen Pferden nicht etwa eine zu verächtliche Vorstellung machen. Sie seien im Gegentheil in vieler Hinsicht nützlich und brauchbar, und namentlich für den Dienst auf der Insel unentbehrlich, weil sie zum Bergsteigen und Manövriren in steilen Gegenden weit geschickter und passender seien, als Pferde von höherem Werthe. Auch seien sie in jedem Falle wenigstens ebenso gut, als die Pferde der Miethtruppen (strattia), welche die Signorie auf der Insel oder in andern Theilen ihrer Besitzungen zu unterhalten pflege. Und sollten sie selbst zum Dienste ganz untauglich sein, sollte man sie nicht einmal dazu gebrauchen können, im Nothfalle schnell Arkebusiere oder Gepäck von einem Orte zu dem andern zu transportiren, so würden sie immer noch großen Werth behalten, weil man sie, bei dem herrschenden Mangel an anderm Schlachtvieh, schlachten und ihr Fleisch zum Unterhalte der Garnisontruppen einsalzen könne [1]).

Die Hauptsache sei immer, daß man nur die Pferde herbeischaffe. Denn fehle es an tüchtigen Leuten zum Ritterdienste, so brauche man ja nur das Beispiel Scipio's, des Afrikaners, nachzuahmen, welcher in Sicilien 300 Mann mit den Pferden und den Waffen der Sicilianer ausgerüstet habe, welche sich weigerten, mit ihm nach Afrika überzusetzen und, anstatt der Untauglichen, italienische Soldaten und Andere, welche sich in den Dienst zu Pferde schicken würden, aufsitzen lassen. Für diesen Fall wäre es freilich gut, meint Foscarini ferner, wenn man unter die italienischen Besatzungstruppen der Insel, welche zum Cavalleriedienste nicht sehr geeignet sein sollen, ein Corps von etwa 300 bis 400 Albanesern oder

1) Foscar. Relat., fol 91 v.: „per correr sopra quelle montagne et per l'asprezze di quell' Isola sono più atti et più à proposito, che non sarebbono quelli di maggior costo.“ „. . . . . in tanta penuria, che vi è d'animali, si potrebbono insalare per far carne salata per la monitione, per il che si debbono stimare, et haverli cari et tener per grato l'acquisto loro.“

griechischen Soldaten (stradiotti), welche schon zu Pferde gedient hätten, gegen ebenso viel Italiener aufnehmen wolle.

Hegte also Foscarini auf der einen Seite, nachdem einmal ein glücklicher Anfang gemacht worden war, in Bezug auf die völlige Wiederherstellung einer tüchtigen Lehensreiterei die besten Hoffnungen, so verkannte er doch auch auf der andern nicht die Schwierigkeiten, welche sich dem Gelingen seiner Pläne entgegenstellten. Eine der vorzüglichsten war natürlich der Unmuth, womit der träg gewordene Adel diese Neuerungen aufnahm. Was geschehen mußte, geschah freilich aus Furcht vor den Strafen, aber so langsam als möglich und nicht ohne böswillige Umschweife. Denn Viele hatten sich schon auf die Verwirklichung der Gerüchte gefreut, welche wegen der beabsichtigten Aufhebung des ganzen Ritterdienstes in Umlauf gekommen waren. Doch war dies vorzugsweise nur die ältere Generation; unter den jüngern Leuten fing man schon an, der Sache wieder Geschmack abzugewinnen. Namentlich ward es bald der Stolz des jüngern begüterten Adels, sich Pferde von hohem Werthe zu halten, welche, aus allen Gegenden herbeigeschafft, bisweilen mit 200 Zechinen bezahlt wurden [1]).

Dergleichen günstige Stimmungen benutzte Foscarini, so weit es nur immer möglich war. Damit die junge Reiterei nicht etwa gleich wieder vom Anfange an durch zuchtloses Wesen verwildere, ließ er häufige Waffenübungen anstellen, schickte nach den verschiedenen Districten tüchtige Führer (condottieri), welche die frisch berittene Mannschaft einexerciren

1) Foscar. Relat., fol. 92: „non voglio negare, che non si potesse desiderar un poco più vivezza et prontezza; ma non è anco da maravigliarsi, perche era tanto posto in desuetudine il cavalcar, et per le cause dette la cavalleria era fatta spettacolo ridicoloso al popolo, che molti si vergognavano esser' visti à cavallo, liquali non vi sapevano anco stare, et che, per dir' il vero, hanno veduto mal volontieri la renovatione di quest' obligo, et che gratamente ascoltano quelli, che li danno intentione, che saria levato". „.... si è pero veduto comprar molti cavalli et farne venir' da molte parti, che si sono pagati grandissimi prezzi, et molti fino cecchini 200 l'uno."

mußten, schrieb von Zeit zu Zeit große Musterungen aus, und belegte jede Versäumniß im Dienste mit verhältnißmäßigen, meistens schweren Strafen [1]). Zeigte sich dann Fügsamkeit, so ließ er auch zuweilen wol wieder Straferlaß eintreten, der für den verarmten Landadel, da es sich immer um Geldbußen handelte, allemal eine Wohlthat wurde [2]). Für diesen waren auch vorzüglich die häufigeren Übungen nothwendig. Denn sonst hätte sich der geringere Lehensadel vom Dorfe nur bei Hauptmusterungen in den Städten sehen lassen; und da diese auch seit längerer Zeit ausgefallen waren, so war es allerdings dahin gekommen, daß diese Landjunker nicht nur schlecht ritten, sondern auch ganz und gar nicht verstanden, sich in Reihe und Glied zu halten und nach Feldzeichen und Trompete zu manövriren [3]). Dasselbe galt auch von den

1) Foscar. Relat., fol. 92 v. Verordnungen dieser Art finden sich in den Ordini, fol. 80, fol. 224 v. ect. Ein langes Strafedict Ord. fol. 198—f. 200 v.: „Regolation delle condanne circa la Cavalleria", vom 8. August 1577. Für jedes Pferd, welches nicht bei der Musterung erschien, mußten, wenn es ein Ritterpferd erster Ordnung (cavallo da lanza) war, 12 Zechinen; für eins der zweiten (primo piato) 8 Zechinen; der dritten, wie es solche halten mußten, welche über eine Serventaria besaßen (ronzino), 6 Zechinen; für die von 12—24 Caratti, 4 Zechinen; und von 1—12 Caratti, 2 Zechinen gezahlt werden. Waren die Waffen nicht in Stand, so zahlte die erste Ordnung 3, die zweite 2, und die dritte 1 Zechine Strafe. Dasselbe Strafgeld erlegen die, welche versäumen die Anzeige zu machen, wenn eins ihrer Pferde gefallen ist; und so noch mehrere andere Bestimmungen. Damit aber auch gehörige Ordnung in alle diese Dinge komme, drang Foscarini streng auf das Halten genauer Ritterbücher (libri della cavalleria), in welche der Bestand des Grundbesitzes und die darauf zu machenden Leistungen eingetragen wurden. Verordnungen darüber: Ord. fol. 181, fol. 203.

2) Ordini, fol. 228: „Assolutione delli condannati per non esser comparsi alla mostra de' feudati di Sithia." Der Erlaß geschah hier, wie es ausdrücklich heißt, weil die Schuldigen zu arm seien, die Strafe zu erlegen.

3) Foscar. Relat., fol. 92: „La essercitatione continua sarebbe sommamente necessaria per rispetto delli feudati di più bassa conditione, li quali habitano le ville, ne mai capitano alla Città, se non tanto quanto, chiamati a queste mostre alli tempi ordinarij, sono costretti venirvi, li quali non sapevano quello, che

Leuten, welche gebraucht wurden, um die Knappenpferde der begüterten Ritter zu reiten, wozu man meistens, den alten Satzungen, an die freilich kein Mensch mehr dachte, ganz zuwider, griechische Bauern nahm.

Eine vollkommene Reiterei, das gibt Foscarini selbst zu, konnte freilich aus diesen Elementen in zwei Jahren, bei zwei und drei Musterungen jährlich, nicht hervorgehen. Aber dahin hatte er es doch gebracht, daß das Volk nicht mehr des Spaßes halber (per gioco et burla) darnach lief und die verkehrt sitzenden Ritter nicht mehr mit Geschrei, Pfeifen, Steinen und abgefallenen Orangen zu verhöhnen brauchte. Man bewunderte im Gegentheil die gute Haltung dieser reorganisirten Cavallerie, welche im Allgemeinen bemerkbar wurde und namentlich bei einer großen viertägigen Musterung, welche Foscarini im letzten Jahre seines Amtes am Osterfeste zu Candia veranstaltet hatte, Aller Erwartungen übertroffen haben soll. Was sonst häufig vorgekommen war, daß nämlich bei jeder Bewegung Viele von den Pferden gefallen waren, sah man jetzt gar nicht mehr, weil man sie beim Einexerciren daran gewöhnt hatte, gegen Arkebusiere und Feldartillerie (falconetti) zu fechten, gegen welche sie schon mit großer Entschlossenheit den Angriff mit gefällter Lanze ausführten.

Um die Reiterei des Heerbanns überhaupt wieder zu dem zu machen, was sie ehemals gewesen wäre, und ihre Reorganisation auf dem guten Wege fortzuführen, welcher bereits durch ihn betreten worden sei, besteht Foscarini noch schließlich auf der Nothwendigkeit, ihr einen eigenen Generalcommandanten an die Spitze zu stellen, welcher sich ihr ganz widmen könne. Denn weder den Rettoren der einzelnen Districte, noch den General-Provveditoren werde, unter der Masse anderer Geschäfte, Zeit genug bleiben, dieser Sache die erforderliche Aufmerksamkeit zu widmen. Zeige man aber nur einmal etwas Nachgiebigkeit und weniger Strenge, so würden auch sogleich wieder die alten Misbräuche einreißen. Namentlich würden die Rettoren, mit ihrer Zeit

fusse montar à cavallo, ne stare in ordinanza, et non intendevano segno et suono di trombetta."

beschränkt, um sich die Sache nur vom Halse zu schaffen, hundert Entschuldigungsgründe annehmen, wodurch sich die Dienstpflichtigen den Musterungen zu entziehen suchen würden; sie würden selbst die Musterungen so weit als möglich hinausschieben, und dann, um nur fertig zu werden, alle Arten Pferde zulassen u. s. w. Und doch sei Strenge das einzige Mittel, mit diesem stolzen und widerspenstigen Adel auszukommen; seien ihm, der er ohne alle Rücksichten die neuen Verordnungen mit Eifer aufrecht erhalten habe, schon solche Dinge vorgekommen, wie solle das erst werden, wenn er nicht mehr selbst an der Spitze stehen und vielleicht Jemand seine Stelle einnehmen werde, der der Sache gar nicht einmal die Wichtigkeit beilege, welche er ihr beilegen zu müssen glaube? [1])

Hierauf und vorzüglich auch darauf gestützt, daß man in Dalmatien für 200 Mann Cavallerie einen Proveditoren unterhalte, brachte Foscarini in Vorschlag, man solle in Candia gleichfalls einen besonderen Proveditoren (un Proveditore sopra quella Cavalleria) zu diesem Zwecke unterhalten, zumal da er der Signorie nicht einmal viel kosten würde; denn der größte Theil seines Gehaltes könne aus den Strafgeldern der Reiterei selbst bestritten werden. In der That betrug auch die einzige Ausgabe, welche Foscarini bei seinen Reformen gemacht hatte, nicht mehr als 45 Dukaten monatlich, wofür zwei Capitäne unterhalten wurden, welche die Cavallerie zu Candia und Canea einübten, und diese geringe Summe, meinte er, komme gegen den Nutzen, welcher dadurch gestiftet werde, gar nicht in Betracht.

Genug, Foscarini hatte eine der Hauptaufgaben seiner

1) Foscar. Relat., fol. 93 a: „.....del che non è maraviglia, perche quelli sono nobili, et sa ben V. Serenità, quanta forza habbino li rispetti et le passioni, et se mentre son io stato in quello Regno, quando l'ordine era novo, et si vedeva, che da me era caldamente mantenuto, et che mi son sempre mostro alieno da rispetti, se sono viste di queste cose, V. Ser. può pensare quello, che succederà con il tempore, quando vi sarà forse persona, che non stimerà tanto questa materia, quanto giudico io, che la sia da stimarsi."

Verwaltung gelöst. Er hatte aus dem morschen Gebälk des alten Lehengebäudes, welches jeden Augenblick ganz in sich selbst zusammenstürzen wollte, ein neues stattliches Bauwerk aufgeführt zum Schutz der Insel und zur Ehre des venetianischen Namens. Aus den kläglichen Resten der alten Ritterschaft war ein neuer ansehnlicher Heerbann von 1200 Rittern hervorgegangen, und sein Schöpfer verlangte jetzt weiter nichts, als den guten Willen und einige Sorgfalt der Signorie zu seiner Unterhaltung; er verlangte vor Allem, man solle durch Nachlässigkeit nicht etwa wieder die Meinung Wurzel fassen lassen, als ob man gar nicht die Absicht habe, diese neugestiftete Reiterei bestehen zu lassen [1]).

Was die übrigen Elemente der Bevölkerung betrifft, so ist bereits oben erwähnt worden, daß nach dem Willen der Signorie ursprünglich zwischen den venetianischen Colonisten und den Eingeborenen eine strenge Scheidung stattfinden und diese zu jenen in ein völlig untergeordnetes Verhältniß der Abhängigkeit treten sollten. Später aber zwangen Politik und Nothwendigkeit die Signorie, den alten einheimischen Geschlechtern, welche sich noch durch Reichthum und Einfluß auszeichneten und zu allen Zeiten eine bevorzugte Kaste gebildet hatten, gewisse Zugeständnisse zu machen, welche sie der Colonie näher brachten. Die Abtretung von Ländereien als Freilehen an solche candiotische Archonten ist oben besprochen worden. Eine zweite Bewilligung dieser Art war die Errichtung eines eigenen einheimischen Adels, welcher nächst den Nobili Veneti die erste Classe der Bevölkerung bilden sollte. Die Entstehung dieser Nobili Cretensi — denn so nannte man sie — gehört wahrscheinlich in dieselbe Zeit, wo vornehme und reiche Candioten zum ersten Male unter die Belehnten aufgenommen wurden. Dies gab ihm anfangs seinen Werth und hat später seinen Ruin herbeigeführt.

1) Foscar. Relat., fol. 94: „....altro la (Ser. V.) non mette del suo, se non poco pensiero et di volontà; .....perche si dicesse, che in Candia vi fussero 1200 Cavalli, ne mi par buon consiglio l'afettionarsi tanto à openione, che si creda, che non potendo riuscire, non si voglia, che vi siano."

Denn in den ersten Zeiten wurde er nur spärlich und als Auszeichnung für geleistete Dienste ertheilt, gab die Befähigung zur Aufnahme unter die Belehnten und zur Zulassung zu gewissen Ämtern, stellte die damit Beschenkten dem venetianischen Adel ziemlich gleich und galt überhaupt als eine der größten Ehren, welche die Signorie erzeigen könne [1]). Mit der Zeit aber änderte sich dies. Der cretensische Adel ward von einer Menge weder durch Geburt noch durch Verdienst ausgezeichneter Menschen gesucht, welche nur die damit verbundenen Vortheile genießen wollten; und da sich habsüchtige und gewissenlose Beamte das Recht anmaßten, dergleichen Adelsdiplome für Geld und im Namen der Signorie auszustellen, so wuchs in kurzem der cretensische Adel so an, daß er allen Werth verlor, und diejenigen, welche ihn als Lohn ihrer Verdienste erhalten hatten, sich durch die Anzahl gemeiner und unbedeutender Leute entehrt glaubten, welche sich mit ihrem erkauften Adel auf gleiche Stufe stellen wollten. Foscarini beschuldigt namentlich die Districtsregierungen, und selbst einzelne Räthe, dieser ungesetzlichen Ertheilung des cretensischen Adels. Eine der nachtheiligsten Folgen davon war, daß die Signorie selbst eins der vorzüglichsten Mittel verloren hatte, wirkliche Verdienste auf eine würdige und angemessene Weise zu belohnen [2]). Vornehmlich von diesem Ge=

1) Foscar. Relat., fol. 121: „Li nobili Cretensi sono eletti per gratia, et quel grado prima, che fusse stato concesso così senza riguardo ad ognuno, era stimato molto, et tanto erano apprezzati alcuni nobili Cretensi di buona conditione, quanto li nobili Veneti. Questa nobilità era data in recompensa di merito a quelli, che lo havevano acquistato, et tanto era stimata quanto la maggiore et più honorata recognitione, che V. Ser. usasse donare.“

2) Daselbst fol. 121: „ma essa nobilità è venuta in vilipendio, et quelli meritevoli, che tenivano quello per un pretioso dono, hora in certo modo si sdegnano di esser fatti eguali à gente di vile et bassa conditione, che hanno ottenuto con molta facilità quello, che loro hanno acquistato per recompensa de grandissimi meriti.“ ...... „et in tanta moltiplicatione di che ha ottenuto la nobilità Cretense per mano di chi non poteva darla, è levato il modo alla Serenità V. di riconoscere et gratificar molti, che stimarebbono più questo di ogn' altro dono, che li potesse esser dato per qual si voglia merito loro.“

sichtspunkte aus aufgefaßt, bekam dieser Unfug eine Wichtigkeit, welche Foscarini ein nachdrückliches Einschreiten nöthig zu machen schien.

Er ließ sich daher sämmtliche Adelsbriefe vorlegen, unterwarf sie einer genauen Prüfung, um zu ermitteln, von wem und unter welchem Titel sie ausgestellt worden seien, und erklärte dann alle diejenigen, welche, von irgend einem Beamten ausgestellt, nicht die erforderliche Bestätigung von dem Rathe der Zehn oder der Pregadi erhalten hätten, für null und nichtig. Das Geschäft der Prüfung dieser Adelstitel, welches die Betheiligten natürlich nach Kräften erschwerten, zog sich, wie es scheint, in die Länge. Denn das in Folge derselben erlassene Gesetz erschien erst am 30. October 1577 und war daher überhaupt eins der letzteren, welche Foscarini gegeben hat.

Es ward darin ausdrücklich befohlen, daß Alle, deren Adelsbriefe für verfallen erklärt seien, aus den öffentlichen Registern, in welchen sie noch als Nobili Cretensi verzeichnet seien, ausgestrichen und der Zulassung zu den diesem Grade offenstehenden Ämtern und Würden für verlustig erklärt werden sollten [1]). Auch wurden alle Adelsbriefe, welche etwa noch in Zukunft von irgend einem Beamten der Republik ertheilt werden würden, gleich im voraus für ungültig erklärt. Nur zu Gunsten Derer wurde eine Ausnahme gemacht, welche ihr Adelsdiplom von einem General-Capitän des Meeres oder seinen Stellvertretern erhalten hätten. Ihnen wurde eine Frist von zwei Jahren gegeben, in welcher sie sich persönlich oder durch Bevollmächtigte nach Venedig wenden sollten, um die erforderliche Bestätigung des Rathes der Zehn nachzusuchen. Erfolge diese nicht, oder lasse man den genannten Termin unbenutzt vorbeigehen, so verfallen Diejenigen, zu deren Gunsten diese Ausnahme gemacht worden sei, in die Kategorie der Übrigen und seien ihres Adels verlustig. Als Grund, welcher ihn zu dieser Ausnahme bestimmte, gibt Foscarini das hohe Ansehen an, in welchem die Würde des General-Capitäns des Meeres in Candia stehe, das nicht

1) Foscar. Ordini, fol. 234.

durch Widerruf seiner Verordnungen und Zugeständnisse geschwächt werden dürfe. Jedoch empfiehlt Foscarini bei dieser Gelegenheit der Signorie ausdrücklich, daß sie mit ihren Bestätigungen und ferneren Ertheilungen des cretensischen Adels etwas spärlicher und zurückhaltender sein möge, weil dies das einzige Mittel sei, ihn wieder zu Ehren zu bringen und abermals zum Mittel der Vergeltung wesentlicher Dienste zu erheben [1]).

Foscarini bezweckte mit diesen Verordnungen in jedem Falle nichts Anderes, als die Wiederherstellung einer geregelten und in ihren Elementen fest bestimmten Stände-Ordnung, welche nach den Begriffen der Zeit und nach den Satzungen der Mutterstadt als die Grundlage jedes Gemeinwesens betrachtet wurde. Jede Vermischung der durch die Macht der Verhältnisse gebildeten und getrennten Classen galt ja damals als der erste Schritt zu unvermeidlicher Auflösung, und noch kannte man die Mittel nicht, aus dem Chaos, welchem eine solche Auflösung hätte entgegenführen müssen, neue Zustände für eine andere Weltordnung herauszubilden. Eben deshalb mußte auch Foscarini bei allen seinen Reformen wieder auf die alten Institutionen zurückkommen, welche ihm zur Basis und Richtschnur gegeben waren; und wie er folglich bei der Reorganisation der venetianischen Ritterschaft nur von der alten Lehensverfassung ausgehen konnte, so war auch die Wiederherstellung des cretischen Adels nur nach den Ideen möglich, welche ihm seinen Ursprung und seinen Charakter gegeben hatten.

Von demselben Geiste waren auch die Verordnungen beseelt, welche Foscarini in Bezug auf die Privilegirten der

1) Foscar. Relat., fol. 121 v: „sarà bene, che questo grado grandemente stimato in quel Regno sia mantenuto nella sua reputatione.“ — „si anco perche quanto più si vedrà, che la Seren. V. lo stimi, et non sia così facile nel concederlo, sarà tanto più desiderato, et quelli, ai quali parerà concederlo, se reservatamente sarà concesso, lo teneranno tanto più caro, et la si aprirà la strada di reconoscer li meriti di quelli, che la servono con cosa, che non li costerà, se non l'avertimento di non avilire il grado con investirne ognuno et con concederlo facilmente à tutti.“

Insel im Allgemeinen erließ, die sich nach und nach gleichfalls zu einer bestimmten Classe ausgebildet hatten. Die Privilegien, von denen hierbei vorzugsweise die Rede ist, bestanden namentlich in der Befreiung von dem persönlichen Zwangsdienste auf den Galeeren und bei dem Festungsbaue, welchem urspünglich alle Eingeborenen ohne Unterschied unterworfen gewesen zu sein scheinen [1]). Die ersten, zu deren Gunsten eine Ausnahme stattfand, waren die Familien der in den Lehensverband aufgenommenen Griechen, die Archontoromei oder Archontopuli, von denen oben die Rede war. Mit der Zeit aber wurden diese Privilegien auch auf die niederen Classen der Eingeborenen ausgedehnt, sei es als Lohn geleisteter Dienste oder auch aus anderen Rücksichten, welche in den Verhältnissen lagen. So hatten sich z. B. nach und nach Alle in die Classe der Privilegirten gesetzt, welche vorgaben, daß sie, gleichviel ob Griechen oder Italiener, von altadeliger Herkunft seien und ihren Adel nur durch Misgeschick und böse Zeiten unverschuldet verloren hätten. Man gab sich, wie wir gesehen haben, die Namen eines Dandolo, Venieri, Morosini, Gradonico, Foscarini u. s. w., und machte sich ohne Weiteres zum Nachkommen der ersten Geschlechter der Republik. Nichts war bequemer als dies, und in der allgemeinen Verwirrung achtete kein Mensch darauf.

Jemehr sich aber auf diese Weise der Kreis der Privilegirten erweiterte, desto leichter fanden auch Misbrauch und Usurpation Eingang. Die Privilegien waren, scheint es, zu gewissen Zeiten, gleich dem cretensischen Adel, ein Handelsartikel schlechter Beamten geworden; und vorzüglich mit daher mochte es gekommen sein, daß selbst eine große Menge Leute aus der gemeinsten Classe der Hörigen, der Parici (Πάροικοι) — wir werden über sie sogleich noch mehr sagen — sich mit zu den Privilegirten rechneten. Marin de' Cavalli beschuldigt namentlich mehrere Rettoren, daß sie aus Nach-

1) Im weiteren Sinne rechnet Foscarini zu den „Privilegiati" „tutti quelli, che havessero offitii, aspettationi salarii, provisioni, essentioni, gratie et altri beneficii overo qual si sia privilegio." Ordin. fol. 11 v.

lässigkeit oder Unwissenheit dergleichen Parici unter die vom Dienste Befreiten aufgenommen haben [1]).

Ja es ging in den letzten Zeiten sogar so weit, daß sich, mit Hülfe ihrer Lehensherren, ganze Gemeinden die Freiheit vom persönlichen Dienste zu verschaffen gewußt hatten, und dies zwar zum größten Nachtheile des Gemeinwesens. Die Folge davon war gewesen, daß eine Menge Bauern geradezu ihre früheren Wohnsitze verlassen hatten, um sich nach dergleichen privilegirten Dörfern überzusiedeln, wo sie von den Lehensherren immer mit Freuden aufgenommen wurden. Denn sie brauchten, bei der im Ganzen genommen dünnen Bevölkerung der Insel, immer Arme zum Anbaue ihrer Ländereien, und hatten daher ein unmittelbares Interesse, solche Umzüge zu veranlassen und zu begünstigen [2]). Auch diesem Unfuge mußte Maß und Ziel nach dem alten Herkommen gesetzt werden.

Eine der ersten Verordnungen Foscarini's war die am 21. November 1574 erlassene Proclamation, wodurch er Alle, welche in den letzten zwanzig Jahren Privilegien und Freiheiten erlangt hätten, aufforderte, sich innerhalb eines Monats in seiner Canzelei zu stellen, um dieselben einzeichnen zu lassen und gehörig zu rechtfertigen. Nach Ablauf dieser Zeit sollten sämmtliche nicht eingetragenen Privilegien aufgehoben sein, gleich als ob sie nie ertheilt worden wären [3]).

1) Marin de' Cavalli Relat. fol. 61.

2) Foscar. Relat., fol. 126: „Ha ben trovato, che modernamente in gratification di molti di quelli Nobili, sono stati essentati li Casali intieri et fatti liberi dall' obligo di galera et da ogn' altra fattione, la qual cosa riesce dannosissima, non tanto per il servitio publico, che resta perduto, quanto perche per quella via se invita li Contadini ad abandonar li Casali, dove prima habitavano, per andare à goder de quella libertà, che trovano in li casali privilegiati, con altretanto benificio di quelli, che ne sono Patroni, perche con il concorso delle genti beneficano mirabilmente li suoi luochi, quanto riesce di danno alli Patroni delli Casali, che restano abandonati, et del publico, che perde il servitio di più huomini assai, che non è stato mente di chi ha concesso quel Privilegio di esentarli."

3) Foscar. Ordini, fol. 11 v.: „Intimation sopra la presentatione de privilegi et gratie."

Es vergingen hierauf über zwei Jahre, ehe Foscarini, in Folge der gewonnenen Materialien, die Verhältnisse der Privilegirten durch ein neues umfassendes Gesetz ordnete, welches am 30. December 1576 bekannt gemacht wurde [1]).

Die Hauptbestimmung desselben war, daß sich, zu fernerer Controle, alle Privilegirten compagnienweise in Gemeinderegister einzeichnen sollten, welche Einzeichnung sie zugleich verpflichtete, sich dem Dienste der Milizen in ihrem Gebiete, aber unter eigenen Führern und Feldzeichen, zu unterziehen. Und damit dann auch für die Zukunft ihr Stand so rein als möglich erhalten werde, ward dieses Einzeichnen gleich mit auf ihre aus rechtlicher Ehe (legitimo matrimonio) geborenen Söhne ausgedehnt. Diese sollten nämlich einmal bei ihrer Geburt, und zwar vor zwei Zeugen, welche die echte Abstamstammung derselben von Privilegirten zu beschwören hätten, und zum zweiten Male, vor denselben Zeugen, oder vor andern, wenn jene nicht mehr lebten, nach vollendetem 16. Jahre eingeschrieben werden. Die zweite Einzeichnung, wobei die Identität des Jünglings mit dem vor 16 Jahren eingetragenen Kinde genau ermittelt werden mußte, galt zugleich als Act der Aufnahme des jungen Menschen unter die Milizen, wo der Sohn immer bei der Compagnie des Vaters eingestellt werden sollte. Für jede Einzeichnung, sowol in das Geburtsregister (libro della natività) als auch in die Dienstliste (rollo delli soldati), hatte der Vater einen Perper zu entrichten.

Da nun in Zukunft diese Bücher sowol als Bestätigung, als auch als Gewähr aller Privilegien aufbewahrt werden sollten, so waren diese schon an sich für alle Privilegirten verloren, welche es versäumen würden, sich selbst oder ihre Söhne einzeichnen zu lassen. Derselbe Verlust trat ein, wenn Einer ohne gegründete Ursache (senza legitima causa) drei Mal bei den Musterungen oder Übungen gefehlt hatte. Er verfiel dann von selbst in die Classe der gemeinen Landbewohner (Contadini) und hatte, wie diese, die gewöhnlichen Frohndienste (Angarie) beim Festungsbaue und auf den Galee-

1) Foscar. Ordini, fol. 146 v. — 149 v. „Ordine circa li privilegiati del Regno."

ren zu leisten. Denn in der persönlichen Freiheit von diesen bestand eigentlich das ganze Vorrecht der Privilegirten, welche in dieser Hinsicht dem Adel und den Belehnten gleichgestellt wurden [1]). Ausnahmen wurden sich jedoch auch jetzt noch für solche Fälle vorbehalten, wo dringende Gefahren eine nachdrückliche Vertheidigung der Insel oder schnelle Bemannung einiger Galeeren zum Dienste in den übrigen Besitzungen der Republik erheischen würden; denn dann, so schloß Foscarini sein Gesetz, baue die Signorie vorzüglich auf ihre Tapferkeit und Treue, und erwarte Alles von dem Gehorsam und der Schnelligkeit, womit sie die ihnen ertheilten Befehle ausführen würden.

Jedoch bezog sich dieses Gesetz zunächst nur auf vereinzelte privilegirte Familien. Erst längere Zeit nachher, am 8. August 1577, erschien ein zweites, welches die Verhältnisse ganzer privilegirter Gemeinden regelte. Nachdem hier Foscarini in der Einleitung auf die oben angegebenen Nachtheile aufmerksam gemacht, und namentlich gezeigt hat, daß die Dienstfreiheit gewisser Gemeinden eines Theils, zum größten Schaden vieler Belehnten, ganze Landstriche entvölkert und somit, in Ermangelung des Anbaues, in wüste liegende Felder verwandelt habe, andern Theils die Ursache sei, warum dem öffentlichen Dienste eine Menge Leute entzogen und folglich die Lasten Derer, welche diesen Dienst noch zu leisten hätten, unverhältnißmäßig erschwert worden seien: erklärt er alle ganzen Gemeinden ertheilten Freiheiten und Privilegien, welche von irgend einem Beamten der Republik, ohne Zustimmung und Bestätigung der Signorie, ausgegangen seien, für aufgehoben und verfallen [2]).

Daß dergleichen auch noch etwa in Zukunft gemachte Zugeständnisse schon im voraus für null und nichtig zu erachten seien, wurde dabei ausdrücklich festgesetzt. Und da

1) Foscar. Ordini, fol. 149: „et autenticati li suoi privilegij possino goder tutti li benefitij, essentioni et privilegij di non esser astretti ad alcuna fattione personale, et specialmente di angaria di fabrica et di galea, come godono li nobili et feudati di questo Regno."

2) Daselbst, fol. 200 v.

überhaupt eine Menge solcher Privilegien von den an dem Meeresufer wohnenden Gemeinden unter dem Vorwande erlangt worden waren, daß ihnen die Bewachung ihres Küstenstriches (le guardie alle marine) anvertraut sei, obgleich im Gegentheil diese Küstenwache unter allen Gemeinden der Reihe nach vertheilt war und regelmäßig aus dem öffentlichen Schatze bezahlt wurde, so befahl Foscarini ferner, daß fortan lieber allen Gemeinden, für die Zeit ihrer Küstenwache, die Dienstfreiheit zugestanden werde, welche bisher blos von mehreren unrechtmäßig für immer in Anspruch genommen worden sei. Erst nachdem alle Verhältnisse der Privilegirten auf diese Weise geregelt waren, erfolgten die zwei Verordnungen, welche als die Schlußsteine der sie betreffenden Reformen Foscarini's zu betrachten sind. Die eine, vom 12. October 1577, bestätigte die Privilegien aller Derer, welche sich in die am Schlusse des vorigen Jahres eröffneten Listen mit rechtlich begründeten Ansprüchen eingezeichnet hatten; die andere dagegen, vom 1. November 1577, erklärte diese Listen für geschlossen und hob somit alle Privilegien auf, welche noch nicht durch jene Einzeichnung gerechtfertigt worden waren. Nur einige Burgflecken (castelli), in welchen die Prüfung der Freibriefe noch nicht hatte vorgenommen werden können, und die Salzpächter von Suda, für die Zeit ihres Pachtes, wurden von dieser allgemeinen Maßregel ausgenommen [1]).

Es ist nicht zu verkennen, daß Foscarini in allen diesen Anordnungen in Bezug auf die durch Stand und Privilegien bevorzugten Classen der Insel, neben durchgreifender Strenge und einem hohen administrativen Verstande, auch jene aufgeklärte Liberalität und jenen edeln Sinn für Gerechtigkeit bewährte, welche den Grundcharakter seiner ganzen Verwaltung ausmachen und ihn vor vielen venetianischen Staatsmännern vortheilhaft auszeichnen. Noch mehr aber bewährte er diese erhabenen Eigenschaften in seinen Beziehungen zu der in Abhängigkeit und zum Theil noch seit Jahrhunderten in höchst drückenden Verhältnissen lebenden Bevölkerung nicht sowol der Städte, als vielmehr des offenen Lan-

1) Beide Verordnungen Ordini, fol. 229 v. und 237.

des, welche er, als das eigentlich schaffende und erhaltende Element, möglichst zu heben wünschte. Die Aufgabe hatte hier ihre eigenthümlichen Schwierigkeiten. Denn galt es auf der einen Seite das Volk durch Erleichterung seiner Lasten zu heben und für die Signorie zu gewinnen, so durften auf der andern auch wieder die Interessen der bevorzugten Classen nicht aus den Augen gelassen werden, welche, in ihrem Ursprunge rechtlich begründet, durch die Dauer mehrerer Jahrhunderte gewissermaßen unverletzlich geworden waren. Foscarini konnte aber nur nach den Begriffen der Zeit den eingerissenen Misbräuchen steuern und der ferneren Entartung gegebener, in vieler Beziehung freilich gewaltsamer Verhältnisse nach seinen Einsichten vorbeugen.

Da die Städte gleich vom Anfange der Colonisation an nicht mit in den Lehenverband gezogen, sondern, als Sitze der Regierung, der Republik vorbehalten worden waren, so waren sie auch von den Lasten frei geblieben, welche, der Natur der Belehnung zufolge, vorzüglich auf den Grundbesitz des offenen Landes fielen. Das Einzige, was man von den Städten verlangte, war, wie wir gesehen haben, die Abtretung einiger Häuser zu Wohnungen für die Belehnten, welche jedoch hierdurch keineswegs zu den Einwohnern in das Verhältniß der Herren zu den Untergebenen versetzt wurden. Daher war es gekommen, daß die Bewohner der Städte, ohne gerade durch neue Privilegien begünstigt zu werden, doch meistens ihre auf alte Satzungen gegründeten Freiheiten behalten hatten.

Sie zerfielen in zwei Classen: Bürger (Cittadini) und gemeines Volk (Populo di più bassa conditione oder Plebe). Von Rechtswegen waren sie beide von Personallasten befreit; sie brauchten weder auf den Galeeren zu dienen, noch sich zu den Frohnen beim Festungsbaue zu stellen [1]). Die Bürger, Griechen oder nach und nach eingewanderte Italiener, trieben Handel und Gewerbe, und hatten zum Theil Wohl-

1) Foscar. Relat., fol. 123: „Non hanno li populi delle città alcuna gravezza, non sono obligati a galera, ne ad angaria, vivono liberi del tutto."

stand, mitunter selbst Reichthum erlangt [1]). Die einzige Last, welche man ihnen, wahrscheinlich erst in neueren Zeiten, auferlegt hatte, war die Verpflegung der italienischen Besatzungstruppen in ihren Häusern. Erleichterung durch Anlage von Casernen (alloggiamenti) war ihnen längst versprochen worden, und die Erfüllung dieses Versprechens ward um so dringender, je mehr man, bei wachsenden Gefahren von außen, in anderen Beziehungen auf ihren guten Willen rechnete. Foscarini betrieb die Sache mit großem Eifer und brachte es wirklich dahin, daß nach und nach die Bürger ganz von Einquartirung befreit wurden. Hatte diese Maßregel auf die Stimmung der Bürgerschaft gegen die Signorie schon im Allgemeinen einen günstigen Einfluß, so hoffte man vorzüglich auch noch insofern die besten Erfolge davon, als sie sich bereitwilliger zum Dienste in den Stadtmilizen zeigen würde. Denn auch hierin fand, wie es scheint, kein Zwang statt. Man verpflichtete sich dazu durch freiwillige Einzeichnung, und die Waffen, Arkebusen oder Piken, wurden zum größten Theile von der Signorie geliefert [2]).

Dasselbe gilt von dem gemeineren Volke in den Städten, dessen Hauptbeschäftigung die Verfertigung von Fässern zum Transport des Öles oder des Weines war, welche auf der Insel gewonnen wurden. Ein guter Theil aus dieser Classe der Stadtbewohner vermiethete sich zu Zeiten auch für andere zum Dienste auf den Galeeren, unter der Bedingung, daß ihnen, außer dem Solde, noch eine beträchtliche Zulage bewilliget würde [3]). Im Allgemeinen herrschte zwischen Volk

1) Daselbst, fol. 122: „Vi sono anco molti Italiani, che fanno mercantie, come fanno anco molti delli Cittadini, de quali alcuni principali sono molto commodi et ricchi."

2) Daselbst, fol. 122 v: „Hora, che le Case de Cittadini sono libere, et che sono levati di esse li soldati, et che hanno veduto a molti segni, che essi soldati, che in qualche modo gli hanno molestati, sono stati castigati, et che vengono giustamente governati, credo, che siano di bonissima mente, et che sarebbono fidelissimi."

3) Daselbst, fol. 122 v. „Del Populo, nel quale vi è poca altre arte, che il fare et conciar botte, molti vanno alli tempi per altri in galera, per grossissimi gionte, che li sono dati."

und Adel in den Städten, vielleicht vorzüglich wegen der Unabhängigkeit des ersteren, immer eine gewisse Spannung. Sie wurde genährt einmal durch den Unterschied der Religion — denn der Adel bekannte sich meistens zur römisch-katholischen Kirche, das Volk zur griechischen, — und zweitens durch den unter dem gemeinen Volke eingewurzelten Glauben, daß dem Adel überhaupt die Theuerung des Getreides zuzuschreiben sei, welche bisweilen allerdings sehr drückend wurde [1]). Foscarini suchte diesem Übelstande durch die Anlage von Magazinen und andere zweckmäßige Maßregeln abzuhelfen. Denn das war der Hauptgrund des Misvergnügens dieses ebenso reizbaren, als auf der andern Seite fügsamen Volkes; und Foscarini konnte daher wohl die Versicherung geben, daß man von ihm nichts zu fürchten habe, so lange die Regierung nur dafür sorgen würde, die Städte gut zu verproviantiren und das Getreide zu niedrigen Preisen zu liefern.

Der Theil der candiotischen Bevölkerung, auf dem das Joch der venetianischen Herrschaft jedenfalls am schwersten lastete, war das Landvolk, welches durch die Einführung der abendländischen Lehensverfassung in den Zustand einer äußerst drückenden Hörigkeit versetzt worden war; d. h. die Bauern im eigentlichsten Sinne des Wortes (Contadini et Casaliotti, oder Villani), welche weder zu den Familien der Archontopulen, noch zu den Privilegirten gehörten. Doch gab es auch unter ihnen wieder verschiedene Abstufungen der Hörigkeit. Auf der untersten Stufe standen als Leibeigene, in der ganzen Ausdehnung des Wortes, die Nachkommen der Araber, welche bei der Wiedereroberung von Candia durch Nikephoros Phokas (961) zu Sklaven gemacht und als solche zum Anbaue des Landes an die Griechen in den verschiedenen Gemeinden der Insel vertheilt worden waren [2]).

1) Nachdem Foscarini von diesem Religionsunterschiede gesprochen hat, fährt er fort: „Ma generalmente così in quella (città), come in le altre, fra il Populo et Nobili vi è poca intelligentia; hanno openione, come è universale de tutta la plebe, che da loro procede la carestia; questi verrebbono, che vendessero il formento manco, che fusse possibile, et quelli desiderano di far valere le loro entrate quanto possono."

2) Flaminio Cornelio Creta Sacra, T. II, p. 240.

Obgleich nun diese Helotenkaste im Laufe von dritthalbhundert Jahren längst die Sprache und die Religion ihrer Beherrscher angenommen hatte, und auch das arabische Blut schwerlich mehr rein in ihren Adern floß, so hatte sie sich dennoch in ihrer Armseligkeit so getrennt erhalten, daß sie die venetianischen Herren noch genau unterscheiden und als ein von Grund und Boden unabhängiges Gemeingut unter sich vertheilen konnten. Sie wurden Pariki (Parici = Πάροικοι) genannt, und die Parikia (Parichia) war seitdem, als Bezeichnung der tiefsten Sklaverei, ein verhaßter Name geworden. Jedes venetianische Ritterlehen erhielt ursprünglich 25 solcher Pariki, und zwar mit der Erlaubniß freier Verfügung über dieselben. Die venetianischen Ritter konnten sie entweder auf ihren Gütern ansiedeln oder auch verkaufen, selbst außerhalb der Insel. Erst später, als diese Freiheit wahrscheinlich zu einem schmachvollen Sklavenhandel ausgeartet war, beschränkte die Signorie den Verkauf auf die Insel und setzte den Preis jedes Hauptes auf 200 Marcelli fest [1]).

Mit der Zeit verlor überhaupt die Parikia viel von ihrer ursprünglichen Unmenschlichkeit und Härte. Schon ziemlich frühzeitig, wie es scheint, ertheilte die Signorie den Herzögen und Rettoren von Candia die Vollmacht, dergleichen Leibeigenen (Villani, so nannte man sie auch vorzugsweise), namentlich in Kriegszeiten, wo man Menschen brauchte, die Freiheit wiederzugeben, wenn sie sich durch eine ausgezeichnete Handlung zur Ehre der Republik dessen würdig gemacht haben würden; und als man einmal diesen Schritt gethan hatte, trug man kein Bedenken mehr, diese Vollmacht auch

1) Eine Hauptstelle darüber bei Quirini, Descrizione ect., fol. 83: „Li detti Parici nativi dalli Barbari divisi et separati a tutte le Cavallerie diedero 25 per ogni Cavalleria; et era data libertà alli signori di quelli di poter vendere detti Parici à suo bene placito fuor dell' Isola; ma dapoi fu presa parte, che non si vendessero fuor dell' Isola; e se alcuno voleva vendere gli suoi Parici, li vendeva sopra l'Isola per marcelli 200 l'uno.“ Was hierauf in unserer fehlerhaften Handschrift folgt, ist so verwirrt, daß ein rechter Sinn nicht leicht hineingebracht werden kann.

auf Friedenszeiten auszudehnen. Das hierüber erlassene Gesetz sollte jährlich zweimal in Candia und auf der ganzen Insel öffentlich verkündigt werden [1]).

Wahrscheinlich unter dem Schutze und dem Vorwande dieser Verordnung erlangten eine große Menge Pariki ihre Freiheit wieder. Wir wissen sogar aus der Relation des Marin de' Cavalli, daß nicht wenige die Unwissenheit und die Bestechlichkeit der Rettoren zu benutzen wußten, um sich in die Classe der Privilegirten zu versetzen [2]), und Foscarini bestätigt dieselbe Thatsache, indem er überhaupt bemerkt, daß die Parikia in Candia durchaus nicht mehr das sei, was die berüchtigte und verhaßte Parikia auf Cypern gewesen wäre. Ganz ausgerottet aber war sie auch noch nicht. Es gab noch hie und da wirkliche Nachkommen der alten Pariki, welche man vor Zeiten auch Agraphi (Ἄγραφοι, wahrscheinlich nicht in die Gemeindelisten Eingetragene) nannte, und welche noch ganz in derselben Sklaverei dahinlebten, wie ihre Vorfahren [3]). Foscarini sagt uns nicht, daß er etwas zu ihrer Erleichterung gethan, oder überhaupt diesem unnatür-

1) Commiss. de Barbo, f. 20: „Item so ordinato, che a tempo de guerra possate tu et l'altro conseglier et capetanio de Candia francar quelli villani, che vi parerano degni per le cose notabile, qual havessero fatte per honor del Dominio; .... et similmente se a tempo di pace alcuni villani manifestassero over facessero cosa alcuna notabile per bene del stato nostro, possino esser francati al modo preditto; et questo sia cridato in Candia et altre terre de l'Isola do volte al anno."

2) Marin de' Cavalli Relat., fol. 61.

3) Foscar. Relat., fol. 126, wo er vom Eintragen der Privilegirten in die Milizen spricht: „havendovi aggionti anco diversi, che per Privilegij antichi, credo io, che, fatti essenti della servitù di Parichia, hanno procurato di tempo in tempo renovation di essi privilegij, vengono ad haver' acquistato in loco di liberatione di servitù, anco benefitio d'essentione d'angaria et obligo di galea." — Und dann daselbst, v.: „et seben non vi è in Candia quella general famosa et odiosa parichia, che gia soleva essere in Cipro, vi è pero qualche seme di essa, et qualche residuo, peroche vi sono alcuni Parici descendenti da quelli, che anticamente erano chiamati agrafi, li quali hanno quest' obligo et servitù di Parichia."

lichen Zustande durch neue eingreifende Gesetze ein Ende gemacht habe. Wahrscheinlich verschwanden die letzten Spuren dieses unmenschlichen Verhältnisses erst mit dem allmäligen Absterben der venetianischen Herrschaft auf Candia.

Dagegen nahm sich Foscarini mit desto größerem Eifer des Schicksals der übrigen Landbewohner an, welche, gleichfalls in Hörigkeit verfallen, die Masse und den Kern der Bevölkerung ausmachten. Er erklärte der Signorie geradezu, daß sich von dieser Classe noch das Meiste erwarten lasse, und daß sie folglich vor Allem Schutz und Berücksichtigung verdiene. Candia sei freilich zu weit von Venedig entfernt, als daß alle Klagen und Bedürfnisse dieser achtbaren Leute bis zu ihren Ohren durchdringen könnten, zumal da sie auch noch häufig durch Furcht und Scheu abgehalten würden, ihre Stimmen laut werden zu lassen. Allein man solle sie nur dem Schutze guter Beamten anempfehlen und die Insel rein halten von unruhigen Köpfen, die sie verleiten könnten, so werde man finden, daß ihr Wille der beste sei und die Signorie auf ihre Treue bauen könne [1]).

Es versteht sich von selbst, daß die Verhältnisse dieser Hörigen durch die Jahrhunderte der venetianischen Herrschaft hindurch auch manche Modification, manche Verbesserung erfahren haben mochten; allein im Ganzen lastete die eiserne Hand der venetianischen Ritter noch schwer auf ihren Häuptern. Es hing, wie überall bei dergleichen Hörigkeitsverhältnissen, so viel von den persönlichen Eigenschaften der Herren ab, und daß in dieser Beziehung die oben geschilderte Zertheilung der Lehen nicht etwa zum Vortheile der an diesen haftenden Bauern ausschlug, ergibt sich aus den natürlichen Gesetzen über das Verhältniß der drückenden Gewalt zu dem durch sie erzeugten Drucke. Jemehr der Herren, desto stärker auch die Last, die die Massen zu tragen hatten. Luca Michiel klagt namentlich darüber, daß die schlechte Behandlung, welche die Bauern noch hie und da von den kleinen venetianischen Landjunkern, die auf ihren Dörfern alle Bildung verloren hätten, erdulden müßten, eigentlich die Haupt-

1) Daselbst, fol. 128 v.

ursache sei, warum sich unter ihnen noch zu Zeiten Widerspenstigkeit zeige [1]).

Da die venetianischen Ritter natürlich nicht selbst ihre Lehengüter bewirthschaften konnten, so waren im Allgemeinen die darauf (als glebae adscripti) befindlichen Griechen zu ihnen in das Verhältniß zinspflichtiger Hintersassen getreten. Sie sollten als solche zwar eine gewisse persönliche Freiheit genießen; allein die Willkür und die Masse der Abgaben und der Dienste, welche von ihnen verlangt wurden, machten diese Freiheit schon an sich wieder zunichte [2]). Man gab ihnen das Land entweder als Erbpacht (in livello perpetuo) für einen festgesetzten jährlich zu entrichtenden Zins, oder als Zeitpacht auf gewisse Jahre (terreni affitati di tanti in tanti anni) mit der Bedingung der Unterhaltung und einer Abgabe entweder des Drittels vom Ertrage, oder eines gewissen Pachtgeldes, nach der Ausdehnung des Terrains (fitto per mesurata) [3]).

Beide Arten, an sich bei den gegebenen Verhältnissen natürlich und selbst gerecht, führten gleichwol zu allerhand Misbräuchen und Bedrückungen. So wurden z. B. Erbpächter, außer ihrem ursprünglichen Pachtgelde, in der Regel noch mit der Abgabe des Drittels belastet, wenn sie ihren

1) Luca Michiel, Relat. d. Candia, fol. 254: „Si trovano bene alcuni Nobili Veneti, et specialmente certi pochi, che habitano continuamente in villa, i quali non facendo buona compagnia, anzi trattando con pessimo et barbaro modo i lor Villani son causa, che alcuna volta si sentono delle Cose, con non picciol dispiacere de rapresentanti in detto Regno, ect."

2) Foscar. Relat., fol. 126 v.: „Resta ancora in li contadini, anco in quelli, che sono liberi, certa obligatione di far alli Patroni tanti angarie all' anno con le persone et con li animali, et da la longhezza del tempo et gran rispetto, che hanno essi Villani alli Patroni, sono introdotti alcuni oblighi, che non saprei dire che fussero del tutto liberi."

3) Daselbst: „. . . . essendo investiti li contadini dell' utile, restando alli Cavalieri il diretto dominio." — Doch konnten die Bauern, welche einmal das „utile dominium" hatten, nicht eher von dem Grundstücke vertrieben werden, als bis es aufhörte Früchte zu tragen.

Grundstücken, um sie ergiebiger zu machen, eine andere Bestimmung gaben, als sie vom Anfange an gehabt hatten. Machte Einer in dieser Weise aus einem schlechten Getreidefelde einen Weingarten, so betrachtete dies der Gutsherr als ein freigewordenes Grundstück und verlangte zur Zeit der Weinlese den dritten Theil der Trauben, ohne dabei weiter an die Verminderung des Erbpachtes zu denken. Gleich im ersten Jahre, am 8. Juli 1575, steuerte Foscarini diesem Misbrauche durch ein Gesetz, welches die Verpflichtungen der Erbpächter gegen ihre Herren ganz wieder auf die ursprünglichen Verträge zurückführte [1]).

Ähnliche Misbräuche veranlaßte der Umstand, daß die Abgaben des Drittels meist in Naturalien und zwar von den Gutsherren selbst eingetrieben wurden. Anstatt z. B. bei jeder Weinlese das gebührende Drittel nach dem zu erheben, was das Jahr hergeben mochte, wartete der Gutsherr ein besonders ergiebiges Jahr ab, machte hiernach einen Überschlag und verlangte dann drei, vier Jahre hintereinander, fruchtbare oder unfruchtbare, dieselbe Abgabe, bis sich der Segen Gottes wieder besonders reichlich über seine Weinberge ergoß, was natürlich zu einer neuen Abschätzung für das nächste Lustrum benutzt wurde, u. s. w. Die Folge davon war, daß ein guter Theil der Weinbauern, bei ihrem schon an sich kostspieligen Gewerbe, geradezu zu Grunde gerichtet wurden [2]).

Eine noch gemeinere Betrügerei fiel da vor, wo die Abgabe in ausgedroschenem Getreide bestand. In Candia war es nämlich allgemein gebräuchlich, das Getreide in einem nach unten etwas spitz zulaufenden Maße, und zwar immer

1) Foscar. Ordini, fol. 54: „Ordine che alli livellari perpetui non sia alterato l'obligo fatto da prima."

2) Foscar. Relat., fol. 127: „et se fra quel mezzo passavano anni sterili, occorreva, che il Cavaliere per la ingorda stima si appropriava quasi tutta l'uva, et il contadino, che haveva posta l'opera, la spesa et la fatiga, ne restava privo." — Gleich darauf sagt Foscarini, daß er diese schmachvolle Abschätzung der Weinberge gänzlich verboten habe. Das Gesetz darüber fehlt aber in unserer Sammlung der „Ordini".

gehäuft zu vermessen. Um nun bei der Vermessung des Zinsgetreides auf ihr Drittel den armen Bauern so viel als möglich abzunehmen, ließen sich die Herren ihr eigenes Gemäß machen, oben so weit als möglich, unten enge, und zwar von recht starkem Holze, welches oben noch mit einem dicken Reife versehen wurde. Beim Abmessen setzte sich dann auf der am Rande hierdurch rundherum gebildeten Fläche noch ebensoviel Getreide fest, daß, wie Foscarini selbst versucht hatte, der Haufe bis auf 34 Procent anwuchs, während der gewöhnliche Unterschied zwischen dem gehäuften und dem abgestrichenen Maße nur 16 Procent betrug [1]). Diese Betrügerei war also wol einträglich genug. Allein Foscarini machte ihr schnell durch ein im Mai 1576 publicirtes Gesetz ein Ende, demzufolge künftighin alle Getreideabgaben nach abgestrichenem Maße berechnet werden sollten. Der Gutsherr wurde für jedes gehäufte Maß mit einer Buße von einem Dukaten, und sein Factor (fattore), welcher etwa auf diese Weise für sich einen Gewinn zu machen versuchen möchte, mit 16 Monaten Galeerenstrafe, oder, wenn er dazu untauglich sein würde, 10 Jahren Verbannung bedroht. Auch setzte bei dieser Gelegenheit Foscarini zugleich fest, daß fortan jährlich zu Ende des Monats August von dem Herzoge und den Rettoren die Getreidepreise bestimmt werden sollten, damit für den Fall, daß einige Zinspflichtige ihre Abgaben in baarem Gelde entrichten würden, ungebührliche Willkür nicht weiter vorkommen könne [2]).

Außerdem wurden aber die Bauern von ihren Herren noch durch hundert andere Abgaben und Frohndienste belästigt, welche Foscarini nur im Allgemeinen angibt. Eine schreiende Ungerechtigkeit war es z. B., daß die Ritter von völlig nutzlosen und unfruchtbaren Grundstücken, auf denen, wie Foscarini sich ausdrückt, nicht einmal Viehfutter wuchs, denselben Zins verlangten, wie von den ergiebigsten Feldern.

1) Außerdem gibt Foscarini fol. 127 v. folgendes Verhältniß an: „le sei colme respondero misure sette rase.“

2) Foscar. Ordini, fol. 122: „Ordine che le terzarie de' fromenti et altri biave debbano esser pagate dalli contadini a loro patroni in misure rase.“

Von Weideplätzen wurde der zehnte Theil der Heerden erhoben. Da man aber nicht selten dieselbe Wiese mehreren Bauern zu gleicher Zeit zur Benutzung überließ, so kam es, daß dasselbe Grundstück oft doppelten und dreifachen Zehnten abwerfen mußte.

Vorzüglich hoch wurde der Grund und Boden besteuert, auf dem die Bauern ihre Häuser, oder besser Hütten, aufgebaut hatten (Spitotopi); nicht zu gedenken der unzähligen Abgaben, welche auf diesen Hütten selbst lagen. Wie in neueren Zeiten die Fenstersteuer in Aufnahme gekommen ist, so hatten die venetianischen Herren schon im 13. Jahrhundert auf Candia eine sonderbare Thürensteuer eingeführt, welche in Hühnern bezahlt werden mußte. Warf das Schwein des Bauern, so kam der Ritter und las sich von der jungen Zucht so viel aus, als ihm gefiel; schlachtete er eins ins Haus, so verlangte der Ritter so und so viel an Würsten, Speck, Schinken u. s. w. Brachte der Bauer sein Stroh in die Scheuer, so war es abermals derselbe Ritter, der davon seinen Theil vorwegnahm; und brauchte dieser Menschenhände, Pferde oder anderes Vieh zu seinen Arbeiten oder auch zu seinem Vergnügen, so war es wieder der Bauer, der es liefern mußte. Genug, in dieser Weise ging es Jahr aus Jahr ein fort, sodaß, wie Foscarini behauptet, gewöhnlich Alles, was der Bauer mit seiner Hände Arbeit erschwingen mochte, noch vor Abfluß des Jahres Eigenthum der Ritter geworden war. Diesen Plackereien allen im Einzelnen und auf ein Mal ein Ende zu machen, war freilich fast unmöglich, zumal da sich kaum mehr nachkommen ließ, was etwa mit gewissen rechtlichen Ansprüchen, was aus Willkür verlangt und erpreßt werden mochte. Daher konnte sich Foscarini in allen diesen Dingen nur auf allgemeine Gesetze beschränken, welche die Lasten der Hintersassen so viel wie möglich auf die ursprünglichen Zustände zurückführen sollten [1]).

1) Foscar. Relat., fol. 127 v.: „. . . . et in tanti maniere sono tirati, che quasi sempre prima, che finisca l' anno, tutto quello, che si affaticavano et cavavano dalle loro braccie, cascava

Zu diesen Privatlasten kamen nun aber auch noch die Leistungen an den Staat hinzu, welche die Bauern entweder für sich oder im Namen ihrer Grundherren machen mußten. Rechtlich bestanden sie eigentlich blos in einer sechstägigen Frohne beim Festungsbau, zu welcher sich jeder Bauer mit seinem Zugviehe jährlich ein Mal zu stellen hatte und in dem Dienste auf den Galeeren für gewisse Zeiten. Namentlich dieser Galeerendienst, der härteste und deshalb am meisten gefürchtete, wurde von den Rittern, welchen es gewissermaßen überlassen war, die zu stellenden Leute auszuwählen, dazu benutzt, die Bauern, wie Foscarini sich ausdrückt, im Zaume zu halten und in allen Dingen gleichsam ganz zu Sklaven zu machen. Wollte der Ritter einen seiner Hintersassen züchtigen oder fügsam machen, so schickte er ihn auf lange Zeit zu den Galeeren; wollte er ihm dagegen für bereits bewiesene Fügsamkeit dankbar sein, so machte er ihn auf längere Zeit frei davon. Und dies war eben ein vortreffliches Mittel, Alle, die sich etwa in anderer Beziehung bei den Behörden hätten beklagen wollen, zum Schweigen zu bringen [1]).

Auch die Frohnen bei dem Festungsbaue wurden ungesetzlich vermehrt und zum Vorwande von allerhand Bedrückungen von Seite der Beamten und Ritter gemisbraucht.

in mano delli Cavalieri. Hò cercato di proveder quanto hò potuto, alle cose, che mi sono state scoperte, et remediato à molte et liberato insieme li contadini dall' extraordinarie angarie."

1) Foscar. Relat., fol. 128: „.... et havendo veduto li Villani, che qualcuno ha potuto asconderli, et li è riuscito, et li Cavalieri prevalendosi di questo, hanno con tal vie tenuto in freno li Contadini, mettendoli in gran servitio, se li hanno fatti liberare, et in gran timore, se havendo alcuna volta operato, che sia posto in galera qualcuno, che essi hanno voluto offendere, se pur non hanno cambiato la sorte dell' uno all' altro; hò considerato questo per materia di molto importantia, perche con questi mezzi essi cavalieri si fanno li Villani più che schiavi con tutto, che siano da loro odiati, et possono tenerli, come si dice, le piede in gola, che non ardiscono mai dolersi di cosa ingiusta, che sia fatta da loro et per queste vie vengono li poveri ad esser oppressi."

Vorzüglich insofern war ein großer Misbrauch eingerissen, als man Pferde und Zugvieh, die man etwa zum öffentlichen Dienste, bei Gelegenheit von Reisen der Beamten, bei Versendungen, Transporten u. s. w. brauchte, ohne Weiteres und zwar mit Gewalt den Bauern wegnahm, ohne an irgend eine Vergütung, oft wol nicht einmal an die Zurückgabe zu denken. Im Juli 1575 erließ Foscarini ein eigenes Gesetz hierüber, in welchem, mit Untersagung aller und jeder außerordentlichen Frohne, das Miethgeld der Bauerpferde, deren sich in Zukunft noch die Beamten bedienen möchten, täglich auf $1^1/_2$ Perper festgesetzt wurde. Um überhaupt diesem Unfuge noch gründlicher zu steuern, ließ er für die von den Juden zu leistenden Abgaben eine Anzahl Pferde und Maulthiere anschaffen, welche fortan zum öffentlichen Dienste bestimmt bleiben sollten. In demselben Gesetze ward zugleich auch das gewaltsame Aufkaufen von Lebensmitteln zu niedrigen Preisen, welches die so schon zu Boden gedrückten Bauern vollends zu Grunde richtete, allen Beamten bei 16 Monaten Galeerenstrafe verboten. Und da sich vorzüglich die italienische Reiterei beim Fouragiren dergleichen Unbill zu Schulden kommen ließ, so ward das Gesetz auch mit auf sie ausgedehnt, indem noch überdies befohlen wurde, daß in Zukunft jedes Jahr die Preise festgesetzt werden sollten, für welche den Truppen die Produkte der Bauern überlassen werden dürften [1]).

Auf der andern Seite — und zu verwundern ist dies eben nicht — hatten sich freilich auch wieder die Bauern allerhand Nachlässigkeiten und Säumnisse bei ihren von Rechtswegen zu machenden Leistungen zu Schulden kommen lassen. Daß z. B. in vielen Gegenden das Zinsdrittel entweder gar nicht, oder nur unregelmäßig an die Ritter entrichtet wurde, beweist am besten eine Verordnung, welche Foscarini im September 1575 bekannt machen ließ [2]); und noch schlimmer stand es um die Frohndienste, die dem Staate zu leisten

1) Ordini, fol. 68v: „Ordini che non siano aggravati li contadini d'altre gravezze o angarie oltra quelle, che deveno al Principe." — Und Foscar. Relat., f. 127 v.

2) Daselbst, fol. 82.

waren. Eine Menge Bauern hatten sich schon seit mehreren Jahren gar nicht bei dem Festungsbaue eingestellt, oder ihre Frohnen durch Geld abgelöst, wie in neueren Zeiten allerdings nachgelassen worden war [1]). Strenge ward aber in dieser Hinsicht um so nöthiger, je dringender die schleunige Herstellung der seit langen Zeiten verfallenen Festungswerke geworden war.

Schon im Januar 1575 gab daher Foscarini den Säumigen nur noch eine Frist von 15 Tagen, innerhalb welcher alle nicht geleistete Frohnen, bis zum Jahre 1574, mit Geld abgelöst, die des letzten Jahres aber, mit denen des laufenden, persönlich noch geleistet werden sollten, und zwar mit Androhung einer zweijährigen geschärften Galeerenstrafe [2]). Diese erste Proclamation hatte jedoch, wie es scheint, nur wenig Erfolg. Foscarini fand bald, daß der Hauptgrund des Unfugs darin zu suchen sei, daß es bisher an den nöthigen Aufsehern über die Frohnen gefehlt hatte; und die Anstellung besonderer Hauptleute zu diesem Zwecke (Capitanei deputati a far venir le angarie alla fabricha) war folglich eine seiner ersten Sorgen [3]).

In der Proclamation, durch welche schon im nächsten Monate, am 21. Februar 1575, die Wahl eines General-Inspectors über die Frohnen des Districtes von Candia bekannt gemacht wurde, wiederholte Foscarini zugleich auch die näheren Bestimmungen über den persönlichen Frohndienst oder dessen Ablösung in Geld. Sechs Tage blieben, wie bisher, die festgesetzte Dienstzeit; und wer sich loskaufen wollte, hatte jede Frohne für sich mit 13 Perpern und für seine Pferde oder Maulthiere mit 19 Perpern zu vergüten. Über beides, den persönlichen Dienst sowol, als die Leistungen in Geld,

1) Schon L. Michiel (Relat. della Canea, f. 205) erwähnt, daß man, um den Festungsbau von Suda zu beschleunigen, das Abkaufen der Frohnen mit 12 Perpern gestattet, wofür dann Leute gemiethet wurden.

2) Ordini, fol. 28: „Ordine sopra le angarie." — „. . . sotto pena alli disobedienti irremissibilmente di andar per anni doi in galera forzata à vogar il remo con li ferri alli piedi."

3) Verordnungen darüber: Ordini, fol. 103 v. 137, 221 v.

sollte genau Buch und Rechnung gehalten werden, wovon alle drei Monate eine Abschrift in der Rechnungskammer (nell' offitio del Rasonato fiscal) niedergelegt werden mußte. Überdies wurden die Geistlichen und Ortsvorsteher jeder Gemeinde (Papati, contestabili et principati) für die Frohnen ihrer Untergebenen, persönlich oder in Geld, verantwortlich gemacht und ermächtiget, gegen Säumige Pfändung eintreten zu lassen. Wer sich dieser widersetzen würde, verfiel in eine Galeerenstrafe von 18 Monaten. Andere Nebenbestimmungen betrafen das Verhalten und die Besoldung des General-Inspektors, welchem von jeder Frohne für den Mann 24, für die Pferde 32 Soldini aus der Kammerkasse ausgezahlt werden sollten. Noch kurz vor Foscarini's Abgange, im August 1577, wurde die Verpflichtung zum Frohndienste, unter gleichen Bestimmungen auch auf die Bewohner der von den Dörfern entlegenen Landhäuser (Metochi) ausgedehnt, welche sich bisher demselben zu entziehen gewußt hatten [1]). Und daß auch für die fremden Bauern, welche sich nach und nach als unmittelbare Unterthanen der Republik, und zwar gegen die geringe jährliche Abgabe eines Perper, hatten ansiedeln dürfen, keine Ausnahme stattfand, geht schon daraus hervor, daß diese Classe der Landbewohner, meistens vergräcisirte Italiener, schon seit alten Zeiten zum Dienste auf der Flotte verpflichtet war [2]). Nur den bevorrechteten sphakiotischen Familien, welche Foscarini, wie wir oben gesehen haben, zur Strafe zum Frohndienste verdammt hatte, wurde später diese Last wieder abgenommen [3]).

Hatte aber auch Foscarini gerade in diesen Dingen, bei

1) Die betreffenden Gesetze daselbst fol. 116, 198, 226.

2) Commiss. de 1580, p. 31 v.: „Ordine circa le habitationi di qualche Latino, Vlacho, Turco, et d'ogn' altra generatione." In diesem Gesetze, welches wahrscheinlich in sehr frühe Zeit gehört, werden auch die räthselhaften Vasmulen als auf Candia Eingewanderte erwähnt. Die Abgabe eines Perper ward schon durch ein Gesetz vom 23. Juli 1303 festgesetzt; und die Verpflichtung dieser „Villani forestieri" oder „Villani del Commun", findet sich zum ersten Male in einem Gesetze vom 16. Juni 1332. Beide daselbst, p. 55, 56 v.

3) Ordini fol. 231. Gesetz vom 10. October 1577.

welchen die höchsten Interessen der Republik, die ganze Existenz ihrer Herrschaft auf Candia ins Spiel kamen, eine eiserne Strenge bewiesen, so hatte er sich doch nichtsdestoweniger die Achtung und Liebe des unterdrückten Volkes erworben, welches ihn in vieler Beziehung als seinen Retter und Wohlthäter betrachtete. Aber freilich wußte dieses Volk auch recht gut, daß vor Allem er die Seele und das erhaltende Prinzip seiner eigenen Schöpfungen sei. Es war daher nur natürlich, daß unter den armen candiotischen Landbewohnern nach seinem Abgange auch die Besorgniß auflebte, daß das, was er zu ihrem Wohle gethan hatte, nicht von Dauer sein werde. Foscarini theilte sie selbst, diese Besorgniß, und meinte, es müsse der Zeit überlassen werden, zu enthüllen, ob er sich getäuscht habe [1]).

Eine eigene Schattirung der nichtgriechischen Bevölkerung auf Candia zur Zeit der venetianischen Herrschaft bildeten die Juden. Sie lebten, wie damals freilich überall, in einem völlig rechtlosen und gedrückten Zustande und mußten die bloße Existenz mit schweren Steuern erkaufen. Grundbesitz war ihnen natürlich gar nicht gestattet [2]). Christen durften bei ihnen keine Dienste nehmen, und aller Umgang mit ihnen sollte überhaupt so viel wie möglich vermieden werden. Es wäre jedenfalls ein Irrthum, wenn wir erwarten wollten, daß Foscarini in Dingen, welche, wahrscheinlich zum guten Theile durch die Nothwendigkeit geboten, unter der Macht der Vorurtheile von Jahrhunderten zu unabweisbaren Thatsachen geworden waren, über seiner Zeit gestanden haben sollte.

Er eiferte im Gegentheil z. B. mit fanatischer Wärme gegen den unerlaubten Umgang der Christen mit Judendir=

1) Foscarini Relat. fol. 128: „Hò fatto in fine molte cose in sollevation di quelli Populi, li quali mentre son stato in Candia, hanno goduto; ma hanno ben temuto, che dopo la mia partita non siano fatti retornare all' antico modo; peroche ne io mi assicuro, ne li poveri contadini si fidano, che li tanti miei ordini fatti in questi propositi siano osservati; il che doverà esser dal tempo scoperto."

2) Commissione de Bollani, fol. 50.

nen, welche, zum Skandale der Christenheit, namentlich zu Bällen und Festlichkeiten in Privathäuser gezogen wurden, und hier allerdings mehr noch durch ihr unsittliches Wesen, als durch ihre Abkunft Anstoß gaben. Mit einem Worte, die Judenschaft war es, welche in Candia seit undenklichen Zeiten die öffentlichen Dirnen lieferte, die ihr schamloses Gewerbe ziemlich offen trieben. Aus ihrem Umgange mit Christen war ein eigenes Bastardgeschlecht hervorgegangen, welches Foscarini mit unversöhnlichem Hasse verfolgte [1]).

Auch gehen die Strafen, womit er jeden Umgang dieser Art belegte, fast ins Unglaubliche. Wurde ein Christ bei einer Jüdin angetroffen, oder auch nur durch Aussagen überführt, daß er bei ihr gewesen sei, so sollte er ohne Unterschied des Standes zehn Jahre auf die Galeeren geschmiedet, oder, hierzu untauglich, nach Erlegung einer Geldbuße von 500 Liren, auf Lebenszeit aus allen venetianischen Besitzungen, ja sogar von allen venetianischen Schiffen verbannt werden. Die Dirne aber sollte man sogleich hinrichten und ihren Körper öffentlich verbrennen. Sollte doch schon die bloße Gegenwart einer Jüdin bei einem christlichen Feste an ihr selbst mit dem Staubbesen, an ihrem Vater oder Mann mit achtzehnmonatlichen Galeeren in Ketten und Banden und, wenn es eine Wittwe wäre, mit ewiger Verbannung bestraft werden! Nahmen Christen bei Juden Dienste, so wurden beide Theile, Herren und Knechte, mit dem Staubbesen durch die Stadt getrieben und auf fünf Jahre verbannt. Zeigte sich eine Jüdin zur Zeit einer Procession außerhalb dem Ju-

1) Foscarini Relat. 130: „era così publica et palese la prattica et conversation delle donne hebree con Christiani, et tanta l'intrinsichezza, che non pure in tutte le feste, che si facevano in Case particulari, dove non costumano andar le donne greche, ma in altre case, che manco devevano con scandaloso esempio (siami perdonato) erano frequentate l'hebree, con le quali et non con altre si facevano le feste; queste erano il publico trattenimento, questo il publico trastullo, et in queste in fine si resolveva il principal postribulo, et da esse di seme christiano sono nate infinite creature." — Anderwärts, Ordin. fol. 115, klagt Foscarini namentlich, daß sich „molte donne hebree" erlaubt haben, „impudicamente ornate et lascivamante depinte star' in luochi publici."

denquartiere (zudeca), so hatte sie gleichfalls den Staubbesen verwirkt und ihre Angehörigen mußten noch 20 Zechinen Strafe zahlen [1]).

Vorzüglich streng war die Aufsicht und die Gesetzgebung über fremde Juden in Candia, welche Foscarini als ebenso viele Spione betrachtete und deshalb immer in die Judenquartiere verbannt wissen wollte [2]). Das einzige Mittel, welches den Juden zur Erleichterung ihrer drückenden Lage übrig blieb, war der Übergang zum Christenthum (el tor del baptesmo). Daß sie sich aber hierein in Candia damals ebenso schwer fügen wollten, wie anderwärts, versteht sich von selbst [3]). Vielleicht zeugt gerade nichts mehr für die unerträgliche Strenge der Verordnungen Foscarini's, als die Thatsache, daß während seiner Verwaltung allerdings mehrere Judenfamilien zum Christenthum übergingen. Übrigens versichert Foscarini selbst, daß sich über seinen Abgang von Candia Niemand mehr gefreut habe, als die Juden, wahrscheinlich in der Hoffnung, daß seine Nachfolger wenigstens etwas von dieser verhaßten Strenge nachlassen würden [4]).

Der Zahl nach scheint die candiotische Judenschaft ziemlich bedeutend gewesen zu sein. Die allein in der Stadt Candia ansässigen Juden gibt Foscarini auf 700 Köpfe an. Einer etwas spätern Angabe zufolge befanden sich im Jahre 1627 im Ganzen 1160 Juden in Candia [5]).

Überhaupt hatte aber die Bevölkerung von Candia während der Herrschaft der Venetianer, unter dem Einflusse der

1) Foscarini Ord. fol. 11: „Prohibitione di usar con Hebrea." Es war dieses eins der ersten Gesetze Foscarini's vom 21. November 1574. — Und dann: fol. 115: „Ordine, che non possi alcun christiano star al servitio di Hebrei."

2) Daselbst, fol. 179 v.: „Ordine sopra li Hebrei forestieri, che capitano in questo regno di Candia."

3) Commiss. de Barbo fol. 21. Commiss. de 1580 f. 540.

4) Foscarini Relat. fol. 130: „ho ben inteso, che della partita mia et mutation del governo hanno sentito grandissimo contento."

5) Daselbst, fol. 122 und für die letztere Angabe Flam. Corn. Creta Sacra, T, II. p. 443.

mislichen Verhältnisse, die wir geschildert haben, bedeutend abgenommen. Zur Zeit, als die Venetianer davon Besitz nahmen, also zu Anfang des 13. Jahrhunderts, soll die Insel Creta, deren Einwohnerzahl man im Alterthum mit einer Million nicht zu hoch anzusetzen geglaubt hat, doch noch immer 5—600,000 Seelen gezählt haben. Im 16. Jahrhundert dagegen betrug sie durchschnittlich nur noch 250,000 Seelen. Eine genaue Angabe bringt sie kurz vor Foscarini's Ankunft bis auf 271,489 Köpfe [1]). Dabei muß man jedoch mit in Anschlag bringen, daß die Bevölkerung der Insel gerade in den letzteren Zeiten durch neue Colonisten einigen Zuwachs erhalten hatte. Denn erstens hatten sich seit der Einnahme des Peloponnes durch die Osmanen eine ziemliche Anzahl Griechen aus Napoli di Romania, Monembasia und der Maina in Candia angesiedelt, und zweitens war die Insel ganz neuerdings auch der Zufluchtsort der Cyprier geworden, welche sich nicht unter das Joch osmanischer Gewaltherrschaft beugen wollten. Diese hatten sich meistens in der Stadt Candia niedergelassen, wo sie ruhig Handel und Gewerbe trieben; jene dagegen lebten theils in Canea, theils auf der Ebene Lassiti, wo man ihnen Ländereien angewiesen hatte, die sie gegen eine bestimmte Abgabe von Getreide an die Magazine des Staates bebauten [2]).

Genaue und sichere Nachrichten über die numerischen Verhältnisse der Bevölkerung hat zuerst auch wieder Foscarini, nach der von ihm angeordneten Volkszählung, gegeben. Dergleichen Volkszählungen waren zwar öfter von der Signorie angeordnet worden, und namentlich sollten die Rettoren während ihrer zweijährigen Verwaltung, schon der Frohndienste und der Steuerregister wegen, wenigstens ein Mal die Geburtslisten ihrer Districte (Nagraffi) revidiren lassen [3]);

1) Pashley Travels in Crete. Vol. II, p. 286 und p. 326, nach venetianischen Handschriften.

2) Foscarini Relat. fol. 122: „Vi sonno assai Cipriotti che si industriano et fanno diversi traffichi.“ Ferner fol. 130 v. Ein eigenes Gesetz in Betreff der Getreidelieferungen der auf der Ebene Lassiti angesiedelten Moreoten: Ordini fol. 178.

3) Commiss. de Barbo fol. 26 v. Commiss. de 1580 f. 77 v.

allein die Sache war, wie vieles Andere, vernachlässiget worden, und man schwebte daher über den eigentlichen Bestand der Bevölkerung völlig in Ungewißheit. Gibt doch selbst noch Marin de' Cavalli, wenige Jahre vor Foscarini, die Bevölkerung von Candia so im Allgemeinen hin nur auf **160,000** Seelen an, wovon er ganz willkürlich **40,000** in die Städte und **120,000** auf das offene Land verlegt [1]).

Foscarini war, wie gesagt, der Erste, welcher die Sache mit Ernst und Eifer betrieb. Gleich im ersten Jahre verordnete er eine allgemeine Volksschätzung, und schickte zu diesem Zwecke nach allen Gegenden der Insel besondere Taxatoren ab, welche mit Hülfe der Geistlichen die ganze Bevölkerung von Haus zu Haus und zwar nach verschiedenen Classen aufnehmen sollten. Die eine Classe bildeten alle männlichen Einwohner, vom **14.** bis zum **60.** Jahre, welche, natürlich mit Ausnahme des Adels und der Privilegirten, sämmtlich zum Frohndienste bei den Festungen verpflichtet wurden; eine zweite, die aber auch schon mit in der ersten enthalten war, die Männer vom **18.** bis zum **50.** Jahre, die auf den Galeeren dienen mußten; eine dritte die Privilegirten; und dann noch drei andere die Kinder, Frauen und Greise [2]). Auch sollte bei dieser Gelegenheit zugleich eine allgemeine Abschätzung des Viehstandes vorgenommen werden, und daß man auf diese Weise zum ersten Male Sicherheit über die Zahl der Gemeinden erhielt, ergibt sich von selbst. Das Geschäft zog sich natürlich in die Länge, ward aber doch noch unter Foscarini vollendet, welcher folgende Hauptresultate angibt.

Nach ihm belief sich die Zahl sämmtlicher Dörfer und Weiler (Casali) auf **1070**; und die der ganzen Bevölkerung auf **219,000** Seelen, wovon **29,918** auf die Städte und **189,382** auf die Dorfschaften kommen. Die Zahl der Männer in der Kraft der Jahre (huomini da fattion) betrug **55,645**, also etwas über ein Viertheil der ganzen Bevölkerung; und von diesen waren **26,693** zum Dienste auf den

1) Marin de' Cavalli Relat. fol. 53 v.

2) Genaue Verordnungen und Ernennungspatente für die Taxatoren: Ordini, fol. 61, 72, 105 v. 135, 138, 211 v.

Galeeren, 33,349 zu den Frohnen bei dem Festungsbaue und 10,691 zu den Milizen verpflichtet [1]). Die Bevölkerung der Hauptstadt Candia schätzt Foscarini, mit Ausnahme der Garnison, auf 17,000 Seelen, wovon nur 1500 in die Milizen eingetragen waren, so wie in Canea 600 und in Rethimo 300 [2]).

Natürlich war die Bevölkerung, schon des Terrains wegen, sehr ungleich vertheilt. So betrug z. B. die Einwohnerzahl des gebirgigen Districtes von Sithia nur 13,273, wovon blos 3135 rüstige Mannschaft waren; und die des Cantons von Girapetra 8144, unter denen sich 2058 in der Kraft der Jahre und 6086 Frauen, Kinder und Greise (donne, putti et gente inutile) befanden [3]).

Noch mehr ins Einzelne gehen die etwas späteren Angaben von Barozzi, Quirini und Boschini, die sich übrigens sämmtlich auf Foscarini's Abschätzungen stützen. Barozzi ist am ausführlichsten, weicht aber, ungeachtet er selbst sagt, daß er sich ganz auf Foscarini stütze, doch in einigen Punkten wesentlich ab. Er bringt die ganze Bevölkerung nur auf 193,798 Seelen (nach den vier Hauptdistricten kommen davon auf Candia 78,152, Canea 55,635, Rethimo 45,324, und Sithia 14,687), wobei jedoch ein Irrthum obzuwalten scheint, indem bei der Bevölkerung von Sithia die Frauen mit 14,000 nicht mitberechnet worden sein sollen. Außerdem gibt Barozzi auch die Zahl der venetianischen Nobili an, welche um diese Zeit in den vier Hauptstädten lebten: In Candia 200, Canea 132, Rethimo 50, und Sithia 25, im Ganzen also 407 [4]).

Ähnliche Abweichungen finden sich auch bei Quirini und Boschini, die zum Theil auf fehlerhafter Berechnung beruhen mögen. Eine genaue Abschätzung, welche im J. 1627, unter dem Herzog Marco Gradonico vorgenom-

1) Foscarini Relat. fol. 143.

2) Daselbst, fol. 122. Jetzt schätzt man die Bevölkerung der Stadt Candia auf 15,000 Seelen.

3) Daselbst, fol. 85 v. u. 86 v.

4) Barozzi Descrittione dell' Isola di Creta, fol. 21 fg.

men wurde, ergab nur wieder 192,725 Seelen [1]). Seitdem scheint sich die Bevölkerung, namentlich auch unter der türkischen Herrschaft, wieder etwas gehoben zu haben. Beim Ausbruch des griechischen Freiheitskrieges im Jahre 1821 wurde sie auf 260—270,000 Seelen geschätzt, war aber in Folge desselben im Jahre 1834 bis auf 129,000 S. herabgesunken [2]).

Dürften wir im Übrigen Boschini's Urtheil über die Cretenser seiner Zeit als vollwichtig und begründet hinnehmen, so hätte selbst das Joch der venetianischen Ritter den ausgezeichneten Eigenschaften ihres Charakters und Wesens, wodurch sie sich schon im Alterthum hervorthaten, nur wenig Abbruch gethan. Er rühmt an ihnen Schärfe des Geistes, Macht der Rede, Geschicklichkeit im Wein- und Getreidebaue, Gewandtheit im Bogenschießen, Tüchtigkeit im Kriege zu Land und zur See, und vor Allem große Umsicht und Fertigkeit in der Verwaltung ihrer eigenen Angelegenheiten [3]) Ganz anders lautet aber freilich die Schilderung, welche z. B. Marin de' Cavalli entwirft, der die Dinge, in der allgemeinen Verwirrung kurz vor Foscarini, vielleicht etwas ins Schwarze malt.

Ihm zufolge kannten die Cretenser weder Standhaftigkeit im Glauben noch Treue gegen die Signorie. Er sieht in ihnen nichts, als ein in Immoralität und Faulheit versunkenes Geschlecht, welches es nur seiner eigenen Nachlässigkeit und Trägheit zuzuschreiben habe, wenn es in Armuth und Elend dahinleben müsse. Denn wenn das Volk auf Candia nur arbeiten wolle, wie es könne und solle, so würden ihm Reichthum und Überfluß zu Gebote stehen [4]). Am wenigsten dürfe man den Versicherungen der Candioten in Bezug auf ihre Anhänglichkeit an die Republik trauen, so groß auch immer die Ehrfurcht sei, mit welcher sie den Namen des

1) Flam. Cornelio a. a. O. p. 443.

2) Pashley Travels Vol. II, p. 325, 326.

3) Boschini Descriz. fol. 29.

4) Marin de' Cavalli Relat. fol. 54 v.: „Li popoli dell' Isola sono negligentissimi, e sarian tutti ricchi, se lavorassero il paese, come posson facer.“

Heiligen Marcus aussprächen. Die Geschichte der vergangenen Jahrhunderte sei der beste Beweis für ihren Wankelmuth; und wenn sie jetzt noch etwas vom Abfalle zurückhalte, so sei es vorzüglich die schlechte Behandlung, welche ihre Nachbarn, die Moreoten, von den Türken zu erdulden hätten. Ganz anders würde es sein, wenn sie sich mit christlichen Fürsten in Verbindung setzen könnten; und folglich dürfe die Signorie in keinem Falle auf sie zählen in Zeiten der Noth und der Gefahr. Er sei daher auch der Meinung, daß man sie noch durch Armuth in einer gewissen Abhängigkeit erhalten müsse. Je reicher man sie machen würde, desto gefährlicher würden sie werden; denn man könne nicht wissen, zu welchem Zwecke sie ihre Reichthümer anwenden würden. Vor Allem solle man sich nicht etwa in den Sinn kommen lassen, ihnen die Waffen in die Hand zu geben; ja, man solle lieber suchen, sie denen vollends zu entreißen, welche sie jetzt noch besäßen. Denn im Frieden würden sie sich ihrer nur zu Räubereien, Aufruhr und Unfug bedienen, und in Kriegszeiten könne man ja so auf ihre Treue nicht mehr rechnen. In jedem Falle genüge es, einen Theil des Stadtvolkes zu bewaffnen, vorausgesetzt, daß man darauf sähe, daß diese Milizen immer wenigstens um ein Drittel, ja vielleicht selbst um die Hälfte schwächer seien, als die jedesmalige venetianische Besatzung [1]).

Marin de' Cavalli sprach hier im Geiste und unter dem Einflusse der Politik, welche die Signorie schon von Alters her in Bezug auf ihre Colonien befolgt hatte und vielleicht auch noch in Zukunft befolgt wissen wollte. Allein das

1) Derselbe, fol. 55: „L'animo di questi popoli credo che sia instabile, et se ben dicon Agio Marco con dimostration grande di divotione, non di meno le tante rivolutioni di quell' Isola per il passato occorse mi fan dubitare di loro; li quali se si mantengon in fede, non per altro lo fanno, che per i mal trattamenti che usan Turchi verso Greci della Morea lor vicini. . . . Io non vorrei quei popoli troppo ricchi, perche sarian più pericolosi, che non sono, et forse se servirian di quelle ricchezze per altro . . .“ Dann, man solle ihnen die Waffen entziehen, sie höchstens einem kleinen Theile der Stadtbewohner lassen u. s. w. „Quelli del popol delle città bastan esser armati, pur ch' essi sian anco inferiori à soldati d'un terzo al men, et forse della meta.“

Gewaltsystem, welches diese Politik erzeugt und nach und nach bis zu jener unerbittlichen Strenge ausgebildet hatte, welche das Heil der Republik zuletzt nur noch in den Fesseln ihrer Unterthanen sah, fing an auf Candia seine Kraft zu verlieren. Schon Luca Michiel, ein aufgeklärter Mann, der wohl wußte, was noth that, machte, als Cavalli's Nachfolger, auf die schwachen Seiten dieses Systems aufmerksam.

Es sei ein Irrthum, sagte er unter Anderm, wenn man die Candioten, vielleicht einiger unruhiger Köpfe wegen, immer nur mit dem Namen von Ungläubigen und Rebellen belege und sie als solche behandeln wolle. Er theile durchaus nicht diese Meinung. Er habe im Gegentheil die Überzeugung gewonnen, daß sie sämmtlich, gleichviel ob sie sich zum lateinischen oder griechischen Cultus bekennen, unter Christi Panier mit derselben Bereitwilligkeit im Dienste der Republik Gut und Blut aufopfern würden. Freilich sei es wahr, daß sie durch die zu große Strenge übermüthiger Beamten in ihrer Treue wankend gemacht und zum Abfall gereizt werden könnten. Allein dasselbe zeige sich bei allen Völkern der Welt, welche von ihren Fürsten und Herren nicht mit Milde regiert würden; und diese sei gerade bei den Candioten mehr vonnöthen, als bei irgend einem andern Volke. Denn er wisse aus langjähriger Erfahrung, daß man das, was man von ihnen nicht mit milden und wohlwollenden Worten erlangen könne, auch nicht mit den heftigsten Drohungen und den härtesten Strafen durchsetzen werde [1]). Der beste Beweis sei die Art, wie er die Sphakioten, nachdem sie durch Cavalli in die Verbannung geschickt worden wären, durch Milde und Gewandtheit wieder zur Treue gegen die Republik

1) Luca Michiel Relat. d. Candia, fol. 253 v.: „. . . ma questo io tengo, che sia appresso tutte le Nationi del Mondo, quando da i lor Principi et signori non son retti et governati con piacevol modo, il che è peculiarissimo de Candiotti; per ciò che le affermo per esperienza, che già tante et tante volte fui sopra quel Regno, che quel, che non fanno con dolci et amorevoli parole, non faranno ne anche con le più severe minaccie et più severi castighi, che si possa imaginare.“

zurückgeführt habe. Dasselbe System habe sich während seiner Verwaltung überall bewährt, wo er Gelegenheit gefunden, es in Anwendung zu bringen. Mit der größten Bereitwilligkeit habe sich Jedermann in den Willen und die Wünsche der Signorie gefügt, sobald man diese nur mit Schonung und Milde, nicht aber mit Gewalt habe durchsetzen wollen.

„Und daraus," so schließt Michiel seinen Bericht an die Signorie, „ziehe ich eben den Schluß, daß Jeder, welcher dieses Volk regieren will, alle Härte und Strenge bei Seite setzen und dagegen Nachsicht und Menschlichkeit vorwalten lassen muß. Denn diese sind im Stande, selbst Tiger und Löwen zu bezwingen, wie viel mehr Menschen, welche Christen sind und, so sehr sie auch noch von der Höhe italienischer Bildung entfernt sein mögen, doch darnach streben, sich ihr so weit zu nähern, als es ihre Natur und der beständige Umgang mit Italienern gestatten mag."

Übrigens fanden beide, Marin de' Cavalli und Luca Michiel, den Grund und Anfang alles Übels in den mislichen Verhältnissen zwischen den venetianischen Rittern und dem Volke, welche wir oben kennen gelernt haben. Was Giacomo Foscarini gethan hat, um sie durch zeitgemäße Reformen zu mildern, ist der beste Beweis, daß ihm die Ideen seines Vorgängers, Luca Michiel, nicht fremd geblieben waren. Er setzte, wie dieser, seine ganze Hoffnung für Candias Zukunft auf die Erhebung des bisher niedergedrückten Volkes, in dem sich, selbst unter dem Elende der Jahrhunderte, doch noch ein gesunder Kern erhalten hatte. Die Reform der Lehensverhältnisse blieb im Allgemeinen auch die Grundlage seiner übrigen Wirksamkeit, welche sich auf alle Zweige der Verwaltung erstreckte. Unter unsäglichen Schwierigkeiten bewährte er auch da überall dieselben Eigenschaften eines aufgeklärten Menschenfreundes und eines der umsichtigsten und erleuchtetsten Staatsmänner, welche die Republik Venedig je hervorgebracht hat und ihr Stolz und ihre Zierde gewesen sind. Wir heben hier nur noch einige Hauptmomente seiner vielseitigen Thätigkeit heraus.

Alles, was mit dem Militärwesen und der Vertheidigung der Insel in näherer Beziehung stand, nahm dabei die erste

Stelle ein. Denn so wie die Lehnsreiterei und die Landmilizen in Verfall gerathen waren, so ließ auch das Heerwesen, so weit es die aus dem Mutterlande herbeigezogenen Besatzungstruppen betraf, viel zu wünschen übrig. Im Allgemeinen gingen die venetianischen Miethtruppen nur ungern nach Candia, weil sie, überhaupt gering besoldet, dort mehr, wie irgendwo, den Betrügereien und Unterschleifen ihrer eigener Capitäne ausgesetzt waren. Desertionen waren daher hier auch, so weit sie nur ausführbar waren, an der Tagesordnung. Foscarini hielt es aber gerade für einen der wichtigsten Punkte, daß ein tüchtiges stehendes Truppencorps in schlagfertigem Zustande und bei guter Stimmung erhalten werde[1]).

Er drang daher nicht nur auf eine angemessene Verstärkung dieser Besatzungstruppen, sondern suchte ihr Loos auch durch Erhöhung ihres Soldes und bessere Verpflegung erträglicher zu machen, während er auf der andern Seite den eingerissenen Misbräuchen in der Militärverwaltung durch strenge Gesetze Einhalt zu thun suchte[2]). Dann wurde vorzüglich für eine bessere Verwaltung der Arsenale und Magazine gesorgt, wobei gleichfalls große Unordnungen eingerissen waren, und endlich machte Foscarini auch das gesammte Befestigungswesen der Insel zum Gegenstande seiner ganz besondern Sorgfalt. Außer den beiden Hauptthäfen von Suda und Spinalonga ließ er, so weit die ihm zur Verfügung gestellten Mittel reichten, auch die Hauptstädte und die vorzüglichsten Castelle im Innern des Landes mit neuen Werken, Geschütz, Munition und Mundvorrath versehen[3]).

1) Luca Michiel Relat. fol. 254.

2) Foscarini Relat. fol. 147 v.—149 v. — fol. 160 v. 164 u. s. w. Übrigens befindet sich über das gesammte damalige Militärwesen der Insel unter den Handschriften der kais. Bibliothek zu Paris noch eine besondere höchst interessante Schrift: „Relatione del Signor Brunoro Zampeschi, Governore Generale della Republ. di Venetia in Candia.“ St. Germ. N. 787, fol. 173—177. 10 Folioseiten. Zampeschi war zur Zeit Foscarini's 41 Monate lang Befehlshaber der gesammten bewaffneten Macht der Insel. Hier können wir jedoch darauf nicht näher eingehen.

3) Foscar. Relat. fol. 84 v.—88 v. Dann fol. 105 v.—107 v. Auch

Gleichen Eifer und gleiche Umsicht wandte Foscarini ferner auch der Verbesserung des Seewesens der Insel zu. Hier hatte er aber mit um so größeren Schwierigkeiten zu kämpfen, da der mühselige Zwangsdienst auf den Galeeren von der dazu verpflichteten einheimischen Bevölkerung am meisten gehaßt und, soviel nur irgend möglich, geflohen wurde. Da mußte nun freilich mit großer Strenge eingeschritten werden, um von den 10 Galeeren, welche die Insel zu stellen hatte, wenigstens 6 beständig in vollständiger Bemannung und genügender Ausrüstung zu erhalten. Denn von den 8000 Matrosen und Ruderknechten (galeoti), welche die Insel, den bestehenden Gesetzen zufolge, aufbringen sollte, waren kaum 4—5000 wirklich in die Schiffsrollen eingezeichnet und, wenn sie gebraucht wurden, waren auch nicht einmal so viel zu haben. Wer sich nur irgend von diesem verhaßten Dienste losmachen konnte, der that es, sei es gestützt auf das wirkliche oder angebliche Privilegium der Befreiung, oder durch die Flucht und die Bestechung der betreffenden Beamten. Im besten Falle schickten die Bürger und Lehensträger, welche verpflichtet waren, eine gewisse Anzahl ihrer Hörigen zum Galeerendienste zu stellen, anstatt dieser, weil sie sie besser zum Anbau ihrer Ländereien brauchen konnten, untaugliches Gesindel nach den Schiffen, welches für leichtes Geld immer zu haben war. Das hatte aber den Seedienst nur immer mehr herunter und am Ende gänzlich in Verruf gebracht [1]).

Um ihn nun möglichst zu heben und die Interessen der gerade so äußerst wichtigen Vertheidigung der Insel vom Meere her für die Zukunft in nachhaltiger Weise wahrzunehmen, beschränkte Foscarini vorerst die Privilegien, welche zum Grund und Vorwand der Befreiung von dem Galeerendienst genommen wurden, verschärfte dann die Gesetze über die persönliche Leistung desselben [2]), und sorgte endlich für ein besseres Com-

die Ordini sind voll von Gesetzen, welche hierher gehören. Dazu Zampeschi fol. 173 v.—174 v. und 177, wo vorzüglich auf den Mangel an Geschütz und Munition aufmerksam gemacht wird.

1) Foscarini Relat. fol. 108—109 und 149 v.—151.

2) Daselbst fol. 126, und die betreffenden Verordnungen: Ordini

mando und tüchtigere Ausrüstung der 25 Galeeren, welche eigentlich immer zum Schutz der Insel in Bereitschaft sein sollten. Zu diesem Zwecke ernannte er an der Stelle der bisherigen nachlässigen Schiffsführer (Sopracomiti) 25 im Seewesen erfahrene Bürger zu Galeeren-Capitänen, denen mit dem höheren Range der „Governatori" und einer entsprechenden Besoldung zugleich die Vollmacht ertheilt wurde, ihre Offiziere zu wählen und überhaupt für Alles zu sorgen, was die tüchtige Bemannung und Ausrüstung der ihnen anvertrauten Galeere betraf [1]). Zugleich suchte er auch die Handelsmarine der Insel dadurch zu heben, daß er Kaufleuten und Schiffsrhedern, die sich bisher nur kleiner Fahrzeuge (galere sottili) bedient hatten, den Bau größerer Schiffe (galeazze et Navilij maggiori) dringend anempfahl und sie dabei selbst mit Vorschüssen und Erleichterungen jeder Art unterstützte [2]).

Natürlich waren aber alle diese Dinge nicht ohne bedeutende Geldmittel durchzuführen und ins Werk zu setzen, welche — so wollte es durchaus die Signorie — aus den Einkünften der Insel selbst beschafft werden sollten. Das war jedoch gerade einer der schwächsten Punkte der venetianischen Verwaltung von Candia. Denn daß die Insel, sowie überhaupt die Besitzungen der Republik in der Levante, viel kostete und nichts einbrachte, war eine durch die Erfahrung längst erwiesene Thatsache. Namentlich erforderte der Schutz und die Vertheidigung dieses Reiches fortwährend höchst ansehnliche Geldopfer. Der Etat der besonderen Kriegskasse für Candia betrug allein 200,000 Dukaten [3]). Auch war es

fol. 80 u. 142, „Proclama in materia di galeotti gia falliti", und fol. 177 v.

1) Ordini fol. 144 u. 181, Gesetz über die Einführung der 25 Governatori di Galea.

2) Hierüber spricht vorzüglich die Vita di Giacopo Foscarini p. 67.

3) In einer Übersicht über die Einnahmen und Ausgaben der Republik, welche um das Jahr 1570 dem Könige von Spanien mitgetheilt wurde, heißt es z. B.: „L'isole di Candia, Zante et Ceffalonia, Corfu et gli altri luoghi che tengono in levante gli sono più tosto d'in-

eine der vorzüglichsten Aufgaben, die Foscarini gestellt worden waren, daß er wenigstens das Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben möglichst herstellen und in die durch schlechte und gewissenlose Beamte, Betrug und Unterschleife und ein völlig zerrüttetes Geldwesen verwilderte Finanzverwaltung etwas Ordnung bringen sollte.

Mit welchen Schwierigkeiten er da zu kämpfen hatte, beweist die schlagende Thatsache, daß sich das Defizit in dem Finanzetat der Insel beinahe auf 200,000 Dukaten belief. Denn bei einer Einnahme von 130,366 D. betrugen die Ausgaben nicht weniger als 326,060 D., sodaß noch 195,694 D. Zuschuß aus dem Staatsschatze des Mutterlandes erforderlich waren [1]). Foscarini glaubte nun das Übel an der Wurzel anzugreifen, wenn er vor Allem das durch Habsucht der Finanzbeamten, Willkür bei Handel und Wandel, Falschmünzerei und Beschneiden der vollwichtigen Münzen in entsetzliche Verwirrung gerathene Geldwesen wieder auf eine sichere Basis zurückführe. Es mußte vorerst der Werth des Geldes durch einen gesetzlich bestimmten Cours geregelt werden. Denn während die venetianische Zechine von Alters her nur 18 Perpern, die noch immer die gewöhnliche Verkehrsmünze der Insel waren, gelten sollte, war sie namentlich bei den Soldzahlungen der Truppen längst zu 24½ Perpern berechnet worden, zu welchem Cours sie aber Niemand annehmen wollte. Beständige Händel zwischen Soldaten und Kaufleuten, welche nicht selten mit Gewalt ihrer Waaren beraubt wurden, waren davon die natürliche Folge. Diesen Unordnungen machte Foscarini dadurch ein Ende, daß er den gesetzlichen Curs der Zechine auf 22 Perpern fixirte, zu welchem Jedermann bei Strafe verpflichtet wurde, sie anzunehmen und zu berechnen. Nach und nach fügte man sich darein, und außerdem, daß Vertrauen und Redlichkeit im

teresse che di beneficio." Daru, Hist. de la républ. de Venise, T. VI, p. 206. Und in einer ähnlichen Übersicht aus dem Jahre 1619 findet sich unter den Ausgaben: „La caisse des milices de Candie 200,000 Ducati." Daselbst p. 265.

1) Foscarini Relat. fol. 159.

täglichen Verkehr mehr fühlbar wurden, erwuchs auch der Staatskasse dadurch ein nicht unansehnlicher Gewinn [1]).

Damit war aber zur Deckung des Defizits doch nur erst wenig erreicht. Es mußten dafür noch ergiebigere Hülfsquellen eröffnet werden. Als eine solche, als die vorzüglichste, betrachtete Foscarini die Vermehrung der Zölle. Denn diese schien, bei dem durch unsägliche Lasten niedergedrückten Volke, welches sich der Erhöhung directer Steuern auf das Entschiedenste widersetzte, noch den meisten Erfolg zu versprechen, zumal da es vornehmlich nur mit darauf ankam, den auch hierbei eingerissenen Unterschleifen und sonstigen Unordnungen durch strenge Controlle Einhalt zu thun. Ein großer Theil der Producte der Insel, namentlich die Weine, welche, als die vorzüglichsten Handelsartikel, in ungeheuern Massen nach allen Weltgegenden ausgeführt wurden, umgingen den Zoll oder waren überhaupt noch gar nicht besteuert. Foscarini führte daher nach und nach einen völlig neuen Zolltarif ein, demzufolge bei der Ausfuhr z. B. für jedes Faß Wein 1 Zechine, für jedes Faß Öl 3 Zech., für jede 1000 Pfd. Käse 2 Zech. und in ähnlichen Verhältnissen auch für die geringeren Artikel, Rosinen, Citronen, Honig u. s. w. bezahlt werden mußten, welche nicht den Einwohnern, sondern, zum größten Theile wenigstens, den fremden Kaufleuten zur Last fielen. Die Zolleinnahmen wurden dadurch in kurzem um zwei Drittel erhöhet [2]).

Sollte aber der Ertrag der Zölle in steigender Bewegung bleiben, so mußte auch für die Hebung der Production des Landes gesorgt werden. Daß aber Foscarini diesem wichtigen Gegenstande gleichfalls ganz besondere Sorgfalt

1) Über diese Geldverhältnisse spricht Foscarini in seiner Relatione fol. 96 v.—102 v., 146 v. und fol. 159 v.—162 v. sehr ausführlich. Die Verordnung, welche den Werth der Zechine bestimmte, Ordini fol. 87 und 165 fg.

2) Foscarini Relat. fol. 159. Die Ordini enthalten eine große Menge solcher Zollverordnungen, z. B. fol. 1—114 v., 216 v. u. s. w. Über die höchst bedeutende Weinausfuhr aus Candia bereits im 14. u. 15. Jahrhundert hat Pashley Travels, Vol. II, p. 53 fg. einige interessante Notizen aus venetianischen Manuscripten gegeben.

zuwandte, dafür sprechen die Menge Gesetze, welche er über Wein- und Getreidebau, welcher letztere von jeher auf Kosten des ersteren etwas vernachläßiget worden war, über Cultur des Flachses und der Baumwolle, Urbarmachung wüsteliegender Landstriche, Forstwesen und überhaupt alle Zweige der Nationalökonomie und des Handels erließ [1]). Während er auf diese Weise die productive Kraft des Landes möglichst nutzbar zu machen suchte, war er auf der andern Seite nicht minder darauf bedacht, die Einnahmen durch weise Ersparnisse, namentlich in dem kostspieligen Militärwesen, Eintreibung der zum Theil sehr beträchtlichen Steuerrückstände und eine streng geordnete Finanzverwaltung überhaupt noch mehr zu heben [2]).

Entsprachen die Erfolge darin freilich nicht durchgängig seinen Erwartungen und den immerhin etwas hochgestellten Anforderungen der Signorie, so wurde doch gewiß Manches erreicht, was auch in Zukunft noch gute Früchte getragen haben würde, wenn man auf der von ihm vorgezeichneten Bahn in demselben Geiste und mit gleicher Consequenz fortgeschritten wäre. Allein selbst schon Foscarini war es nicht vergönnt, auf seine Wirksamkeit in Candia mit voller Befriedigung zurückblicken zu können. Abgesehen von der Widerwärtigkeit der Verhältnisse, welche zu überwinden waren, ehe seine Reformen nur erst feste Wurzel schlagen und sich für die Zukunft nach allen Seiten hin fruchtbringend entfalten

1) Gerade in dieser Beziehung gibt die reichhaltige Sammlung der „Ordini" den deutlichsten Beweis von der vielseitigen und umsichtigen Thätigkeit Foscarini's, die wir hier freilich nicht weiter ins Einzelne verfolgen können.

2) Über die von ihm während seiner Verwaltung eingezogenen Schulden säumiger Steuerpflichtigen und die erzielten Ersparnisse spricht Foscarini genau Relat. fol. 164 v. — 166. Daß er auch alle übrigen Zweige des öffentlichen Dienstes, namentlich die Civilverwaltung im engeren Sinne des Wortes, die Rechtspflege, das Polizeiwesen und endlich selbst die kirchlichen Angelegenheiten mit in den Bereich seiner Reformen zog, versteht sich von selbst, und ist durch die Menge von Beweisen dargethan, welche sich darüber in seinen Staatsschriften, der „Relatione" und den „Ordini" finden. Jedoch würde ein näheres Eingehen auf diese Dinge hier nicht am Orte sein.

konnten, hatte er auch noch zwei mächtige Einflüsse zu bekämpfen, die ihm überall feindlich entgegentraten: den durch seine Strenge gegen ihn aufgebrachten Beamtenstand, und die bis zum Fanatismus gegen Venedig erbitterte griechische Geistlichkeit, welche die Eingeborenen von jeher zu Abfall und Aufruhr verleitet hatte, und Alles zu hintertreiben suchte, was dazu beitragen mochte, die Herrschaft der Signorie fester zu begründen. Um den Machinationen der letzteren für die Zukunft ein Ziel zu setzen, verbannte jetzt die Signorie, auf Foscarini's Antrag, alle griechischen Priester von der Insel, welche nicht zu einer bestimmten Parochie gehörten, und gestattete denen, bei welchen dies der Fall war, den ferneren Aufenthalt nur noch mit besonderer Erlaubniß des Dogen. Das machte natürlich sehr böses Blut unter dieser einflußreichen Classe [1]).

Als daher Foscarini nach beinahe viertehalbjähriger Amtsführung nach Venedig zurückkehrte, sah ihn zwar das Volk, welches ihm die Erleichterung seiner Lasten zu danken hatte, nur ungern scheiden, aber seine Verleumder, welche bemüht waren, seine großartige Thätigkeit selbst in den Augen der Signorie in ein nachtheiliges Licht zu versetzen, waren ihm längst dahin vorausgeeilt. Eine glänzende Ansprache an die zu seinem Empfange versammelten Pregadi, in welcher er von seiner Wirksamkeit kurze Rechenschaft gab, und dann der mit echt staatsmännischer Gediegenheit abgefaßte ausführlichere Bericht über dieselbe, dem wir die obige Darstellung zum größten Theile entnommen haben, waren seine beste Rechtfertigung. Der Doge belobte ihn, bestätigte nochmals alle von ihm in Candia getroffenen Anordnungen und gab ihm den Dank des Vaterlandes in den ehrenvollsten Ausdrücken zu erkennen [2]).

1) Am genauesten ist hierüber die Vita di Jacopo Foscarini p. 79. Über die Stellung und den Einfluß der griechischen und lateinischen Geistlichkeit spricht dagegen Foscarini selbst ausführlich: Relat. fol. 128—133.

2) Sowol die Ansprache Foscarini's als auch die Antwort des Dogen gibt die Vita p. 82—85.

Auch die thatsächlichen Beweise der Anerkennung seiner Verdienste und des hohen Vertrauens, welches er sich dadurch erworben hatte, fehlten ihm nicht. Kurz nach seiner Rückkehr aus Candia zur Würde des Procurators von San Marco erhoben, der höchsten nach dem Dogate, welche damals noch nur den ausgezeichnetsten und verdientesten Staatsmännern der Republik vorbehalten war, wurde er auch fernerhin bei den wichtigsten Staatsgeschäften zu Rathe gezogen und mit den ehrenvollsten Missionen betraut. Er leitete die Anlage der Festungswerke von Corfu und an der Grenze von Friaul, ward zum zweiten Male zum General-Capitän des Meeres ernannt, war besonders bei der Schlichtung der Händel mit den Uskoken thätig, nahm noch dreimal an den Gesandtschaften an den päpstlichen Stuhl Theil und beschloß sein thatenreiches Leben im hohen Alter erst zu Anfang des nächsten Jahrhunderts, im J. 1602 [1]).

Es war ihm also Zeit gelassen, die Erfolge seines von tiefer Einsicht, strenger Gerechtigkeit und dem Geiste der Milde und der Versöhnung getragenen dictatorischen Waltens auf Candia noch selbst beurtheilen zu können. In keinem Falle entsprachen sie ihrem Zwecke und seinen Erwartungen. Es blieb auch in seinen Resultaten eben nur ein letzter vergeblicher Versuch, die Grundübel der Herrschaft Venedigs auf dieser Insel zu heben und somit die Macht der Republik im europäischen Oriente auch noch für die kommenden Jahrhunderte zu retten. Dafür, so scheint es, spricht am deutlichsten der Zustand der Insel Candia in der letzten Epoche der venetianischen Herrschaft, welche dem Ausbruche des Krieges vom Jahre 1645 voranging und auf welchen wir hier noch einen Blick werfen wollen.

1) Nach der Inschrift des von seinem Sohne ihm am Eingange der Carmeliterkirche zu Venedig gesetzten Grabdenkmals, worin es unter Anderem heißt: „Fatto Inquisitore dell' Isola di Candia, ò per dir meglio Dittatore." Vita p. 113. Die ihm übertragene Procuratur von San Marco bezeichnet derselbe Verfasser, p. 86, als die „dignità, levatene quella del Principato, illustrissima e principalissima di quante può la Repubblica dar' a più benemeriti Cittadini suoi."

C. Die letzten Zeiten der Herrschaft Venedigs auf Candia.

Kaum waren 10 Jahre verflossen, als sich Candia im Wesentlichen wieder in demselben trostlosen Zustande befand, in welchem es Foscarini im Jahre 1574 gefunden hatte und dem er durch seine Reformen ein Ende zu machen bemüht gewesen war. Wenigstens scheint die Schilderung, welche im Jahre 1586 der damals mit dem Syndikate der Levante betrauete Giulio de' Garzoni davon entwirft, dafür zu sprechen, daß der Druck, welcher auf der einheimischen Bevölkerung lastete, nie größer, die Habsucht und die Tyrannei der venetianischen Lehensträger und Beamten nie maßloser und schreiender, die Unordnung in der Verwaltung nie entsetzlicher, der nachtheilige Einfluß der griechischen Geistlichkeit auf das Landvolk nie wirksamer und, was das Schlimmste war, das Verlangen der Eingeborenen, sich durch eine Veränderung der Dinge der verhaßten venetianischen Herrschaft zu entziehen und sich lieber geradezu in die Arme des Osmanen zu werfen, nie dringender gewesen war, als um diese Zeit.

„Das arme Landvolk", sagt Garzoni[1]), „wird so geplagt (vessato) und von so viel Seiten gequält (per tante parti stracciato), ist überdies auch noch durch die Aufhetzereien der Priester dem venetianischen Namen, zumal da es die Beamten, welche die Signorie hinschickt, gar nicht von den venetianischen Rittern, seinen gewöhnlichen Drängern, zu unterscheiden weiß, so feindlich gesinnt (fatto nemico del nome Veneto), daß es, um die Wahrheit einzugestehen, vielleicht mit Ausnahme der Privilegirten, nichts sehnlicher wünscht, als eine Veränderung der Regierung; und obgleich es wohl weiß, daß es nur in die Hände der Türken fallen kann, so

1) In der Relatione del Eccmo. Sr. Giulio de' Garzoni del Sindicato de Levante, nel 1586, welche wir nur aus den Auszügen kennen, welche Pashely Travels, Vol. II, p. 285, nach einer venetianischen Handschrift gegeben hat.

glaubt es doch seinen Zustand gar nicht verschlimmern zu können (non poter peggiorare di stato), wenn es sich dieser tyrannischen Herrschaft unterwürfe." Und wie wahr dies sein mochte, dafür gibt es vielleicht keinen schlagenderen Beweis, als die Thatsache, daß sich die Bevölkerung der Insel in den letzten 10 Jahren beinahe um 50,000 Seelen vermindert hatte und die Auswanderung nach dem osmanischen Gebiet, namentlich nach Constantinopel, in erschreckender Weise fortdauerte und überhandnahm. Zu Foscarini's Zeiten hatte die Bevölkerung, wie wir gesehen haben, noch 219,000 Seelen mit 55,645 waffenfähigen Männern betragen; Garzoni dagegen schlägt sie nur noch auf circa 176,000 Seelen mit 54,000 waffenfähigen Männern an, und wie schlimm es damals um die Auswanderung aus Candia stand, erfahren wir aus dem fast gleichzeitigen Berichte, welchen der einsichtsvolle Bailo zu Constantinopel Gianfrancesco Morosini im Jahre 1585 von seiner Amtsführung der Signorie abstattete.

„Eurer Herrlichkeit", heißt es da [1]), „bringt es sehr großen Schaden, daß von Candia so viel Leute, namentlich Verbannte, ohne alle Regel und Ordnung nach Constantinopel auswandern, welche, als Misvergnügte, immer nur das Unheil der Insel wünschen oder zu fördern suchen. Es würde sehr zweckmäßig sein, dagegen irgend ein Mittel ausfindig zu machen. Denn obgleich schon der vortreffliche Foscarini, welcher die Wichtigkeit der Sache vollkommen zu würdigen wußte, verschiedene Anordnungen dagegen getroffen hat und besonders dafür sorgte, daß den Verbannten ein bestimmter District zum Aufenthalt angewiesen wurde, damit sie nicht nach dem türkischen Gebiete auswandern möchten, so scheint doch die Strenge der Gerechtigkeit die Zahl derselben so vermehrt zu haben, daß sie, weil sie dort ihr Dasein nicht fristen können, um nur nicht Hungers zu sterben, genöthigt sind, das Land zu verlassen. In Constantinopel sind deren eine so große Menge, daß sie allein einen guten

1) Relatione di Gianfrancesco Morosini ect. Bei Albèri Relaz. Ser. III, Vol. III, p. 315.

Theil der in dem Arsenale des Großherrn beschäftigten Werkleute (maestranza) bilden. Und, was das Schlimmste ist, sie machen überall den schlechten Zustand der Festungen, die Schwäche der Besatzungen und den Mangel an Munition und Proviant bekannt. Auch sagen sie aus, daß das Volk sich gar sehr nach einer Veränderung der Regierung sehne, weil es ebenso tyrannisirt werde, wie ehedem die Cyprioten; denn es seien nur einige wenige Mächtige und Reiche, welche das arme Volk so niederdrücken, daß es beinahe durchgängig zur Verzweiflung getrieben werde."

Auch Garzoni macht gar kein Geheimniß daraus, daß hier der Grund alles Übels in den unsäglichen Bedrückungen zu suchen sei, welche das Volk von Seiten der venetianischen Ritter und Beamten zu erdulden habe. Er weist sogar nach, daß z. B. die Sphakioten, von denen er bei dieser Gelegenheit eine höchst interessante und ihnen nur vortheilhafte Schilderung macht, vorzüglich deshalb als Aufrührer, Räuber und Mörder verschrieen seien, weil sie sich noch immer den Gewaltstreichen der venetianischen Grundherren zu entziehen gewußt und diese, darüber erbittert, sich nicht besser zu rächen verstanden, als dadurch, daß sie dieselben bei den Rettoren von Canea, zu deren Jurisdiction sie gehören, in den möglichst schlechten Ruf gebracht haben [1]). Er fand in ihnen im Gegentheil ein zwar rohes und etwas verwildertes, aber doch kräftiges und gutmüthiges Gebirgsvolk, welches auch gar nicht abgeneigt schien, sich in Treue und Gehorsam dem Regimente der Signorie zu fügen, sobald dieses nur vom Geiste der Milde und der Gerechtigkeit beseelt sei. Um aber dazu zu gelangen, meint Garzoni, welcher darin mit Fosca-

1) Garzoni bei Pashley a. a. O. p. 288, wo es von den Sphakioten, nach einer kurzen Schilderung der Parteifehden zwischen den Pateri und Papadopuli und ihres angeblich zu Aufruhr und Abfall geneigten Sinnes, heißt: „Ma la causa principale, per quello che ho potuto scoprire, della sua alienatione precipitando nella desperatione, è tutta industria de Cavallieri, per l'odio che portano a quella gente, come quella della quale non possono trahere alcuno utile, et perciò usano ogni potere per rappressentarli alli Eccmi. Rettori per licensiosi, ladri et homicidiali."

rini gleiches Sinnes war, weiter, müsse man vor Allem der Willkür und der Tyrannei der Ritter, Rettoren, Castellane und namentlich jener verhaßten „Capitani contra Fures", welche als die eigentlichen Blutsauger des Landes an dem Marke des Volkes zehren und dann doch ihre unter dem Schutze gesetzlicher Gewalt verübten Räubereien durch tausend Mittel zu bemänteln und zu verbergen wissen, durch strenge Strafen, Geldbußen bis zu 100 Dukaten und Amtsentsetzung, ein Ende machen [1]).

Es scheint jedoch nicht, daß dergleichen wohlgemeinte und gemäßigte Ansichten dieser einsichtsvollen und aufgeklärten Männer über das, was Candia noth thue, so weit durchgedrungen wären, daß sie eine wesentliche Veränderung des Gewaltsystems zur Folge gehabt hätten, welches nun einmal wie ein Fluch auf der Herrschaft Venedigs in der Levante lastete. Entweder lagen hier Verhältnisse vor, welche keine Macht zu ändern im Stande war, oder die Signorie hatte schon den Muth und die Kraft nicht mehr, jenen Fluch zu heben, dem sie sich selbst, wie einer eisernen Nothwendigkeit, einem unabwendbaren Verhängniß fügen mußte. Wie wäre es sonst möglich gewesen, daß noch 20—30 Jahre später, während welcher man unter der beständigen Furcht, daß Candia kaum mehr zu retten sei, die Dinge gehen ließ, wie sie eben gehen wollten, jenes verjährte Gewaltsystem, welches der Ruin der

1) Garzoni gibt a. a. O. p. 291 ein langes Verzeichniß der gewöhnlichen Plackereien und gesetzwidrigen Erpressungen der Cavalieri, Castellani, Scrivani und Capitani contra Fures, wodurch das arme Landvolk, in Noth und Elend versunken, geradezu zur Verzweiflung getrieben werde, und fügt dann hinzu: „Li Capitani contra Fures, il nome de' quali denota il suo carico, hanno le sue utilità da' ladronezzi et sempre inventano per trarne utile, caluniando li buoni et escusando li rei, con rovina universale. È però vero che li contadini invilliti per la loro inopia, e portati dalla necessità, commettono qualche furto, ma di poca importanza .... Quei Capitani per fama universale sono pieni di sete per succiare il sangue a' poveri: non dimeno hanni tanti modi di occultar le sue tristizie, che per esquisita diligentia usata dal Eccmo. mio collega nell' inquisitione non se vi è scoperto altro che uno."

Insel war, in seiner ganzen Schroffheit an einem der scharfsinnigsten Staatsmänner der Republik, dem Serviten Paolo Sarpi, den entschiedensten Fürsprecher hätte finden können?

„Sicherlich", dahin geht sein Rath in Betreff der Politik, welche die Signorie gegen Candia einzuhalten habe, „verlangen die griechischen Unterthanen des Königreichs Candia und der Inseln der Levante weit größere Rücksichten als die Unterthanen der Signorie in Istrien und Dalmatien. Denn auf die griechische Treue ist nie zu bauen, und diese Völker würden ohne Umstände die Herrschaft der Republik verlassen, um sich den Türken zu unterwerfen, zumal da sie das Beispiel ihrer ganzen übrigen Nation vor Augen haben, welche jetzt dem osmanischen Reiche unterworfen ist. Man muß folglich über ihnen mit größerer Sorgfalt wachen und sie mit derselben Vorsicht im Zaume halten, wie die reißenden Thiere, damit sie sich nicht etwa, ihrem wilden Instinkt zufolge, ihrer Zähne und ihrer Klauen bedienen. Das beste Mittel, sich davor zu schützen, ist, bei ihnen tüchtige Besatzungen zu unterhalten, die ihnen Fesseln anlegen, sie möglichst zu erniedrigen (de prendre à tâche de les humilier) und nicht etwa daran zu denken, ihnen, unter dem Vorwande, daß man sich ihrer im Fall eines Krieges mit auswärtigen Feinden bedienen könnte, die Waffen in die Hand zu geben. Denn je mehr Kraft sie haben, desto mehr wird sich ihr böser Wille und ihre feindselige Gesinnung offenbaren, ungefähr so, wie das Fieber bei einem jungen Menschen von hitzigem Blute heftiger ist, wie bei einem Greise, den die Jahre erkaltet haben. Diese Völker sind ihrer Natur nach wie die Galeerensklaven, welche milde Behandlung nur durch Empörung vergelten und ihre Galeere sammt dem Capitän nach Algier entführen würden. Das Brod und der Stock, das ist Alles, was man ihnen zu geben schuldig ist; Menschlichkeit muß man sich für eine bessere Gelegenheit vorbehalten.

„Dem Adel der Colonie muß man die größte Aufmerksamkeit widmen. Denn abgesehen von der Rauheit des Klimas und der Wildheit seiner Sitten, besitzt er eben noch die Eigenschaften des Adels, welche seine Kräfte heben und seine

Ansprüche steigern, wie die in Candia so häufig vorgekommenen Aufstände beweisen. Die Errichtung von Colonien war für die Römische Republik sehr heilsam, weil sie für ihr Mutterland immer eine gewisse Anhänglichkeit bewahrten und mit der Zeit selbst die Eingeborenen zähmten, während im Gegentheil die Bürger, welche wir nach Candia verpflanzt haben, selbst zu Wilden geworden sind. Wenn diese Nobili die Bauern knechten, so muß man für solche Plackereien so viel wie möglich die Augen schließen, um im Lande den Zwiespalt zu nähren; wollen sie sich dagegen in irgend einer andern Art emancipiren, so muß man sie mit der äußersten Strenge bestrafen, damit sie nicht zu sehr auf ihre Privilegien pochen. Nehmen sie ferner eine besondere Gerichtsbarkeit in Anspruch, so rathe ich, sie in dieser Beziehung, so oft sich nur ein geeigneter Vorwand dazu findet, möglichst zu beschränken; und wenn man finden sollte, daß ihr Adel etwa auf nicht ganz sichern Rechtstiteln beruhe, so muß man sie die Erneuerung derselben so theuer wie möglich bezahlen lassen. Endlich darf man nicht aus den Augen lassen, daß man alles Gute, was man von ihnen erwarten konnte, erreicht hat, nämlich daß man Herr des Landes geworden ist und daß folglich für die Zukunft durch sie nichts mehr zu hoffen, aber Alles zu verlieren ist." [1])

Das Schlimmste war nur, daß diese verzweifelte macchiavellistische Politik, welche im Rathe der Pregadi immer eine starke Partei für sich gehabt zu haben scheint, sich an der Signorie selbst am ärgsten rächte. Denn unter ihrem vernichtenden Einflusse versank Candia während der langen Friedenszeit in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts immer mehr in den trostlosen Zustand von Zerrüttung im Innern und Ohnmacht nach außen, in welchem wir es beim Ausbruche des Krieges mit der Pforte im Jahre 1645 finden. Lang und schwer war dieser Krieg gleichsam der Anfang des Todeskampfes der Herrschaft Venedigs im Oriente, welchen wir nun in seinen Hauptmomenten weiter verfolgen wollen.

1) Le prince de Fra-Paolo p. 70 fg.

Viertes Capitel.

Der venetianische und der ungarische Krieg bis zum Frieden von Vasvar im Jahre 1664 und dem Falle von Candia im Jahre 1669.

---

1) Der venetianische Krieg bis zum Seesiege der Venetianer an den Dardanellen im Jahre 1656.

Als die osmanische Armata am 20. Juni 1645, nach einem dreiwöchentlichen Aufenthalte, den Hafen von Navarin, wo der Kapudan-Pascha erst im Augenblicke der Abfahrt den versammelten Befehlshabern der Schiffe und des Heeres das großherrliche Schreiben mittheilte, welches Candia als Ziel des Feldzuges bezeichnete, wieder verließ, um nun mit vollen Segeln dorthin den Weg einzuschlagen, lag die Hauptmacht der Venetianer, unter den Befehlen des Francesco Molino und Girolamo Morosini, noch ruhig im Hafen von Corfu. Nur Marin Capello war mit seinem kleinen Geschwader leichtbewaffneter Schiffe nach Candia vorausgeeilt, hatte dort noch schnell die 20 Galeeren und die drei Wachtschiffe der Insel an sich gezogen und dann im Hafen von Suda eine feste Stellung eingenommen, um wenigstens diesen wichtigen Punkt, auf welchen es, wie man fürchtete, die Osmanen bei einer Landung zunächst abgesehen, für alle Fälle gegen einen plötzlichen Überfall zu decken.

Sonst war für den Schutz und die Vertheidigung der Insel noch wenig oder nichts geschehen. Von den 4000 M. venetianischer Truppen, welche in der Regel während des Friedens die Besatzung derselben bilden sollten, fand der Proveditore Andrea Cornaro bei seiner Ankunft im Ganzen nur 3500 M. Fußvolk und 200 Reiter unter den Waffen. Die Lehensreiterei und die Landmilizen, welche er sogleich aufgeboten hatte, stellten sich nur langsam, in geringer Zahl und mit sichtlichem Widerstreben auf ihren Sammelplätzen

ein [1]). Denn abgesehen davon, daß die Stimmung gegen die Signorie, aus leicht begreiflichen Gründen, nichts weniger als günstig und die alte Wehrverfassung längst gänzlich in Verfall gerathen war, glaubte man im Allgemeinen, daß für dieses Mal die Gefahr schon wieder vorüber sei, obgleich Cornaro selbst, durch seine Kundschafter besser belehrt, darüber ganz anderer Meinung war. Man wußte ja, was auf Tine und Cerigo vorgegangen war, man kannte den Groll des Sultans gegen Malta, und hatte von den Hochwachten des Forts delle Grabusse, an der äußersten Westspitze der Insel, aus deutlich bemerkt, wie die feindliche Flotte von Cap Colonna hinweg ihren Lauf wieder nach Westen genommen hatte [2]).

Wie groß war daher das Erstaunen, die Bestürzung, als man am Morgen des 23. Juni, nachdem schon in der Nacht vorher die Leuchten der herannahenden Schiffe von den höchsten Punkten der Insel aus in großer Menge wahrgenommen worden waren, die ganze osmanische Flotte in einem ungeheuern Halbkreis in voller Schlachtordnung (in una meza luna) vor Cap Spada liegen sah! An Abwehr und Widerstand war nun nicht mehr zu denken. Es wäre Tollkühnheit gewesen, wenn Capello mit seinem kleinen Geschwader jetzt hätte den Hafen von Suda verlassen wollen, um dem mächtigen Feinde in offener See die Spitze zu bie-

1) Sertonaco Anticano Frammenti istorici della guerra di Candia, p. 86: „Il Generale Cornaro .... non trovati in tutto il Regno più di tremila cinquecento Fanti e ducento Cavalli, oltre pero i Soldati feudatari de' quali ne comparivano pochi cet." Ebenso sagt Valiero Hist. della guerra di Candia p. 27 von der auf der Insel befindlichen regelmäßigen bewaffneten Macht: „per disavventura non arrivava in tutta l'Isola ne anche al numero prescritto de' quattro mila fanti in tempo di pace."

2) Vellaio La guerra Cretense, p. 65: „La Armata Turca la mattina delli 8 (Juni oder 28. Mai a. St.) fu scoperta dalla fortezza delle Garabuse sessanta miglia in mare, che tirava verso Ponente garbino." Frammenti, p. 71: „molti respirarono persuasi che l'apparenza portasse seco del credibile, e che anco i Turchi portassero veramente le vendette sopra di quelli da' quali si chiamavano fortemente offesi" (die Malteser).

ten oder ihm die Landung zu wehren. Diese fand daher auch sofort ohne alle Schwierigkeiten statt. In wenigen Stunden hatte der Kapudan-Pascha unweit des Klosters Madonna di Gogna, etwa 18 Miglien westlich von Canea, 70,000 M. Truppen ans Ufer geworfen, welche, nachdem sie das genannte Kloster und die umliegenden Weiler in Brand gesteckt, sogleich auf Canea losgingen. Nirgends wurde auch nur ein Versuch gemacht, sie aufzuhalten. Die dort stationirte Küstenwache, 1000 M. Landmilizen und 20 leichte Reiter, hatte sogleich auf den ersten Anlauf der Osmanen die Flucht ergriffen, und so weheten schon nach Verlauf von 24 Stunden die osmanischen Feldzeichen ringsum auf den Höhen von Canea [1]).

Vom Meere her war diese Festung noch einigermaßen durch die kleine, nur 6 Miglien entfernte Felseninsel San Teodoro gedeckt, auf welcher sich zwei Castelle befanden. Das eine höher liegende war damals gar nicht bewaffnet, das andere am Meeresufer, welches den Namen der Insel trug, zwar stark befestigt und hinlänglich mit Geschütz versehen, aber nur schwach bemannt. Die ganze Besatzung bestand aus 60 M., unter den Befehlen des Istrianers Biagio Giuliani, welcher hier durch seinen Heldentod die Reihe hervorragender venetianischer Capitäne zu Land und zur See eröffnete, die in den Todtenlisten dieses langen Krieges einen ehrenvollen Platz gefunden haben. Denn der Kapudan-Pascha mußte sich jetzt vor Allem in den Besitz dieser Felsenburg setzen. Bereits am Abend des 23. Juni ließ er daher auf der Insel eine starke Abtheilung seiner Truppen landen, welche sofort das obere Fort besetzten und gleich am Morgen des nächsten Tages S. Teodoro berannten. Nach einem vierstündigen verzweifelten Kampfe waren sie Meister des Platzes. In dem Augenblicke aber, wo sie unter Siegesgeschrei durch die Thore und über die Mauer einbrachen, ließ Giuliani eine ungeheure, vorher gefüllte Mine springen, welche fast

1) Bellaio, p. 71 fg. Die Zahl der ausgesetzten Truppen geben die Frammenti, p. 75, genauer an, indem da zugleich bemerkt wird, daß sich dabei eine große Menge französischer und holländischer Ingenieurs befunden haben.

die ganze Festung in einen Trümmerhaufen verwandelte, unter welchem mit ihm selbst und dem Reste der Besatzung zugleich 500 Türken ihr Grab fanden. Nur 10 italienische Söldner kamen mit dem Leben davon. Sie wurden aber von den Siegern sofort in Fesseln geschlagen und vor den Kapudan-Pascha geschleppt, welcher sie im Unmuth über so schweren Verlust auf der Stelle enthaupten ließ [1]).

Einmal im Besitz dieser wichtigen Position, konnte der Kapudan-Pascha nun auch sogleich die Belagerungsarbeiten von Canea beginnen. Die ganze Flotte lief ohne weiteres in den Hafen ein, Geschütz, Munition, Sturmzeug und Proviant wurden in ungeheuern Massen ans Land gebracht, und bereits drei Tage nachher waren die ersten Batterien auf dem Hügel von San Constantino so weit in Stand gesetzt, daß das Feuer eröffnet werden konnte. Die Wirkung desselben war indessen anfangs nur schwach. Denn Canea war, obgleich in letzter Zeit Manches in Verfall gerathen war, noch immer einer der stärksten Plätze der Insel. Es war mit fünf Hauptbollwerken, San Salvatore, San Dimitri, Retimioto, Santa Lucia und Malipiero, neun kleineren und größeren Basteien (Cavalieri und Cavalierotti), einer sehr starken Mauer, die fast durchgängig gut erhalten war, einem breiten Erdwall und einem 15 Ellen tiefen und 70 Ellen breiten Graben versehen. Das Geschütz war beinahe vollständig und in gutem Zustande auf den Werken und auch die Arsenale und die Magazine waren mit Pulver, Munition und Mundvorrath noch so weit gefüllt, daß eine längere Belagerung wol auszuhalten gewesen wäre, wenn es nur nicht an der zur Vertheidigung so ausgedehnter Werke und zur Bedienung des Geschützes nöthigen Mannschaft gefehlt hätte.

Denn die ganze Besatzung bestand nur aus 800 M. regelmäßigem italienischen Fußvolk, den Milizen der Stadt, einer Schwadron von 200 M. leichter Reiterei und einigen Compagnien schlecht bewaffneter Bauern, welche sich mit ein paar Hundert Mann der Lehensreiterei noch im letzten Augenblicke in die Stadt geworfen hatten. Außerdem versahen 100

1) Bellaio, p. 103—196. Frammenti, p. 76—78.

griechische Mönche von der Regel des heiligen Basilius, unter der Führung ihres eigenen Abtes, Cirillo Cerigo, an den Bollwerken mit seltener Aufopferung und Ausdauer den Wachdienst. Den Oberbefehl über das Ganze führte der Provveditore Antonio Navagiero, ein Mann von Umsicht, Entschlossenheit und persönlichem Muthe, welchem eine Anzahl gleich ausgezeichneter Männer mit Rath und That zur Seite standen, der Rettore Aurelio Michele, der Commandant der Truppen Domenico Albani, der Befehlshaber der Artillerie Emanuel Marmori, der Oberingenieur Francesco de Vert, Franzose von Geburt, und der Oberfeuerwerker Christoforo Malviz [1]).

Sollte die Festung sich halten, sollte sie und mit ihr die ganze Insel gerettet werden, so mußte jetzt vor Allem — das erkannte Navagiero sogleich — für eine bedeutende Verstärkung der Besatzung oder für einen entscheidenden Schlag durch ein der Macht des Feindes gewachsenes Entsatzungscorps von Außen gesorgt werden. Während daher Navagiero seine Truppen möglichst schonte und namentlich nutzlose Ausfälle, die bei der Überlegenheit der Belagerer immer nur mit bedeutenden Verlusten an Menschen gewagt werden konnten, sorgfältig vermied, bestürmte er den General=Provveditore Andrea Cornaro, welcher sein Hauptquartier in Candia aufgeschlagen hatte, unaufhörlich durch Briefe und Boten, er möge ihm doch Alles, was er nur an Truppen und Schiffen aufbringen und entbehren könne, so schnell wie möglich zuschicken; sei Canea einmal verloren, so sei sicherlich auch Candia und die ganze Insel kaum mehr zu retten, das Heil und die Ehre der Republik erforderen in diesem Falle die äußersten Anstrengungen, die größten Opfer.

Cornaro verkannte keineswegs die dringende Gefahr; auch er war überzeugt, daß der Verlust von Canea das Schicksal

1) Bellaio, p. 114 fg. und Frammenti, p. 83 fg. Es wird ferner nicht mehr nöthig sein, diese zwei Hauptquellen für die ersten Jahre des venetianischen Krieges, aus welchen auch alle spätern Schriftsteller über diese Ereignisse geschöpft haben, wie namentlich Valiero, Brusoni, Gratiani u. s. w., für die einzelnen Thatsachen noch weiter anzuführen.

der Insel und der Herrschaft der Signorie daselbst für immer entscheiden werde; aber welche Mittel standen ihm zu ihrer Rettung zu Gebote? — Er hatte kaum 2000 M. geübter Truppen zu seiner Verfügung, mit denen er auch noch die übrigen am meisten bedrohten Punkte der Insel, vor Allem Candia selbst, decken sollte. Mit Noth brachte er 5 Compagnien Fußvolk auf, die er der Besatzung von Candia entzog, um sie Navagiero zu Hülfe zu schicken. Aber der Weg nach Canea, über 100 Miglien, war lang und die Noth doch so dringend. Cornaro unterhandelte also mit Capello, er möge dieses Hülfscorps so schnell wie möglich auf seinen Schiffen nach Canea bringen. Capello verweigerte jedoch jeden Beistand dieser Art, weil er, wie er behauptete, den Hafen von Suda, den gemessensten Befehlen der Signorie zufolge, keinen Augenblick verlassen dürfe; denn nur zu leicht könne er dann in die Gewalt des Feindes fallen.

Zu gleicher Zeit bot Cornaro nochmals, aber mit geringem Erfolge, die Lehensreiterei der Districte von Candia und Rethimo auf. Sie sollte, wenn sie sich auch nicht in einen förmlichen Kampf einlassen wollte und konnte, den Feind wenigstens durch Plänkeleien beunruhigen und bei seinen Belagerungsarbeiten stören. Aber auch dazu war sie kaum mehr zu gebrauchen. Wagte sie sich wol auch einmal bis in die Nähe des feindlichen Lagers, so ergriff sie doch sofort die Flucht, wenn sie das osmanische Schlachtgeschrei nur von ferne hörte. Und noch schlimmer stand es um den Dienst des einheimischen Fußvolkes, der Landmilizen oder Cernide. Freiwillig stellte sich Niemand mehr bei seinem Fähnlein ein; nur noch für Geld wollten diese griechischen Bauern im Dienste der Signorie ihr Leben aufs Spiel setzen. Um nur wenigstens die Lücken, welche der Abzug des kleinen nach Canea bestimmten Hülfscorps in den Reihen der Besatzung von Candia verursacht hatte, einigermaßen wieder auszufüllen, sah sich daher Cornaro genöthigt, allgemein bekannt zu machen, daß jeder Bauer (tutte le cernide e angarici dei villaggi), welcher zu den Waffen greifen werde, einen monatlichen Sold von 1 Zechine erhalten solle. Daraufhin liefen etwa 2000 solcher Söldlinge aus der Umgegend von Girapetra zusammen,

welche aber auch zu weiter nichts zu gebrauchen waren, als höchstens den Wachdienst auf den Wällen von Candia zu versehen.

Leider war unter diesen bedrängten Umständen auch nicht einmal auf eine schnelle und nachdrückliche Hülfe aus dem Mutterlande zu rechnen, welche Cornaro dringend verlangt hatte und mit Schmerzen erwartete. In Venedig wurde freilich auf die Schreckenskunde von dem Falle von San Teodoro und der Belagerung von Canea Alles aufgeboten, um namentlich die noch immer bei Corfu liegende Flotte möglichst zu verstärken; allein ihre Befehlshaber, Molino und Morosini, hielten sie doch noch für viel zu schwach, als daß sie gewagt hätten, den Kampf mit der feindlichen Armata in den Gewässern von Candia allein aufzunehmen. Sie wollten wenigstens so lange warten, bis das Hülfsgeschwader der verbündeten Mächte zu ihnen gestoßen sein würde. Aber auch damit stand es nicht zum Besten.

Denn als es jetzt darauf ankam, die gemachten Versprechungen durch Handlungen zu verwirklichen, zeigte sich von dieser Seite wenig entschlossene Thätigkeit, aber desto mehr böser Wille. Genua z. B. hielt nicht nur die bereits zugesagten Schiffe zurück, sondern erließ auch, um den Venetianern selbst diese Hülfsquelle zu entziehen, ein Gesetz, welches die Ausfuhr von Geld, ohne ausdrückliche Erlaubniß des Senats für jeden einzelnen Fall, bei den strengsten Strafen verbot [1]). Nur langsam sammelten sich die 23 Galeeren, welche Papst Innocenz X. mit Mühe und Noth und auf wiederholte Zureden der venetianischen Gesandten bei den übrigen italienischen Seestaaten, Malta, Neapel und Florenz, zusammengebracht hatte, im Hafen von Messina unter den Befehlen des päpstlichen Admirals Principe Ludovisi. Allein selbst die dringendsten Bitten und Vorstellungen der Venetianer, daß er

1) Dies erfahren wir namentlich durch Valiero, p. 25, wo es von dem Ausbleiben der genuesischen Schiffe heißt: „Nè si fermò qui la dimostratione del mal' animo degli stessi contra i Venetiani, perche in quel tempo fecero un editto, che alcun Genovese non investisse denaro fuori della Città senza licenza del Senato.“

nun doch so schnell wie möglich zu ihnen stoßen möge, waren vergeblich.

Während also Ludovisi ruhig im Hafen von Messina liegen blieb, lichtete das venetianische Geschwader, um nur nicht ganz unthätig zu sein, unter den Befehlen des Girolamo Morosini — Molino mußte schwer erkrankt in Corfu zurückbleiben — die Anker und ging bis nach Zante vor. Von da aus mit so schwachen Streitkräften sich gleich weiter zu versuchen, hielt nun aber namentlich der General-Gouverneur der drei Inseln Zante, Tine und Cerigo, Battista Grimani, ein etwas zaghafter Mann, für viel zu gewagt. Denn gehe die Flotte verloren, meinte er, so sei auch Candia in keinem Falle mehr zu retten; so dürfe man nicht durch Übertreibung und Verwegenheit Alles aufs Spiel setzen; zu großes Selbstvertrauen sei der Rand des Abgrundes. Ganz andern Sinnes war dagegen der rasche und entschlossene Morosini. Zögerung, behauptete er, sei in solchen Lagen weit gefährlicher als Verwegenheit; und wenn man weiter nichts thun wolle, so erbiete er sich, mit vier Galeazzen allein nach Candia zu segeln, um dem bedrängten Canea wenigstens eine Hülfe an Truppen, Munition und Mundvorrath zuzuführen. Die vier Schiffe wurden darauf wirklich befrachtet und nahmen auch 1200 M. Truppen an Bord; anstatt aber den Hafen von Canea oder Suda zu erreichen, wurden sie durch widrige Winde nach dem Süden der Insel verschlagen, und mußten, nachdem sie eine Weile auf den Höhen von Girapetra lavirt hatten, unverrichteter Sache nach Zante zurückkehren.

Um nun aber wenigstens Etwas zu unternehmen, kam man auf den sehr unzeitigen Gedanken, Patras anzugreifen. Die ganze Flotte segelte also von Zante aus dorthin, schoß die Stadt in Brand und plünderte sie aus, konnte aber, da sie nicht einmal mit dem nöthigen Sturmzeug versehen war, gegen die stark befestigte Citadelle nichts ausrichten, sondern zog sich, nachdem sie noch einige Türken am Uferland niedergemacht hatte, ohne weitern Gewinn wieder nach Corfu zurück, um nun da vorerst das päpstliche Geschwader abzuwarten. Ein einziges Schiff wurde noch mit Depeschen nach Cerigo

geschickt, welche den bedrängten Candioten wenigstens die Hoffnung machen sollten, daß ihnen in kürzester Frist (fra momenti brevissimi) die ganze Flotte die ersehnte Hülfe bringen werde.

Bevor jedoch diese Hoffnung erfüllt werden konnte, war das Geschick von Canea schon entschieden. Allerdings war es Cornaro, welcher Candia verlassen und sein Hauptquartier in dem kleinen Flecken Calami, unweit Suda, aufgeschlagen hatte, gelungen, nach und nach einige Verstärkungen in kleinen Abtheilungen sowol vom Lande wie vom Meere her in die Festung hineinzuwerfen, allein sie reichten kaum hin, die schweren Verluste zu ersetzen, welche die heldenmüthigen Vertheidiger derselben, bei der Masse der feindlichen Angriffsmittel, täglich und stündlich zu erleiden hatten. Schon zu Ende des Monats Juli waren ihre Kräfte durch das unaufhörliche Feuer der Belagerer, welche den Platz von allen Seiten mit ihren Batterien eingeschlossen und die Möglichkeit jeder Zufuhr gänzlich abgeschnitten hatten, so erschöpft, daß an eine Rettung kaum mehr zu denken war. Alles schien verloren, als am 6. August die Explosion einer ungeheuern Mine das Hauptbollwerk San Dimitri unter fürchterlichem Getöse in die Luft sprengte. Und dennoch wurden die ersten beiden Stürme auf die Bresche mit ungeheuerm Verluste der Belagerer abgeschlagen.

Auch die erste Aufforderung zur Übergabe, welche sich in einem mittels eines Pfeiles in die Festung hineingeschossenen Briefe fand, und neben dem Versprechen der günstigsten Bedingungen zugleich auch für den Fall der Verweigerung die furchtbarsten Androhungen blutiger Rache enthielt, wurde gar keiner Antwort gewürdigt. Die Hoffnung eines baldigen Entsatzes von außen hielt die Standhaftigkeit der Belagerten bis zum äußersten Momente der Verzweiflung aufrecht. Denn sogar die Mainoten, dieses kriegerische Gebirgsvolk an der Südspitze von Morea, sollen sich bereit erklärt haben, ein Hülfscorps von 25,000 M. nach Candia zu schicken. Wären nur die Schiffe vorhanden gewesen, welche diese Tapfern noch zur rechten Zeit nach der Insel hätten übersetzen können [1]).

1) Diese interessante Notiz findet sich blos bei dem sehr gewissenhaften Bellaio, p. 211.

Als aber auch diese Hoffnung getäuscht war, und nach den letzten blutigen Stürmen die ganze waffenfähige Mannschaft der Besatzung kaum noch 500 Köpfe zählte, die allein 21 Basteien und Bollwerke, 4 weite Breschen und eine schon zum guten Theile in den Grund geschossene Mauer vertheidigen sollten, das Geschütz kaum mehr zu gebrauchen war und der Mangel an Pulver und Munition schon sehr empfindlich wurde, auch Cornaro, den man in den Ausdrücken äußerster Noth um Hülfe anflehete, nichts mehr bieten konnte, als die leidige Ermahnung zur Ausdauer bis zu einem ruhmvollen Tode und das eitle Versprechen baldiger Errettung, — da hielten es selbst die Muthigsten und Entschlossensten für Tollkühnheit, sich noch länger dem unvermeidlichen Verhängniß entziehen zu wollen. In einem Kriegsrathe, welcher am 18. August gleich nach dem zweiten glücklich abgeschlagenen Sturm gehalten wurde, war man bald darüber einig, daß die Festung nicht mehr im Stande sei, noch einen dritten Sturm auszuhalten, und daß daher die Nothwendigkeit wie die Klugheit gebiete, durch eine ehrenvolle und vortheilhafte Capitulation lieber zu retten, was zu retten sei, als so ohne weiteres die ganze Bevölkerung der Wuth und der Mordlust siegender Barbaren preiszugeben, zumal da man sich der Hoffnung hingeben dürfe, die jetzt verlorene Stadt dereinst wiederzugewinnen. Ein Beschluß in diesem Sinne wurde sofort von allen Befehlshabern der Besatzung unterzeichnet. Nur drei bis vier der Entschlossensten wollten an solcher Schmach keinen Theil haben; sie beharrten bei ihrer Meinung, daß die Festung den Stürmen der Osmanen auch noch ferner Trotz bieten könne, und verweigerten ihre Unterschrift. Der Beschluß der Mehrheit blieb nichtsdestoweniger in Kraft.

Gleich am nächsten Morgen, am 19. August, wurde in Folge desselben auf der Mauer die weiße Fahne ausgesteckt. Auch von den Osmanen, die so bedeutende Verluste erlitten hatten, daß der Kapudan-Pascha in Constantinopel Verstärkungen verlangt hatte, wurde sie mit Freuden begrüßt. Die Feindseligkeiten wurden sofort eingestellt, und die Unterhandlungen wegen der Capitulation gediehen, nachdem von beiden Seiten Geißeln bewilligt worden waren, schnell zum Abschluß.

Nur über die Zeit der Übergabe der Festung war man anfangs verschiedener Meinung. Der Kapudan-Pascha, welcher die Ankunft der venetianischen Flotte befürchtete, verlangte sie sogleich für den folgenden Tag, während Navagiero auf einer Frist von 10 Tagen bestand. Endlich einigte man sich dahin, daß sie in 6 Tagen stattfinden sollte. Auch in den übrigen Punkten bewiesen dieses Mal die Osmanen eine auffallende Fügsamkeit, die nur zu beweisen scheint, daß sie auf den Besitz dieses wichtigen Platzes, der ihren weitern Unternehmungen auf der Insel zum sichern Stützpunkt dienen sollte, ganz besondern Werth legten. Denn die den Venetianern zugestandenen Bedingungen waren im Allgemeinen höchst ehrenvoll.

Die ganze Bevölkerung, mit Einschluß der Fremden, alle Beamten der Republik und der Rest der Besatzung sollten, ohne irgend eine Ausnahme, mit Hab und Gut, Familien und Gefolge, mit Waffen und Gepäck, fliegenden Fahnen und klingendem Spiele, genug mit allen militärischen Ehren frei und ungehindert abziehen. Dieselbe Freiheit wurde auch sämmtlichen noch im Hafen befindlichen venetianischen oder fremden Schiffen mit den darauf befindlichen Waaren zugestanden; und damit ihnen dabei kein Hinderniß in den Weg gelegt werde, zieht sich die ganze osmanische Flotte so lange nach der Insel S. Teodoro zurück, bis sie sämmtlich den Hafen verlassen haben. Fehlt es an Schiffen zum Transport der Kranken oder Verwundeten nach Suda oder an einen andern Ort, so werden dieselben von den Osmanen geliefert. Den Abziehenden steht die unbedingte Verfügung über ihr bewegliches und unbewegliches Eigenthum zu Gunsten ihrer Angehörigen frei. Allen Denen dagegen, welche als Unterthanen des Großherrn zurückbleiben wollen, sowol Griechen wie Lateinern und Juden, wird die völlig freie Religionsübung nach ihrem respectiven Bekenntniß, die Erhaltung ihrer Kirchen, Klöster und Gotteshäuser, die Unverletzlichkeit ihrer Ehre und der ungeschmälerte Besitz ihres beweglichen und unbeweglichen Eigenthums, ohne irgend eine Ausnahme, gewährleistet. Auch sollen den Bürgern der Stadt und dem venetianischen Adel ihre Rechte, Freiheiten und Privilegien in nichts verkümmert werden. Die Wahl ihrer Gemeindevorsteher

bleibt ihnen, den bestehenden Gesetzen zufolge, nach wie vor überlassen; nur das Recht der Bestätigung der Gewählten geht auf den osmanischen Gouverneur der Stadt über. Neue und außerordentliche Steuern, sowol von Grund und Boden, wie von beweglichem Eigenthum und Waaren, dürfen den Bewohnern der Stadt in keinem Falle auferlegt werden. Auch mit der Abgabe für den sonst üblichen Knabenzehent bleiben sie verschont. Die einzigen Steuern, welche sie zu entrichten haben werden, sind der gewöhnliche Karatsch oder das Kopfgeld und der Zehnte von ihrem Einkommen, indem sie in dieser Hinsicht ganz den Unterthanen des Großherrn auf der Insel Chios gleichgestellt werden. Nach Vollzug dieser Capitulation werden die beiderseitigen Geißeln zurückgegeben, und denen der Venetianer steht die freie und ungehinderte Rückkehr nach Suda offen [1]).

1) Sowol Bellaio, p. 263—275, als auch Sertonaco Anticano Frammenti, p. 182—189, geben den vollständigen Text der Capitulation von Canea, welche sonst von venetianischen und osmanischen Quellen nur ganz im Allgemeinen erwähnt wird, wie namentlich von dem Geschichtschreiber des candiotischen Krieges, Andrea Valiero, p. 36. Die wichtigsten Bestimmungen derselben, welche z. B. auch von Hammer O. G. Bd. V, S. 382 ganz mit Stillschweigen übergangen werden, betrafen die den zurückbleibenden Einwohnern zugesagten Rechte und Freiheiten, welche gleichsam die rechtliche Grundlage der Herrschaft der Pforte auf der Insel für die Zukunft bildeten. Die hierher gehörigen Artikel lauten wörtlich: „Che a quelli che volessero fermarsi per rimaner soggetti al detto Gran Signore..... sia permesso di vivere nel proprio rito Greco o Latino, come anco sia permesso a gli Hebrei di mantenersi nella loro credenza, e perciò gli siano mantenute le Chiese che possedono quì e fuori, ne sia in canto alcuno inviolato il loro honore, ma siano in quello conservati, e nel possesso di tutti li loro beni stabili e mobili, case della Città, animali et ogn' altra robba niuna eccettuata." Im folgenden Artikel wird noch den Kirchen und Klöstern, Bischöfen, Geistlichen und Mönchen beider Confessionen der ungeschmälerte Genuß ihrer Einkünfte zugesagt; und dann heißt es weiter über die Besteuerungsverhältnisse der Einwohner: „Non siano aggravati di alcuna estraordinaria gravezza nella loro robba, mobile, stabile, mercantie, o per decatia de' fanciulli, ma paghino solo l'ordinario carazo, o decimo delle loro rendite, conforme si paga al Gran Signiore a Scio."

Wenigstens in der Hauptsache, dem freien und ehrenvollen Abzug der Besatzung, wurde dieses Mal die Capitulation pünktlich eingehalten. Nur hielt es Navagiero selbst für klug, die Festung sobald wie möglich zu räumen. Denn kaum war die Capitulation abgeschlossen, als der Pöbel in der Stadt unter dem Vorwand, daß er nun die Herrschaft der Signorie gar nicht mehr anzuerkennen brauche, sich in zügelloser Lust den entsetzlichsten Ausschweifungen ergab, die Magazine und Waarenlager ausplünderte und im Weinrausch die fürchterlichsten Excesse verübte. Auch die Besatzung, von diesen Aufwieglern verführt, war kaum mehr im Zaume zu halten, und fing schon an, den Gehorsam und den Dienst zu versagen. Wie leicht hätte aber solcher Unfug von den Osmanen benutzt werden können, ohne weiteres in die Stadt einzubrechen und die Capitulation mit dem Schwerte in der Hand für null und nichtig zu erklären. Die Ehre des venetianischen Namens verlangte also möglichste Beschleunigung des Auszugs [1]).

Er fand, mit Zustimmung des Kapudan-Pascha, anstatt am sechsten, bereits am vierten Tage, den 22. August, in bester Ordnung statt. Die osmanische Flotte hatte sich nach S. Teodoro, das Landheer zwei Miglien weit von der Stadt zurückgezogen. Die Kranken und Verwundeten, der katholische Bischof mit seiner Geistlichkeit und den Mönchen, der Proveditore Navagiero und die vornehmsten venetianischen Beamten schifften sich mit Hab, Gut und Familien auf den im Hafen befindlichen Galeeren und einigen Barbaresken-schiffen nach Suda ein. Auch Alles, was man aus den Arsenalen an Geschütz, Pulver, Munition, Sturmzeug u. s. w. noch auf diesen Schiffen unterbringen konnte, wurde mit hinweggenommen. Dagegen gelang es den Türken, eine ganze Galeere, die mit den kostbarsten Kirchengefäßen und den Schätzen der reichsten Einwohner der Stadt an Gold, Silber,

1) So geben namentlich die Frammenti, p. 195, den Grund des beschleunigten Abzuges an: „Il popolo vantandosi di dominio vacante, senza niun freno, era passato dalla licenziosità alla insolenza senza niun riguardo alla publica dignità, perchè egli è l'ordinario, che dopo il timore si perda subito anco il rispetto.“

Edelsteinen und Kleinodien jeder Art befrachtet war, unter dem Vorwande, daß es an der zu ihrer Bedienung nöthigen Mannschaft fehle, als gute Prise zurückzuhalten.

In derselben Stunde, wo die Schiffe die Anker lichteten, verließ auch der Rest der Besatzung, 560 Köpfe, mit Einschluß einer Anzahl leicht Verwundeter, unter der Führung ihres Commandanten Angeli, mit brennenden Lunten, fliegenden Fahnen und klingendem Spiele die Festung, um den Landweg nach Suda einzuschlagen. Selbst der Kapudan-Pascha konnte nicht umhin, der kleinen Schaar beim Abzug nochmals den Tribut seiner Bewunderung für die bewiesene Tapferkeit und Ausdauer zu erkennen zu geben. Daß ein solches Häuflein, welches in seiner ganzen Stärke kaum 1000 kampfesrüstige Streiter gezählt hatte, zwei Monate lang einer Belagerungsarmee von 60,000 M., welche in dieser Zeit an 30,000 M. verloren, die Spitze zu bieten im Stande gewesen war, erschien selbst den erfahrensten osmanischen Heerführern fast wie ein Räthsel [1]).

Gleich nach dem Abzug der Truppen und der Schiffe lief die ganze osmanische Flotte, 55 Galeeren stark, in den Hafen von Canea ein, während 15,000 M. auserlesener Truppen die verödete und halb in Trümmern liegende Stadt besetzten und mit dem Widerhall ihres Siegesgeschreis erfüllten [2]). Obgleich nun der Kapudan-Pascha beim Abzug der Venetianer die Capitulation nochmals mit aufgehobener Hand feierlich beschworen hatte, so wurde es nun doch mit der Beobachtung derselben, als man einmal Meister der Stadt war, nicht eben sehr genau genommen. Die drei Hauptkirchen ließ Jussuf-Pascha sofort in Moscheen verwandeln und schon beim nächsten Freitagsgebet feierlich zum Dienste des Islam einweihen. Dann nahm er, wenn auch anfangs die zurückgebliebenen Einwohner sich einer freundlichen und milden Behandlung zu erfreuen hatten, gar keinen Anstand,

1) Die Zahlen gibt am genauesten Bellaio, p. 289 fg., welcher mit dem Falle von Canea sein schätzbares Werkchen schließt.

2) Frammenti, p. 204: „I Turchi con molti gridi onorarono le esseguie della morta Città, mentre i più fideli e più afflitti Cittadini dirottamente le piangevano.“

eine Auswahl unter den schönsten Knaben und Mädchen zu treffen, welche er, prachtvoll ausgeschmückt, theils zu Geschenken für den Großherrn bestimmte, theils für seinen eigenen Dienst zurückbehielt. Ketten von Gold und prächtige Gewänder im Dienste des ersten Monarchen der Welt, redete er ihnen ein, seien in jedem Falle den Sklavenketten von Eisen vorzuziehen, die sie in ihrer Heimat und unter der verhaßten Zwingherrschaft der Signorie von Venedig zu tragen gehabt hätten [1]). Nachdem er hierauf noch in aller Eile für die Herstellung der Stadt und der Festungswerke gesorgt hatte, kehrte er gegen Ende des Jahres nach Constantinopel zurück.

Da man hier anfangs die Eroberung Caneas als eine glänzende Waffenthat durch dreitägige Feste und reiche Geschenke für den Sieger — der Sultan hatte ihm gleich auf die erste Nachricht von dem Falle der Festung einen kostbaren Zobelpelz und einen mit Juwelen besetzten Degen von hohem Werthe zugeschickt — verherrlicht hatte, so fand Jussuf-Pascha auch noch bei seiner Ankunft in der Hauptstadt eine freundliche und huldvolle Aufnahme an den Stufen des Thrones. Bald aber wußte die ihm feindliche Partei im Diwan und im Serai, an deren Spitze der Großwesir Sultansade-Mohammed, überhaupt von jeher der entschiedenste Gegner des venetianischen Krieges, stand, den schwachen, wankelmüthigen und zu Argwohn geneigten Geist Sultan Ibrahim's auch gegen ihn einzunehmen und sein Walten auf Creta im nachtheiligsten Lichte zu zeigen.

Der Besitz von Canea, eines unbedeutenden Burgfleckens, hieß es nun, sei mit den ungeheuern Summen, welche die

1) Frammenti, p. 212: „Nel principio si diportò verso loro (i Cittadini) con trattamenti si umani e giusti che eglino n' ebbero più maraviglia, che terrore." — Dann aber, als er die schönsten Knaben und Mädchen nach Constantinopel schickte, sagte er ihnen beim Abschied zum Troste: „Partite di buona voglia, perche non è ria fortuna lasciare la patria piena di ruine e gire al servigio del più gran Monarca del Mondo." Und das habe allen Denen nicht misfallen, „i qual si persuadeano, che le vesti di gran pregio copissero la schiavitudine, e faceano molta differenza tra la catena d'oro à quelle di ferro".

Ausrüstung der Flotte und des Heeres gekostet habe, und dem Verluste von 30,000 M. der besten Truppen viel zu theuer erkauft worden. Auch sei es gar keinem Zweifel unterworfen, daß Jussuf mit vielen Tausenden von Zechinen von den Venetianern bestochen worden sei, um ihre Besatzung von Canea so frei, ehrenvoll und mit allen ihren Schätzen abziehen zu lassen. Im Gegentheil, wandten darauf die Freunde und Beschützer des Kapudan-Pascha in der Nähe des Thrones, der mächtige Dschindschi Chodscha und die Sultanin Valide, ein, sei es erwiesen, daß der Großwesir von dem venetianischen Bailo mit 60,000 Dukaten erkauft worden sei, um den Krieg zu verhindern; und wenn er jetzt keine glücklichere Wendung genommen und noch keine glänzenderen Resultate geliefert habe, so sei dies vorzüglich dem Übelstande zuzuschreiben, daß der bestochene Großwesir den Kapudan-Pascha nicht gehörig und rechtzeitig mit Geld und Truppen unterstützt habe.

Diese Beschuldigung, wahr oder nicht, kostete nun freilich dem Großwesir, bereits im December, seine Stelle, die dem Defterdar Ssalih-Pascha übertragen wurde, sie konnte aber auch Jussuf nicht mehr retten. In einer Aufwallung maßlosen Zornes beschied ihn Ibrahim zu sich, überhäufte ihn darüber, daß er die Ungläubigen in Canea nicht, wie es seine Pflicht gewesen wäre, bis auf den letzten Mann ausgetilgt, sondern mit Hab und Gut frei und ungehindert habe ziehen lassen, mit den entsetzlichsten Vorwürfen, und verlangte von ihm, er solle sofort, mitten im Winter, mit 30 Galeeren in See gehen und nicht eher wieder zurückkehren, als bis er Herr der ganzen Insel sei. Die verständigen Einwendungen, welche Jussuf gegen dieses wahnsinnige Verlangen zu erheben wagte, daß die Schiffe noch unvollendet auf den Werften liegen, die zu ihrer Bedienung nöthige Mannschaft noch gänzlich fehle und ein solcher Feldzug in keinem Falle in dieser Jahreszeit unternommen werden könne, kosteten ihm auf der Stelle den Kopf. Er ward im Januar 1646 hingerichtet 1646
und an seiner Statt der abgesetzte Großwesir Sultansade-Mohammed zum Oberbefehlshaber oder Serdar des nach Candia bestimmten Expeditionscorps ernannt. Als Kapudan-

Pascha stand ihm Musa-Pascha zur Seite. Dem von Jussuf-Pascha als Statthalter zurückgelassenen Hasan-Pascha war schon vorher Deli Husein, vordem Statthalter von Ofen, gefolgt. Durch widrige Winde noch unterwegs ziemlich lange aufgehalten, war er bereits zu Ende Januar in Canea eingetroffen. Die Flotte folgte ihm erst im Laufe des Sommers [1]).

Bis dahin war seit dem Falle von Canea von keiner Seite, weder zu Land noch zu Wasser, irgend etwas Erhebliches geschehen. In Venedig, wo die Nachricht von dem Verluste des wichtigen Platzes die größte Bestürzung hervorgebracht hatte, war man freilich von der Bedeutung dieses ersten Schlages, der — so fürchteten selbst die scharfsichtigsten Staatsmänner der Republik — leicht den der ganzen Insel nach sich ziehen könne, viel zu sehr durchdrungen, als daß man nicht von der Nothwendigkeit hätte überzeugt sein sollen, daß Alles daran gesetzt werden müsse, um das Verlorene wiederzugewinnen und den Krieg so schnell wie möglich siegreich zu Ende zu führen [2]). Denn jetzt gleich dem übermüthigen Feinde den Frieden bieten zu wollen, erschien selbst den Zaghaftesten als eine Erniedrigung, als eine um so größere Thorheit, da das jüngste Waffenglück die maßlosen Ansprüche der Pforte bis aufs Höchste gesteigert haben würde.

Auch war in der That die Stimmung in Constantinopel für den Augenblick viel zu gereizt, als daß jetzt selbst für sehr gemäßigte Friedensanträge dort irgend ein Erfolg zu erwarten gewesen wäre. Namentlich hatte der Angriff der Venetianer auf Patras, wo sie einige Tausend Türken niedergemacht oder als Sklaven hinweggeschleppt hatten, den Sultan selbst bis zur äußersten Wuth entflammt. Die Ermordung sämmtlicher Christen im Reiche, oder wenigstens aller dort ansässigen Franken, und zwar zuerst des Bailo von Venedig,

1) So nach den osmanischen Quellen bei Hammer a. a. O. S. 383 fg. Etwas abweichend die Venetianer, namentlich die Frammenti, p. 217—222.

2) Valiero, p. 38: „In Venetia non si può dire quanto havesse contristato la novella di Canea, mentre i più savij consideravano in essa la perdita di tutto il Regno."

dünkte ihm kaum eine genügende Sühne für diese dem osmanischen Namen zugefügte Schmach. Nur die dringendsten Gegenvorstellungen des Großwesirs, des Mufti und der höchsten Würdenträger des Reiches vermochten noch bei Zeiten seinen Wahnsinn wieder in die Schranken der Vernunft und der Menschlichkeit zurückzuweisen. Was hätte also Soranzo von seinem Gefängniß aus jetzt wol mit unzeitigen Friedensvorschlägen erreichen mögen?

Die Signorie empfahl ihm daher in dieser Beziehung Vorsicht und Zurückhaltung [1]), und war desto mehr darauf bedacht, sich vorerst durch eine nachdrückliche Fortführung des Krieges eine achtunggebietende Stellung zu erringen. Dazu bedurfte es aber eben außerordentlicher Mittel, namentlich in finanzieller Hinsicht. Denn auf eine einigermaßen bedeutende Unterstützung von Seiten der übrigen Mächte war auch jetzt noch wenig oder gar nicht zu rechnen. Die Stimmung gegen Venedig war namentlich bei den größeren Staaten eher misgünstig, als theilnehmend und wohlwollend. England z. B. gab man geradezu Schuld, daß es sich nur freuen werde, wenn Candia der Herrschaft der Signorie entzogen würde, weil es die Hoffnung hege, daß es sich dann in den Besitz des so einträglichen freien Weinhandels mit der Insel setzen könne [2]); und Frankreich bot zwar, wie wir bald sehen werden, seine Vermittelung zum Frieden an, wollte sich aber, um es mit der Pforte nicht zu verderben, auf eine materielle Hülfe zur Fortführung des Krieges gar nicht einlassen. Nur die kleineren italienischen Staaten, der Papst, Parma, Modena, Lucca, versagten auch jetzt wieder ihren Beistand nicht.

1) Valiero, p. 38: „Scrisse al Bailo, che circa il negotio altro non operasse, che ascoltare e riferire, stimando il Senato, che il progettare immediatemente dopo la disgratia qualche partito, fosse un testimonio di viltà, che accrescesse, secondo l'ordinario, le pretensione Turchesche."

2) Daselbst, p. 37: „Alcuni (de' Principi Christiani) non havevano disgusto della perdita, che faceva la Republica di quell' Isola, stimando d'accrescer il loro negotio, tra quali speravano particolarmente gl' Inglesi di dover godere il traffico libero de i vini di Candia."

Papst Innocenz X. gestattete, außerdem, daß er bereits 5 Galeeren ausgerüstet hatte, auch noch die Aushebung von 1000 M. Fußvolk in seinem Gebiete, besteuerte die venetianische Geistlichkeit mit einem doppelten Zehnten und bewilligte 100,000 Dukaten aus dem Schatze der Curie. Der Herzog von Parma schickte 2000 M. vortrefflich gerüsteter Truppen, Modena nicht weniger, und Lucca 1000 M. Von Malta war dagegen, außer den bereits bewilligten Galeeren, nichts zu erlangen [1]). Auch hatte das vereinigte Geschwader, unter dem päpstlichen Admiral Ludovisi, endlich Messina verlassen, und war noch kurz vor dem Falle von Canea mit der venetianischen Flotte zugleich von Corfu aus bei Zante eingetroffen [2]).

Das Alles reichte aber in keinem Falle aus, wenn man den Krieg mit Nachdruck und Erfolg weiterführen wollte. Man brauchte dazu noch mehr Schiffe und Truppen, und eben deshalb vor Allem Geld, sehr viel Geld. Zu diesem Zwecke mußten im Lande selbst außerordentliche, möglichst ergiebige Hülfsquellen eröffnet werden. Die Noth trieb zum Äußersten, selbst zu finanziellen Gewaltstreichen, die sich später schwer genug rächten.

Alle Bürger, und selbst die Kirchen und Klöster, wurden, bei Strafe der Confiscation, verpflichtet, über den Werth des in ihrem Besitze befindlichen Gold- und Silbergeschirrs eine genaue und gewissenhafte Erklärung abzugeben und drei Viertel davon für alle Fälle in der Münze zu deponiren [3]). Eine von Haus zu Haus veranstaltete Sammlung freiwilliger patriotischer Gaben brachte kaum die verhältnißmäßig geringe Summe von 60,000 Dukaten ein [4]). Man mußte mithin darauf bedacht sein, die finanziellen Kräfte des Landes auf noch ersprießlichere Weise in Anspruch zu nehmen.

1) Über die Bewilligung des Papstes: Frammenti, p. 206 und Depesche des französischen Gesandten Gremonville vom 17. März 1646 bei Daru, T. IV, p. 530. Übrigens Valiero, p. 41.

2) Valiero, p. 36.

3) Depesche von Gremonville, a. a. O. p. 530.

4) Valiero, p. 61: „appena sessantamila ducati si raccolsero."

Man fing daher an, die Staatsländereien, meistens umfangreiche Weidegründe, zu veräußern. Der Ertrag davon war allerdings beträchtlich; die Sache machte aber doch viel böses Blut, weil das ohnehin schon mit außerordentlichen Steuern schwer belastete Volk, welchem diese Gemeindetriften von jeher zum Nießbrauch für sein Vieh überlassen worden waren, nun auch noch dadurch in seinen Gerechtsamen und seinem Erwerbe auf sehr empfindliche Weise beeinträchtiget wurde [1]).

Weit gefährlicher war es indessen, daß man, um nur den Schatz zu füllen, sich genöthigt sah, an den Grundsäulen der Verfassung zu rütteln und die politischen Rechte, ganz im Geiste venetianischer Krämerpolitik, so zu sagen zu einem Handelsartikel herabzuwürdigen. Jedem bisher mit dem 25. Jahre zum Eintritt in den Großen Rath berechtigten venetianischen Edelmann sollte fortan die Aufnahme in denselben schon im 18. Jahre gestattet sein, wenn er 200 Dukaten erlegen würde; und für gewisse Ämter, zu deren Übernahme gesetzlich das 40. Jahr erforderlich war, wurde die Wahlfähigkeit für alle Diejenigen, welche sich dazu verstehen wollten und konnten, 800 Dukaten in den Staatsschatz einzuzahlen, auf das 30. Jahr herabgesetzt [2]). Dabei blieb man jedoch noch nicht stehen. Auch die höchste Staatswürde nächst dem Dogate, die Procuratie von San Marco, wurde für Geld feilgeboten. Der Preis dafür wurde anfangs auf 25,000 Dukaten festgesetzt, wofür mit einem Male sechs neue Stellen dieser Art geschaffen wurden. Bald ging man

1) Daselbst, p. 60: „La vendita de' beni communali fece capitare nell' Erário publico una grandissima summa." Und dann werden die nachtheiligen Folgen dieser Finanzmaßregel hier sehr gut auseinandergesetzt.

2) Depesche des französischen Gesandten Gremonville vom 13. October 1645, bei Daru a. a. O. p. 530: „On embrasse ici toutes sortes de moyens de faire de l'argent, et il a été résolu, que les gentilshommes vénitiens, lesquels ne pouvoient entrer dans le grand conseil qu'à vingt-cinq ans, y auroient entrée à dix-huit, en payant deux cents ducats, et que pour les fonctions, dont on n'étoit capable qu'à quarante ans, l'on pourra les exercer à trente, en payant huit cents ducats."

aber noch weiter. Denn es fanden sich so viel Prätendenten, denen diese Ehre um keinen Preis zu theuer war, daß man die Zahl der Procuratoren nach und nach bis auf 40 brachte, während der dafür zu erlegende Kaufschilling allmälig bis auf 100,000 Dukaten gesteigert wurde, wobei man indessen den Unterschied machte, daß den Familien vom alten venetianischen Adel die Hälfte des Preises nachgelassen wurde, welchen der für Geld erworbene junge Adel zu zahlen hatte [1]).

Die Vermehrung dieses Geldadels war eins der letzten, vielleicht das bedenklichste Auskunftsmittel, wozu die Signorie in ihrer Finanznoth ihre Zuflucht nahm. Fünf reiche Bürgerfamilien boten zuerst von selbst je 100,000 Dukaten an, und zwar 60,000 Dukaten als Geschenk und 40,000 als Darlehen, wenn man sie in das goldne Buch einzeichnen würde. Die Maßregel, welche erst ein einziges Mal vor dreihundert Jahren, bei Gelegenheit des Krieges von Chiozza, in Anwendung gekommen war, stieß jedoch auf den entschiedensten Widerspruch. Im großen Rathe faßte einer der Avogadoren, Angelo Michiel, in einer feurigen Rede Alles zusammen, was sich über die Gefahren einer solchen Neuerung, welche das alte ehrwürdige Staatsgebäude der Republik bis in seine Grundfesten erschüttern werde, überhaupt nur sagen ließ. So dürfe man den venetianischen Adel in keinem Falle erniedrigen und zum Gespött der Welt machen. Und wo sei denn die Grenze, wenn man auf dieser abschüssigen Bahn einmal den ersten Schritt gethan habe?

„Was ist der Grund," rief er aus, „der uns bewegt, diese große Neuerung (questa grandissima novità) einzuführen? — Der gegenwärtige Krieg, die bedeutenden Kosten desselben, die Nothwendigkeit, Geld zu schaffen? Wer von Euch kennt aber wol die Zeit, welche der Himmel als das Ende dieses Krieges festgesetzt hat, und wer wäre im Stande,

1) Valiero, p. 48. Frammenti, 207, und Daru, a. a. O. nach einer handschriftlichen Notiz in einem Mscpt. der k. Bibliothek zu Paris. Von den 25,000 Dukaten, welche anfangs als Kaufpreis festgesetzt waren, flossen übrigens nur 20,000 in den Staatsschatz; die andern 5000 wurden zu Geschenken an verschiedene Nobili verwendet, nicht in baarem Gelde, sondern — in Zuckerhüten.

die Summen vorherzubestimmen, die er uns kosten wird? — Folglich muß man diese Thüre entweder für Wenige oder für Viele öffnen. Wenn für Wenige, wird da wol die Erleichterung, welche das Vaterland davon zu erwarten hat, mit dem Schaden im Verhältniß stehen, welchen eine solche Neuerung mit sich bringen wird? — Eine geringe Summe ist ja nur wie ein Tropfen, welcher den Durst nicht löscht. Wenn für Viele, so ist es offenbar der Ruin der Republik, der Umsturz ihrer aristokratischen Verfassung, die Erniedrigung aller Bürger, welche mit dem edelsten Vorrecht des Patriziats geboren und großgezogen worden sind..... Man bringt jetzt diese Maßregel zu Anfange eines Krieges in Vorschlag, dessen Ende man gar nicht absehen kann, ohne eine Zahl der Aufzunehmenden zu bestimmen oder eine Auswahl unter ihnen zu treffen; in dieser Form belohnt man aber nicht das Verdienst, sondern man verkauft und prostituirt den Adel. Dieser Türkenkrieg ist ein Abgrund, welcher nicht nur solche freiwillige Gaben verschlingen, sondern auch alle übrige Staaten der Republik zu Grunde richten wird, wenn wir nicht auf die Hülfe der Christenheit rechnen können..... Ich beschwörꝫ Euch, laßt Euch nicht von einer übertriebenen Besorgniß wegen unserer Bedrängniß übermannen; zuvor muß man jedes andere Mittel versuchen, ehe man so die Grundlagen unserer herrlichen und so hoch geachteten Freiheit (i fondamenti della nostra bellissima e stimatissima libertà) vernichtet. Und wenn dennoch das böse Geschick, unser Verhängniß wollte, daß wir die reine und unverletzte Fortdauer unseres Rathes mit dem Verluste eines unserer Staaten erkaufen müßten, so wäre sicherlich ein solcher Verlust noch besser, als der Verkauf unseres Adels."

Angelo Michiel, welcher sich in seinem Feuereifer für die Unverletzlichkeit der durch die Jahrhunderte geheiligten Verfassung bisweilen bis zu prophetischer Begeisterung erhob, fand an einem der Räthe des Dogen, Giacomo Marcello, einen nicht unwürdigen Gegner. Dieser wies in einer nicht minder von der Macht tiefer Überzeugung und der Gewalt der Umstände getragenen Rede nach, daß man es unmöglich als eine Verletzung der Verfassung betrachten könne,

wenn man in der gegenwärtigen Bedrängniß, beim Beginn eines Krieges mit dem größten Monarchen der Welt, der schon ungeheure Opfer gekostet habe und noch größere erheischen werde, eine solche Spende von 500,000 Dukaten annehmen wolle. Das sei eitler Wahn, wenn man etwa jetzt noch auf die Hülfe der unter sich zerfallenen Fürsten der Christenheit rechne. Um so weniger dürfe man dergleichen Anerbietungen von Unterthanen der Republik, welche durch ihre Verdienste, ihren Reichthum und das Alter ihres Geschlechts nicht minder ausgezeichnet seien, als viele jener Fremden, denen man so leicht die Ehre des venetianischen Patriziats zu Theil werden lasse, so von sich weisen. Wie viel Steuern müßte man dem armen, so schon von der Last der Abgaben zu Boden gedrückten Volke noch auferlegen, um nur eine gleiche Summe aufzubringen? — Für jetzt sei es aber sicherlich die größte Staatsklugheit, die Mittel herbeizuschaffen, womit man diesen schweren Krieg glücklich beendigen, die bedroheten Provinzen erhalten und die Freiheit retten könne. Wie könne man aber behaupten wollen, daß ein Mittel, welches nur dazu diene, die alten Besitzungen der Republik zu erhalten, den Adel um seine Achtung bringen werde? Solle man denn Candia etwa blos um der Eitelkeit willen preisgeben, daß man den alten Adel bei seiner eingebildeten Reinheit erhalte?

„Bedenkt nur," so schloß ungefähr Marcello seine Rede, „daß wir jetzt für das einzige Reich kämpfen, das uns noch übrig ist, dessen Besitz seit mehr denn 400 Jahren das Erbtheil der Republik war; bedenkt, daß wir es mit dem mächtigsten Feinde zu thun haben; daß wir ohne alle Hülfe sind, und daß es die äußerste Verzweiflung ist, wenn man sich selbst ins Verderben stürzt. Wir sind jetzt genöthiget, Alles zu versuchen, und die göttliche Majestät darum anzuflehen, daß wir allesammt unsere Pflicht thun. Die vorgeschlagene Vermehrung des Adels wird zwei sehr bedeutende Folgen haben. Einmal werden wir dadurch in den Besitz einer unermeßlichen Summe Goldes gelangen; und das ist jetzt die einzige sichere Zuflucht für unsere Hoffnungen (unico refugio delle publiche speranze), ohne welche wir uns un-

möglich halten können; und **zweitens** werden dadurch Viele bewogen werden, sich für die Erhaltung dieser erlauchten Republik zu interessiren. Denn nicht nur Diejenigen, welche jetzt aufgenommen werden sollen, sondern auch Die, welche noch zu derselben Ehre gelangen zu können glauben, werden diese Erhaltung sehnlichst wünschen. Die Republik wird daher durch die Annahme des gemachten Vorschlags, welche zwar durch die Nothwendigkeit geboten ist, zugleich aber auch durch die gewichtigsten Gründe unterstützt wird, nur an Kraft und Festigkeit gewinnen [1])."

Die Meinungen blieben auch nach diesen Reden sehr getheilt. Die Mehrheit der Stimmen schien sich anfangs auf die Seite Angelo Michiel's zu neigen. Und allerdings fehlte wenigstens dem von dem Kriege von Chiozza hergenommenen Beweise für die Zulässigkeit der Maßregel die überzeugende Kraft. Denn damals waren die Verhältnisse ganz anderer Art gewesen. Man hatte den Adel nur 30 Bürgern versprochen, welche sich während des Krieges durch hervorragende persönliche Verdienste auf den Dank des Vaterlandes gerechte Ansprüche erwerben würden, und auch wirklich erst nach Abschluß des Friedens die Auswahl unter den Würdigsten getroffen, ohne Rücksicht auf das größere oder geringere Maß ihres Reichthums. Jetzt dagegen bot man den Adel gleich zu Anfang des Krieges, ohne Berücksichtigung etwaiger Verdienste um den Staat, geradezu für Geld feil. Den Unterschied fühlte Jeder; aber die Nothwendigkeit überwog am Ende doch alle Bedenklichkeiten. Das bereits im Februar 1645 dem Rathe der Pregadi vorgelegte Gesetz erhielt kurz nach dem Falle von Canea in folgender Form die Bestätigung des Großen Rathes:

„Unter den Bürgern und sonstigen Unterthanen der Republik, welche innerhalb eines Monats sich bereit erklären, ein Jahr lang 1000 M. Truppen im Dienste der Signorie zu besolden und zu diesem Zwecke 60,000 venetianische Du-

1) Beide Reden, die des **Angelo Michiel** und des **Giacomo Marcello**, finden sich vollständig bei **Valiero**, p. 67—81. Sie sind zwei der wichtigsten Documente zur praktischen Erörterung der Frage über den Werth des Geburts- und des Geldadels.

katen an den Staatsschatz zu zahlen, werden fünf ausgewählt, welche zu dem Range von Patriciern erhoben werden. Auch Fremde werden bei dieser Wahl zugelassen, sobald sie den Sold für 1200 M., d. h. 70,000 Dukaten, einzahlen. Ausgeschlossen bleiben nur die nicht aus rechtmäßiger Ehe entsprungenen Söhne und die Familien, von denen erwiesen ist, daß sie oder ihre Vorfahren bis zum zweiten Grade rückwärts noch dem Handwerkerstande angehört haben. Die Wahl geschieht durch den Großen Rath nach Mehrheit der Stimmen."

Merkwürdig war dabei der Unterschied, welcher zwischen den zur Concurrenz zugelassenen fremden Nationen gemacht wurde. Den ersten Rang sollte die „herrliche und königliche griechische Nation einnehmen, welche lange Zeit das Scepter der Welt geführt und sich schon mehrfach um die Republik verdient gemacht habe." Ihr zunächst stand die deutsche Nation. Dann folgten auf gleicher Stufe die Franzosen, Spanier und Engländer. Italiener sollten nur unter der Bedingung zugelassen werden, daß sie die zum Erwerb des venetianischen Adels überhaupt nöthigen Erfordernisse vollständig nachzuweisen im Stande sein würden. Gänzlich ausgeschlossen blieben Juden, Türken und Saracenen. Weder Verdienst noch Geld sollte sie in den Besitz des venetianischen Adels setzen können. Wer es blos wagen würde, sie zur Wahl in Vorschlag zu bringen, sollte mit ewiger Verbannung und der Confiscation seiner Güter bestraft werden [1]).

Es konnte nicht fehlen, daß, da das goldne Buch auf diese Weise Jedem offen stand, der den erforderlichen Kaufschilling aufbringen konnte, die Concurrenz sehr bedeutend wurde. Bei den 5 zuerst in Vorschlag gebrachten Familien blieb man natürlich nicht stehen. Gleich auf die erste Liste wurden 13 Familien gesetzt, welche sämmtlich, für je 100,000 Scudi, in das goldne Buch eingetragen wurden [2]). Mit der Zeit ging man aber noch weiter. Der Verkauf des Adels wurde eine der ergiebigsten Hülfsquellen des bedrängten

1) Das Decret selbst gibt Vitt. Sandi Storia civile veneziana L. XII, c. 3, und nach ihm Daru, a. a. O. p. 535.

2) Frammenti, p. 207.

Schatzes. Während man den Preis desselben herabsetzte, stieg die Zahl der zugelassenen Familien noch im Laufe des candiotischen Krieges bis auf 80, die dem Schatze 8 Millionen Dukaten einbrachten [1]). Da indessen auch dies nicht ausreichen wollte, half man sich gleich anfangs noch durch eine Anleihe, und wußte die Provinzen dadurch zur Ausrüstung einer Anzahl von Galeeren zu bewegen, daß man das Commando derselben dem Adel der Terra Ferma versprach, welcher bis dahin davon ausgeschlossen gewesen war [2]).

Mit solchen Mitteln sah sich die Signorie allerdings in den Stand gesetzt, in kurzer Zeit Flotte und Heer ansehnlich zu verstärken. Was man nicht im eigenen Lande aufbringen konnte, suchte man für Geld im Auslande. Schiffe und Truppen wurden für schwere Summen vorzüglich in der Provence, in Holland und in Deutschland gemiethet. In wenigen Monaten zählte daher die venetianische Armata, zum Erstaunen der Welt, wieder 53 Galeeren, 6 Galeazzen, 40 größere bewaffnete Schiffe (Navi da guerra formidabili), 4 Brander und eine große Menge kleinerer Schiffe, Alles in vollständiger Ausrüstung und vortrefflich bemannt. Der achtzigjährige Doge Francesco Erizzo, ein Mann von hoher Begabung und seltener Frische des Geistes, erbot sich selbst den Oberbefehl über diese herrliche Seemacht zu übernehmen. Es war ihm jedoch nicht mehr vergönnt, sich an der Spitze derselben mit dem Feinde zu messen. Er unterlag den Anstrengungen, welche die Vorbereitungen zu dem nächsten Feldzug erheischten. Er starb schon mitten unter denselben in den ersten Tagen des Jahres 1646 [3]). 1646

Sein Tod, als ein öffentliches Unglück allgemein beklagt, machte die Wahl eines neuen General-Capitäns des Meeres nothwendig. Sie fiel, nachdem Girolamo Morosini kurze Zeit diese wichtige Stelle bekleidet hatte, auf den gleichfalls schon siebenzigjährigen Giovanni Capello.

1) Daru, a. a. O. p. 537.

2) Depesche des Herrn von Gremonville, vom 28. October 1645, daselbst, p. 534.

3) Frammenti, p. 208—211. Valiero, p. 54, setzt den Tod des Dogen Erizzo falsch in den Anfang des Jahres 1645.

Obgleich mit Freuden begrüßt, war sie nicht die glücklichste. Denn Capello, ein zwar gutmüthiger, aber etwas schwacher und unentschlossener Mann, besaß wenig oder gar keine Erfahrung im Seewesen und war mithin der schwierigen Aufgabe, die ihm gestellt wurde, ganz und gar nicht gewachsen. An ihm, meint Valiero, habe sich das gemeine Sprichwort, daß des Volkes Stimme Gottes Stimme sei, schlecht bewährt. Denn die großen Erwartungen, welche das bei seiner Wahl im Munde des Volkes lebende Wort: „Fuit homo missus a Deo, cui nomen erat Joannes“ erregt habe, seien nicht in Erfüllung gegangen. Es müsse im Gegentheil als ein wahres Verhängniß betrachtet werden, welches die Republik betroffen habe, daß die Wahl gerade auf ihn gefallen sei [1]).

Und allerdings nahmen die Dinge auch während des
1646 Feldzuges des Jahres 1646 für die Sache der Republik eine sehr schlimme Wendung. Vor Allem hätte es jetzt gegolten, schnell zu handeln, Canea wieder zu erobern und den Fortschritten der osmanischen Waffen auf Candia sofort ein Ziel zu setzen. Nun brauchte aber Capello sechs volle Monate, um mit seiner Flotte nur erst in die Gewässer von Candia zu gelangen. Indessen war dort der Kampf zu Wasser und zu Land mit zweifelhaftem Erfolge und ohne die erwünschten Resultate fortgesetzt worden.

Suda, welches Jussuf-Pascha, gleich nach dem Falle von Canea, durch Giacomo Premarino unter den günstigsten Bedingungen zu freiwilliger Übergabe auffordern ließ, war zwar durch die Standhaftigkeit erhalten worden, womit der Befehlshaber dieser Festung, Michiel Malipiero, alle An-

1) Valiero, p. 56: „Quella fatalità, che portava la Republica a mille travagli, e quasi alla perditione, lo pose in prospettiva e lo fece preferire à tutti gli altri nella direttione delle cose publiche. Il che successe con tanto applauso dell' universale, che da ognuno erano espresse quelle parole: „Fuit homo missus a Deo, cui nomen erat Joannes.“ Mà la disaventura alterò in questo quel trito proverbio, che la voce del popolo sia voce di Dio, perche queste acclamationi riuscirono vane l'espettatione ingannate e la Patria infelicemente servita.“

träge dieser Art zurückgewiesen hatte [1]); alle Versuche, Canea wiederzugewinnen, waren dagegen bis dahin völlig fruchtlos geblieben. Denn da war eben nur durch eine geschickte Verbindung der Operationen zur See mit einem energischen Angriffe von der Landseite her zum Ziele zu gelangen. Man mußte darauf bedacht sein, Canea die Zufuhr an Truppen und Lebensmitteln vom Meere her abzuschneiden, während der General-Proveditore Andrea Cornaro Alles aufbot, die Festung entweder mit Sturm zu nehmen oder durch eine strenge Blokade zur Übergabe zu zwingen.

Leider fehlten ihm dazu nur gleich anfangs, wo, nach dem Rückzuge der feindlichen Flotte, noch am ersten Etwas auszurichten gewesen wäre, alle Mittel. Selbst die Milizen, welche er mit Mühe und Noth zusammengebracht hatte, waren nach dem Falle von Canea sofort wieder auseinandergelaufen. Nichts, weder Versprechungen noch Drohungen und Strafen, ja nicht einmal mehr Geld, vermochte sie, zu ihrer Fahne zurückzukehren. Sie erklärten geradezu, daß sie sich eher würden todtschlagen lassen, als daß sie im Dienste der Republik je wieder die Waffen ergreifen sollten. Und auch die wenigen, welche sich nach und nach wieder stellten, waren am Ende zu nichts zu gebrauchen. Sie verließen am hellen lichten Tage ihre Posten und ergriffen die Flucht, sobald sie nur eine osmanische Standarte von fern erblickten [2]). Es mußten also erst Verstärkungen aus dem Mutterlande abgewartet werden, ehe gegen Canea etwas Entscheidendes unternommen werden konnte. Darüber verging der größte Theil des Winters unter unbedeutenden Plänkeleien in der Umgegend von Canea und Suda und nutzlosen Plänen, die nie zur Ausführung kamen, weil es eben an den dazu nöthigen Mitteln fehlte.

Zum Unglück herrschte nun auch noch unter den venetia-

1) Frammenti, p. 213—215.

2) Daselbst, p. 224: „Non gli fu possibile tirarle al servigio ne con danari, ne con promissioni, ne con persuasioni, ne con minacce, ne con castighi, essendo, che fra loro si lasciavano apertamente intendere, che più tosto di prendere l'armi, si lasciarebbono ammazzare.“

nischen Heerführern ein arger Zwiespalt der Meinungen über das, was man thun oder lassen sollte. Gegenseitige Eifersucht ließ sie nie zur Einheit des Entschlusses und der That gelangen. Dieser heillose Zustand dauerte selbst noch fort, als endlich zu Anfange des Monats December die ersehnten Verstärkungen aus Venedig eingetroffen waren. Der Führer derselben, Signor della Valletta (Generale de lo sbarco), kam namentlich mit dem Oberbefehlshaber der Artillerie (Generale dell' Artigliaria), Don Camillo Gonzaga, gleich von vornherein in ein sehr gespanntes Verhältniß. Keiner wollte dem Andern den Vorrang einräumen, beide machten Anspruch auf den Oberbefehl des Heeres, und auch Cornaro konnte nicht dazu gelangen, seiner Autorität als General-Proveditore, ihnen gegenüber, die volle Geltung zu verschaffen. Das war offenbar eine der schwächsten Seiten dieses venetianischen Kriegswesens [1]).

Im Kriegsrathe wurde nun erst wieder lange darüber hin und her gestritten, ob man ohne weiteres Canea angreifen oder sich vorerst gegen San Teodoro versuchen solle. Als man sich aber endlich, der Ansicht Cornaro's zuwider, welcher die ganze Unternehmung jetzt für zu gewagt hielt, doch für Canea entschieden hatte, war Alles noch in einer so grenzenlosen Unordnung und Rathlosigkeit, daß es unter den auf der kleinen Felseninsel Marati ausgeschifften Truppen, für deren Unterkommen und Verpflegung nicht im geringsten gesorgt war, zu einer förmlichen Meuterei kam, und man auf dem Marsche gegen die Festung noch nicht einmal wußte, was man eigentlich dort wolle und wie sie anzugreifen sei [2]). Auch wagte man gar nicht, bis unter die Mauern von Canea vorzurücken. Eine einzige kleine Demonstration der tür-

1) Frammenti, p. 258: „La varietà e l'ostinatione delle opinioni avea comminciato a germogliare nella precedenza e autorità, discordie, nella conjuntura presente altretante perniciose, quanto vane etc.", und dann folgt eine längere Auseinandersetzung der Gründe des Zwiespaltes zwischen Della Valletta, Gonzaga und Cornaro. Dazu Valiero, p. 50.

2) Frammenti, p. 267: „Ridotte le genti in ordinanza, si marcio verso Canea, ma senza alcuna commissione di quello, che devea farsi, quasi che il timore gli rendesse irresoluti."

kischen Besatzung reichte hin, die Venetianer zum Rückzug zu bewegen. Der ganze mit großen Erwartungen begonnene Feldzug beschränkte sich daher auf einige nutzlose Gefechte bei den Windmühlen von Gladisso (23. Januar) und bei dem Kloster delle Cisterne unweit Cap Melecca (31. Januar), welche den Venetianern theuer genug zu stehen kamen. Denn sie verloren hier 500, dort 300 M. an Todten und mußten, außer einer ziemlichen Anzahl Gefangener, auch noch einen großen Vorrath an Waffen, Munition und Gepäck, viel Pulver und einige Geschütze im Stich lassen [1]).

Nach diesen traurigen Erfahrungen hielt es Cornaro um so mehr für gerathen, die weiteren Operationen gegen Canea für jetzt aufzugeben und lieber in einer geschickten Defensive für die Erhaltung der übrigen am meisten bedroheten Punkte der Insel, wie namentlich Suda, Rethimo und Candia, möglichst Sorge zu tragen, da auch die Unterstützung vom Meere her den gehegten Erwartungen keineswegs entsprochen hatte. Auch da fehlte es, in Folge des Zwiespalts unter den Flottenführern, gleich vom Anfang an den gemeinschaftlichen Operationen an Plan und Einheit. Die besten Kräfte wurden in nutzlosen Streifzügen und vereinzelten Gefechten vergeudet.

Die venetianische Armata, unter den Befehlen des Girolamo Morosini, hatte zwar im Verein mit den päpstlichen, florentinischen, maltesischen und neapolitanischen Galeeren, in einer Stärke von 46 Galeeren, 4 Galeazzen und 13 bewaffneten Schiffen, von Zante aus, kurz nach dem Falle von Canea, noch glücklich den Hafen von Suda erreicht, wo auch das kleine Geschwader des Marino Capello und 14 candiotische Galeeren, unter dem Befehle des Andrea Cornaro selbst, zu ihr stießen; allein man konnte sich nun nicht einmal entschließen, mit dieser ansehnlichen Seemacht einen Angriff auf die feindliche Flotte zu wagen, welche sich unter die Batterien von San Teodoro zurückgezogen hatte und bald darauf ohne weitere Anfechtungen nach Constantinopel zurückkehrte [2]). Der päpstliche Admiral Ludovisi war über diese

1) Beide Gefechte werden mit allen Nebenumständen genau beschrieben: Frammenti, p. 270—283.

1) Über den in Vorschlag gebrachten Plan, die osmanische Flotte

Thatlosigkeit so entrüstet, daß er mit den Venetianern für jetzt nichts mehr zu schaffen haben wollte und mit dem ganzen vereinigten Hülfsgeschwader schon zu Ende October nach Italien zurückkehrte, während kurz darauf auch Cornaro mit seinen 14 Galeeren den Winterhafen von Candia bezog [1]).

Nur Girolamo Morosini unternahm noch während des Winters allein mit seinem Geschwader einen Streifzug nach dem Archipel, kreuzte eine Zeit lang namentlich zwischen den Inseln Milo und Argentiera, brachte einige reich beladene osmanische Schiffe auf, hauste aber auf einigen der nur von Griechen bewohnten Inseln, Paros, Milo und Sifanto, so arg, daß die darüber bis nach Venedig durchdringenden bitteren Klagen die Signorie veranlaßten, ihn ohne weiteres seiner Stelle zu entsetzen. Denn anstatt auf diesen Inseln — was der Hauptzweck des ganzen Streifzuges sein sollte — blos Matrosen zu pressen, waren die wilden italienischen Söldner, die er an Bord genommen hatte, und das rohe Schiffsvolk über die wehrlosen Einwohner hergefallen, hatten ihre Wohnungen ausgeplündert und sie selbst bei dem geringsten Widerstande fürchterlich mishandelt, und waren endlich mit ihrem Raube an baarem Gelde und beweglicher Habe jeder Art, die dann auf den Marktplätzen in Candia öffentlich feilgeboten wurde, wieder abgezogen [2]).

noch bei ihrem Rückzug mit vereinten Kräften anzugreifen, welcher um so mehr Erfolg versprach, da man in Erfahrung gebracht hatte, daß das zum guten Theile aus Christen bestehende Schiffsvolk auf den türkischen Schiffen entschlossen sei, bei dem ersten Zusammenstoße zu den Venetianern überzugehen, bemerkt Sertonaco Anticano Frammenti, p. 249: „Fù sopra di ciò parlato molto, ma nulla conchiuso: tanto cagionava la discordia delle opinioni. Per 'l che l'Armata Ottomana, con non poco scorno dell' armi Venete le quali non le erano inferiori, che nella maniera di reggerla, partì di Candia illesa e si ridusse in Constantinopoli senza niun incontro."

1) Daselbst, p. 239 u. 249.

2) Frammenti p. 240—248 u. 323: „Datisi", heißt es da von den Räubereien der Venetianer, „totalmente alla rapacità, senza badare a Christiani li trattavano peggio de' Turchi cet." .... „Pe 'l che in vece di galeotti, alcuni condussero denari, tele, cottoni, cuoi et altre mercatanzie le quali poi furono venduti in Candia."

Dergleichen Brandschatzungen, ein solches System der Kriegführung konnten von der Signorie natürlich um so weniger gutgeheißen werden, da sie auf der einen Seite nur dazu beitrugen, Heer und Flotte zu demoralisiren, und auf der andern nicht nur den venetianischen Namen in der ganzen Christenheit in übeln Ruf brachten, sondern auch — und das war ein Hauptpunkt — jene Inselgriechen, die sich gar nicht übel geneigt gezeigt hatten, sich für die Republik zu erklären, ihr nun gänzlich und für immer abwendig machen mußten. Was da verloren ging, konnte freilich durch die Strenge, womit gegen Morosini verfahren wurde, nicht wieder gewonnen werden [1]).

An seiner Stelle erhielt, wie wir bereits gesehen haben, der zaghafte Giovanni Capello den Oberbefehl über die venetianische Seemacht, deren Hauptaufgabe jetzt eben darin bestehen sollte, die Rückkehr der osmanischen Flotte nach Candia zu verhindern, und namentlich Canea, wo der Mangel an Lebensmitteln schon empfindlich zu werden anfing, die Zufuhr abzuschneiden. Zum Glück stand ihm ein thätiger und unternehmender Capitän, Tomaso Morosini, zur Seite, welcher sogleich richtig erkannt hatte, daß man, um Canea wieder zu gewinnen und Candia zu retten, die osmanische Armata nicht erst in der cretischen Gewässern erwarten, sondern sie sofort am Ausgang der Dardanellen angreifen und, wo möglich, vernichten müsse. In einer dem Rathe der Pregadi vorgelegten Denkschrift hatte er diesen Plan mit so überzeugenden Gründen dargelegt [2]), daß man ihm als Capitano delle Navi ein kleines Geschwader von 26 Segeln, Galeonen, Feluken und Tartanen, anvertrauete, womit er sich ohne Auf-

1) Morosini selbst misbilligte im höchsten Grade dergleichen Unfug und hatte ihn, da er wußte, wie diese Griechen gegen die Republik gesinnt seien, streng verpönt. „E perciò commandò rigorosamente a Soldati Christiani di non offender niun Greco, ma di accarezzarli umanamente", p. 247. Aber er hatte seine Leute nicht in seiner Gewalt; er sei abgesetzt worden, heißt es p. 324: „non perche egli havesse peccato più de gl' altri, ma perche non haveva saputo raffrenare e castigare gl' altri."

2) Sie wird ihrem Inhalte nach angeführt von Valiero p. 47.

enthalt von Suda aus nach den Dardanellen begab, um da den Osmanen aufzulauern.

Leider verfehlten aber seine Operationen, zumal da ihn Capello mit der Hauptmacht im Stiche ließ, ihren Zweck. Denn kaum hatte er die Dardanellen erreicht und einen Versuch gemacht, sich der Insel Tenedos zu bemächtigen, als ihm der Kapudan-Pascha, welcher mit seiner ganzen Flotte, 80 Galeeren, 200 Tschaiken und einer Anzahl bewaffneter Schiffe, schon bei den Dardanellenschlössern lag, 20 Galeeren entgegenschickte, die ihn nöthigten, Tenedos wieder zu räumen und sich zunächst auf Metelin zurückzuziehen. Von da aus kehrte er zwar bald darauf wieder nach den Dardanellen zurück, blokirte die Mündung und trieb die Verwegenheit sogar so weit, daß er die gewaltige osmanische Flotte zur Schlacht herausforderte; da aber unterdessen auch die Galeeren von Negroponte und Napoli di Romania, sowie die Barbaresken, denen der Sultan als Preis des Sieges sogar schon die Inseln Zante und Cephalonia versprochen hatte, gegen ihn aufgeboten worden waren und ihn im Rücken bedroheten, so war er zu schwach, diese gefährliche Stellung auf die Dauer zu behaupten. Er mußte sie aufgeben und der Kapudan-Pascha, welcher am 4. Juni mit seiner Flotte in bester Ordnung die Dardanellen verließ, erreichte zunächst glücklich den Hafen von Chios.

Morosini eilte ihm nun zwar voraus, um ihn mit seinen Schiffen wo möglich noch in einer gesicherten Position zwischen Cap Spada und San Teodoro aufzuhalten; allein einmal versagten ihm hier seine eigenen Schiffscapitäne, weil ihnen der seit längerer Zeit rückständige Sold nicht schnell genug ausgezahlt werden konnte, geradezu den Dienst, und dann war Capello, welcher nach sechsmonatlichen Kreuzfahrten in den Gewässern des Archipel um diese Zeit endlich im Hafen von Suda eingetroffen war, selbst durch die dringendsten Bitten und Vorstellungen Morosini's und des Proveditore Grimani nicht zu bewegen, denselben wieder zu verlassen und mit ihrem Geschwader vereint den Osmanen bei Cap Spada die Spitze zu bieten. Unmöglich, erwiderte er, könne die feindliche Armata schon so nahe sein; auch sei

es viel zu gewagt, jetzt bei einem heftig wehenden Nordwind einem so mächtigen Feinde die Schlacht bieten und so mit einem Schlage Alles aufs Spiel setzen zu wollen. Darüber kam es zu sehr heftigen gegenseitigen Erklärungen, die nur die Erbitterung steigerten und den einmal herrschenden Zwiespalt noch vermehrten. Die Osmanen behielten daher so gut wie gänzlich freies Feld. Grimani, welcher selbst den Befehl über Morosini's Geschwader übernommen hatte, machte zwar, als ihre Flotte sich Cap Melecca näherte, noch einen Versuch, sich ihr mit 26 Schiffen entgegenzuwerfen; allein den Kampf konnte er mit ihr nicht wagen. Sie lief in der Nacht vom 11. zum 12. Juli mit vom günstigsten Winde geschwellten Segeln, mehr wie 300 Schiffe stark, in den Hafen von Canea ein, wo sie, längst sehnlich erwartet, mit Jubel und unaufhörlichen Freudenschüssen von den Batterien der Festung begrüßt wurde.[1])

Das gab den Ausschlag für das Geschick des Feldzugs vom Jahre 1646. Denn während man in Constantinopel 1646
selbst der Meinung war, daß die so auffallende Unthätigkeit Capello's gar keinen andern Grund haben könne, als die geheimen ausdrücklichen Befehle der Signorie, die Schlacht zu vermeiden und Candia, um nur die Pforte nicht noch mehr zu reizen, nach einer blos scheinbaren Vertheidigung lieber gänzlich preiszugeben[2]), wurden nun auch die dort noch immer, wenn gleich nur lau, fortgeführten Verhandlungen wegen Herstellung des Friedens sofort völlig abgebrochen. Ein französischer Unterhändler, Herr von Varennes, hatte dabei den Vermittler gemacht. Denn der Bailo Soranzo konnte sich, da er natürlich auf der Rückgabe von Canea, als der Bedin-

1) Frammenti, p. 326—340. Alles sehr ausführlich; und dazu Baliero, p. 56—59. Der Letztere, der Geschichtschreiber dieses candiotischen Krieges, befehligte als Governatore di nave, wie er p. 59 selbst erzählt, eine Abtheilung von fünf Schiffen, welche Morosini zu Hülfe kam, und war daher über das, was damals an den Dardanellen vorging, sehr wohl unterrichtet.

2) Von dieser Unthätigkeit Capello's heißt es z. B. in den Frammenti, p. 326: „Il che fece credere al nemico, che il Capitan Generale tenesse secreta commissione di non combattere e di voler lasciar perder il Regno con l'apparenza di difenderlo per non irritar maggiormente l'armi Ottomani."

gung sine qua non, bestehen sollte, selbst mit den bedeutenden Geldmitteln, welche die Signorie zu diesem Zwecke zu seiner Verfügung gestellt hatte, gar kein Gehör verschaffen [1]). Aber auch Herr von Varennes, dessen Hauptzweck eigentlich war, unter dem Vorwand der venetianischen Friedensverhandlungen, den gegen Frankreich gerichteten Intriguen der spanischen Agenten bei der Pforte entgegenzutreten [2]), hatte sich keineswegs eines sehr freundlichen Empfanges von Seiten des Großwesirs zu erfreuen.

Er ließ ihn gleich nach seiner Ankunft in seiner Behausung streng bewachen; und als Varennes in der ersten Audienz die allerdings etwas naive Frage aufwarf, warum denn eigentlich der Großherr mit der Republik Venedig Krieg führe? — fuhr ihn der Großwesir sehr ungehalten mit den Worten an: „Was wird der Sultan sagen, wenn er erfährt, daß der König von Frankreich wissen will, warum er Krieg führe?" — Er, Varennes, solle doch ja von den Venetianern kein Wort mehr erwähnen; denn der Sultan sei gegen sie auf das Höchste aufgebracht (perche il Rè era in grandissima furia). Da wurde natürlich auch Varennes, welcher, den

1) Valiero, p. 63: „La prudenza del Senato non tralasciava alcun mezzo per procurare la pace, ordinando al Bailo Soranzo che la incaminasse con tutte le forme possibili, pretendendola però con la restitutione di Canea; al qual fine diedegli commissione di spendere ogni quantita d'oro per conseguirne l'intento."

2) Derselbe, p. 64, erzählt namentlich, daß sich damals ein etwas verdächtiger spanischer Agent in Constantinopel eingefunden habe, was den französischen Hof veranlaßt, Herrn von Varennes hinzuschicken „per l'interesse de' Venetiani, ma che egli effetivamente andasse per fare la contramina allo Spagnuolo." Dieser Spanier, wahrscheinlich ein sehr zweideutiges Subject, so erzählt Valiero weiter, wurde dann Renegat, was den kaiserlichen Residenten, welcher ihn wahrscheinlich unter seinen Schutz genommen hatte, so empörte, daß er ihn in sein Haus lockte, ihn hier mit eigener Hand niederstieß und in aller Stille in seinem Garten begraben ließ. Die Sache wurde aber doch entdeckt und die Pforte ließ nun ihrer Seits den Residenten ins Gefängniß werfen, aus dem er sich nur mit einem Lösegeld von 15,000 Realen wieder befreien konnte. Dieser kaiserliche Resident war Alexander Greifenklau von Vollrath, ein Mann, der allerdings solcher Dinge fähig war.

ihm von seinem Hofe ertheilten Instructionen zufolge, weit mehr Spanien als Venedig im Auge behielt, immer kleinlauter und zurückhaltender. Jedoch suchte ihn die Pforte selbst, obgleich sie sehr wohl wußte, daß Venedig von den übrigen Mächten nicht viel zu erwarten habe, noch so lange mit eiteln Friedenshoffnungen hinzuhalten, als sie noch in Ungewißheit darüber war, ob ihre Flotte wirklich in Candia eingetroffen sei.

Als aber nun darüber gar kein Zweifel mehr sein konnte, brach sie alle Verhandlungen mit Varennes gänzlich ab, und ertheilte ihm die definitive Antwort, daß von dem Frieden mit den Venetianern, da sie ihre Capitulationen verletzt, jetzt gar keine Rede sein könne; der König solle nur die Feinde des osmanischen Reiches wie seine eigenen behandeln und folglich auch dem Dogen von Venedig seinen Zorn zu erkennen geben. Damit verließ Varennes Constantinopel, ohne daß jedoch die freundlichen Beziehungen zwischen Frankreich und der Pforte dadurch wesentlich beeinträchtiget worden wären. Man legte am französischen Hofe auf die Erhaltung des guten Einvernehmens mit der Pforte, deren Hülfe man doch früher oder später noch einmal gegen Spanien brauchen könne, damals weit mehr Gewicht, als auf die Freundschaft mit der Signorie von Venedig; und daher beschränkte sich Cardinal Mazarin auch nur darauf, daß er den französischen Gesandten zu Constantinopel, Herrn de la Haye, anwies, den Venetianern unter der Hand seine Dienste nicht ganz zu entziehen (continuare gli ufficij) [1]).

Der Krieg sollte und mußte also mit desto größerer Energie fortgesetzt werden. Und dabei waren die Osmanen jetzt entschieden im Vortheil. Drei Tage nachdem ihre Flotte in den Hafen von Canea eingelaufen war, verließ zwar auch Capello mit der seinigen den Hafen von Suda; er hatte aber auch jetzt noch nicht den Muth, sich mit dem Feinde zu messen, dem nun in seiner gedeckten Stellung allerdings schwer beizukommen war. Er kehrte daher, nachdem er einen Tag lang ruhig an der Spitze des Cap Melecca gelegen hatte,

1) Ueber den Stand und Fortgang dieser Friedensverhandlungen gibt Valiero p. 63, 65, 85 und 93 gleichfalls die besten Aufschlüsse.

wieder nach dem Hafen von Suda zurück, und die Osmanen behielten völlig freie Hand, ihre Operationen sofort zu beginnen [1]).

Alles, was sich auf den Schiffen befand, 40,000 Mann frischer Truppen, 12,000 Fässer Pulver, 30,000 Kanonenkugeln, eine Menge Geschütz, Munition und Mundvorrath, wurde ohne die geringste Schwierigkeit ans Land gesetzt. In wenigen Tagen war Suda, welches eine Besatzung von nur 1000 Mann hatte, und zwar für lange Zeit mit Munition und Proviant, mit Wasser aber nur auf zwei Monate versehen war, von fünf starken Batterien, die bei den Cisternen Calami, Calogero, den Salinen und gegen das Castell von Apricorno hin aufgeworfen wurden, von allen Seiten eingeschlossen. Ihr Feuer blieb indessen fast wirkungslos, da die Kugeln, ohne die Mauern zu erreichen, meistens an dem Felsenkegel abprallten, auf welchem die Festung uneinnehmbar thronte. Auch von der Hafenseite her wollte der Angriff nicht gelingen. Denn als die feindliche Flotte Miene machte, zu diesem Zwecke Cap Melecca zu umschiffen, faßte Capello doch endlich den Muth, ihr die Spitze zu bieten. Er lichtete die Anker, griff die Osmanen zwischen Canea und San Teodoro an und trieb sie nach einem zweistündigen hitzigen Gefecht, wobei er aber auch viel Menschen und alle seine sehr ungeschickt geführten Brander verlor, wieder in den Hafen zurück [2]).

Seitdem wurde Suda von den Osmanen für jetzt gänzlich aufgegeben. Sie richteten nun, nachdem sie abermals durch ansehnliche Zufuhr aus dem Archipel, die ihnen Capello vergeblich abzuschneiden versucht hatte, verstärkt worden waren, ihre ganze Macht gegen Rethimo. Im offenen Lande und bei den wenigen nur schlecht vertheidigten Castellen auf

1) Frammenti p. 340: „Si trattene fuori in mostra tutto il giorno, mentre i Turchi spettatori diceano di non averne più paura: e la sera d'ordine del Capitano generale tornò in porto con estrema mortificazione di tutti i Soldati, i quali con buon animo s'erano preparati alla battaglia.“

2) Daselbst, p. 341—351. Valiero, p. 90, 94.

dem Wege dahin fanden sie so gut wie gar keinen Widerstand. Apricorno war von den Venetianern gleich auf den ersten Anlauf geräumt und von den Osmanen besetzt und stark befestiget worden. Von hier aus erstreckten sich dann ihre Streifzüge sofort bis unter die Mauern von Rethimo.

Der Proveditore Andrea Cornaro war zwar, obgleich sich im Kriegsrathe gewichtige Stimmen dahin ausgesprochen hatten, daß der Platz gar nicht zu halten sei, mit allen Truppen, die er aufbringen konnte, etwa 1500 M. Fußvolk und eine Schwadron Reiterei, von Candia aus dahin geeilt und machte selbst einen Versuch, dem Feinde den wichtigen Paß von Armyro zu versperren; allein da die ihm zugesagte Hülfe von 5—6000 M. Landmilizen der Provinz gänzlich ausblieb, konnte er sich hier gegen die Übermacht des Feindes nicht halten, sondern mußte sich, nach nur achttägigem Verweilen, wieder auf Rethimo zurückziehen. In aller Eile wurden dann wenigstens noch die näherliegenden Castelle, Prianea, Petrea, Capitello, unweit Gerani, befestiget und mit angemessenen Besatzungen versehen; allein das half wenig mehr. Nachdem einmal der Paß von Armyro durchbrochen war, konnten auch diese kleinen Castelle, welche gleichsam die Vorhut der Festung bildeten, nicht mehr gerettet werden.

Rethimo selbst befand sich in einem so trostlosen Zustande, daß an einen längeren erfolgreichen Widerstand gar nicht zu denken war. Mauern und Bollwerke, an sich schwach und unzureichend, waren längst schon in Verfall gerathen, der Hafen lag, ohne alle Schutzwerke, ganz offen da und, das war noch das Schlimmste, die Stimmung der Bevölkerung war im höchsten Grade verzweifelt und auffässig. Schon kurz nach dem Falle von Canea hatten ja die vornehmsten Einwohner Husein-Pascha geradezu schriftlich erklärt, daß sie, da von Venedig aus für sie nichts mehr zu erwarten sei, jederzeit bereit seien, sich dem Großherrn zu unterwerfen, und auch das arme Landvolk war des verhaßten Regiments der Republik, die ihm jetzt in der äußersten Gefahr nicht einmal mehr den geringsten Schutz gewähren konnte, so müde, daß es die Osmanen mit offenen Armen zu empfangen und

ihnen jede Unterstützung angedeihen zu lassen entschlossen schien [1]).

Was war wol, unter solchen Umständen, noch für die Rettung der Stadt zu hoffen, zu welcher Cornaro, von Don Camillo Gonzaga unterstützt, im letzten Augenblicke alle seine Streitkräfte zusammenraffte! Die wenigen Truppen, die er den osmanischen Plänklern entgegenschicken konnte, wurden überall mit Verlust zurückgeworfen. Ein letzter Ausfall am 9. October kostete, ohne den geringsten Gewinn, mehr wie 300 M. der besten Truppen. Zehn Tage nachher, am 20. October, machte ein allgemeiner Sturm die Osmanen zu Meistern der Stadt. Alles, was sich retten konnte, drängte sich in entsetzlicher Verwirrung nach der Citadelle. Cornaro, welcher unter den Fliehenden wenigstens noch einigermaßen die Ordnung wiederherstellen wollte, wurde mitten im Getümmel von einer tödtlichen Kugel getroffen und gab gleich darauf seinen Geist auf. Mit ihm zugleich fanden hier noch mehrere der bewährtesten venetianischen Heerführer einen nicht unrühmlichen Heldentod. Der Proveditore Molino mochte solches Misgeschick nicht überleben, und starb, nur leicht verwundet, wenige Tage nachher aus Verzweiflung.

Aber auch die Citadelle konnte sich nun, ungeachtet des heldenmüthigen Widerstandes, welchen der Commandant Luigi Minotto mit der 1200 M. starken Besatzung leistete, nicht mehr lange halten. Denn außerdem, daß die Mauern und Bollwerke von dem furchtbaren feindlichen Feuer in wenigen Tagen fast gänzlich in den Grund geschossen waren, richtete im Innern des Platzes auch noch die Pest die entsetzlichsten Verheerungen an. Ganze Wachposten wurden von dieser fürchterlichen Seuche mit einem Male hinweggerafft. Man zählte jeden Tag mindestens 30 bis 40 Leichen, und am Ende glich die ganze Festung nur noch einem ungeheueren Grabe.

1) Frammenti, p. 288: „Anzi che fù scoperto, che i Cittadini di Rettimo con pretesto, che non potendo esser difesi, manco voleano esser tagliati a pezzi senza niun frutto della Republica, avessero mandata una scrittura al Basa Assam, in cui si rappresentavano divoti al Gran Signore." Und dann p. 296 über die Stimmung des Landvolkes.

Dazu kam ein sehr empfindlicher Mangel an Munition, das fast schon gänzlich ruinirte Geschütz und der schlechte Geist der durch solche Leiden und Anstrengungen demoralisirten Besatzung. Auch war auf Entsatz von außen ganz und gar nicht mehr zu rechnen. In der äußersten Verzweiflung und von den meuterischen Albanesern gedrängt, mußte sich daher Minotto entschließen, bereits am 10. November die weiße Fahne aufzustecken. Hussein-Pascha, dessen Truppen gleichfalls durch die Pest außerordentlich geschwächt worden waren, ließ sogleich das Feuer einstellen. Die Capitulation kam schnell und ohne weitere Schwierigkeiten zu Stande. Sie sicherte der Besatzung freien Abzug. Er fand drei Tage nachher, am 13. November, statt. Fast die ganze Besatzung, etwa noch 700 Köpfe stark, trat sofort in türkische Dienste. Minotto erlag zwei Tage nachher in einem kleinen Dorfe unweit Candia mehr noch dem Schmerze über sein Unglück, als den Folgen der Pest, die auch ihn ergriffen hatte. Ein beträchtlicher Vorrath von Proviant und schwerer Munition — die leichte war bis auf die letzte Kugel verschossen — blieb, aus Mangel an Schiffen zum Transport, in den Händen der Sieger, welche sofort von der Festung mit Allem, was sich noch darin vorfand, Besitz nahmen[1]).

Mit dem Falle von Rethimo schloß der Feldzug vom Jahre
1646. Nur zur See dauerten auch während des Winters die 1646
Plänkeleien noch fort, ohne indessen erhebliche Resultate zu liefern. Tomaso Morosini, welchem die osmanische Flotte bei ihrer Fahrt nach Candia entschlüpft war, hatte noch keineswegs die Hoffnung aufgegeben, daß es ihm gelingen werde, sie nun bei ihrer Rückkehr nach Constantinopel mit Erfolg anzugreifen und wo möglich zu vernichten. Zu diesem Zwecke lauerte er ihr bei der Insel Milo auf, als Musa-Pascha am
8. Januar 1647 mit 56 Galeeren, einigen Galeonen und 20 1647

1) Alles, was sich auf die Belagerung und Einnahme von Rethimo bezieht, ist in einem besondern Abschnitte der Frammenti, p. 284—322, zusammengestellt. Valiero, p. 99, ist, obgleich er die Schwierigkeit der Lage zugibt, doch der Meinung, daß die Citadelle von Rethimo noch länger zu halten gewesen wäre, wenn Minotto nicht den Muth verloren hätte.

Transportschiffen den Hafen von Canea verließ, um nach den Dardanellen zurückzusegeln. Ein ungeheurer Sturm, welcher acht Tage lang wüthete und den Osmanen etwa 20 Schiffe mit 700 M. Besatzung zu Grunde richtete, ließ ihn jedoch hier nicht zum Angriff kommen. Erst als sich die feindliche Flotte in dem Hafen von Caristo auf Negroponte und bei der Insel Zea wieder gesammelt hatte, überfiel er sie plötzlich, nahm einige Galeeren und verfolgte sie, als sie endlich die Anker gelichtet hatte, bis auf die Höhen von Port Raphti. Hier kam es am 27. Januar zu einem äußerst heftigen Gefecht, in welchem beide Admirale, Morosini und Musa-Pascha, immer in den ersten Reihen fechtend, den Heldentod fanden. Auch außerdem waren die Verluste der Osmanen sehr beträchtlich. Sie beliefen sich auf mehr als 1000 M. an Todten und Verwundeten, unter ihnen eine ziemliche Anzahl ihrer besten Schiffsführer [1]).

Für Venedig war aber auch dieser Sieg zu einer Zeit, wo ausgezeichnete Seehelden immer seltener wurden, mit dem Tode Morosini's theuer genug erkauft. In keinem Falle wog er die Verluste auf, die man im letzten Jahre auch sonst noch zu beklagen gehabt hatte. Denn während Rethimo gefallen war, hatte auch der Krieg in Dalmatien seinen Anfang genommen und schon bedeutende Opfer erheischt, ohne, vorerst wenigstens, wesentliche Vortheile zu bringen.

Hier hatte die Signorie bis dahin alle Reibungen sorgfältig und absichtlich vermieden, und zwar vorzüglich aus dem einfachen Grunde, weil sie sich da die Vortheile ihres Levantehandels, eine ihr in dieser Zeit finanzieller Bedrängniß doppelt unentbehrliche Hülfsquelle, so lange wie möglich offen erhalten wollte. Denn wie wir oben gesehen haben, hatte der Caravanenzug aus dem Oriente damals längst schon Spalatro zu einem der Hauptstapelplätze dieses einträglichen Verkehrs zwischen Ost und West gemacht, und außerdem, daß die venetianischen Kaufleute dabei noch immer mit sehr ansehnlichen Capitalien interessirt waren, warfen auch die Zoll-

1) Frammenti, p. 353—364. Mit dem Tode Morosini's schließt dieses schätzbare und, wie es scheint, seltene Werkchen, eine der Hauptquellen für die Geschichte der zwei ersten Jahre des candiotischen Krieges.

einnahmen für den öffentlichen Schatz beträchtliche Summen ab. Das mußte sich aber natürlich ändern, sobald Dalmatien mit in den Krieg zwischen der Republik und der Pforte verwickelt wurde. Es war namentlich zu fürchten, daß sich dann dieser ganze Caravanenhandel nach Ragusa oder einen anderen Küstenort außerhalb des venetianischen Gebietes ziehen werde. Deshalb schickte die Signorie auch, nachdem der Krieg schon ausgebrochen war, noch während des Jahres 1645, regelmäßig ihre Handelsgaleeren nach Spalatro, und gab nur ihren Statthaltern in Dalmatien den Befehl, für alle Fälle auf ihrer Hut zu sein, ohne indessen durch irgend eine feindselige Haltung zu einem Bruche die erste Veranlassung zu geben. Als man aber in Constantinopel einmal sehr richtig erkannt hatte, daß ein Krieg in Dalmatien nur dazu beitragen werde, die Streitkräfte der Republik zu theilen und folglich die Eroberung von Candia wesentlich zu erleichtern, und der Pascha von Bosnien, Ibrahim, in diesem Sinne mit den gemessensten Befehlen versehen worden war, mußte freilich die Signorie auch hier den Kampf zur Ehre des venetianischen Namens mit aller Kraft aufnehmen [1]).

Die Feindseligkeiten begannen damit, daß der Sandschak von Licca, Alibeg, noch während des Winters von 1645 auf 1646, mit einem 20,000 M. starken Streifcorps in das venetianische Gebiet einfiel, die kleine Küstenstadt Rasanze, an der morlachischen Grenze, vergeblich berannte und dann das offene Land weit und breit verheerte und brandschatzte. Auch die kleine Festung Grucche, von den Einwohnern und der nur schwachen venetianischen Besatzung tapfer vertheidiget, leistete

1) Diese Verhältnisse setzt namentlich Valiero, p. 51 u. 66, sehr klar auseinander. Außerdem gibt es über diesen Krieg in Dalmatien eine besondere, wahrscheinlich seltene, sehr ausführliche Schrift: Della Historia delle guerre di Dalmatia sotto il Generalato di Leonardo Foscolo. Libr. II. D'Alessandro Vernino. Ne' quali si descrivono le attioni seguite dal principio dell' attacco di questa Provincia fin all' espugnatione di Clissa. Venetia 1648. Es ist vorzugsweise eine in alle Einzelnheiten eingehende Kriegsgeschichte, der wir hier natürlich nur die Hauptmomente entnehmen können.

erfolgreichen Widerstand. Dagegen wurde der von den Einwohnern verlassene Flecken Malpaga niedergebrannt, während ein Haufen Bauern das osmanische Grenzstädtchen Chraschiane überfiel, ausplünderte und gleichfalls mit Feuer zerstörte. So drohete hier der Kampf schon in einen verheerenden Bandenkrieg auszuarten, als die Signorie sich entschloß, ihm durch energische Maßregeln, wo möglich, schnell ein Ende zu machen. Es kam vor Allem darauf an, die vorhandenen Streitkräfte zusammenzuhalten und durch eine geschickte Leitung auf ein bestimmtes Ziel hinzulenken.

Zu diesem Zwecke wurde einer der bewährtesten Feldherren der Republik, Leonardo Foscolo, als General-Provveditore mit dem Oberbefehl über die gesammte bewaffnete Macht der beiden Provinzen Dalmatien und Albanien betraut. Leider fehlte es ihm nur an den nöthigen Mitteln, namentlich an Truppen, um dort sogleich mit der gehörigen Kraft und Energie auftreten zu können. Foscolo war daher klugerweise darauf bedacht, seine geringen Streitkräfte nicht etwa in einem nutzlosen Kampfe um den Besitz der Menge kleiner Festungen und Burgflecken des Landes gleich von vornherein zu zersplittern und aufzureiben, sondern sie lieber für größere und entscheidende Schläge aufzubewahren und zu concentriren, ein System der Kriegführung, welches sich hier, unter den gegebenen Umständen, am Ende durch die glücklichsten Erfolge bewährte.

So legte er z. B. nur geringen Werth auf die Erhaltung von Novigrad, als es zu Anfang des Sommers von dem Pascha von Bosnien mit 16,000 M. angegriffen wurde. Sein Plan war, es lieber selbst noch vor Ankunft der Feinde dem Boden gleich zu machen. Allein ehe er die dazu nöthige Ermächtigung der Signorie erhalten hatte, war es nach zweitägiger Belagerung schon in die Hände der Osmanen gefallen [1]). Unglücklicherweise hatte der Fall dieser Festung nun

1) Vernino, p. 11 fg. Foscolo, heißt er hier, gab Novigrad auf „prevedendo che quella fortezza non era per opportune giovamente alcuno agli affari presenti della Republica, ma più tosto non poco incommodo e disturbo, essendo necessario impegnar molta gente per la sua difesa, senz' altro frutto, che del vano titolo di possederla.“

auch noch den Verlust mehrerer kleiner Burgen, wie Wodizza, Rasanze, Torretta und Zara Vecchia zur Folge, welche sich gegen die Übermacht des Feindes nicht halten konnten. Die freiwillige Unterwerfung von Macarsca, eines berüchtigten Piratennestes der Morlachen im Golf von Narenta, unter das Regiment der Signorie, und die Einnahme der dasselbe beherrschenden Felsenschlösser Duare und Primorgie gewährte dafür wenigstens einigen Ersatz. Auch die noch in diesem Jahre wiederholt versuchten Angriffe Foscolo's auf Scardona waren nicht von glücklichem Erfolge. Sie wurden mit ansehnlichen Verlusten abgeschlagen und Foscolo mußte sich daher soviel wie möglich auf der Defensive halten, um seine geschwächten Streitkräfte während des Winters für den Feldzug des nächsten Jahres (1647) zu schonen und zu verstärken. 1647

Er wurde, nach einem glücklichen Gefechte in der Nähe von Sucovare, mit der Belagerung der von Zara nur 7 Miglien entfernten ziemlich starken Festung Zemonico eröffnet, welche sich schon seit den Zeiten Selim's II. in den Händen der Osmanen befand und auf deren Wiedereroberung Foscolo besonderes Gewicht legte, weil sich hier der Sandschak von Licca mit 1200 M. festgesetzt hatte, mit denen er die Umgegend durch unaufhörliche Streifzüge bis unter die Mauern von Zara heimsuchte. Zwei Ausfälle der Osmanen wurden von den Venetianern gleich zu Anfange siegreich zurückgeworfen. Der eigene Sohn des Sandschaks, Duradschbeg, verlor bei dem zweiten das Leben; und da nun auch die gehoffte Hülfe von außen vergeblich auf sich warten ließ, sah sich Alibeg genöthiget, nach kurzem Widerstande zu capituliren. Er erhielt für sich und etwa 50 der vornehmsten Türken freien Abzug, jedoch erst nachdem er, einen Monat lang in Zara zurückgehalten, sich feierlich verpflichtet hatte, gegen die Republik nichts mehr zu unternehmen. Der Rest der Besatzung wurde in Eisen gelegt und auf die Galeeren geschickt. Zemonico selbst wurde der Plünderung preisgegeben und dann ohne weiteres geschleift. Dasselbe Schicksal hatten auch die kleinen benachbarten Burgflecken Polissano, Islam und Sucovare, welche von den Osmanen, auf die

Nachricht von dem Falle von Zemonico, sofort geräumt worden waren. Denn sie alle mit angemessenen Besatzungen zu versehen, dazu reichten die vorhandenen Truppen nicht aus, und ohne dieselben sah man sich doch der beständigen Gefahr ausgesetzt, daß sie früher oder später wieder in die Gewalt der Osmanen fallen und ihren Räubereien aufs Neue zu bequemen Stützpunkten dienen könnten [1].

Aus demselben Grunde verfuhr man auf gleiche Weise auch mit Novigrad, Nadino, Urana, Velino, Obrovazzo, Carino, Dartina und Rachinizza, welche noch in demselben Jahre theils von den Venetianern wiedererobert, theils von den Osmanen freiwillig verlassen wurden [2].

In Constantinopel machten diese Fortschritte der venetianischen Waffen in Dalmatien natürlich den peinlichsten Eindruck. Da man sie vorzüglich der Lauheit und Ungeschicklichkeit Ibrahim's, des Statthalters von Bosnien, zuschrieb, wurde er abberufen und an seiner Stelle Mustafa Tekkeli-Pascha als Serdar nach Dalmatien geschickt. Er erhielt Befehl, sich an der Spitze von 30,000 M. auserlesener Truppen in Eilmärschen dahin zu begeben, um durch einen entscheidenden Schlag die Ehre des osmanischen Namens zu retten und der Herrschaft Venedigs dort für immer ein Ende zu machen. Er sollte ohne Aufenthalt geradezu auf Sebenico losgehen, welches damals wegen seiner günstigen Lage, seines geräumigen Hafens und seiner vortrefflichen Schiffswerfte für eine der Hauptstützen der Herrschaft Venedigs in Dalmatien galt. Auch wußte man, daß es im Ganzen nur nothdürftig befestiget sei und daher mit leichter Mühe zu nehmen sein werde. Erst in letzter Zeit hatte man angefangen, es mit bedeutenderen Werken zu umgeben, sie waren

1) Diesen Grund gibt auch Valiero, p. 103, an: „Furono", sagt er, „immediati distrutti e demoliti, non essendo conveniente impegnar militie a sostenerli, come troppo esposti e poco sicuri e conoscendo il Generale, che il maggior bene de' sudditi era il levar i ricoveri all' inimico et allontanarlo più che fosse stato possibile, dalle Piazze." Vernino, p. 32—59, widmet der Beschreibung der Einnahme von Zemonico allein beinahe 30 gedrängte Seiten.

2) Alles sehr genau bei Vernino, p. 60—82.

aber nur zum kleinsten Theile vollendet und folglich wenig zu gebrauchen. Desto besser hatte Foscolo für die Besatzung und die innere Vertheidigung des Platzes gesorgt. Unter dem Oberbefehle des Proveditore Tomaso Contarini waren hier die besten Truppen und die ausgezeichnetsten Heerführer der Republik vereiniget, unter Anderm ein eben erst angekommenes päpstliches Regiment, unter dem Befehle des Marchese Miroli, einer der bewährtesten Reitergenerale seiner Zeit, der Baron von Degenfeld, und auch der Geschichtschreiber dieses Krieges, Andrea Valiero [1]).

Tekkeli-Pascha sah sich daher in seinen Erwartungen arg getäuscht, als er bereits um die Mitte des August mit seinem ganzen Heere vor Sebenico Lager schlug. Sein Geschütz, zu schwach und schlecht bedient, wirkte wenig oder gar nicht, alle seine Angriffe wurden abgeschlagen und alle Ausfälle der Belagerten brachten ihm schwere Verluste. Nur ein einziges Mal gelang es ihm, sich auf kurze Zeit in den Besitz eines Außenwerkes zu setzen. Endlich raffte er, nach dreiwöchentlichem vergeblichen Bemühen, am 9. September, nochmals alle seine schon sehr geschwächten Streitkräfte zusammen, um sein Heil in einem letzten allgemeinen Sturm zu versuchen. Denn die Festung sollte — so wollten es die wiederholt von Constantinopel aus ertheilten Befehle — um jeden Preis genommen werden. Von mehreren Seiten zu gleicher Zeit unternommen, war indessen dieser Sturm nicht glücklicher, als alle früheren Angriffe. Die Verluste waren so ungeheuer, daß Tekkeli-Pascha sich genöthiget sah, schon während der darauf folgenden Nacht seine Batterien zu zerstören und am Morgen mit den Trümmern seines Heeres den Rückzug anzutreten.

Gleich darauf fielen dann auch noch die kleine Stadt **Dernis** und die wegen ihrer Lage für uneinnehmbar gehaltene Felsenburg **Knin** in die Gewalt der Venetianer. Die Besatzung der letzteren hatte gleich auf die erste Kunde von dem unglücklichen Ausgang der Belagerung von Sebe-

1) **Valiero**, p. 117—122, spricht daher über diese Belagerung von Sebenico als Augenzeuge und Mithandelnder; weitläufiger indessen **Vernino**, p. 82—103.

nico die Flucht ergriffen. Auch diese beiden Orte wurden, nachdem man das Geschütz in Sicherheit gebracht und die Festungswerke geschleift hatte, wieder verlassen [1]). Nur unter den Mauern von Clissa, wohin Foscolo ein kleines Streifcorps geschickt hatte, um den Belagerungscorps von Sebenico eine Diversion zu machen, hatten die Venetianer gleichzeitig eine empfindliche Niederlage erlitten. Der Führer dieses kleinen Corps, Conte Henrico Capra, war nicht im Stande gewesen, seine Truppen bei strenger Mannszucht zu erhalten. Anstatt die Feinde anzugreifen, hatten sie sich in wilder Lust dem Raube, der Plünderung und den Ausschweifungen ergeben, waren von den aus der Festung ausgerückten Osmanen überfallen und entweder zusammengehauen oder zu Gefangenen gemacht worden. Capra selbst befand sich unter den letzteren [2]).

Erst im nächsten Jahre rächte Foscolo diese Niederlage durch die Einnahme von Clissa, welche die Wiederherstellung und Befestigung der Herrschaft Venedigs in dem dalmatischen Küstenlande vollendete und den Siegen seines ebenso umsichtigen als tapferen Feldherrn nach zweijährigen Kämpfen die Krone aufsetzte. Clissa, bereits seit dem Jahre 1537 im Besitze der Pforte, galt sowol wegen seiner gesicherten Lage als auch wegen der Stärke seiner Werke überhaupt für eine der bedeutendsten Grenzfestungen des osmanischen Reiches. Foscolo hielt aber gerade jetzt ihre Wiedereroberung für um so unerläßlicher, weil sie gewissermaßen Spalatro beherrschte und ihm der Besitz von Dalmatien noch immer gefährdet schien, so lange von da aus gerade dieser wichtige Handelsplatz fortwährend bedroht war.

Nach der Rettung von Sebenico und dem Falle von Knin ließ er sich daher auch nicht mehr von den bedeutenden Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens zurückschrecken. Sie lagen überhaupt mehr in der Stärke der Festungswerke, als in der bewaffneten Macht des Feindes, die hier zu überwinden war. Denn Clissa, von einem dreifachen Kranze star-

1) Vernino, p. 114—156.

2) Valiero, p. 123.

ker Mauern und Wälle umgeben, wurde in der Regel nur von 600 M. vertheidiget, welche erst zu Anfange des Feldzuges durch 200 Janitscharen verstärkt worden waren. Gleichwol hielt es Foscolo für nöthig, seine ganze Streitmacht dagegen aufzubieten. Und allerdings war der Widerstand, den er hier fand, noch größer, als er selbst erwartet haben mochte. Denn nicht nur, daß die Festung von ihrer kleinen Besatzung tapfer vertheidiget wurde, hatte er auch noch den Pascha von Bosnien zu bekämpfen, welcher mit einem ansehnlichen Truppencorps zum Entsatze herbeigeeilt war. Nachdem jedoch dieser durch einen wüthenden Angriff der venetianischen Reiterei zurückgeworfen und die erste Ringmauer der Festung erstürmt worden war, verlor der dort befehligende Sandschak so den Muth, daß er ohne weiteres capitulirte. Er erhielt mit dem Reste der Besatzung, gegen Gestellung von sechs Geißeln, bis die Auslieferung von zwölf vornehmen venetianischen Gefangenen — darunter Conte Capra — erfolgt sein würde, freien Abzug. Schändlicherweise wurde jedoch die Capitulation von den im Dienste der Republik befindlichen Morlachen gebrochen. Sie fielen über die abziehenden Türken her und machten einen großen Theil derselben nieder, noch ehe sie in Sicherheit gebracht werden konnten [1]).

Ob man nun Clissa erhalten oder, gleich den übrigen Festungen in Dalmatien, gänzlich aufgeben und zerstören solle, darüber waren selbst im Rathe der Pregadi die Meinungen sehr getheilt. Die Schwierigkeiten, es überhaupt auf die Dauer zu halten, die Besorgniß, daß es beim Abschluß des Friedens von der Pforte in keinem Falle aufgegeben werden würde, und endlich die bedeutenden Kosten, welche die Unterhaltung der Festungswerke und einer stehenden starken Besatzung verursachen werde, waren die Hauptgründe, welche man für die Schleifung dieses wichtigen Platzes geltend zu machen suchte. Sie wurden aber am Ende doch durch gewichtigere Gegengründe entkräftet. Solle man denn, wurde eingewendet, eine Festung, auf deren Besitz die Pforte von

1) Valiero, p. 154—157. Vernino, p. 116 bis zu Ende, mit größter Ausführlichkeit.

jeher den größten Werth gelegt habe, so ohne weiteres aufgeben, und dadurch entweder die Unfähigkeit, diesen Werth beurtheilen zu können, oder den Mangel der zu ihrer Erhaltung nöthigen Mittel an den Tag legen? — Man könne sie im schlimmsten Falle doch wenigstens dazu gebrauchen, die Zurückgabe von Canea zu bewirken. Und welchen Eindruck werde es denn auf die einheimische christliche Bevölkerung, namentlich die Morlachen, welche sich jetzt für die Republik erklärt, machen, wenn man ihnen durch die Zerstörung aller Festungen des Landes jeden Schutz entziehen und sie bei der ersten besten Gelegenheit geradezu wieder der Rache der Osmanen preisgeben wolle? — Auch dürfe man endlich nicht unberücksichtigt lassen, daß Clissa gewissermaßen die Vorhut des nur schwach befestigten Spalatro bilde, an dessen Erhaltung der Republik vor Allem gelegen sein müsse. Foscolo erhielt also Befehl, die Festungswerke von Clissa so schnell wie möglich wieder in Stand zu setzen und dort eine starke Besatzung, unter dem Befehle eines eigenen außerordentlichen Proveditore, zurückzulassen [1]).

Namentlich auf die Stimmung der eingeborenen christlichen Bevölkerung war dieser Beschluß von entschieden günstiger Wirkung. Die Morlachen, unter ihnen z. B. auch die kleine merkwürdig organisirte Hirten-Republik Poglizza, zwischen Clissa und Almissa, welche sich zum größten Theile gleich nach den Ereignissen bei Sebenico für die Signorie erklärt und ihr ihre Dienste angeboten hatten, gewannen immer mehr Vertrauen zu dem neuen Regimente. Nur waren diese wilden und wankelmüthigen Bergvölker, deren Hauptgewerbe Räuberei war, schwer an einen geordneten Kriegsdienst im eigenen Lande zu gewöhnen. Was auf der einen Seite durch ihre Tapferkeit gewonnen wurde, ging auf der andern nur zu oft durch ihre Raublust und ihr unbändiges Wesen wieder verloren. Man hielt es daher in Venedig für gerathen, sie lieber, in besondere Compagnien eingereiht, als Besatzungstruppen in die italienischen Festungen zu schicken, wo man sie besser im Zaume halten und sich eher ihrer Treue versichern

1) Valiero, p. 157—159.

konnte, ein Auskunftsmittel, welches ihnen freilich selbst wenig zugesagt haben mag [1]).

Auch die Albaneserstämme oberhalb Cattaro fingen jetzt an sich zu regen. Sie wollten dem Beispiele der Morlachen folgen, sich der Herrschaft der Pforte entziehen und das Regiment der Signorie anerkennen. Auf das Gerücht hin, daß Foscolo entschlossen sei, seine siegreichen Fahnen nun auch nach Albanien zu tragen, schickten sie Gesandte nach Venedig, welche der Signorie ihre Dienste anboten und natürlich sehr wohlgefällig aufgenommen wurden. Als aber daraufhin Foscolo noch vor Ausgang des Jahres wirklich den Versuch machte, in Albanien einzudringen, fand er die ihm zugesagte Unterstützung nicht. Die Albaneser verhielten sich ruhig, und Foscolo mußte sich, von den Türken gedrängt, nicht ohne erhebliche Verluste, wieder nach Dalmatien zurückziehen. Damit endigte hier der Feldzug des Jahres 1648 [2]). 1648

Sowie Foscolo's Umsicht und Entschlossenheit den Ruhm der Signorie durch die Erhaltung von Sebenico und die Eroberung von Clissa verherrlicht hatte, so rettete noch in demselben Jahre der General-Capitän des Meeres Leonardo Mocenigo auf Creta durch die erste heldenmüthige Vertheidigung der Hauptstadt Candia die Ehre der venetianischen Waffen. Sonst waren dieselben in dieser Richtung während der zwei letzten Jahre nicht gerade vom Glücke begünstigt worden.

Hussein-Pascha, ein kühner und unternehmender Mann, welcher nach dem Falle von Rethimo die Unterwerfung der ganzen Insel nur noch für leichtes Spiel halten mochte, hatte, ohne die für sein namentlich durch die Pest sehr geschwächtes

1) Valiero, p. 121: „Il senato con somma prudenza sotto pretesto del suo maggior bene, deliberò di formarne alcune scelte compagnie e spedirle ne' presidij d'Italia, dove non si potea in alcun tempo dubitare della lor fede."

2) Derselbe, p. 125 und 194: „restò", heißt es hier von Foscolo's Einfall in Albanien, „senza quell' assistenza, che gli era stata promessa, onde ritrovato un gagliardo ostacolo de' nemici, e ricevuto anche qualche danno, per non metter in pericolo tutte le militie gli convenne ritirarsi".

Heer so nöthigen Verstärkungen abzuwarten, gleich zu An-
1647 fange des Jahres 1647 seine Streifzüge weiter nach Osten hin, in das Gebiet von Candia und bis unter die Mauern von Sittia ausgedehnt. Das feste Schloß Castell Temeno, oberhalb Candia, wurde auf den ersten Anlauf genommen, erhielt eine Besatzung von 200 Janitscharen und 50 Sipahis, ging aber bald darauf durch einen glücklichen Überfall der Venetianer wieder verloren [1]). Dann ergoß sich der Vernichtungsstrom der osmanischen Reiterschaaren zunächst weiter nach Süden hin über die fruchtbare Ebene Messarea, zerstörte Dörfer und Weiler mit Feuer und Schwert und bemächtigte sich, zum Schrecken und Jammer der armen Landbewohner, des reichen Erntesegens [2]).

Zu Candia wurde im Kriegsrathe nun erst noch darüber hin und her gestritten, ob man es wagen solle, diese Räuber von dort wieder zu vertreiben. Der Proveditore Giustiniani erklärte sich dagegen, weil es zu gefährlich sei, die besten Truppen, über welche man augenblicklich gebieten könne, in so großer Ferne — etwa 40 Miglien von der Hauptstadt — gegen einen weit überlegenen Feind aufs Spiel zu setzen und diese dadurch selbst von Vertheidigern zu entblößen; man solle doch wenigstens die in Corfu bereits eingeschifften Verstärkungen abwarten, die jede Stunde eintreffen könnten. Der rasche und entschlossene Befehlshaber der Besatzung, Nicolo Delfino, wollte aber von dieser Zaghaftigkeit nichts hören. Mit Unentschlossenheit werde nie Etwas erreicht; man müsse sich im Kriege auch einmal auf sein gutes Glück und seine Kühnheit verlassen, um den Sieg zu erringen; in keinem Falle sei zu befürchten, daß der Feind, dazu viel zu schwach, Candia angreifen werde, ehe die aus Venedig erwarteten Verstärkungen eingetroffen sein würden; und am Ende könne ja der Muth und das gesunkene Vertrauen der Eingeborenen durch nichts mehr gehoben werden, als wenn man nur jetzt die Ebene Messarea wieder von der Geißel der Osmanen befreie [3]).

1) Valiero, p. 130.

2) Daselbst: „s'inviassero verso Caraca, con ogetto di far il raccolto della Messarea, ch' è una fertilissima campagna."

3) Daselbst, p. 131: „Che l'irresoluto mai non opera", meinte

Delfino behielt dieses Mal mit seinem entschlosseneren Rathe die Oberhand. Alles, was man an Truppen in Candia aufbringen konnte, 5000 M. Fußvolk und 500 M. Reiterei, wurde im Eilmarsch nach Caraca, einem kleinen Orte auf der genannten Ebene, geschickt, wo sich der Feind festgesetzt hatte. Der erste Angriff der Venetianer war glücklich. Die Osmanen wurden geworfen und schickten sich zum Rückzug an. Schon erhob sich das Siegesgeschrei der Venetianer, als plötzlich ihre Reiterei stutzte und, man wußte nicht warum (senza che alcuna habbia potuto saverne la vera cagione), die Flucht ergriff. Das Fußvolk, welches sich allein nicht halten konnte, stürzte nach und erlitt nun, von der osmanischen Reiterei verfolgt, eine gänzliche Niederlage. Mehr wie 1000 M. wurden zusammengehauen oder zu Gefangenen gemacht; der Rest eilte in wilder Flucht nach Candia zurück [1]).

Nach diesem Siege ließ Hussein eine Abtheilung seiner Truppen sogleich bis vor Candia rücken und auf dem benachbarten Hügel von Crevacuori in einer sehr vortheilhaften Position mit 300 Zelten Lager schlagen; nicht etwa um schon die förmliche Belagerung zu beginnen, wozu ihm noch die Mittel fehlten, sondern blos um vorläufig die Stadt von weitem zu blokiren und ihr von der Landseite her die Zufuhr abzuschneiden. Auch kam es hier vorerst nur zu einigen unbedeutenden Scharmützeln mit der Besatzung. Unterdessen erstreckte Hussein seine Streifzüge von hier aus immer weiter nach Süd und Ost. Nirgends fand er bewaffneten Widerstand. Das ganze offene Land unterwarf sich seiner Botmäßigkeit, und selbst die beiden festen Küstenschlösser Mirabello und Girapetra fielen ohne Schwertstreich in seine Gewalt. Der bloße Schrecken vor dem Namen der Osmanen reichte jetzt schon hin, die schwachen Besatzungen zur Flucht zu bewegen. Nur Sittia, obgleich schwach befestigt (città

unter Anderm Delfino, „e che non si poteva vincere senza rischio, volendo anche la fortuna nelle cose di guerra la parte sua."

1) Valiero, p. 131, 132. Über die Ursachen der Flucht der venetianischen Reiterei in diesem Gefecht wurde dann gleich durch den Inquisitore Marco Contarini eine strenge Untersuchung eingeleitet; sie führte aber, wie alle ähnliche, zu keinem Resultate.

quasi aperta) wurde vergeblich berannt, weil es durch einige dort zufällig liegende Galeeren gedeckt war [1]).

Candia sollte freilich das Hauptziel der Unternehmungen des Serdars bleiben. Auch fing er nun schon an, von Canea und Rethimo aus Geschütz herbeizuschaffen und auf den Höhen von Ambrussa einige leichte Batterien aufzupflanzen. Jedoch konnte er hier noch nichts Entscheidendes wagen, so lange die von Constantinopel aus zugesagte Hülfe ausblieb. Darüber verging aber der beste Theil des Jahres 1647. Und dies war, außer dem Mangel der gehörigen Mittel und der Saumseligkeit des Kapudan-Pascha, vorzüglich den geschickten Operationen des General-Proveditore Battista Grimani zu verdanken, welcher kurz nach dem Falle von Rethimo an der Stelle des zurückgetretenen und in Anklagestand versetzten, dann aber vorzüglich aus Rücksicht auf sein hohes Alter freigesprochenen Giovanni Capello zum General-Capitän des Meeres ernannt worden war [2]).

Noch vor Ausgang des Jahres 1646 hatte er von der kleinen, Candia gegenüberliegenden, Insel Standia aus, wohin sich die venetianische Flotte nach dem Verluste von Rethimo zurückgezogen hatte, einen Streifzug nach dem Archipel gemacht, bei welchem ihm die Schonung und freundliche Behandlung der Inselgriechen von der Signorie ganz besonders anempfohlen worden war, hatte die 17 Galeeren der Bege, welche eben im Begriff gewesen waren, Canea von Morea aus mit frischen Truppen und Mundvorrath zu versehen, nach dem Hafen von Negroponte zurückgetrieben und war dann zu Anfang der stürmischen Jahreszeit nach seiner Winterstation im Hafen von Candia zurückgekehrt [3]).

1) Valiero, p. 133: „Tutti pero quei territorij caderono in mano de' Turchi.... Ma era così invalso lo spavento, che bastava il solo nome de' Turchi, per espugnare i recinti."

2) Derselbe, p. 110 und 142.

3) Derselbe, p. 110: „Le commissioni furono di trattar bene co' Greci de quell' Isole, nè ritrar da loro cosa alcuna si non pagata. L'oggetto di tal' ordine, alcuno giudicò, che fosse, per dimostrar al Mondo, che la Republica non hà altra mira, che difendere il suo, e che all' hora guerreggiando contro un infedele, non

Mit Anbruch des Frühjahres (1647) verließ er sie wieder, um den Kapudan-Pascha im Archipel aufzusuchen, welcher anfing seine Schiffe aus den verschiedenen Häfen des Reiches bei Chios zu sammeln und eben im Begriff war, unter dem Schutze der Kanonen der gegenüberliegenden Festung Tschesme frische Truppen einzunehmen, die er nach Candia führen sollte. Grimani eilte daher, während eine Abtheilung seines Geschwaders den Kanal von Negroponte verschloß, wo gleichfalls 12 Barbareskenschiffe zur Abfahrt nach Candia bereit lagen, mit den größeren Schiffen selbst dahin, fügte der im Hafen von Chios liegenden feindlichen Flotte durch eine derbe Kanonade erheblichen Schaden zu, drang dann, als der Kapudan-Pascha mit einem Theile seiner Galeeren zur Nachtzeit nach der Insel Metelin entkommen war, in den Hafen von Tschesme ein, vernagelte die zum Schutze desselben am Ufer aufgepflanzten Kanonen und führte sämmtliche Transportschiffe hinweg, welche dort zur Einschiffung der bereits in der Nähe zusammengezogenen 6000 M. Truppen bereit lagen [1]). Darauf verfolgte er den Kapudan-Pascha, welcher sich in den Hafen von Napoli di Romania zurückgezogen hatte, um da gleichfalls Truppen einzunehmen, auch bis dahin, forderte ihn zur Schlacht heraus und verschloß, da derselbe sie nicht anzunehmen wagte, den Hafen durch eine strenge Blokade [2]).

In dieser peinlichen Lage verlangte der Kapudan-Pascha dringend Hülfe von Constantinopel. Hier war aber für die Verstärkung der nach Candia bestimmten Flotte noch wenig oder nichts geschehen. Es fehlte dazu an Geld, Schiffen und Truppen, und die Wesire hatten nicht einmal den Muth, den Sultan über den wahren Stand der Dinge gehörig aufzuklären. Am Ende trieb aber die Noth zum Äußersten. Um nur Schiffe aufzutreiben, beschied der Großwesir die

voleva, che i Cristiani, benche sudditi dell' inimico sentissero dalle sue armi alcun aggravio." Freilich wurde diese kluge Politik von der Pforte und von den Griechen selbst, die ihr ganz andere Motive unterschoben, viel ungünstiger beurtheilt.

1) Valiero, p. 115—117.

2) Derselbe, p. 126.

fremden Consuln und Gesandten nach dem Arsenale und zwang sie, in alle Häfen des Reiches Befehle zu erlassen, daß sämmtliche gerade dort befindlichen Schiffe ihrer respectiven Nationen für den Dienst des Großherrn mit Beschlag belegt werden sollten. Nur in Constantinopel, unter den Kanonen des Arsenals, ließ sich diese Gewaltmaßregel wirklich ausführen. In den übrigen Häfen entgingen ihr die fremden Schiffe durch rechtzeitige Flucht; so namentlich in Smyrna, wo damals eine Hauptstation für den europäischen Levantehandel war. Der Sultan war aber darüber so empört, daß er befahl, den Hafen von Smyrna als Handelsplatz nun gänzlich zu schließen oder zu zerstören, vorzüglich in der Absicht, alle fremden Handelsschiffe nach Constantinopel zu ziehen, damit man im Nothfalle über sie jederzeit verfügen könne. Die Wege des Welthandels regeln sich nun aber einmal nicht nach den Eingebungen tyrannischer Laune, und so blieb auch dieser Gewaltstreich ohne weitere Folgen [1]).

Endlich brachte man noch im Schwarzen Meere 15 Galeeren auf, welche, mit den europäischen gewaltsam hinweggenommenen Schiffen vereint, unter dem Befehle des neu ernannten Kapudan-Pascha Fasli-Pascha, nach Chios geschickt wurden, um dort die übrigen Schiffe an sich zu ziehen und dann in voller Stärke nach Candia weiterzugehen. Kaum hatte aber Fasli-Pascha den Hafen von Chios erreicht, als ihm Grimani nachsetzte und ihn abermals drei Monate dort blokirte [2]). Erst als die Jahreszeit schon so weit vorgerückt war, daß Grimani, mit dem sich nun auch das maltesische und das päpstliche Geschwader vereinigt hatten, nicht länger in diesen stürmischen Gewässern verweilen konnte, gelang es dem Kapudan-Pascha, nachdem er auch die noch in Napoli di Romania zurückgebliebenen Schiffe an sich gezogen hatte, endlich mit 87 Galeeren den Hafen von Chios zu verlassen und ohne weitere Fährlichkeiten Candia zu erreichen, wo sofort

1) Valiero, p. 128.

2) Derselbe, p. 129: „Il Grimani rimase nella medesima custodia, dove soggiornò lo spatio di trè mesi infestando, per quanto gli era permesso, l'inimico, e impedendogli assolutamente l'uscita, con infinita amarezza della Porta.“

einige Miglien unterhalb der Hauptstadt Truppen und Geschütz ans Land gesetzt wurden. Grimani, welcher ihm sogleich nachgesetzt war, ihn aber mit seinen schwerbemannten Schiffen nicht erreichen konnte, traf zu spät dort ein, als daß er die Landung noch hätte verhindern können. Er mußte sich darauf beschränken, seine Winterstation bei der Insel Standia einzunehmen, von wo aus er den Hafen von Candia beherrschen und wenigstens der Festung die Zufuhr vom Meere her decken konnte [1]).

Der Winter verging unter den beiderseitigen Vorbereitungen zu der Belagerung und der Vertheidigung von Candia. Noch während desselben gelang es den Venetianern, die unterdessen auch nicht unansehnliche Verstärkungen aus dem Mutterlande erhalten, sich durch einen glücklichen Überfall wieder in den Besitz des Küstenschlosses Mirabello zu setzen. Da es aber, nur schwach befestigt, ohne starke Besatzung um so weniger zu halten war, da der Feind schon Herr des ganzen umliegenden Landes war, so wurde es sofort wieder verlassen und dem Boden gleich gemacht [2]).

Der Feldzug vom Jahre 1648 begann für Venedig, 1648
unter übler Vorbedeutung, mit schweren Verlusten. Bereits im März hatte nämlich Grimani seine Stellung bei der Insel Standia wieder verlassen, um sich nach den Dardanellen zu begeben und dort die von Hussein-Pascha, der sich immer noch nicht für stark genug hielt, um die förmliche Belagerung von Candia zu beginnen, dringend verlangte Hülfe zu rechter Zeit zurückzuhalten. Kaum hatte er aber den Archipel erreicht, als seine Flotte am 21. März auf den Höhen der kleinen Insel Psara von einem Orkan überfallen wurde, wie er selbst in diesen stürmischen Meeren selten erlebt worden war. Von den 50 Schiffen, aus welchen das Geschwader etwa bestand, wurden 19 Galeeren und 14 Transportschiffe von den Wogen verschlungen oder an den Klippen

1) Valiero, p. 135 fg. „Si ridusse l'armata alla stanza di Standia, luogo non molto commodo, ma stimato opportuno per la vicinanza di Candia, dove con più sollecitudine si potevano unire i soccorsi, che erano spediti da Venetia."

2) Derselbe, p. 141 fg.

zerschellt, unter ihnen das Admiralschiff (la Galera Generalitia). Grimani selbst fand mit seiner 900 M. starken Besatzung in den Wellen den Tod. Noch halb lebendig an das Land geschleudert, gab er auf einem Felsenriff der Insel Psara seinen Geist auf. Die Mannschaft der übrigen untergegangenen Schiffe wurde glücklicherweise noch zum größten Theile gerettet. Auch von dem Geschütz, welches mit den Trümmern auf die Insel geworfen worden war, konnte noch viel auf den übrigen Schiffen geborgen werden. Überhaupt verlor der bei dem Geschwader befindliche Proveditore der Armata, Giorgio Morosini, welcher sofort den Oberbefehl übernahm, keineswegs den Muth. Er sammelte schnell die geretteten Schiffe, brachte die Mannschaft auf gemietheten Barken unter, und segelte in bester Ordnung nach Candia zurück, wo mit den Vorräthen der dortigen Arsenale der angerichtete Schaden in aller Eile so viel wie möglich wieder gut gemacht wurde [1]).

Denn Morosini sollte — dahin lautete der ausdrückliche Befehl der Signorie, welche diesen harten Schlag als eine Schickung des Himmels mit edler Fassung ertrug — so bald wie möglich wieder unter Segel gehen, um dem Kapudan-Pascha an den Dardanellen die Spitze zu bieten. Wenigstens ein Theil der Flotte traf auch dort noch so zur rechten Zeit ein, daß der Kapudan-Pascha Fasli, welcher mit seinen Schiffen schon bei den Dardanellenschlössern lag, es nicht mehr wagte, die feindlichen Linien zu durchbrechen. Dies kostete ihm freilich seine Stelle und später den Kopf; aber auch sein Nachfolger, Ahmed-Pascha, hatte nicht den Muth, sich den Weg mit Gewalt der Waffen zu bahnen. Er half sich dadurch, daß er den größten Theil der nach Candia bestimmten Truppen auf dem Landwege nach Chios schickte, wo sie auf den Galeeren der Bege des Archipels nach Canea gebracht wurden [2]).

Auch in Venedig hatte man unterdessen Alles aufgeboten, um die durch den Sturm bei Psara erlittenen Verluste so

1) Valiero, p. 146 fg.

2) Derselbe, p. 150 fg.

schnell wie möglich wieder zu ersetzen und die Besatzung von Candia nach Kräften zu verstärken. Mit Hülfe der in Dalmatien, in Corfu und bei den drei Inseln Zante, Tine und Cerigo stationirten Galeeren wurde die Flotte bald wieder auf die frühere Stärke gebracht. Leonardo Mocenigo übernahm als General-Capitän des Meeres den Oberbefehl über dieselbe, blieb aber zunächst in Candia zurück, um zugleich mit dem gleichfalls neu ernannten Befehlshaber der Besatzung, Antonio Lippomano, die Vertheidigungsanstalten des Platzes zu leiten [1]).

Leider machten nur so bedeutende Anstrengungen auch die Eröffnung neuer finanzieller Hülfsquellen nöthig. Man mußte abermals zu außerordentlichen Maßregeln, zum Theil der bedenklichsten Natur, seine Zuflucht nehmen. So wurde z. B. schon vor dem Unglücke bei Psara der Beschluß gefaßt, daß allen Verbannten die Rückkehr gestattet werden solle, welche 7 Dukaten erlegen würden. Das bessere Gefühl sträubte sich freilich gegen diesen „Verkauf der Gerechtigkeit", welcher mit einem Male eine große Menge gefährliches Gesindel nach der Heimat zurückzuführen drohete. Allein da die Zahl der Verbannten allerdings sehr beträchtlich und folglich auch der davon für den Schatz zu erwartende Gewinn ziemlich ansehnlich war, so wurden selbst die gewichtigen Stimmen, welche sich im Rathe der Pregadi dagegen erhoben, leicht von der Gewalt der Nothwendigkeit beschwichtigt. Jedoch bewährte sich auch dieses leidige Auskunftsmittel natürlich nicht auf die Dauer. Es brachte anfangs, wo die Masse der Verbannten nach dem venetianischen Gebiet zurückströmte, zwar sehr große Summen ein (una grandissima somma d'oro), mit der Zeit versiegte aber auch diese Hülfsquelle in demselben Verhältniß, in welchem sich die Zahl der Betheiligten verminderte [2]).

1) Valiero, p. 151 und 177.

2) Derselbe, p. 125: „Veramente provò gran ripugnanza il senato", heißt es von dieser Finanzmaßregel, „nell' assentire alla proposta, parendogli, che in questa maniera la Giustitia fosse venduta...... Tuttavia essendo urgenti i bisogni e sperandosi di raccogliere un grosso peculio, in riguardo della quantità considerabile de' banditi, che si ritrovavano all' hora in questo stato..., fù abbracciato la Parte."

Noch schlimmer war freilich der bald darauf gemachte Vorschlag, wodurch man den Erwerb des Patritiats bis zu einer Art Lotteriespiel herabwürdigen wollte. Es sollten **100** Familien ausgewählt werden, von denen jede **10,000** Dukaten zu erlegen hätte, und von diesen dann zehn durchs Loos zur Einzeichnung in das goldene Buch und zum Eintritt in den Großen Rath befähigt werden. Man hätte dadurch allerdings eine Million Goldes gewonnen. Allein so tief, meinten die Pregadi, sei die Republik doch noch nicht gesunken, daß ihr höchstes Gut, der patricische Adel (la Patritia Nobiltà) zum Spielball des Glücksrads gemacht werden müsse. Der Vorschlag ward daher fast einstimmig verworfen [1]).

Ob man aber besser daran that, daß man bald darauf den Verkauf aller Staatsämter der Republik, welche bis dahin nur nach Verdienst von dem Großen Rathe oder dem Rathe der Vierzig (Conseglio de' Quaranta al Criminale) verliehen wurden, im ausgedehntesten Maße zu einer Finanzquelle machte, das mag dahingestellt bleiben, zumal da dieser Ämterverkauf nur zu bald in eine völlige Verschleuderung derselben ausartete, die den Staatsschatz um einen großen Theil des Gewinnes brachte, welcher davon wirklich zu erzielen gewesen wäre, wenn man dabei mit der nöthigen Umsicht zu Werke gegangen wäre [2]). Jedenfalls waren alle diese Maßregeln nur Schritte der Verzweiflung, wie sie schon halb verlorene Staaten vollends dem unvermeidlichen Ruine zuführen. Sie machten auch in der That die Last dieses fürchterlichen Krieges doppelt fühlbar und steigerten die Sehnsucht nach der

1) Valiero, p. 135: „La generosità de' Padri stimò indecente, che la Patritia Nobiltà fosse posta a lotto, e che questa sorte potesse cadere sopra persone non conosciute; onde rigettò largamente la propositione, facendo vedere che la necessità non havea totalmente avviliti gli spiriti magnanimi della Republica."

2) Derselbe, p. 175. Der letztberührte Übelstand wird hier namentlich hervorgehoben: „Cio fece entrare nel publico erario una somma d'oro molto rilevante, la quale sarebbe anche riuscita maggiore, si la vendita fosse stata accompagnata dalle circonspettioni, che convenivano. Ma dando il bisogno stimoli alla prestezza, si può dir, che nel principio dell' affare infiniti di essi più tosto siano stati gettati, che venduti."

Herstellung des Friedens, den man gern selbst mit schweren Opfern erkauft hätte, aufs Höchste.

So lange man in Constantinopel darauf bestand, daß die Abtretung von Candia die conditio sine qua non bleiben müsse, und man gerade in diesem Punkte in Venedig nicht nachgeben wollte, konnten die deshalb schwebenden Verhandlungen freilich zu nichts führen. So stand es damit noch im Jahre 1646 [1]). Jetzt aber, zu Anfange des Jahres 1648, war die Signorie, von der Noth gedrängt, schon bedeutend fügsamer geworden. Sie ließ dem Großwesir durch ihren Unterhändler, den Sekretär Giovanni Battista Ballarino, einen in dergleichen delicaten diplomatischen Geschäften schon bewanderten Mann (huomo versato assai nelle Corti), welchen sie zu Anfange des genannten Jahres unter dem Vorwande nach Constantinopel schickte, daß er sich nach dem Befinden des gefangenen Bailo erkundigen solle, zuerst für Candia überhaupt ein noch näher zu bestimmendes Jahrgeld (pensione), mit einem Worte Tribut, und für Canea im Besondern noch die Insel Tine als Tausch anbieten. Und als der Großwesir durchaus nicht davon abgehen wollte, daß Candia ganz aufgegeben werden müsse, wenn überhaupt vom Frieden die Rede sein solle [2]), da ging die Signorie in ihren Zugeständnissen sogar schon so weit, daß sie dem Tribute und der Insel Tine auch noch ein Ehrengeschenk (donativo) für den Großherrn und die Wesire, die Festung Parga im Sandschak von Delvino, und alle von ihr in Dalmatien gemachten Eroberungen hinzufügen wollte, wenn sich die Pforte nur dazu verstehe, ihr Canea und Rethimo, selbst mit geschleiften Festungswerken (anche demolite), zurückzugeben. Aber auch davon wollte der Großwesir nichts hören. Sein Ultimatum blieb die gänzliche und ungeschmälerte Abtretung des

1) „Non si attaccò alcun filo di negotio, dimandando i Turchi assolutamente Candia.“ S. Valiero, p. 111, über die damaligen Friedensverhandlungen zu Constantinopel.

2) „Il Visir rispose, che non v'erano mezzi termini, e che non si poteva concluder aggiustamento, se non col Regno.“ Daselbst, p. 144.

Reiches Candia, die übrigens auch in Venedig schon zu Ende des Jahres 1647 ernstlich zur Sprache gekommen war [1]).

Zwei Senatoren, Nicolo Delfino und Giovanni Emo, hatten damals das Wort ergriffen, um darzuthun, daß der Friede selbst um diesen Preis nicht zu theuer werde erkauft werden: Wie könne man denn überhaupt diesen Krieg noch länger fortführen wollen, in welchem man nichts als Verluste erlitten habe, bei dem man auf fremde Hülfe wenig oder gar nicht mehr rechnen könne, und wozu der Republik fast gar keine finanziellen Hülfsmittel mehr zu Gebote stehen, während es dem Sultan ein Leichtes sei, seine außerordentlichen Ausgaben dadurch zu decken, daß er „einige reiche Köpfe" (qualche ricca testa) abschlagen lasse, u. s. w. Einige Stimmen mehr hätten diesen Vorschlag damals schon zum Beschlusse erhoben und wahrscheinlich dem Kriege ein Ende gemacht. Die Majorität entschied sich aber zuletzt noch dahin, daß man die Dinge nicht gleich so aufs Äußerste treiben dürfe, und beharrte bei der Fortführung des Krieges [2]).

Es galt also jetzt vor Allem, die Hauptstadt Candia zu retten. Nachdem Hussein-Pascha die letzten, obgleich noch kaum zureichenden Verstärkungen erhalten hatte, begann zu Ende April die förmliche Belagerung dieser Festung. Sie war eine der merkwürdigsten, vielleicht die merkwürdigste der ganzen neueren Kriegsgeschichte. Wer dächte dabei nicht an ein großes Ereigniß unserer Tage, die Belagerung von Sebastopol, welche die ganze Welt zwei Jahre lang in die größte Spannung versetzt hat? Um Candia aber währte der Kampf mehr denn zwanzig Jahre, wenn auch die Hauptphase desselben, der Schwerpunkt der endlichen Entscheidung, ans Ende dieses verhängnißvollen Krieges fällt. Hier heben wir nur kurz die Hauptmomente seines Anfangs heraus, ohne uns

1) Der Großwesir brach die Unterhandlungen damit ab, daß er sagte, er habe gar nicht den Muth, dem Sultan von der Sache zu sprechen: „senza la nuova del regno ceduto". Valiero, p. 146.

2) Daselbst, p. 145: „quest' opinione cadde di pochi voti".

dabei auf Einzelnheiten einlassen zu wollen, welche mehr dem Gebiete der speciellen Kriegsgeschichte angehören.

Am 1. Mai wurde das feindliche Feuer zugleich auf die drei Hauptbollwerke der Festung, das Fort San Dimitri und die Bastionen Giesu und Santa Maria, eröffnet. Der Kampf war hier gleich anfangs äußerst heftig und blutig. Zu wiederholten Malen drangen die Osmanen, wie Löwen fechtend, bis in das Innere der Werke ein, wurden aber von den Venetianern immer mit gleicher Tapferkeit zurückgeworfen. Auch waren die Verluste auf beiden Seiten gleich groß und um so empfindlicher, da sie nicht durch frische Zufuhr ersetzt werden konnten. Denn die venetianische Flotte kreuzte beständig in mehreren Abtheilungen vor der Insel und im Archipel, um die Landung feindlicher Truppen zu verhindern, und konnte daher nicht zum Transport der eigenen so nöthigen Verstärkungen gebraucht werden. Am schwersten traf unter diesen Umständen beide Theile der Verlust einer Menge ihrer Heerführer, welche gleich in der ersten Zeit der Belagerung ihren Tod fanden. Hussein-Pascha selbst, immer in den vordersten Reihen fechtend, wurde schwer verwundet, wich aber nicht vom Platze.

In der Festung beseelte die Umsicht und die persönliche Tapferkeit Leonardo Mocenigo's Alles zu Muth und Ausdauer. Um die Vertheidigung möglichst zu erleichtern, ließ er alle nicht zum Dienste fähigen Einwohner, namentlich alle Mönche auf die Galeeren bringen und nach Venedig schicken. Er theilte überall die Beschwerden und Gefahren des heißen Kampfes, und wo er selbst erschien, blieb auch immer der Sieg auf Seiten der Belagerten. Aber es stand nicht in seiner Macht, auf den ausgedehnten Werken durch seine persönliche Gegenwart jedes Unglück abzuwenden. Die beiden starken Außenwerke Santa Maria und Giesu gingen schon zu Anfang des Monats Juli verloren, und wahrscheinlich hätte einen Monat später, am 4. August, ein allgemeiner Sturm auf das Hauptbollwerk Martinengo damals schon das Schicksal des Platzes entschieden, wenn nicht Mocenigo selbst zur rechten Stunde herbeigeeilt wäre und die Feinde mit dem Verluste von 500 Todten und einer Menge ihrer bereits auf den

Wällen aufgepflanzten Feldzeichen wieder aus den von ihnen schon besetzten Außenwerken hinausgedrängt hätte [1]).

Seitdem wurden die Angriffe der Osmanen immer schwächer und vereinzelter. Hussein-Pascha konnte mit seinem schon sehr geschwächten Belagerungscorps — von den 30,000 M., aus welchen es bestand, soll er in sechs Monaten nicht weniger als 20,000 M. verloren haben — nichts Entscheidendes mehr wagen. Er zog sich mit seinen Truppen in eine gesicherte Stellung auf den benachbarten Anhöhen zurück und beschränkte seine Operationen darauf, noch von Zeit zu Zeit eine Mine springen zu lassen und mit seinen Kanonen den Hafen zu bestreichen, um von dorther der Festung die Zufuhr zu erschweren, beides jedoch mit geringem Erfolge. Bevor er nicht die längst erwarteten Verstärkungen erhalten hatte, war an eine energische Wiederaufnahme der Belagerung überhaupt gar nicht zu denken. Diese blieben aber, vorzüglich auch in Folge der unterdessen in Constantinopel eingetretenen Thronumwälzung, gänzlich aus; und so sah sich der Serdar genöthigt, zu Anfang der schlimmen Jahreszeit, am 10. November, seine Zelte vor Candia gänzlich abzubrechen und sich in die Winterquartiere nach Canea und Rethimo zurückzuziehen [2]).

Das hob natürlich den Muth der Venetianer und die Stimmung der Eingeborenen zu ihren Gunsten ungemein. Mocenigo glaubte sie benutzen zu müssen, um auch nach andern Seiten hin einige Vortheile zu erringen. Noch während Hussein-Pascha vor Candia lag, ließ er daher durch einen Theil seiner Flotte, unter dem Befehle des Lorenzo Marcello, den Hafen von Canea blokiren, wo soeben die 16 Galeeren der Bege des Archipels und von Morea eingelaufen waren. Sie entschlüpften ihm zwar, aber es gelang ihm doch wenigstens eine derselben, die Galeere des Begs von Santa Maura, zu kapern. Dagegen war ein, vorzüglich mit Hülfe der päpstlichen und maltesischen Truppen unternomme-

1) Nach der von Valiero, p. 177 fg. gegebenen Beschreibung der Belagerung.

2) Derselbe gibt, p. 181, die Dauer dieser ersten Belagerung von Candia genau auf die Zeit vom 1. Mai bis zum 10 November an.

ner Streifzug gegen die beiden von den Osmanen besetzten Küstenschlösser Milopotamo und Girapetra gänzlich erfolglos. Die Christen wurden mit ansehnlichem Verluste zurückgeschlagen und die Osmanen blieben Meister dieser beiden so wichtigen Positionen. Überhaupt brachte die Unterstützung der vereinigten Hülfsmächte der Republik wenig Gewinn. Mocenigo konnte ihr Geschwader nicht einmal dazu bringen, den feindlichen Galeeren bei Cap Spada aufzulauern, um sie von der Einfahrt in den Hafen von Canea abzuhalten. Es blieb lieber ruhig bei der Insel Cerigo liegen, ließ die osmanischen Transportschiffe unbelästigt nach Canea vorbeiziehen, und hielt es, um seiner eigenen Sicherheit willen, für gerathen, bereits im September wieder nach dem Westen zurückzueilen [1]).

Endlich hatte auch der Versuch, das Landvolk, namentlich die Sphakioten, zu einer allgemeinen Schilderhebung gegen die Osmanen zu bewegen, nicht den erwünschten Erfolg. Es gelang zwar dem unter diesen Bergvölkern sehr einflußreichen Mattio Kalergi, jedenfalls ein Abkömmling der alten berühmten Familie dieses Namens, deren bedeutende Stellung schon in sehr frühen Zeiten wir oben kennen gelernt haben, den Mocenigo beauftragt hatte, sich an die Spitze dieser Bewegung zu stellen und sie zu leiten, eine ziemliche Schaar bewaffneter Bauern zusammenzutreiben, die vom besten Geiste beseelt schien [2]); allein ihr wildes, undisciplinirtes Wesen machte sie zu jeder geordneten und wirksamen Unternehmung gänzlich unfähig. Anstatt zusammenzuhalten, zerstreuten sie sich in kleinen Haufen über das offene Land und machten wol auch hie und da einige vereinzelte Türken nieder; als sie aber in geschlossenen Reihen gegen Canea vorrücken sollten, wurden sie von der herausbrechenden Besatzung sofort in die Flucht geschlagen, zum großen Theile niedergemacht und bis in ihre Dörfer und Weiler verfolgt,

1) Valiero, p. 181—183.

2) „Questo", heißt es hier, p. 183, von Kalergi (huomo d'auttorità e credito appresso quelle popoli) „si maneggiò con tanto fervore, che diede animo à gli uni e à gli altri d'intraprender ogni cosa ect."

welche die Osmanen nun überdies noch mit Feuer und Schwert zerstörten.

Mocenigo, welcher auf einen solchen Volksaufstand nicht geringe Hoffnungen gesetzt zu haben scheint, eilte selbst nach Suda, um von da aus noch darauf einen leitenden Einfluß zu gewinnen; allein panischer Schrecken hatte schon wieder Alles auseinandergescheucht, als er dort eintraf. Er benutzte daher seinen Aufenthalt in Suda nur noch dazu, eine Batterie zu zerstören, welche die Osmanen am Hafen errichtet hatten und den ein- und auslaufenden Schiffen der Venetianer sehr unbequem war. Dann kehrte er nach Candia zurück, schlichtete hier die während seiner Abwesenheit unter den Befehlshabern der Besatzung ausgebrochenen Zwistigkeiten und brachte den Winter damit hin, die durch die Belagerung zerstörten Festungswerke wiederherzustellen und für eine vollständige Verproviantirung des Platzes zu sorgen. Denn daran konnte Niemand zweifeln, daß Hussein seine Waffen sofort wieder dahin kehren werde, sobald er nur aus Constantinopel die dringend verlangten Verstärkungen erhalten haben würde [1]). Zum Glück für die Venetianer ließen es aber die unterdessen dort eingetretenen Ereignisse vorerst nicht dazu kommen.

Die Thronumwälzung, welche mit der ersten Belagerung von Candia zusammenfällt und dem schmachvollen Leben und dem elenden Weiberregimente Sultan Ibrahim's ein Ende machte, steht insofern in genauer Beziehung zu dem venetianischen Kriege, als die Misstimmung über den nichts weniger als glücklichen Verlauf desselben den Unmuth der dem Throne feindlichen Parteien vollends zum Äußersten trieb und endlich zum offenen Durchbruch brachte. Es würde sehr wenig Interesse gewähren und über diese trübseligen Verhältnisse schwerlich neues Licht verbreiten, wenn wir es hier versuchen wollten, den tiefer liegenden Ursachen dieses Unmuths nochmals unter den Symptomen einer gänzlich ver-

1) Valiero p. 184.

wahrlosten und zerrütteten Staatsregierung oder in den ekelhaften Geheimnissen des Serai und des Harems nachzuforschen. Es hat jedenfalls etwas Widerliches, alle die Dinge im Einzelnen herzuerzählen, wozu am Ende nur die Ohnmacht der scheußlichsten Tyrannei und der zügellosesten Wollust einen Monarchen treiben konnte, welcher zuletzt eben weiter nichts mehr war, als der Sklave seiner schmuzigen Leidenschaften und seiner herrschsüchtigen Weiber: jene unabsehbare Reihe launenhafter Hinrichtungen, jenes unsinnige Verschleudern von Statthalterschaften, Ämtern und Würden an Sultaninnen, Chasseken und ihre Günstlinge als Pantoffel-, Schleier- und Gerstengelder, welches Staatsordnung und Finanzen, nachdem sie das Gewaltsystem Murad's IV. wenigstens einigermaßen wieder gehoben hatte, abermals der gräßlichsten Verwirrung preisgab, jene bis zum Wahnwitz getriebene kindische Lust an Edelsteinen, Zobel und Ambra, welche den großherrlichen Luxus zu einer wahren Calamität für den Staat und die Gesellschaft, Handel und Gewerbe machte.

Schlummerte der böse Geist des Aufruhrs und der Empörung in dem Corps der Janitscharen und der Sipahis nur, so war gewiß nichts mehr geeignet, ihn wieder zu wecken und ihm neue Nahrung zu geben, als diese Dinge. Aber nicht allein die auf die Gewalt des Schwertes gestützte bewaffnete Macht drängte jetzt zu einer Staatsumwälzung; auch die ganze mächtige Körperschaft der über den sichtlichen Verfall des Reiches empörten und in ihren Rechten verletzten Ulema, an ihrer Spitze der Mufti, die Heeresrichter, die Molla, die Muderris, reichte ihr die Hand, um die Empörung gleichsam unter den Schutz des Gesetzes zu stellen. Hierin lag eben ein wesentlicher Unterschied zwischen der Thronumwälzung, welche Osman II. der Herrschaft und des Lebens beraubte, und dem Aufstande, welcher jetzt der in Wollust, Weichlichkeit und nichtigem Wesen versunkenen und verkommenen Regierung Ibrahim's ein Ziel setzte. Osman erlag, weil er den Staat und den Thron vor den Gefahren der zügellosesten Soldatenherrschaft bewahren wollte, Ibrahim dagegen mußte fallen, weil in den Augen der Träger

des Schwertes und des Gesetzes das Reich nur noch durch seinen Untergang gerettet werden konnte. Die Gährung hatte sicherlich schon den höchsten Grad erreicht, als sie, wie gesagt, durch den ungünstigen Verlauf des venetianischen Krieges vollends zum Ausbruch kam.

Vorzüglich waren es die Verluste in Dalmatien und der Fall von Clissa, welche die schon durch die jüngst auferlegte neue Zobel- und Ambrasteuer aufs Höchste gereizte Stimmung zu Thaten trieb [1]). Obgleich man bemüht war, jene Verluste möglichst zu verkleinern und namentlich den Werth von Clissa, als einer unbedeutenden, 30 Tagereisen von der Hauptstadt entfernten Festung, möglichst herabzusetzen, so fingen die Truppen und die Leute des Gesetzes nun doch laut zu murren an: Wohin solle es am Ende kommen, wenn des Reiches Wohlfahrt so aufs Spiel gesetzt werde, wenn der Sultan in Wollust und Weichlichkeit mit seinen Weibern und Günstlingen auf die wahnsinnigste Weise die Kraft und die Schätze des Staates vergeude, während die Ungläubigen in Bosnien — dazu wurde Dalmatien gerechnet — mit einem Male 40 Schlösser hinweggenommen und mit 80 Galeeren die Dardanellen zu versperren im Begriff seien? — Da müsse man sich im Ende doch selbst Hülfe schaffen.

Vier Obersten der Janitscharen, denen namentlich auch die verhaßte Zobelsteuer mit am schwersten zur Last fiel, Kara Murad, Mussliheddin, Begtasch und Karatschausch, lauter Männer, welche zum Äußersten entschlossen waren, traten an die Spitze der meuterischen Bewegung, welche zu-

1) Wir folgen hier vorzüglich der aus Naima und andern osmanischen Quellen entnommenen Darstellung Hammer's, O. G. Bd. V, S. 435, wo diese Dinge mit größter Ausführlichkeit behandelt sind. Sonst finden sich auch in den abendländischen Quellen schätzbare Notizen, namentlich bei Rycaut Hist. des trois derniers Empereurs, P. I, p. 219 fg. und Valiero p. 160 fg. Indem dieser von den gleichzeitig in Asien ausgebrochenen Soldatenaufständen spricht, fügt er hinzu: „È però credibile che queste corruttele della buona disciplina hebbero eccitamento dalle dissolutezze straordinarie del Gran Signore e da' suoi pessimi diportamenti e in particolare dalla stravagante violenza, che esercitava à fin di supplire alle infinite spese."

nächst gegen den Großwesir gerichtet war. Denn dieser, Ahmed-Pascha, galt als der eigentliche Urheber und Beförderer der schlechten Leidenschaften und kostspieligen Launen des Sultans, unter deren Schutze er dann nur desto bequemer seine eigene Tyrannei üben und seinen Privatschatz füllen wolle.

Die ersten Regungen des längst im Stillen vorbereiteten Aufruhrs machten sich bei dem am 6. August 1648 mit 1648
großem Prunke gefeierten Hochzeitfeste des eigenen Sohnes des Großwesirs bemerklich. Die vier genannten Rädelsführer der Janitscharen befanden sich unter den Gästen, waren aber nur in der Absicht geladen, um sich ihrer bei dieser Gelegenheit gänzlich zu entledigen. Der Großwesir trug den von dem Sultan unterzeichneten Todesbefehl schon bei sich. Ehe er jedoch vollzogen werden konnte, waren die vier Betheiligten von diesem Anschlage gegen ihr Leben unterrichtet. Sie retteten sich durch schleunige Entfernung, eilten nach der Mittelmoschee, dem gewöhnlichen Versammlungsort der Janitscharen, beriefen hier noch in der Nacht die Janitscharen, am Morgen die Sipahi und die Diener des Gesetzes, den Mufti, die Heeresrichter, die Molla und Muderris, zu einer Berathung, und beantragten ohne weiteres die Absetzung des Großwesirs. Keine einzige Stimme erhob sich zu seinen Gunsten oder zu seiner Vertheidigung. Er sollte nun selbst erscheinen, um Rede zu stehen, aber, des Schicksals gewiß, dem er da entgegengehen würde, folgte er dem an ihn ergangenen Rufe nicht. Auch der Sultan bestätigte zwar die Absetzung, verweigerte aber die nun von ihm verlangte Auslieferung des Schuldigen. Die wiederholten Vorstellungen des von den Meuterern neuernannten Großwesirs Derwisch oder Ssofi Mohammed-Pascha blieben ohne Wirkung auf das erzürnte Gemüth Ibrahim's. Er verlangte im Gegentheil, daß die Versammlung sofort auseinandergehen solle; wo nicht, so werde er sie mit Gewalt der Waffen auseinandertreiben und an den Empörern fürchterliche Rache nehmen. Daraufhin wurden sogleich Stimmen laut, welche die Hinrichtung des entsetzten Großwesirs und die Entthronung Ibrahim's verlangten. Einer seiner Söhne, sämmtlich noch im zartesten

Kindesalter, sollte an seiner Stelle Padischah sein. Die Sultanin Valide und der Bostandschi-Baschi wurden sofort für die Erhaltung ihres Lebens verantwortlich gemacht.

Einstellung des Bestechungswesens, Entfernung aller Sultaninnen Günstlinginnen und abermals Auslieferung des entsetzten Wesirs blieben jetzt die stehenden Forderungen dieser Staatsreformatoren. Ahmed-Pascha hatte versucht, sich während der Nacht durch die Flucht zu retten, wurde aber in seinem Versteck aufgefunden und zunächst an den Großwesir Mohammed überliefert, der ihn vielleicht gern gerettet hätte, wenn es sich dabei nur nicht um seinen eigenen Kopf gehandelt hätte. Weder die von ihm erbetene Erlaubniß zur Pilgerreise nach Mekka, noch das angebotene Lösegeld von 70,000 Dukaten konnten Ahmed mehr retten. Den Janitscharen preisgegeben, wurde er auf der Stelle erdrosselt und sein Leichnam, auf den Hippodrom hingeworfen, in tausend Stücken zerfetzt, eine Schandthat, die ihm in der Geschichte den abschreckenden Beinamen des Mannes von tausend Stücken (Hesarpara) verschafft hat. Gleiches Schicksal traf hierauf auch sogleich den nicht minder verhaßten und schuldbeladenen Oberstlandrichter von Rumili.

Jetzt sollte auch Ibrahim, wie ehedem Osman II. und Mustafa I., vor dem Richterstuhle dieser souveränen Volksversammlung erscheinen, welche sich, etwa 15,000 Köpfe stark, in die Moschee Ahmed's verfügt, um von seinen Handlungen Rechenschaft zu geben. Der Mufti selbst hatte sein Fetwa dahin abgegeben, daß jeder Großherr dazu verpflichtet sei, sobald seine zu diesem Zwecke versammelten Unterthanen es verlangen. Ibrahim aber zerriß das Fetwa, verlangte, wie dereinst Murad IV., den Kopf des Mufti und bewaffnete die Bostandschi und die Pagen, um im Nothfall Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Dieser Widerstand trieb die Meuterer sogleich weiter. Ein zweites Fetwa des Mufti erklärte das Verfahren des Sultans für Verletzung des göttlichen Gesetzes, ihn selbst seiner Rechte für verlustig und folglich für unfähig, noch fernerhin auf dem Throne zu verbleiben. Er habe dadurch selbst seine Eigenschaft eines Gläubigen, eines Muselman verscherzt, es könne für ihn mithin auch nicht mehr

das öffentliche Gebet vollzogen werden; und sofort erging an alle Moscheen — es war gerade Freitag — der Befehl, für dieses Mal dasselbe gänzlich zu unterlassen. Dies steigerte die Wuth Ibrahim's aufs Höchste; er zerriß abermals den Ausspruch des Mufti und bestand auf der Hinrichtung desselben [1]).

Aber schon besaß er die Gewalt nicht mehr, seinen Willen zur That zu machen. Selbst die in der Eile bewaffneten Bostandschi und die Pagen des Serai zeigten wenig Lust, für seine Rettung ihr Leben gegen die Übermacht der Empörer einzusetzen. Sie verhielten sich völlig ruhig, als die Janitscharen und Sipahis, von den obersten Würdenträgern des Gesetzes geführt, gegen das Serai in Anzug waren, um den einmal gefaßten Beschluß nun mit Gewalt durchzusetzen. Sie wurden ohne Widerstand in den Vorhof des Serai eingelassen.

In diesem äußersten Momente machte die Sultanin-Mutter einen letzten Versuch, die Meuterer zu Gunsten des verstoßenen Sohnes umzustimmen. Sie ging ihnen in Trauerkleidern entgegen, verhandelte lange mit den Wortführern hin und her, schilderte ihnen die Gefahren einer solchen Thronveränderung in den ergreifendsten Farben, versprach Abstellung aller Misbräuche, Entfernung aller Schuldigen und aller Günstlinge, Gerechtigkeit, Strenge, Ordnung und Redlichkeit in der Verwaltung, Sparsamkeit im Staatshaushalt und in den Ausgaben für Hof und Harem. Alles vergebens! Ihre feurige Beredtsamkeit konnte gegen die Last der Schuld, die Ibrahim auf sich geladen, auf diese Rächer der verletzten und geschändeten Staatsinteressen keine überzeugende Kraft mehr gewinnen. Selbst das zarte, zum Regieren nicht gemachte Alter des Thronfolgers, welches ihnen die Valide zuletzt noch vorhielt, vermochte nicht, sie in ihrem Entschlusse wankend zu machen. „Mit einem vernünftigen Knaben“, so lautete ihr letztes Fetwa, „fördert ein weiser Wesir die Ordnung der Welt, ein wahnsinniger großjähriger Herrscher aber

1) Rycaut a. a. O. p. 225.

verwirrt dieselbe durch Mord und Schändung, durch Bestechlichkeit und Verschwendung.“ [1])

Nur einige der Gemäßigtsten wagten den Vorschlag, man solle es bei der Hinrichtung des Großwesirs bewenden lassen; sie genüge als warnende Mahnung für den Sultan, den man fernerhin unter strenge Aufsicht stellen und an die Vorschriften einer weisen, geordneten und sparsamen Regierung binden könne. Und um auch die Zukunft des Reiches und des Thrones zu sichern, solle man die Prinzen aus dem Serai entfernen und sie anderswo unter der unmittelbaren Obhut des Großwesirs und des Mufti für ihren künftigen Beruf erziehen. Dagegen erhob sich aber mit Ungestüm die Partei, welche Heil und Rettung nur noch in der gänzlichen Vernichtung des Sultans erblickte; sie verlangte sofort seinen Kopf; das sei das einzige, das sicherste Mittel, dem Übel abzuhelfen. Endlich einigte man sich doch dahin, daß man ihn, wie Mustafa, zu strenger lebenslänglicher Haft verurtheilte und die sofortige Erhebung seines Sohnes Mohammed auf den erledigten Thron beschloß [2]).

Dem mußte sich nun auch die Valide fügen. Sie eilte selbst nach dem Harem zurück, um ihren Enkel herbeizuholen, während in aller Eile am Thore der Glückseligkeit, dem Eingang des Harem, für ihn ein Thron errichtet wurde. Das noch nicht einmal siebenjährige Kind schreckte davor zurück und weigerte sich, den Platz des Vaters einzunehmen, als es von dem Jubelrufe der Versammlung als Padischah begrüßt wurde. Allein die Liebkosungen (accarezzamenti) der Großmutter und die Zureden der Reichswürdenträger vermochten den bestürzten Knaben doch endlich, den verhängnißvollen Herrscherthron einzunehmen. Er empfing hier sogleich,
1648 in den Abendstunden des 8. August 1648, die Huldigung der

1). Naima bei Hammer a. a. O. S. 449.

2) Valiero p. 164. Diejenigen, welche für die sofortige Hinrichtung stimmten, verwarfen den von den Gemäßigten gemachten Vorschlag, indem sie meinten: „che questo sarebbe stato un remedio più pericoloso del male, e che per assicurarsi di tutto, bene e per sempre, si doveva levar la vita al Rè come s'era già fatto di Sultan Osman.“

höchsten Staatsbeamten, der Vertreter der bewaffneten Macht und der Diener des Gesetzes durch Handkuß und Kniebeugung [1]).

Während hierauf die im Vorhofe versammelten Janitscharen und Sipahis ruhig in ihre Quartiere zurückkehrten, verfügten sich die Wesire und die vornehmsten Ulema nach den Gemächern, in welchen Sultan Ibrahim unter der Aufsicht des Bostandschibaschi zurückgehalten wurde, um ihm sein Schicksal anzukündigen. Nur mit Gewalt konnte er, nach einem heftigen Wortwechsel, bei welchem er namentlich den Mufti Abdurrahim mit den bittersten Vorwürfen und den entsetzlichsten Schmähungen überhäufte, bewogen werden, seinen Häschern nach dem ihm im voraus bestimmten Gefängniß in dem sogenannten Spatzenhause zu folgen. Es war ein scheußlicher, von allen Seiten stark vermauerter, nur von oben schwach erleuchteter und mit einer einzigen Öffnung zur Darreichung der Speisen versehener Raum, worin Ibrahim, ganz so wie vor Zeiten der blödsinnige Mustafa, nur mit zwei Sklavinnen eingeschlossen wurde [2]).

Aber nicht einmal hier sollte es ihm vergönnt sein, sein jammervolles Dasein noch länger zu fristen. Denn kaum war er dort untergebracht, als zu seinen Gunsten, wie vormals für Osman II., namentlich unter den Sipahis Stimmen laut wurden, welche seine Wiedereinsetzung auf den Thron verlangten. Das wäre aber natürlich der Ruin der mit dem Knaben Mohammed jetzt unumschränkt herrschenden Partei

1) Valiero p. 168: „Mostrò timore“, heißt es da von dem in die Versammlung eingeführten Kinde, „e tendò di fuggire da tanta moltitudine: ma assicurato dagli accarezzamenti, fù posto à seder nel Trono Reale, nel che si osservò la naturale simplicità del fanciullo, che per più volte gli fece ricusar di fermarvisi, dicendo, che quello era il luogo di suo Padre.“

2) Genau beschrieben von Naima bei Hammer a. a. O. S. 452. Nachdem somit einmal die Entsetzung wirklich vollzogen war, heißt es bei Valiero p. 168 weiter: „nel tempo medesimo fù disunita la raccolta delle militie, le quali si ridussero alle loro stanze, vantandosi d'haver fatto un' attione tanto più gloriosa, quanto meno era seguito di disordine, e d'offesa, e danno ad alcuno.“

gewesen, an deren Spitze der Mufti, der Großwesir, die Heeresrichter und der Aga der Janitscharen standen. Sie waren bald darüber einig, daß nur der Tod Ibrahim's ihre Herrschaft und ihr Leben retten könne.

Ein Fetwa des Mufti, welcher durch den Misbrauch seiner geistlichen Gewalt zu Zwecken persönlicher Herrschsucht das Staatsgebäude nicht minder untergrub, wie es durch den Wahnsinn und die Schwäche der Träger der obersten weltlichen Macht längst erschüttert war, mußte auch diese Schandthat beschönigen. Es lautete dahin, daß die Hinrichtung des Sultans dem Gesetze nicht zuwider sei, sobald nachgewiesen werden könne, daß er Ämter und Würden der Wissenschaft und des Säbels nicht Denen verliehen, welche sie verdienen, sondern Denen, die, dazu unfähig, sich durch Bestechung in seine Gunst eingeschlichen haben. Seit wie lange war aber dieses Verbrechen nicht schon osmanische Staatsmaxime, und welcher Sultan wäre gänzlich davon frei zu sprechen gewesen! [1])

Genug, bereits am zehnten Tage nach der Einkerkerung, am 18. August, erschienen der Mufti, der Großwesir, die Heeresrichter und der Aga der Janitscharen selbst mit ihren Henkern in dem scheußlichen Gefängnisse des entsetzten Sultans, welcher endlich nach heftigem Widerstande, mit den fürchterlichsten Verwünschungen gegen seine Mörder, vorzüglich den Mufti, und die ganze türkische Nation, unter den Qualen der Erdrosselung seinen Geist aufgab. Sein Leichnam wurde sofort mit den gebührenden Ehren ganz offen in dem Grabmale Sultan Mustafa's in der Nähe der Aja Sofia beigesetzt. Sonst ging dieses Ereigniß fast unbemerkt vorüber, sowie überhaupt diese Thronumwälzung, nachdem einmal das Hauptziel derselben erreicht war, wenigstens zunächst nicht weiter von Erschütterungen begleitet war, wie sie wol befürchtet werden mochten [2]).

1) Naima bei Hammer a. a. O. S. 452.

2) Daselbst, S. 454: „Ha cominciato", so schildert der noch ungedruckte Bericht des kaiserlichen Dolmetschers Panagiotti die letzten Momente Ibrahim's, „maledicere con molte ingiurie la natione turcha per la sua infedeltà verso li suoi patroni, e

Die Beschneidung des jungen Sultans war gleich in der Nacht nach seiner Erhebung, die feierliche Säbelumgürtung zwei Tage vor der Ermordung Ibrahim's mit den herkömmlichen Förmlichkeiten und ohne weitere Störung vollzogen worden. Die Regierungsgewalt blieb zunächst in den Händen der alten Valide, Mahpeiker oder Kösem, welcher ihr hervorragender politischer Verstand schon unter ihrem Gemahl Ahmed I., und dann unter ihren beiden Söhnen, Murad IV. und Ibrahim, bedeutenden Einfluß auf die Leitung der Staatsgeschäfte verschafft hatte, und nun unter ihrem Enkel Mohammed fast unumschränkte Gewalt sicherte. Ihr zur Seite stand der alte Großwesir Ssofi Mohammed, ein schlichter, redlicher Mann, der in der Führung der Geschäfte nicht ohne Erfahrung war und wenigstens das Beste wollte, aber nicht immer die Kraft hatte, seinen guten Vorsätzen treu zu bleiben.

Eine erste Schwierigkeit, welche die neue Regierung zu überwinden hatte, bestand darin, das zu dem Thronbesteigungsgeschenk nöthige Geld herbeizuschaffen. Es durfte jetzt am wenigsten den Truppen verkümmert werden, wenn man sie bei guter Stimmung erhalten wollte. Aber der Schatz war, obgleich man behauptet hatte, Ibrahim habe in seiner Casna 13 Millionen Goldes hinterlassen, so gut wie gänzlich leer. Man half sich dadurch, daß man unter Anderem das ganze 3000 Beutel betragende Vermögen des mächtigen Günstlings Ibrahim's, Dschindschi Chodscha's, einzog, ihn selbst aber wegen seiner Unterschleife und offenkundigen Bestechlichkeit erst ins Gefängniß warf, dann in die Verbannung nach Nubien schickte und endlich, noch ehe er dahin gelangt war, unterwegs hinrichten ließ. Dies deckte allein den größten Theil des Thronbesteigungsgeschenkes, welches damals im Ganzen 4080 Beutel, zu 500 Piastern, d. i. 2,040,000 Piaster (zu 120 Aspern) oder 1,958,400 Dukaten (zu 125 Aspern) betrug. Von den 50,000 Janitscharen

mentre che parlava fu strangolato dal buio pubblico e subito sepelito con pompa nel tempio di S. Sofia." Kürzer Valiero p. 169: „gli fosse levata la vita con un laccio senza alcun strepito."

erhielt jeder 3000, jeder Sipahi dagegen nur 1000 Aspern, und der Sold wurde respective bis auf 7 und 5 Aspern erhöht. Dann wurden auch noch die verschiedenen Classen der Civilbeamten bedacht, so weit augenblicklich die vorhandenen Mittel des Schatzes reichten. Wer leer ausging, wie namentlich die Muderris der niederen Grade, murrte natürlich [1]).

Aber weit bedenklicher und gefährlicher, wie die Unzufriedenheit dieser Leute, wurde die Gährung, welche in den Pagenkammern der drei Serai zu Galata und Constantinopel und unter den Sipahis herrschte, und, da man nicht im Stande war, sie gleich im Entstehen zu unterdrücken, nach einigen Wochen, im October, in einen förmlichen Aufstand ausbrach. Jene, die Pagen, verlangten in Masse die bei jedem Thronwechsel übliche Beförderung, und wollten, da sie ihnen, wahrscheinlich aus finanziellen Gründen — denn, wie wir gehörigen Ortes gesehen haben, war dies immer mit ansehnlichen Kosten verbunden [2]) — nicht gleich gewährt wurde, dieselbe nun mit Gewalt ertrotzen. Sie mishandelten ihre Vorsteher und Offiziere; man mußte mit ihnen unterhandeln und glaubte dem Unfuge dadurch ein Ziel setzen zu können, daß man einige der Rädelsführer und etwa 80 der unruhigsten Köpfe aus den Kammern ausschloß und 200 als Sipahis nach Asien schickte.

Das steigerte aber nur die Erbitterung der Zurückgebliebenen. Schaarenweise brachen sie aus ihren Kammern aus, rotteten sich zusammen, durchtobten in Aufruhr die Straßen der Hauptstadt und machten endlich gemeinschaftliche Sache mit den auffässigen Sipahis, welche, mit dem Thronbesteigungsgeschenk nicht zufrieden, gleichfalls noch weitere ungemessene Forderungen erhoben hatten. Sie verlangten namentlich die sogenannten Kindergelder (Veledesch) und Knaben-

1) So Naima bei Hammer a. a. O. S. 458 fg. Daß sich das Gerücht verbreitet hatte, Ibrahim habe in der innern Casna 13 Millionen Dukaten hinterlassen, erwähnt namentlich Valiero p. 169, welcher das Thronbesteigungsgeschenk auf 4 Millionen Realen anschlägt.

2) Vergl. über die Einrichtung der Pagenkammern Bd. III, S. 206—212, und Hammer a. a. O. S. 461.

gebühren (Guhlamije), d. h. eine bestimmte Zulage für ihre Söhne und Berücksichtigung bei Verleihung von Stellen und Ämtern im Pfortendienst. Und um ihrem Aufstande gleichsam eine höhere politische Bedeutung zu geben, wollten sie sich nun auch noch zu Rächern des hingemordeten Sultans aufwerfen [1]).

Der Kern der Aufrührer bestand in den ehemals entlassenen und dann wieder aufgenommenen Sipahis, welche der Großwesir, um sich ihrer zu entledigen, zu dem Heere auf Candia schicken wollte. Sie kamen aber nur bis Siliwri, kehrten von da, unter der Führung eines der Verwegensten der Ihrigen, Büklü Mahmud, ohne weiteres nach Constantinopel zurück und traten an die Spitze der Meuterer, welche sich, wie gewöhnlich, auf dem Hippodrom festgesetzt hatten. Anstatt sie hier gleich mit Waffengewalt zu bekämpfen, fing der Großwesir, welcher die Ulemas der höheren Classen und die Janitscharen auf seiner Seite hatte, unglücklicherweise an, mit ihnen zu unterhandeln, eine Schwäche, die sie in ihren Forderungen nur um so verwegener machte. Sie gingen nun sogleich soweit, daß sie die Köpfe aller Derer verlangten, welche sich an dem Morde Ibrahim's betheiliget, wobei sie es vorzüglich auf den Mufti und den Großwesir selbst gemünzt hatten. Nun mußte freilich die Gewalt des Schwertes entscheiden.

Der Großwesir, welcher die Macht des Aufruhrs einigermaßen dadurch zu schwächen gesucht hatte, daß er den Pagen wenigstens zum Theil ihre Forderungen gewährte, rief die mit den Sipahis von jeher zerfallenen Janitscharen zu den Waffen. Das schreckte die Meuterer einen Augenblick zurück. Sie schienen sich schon gänzlich zur Ruhe begeben zu wollen, als die unzeitige Hinrichtung einiger als Empörer aufgegriffenen Sipahis das ganze Corps, welches sich schon

1) Wir folgen hier vorzüglich wieder Naima bei Hammer a. a. O. S. 466 fg. Auch Valiero ist über diese Dinge sehr wohl unterrichtet. Durch ihn erfahren wir z. B. p. 188, daß die meuterischen Sipahis vorzüglich darauf bestanden, daß ihnen abermals die Eintreibung der Kopfsteuer überlassen werde, welche sie sich früher angemaßt hatten und die ihnen von Murad IV. wieder entzogen worden war.

wieder in seine Standquartiere nach Skutari zurückgezogen hatte, abermals zum Aufruhr brachte. Der Tumult, welcher bereits mehrere Tage gedauert hatte, brach also am 27. October fürchterlicher wieder aus, als je zuvor. Die Sipahis verweigerten die von ihnen verlangte Auslieferung ihres Führers, des Büklü Mahmud, und strömten in Masse wieder nach Constantinopel hinüber, um die Fahne des Aufruhrs auf dem Hippodrom aufzupflanzen. Jetzt mußte freilich zum Äußersten geschritten werden. Denn auch die wiederholte Aufforderung des Sultans, oder vielmehr der Valide, daß sie auseinandergehen sollten, worauf ihnen die Wahl des Großwesirs und des Mufti überlassen werden würde, blieb ohne Erfolg. Ein Fetwa des Mufti machte nun den durch den Mord eines ihrer Obersten aufs Höchste gereizten Janitscharen die Vernichtung der Sipahis förmlich zur Pflicht[1]).

Am Morgen des 28. October rückten hierauf die Janitscharen in geschlossenen Reihen, von dem Großwesir und dem Mufti selbst geleitet, gegen die Meuterer auf den Hippodrom aus, welche zum Theil auch in dem Vorhof und im Innern der benachbarten Moschee Sultan Ahmed's eine feste Stellung eingenommen hatten. Der erste Angriff der Janitscharen war nicht glücklich. Ihre Vorläufer, welche einen letzten Versuch gütlicher Ausgleichung machen sollten, wurden, ohne angehört zu werden, von den Empörern auf der Stelle zusammengehauen und die ihnen nachrückenden Ortas der Janitscharen mit Verlust zurückgeworfen. Sie sammelten sich aber schnell wieder und drangen mit desto größerer Wuth auf den Hippodrom und in die Moschee ein, wo in einem furchtbaren Gemetzel über 300 Pagen und ein großer Theil der Sipahis niedergemacht wurden. Die Rädelsführer, namentlich Büklü Mahmud, suchten sich bei Zeiten durch die Flucht nach Asien zu retten, wurden aber eingeholt und auf der Stelle hingerichtet. Dann fand eine Reinigung der noch übrigen Sipahis statt, welche die Gnade des Sultans angefleht hatten. Mehr wie 1000 wurden gänzlich aus den Rollen

1) Nach Valiero, p. 189, feuerte außerdem noch ein Geschenk von 20,000 Realen ihren Muth an.

gestrichen. Die übrigen setzte man auf den gewöhnlichen Sold zurück und von der verlangten Zulage für die Söhne war keine Rede mehr.

So endete dieser Aufstand der Pagen und Sipahis auf eine Weise, welche dem Großwesir und dem Mufti zwar die Macht und das Leben rettete, sie aber zugleich auch gewissermaßen zu Sklaven der Janitscharen machte. Ebenso glücklich wurde man noch in demselben Jahre einiger Rebellen Herr, welche die Thronumwälzung zu einer Schilderhebung in Kleinasien, in der Umgegend von Karahissar, benutzt hatten. Die Gefangennehmung und die Hinrichtung ihrer Führer machte auch hier dem Aufstande ein schnelles Ende, sodaß im Ganzen genommen diese vorübergehenden Zuckungen im Innern des Reiches, von denen der Thronwechsel begleitet war, auf die Haltung der Pforte nach außen, namentlich den Fortgang des venetianischen Krieges, von weit geringerem Einfluß waren, als man in Europa überhaupt und in Venedig im Besondern erwartet haben mochte.

Die Signorie hatte sich allerdings mit der Hoffnung geschmeichelt, daß die Thronumwälzung den Diwan wenigstens in Bezug auf die gebotenen Friedensbedingungen bedeutend fügsamer machen werde [1]). Dies war jedoch ganz und gar nicht der Fall. Die kriegerische Stimmung blieb im Gegentheil für jetzt die vorherrschende im Rathe der Pforte, zumal da die augenblicklichen Machthaber die energische Fortführung des Krieges bis zur gänzlichen Unterwerfung der Insel Candia als ein Mittel mehr betrachten mochten, sich selbst zu heben und zu halten [2]).

1) Valiero p. 173: „... pareva al Senato di poter' almeno concepir confidenza d'haver à godere migliori conditioni di pace.“

2) Man sei in Constantinopel entschieden für die Fortsetzung des candiotischen Krieges gewesen, bemerkt hier Valiero p. 174: „spargendosi voce da tutti i ministri di volerla continuare sino alla sua perfettione e dicendosi che da quell' hora inanzi si sarebbe fatta

Denn auch die Janitscharen, welche der Thronwechsel wieder zu einem mächtigen Elemente der Staatsgewalt gemacht hatte, wollten nur dann auf den Frieden eingehen, wenn sich die Signorie dazu verstehen würde, auf den ferneren Besitz der Insel gänzlich Verzicht zu leisten. Bevor er nicht unter dieser Bedingung abgeschlossen sein würde, trug man selbst Bedenken, den Luigi Contarini, denselben, welcher schon zur Zeit der Vorfälle bei Vallona im Jahre 1638 Bailo in Constantinopel gewesen war und seine diplomatische Gewandtheit soeben erst wieder als Stellvertreter der Republik bei dem Friedenscongresse zu Münster bewährt hatte, überhaupt zu empfangen, als ihn jetzt die Signorie dazu bestimmt hatte, dem jungen Sultan als außerordentlicher Gesandter ihre Glückwünsche zu seiner Thronbesteigung darzubringen und dabei die möglichste Förderung des Friedenswerkes wahrzunehmen. Der Ausspruch des Mufti ging namentlich dahin, daß man einen solchen Gesandten gar nicht eher empfangen dürfe, als bis der Friede unter dieser Bedingung zu Stande gekommen sein würde [1]). Nach einigem Zögern ging man indessen davon ab und erklärte sich für die Zulassung Contarini's, immer jedoch nur in der festen Überzeugung, daß er gar keine andern Vollmachten habe, als der Pforte die Insel völlig abzutreten. Denn die von dem Secretär Ballarino gleich nach der Ermordung Ibrahim's erneuerten Anerbietungen von Tribut und Ehrengeschenk nebst Abtretung von Tine und Parga waren von dem neuen Großwesir ebenso mit Verachtung zurückgewiesen worden, wie von seinem Vorgänger: Das sei nicht die Art des Sultans, hatte er ihm erwiedert, einmal angefangene Unternehmungen so ohne weiteres wieder aufzugeben; Orte, wo einmal Moscheen erbaut und Gebete der Gläubigen verrichtet worden seien, werden niemals wieder verlassen; was Parga eigentlich sei, wisse man nicht, und Tine werde man ohnehin wegneh-

con ordine e forza maggiore, il che mostrava in essi una quasi totale sicurezza di conseguir l'Isola."

1) Valiero p. 186: „. . . . stando ostinato il Mufti, che non si poteva accettar Ambasciatore, si non portava la rinuntia del Regno, perche in altro caso le militie sarebbonsi raffreddate."

men, wenn man sich vollends Candias bemächtiget habe; dies wolle man aber jetzt um so mehr haben, da man den eigenen Sultan vorzüglich deshalb mit umgebracht, weil er die Kosten gescheut habe, welche die Eroberung verursache [1]).

Als nun aber Contarini von der erwarteten Abtretung der Insel gar nichts verlauten ließ, und auch eine nochmalige Anfrage in Venedig kein anderes Resultat hatte, als daß sich die Signorie dazu verstehen wollte, den Betrag des Jahrgeldes und des Ehrengeschenkes etwas zu erhöhen (d'accrescere di qualche somma), da gerieth der Großwesir so in Zorn, daß er nicht nur den Bailo Soranzo sofort nach der ihm am 28. April 1649 ertheilten Audienz, worin er 1649
von ihm die bestimmte Erklärung über die Abtretung der Insel erwartet hatte, mit seinem ganzen Gefolge in Eisen schlagen und in die entsetzlichen Gefängnisse des Schwarzen Thurmes am Bosporus werfen, sondern auch den ersten Dragoman desselben, Grillo, Tags darauf ohne weiteres erdrosseln ließ. Nur die beiden Secretäre des Bailo retteten sich bei Zeiten durch die Flucht und fanden eine Freistatt im Hause des französischen Gesandten.

Unter den Vertretern der christlichen Mächte brachte dieser Gewaltstreich, welcher die geheiligten Rechte und die fernere Sicherheit der Gesandten überhaupt auf die schmachvollste Weise aufs Spiel setzte, die größte Bestürzung hervor. Der französische und der englische Gesandte eilten sofort zum Großwesir und verlangten in den eindringlichsten, selbst drohenden Worten die Freilassung des Bailo. Sie konnten aber weiter nichts erlangen, als die kalte Zusage, daß dem Bailo persönlich weiter kein Leids zugefügt werden würde [2]). Erst zwei Monate später brachte ihm eine neue Staatskatastrophe,

1) Valiero p. 185: „Che non sapevano", lautete die Antwort des Großwesirs, „cosa fosse Parga, e che in quanto à Tine la riserbavano per compimento degli acquisti: che volevano Candia e che haveano sino ucciso il proprio Signore, che ripugnava à spendere per ottenerla."

2) Genau Valiero p. 196 u. 211 fg., wo es von der den Gesandten ertheilten Antwort heißt: „La risposta fu nell' altro, se non che il Bailo non sarebbe stato mal trattato nella persona."

die Absetzung und Hinrichtung des Großwesirs Mohammed, die Erlösung aus dem Schwarzen Thurme. Auch diese hing mit dem Fortgang des Krieges genau zusammen.

Die durch sein allerdings etwas willkürliches und tyrannisches Walten gegen Mohammed aufgebrachte Partei, an deren Spitze die Valide selbst und der Janitscharenaga Murad, mit seinen Vertrauten Karatschausch und Mussliheddin, die drei Führer des Aufstandes gegen Sultan Ibrahim, standen, benutzte nämlich die Niederlage, welche die großherrliche Flotte um diese Zeit bei Phocäa erlitt — wir sagen darüber sogleich noch ein Wort —, um seinen Sturz herbeizuführen. Man gab ihm schuld, er habe dem Kapudan-Pascha die verlangte Zahl von Schiffen verweigert und die zu ihrem Unterhalte bestimmten Gelder, 100 Beutel, unterschlagen. Das Kind Mohammed wurde dazu gebraucht, hier als Sultan seine erste Staatshandlung zu vollziehen. In einem zu diesem Zwecke am 21. Mai abgehaltenen Diwan, in welchem Mohammed, dem seine Großmutter zur Seite stand, den Vorsitz führte, verlangte er mit zorniger Geberde und ihm im voraus angelerntem Herrscherwort von dem bestürzten Großwesir das Reichssiegel und übergab es dessen erbittertstem Feinde, dem Janitscharenaga Murad. Seines 20 Millionen Aspern betragenden Vermögens beraubt, wurde der entsetzte Großwesir erst nach Malghara in die Verbannung geschickt, dann aber, als er kaum dort angekommen war, auf Befehl des Sultans hingerichtet. Dasselbe Schicksal traf gleichzeitig seinen Kiaja und seinen Defterdar, beide als Mitschuldige seiner Tyrannei und seiner Unterschleife [1]).

Eine der ersten Handlungen des neuen Großwesirs war die Freilassung des Bailo Soranzo. Er stellte dem Sultan vor, daß um so weniger mehr ein Grund vorliege, ihn noch ferner in Haft zu halten, da seit der Abfahrt der Flotte von dem Ausspioniren (della spia) des Venetianers, welches man als Vorwand zu seiner Gefangennehmung gebraucht habe, doch nichts mehr zu fürchten sei. Er wurde also am 2. Juli

1) Naima bei Hammer a. a. O. S. 465 fg.

aus dem Schwarzen Thurme, jedoch immer noch unter strenger Bewachung, wieder nach seiner Behausung entlassen und erhielt sogar die Erlaubniß, sofort einen Eilboten nach Venedig zu schicken, welcher die Signorie von der milderen Gesinnung des neuen Pfortenregiments in Kenntniß setzen sollte, vorzüglich, wie es scheint, mit in der Absicht, sie dadurch nun auch der Abtretung Candias geneigter zu machen. Denn Murad-Pascha, welcher den Frieden wünschte, hatte dem Bailo nicht undeutlich zu verstehen gegeben, daß man im Übrigen billig sein und Bedingungen gewähren würde, wie sie die Ehre und der Vortheil der Republik nur wünschen können [1]).

Auch damit wurde indessen für die Förderung des Friedenswerkes ebenso wenig etwas erreicht, wie durch die Einmischung der übrigen Gesandten, welche sich die Sache, freilich mehr in ihrem als in der Signorie Interesse, sehr zu Herzen zu nehmen schienen. Die Abtretung von Candia war allerdings im Rathe des Dogen zu Anfange des Jahres 1649 wieder sehr ernstlich zur Sprache gekommen. Vincentio Cussoni hatte es übernommen, die Gründe dafür dem Rathe der Pregadi nochmals in einer feurigen Rede zu entwickeln. Unzulänglichkeit der Mittel zu erfolgreicher Fortführung des Krieges blieb immer das Hauptargument der Friedenspartei, die selbst ganz Candia in die Schanze schlagen wollte. „Vielleicht", rief Cussoni aus, „ist in dem Augenblicke, wo ich hier spreche, der Halbmond auf den Ruinen von Candia aufgepflanzt. Und wenn es also verloren ist, was kann da die Fortsetzung des Krieges für einen Zweck haben? — Hält es sich aber noch, so laßt uns seinen Widerstand benutzen, um mit desto weniger Nachtheil für uns zu unterhandeln. Man müßte mit Blindheit geschlagen sein, wenn man hoffen wollte, in einem so ungleichen Kampfe den Sieg davonzutragen. Je mehr wir ihn verlängern, desto weniger werden wir in der Lage sein, von den Türken eine

1) Valiero p. 213: „s'era pur lasciato intendere, che eccettuato il Regno, le haberebbe concedute le più degne e avvantaggiose conditioni."

schonende Behandlung zu verlangen. Und haben wir nicht zu befürchten, daß wir dadurch, daß wir uns erschöpfen, nur andere unserer Feinde ermuthigen, welche vielleicht nur unseren Untergang erwarten, um sich mit Macht auf die Trümmer unseres Staates zu werfen."

Es gab aber auch damals noch im Rathe der Pregadi entschlossene, hochherzige Männer, welche diese feige, zaghafte Politik verwarfen und der ehrenvollen Fortführung des Krieges lieber jedes Opfer gebracht, als einen schmachvollen Frieden mit dem Verluste von Candia erkauft wissen wollten. Der Procurator Giovanni Pesaro, derselbe, welcher später, im Jahre 1657, berufen war, als Doge seine Ansichten durch Thaten zu bewähren, stand an der Spitze der Kriegspartei, zu welcher noch einige der ausgezeichnetsten Senatoren, Luigi Contarini, Luigi Valaresso, Francesco Quirini und Andere zählten [1]). Sie behielt bei der Abstimmung die Oberhand und der Krieg mußte daher um jeden Preis fortgeführt werden, zumal da auch, wie gesagt, die keineswegs uneigennützigen Versuche der übrigen Mächte, den Frieden zu vermitteln, ohne allen Erfolg blieben.

Vor Allen nahm sich Frankreich mit Wärme der Sache der Venetianer an, weil es sich von der Beendigung eines Krieges, welcher beiden Theilen gleich zur Last war, durch seine Vermittelung die wesentlichsten Vortheile für die Vermehrung seines politischen Einflusses bei der Pforte und in Venedig versprach. Der französische Gesandte Herr, de la Haye, entwickelte in dieser Beziehung fortwährend eine ungemeine Thätigkeit und hätte es, wie es scheint, gar nicht ungern gesehen, wenn jetzt schon die gänzliche Entfernung des Bailo aus Constantinopel stattgefunden hätte und somit das Friedensgeschäft ganz in seine Hände gelegt worden wäre [2]).

1) Daru Hist. de Venise, T. IV, p. 553, theilt den wesentlichsten Inhalt der damals gehaltenen Reden nach einem in der kaiserlichen Bibliothek zu Paris befindlichen Manuscript mit.

2) Valiero, p. 197, gibt dem französischen Gesandten geradezu schuld, daß er im Geheimen die Entfernung des Bailo aus Constantinopel bei der Pforte betrieben habe: „mentre all' Ambasciatore di Francia non dovea dispiacere, che il trattato di pace con la Re-

Das war noch im nächsten Jahre, 1650, wo Soranzo 1650
wirklich aus der osmanischen Hauptstadt verwiesen wurde, bis zu einem gewissen Grade allerdings der Fall. Allein da auf der einen Seite die Signorie doch Bedenken trug, den Vertreter einer fremden Macht so ganz zum Mitwisser und alleinigen Sachwalter ihrer geheimsten und wichtigsten Angelegenheiten zu machen, und auf der andern, unter den obwaltenden Umständen, die ihm ertheilten Vollmachten selbstredend niemals bis zu der von der Pforte unbedingt verlangten Abtretung von Candia gehen konnten, so mußten seine Bemühungen in dieser Richtung ebenso peinlich wie unfruchtbar bleiben. Wie schwer wurde es ihm nicht, noch ein Jahr später wenigstens dem venetianischen Friedensunterhändler, Giovanni Capello, bei der Pforte Zutritt und Gehör zu verschaffen! [1])

Auch machten ihm dabei abermals die spanischen Intriguen, welche alle seine Schritte durchkreuzten, nicht wenig zu schaffen. Denn auch das Cabinet von Madrid ging alles Ernstes mit dem Plane um, die Noth der Republik Venedig zu benutzen, um sich endlich in Constantinopel eine gesicherte und für seine Beziehungen zu dem osmanischen Reiche fruchtbringende Stellung zu erringen.

Bereits im Jahre 1649 wußte es der kaiserliche Resident Rudolf Schmid von Schwarzenhorn bei der Pforte durchzusetzen, daß sie sich dazu verstand, einen eigenen Bevollmächtigten nach Madrid zu schicken, welcher die Vorschläge des dortigen Hofes wegen Herstellung eines dauernden Friedens und freundlicher Beziehungen zwischen beiden Mächten

pubblica fosse necessariamente caduto nelle sue mani, e fosse egli solo rimasto al governo d'un affare, che poteva dar gloria al suo nome, ed avantaggio al suo Rè."

1) Valiero, p. 249, sagt, daß Soranzo bei seiner Abreise alle seine Vollmachten dem französischen Gesandten übergeben habe, und fügt dann hinzu: „Veramente ciò fù di necessità .... Percio benche l'appoggio di tutto il secreto ad un Ministro straniero fosse punto molto delicato, tuttavia il Senato medesimo approvò la resolutione, e scrisse al Signore dell' Haye con le più vive espressioni d'affetto cet."

in Empfang nehmen sollte. Zu dieser delicaten Mission wurde ein ehemaliger portugiesischer Jude, Doctor Alva, welcher als Renegat den Namen Ahmed-Aga angenommen hatte, gebraucht, sowie überhaupt die zahlreich in Constantinopel ansässigen Juden insofern bei der Sache die Hände mit im Spiele gehabt haben sollen, als sie dem Madrider Cabinet die Vortheile, welche Spanien gerade jetzt aus einer engeren Verbindung mit der Pforte für seinen Handel ziehen könne, in dem glänzendsten Lichte dargestellt haben mögen [1]).

Der französische Gesandte setzte sogleich Alles in Bewegung, um diese Sendung zu hintertreiben, welche, so suchte er namentlich dem Großwesir einzureden, zu weiter nichts führen werde, als daß sich Spanien durch seine Kundschafter über die gegenwärtige bedrängte Lage des osmanischen Reiches genau unterrichten wolle, um dann in Verbindung mit den übrigen Feinden desselben zu gelegener Zeit desto bequemer auf seinen völligen Ruin hinarbeiten zu können. Übrigens, fügte er hinzu, dürfe ein so umfassendes Reich, wie das osmanische, überhaupt niemals ohne Feinde sein; wen solle es aber wol noch bekämpfen, wenn es mit der Republik Venedig Friede geschlossen habe und mit Spanien in ewiger Freundschaft leben wolle; dann müsse die Pforte geradezu ihre Arsenale schließen, ihre Flotte abtakeln und ihre Armee entlassen [2]).

Dieses sonderbare Raisonnement des Herrn de la Haye verfehlte indessen seine Wirkung. Ahmed-Aga begab sich ohne Verzug nach Madrid, wurde dort auf die ehrenvollste Weise empfangen und erhielt unter Anderm sofort die Eröffnung, daß Niemand geeigneter sei, den Frieden zwischen Venedig und der Pforte zu vermitteln, als der König von

1) Valiero p. 199: „I quali", heißt es da von diesen Juden, „havessero date speranze alla Corona di Spagna d'avantaggi immensi col mezzo del negotio."

2) Daselbst, p. 200: „Che il loro desiderio", bemerkt der Gesandte in Bezug auf die Spanier, „non fosse di pace, ma bensi di spiar occultamente col mezzo de' sagaci ministri lo stato delle cose Ottomane in que' tempi della tenerezza del Rè, per andar poi machinando co' nemici dell' Imperio solamente precipitii e rovine."

Spanien. Eine ähnliche Erklärung war gleichzeitig auch durch den spanischen Gesandten zu Venedig, Marchese della Fuente, an die Signorie selbst und ihren Vertreter zu Madrid, Pietro Bassadonna, ergangen, aber hier wie dort mit leicht begreiflichem Mistrauen aufgenommen worden [1]). Die Signorie instruirte daher ihren Gesandten sogleich dahin, dem Cabinet von Madrid zu wissen zu thun, daß diese türkische Gesandtschaft gar keinen andern Zweck habe, als die Republik durch einen verstellten Waffenstillstand abzuhalten, ferner ihre Truppen nach Candia zu schicken und ihre Schiffe an den Dardanellen kreuzen zu lassen; und daß, da das ganze Friedensgeschäft in die Hände des Bailo gelegt sei, dabei die Vermittelung eines Dritten gar nicht nöthig und statthaft erscheine. Er solle mithin, wenn die Absendung eines Gegengesandten nach Constantinopel nicht mehr zu hindern sei, wenigstens darauf dringen, daß derselbe nur kurze Zeit dort verweile und nicht eher zu irgend einer Verhandlung zugelassen werde, als bis der Friede mit der Republik zu Stande gekommen sein werde [2]).

Diese Vorstellungen Bassadonna's zu Madrid hatten jedoch ebenso wenig Erfolg, wie die Einreden des Herrn de la Haye zu Constantinopel. Zu Anfang des nächsten Jahres, 1650, fand sich wirklich der Ragusaner Allegretti, in Erwiderung auf die Sendung Ahmed-Aga's, zwar nicht mit einem offen anerkannten diplomatischen Charakter bekleidet, aber doch mit den gehörigen Vollmachten versehen, als Unterhändler der Krone Spanien in Constantinopel ein, wo er anfangs sehr leise auftrat und wenig beachtet wurde. Man erfuhr indessen bald, daß seine geheimen Instructionen vorzüglich fünf Punkte beträfen, nämlich 1) daß der zu erwartende spanische Gesandte auf die ehrenvollste Weise (con le forme più decorose) empfangen und ihm der Vorrang vor allen übrigen Vertretern christlicher Könige bei der Pforte

1) Valiero, p. 201: „infine si dichiararono, che il Rè Cattolico sarebbe stato il più potente mezzo d'ogni altro à concluder la pace trà la Porta e i Venetiani.“

2) Daselbst, p. 202.

eingeräumt werden solle; 2) daß dem Könige von Spanien die Oberaufsicht (la sopraintendenza) über alle christliche Kirchen und Orden im osmanischen Reiche zugestanden werde, und zwar mit der ausdrücklichen Ermächtigung, die ersteren in baulichem Zustande zu erhalten; 3) daß die Schlüssel des Heiligen Grabes zu Jerusalem den Griechen entzogen und den Franciskanern zurückgegeben würden; 4) daß dem Könige erlaubt werde, in Albanien und in der Barbarei je 6000 M. für seinen Dienst auszuheben; und 5) daß der Abschluß des Friedens mit der Republik Venedig ganz in die Hände des Königs gelegt werde[1]).

Den letzten Punkt bezeichnete Allegretti selbst gegen den Bailo Soranzo als den Hauptzweck seiner Sendung[2]). Allein er konnte, wie die Dinge nun einmal lagen, damit ebenso wenig zum Ziele gelangen, wie mit seinen übrigen Forderungen. Der Bailo, welcher wohl merkte, daß es mit dieser spanischen Intervention im Grunde nur darauf abgesehen sei, zum größten Nachtheil für Venedig eine directe Handelsverbindung zwischen Spanien und Constantinopel über Ragusa herzustellen, setzte dem unberufenen Eifer des spanischen Bevollmächtigten eine entmuthigende Kälte entgegen, und daß auch Herr de la Haye nichts unterließ, ihn bei der Pforte in eine schiefe und unhaltbare Stellung zu bringen, versteht sich von selbst. Allegretti wurde daher zwar auf ehrenvolle Weise mit ansehnlichen Geschenken für sich und den König, aber, obgleich er es sich, wie es scheint, viel Geld hatte kosten lassen, ohne erwünschtes Resultat entlassen. In einem Schreiben des Sultans, in welchem sich dieser schon „Patrone di Candia“ nannte, an Philipp III. wurde nur ganz im Allgemeinen die Versicherung wohlwollender und freundlicher Gesinnung erneuert und die Sendung eines wirklichen Botschafters verlangt, die aber nie erfolgte[3]).

1) Valiero, p. 234: „Che il negotio della pace della Republica fosse pur collocato nelle mani del Cattolico.“

2) Daselbst p. 233: „Disse che la parte principale dell' istruttione havuta da lui era stata di trattar la pace della republica prima d'ogni cosa.“

3) Daselbst p. 235—238.

Der zweideutige Charakter dieser spanischen Einmischung in die venetianischen Friedensunterhandlungen trat aber nur noch mehr zu Tage, als kurz nach der Entfernung Allegretti's aus Constantinopel in den Gewässern von Candia drei Schiffe unter spanischer Flagge erschienen, welche sich für Kreuzer gegen die Feinde des rechten Glaubens ausgaben, aber nichtsdestoweniger Jagd auf französische und venetianische Transportschiffe machten. Die Signorie beschwerte sich darüber bei dem spanischen Gesandten; allein obgleich dieser jene Schiffe als Corsaren gänzlich desavouiren wollte, so konnte man sich doch in Venedig nicht des Verdachts erwehren, daß der ganze Streich mit der mislungenen Sendung Allegretti's in Verbindung stehe. Dies erbitterte aber die Signorie um so mehr, da sie sich 'nun genöthigt sah, auch noch gegen diese christlichen Freibeuter auf ihrer Hut zu sein [1]).

Nichtsdestoweniger nahmen bald darauf die Beziehungen zwischen dem Cabinet von Madrid und der Signorie von Venedig wieder einen freundlicheren Charakter an. Ahmed-Aga, welcher die Resultate der Sendung Allegretti's in Madrid abgewartet hatte, verließ dasselbe gleich nach seiner Rückkehr bei Nacht und Nebel, ohne sich selbst beim Könige zu verabschieden, angeblich weil er die Verfolgungen der Inquisition gefürchtet habe, in Wahrheit aber wol, weil er nun für seine Forderungen, welche unter Anderm auch darin bestanden, daß Spanien sich verpflichten solle, die Meere der Levante von abendländischen Corsaren, d. h. von Maltesern und Florentinern, rein zu halten, keinen Erfolg mehr erwarten konnte [2]).

Dagegen wußte sich nun der Gesandte der Republik zu Madrid mit dem dortigen Cabinet auf einen so guten Fuß zu setzen, daß sich König Philipp III. nicht nur dazu verstand, die Kosten des Unterhalts von acht venetianischen Kriegs-

1) Valiero, p. 239: „La circonstanza de' freschi maneggi dell' Allegretti e la novità di quell' Insegne (der spanischen Flagge) facean sospettar assai, che questa non fosse opra di qualche concerto segreto."

2) Daselbst p. 281.

schiffen zu übernehmen, welche auch wirklich durch seinen Gesandten zu Venedig, Marchese della Fuente, realisirt wurden, sondern auch der Signorie sein Wohlwollen noch besonders dadurch zu erkennen gab, daß er dem Pietro Bassadonna, als er im Jahre 1652 von seinem Posten abberufen wurde, eine Subsidienzahlung von 100,000 Dukaten bewilligte. Dieselbe wurde im nächsten Jahre, 1653, sogar bis auf 150,000 Dukaten erhöhet und auch im Jahre 1654 erfolgte noch eine Beisteuer von 30,000 Scudi zu der venetianischen Kriegskasse, zu nicht geringem Verdruß des französischen Hofs, welcher der Meinung war, daß diese Liberalität des Cabinets zu Madrid gar keinen andern Zweck haben könne, als die Republik für seine Pläne in Italien zu gewinnen [1]. Und wenigstens hatte dies für die Signorie, welche gar nicht daran denken konnte, sich jetzt tiefer in die italienischen Händel einzulassen, den Vortheil, daß nun auch Cardinal Mazarin, welcher sich große Mühe gab, den Betrag jener spanischen Subsidiengelder genau zu erfahren, sich ihre Gunst durch ähnliche Unterstützungen zu sichern suchte. Bereits im Jahre 1651 bewilligte Frankreich zum Unterhalt von 2000 M. in venetianischen Diensten 60,000 Francs [2]).

Freilich stand eine solche Hülfe, so willkommen sie auch an sich war, mit den jährlich steigenden Kosten dieses langwierigen und alle finanziellen Hülfsquellen erschöpfenden Krieges noch immer in einem argen Misverhältnisse, zumal da von andern Seiten wenig oder nichts zu erlangen war. Der päpstliche Stuhl z. B. zeigte zwar immer den besten Willen zu thätiger Unterstützung dieser gemeinschaftlichen Sache der Christenheit, mußte sich aber, bei der beständigen Leere seiner Kassen, die auch noch durch die italienischen Angelegen-

1) Valiero, p. 297, 307 u. 331: „I Francesi dicevano", heißt es in der ersten Stelle, „ch' era stato dato quel denaro alla Republica, accioche non impedisse l'intraprese sopra Casale, che da' medesimi Spagnuoli fu tentata e esequita di concerto col Duca di Mantova. Queste però erano voce mendicate, perche si sapeva molto bene, che non era in stato la Republica di pensare agli affari d'Italia."

2) Derselbe, p. 308 und vorher 278.

heiten gar sehr in Anspruch genommen wurden, meistens auf eitle Zusagen und unausführbare, zum Theil selbst etwas abenteuerliche Pläne beschränken.

Unter Anderm kam jetzt der vor Zeiten schon einmal, kurz nach dem Verluste der Insel Rhodos, von den Minoriten in Anregung gebrachte Gedanke der Bewaffnung der Klostergeistlichkeit [1]) jetzt zu Gunsten der Republik wieder sehr ernstlich zur Sprache. Ein für den heiligen Krieg begeisterter Klosterbruder, Giovanni Battista da Crema, erschien um diese Zeit, im Jahre 1654, in Rom und erbot sich, aus sämmtlichen Franciscanerklöstern eine ansehnliche Schaar streitbarer Mönche aufzubringen, welche entweder in Candia oder auf der venetianischen Flotte Dienste thun sollten. Der venetianische Gesandte zu Rom, Nicolo Sagredo, ging auf den Plan ein und auch Papst Innocenz X. erklärte sich im Verein mit dem Cardinals-Collegium so weit damit einverstanden, daß er eine solche Aushebung von Franciskanern für den Dienst der Republik Venedig, als eine Sache des Heils, in allen europäischen Provinzen des Ordens gestattete. Nur sollte die Republik sich verpflichten, die Kosten ihres Unterhalts, ihrer Bekleidung und ihrer Einschiffung nach ihrem Bestimmungsort zu bestreiten. Außer Venedig wurden Ancona, Manfredonia, Triest, Messina, Marseille und Toulon zu Sammelplätzen dieser neuen Kreuzfahrer bestimmt. Ein von der Signorie zu ernennender Prälat sollte den Oberbefehl über die ganze heilige Schaar führen, und unter diesem das Contingent jedes Klosters unter seinem eigenen Abte ins Feld rücken [2]).

Das fand aber nicht nur die Signorie bedenklich, weil ein solches Corps, wenn es wirklich die den bedeutenden Kosten entsprechenden Dienste leisten solle, wenigstens unter die

1) Vgl. Bd. II, p. 637 und Bd. III, p. 142.

2) Valiero, p. 321. Der Plan des Franciscaners ging im Wesentlichen darauf hinaus, „che tutta la sua Religione Francescana, amplissima, e si può dire, maggiore di tutte l'altre unite, contribuisse un numero considerabile di Religiosi, che dovessero servire ò in Candia ò sù l'armata."

Befehle von kriegserfahrenen Führern gestellt werden müsse, welche im Stande seien, diese undisciplinirte, aus allen Ländern zusammengeworfene Masse in Ordnung und bei guter Mannszucht zu erhalten, sondern auch der spanische Gesandte zu Rom, der Herzog di Terra Nova, machte in einer sehr langen und gründlichen Auseinandersetzung auf die Gefahren aufmerksam, welche die Ausführung dieses Plans den im osmanischen Reiche geduldeten Franciskanern, vor Allen den Wächtern des Heiligen Grabes, bringen werde. Das Geringste werde sein, daß sie sämmtlich, wo nicht mishandelt, doch aus dem Reiche verbannt werden würden, zum größten Nachtheil der christlichen Religion, deren Erhaltung und Ausbreitung die erste Pflicht sei. Obgleich nun der venetianische Gesandte nicht unterließ, diesen Gründen nicht minder gewichtige Gegengründe entgegenzusetzen, so behielt doch der Herzog di Terra Nova so weit die Oberhand, daß sich jetzt auch im Cardinals-Collegium eine starke Partei gegen den ganzen Plan erklärte, vorzüglich weil man in Erfahrung gebracht hatte, daß die Pforte allerdings schon einen Theil der Heiligen Stätten, namentlich Bethlehem, den Franciscanern entzogen und den schismatischen Griechen überlassen habe. Da hielt es auch die Signorie für klug, die ganze Sache, die ohnehin nicht ohne erhebliche Schwierigkeiten ins Werk zu setzen gewesen wäre, lieber wieder fallen zu lassen [1]).

Desto mehr glaubte sie sich aber berechtigt, bei der
1655 nächsten Papstwahl, gleich zu Anfang des Jahres 1655, darauf bestehen zu müssen, daß sich der Neuerwählte förmlich verpflichte, auf Kosten der Curie im Dienste der Republik, so lange der Krieg dauern werde, ein Truppencorps von 3000 M. Fußvolk zu unterhalten. Alle Cardinäle, welche mit dem venetianischen Adel bekleidet waren, wurden auf das strengste angewiesen, dem aufgestellten Candidaten nur unter dieser Bedingung ihre Stimme zu geben; und so wurde sie auch wirklich in die Wahlcapitulation mit aufgenommen, welche das Conclave dem Cardinal Fabio Chigi vorlegte,

1) Die interessanten Verhandlungen darüber gibt Valiero p. 322—325.

der, nachdem er sie gut geheißen hatte, als Papst Alexander VII. den apostolischen Stuhl bestieg [1]).

Als nun aber nach vollzogener Wahl die venetianischen Gesandten, welche ihm die Glückwünsche der Signorie darbrachten, ihn beim Worte halten wollten und auf die Stellung der 3000 M. drangen, verwies sie Se. Heiligkeit, wie immer, auf den leeren Schatz und die bedenklichen Zustände Italiens. Erst zu Anfang des nächsten Jahres, 1656, als 1656
der venetianische Gesandte bei der Curie, Girolamo Giustiniano, mit seinen Forderungen immer dringender wurde, ließ ihm Alexander VII. durch seinen Vertrauten, den Padre Virgilio Spada, als letztes Auskunftsmittel, die Aufhebung einiger Klöster und die Einziehung ihrer reichen Güter und Einkünfte zum Nutzen der Republik und ihres heiligen Kampfes für die Sache der Christenheit anbieten. Der Heilige Vater hielt diese bedenkliche Maßregel im gegenwärtigen Falle um so mehr für gerechtfertigt, da sie sich zunächst nur auf einige Orden erstrecken sollte, deren Mitglieder durch ihr luxuriöses und ungeordnetes Leben schon vielerlei Anstoß gegeben hatten (alcune Religiosi ricche ma scandalose), wie namentlich die Canonici di S. Spirito und die Padri Crociferi, welche er dadurch zugleich zu besserer Zucht und Ordnung zurückzuführen gedachte.

Selbst im Rathe der Pregadi fand die Maßregel, deren Ausführung übrigens vorzüglich in die Hände des päpstlichen Nuntius zu Venedig, Monsignor Carlo Carafa, Bischof von Aversa, gelegt wurde, einigen Widerstand. Denn sie beraubte die Republik eines ihrer vorzüglichsten Vorrechte, indem nämlich die Canonici di S. Spirito eine von dem päpstlichen Stuhle völlig unabhängige geistliche Brüderschaft waren, welche, unter ihrem eigenen General, nur die Oberhoheit des Rathes der Zehn anerkannte. Allein die Nothwendigkeit überwand am Ende auch diese Rücksicht. Man

1) Derselbe, p. 338: „Dal Conclave fù aggiunto un capitolo à quelli, che si sogliono far leggere al nuovo Pontefice, in virtu del quale doveva esser tenuta la Santità sua di mantener trè mila fanti alla Republica à proprie spese durante la guerra."

fand die entlassenen Klosterbrüder mit einem mäßigen Jahrgeld ab und gewann durch den Verkauf ihrer Güter etwa 1 Million Ducaten für den Schatz [1]).

Jedoch kam der Republik auch dieser Gewinn noch theuer genug zu stehen, wenn man mit in Anschlag bringen will, daß er mit einem der wichtigsten und bedenklichsten Zugeständnisse erkauft werden mußte, welches die Signorie überhaupt dem päpstlichen Stuhle machen konnte, wir meinen mit der Wiederaufnahme der im Jahre 1605 aus den Staaten der Republik verwiesenen Jesuiten.

Papst Alexander VII. hatte gleich anfangs alle und jede Bewilligung von diesem Punkte abhängig gemacht und beharrte, darin namentlich auch von dem Gesandten Frankreichs, welches damals die Sache der Jesuiten überall zu der seinigen gemacht hatte, nachdrücklich unterstützt, mit solcher Hartnäckigkeit darauf, daß von einer ernsten Weigerung gar keine Rede sein konnte, weil man sich eben das Mittel gefallen lassen mußte, so lange der Zweck, die verlangte Unterstützung, eine Nothwendigkeit war. Allein daß man sich in diesem Falle derselben nur mit Widerstreben fügte, beweist am besten die Heftigkeit der Verhandlungen der Pregadi über eine Maßregel, welche z. B. Valiero geradezu für eine der wichtigsten erklärt, welche überhaupt durch diesen Krieg veranlaßt worden sei. Auch suchte man sie wenigstens in ihren Folgen dadurch zu mildern, daß man den Jesuiten den Aufenthalt in dem venetianischen Gebiete vorläufig nur auf drei Jahre gestattete, ihnen ihre Güter nicht zurückgab, sondern sie nöthigte, eins von den aufgelösten Klöstern anzukaufen, und vor Allem ihre Lehranstalten unter den Schutz der größten Öffentlichkeit und die strengste Aufsicht der Staatsbehörde stellte [2]).

1) Valiero, p. 340, 368—371. Die „esaustezza, nella quale havea ritrovate tutte le Camere“ war die vorzüglichste Ausrede, auf welche der Papst immer wieder zurückkam. Dagegen fand er die Aufhebung der Klöster auch als warnendes Beispiel sehr heilsam. Denn „stimava con una tale operatione di dover d'all' hora inanzi tener in freno gli Ecclesiastici, e fare che non traviassero dalle regole delle loro istitutioni.“

2) Derselbe, p. 399—409, gibt auch hier den wesentlichsten In-

Gänzlich erfolglos blieb ein Versuch, auch die reichen Pfründen der höhern Geistlichkeit jenseits der Alpen, namentlich in Deutschland, für die Sache des heiligen Kriegs und zu Gunsten der Republik Venedig in Anspruch zu nehmen, obgleich der päpstliche Nuntius am französischen Hofe, Monsignor de' Bagni, sich mit wahrem Feuereifer dafür verwendete. Er schickte zu diesem Zwecke bereits im Jahre 1654 einen seiner Vertrauten, den Kapuziner Padre Antonio Maria di Raita, an alle deutsche Prälaten und erlegte, um ihnen mit gutem Beispiele vorauszugehen, selbst sogleich 6000 Scudi. Er fand jedoch als Anerkennung seiner lobenswerthen Thätigkeit zwar überall viel schöne Worte, aber nirgends die geringste Lust, sich durch eine Beisteuer um die Sache des Heils verdient zu machen. Der Kapuziner kam mit fast leeren Händen aus Deutschland zurück, wo man allerdings noch viel zu sehr mit den Nachwehen des Dreißigjährigen Kriegs und der fortdauernden Religionsspaltung zu thun hatte, als daß man seine Begeisterung für den Sieg der Herren von San Marco über den Halbmond durch besonders thätige Theilnahme hätte an den Tag legen sollen [1]).

Selbst nach England wandte die Signorie in ihrer Bedrängniß ihre Blicke, obgleich bei den politischen Erschüt-

halt der höchst interessanten Verhandlungen der Pregadi, indem er sagt, daß die ganze Maßregel „può annoverarsi trà le più considerabili novità che cagionava la guerra presente." Der Bescheid des Papstes lautete, so oft er um Hülfe angesprochen wurde, immer dahin: „che prima era necessario disfar la legge del 1605 (wodurch die Jesuiten aus Venedig verwiesen worden waren) e che poi Sua Santità non haverebbe mancato d'assistere con ogni potere alla Republica: che questo era uno de' desiderij maggiori del Papa, e che bisognava renderlo contento." Das päpstliche Breve, wodurch die Jesuiten wieder in Venedig eingeführt wurden, war vom 25. December 1656. Vgl. Daru, T. IV, p. 571 und T. VI, p. 523.

1) Derselbe, p. 331: „La quale (l'opera santa) essendo lodata da tutti, ma da pochi imitata, riuscì finalmente inutile, prevalendo etiandio in questo caso la forza dell' interesse ad ogn' altro eccitamento e di gloria e di pietà. La Cristianità sempre più divisa trà le due fattioni, non solo restava quasi immobile spettatrice de' travagli della Republica, ma obligava la medesima ad applicationi soverchie."

terungen, welche damals dieses Inselreich heimsuchten, und bei der verjährten Eifersucht, womit die Briten auf die sinkende Handelsmacht Venedigs in der Levante herabblickten, von dorther wenig oder nichts zu erwarten war. England mochte sich allerdings mit der Hoffnung schmeicheln, daß der Krieg nur mit dem gänzlichen Verfalle des venetianischen Handels im osmanischen Reiche zu seinen Gunsten endigen werde; auf der andern Seite war ihm aber doch auch die fast beständige Sperre der Dardanellen durch die Venetianer für seinen Handel schon so lästig geworden, daß es die Herstellung des Friedens, welcher ihr ein Ende gemacht hätte, wol nicht ungern gesehen und selbst die Hand dazu geboten haben würde [1]). Allein der Zwiespalt, welcher damals die ganze Nation in zwei große Parteien theilte, lähmte auch ihren politischen Einfluß bei der Pforte. Es ging ja so weit, daß damals zu gleicher Zeit zwei englische Botschafter in Constantinopel existirten, von denen der eine, Sir Thomas Bendish, den König, der andere, Sir Sackville Crow, das Parlament vertrat. Sie lebten natürlich unter sich in beständigen Händeln, welche nicht eher ruhten, als bis dieser von seinem Gegner mit Gewalt nach Smyrna und von da nach England eingeschifft wurde [2]).

Auch trug die Signorie, bei dieser Lage der Dinge, anfangs noch Bedenken, sich mit der jungen Republik, deren bedeutende Macht, namentlich zur See, sie gleichwol vollkommen anerkannte, überhaupt auf ein genaueres Verhältniß
1652 einzulassen, als im Jahre 1652 durch Vermittelung der venetianischen Gesandten zu Paris und Madrid von England aus die ersten Schritte dazu geschahen. Es wurde im Rathe der Pregadi darüber lange hin und her verhandelt. Es wurde damals allerdings sogleich geltend gemacht, daß man sich von der bedeutenden Seemacht Englands in dem gegenwärtigen

1) Valiero, p. 196: „L'istesso ministro Britannico era assai attediato dell' impedimento, che i vascelli Veneti recavano alle navi di mercantia nell' ingresso de' Castelli, acciò non fossero armate con violenza da nemici contra di loro; onde credeva, ... che dovessero finalmente cessar le molestie con la pace."

2) Derselbe, p. 259.

Kriege um so mehr eine nachdrückliche Unterstützung versprechen dürfe, da diese junge Republik ein ganz besonderes Interesse haben müsse, sich durch ein enges, aufrichtiges und dauerndes Freundschaftsbündniß an ihre ältere Schwester anzuschließen, welche seit Jahrhunderten die Achtung der Welt genieße. Dagegen fanden es aber die ernstern und tieferblickenden venetianischen Staatsmänner sehr mislich, sich sofort einer revolutionären Regierung, welche die Freiheit auf so entsetzliche Weise gemisbraucht habe (un Governo tumultuario che con esempio così detestando s'haveva usurpata la liberta), so innig zu verbinden, zumal da ihre Dauer durch nichts verbürgt sei [1]).

Genug, erst nach wiederholten Aufforderungen entschloß man sich endlich dazu, den Gesandten der Republik zu Paris, Michel Morosini, zu beauftragen, daß er seinen Secretär, Lorenzo Paulucci, nach England schicke, um sich dort, unter dem Vorwand, Schiffe und Truppen miethen zu wollen, mit einigen einflußreichen Männern der neuen Regierung in Verkehr zu setzen und ihnen zu erkennen zu geben, daß die Signorie dieser würdigen Nation gern ihre Achtung beweisen und mit ihr in eine durch angemessene Formen gesicherte Freundschaftsverbindung treten würde [2]). Allein die Herren des Parlaments verdroß es, daß Paulucci ohne eigentlichen diplomatischen Charakter mit ihnen unterhandeln wollte; sie gaben ihm erst Gehör, als ihm die Signorie ein förmliches Beglaubigungsschreiben nachgeschickt hatte, welches nun um so freundlicher aufgenommen wurde, da gleichzeitig der bis dahin noch dort zurückgebliebene Re-

1) Derselbe, p. 298, wo die Gründe für und gegen ein Bündniß mit der revolutionären Regierung von England genau angegeben werden. Die meisten Stimmen waren aber doch dafür, „con dire, che la forza di quel Regno era grandissima, perchè consisteva sopra il mare, nel quale si poteva dire, che gl' Inglesi tenessero l'arbitrio.“ Das mußten also damals schon die Venetianer anerkennen.

2) Die Instruction Paulucci's ging dahin, zu erklären, „che la Republica volentieri haverebbe testimoniata la stima, che fa di quella dignissima Natione, e coltivata quell' amicitia con le forme più decorose et aggiustate.“

sident des Königs aus Venedig verwiesen wurde. Die bald darauf erfolgte Beglaubigung des Francesco Giavarina als Vertreters der Signorie bei dem Parlamente war der erste Schritt zu einer innigeren Verbindung zwischen den beiden Republiken [1]).

Einen bestimmteren und fruchtbringenderen Charakter schien diese Verbindung indessen erst gewinnen zu wollen, als Oliver Cromwell im Jahre 1653 dem wüsten Treiben des Parlaments ein Ende gemacht hatte und als Protector an die Spitze der Republik getreten war. Denn dieser sollte sich, wie man wenigstens in Venedig in Erfahrung gebracht haben wollte, sogleich sehr zu Gunsten des langen heldenmüthigen Kampfes der Signorie gegen die Osmanen ausgesprochen haben, welcher unter allen Umständen die Theilnahme und die Unterstützung der ganzen Christenheit verdiene [2]). Die Signorie beeilte sich daher, dem mächtigen Manne zu seiner Erhebung und zu dem mit Holland abgeschlossenen Frieden Glück zu wünschen, und schickte ihm, da diese politische Zuvorkommenheit sehr wohlgefällig aufgenommen worden war, im Jahre 1654 den Giovanni Sagredo als außerordentlichen Gesandten zu, vorzüglich in der Absicht, von dem Protector irgend eine thatsächliche Hülfe an Schiffen oder Truppen zu erlangen. Davon wollte aber Cromwell, welcher übrigens Sagredo auf die ausgezeichnetste Weise empfing, nichts hören. Er entschuldigte sich mit der Neuheit seiner Macht, den Gefahren, welche ein Bruch mit der Pforte dem englischen Levantehandel bringen würde, und der Nothwendigkeit, seine Streitkräfte für seine eigenen Zwecke, namentlich die Befestigung seiner Gewalt, zusammenhalten zu müssen, und entließ daher Sagredo zwar mit Versicherungen von Freundschaft und Wohlwollen für die Signorie, aber sonst völlig unverrichteter Sache [3]).

1) Valiero, p. 300.

2) Daselbst, p. 320 heißt es von Cromwell, „che quest' huomo molto sagace e di gran condotta s'era anche espresso, che la lunga guerra della Republica Veneta meritava il compatimento e i soccorsi di tutti i Cristiani.“

3) Daselbst, p. 321: „La novità del comando, gl' interessi de

Nicht glücklicher war die Signorie in ihren fast unausgesetzten Bemühungen, Kaiser und Reich und die nordischen Mächte, den König von Polen, die Kosaken und endlich selbst den Zar der Moskowiter in ihr Interesse zu ziehen und zu thätiger Hülfe zu bewegen.

Je dringender in dieser Beziehung, vorzüglich nach dem Abschluß des Friedens zu Münster, die Bitten und Vorstellungen der venetianischen Gesandten zu Wien wurden, desto sorgfältiger glaubte nun gerade Kaiser Ferdinand III. in seiner orientalischen Politik bei seinem System strenger Neutralität beharren und Alles vermeiden zu müssen, was ihn jetzt in einen Krieg mit der Pforte verwickeln könne. Noch sei die Ruhe im Reiche keineswegs gesichert, ließ er den Venetianern durch seinen Minister, den Grafen von Trautmannsdorf erklären, noch seien die Schweden auf dem Congresse zu Nürnberg bemüht, neues Unheil anzustiften; wie könne man sich also jetzt auf einen Krieg mit den Türken einlassen wollen, welcher der Republik keinen Nutzen bringen und dem Reiche mindestens jährlich 6 Millionen Ducaten kosten werde; höchstens wolle der Kaiser der Signorie erlauben, in seinen Staaten einige Truppen und Seeleute auszuheben; jedoch müsse auch dies mit großer Vorsicht (con qualche sorte di cautele) und ganz in der Stille (per non dar motivo à rumori) so geschehen, daß die Pforte keinen Anstoß daran nehme. Überdies müsse sich der Kaiser von den Anstrengungen und den schweren Schlägen der letzten Zeiten selbst erst wieder erholen, um im Nothfalle einem solchen Feinde mit gebührender Macht entgegentreten zu können; vorläufig werde er jedoch nicht unterlassen, seinen Gesandten in Constantinopel, Rudolf Schmid, zu beauftragen, dort die Interessen der Republik nach besten Kräften wahrzunehmen [1]).

Und später, im Jahre 1650, wies Graf Trautmanns- 1650

mercanti, gli oggetti, che il Cromvel teneva di cose maggiori per se stesso, non gli permettevano, che s'inoltrasse in altri inpegni, nè che allontanasse quell' armi, che sostenevano la di lui autorità."

1) Daselbst p. 192.

dorf die weitern Behelligungen der Venetianer einmal geradezu durch die, wie sich Valiero ausdrückt, mit „deutscher Offenherzigkeit“ (con ingenuità Alemanna) abgegebene Erklärung zurück, daß, wenn der Kaiser nicht in der Lage wäre, der Republik Gutes zu erzeigen, er doch auch weit entfernt sei, ihr Übles zufügen zu wollen, daß er aber nicht umhin könne, zu berücksichtigen, daß die Fortdauer des candiotischen Krieges das beste Mittel sei, den Krieg von Ungarn fern zu halten und einen ehrenvollen und vortheilhaften Frieden noch möglichst zu verlängern [1]). Diese Erklärung bezog sich namentlich auf den damals von Seiten des Großherzogs von Toscana Ferdinand's II. gemachten Versuch, durch die Vermittelung des kaiserlichen Gesandten in Constantinopel die Niederlassung von 20 florentinischen Handelshäusern zu erlangen, wogegen er sich anheischig machen wollte, den Osmanen einen vortheilhaften Handel in Livorno zu eröffnen und seine Galeeren nicht mehr als Corsaren auslaufen zu lassen. Die Venetianer, welche dadurch nur Schaden gelitten haben würden, baten nun den Kaiser, sich darauf nicht einzulassen, und er gab ihnen um so lieber Gehör, da er durch einen solchen Verkehr auch Neapel und Sicilien für gefährdet hielt [2]).

Dagegen blieben auch die freilich nur sehr schwachen und indirecten Versuche des kaiserlichen Botschafters, den Frieden zwischen Venedig und der Pforte zu vermitteln, ohne alle Wirkung, weil er ebenso wenig, wie der französische Gesandte, ermächtigt war, Candia aufzugeben [3]).

Wie wäre aber, bei der zurückhaltenden Politik des Kaisers, von den übrigen Reichsfürsten etwas zu erlangen gewesen, deren Hülfe die Signorie noch im Jahre 1657 durch

1) Valiero, p. 252, wo die betreffende Erklärung des Grafen von Trautmannsdorf mit folgenden Worten wiedergegeben ist: „che se l'Imperatore non poteva far bene, non era dovere in nessuna maniera far male alla Republica, che con la continuatione della guerra di Candia teneva lontana quella d'Ungheria, e dava modo all' Imperatore d'allungare la pace con avantaggio e con dignità.“

2) Derselbe, p. 252.

3) Derselbe, p. 275—278.

eine an den damals zu Frankfurt versammelten Reichstag abgeschickte Gesandtschaft in Anspruch nahm? — Die Schilderung, welche da der Abgesandte der Republik, Girolamo Giavarina, von den dringenden Gefahren entwarf, von welchen die ganze Christenheit und das Deutsche Reich im besondern durch den Halbmond bedroht sei, rührte diese Fürsten und Herren sehr wenig. Man war bald darüber einig, daß diese Gefahren noch keineswegs so nahe seien, daß man sich deshalb jetzt schon in schwere Kosten stecken solle. Genug, man bewilligte weder Geld noch Truppen und es galt schon für eine ganz besondere Gunst, daß einmal der Herzog von Baiern, kurz nach dem Westphälischen Frieden, einem Theile seiner überflüssigen Soldaten gestattete, in die Dienste der Signorie zu treten [1]).

Endlich führten auch die Verhandlungen mit den nordischen Mächten, von denen man zwar weder Geld noch Truppen wollte, die man aber gern deshalb gewonnen hätte, weil man sie für am geeignetsten hielt, eine günstige Diversion zu machen, zu gar keinem Resultate. Vorzüglich rechnete man in dieser Beziehung auf die Thätigkeit und den guten Willen des mächtigen Kosaken-Hetmans Chmielnicki, zumal seitdem er im Jahre 1650 mit König Casimir von Polen Frieden geschlossen hatte und folglich seine Waffen wieder gegen das osmanische Reich kehren konnte. Auch zeigte er sich, als die Signorie um diese Zeit durch ihren Unterhändler, Alberto Vimina, mit ihm in unmittelbaren Verkehr trat, sehr geneigt, auf ihre Absichten einzugehen, versprach, wenn ihm nur eine angemessene Geldunterstützung zu Theil werden würde, das Schwarze Meer mit seinen Booten in alter Weise zu beunruhigen, und machte Hoffnung, selbst den Tataren-Chan für die Sache der Republik auf seine Seite zu ziehen [2]).

1) Valiero, p. 174 u. p. 422: „Ma poco giovarano queste insinuationi“, heißt es da von den Schilderungen Giavarina's, „perche stimando quei Principi le cose ancor lontane, non volevano impegnarsi in alcun dispendio presente.“

2) Derselbe, p. 252. Von dem Empfange, welcher Vimina von Seiten des Kosaken-Hetmans zu Theil wurde, heißt es hier: „Il Chielmineischi lo accolse con ogni humanità, mostro grandissima

Bald aber offenbarte es sich, daß er ein zweideutiges Spiel treibe. Er brach aufs Neue mit Polen und trat mit der Pforte in Verbindung, welche ihn als ihren Vasallen in Schutz nahm und mit Schwert und Fahne belehnte. Der unterdessen an König Casimir abgeschickte Bevollmächtigte der Signorie, Girolamo Cavazza, welcher gleichfalls beauftragt war, den König und den Reichstag zu einem Waffenbündniß mit der Republik gegen das osmanische Reich einzuladen, bot Alles auf, den Frieden zwischen Polen und dem Kosaken-Hetman wiederherzustellen, und fand auch den König geneigt, auf einen Vergleich einzugehen, welcher Chmielnicki die wesentlichsten Vortheile versprach; allein die Majorität des Reichstags bestand durchaus auf der Entscheidung durch die Waffen und dem Kriege gegen die Kosaken [1]).

Ehe derselbe jedoch zum Ausbruch kam, hatte Cavazza im Jahre 1651 wirklich einen Bundesvertrag zu Stande gebracht, demzufolge sich Polen verpflichtete, die Türken in Gemeinschaft mit der Republik zu Land und zu Wasser, namentlich auch mittels der Kosaken im Schwarzen Meere, zu bekämpfen; dagegen sollte aber die Signorie während der Dauer des Kriegs jährlich 250,000 Dukaten Subsidien zahlen und niemals ohne Wissen und Zustimmung Polens Frieden schließen. Unglücklicherweise scheiterte nun, abgesehen davon, daß man mit den Kosaken noch gar nicht aufs Reine war, die ganze Sache auch an dem leidigen Geldpunkte. Die Signorie wollte sich klug genug erst dann zur Zahlung der Subsidien verstehen, wenn die polnische Armee wirklich gegen die Türken ins Feld gerückt sein würde (solo a tempo, che l'esercito Polacco marchiasse ad assalire effectivamente i Turchi). Die Polen dagegen verlangten, daß das Geld auch dann ausgezahlt werden solle, wenn die Türken

dispositione all' impresa e desiderio d'impiegarvi le sue numerose militie ect."

1) Valiero, p. 253—256. Die Instruction Cavazza's betraf vorzüglich zwei Punkte: „l'uno, che la Republica era risolutissima di proseguire nella guerra con generosa costanza: l'altro, che sarebbe stata prontissima à secondar con ogni mezzo possibile le risolutioni della Polonia à favore della Christianità in universale."

oder die tatarischen Hülfsvölker den Kosaken gegen Polen beistehen würden [1]).

In Venedig kam man daher bald zu der Überzeugung, daß es Polen in Wahrheit gar nicht um den Krieg gegen die Pforte, sondern vielmehr darum zu thun sei, mit venetianischem Gelde desto nachdrücklicher den Kampf gegen die Kosaken wieder aufzunehmen [2]). Obgleich sich nun auch die Signorie noch viel Mühe gab, zwischen Polen und Schweden den Frieden zu vermitteln und zu diesem Zwecke den damals zu Lübeck abgehaltenen Convent mit einem eigenen Bevollmächtigten, Michiel Morosini, beschickte [3]), so ließ sie doch für jetzt das Bündniß mit Polen gänzlich fallen, während man auf der andern Seite zu Warschau um so kälter und zurückhaltender wurde, je mehr man in dem gleich darauf wieder ausbrechenden Kriege gegen die von der Pforte so gut wie gar nicht unterstützten Kosaken vom Waffenglücke begünstigt war.

Cavazza, welcher in Polen zurückgeblieben war, nahm zwar im Jahre 1652 nochmals die Verhandlungen wegen des Einfalls der Kosaken in die osmanischen Küstenländer des Schwarzen Meers wieder auf; allein die Geldforderungen der Kosaken zur Ausrüstung ihrer Schiffe waren so ungemessen und der Einfluß des Königs Casimir auf dieselben blieb auch nach wiederhergestelltem Frieden so schwach, daß Cavazza sich genöthigt sah, Warschau endlich völlig unverrichteter Sache wieder zu verlassen [4]).

Das Einzige, was überhaupt von dieser Seite geschah, war, daß noch im Jahre 1652 ein Schwarm donischer Kosaken 1652

1) Valiero, p. 269.

2) Daselbst, p. 270: „La verità fu, che in Polonia si trattava con qualche doppiezza, perche si pretendeva di cavare denaro per far la guerra vigorosa à Cosacchi senza alcuna intentione d'attacarla co' Turchi.“

3) Daselbst, p. 257.

4) Daselbst, p. 284. Der Palatin des Chmielnicki verlangte anfangs nur 20,000 Thaler, steigerte aber hinterher seine Forderung ins Ungemessene (alterava in eccesso la somma convenuta). „Sconvolto per tanto tutto l'affare, fù data licenza al Cavazza di ritornarsene.“

mit seinen Booten in der Umgegend von Varna landete und dort das Land weit und breit verheerte, was die Pforte allerdings nöthigte, einen Theil ihrer an den Dardanellen liegenden Flotte eiligst nach dem Schwarzen Meere zurückzuziehen [1]).

Dies veranlaßte die Signorie zunächst, sich nun auch um die Freundschaft und die Hülfe des Großfürsten der Moskowiter, Alexei, zu bewerben, unter dessen Botmäßigkeit diese Kosaken standen.

Auch da trug man anfangs noch im Rathe der Pregadi Bedenken, sein Geld nutzlos für eine Verbindung mit diesen so weit entfernten barbarischen Völkern einzusetzen, denen die Venetianer kaum dem Namen nach bekannt seien (que' popoli barbari, che appena haverebbero conosciuto il nome Venetiano). Dagegen wurde aber geltend gemacht, daß man überhaupt nichts unversucht lassen dürfe, um sich gegen einen so mächtigen Feind Hülfe zu schaffen, und daß man sich gerade von dem Zaar der Moskowiter um so mehr versprechen könne, da er — und dieser Punkt wurde auch hier wieder ganz besonders herausgehoben — der einzige Fürst sei, welcher sich zur griechischen Religion bekenne und deshalb von den im osmanischen Reiche überall und so zahlreich verbreiteten Bekennern desselben Glaubens hoch verehrt werde (Principe, che è venerato come l'unico della Religione Greca, della quale è ripieno tutto l'Imperio Ottomano).

Man entschloß sich also doch, eine Botschaft an den Zaar abgehen zu lassen, welche im Jahre 1654 demselben Alberto Vimina anvertraut wurde, welcher die ersten Verhandluugen mit dem Kosaken-Hetman geführt hatte. Er begab sich mit einem reichen Geschenk an Goldstoff (un superbissimo drappo d'oro) für den Zaar und der Vollmacht, den Kosaken eine angemessene Geldunterstützung zu versprechen, durch Liefland nach Moskau, wo er zwar sehr freundlich und ehrenvoll empfangen wurde, in der Hauptsache aber

1) Valiero p. 286. Es waren „alcune saiche di Cosacchi Moscoviti, che abbruggiarono la Terra di Voarna nel mar Maggiore."

nichts erreichte. Der Zaar wollte sich zu nichts verstehen, so lange er noch gegen Polen auf seiner Hut sein müsse [1]).

Erst drei Jahre später, nach dem Seesiege der Venetianer an den Dardanellen, erwiderte Zaar Alexei diese Sendung durch eine förmliche Gesandtschaft, an deren Spitze der Gouverneur von Plescovia, Johann Iwanowitsch stand. Sie wurde, im Ganzen 38 Personen stark, in Venedig mit größter Feierlichkeit empfangen, blieb aber am Ende auch ohne weitere fruchtbringende Folgen. Denn da der Gesandte, unter der Versicherung, daß sein Herr nicht nur die donischen Kosaken gegen das osmanische Reich aufgeboten habe, sondern auch fernerhin seine ganze Macht zum Heile der Christenheit verwenden werde (havrebbe impiegata tutta la sua potenza à sollievo della Christianità), sehr zur Unzeit mit dem Verlangen hervortrat, daß ihm die Signorie zur Führung seiner Kriege mit Polen und Schweden ein Darlehen bewilligen möge, glaubte die Signorie eine solche Zumuthung mit dem Hinweis auf die bedeutenden Ausgaben, welche ihr ihr eigener Krieg schon seit soviel Jahren verursacht habe, höflichst ablehnen zu müssen. Sie beschränkte sich darauf, dem Zaaren ihren besondern Dank für die bewiesene Theilnahme auszusprechen und ihn in seinen guten Vorsätzen zu bestärken, indem sie namentlich bemerklich machte, daß es ihm leicht sein werde, den Großherrn im Herzen seines Reiches zu vernichten. Denn er finde dort eine so große Menge Bekenner seines Glaubens, welche nach Befreiung durch ihn schmachten; und könne wol eine günstigere Gelegenheit dazu gefunden werden, als gerade jetzt, wo der Sultan schon in einen so schweren Krieg mit der Republik verwickelt sei? [2])

1) Valiero, p. 317—320: „Veramente non si ottenne il fine dell' espeditione, mà non riusci senza decoro.“ Und dann p. 366: „Il che fù causa, che le negotiationi del Vimina si fermarono nelle sole ufficiosità senza alcuna conclusione.“

2) Daselbst, p. 429 — 432. In dem schriftlichen Bescheide (ufficio), welcher dem Gesandten ertheilt wurde, forderte man den Zaar förmlich auf „à volger poderosamente l'armi contro il Turco, considerandogli la facilità d'opprimerlo nel cuore de' suoi

Auch diese venetianischen Staatsmänner hielten also damals Rußland noch keineswegs für die gefürchtete Macht, deren überwiegender Einfluß oder dauernde Festsetzung im europäischen Oriente die Ruhe und die politische Wohlfahrt Europas gefährdet hätte. Es galt ihnen im Gegentheil für Beruf des Zaaren, dahin seine Waffen zu kehren, und sie würden kaum Bedenken getragen haben, ihm dabei nach Kräften Vorschub zu leisten, wenn es zum Vortheil der Signorie hätte geschehen mögen. Allein sie sah sich eben, wie von andern Seiten, so auch da, in ihren Erwartungen getäuscht und folglich in die eiserne Nothwendigkeit versetzt, die Last dieses schweren Krieges mit den ihr zu Gebote stehenden verhältnißmäßig geringen Mitteln auch fernerhin noch fast allein zu tragen.

Dies konnte aber natürlich nicht ohne den wesentlichsten Einfluß auf den Charakter und die fernere Entwickelung der Kriegführung selbst bleiben. Man kam, wie es scheint, in Venedig immer mehr zu der Überzeugung, daß das schon halb verlorene Königreich nicht in Candia selbst, sondern vor Allem an den Dardanellen und im Archipel wiedererobert werden müsse, d. h. daß die vorhandenen Streitkräfte vorzugsweise dazu zu verwenden seien, dem Feinde so viel wie möglich die Zufuhr nach der Insel abzuschneiden und seine Mittel durch einen unermüdlichen Seekrieg aufzureiben, ehe er sie dort zu Lande nutzbar machen könne [1]).

Dieses System machte freilich den Krieg gewissermaßen zu einem zwar nicht erfolglosen, aber doch langwierigen und deshalb kostspieligen und erschöpfenden Vertheidigungskriege, bei welchem keine entscheidenden Schläge geführt, keine großen und bleibenden Resultate erzielt werden konnten. Auch

stati, dove troverebbe tanti seguaci del medesimo Rito Greco, che sospirano una si bella risolutione, la quale non poteva incontrare congiuntura più propria, essendo impegnato il Turco nella guerra con la Republica."

1) Valiero, p. 241, bezeichnet die Erschwerung der Zufuhr namentlich nach Canea als den „Punto principale, che era in tutte le lettere del Senato raccommandato alla vigilanza de' suoi Rappresentanti."

fand es in Venedig selbst entschiedene kriegserfahrene Gegner. Als z. B. im Jahre 1654 der Marchese Alessandro dal Borro, einer der tüchtigsten Infanteriegenerale seiner Zeit, in venetianische Dienste trat, machte er sofort auf die Nachtheile einer Kriegführung aufmerksam, welche für den Vertheidigungskrieg viel zu kostspielig sei und für den Angriffskrieg in keinem Falle ausreiche. Er verlangte daher vorzüglich Verstärkung der Landmacht in der Levante, konnte aber, da es an den dazu nöthigen Mitteln fehlte, nicht durchdringen [1]).

Auf der andern Seite war aber auch die Pforte gar nicht in der Lage, den Krieg während der ersten unruhevollen Jahre der minderjährigen Regierung Mohammed's IV., unter den fortwährenden Zuckungen innerer Umwälzungen, welche einen beständigen Wechsel der leitenden Staatsgewalt zur Folge hatten, mit jener Kraft und Energie fortzuführen, welche bedeutende Ergebnisse oder ein baldiges siegreiches Ende hätte herbeiführen müssen. Mangel an ausreichenden Streitkräften zwang namentlich auch den osmanischen Befehlshaber auf Candia, Hussein-Pascha, sich immer mehr auf eine kluge Defensive zu beschränken und auf Erhaltung des bereits Gewonnenen bedacht zu sein, während die besten Kräfte des Reiches in dem meistens unglücklichen Seekriege nutzlos verloren gingen. Dies bedingte vorzugsweise den Gang und Charakter der Kriegsereignisse in den nächsten Jahren.

Am 1. Mai 1649 verließ der Kapudan-Pascha, welcher 1649
für diesen Feldzug mindestens 100 Schiffe verlangt hatte, nur mit 71 Segeln Constantinopel, kam, nachdem er das an den Dardanellen liegende venetianische Geschwader, unter Capitän Riva, durch das Feuer einer auf dem europäischen Ufer aufgepflanzten Batterie zum Rückzuge genöthigt hatte, glücklich durch die Meerenge und erreichte über Metelin und Chios den Hafen von Phocäa (Focchies). Hier griff ihn

1) Valiero, p. 335. Dal Borro misbilligte die bisherige Kriegführung „come forma molto dannosa, mentre e la spesa era maggiore di quella, che comportava una guerra defensiva e non era valevole per maneggiar l'offensiva.“

Riva, der ihm nachgesetzt war, an, nahm einige Barbaresken-schiffe und steckte einige andere in Brand, mußte sich aber, nachdem er der feindlichen Flotte durch sein Feuer noch bedeutenden Schaden zugefügt hatte, bald wieder zurückziehen, weil der vom Lande her wehende starke Wind die Flamme von den brennenden feindlichen Schiffen nach seinem Geschwader trieb. Diesen Umstand benutzte der Kapudan-Pascha, schnell den Hafen wieder zu verlassen und nach Rhodos weiter zu gehen, wo ein ansehnliches Barbareskengeschwader zu ihm stieß, mit dem er vereint, 70 Galeeren und 50 Corsarenschiffe stark, ohne weitere Fährlichkeiten in den Hafen von Canea einlief [1]).

Die Früchte des Schlages bei Phocäa, welcher in Venedig etwas zu voreilig als ein großer Seesieg gefeiert wurde, gingen dadurch freilich zum guten Theile gleich wieder verloren. Denn auch ein Versuch, die feindliche Flotte noch bei der Insel Milo aufzuhalten, mislang. Nun bestand der Kapudan-Pascha, ganz der Ansicht Hussein's zuwider, welcher alle Streitkräfte auf die Eroberung von Candia concentrirt wissen wollte, weil, wie er meinte, der Fall der Hauptstadt auch den Verlust der ganzen Insel nach sich gezogen haben würde, auf einem sofortigen Angriff auf die Hafenfestung Suda. Er wurde mit 40 Galeeren von der Seeseite her unternommen, während die von Canea abgeschickten Truppen den Platz zu Lande berannten. Man fand aber auf beiden Seiten einen heldenmüthigen, verzweifelten Widerstand und hatte noch so gut wie nichts erreicht, als der Kapudan-Pascha selbst in einem der am meisten vorgerückten Bollwerke von einer Kanonenkugel getödtet wurde. Die Bestürzung über diesen Unfall war so groß, daß die Belagerung unverzüglich aufgehoben wurde. Die Schiffe verließen den Hafen und die Truppen zogen sich nach Canea zurück [2]).

Jetzt behielt Hussein-Pascha völlig freie Hand, die Belagerung von Candia wieder aufzunehmen. Er konnte über 30,000 M. meistens frischer Truppen verfügen und

1) Valiero, p. 204—209.
2) Derselbe, p. 209—211.

hatte auch die wegen des längere Zeit rückständigen Soldes gegen ihn auffässigen Janitscharen durch eine volle Zahlung wieder in günstige Stimmung versetzt. Aber der beste Theil des Sommers verging doch, ehe die Laufgräben eröffnet werden konnten. Erst am 7. September begannen die Batterien zu gleicher Zeit gegen die drei Hauptbollwerke San Dimitri, Bethlehem und Santa Maria zu spielen. Aber das Feuer machte wenig Wirkung, und auch die wiederholten Stürme wurden so glücklich abgeschlagen, daß Hussein nur kurze Zeit im Besitze einiger unbedeutender Außenwerke blieb, und sich bereits am 19. October mit einem Verluste von 20,000 M. erst auf seine Linien und dann bald darauf in die Winterquartiere zurückziehen mußte. Leider mußten nur auch die Venetianer diese zweite siegreiche Vertheidigung von Candia mit empfindlichen Verlusten bezahlen. Unter denen, welche ihren Tod auf den Wällen fanden, wurde einer ihrer ausgezeichnetsten Heerführer, der Graf Coloredo, allgemein beklagt [1]).

Auch wollte es den Venetianern nicht gelingen, die Rückkehr der osmanischen Flotte nach Constantinopel zu verhindern, als sie noch vor Ausgang des Jahres den Hafen von Canea wieder verließ, um neue Verstärkungen herbeizuholen. Denn ohne diese konnte Hussein nichts mehr gegen Candia unternehmen. Sie konnten ihm aber nicht sofort gewährt werden, und er erhielt daher von Constantinopel aus Befehl, die Belagerung in eine strenge Blokade zu verwandeln. Zu diesem Zwecke wurde noch während des Winters auf einem der Hügel von Ambrusa, nur etwa 2000 Schritte von Candia, eine ziemlich starke Festung mit 6 Bollwerken erbaut, welche den Namen Nova Candia erhielt und, mit einer Besatzung von mehreren Tausend Mann versehen, vorzüglich darauf berechnet war, die Umgegend zu beherrschen und der Stadt die Zufuhr vom Lande her abzuschneiden [2]).

Natürlich blieb es, während man den Bau dieser Festung nicht hindern konnte, auch im nächsten Jahre,

1) Valiero, p. 217—222.

2) Derselbe, p. 229—231.

1650 1650, die Hauptaufgabe der Signorie, die Rückkehr der osmanischen Flotte nach Canea zu vereiteln. Diese verließ den Hafen von Constantinopel am 5. Mai, fand aber die Dardanellen durch die Venetianer bereits so verschlossen, daß der Kapudan-Pascha die feindlichen Linien nicht mehr zu durchbrechen wagte. Capitän Riva hatte, nachdem er einen glücklichen Angriff auf die Insel Salamis gemacht, von da eine Anzahl Getreideschiffe hinweggeführt, und dann das große Proviantamt zu Volo überfallen und ausgeplündert hatte, dort schon während des Winters eine feste Stellung eingenommen, und nach und nach so viel Schiffe aus Candia und Dalmatien an sich gezogen, daß sein Blokadegeschwader aus 32 Gallionen, 7 Galeeren und 2 Maonen bestand. Der Kapudan-Pascha verlangte also von Constantinopel aus noch bedeutende Verstärkungen, ehe er es wagen wollte, die ganze Flotte in einem kühnen Schlage aufs Spiel zu setzen. Da sie jedoch nicht schnell genug beschafft werden konnten und es ihm auch nicht gelang, sich mit Hülfe der in aller Eile am Lande aufgestellten Batterien durchzuschlagen, so schickte er abermals einen kleinen Theil seiner Truppen mit dem Solde der auf Candia stationirten Janitscharen auf dem Landwege nach dem Kanal von Chios, von wo aus sie auf den bereit liegenden Galeeren der Bege des Archipels, zum großen Ärgerniß des General-Capitäns Mocenigo, glücklich nach Paläokastro, einige Miglien westlich von Candia, gebracht wurden [1]).

Die Venetianer entschädigten sich dafür durch ein glückliches Gefecht mit dem Geschwader der Bege bei der Insel Lemnos, einem Streifzug nach Malvasia, wo sie 17 nach Canea bestimmte Transportschiffe wegnahmen, und — die wichtigste Unternehmung in diesem Jahre — die Wiedereroberung der kleinen Insel S. Teodoro, welche nach kurzem Widerstande in ihre Gewalt fiel. Das schwerste Geschütz wurde sogleich von dort hinweggenommen und nur ein Wachposten von 3 großen Schiffen unter der wiederhergestellten Festung zurückgelassen, welcher den feindlichen

1) Valiero, p. 231, 239, 242 fg.

Schiffen die Einfahrt in den Hafen von Canea erschweren sollte [1]).

Leider wurde jedoch die Freude über diesen Sieg gar sehr durch die Niederlage verbittert, welche ein venetianisches Streifcorps bald darauf in der Gegend von Sittia erlitt. Es sollte die dort bereits angesiedelten Türken wieder zu vertreiben suchen, wurde aber von einem weit überlegenen osmanischen Truppencorps plötzlich überfallen und beinahe gänzlich aufgerieben [2]). Darüber verging das Jahr, ohne daß Hussein, welcher vergeblich auf die verheißenen Verstärkungen wartete, noch irgend etwas unternehmen konnte. Denn die Flotte hatte sich, ohne die Dardanellen zu verlassen, wieder auf Constantinopel zurückgezogen, obgleich Riva seine dortige Station auch schon am 10. October verlassen hatte. Die venetianische Flotte überwinterte dieses Jahr, da ihr bisheriger Standort bei der Insel Standia manche Unbequemlichkeiten darbot, in dem vortrefflich gelegenen und leicht zu vertheidigenden Hafen der Insel Milo [3]).

Das Jahr 1651 begann für Venedig nicht unter den 1651
glücklichsten Auspicien. Obgleich die Signorie auf den Besitz des so wichtigen Postens von S. Teodoro begreiflicherweise ganz besondern Werth legte, so mußte er doch schon jetzt wieder aufgegeben werden, während man sich gleichzeitig in die Nothwendigkeit versetzt sah, auch das am östlichen Ende der Insel gelegene Sittia nun gänzlich zu räumen, beides aus Mangel an den zu ihrer Erhaltung nöthigen Vertheidigungsmitteln. Geschütz und Munition wurden von beiden Orten nach Candia gebracht, die Festungswerke so viel wie möglich dem Boden gleich gemacht und die drei Wachtschiffe von S. Teodoro zurückgezogen [4]).

1) Valiero, p. 240—242 und 244.

2) Derselbe, p. 244.

3) Derselbe, p. 248 und 257.

4) Derselbe, p. 261: „Questa resolutione", heißt es da von der Räumung von S. Teodoro, „non fù sentita in Venetia con contento, mentre si faceva gran capitale di quel posto in faccia alla Canea, oltre che si dubitava, che quei del Regno si fossero maggiormente avviliti per tale abbandono."

Der Hauptgrund dieser verzweifelten Maßregel, deren nachtheiligen moralischen Einfluß auf die Stimmung der eingeborenen Bevölkerung man keineswegs verkannte, lag mit in der Nothwendigkeit, die vorhandenen Streitkräfte, dem einmal angenommenen System der Kriegführung zufolge, bei den Dardanellen und im Archipel zu concentriren. Denn der im vorigen Jahre mislungene Versuch, die Dardanellen zu durchbrechen, war für den neu ernannten Kapudan-Pascha, Hosambegsade Ali, eine um so dringendere Aufforderung, in diesem die Ehre der osmanischen Flagge um jeden Preis zu retten. Ali, ein entschlossener und äußerst thätiger Mann, betrieb den Bau und die Ausrüstung seiner Schiffe — er wurde dabei merkwürdigerweise vorzüglich von dem englischen Gesandten mit Rath und That unterstützt — während des Winters mit so viel Eifer und Umsicht, daß er sich zu Anfang des Sommers an der Spitze einer stattlichen Flotte befand, welche nicht weniger als 73 Galeeren, 6 Maonen, 55 große bewaffnete Schiffe (grosse navi) und eine Menge kleinerer Fahrzeuge zählte [1]).

Am 21. Juni passirte er mit derselben glücklich die Dardanellen. Denn der General-Capitän des Meeres, Mocenigo, welcher im Ganzen nur etwa 60 Schiffe aufgebracht hatte, war um diese Zeit von Candia aus erst bis in den Archipel gelangt, wo er in den ersten Tagen des Juli bei den kleinen Inseln Sykino und Polykandro mit der weit überlegenen feindlichen Armata zusammenstieß. Er zögerte gleichwol keinen Augenblick, den ungleichen Kampf anzunehmen. Er war glücklich und siegreich. Nachdem am Abend des 9. Juli in einem hitzigen Gefecht der Vorhut die osmanischen Schiffe mit bedeutendem Verluste nach der Insel Nio zurückgeworfen worden waren, entspann sich am Morgen des 10. zwischen Paros und Naxos eine äußerst merkwürdige Schlacht, in welcher die Venetianer die Schwäche ihrer Streitkräfte durch Muth, Entschlossenheit und geschicktes Manövriren mit dem glänzendsten Erfolge ersetzten. Etwa 15 osmanische Schiffe, darunter eine der größten Maonen, wurden genommen und

1) Valiero, p. 262.

zum Theil sofort in Brand gesteckt. Die Zahl der Gefangenen belief sich auf 500; noch bei weitem höher wurde der Verlust der Osmanen an Todten und Verwundeten geschätzt, zumal da auf ihren Schiffen auch 10,000 M. Landtruppen waren, die nach Candia gebracht werden sollten. Unter den Todten befand sich der Beglerbeg von Anatoli, Mehemet-Pascha, unter den schwer Verwundeten der Kiaja des Kapudan-Pascha und unter den Gefangenen ein venetianischer Renegat, welcher durch seine ausgezeichneten Kenntnisse und Erfahrungen im Seewesen der Pforte bei der Herstellung ihrer Flotte die wesentlichsten Dienste geleistet hatte und jetzt zum Pascha von Morea designirt war. Gefesselt nach Venedig geschickt, wurde er dort ohne weiteres, jedoch im Geheimen, hingerichtet.

Der Kapudan-Pascha hatte sich nach der Schlacht mit dem Reste der Flotte in eiliger Flucht zuerst unter die Kanonen des Forts der Insel Stanchio, und dann nach Rhodos zurückgezogen, wo er seinem Unmuthe über solches Misgeschick durch die Hinrichtung seines Bruders und vier seiner Capitäne Luft machte; sein eigener Sohn entging nur durch die Flucht gleichem Schicksale. Erst etwas später schlich er sich von hier mit 46 Galeeren glücklich nach Canea durch, um den dortigen Truppen wenigstens den längst erwarteten Sold zu überbringen [1]).

Die venetianische Flotte, welche den Sieg gleichfalls mit schweren Verlusten und bedeutenden Havarien erkauft, hatte sich unterdessen nach Standia zurückgezogen, wo ihr kurz darauf der an Mocenigo's Stelle zum General-Capitän des Meeres ernannte Leonardo Foscolo, derselbe, den wir schon durch seine siegreichen Feldzüge in Dalmatien kennen gelernt haben, eine willkommene Verstärkung von 10 Galeeren zuführte. Er unternahm sogleich, noch vor Ausgang des Jahres, im Verein mit dem päpstlichen und dem maltesischen Geschwader, welches gleichzeitig zu ihm gestoßen war, einen Streifzug nach dem Archipel, brandschatzte hier namentlich die Inseln Samos, Stanchio und Lero, und kehrte dann nach

1) Valiero, p. 265—268 und 274.

Candia zurück, wo er überwinterte. „So vergingen", meint Valiero, indem er einen Blick auf die Resultate dieses Feldzugs wirft, „die Jahre durch die Standhaftigkeit der Republik, sowie durch die Tapferkeit und Umsicht ihrer Feldherren zwar ruhmreich, aber Candia schmachtete unter dem Drucke der Feinde, und Blut und Schätze gingen unter Siegen nutzlos verloren" [1]).

Und so mußte sich dieser aufreibende Krieg ohne entscheidende Erfolge auch noch durch die nächsten Jahre hindurchschleppen, weil es beiden Theilen an Mitteln fehlte, große Schläge zu führen, welche sein Ende beschleunigt hätten. Es war die Zeit, wo der redliche Großwesir Melek-Ahmed den leeren Schatz durch seine zwar wohlgemeinten, aber nichtsdestoweniger verkehrten und deshalb erfolglosen Finanzmaßregeln zu füllen gedachte, die wir bereits kennen gelernt haben: jene unmäßige Besteuerung der Lehengüter, jenes unter den Schutz gesetzlicher Formen gestellte heillose System der Bestechung und des Ämterverkaufs, die unerhörte Schmälerung der Einkünfte der Wesire, die Einziehung der Pensions- und Gnadengelder, und endlich das leidige Auskunftsmittel der Münzverschlechterung. Dadurch konnte ebenso wenig den Bedürfnissen dieses aufzehrenden Krieges und des täglich steigenden Luxus des Harems und des Serai genügt werden, wie durch das weise Sparsystem und die Besteuerung der Reichsämter und der Statthalterschaften, wodurch der Großwesir Ahmed Tarchundschi im Jahre 1652 der Noth des Schatzes ein Ende zu machen hoffte. Das Deficit belief sich im Jahre 1653 dennoch auf die enorme Summe von fast 169 Millionen Aspern, und das Schlimmste war, daß Niemand zu helfen wußte, und gerade diese verfehlten Finanzmaßregeln, welche die Interessen so vieler Einzelner beeinträchtigten, so recht dazu gemacht waren, Misvergnügen zu erregen und dem Geiste des Aufruhrs und der Parteiung,

1) Valiero, p. 274 und 282: „Così andavano passando gli anni, bensì con gloria della Republica per la sua costanza, per il valore e prudenza de' suoi Comandanti, ma il Regno restava oppresso, e il sangue e i Tesori si dissipavano tra le vittorie."

welcher sich schon bis in das Innerste des Harems hinein verloren hatte, immer neue Nahrung zu geben [1]).

Nur wenige Wochen nach der Niederlage des Kapudan-Pascha bei Naxos, am 21. August 1651, kam es in Con- 1651
stantinopel wegen des schlechten Geldes, welches Melek-Ahmed in Belgrad, Bosnien und Albanien hatte schlagen lassen und auf den Märkten der Hauptstadt mit Gewalt in Umlauf setzen wollte, zu einem entsetzlichen Aufstande der Zünfte und Kaufleute, wie man ihn in ähnlicher Weise noch nie erlebt hatte, und der nur durch die Entsetzung des unglücklichen Großwesirs einigermaßen gestillt werden konnte. Dann brach gleich darauf im Harem selbst der Sturm los, welcher, längst durch die dort feindlich gegen einander stehenden Parteien der alten und der jungen Valide, der Großmutter und der Mutter des Sultans, heraufbeschworen, gegen das Haupt der ersteren gerichtet war. Sie hatte die Janitscharen auf ihrer Seite und glaubte sich mit ihrer Hülfe retten zu können; allein dieses Mal war die Partei der jüngeren Valide, Tarchan, welche den neu ernannten Großwesir für sich gewonnen hatte, die stärkere. An ihrer Spitze stand der Oberst-hofmeister des Sultans, der schwarze Verschnittene Suleiman. Noch ehe ihr die Janitscharen zu Hülfe eilen konnten, erlag die alte Valide in einem künstlich hervorgerufenen Aufruhr der Verschnittenen und Pagen des Serai am 2. September ihrem entsetzlichen Geschick. Aus ihren Gemächern herausgerissen, wurde sie, nachdem ihre treuesten Diener von den Mördern niedergestoßen worden waren, durch die fürchterlichsten Qualen der Erdrosselung ums Leben gebracht.

Natürlich wollte sich nun wenigstens ein Theil der Janitscharen zum Rächer der hingemordeten Valide aufwerfen. Allein die siegreiche Partei des Serai behielt dieses Mal dadurch die Oberhand, daß sie unter dem Vorwande, der Thron des Sultans selbst schwebe in Gefahr, alle treue Moslemim als seine rechtmäßigen Vertheidiger um die Fahne des Pro-

1) Vergl. den genauern Nachweis über die damaligen Finanzzustände des Reiches: Bd. III, S. 786 fg.

pheten schaarte und zu den Waffen rief. Das brach den Muth und den Widerstand der noch in der Mittelmoschee versammelten Janitscharen und der mit ihnen vereinten Ulemas. Der nunmehr allmächtige Anstifter des Aufstandes gegen die Valide, der bald darauf zum Kislaraga ernannte schwarze Verschnittene Suleiman, setzte es an der Spitze der neuen Haremsregierung durch, daß die Agas der aufsässigen Janitscharen erst entsetzt und dann in die Verbannung geschickt oder hingerichtet wurden.

Gleiches Schicksal traf nach und nach auch alle übrigen Gegner der herrschenden Partei in Masse, namentlich den Mufti Asis, der es unklugerweise mit den Janitscharen gehalten hatte, und endlich selbst den Großwesir Siawusch, welcher dem eigentlichen Machthaber durch die Unabhängigkeit seines Charakers und seines Waltens lästig wurde. Er mußte nach Malghara, dem gewöhnlichen Verbannungsort der Großwesirs, ins Exil gehen, und der schwache Gurdschi-Mohammed, ein 92jähriger Greis, erhielt als Spielball der Launen des Serai das Reichssiegel. Denn noch war die Zeit nicht gekommen, wo man es in die Hände des energischen Mohammed Köprili zu legen gewagt hätte, welcher damals schon als einer der Würdigsten genannt wurde, aber allein dafür mit der Verweisung nach Giustendil büßen mußte. Verbannungen und Hinrichtungen blieben, zugleich als vortreffliche Finanzmaßregeln, überhaupt auch während des unglückseligen Regiments Gurdschi's die vorzüglichsten Staatsmaximen [1]).

Zum Kapudan-Pascha wurde an Ali's Stelle, welcher, seines Schicksals gewiß, nach dem Unfalle bei Naxos gar nicht nach Constantinopel zurückzukehren wagte, Derwisch-Mohammed-Pascha ernannt, ein schwacher Mann, welcher seiner Aufgabe nicht gewachsen war (huomo creduto più tosto pacifico e di poca stima), zumal da ihm zur Herstellung seiner Flotte nicht die nöthigen Geldmittel gewährt

1) Sehr weitläufig, mit allen Nebenumständen werden diese Dinge nach Naima und andern osmanischen Quellen von Hammer O. G., Bd. V, S. 535—557, erzählt. Valiero gibt p. 271—274 eine gute Übersicht.

werden konnten, ein Übelstand, der ihn sehr bald mit dem Großwesir in sehr schlimme Händel verwickelte.

Während aber in Constantinopel unter den Zuckungen dieser widerlichen Parteikämpfe die Finanznoth in steigender Bewegung blieb, hatte man in diesem Punkte auch in Venedig fortwährend mit den peinlichsten Schwierigkeiten zu kämpfen. Konnte doch selbst Foscolo nicht einmal den Ansprüchen seiner Capitäne in Bezug auf regelmäßige Soldzahlungen gerecht werden, sodaß sie schon schwierig wurden und namentlich den beschwerlichen Dienst an den Dardanellen verweigerten, weil sie ihre Schiffe nicht für nichts dem vernichtenden Feuer der feindlichen Batterien am Kanal aussetzen wollten. Er konnte sie kaum dahin bringen, daß sie sich bis in die Nähe der Insel Tenedos wagten, wo sie hin und her lavirten, ohne die ihnen angewiesene feste Stellung an der Mündung des Kanals einzunehmen [1]).

Es mußten also auch in Venedig neue finanzielle Hülfsquellen eröffnet werden. Das ganze Festland wurde mit einer neuen Vermögenssteuer belegt, welche, so drückend sie immer war, willig getragen wurde und eine bedeutende Summe (gran somma d'oro) in den Schatz fließen ließ. Sie sollte ein einziges Mal als außerordentliche Aushülfe erhoben werden. Allein die Fortdauer des Krieges machte ihre öftere Wiederholung nothwendig. Die Inseln Corfu, Zante und Cephalonia lieferten einen freiwilligen Beitrag zu der Kriegskasse der Republik; und um das Staatsvermögen überhaupt mehr zusammenzuhalten, wurden die alten etwas in Vergessenheit gekommenen Luxusgesetze wieder in Erinnerung gebracht und ansehnlich verschärft [2]).

1) Valiero, p. 283: „S'incontravano ne' Capitani infiniti difficoltà, perche si dolevano di non esser sodisfatti con puntualità, e più di tutto dicevano di haver obligo di combattere in mare, e non in terra; e che in quel canale andavano à disfar certamente i loro vascelli in riguardo delle batterie nemiche, ne altro si potè ottenere, se non che si portassero sino al Tenedo, e volteggiassero in quell' acque, senza maggiormente inoltrarsi nello stretto."

2) Derselbe, p. 246, 279.

Sobald Foscolo dadurch in den Stand gesetzt war, seine Capitäne zu befriedigen, begann er seine Operationen,
1652 welche in diesem wie im nächsten Jahre, 1652 und 1653, keine bedeutenden Ergebnisse lieferten. Während sich, nach empfangener Soldzahlung, Capitän Barbaro endlich dazu verstand, die Dardanellen mit 18 Galeeren zu blokiren, griff Foscolo selbst die Insel Chios an und brandschatzte sie, wurde aber durch einen Sturm nach Candia zurückgeworfen, welches er nur wieder verließ, um den Kapudan-Pascha, welcher Constantinopel am 5. Juli mit 40 Galeeren und 4 Maonen verlassen hatte, von der Insel Tine zu vertreiben. Denn obgleich dieser nicht gewagt hatte, die feindlichen Linien an den Dardanellen durch einen entschlossenen Angriff zu sprengen, so war er doch mit 8 Galeeren der Wachsamkeit der Venetianer entgangen, und hatte eine Landung auf der genannten der Signorie gehörigen Insel versucht. Das bloße Erscheinen Foscolo's reichte aber schon hin, ihn mit Verlust eines Corsarenschiffes zum schleunigen Rückzug nach Rhodos zu bewegen [1]).

Sonst geschah in diesem Jahre, abgesehen von einigen kleinen Plänkeleien im Archipel und bei den ionischen Inseln, zur See so gut wie gar nichts mehr; und auch auf Candia beschränkte sich, da beide Theile vergebens auf die nöthigen Verstärkungen warteten, und überdies auf Seiten der Venetianer ein heilloser Zwiespalt unter den Heerführern jede größere Unternehmung wesentlich beeinträchtigte, der ganze Feldzug darauf, daß Foscolo der Festung Suda einige Verstärkungen zuführte und sich des Küstenschlosses Armyro, zwischen Canea und Rethimo bemächtigte. Es mußte aber, da man gar nicht einmal die Mittel hatte, es längere Zeit zu halten, sogleich wieder verlassen und dem Boden gleich gemacht werden [2]).

1) Valiero, p. 282, 285, 287.

2) Derselbe, p. 289: „In tanto nè i Turchi, nè i Veneti facevano in Candia alcun tentativo, mancando à gli uni et à gli altri i mezzi per interprendere cosa alcuna.“ Dann über Suda und Armyro p. 295. Die beständige Uneinigkeit unter den nach Candia geschickten Generalen beklagt Valiero, p. 297, als ein fast unheil-

Ebenso lau und erfolglos verlief der Feldzug des Jahres 1653. Der Kapudan-Pascha war dieses Mal mit seiner 1653
ganzen Flotte glücklich durch die Dardanellen nach Rhodos gelangt; allein die Schlacht, die ihm hier Foscolo anbot, nahm er nicht an, sondern blieb ruhig im Hafen liegen, bis ihm ein günstiger Augenblick, wo sich die feindliche Flotte zurückgezogen hatte, um auf den benachbarten Inseln Wasser einzunehmen, gestattete, mit 60 Galeeren in aller Stille (furtivamente) nach Canea auszulaufen. Kaum dort angelangt, nahm er die kleine, nur schwach vertheidigte Küstenfestung Selino, an der Südseite der Insel, und erweiterte aufs Neue die von den Venetianern verlassenen und nun wiederhergestellten Festungswerke von San Teodoro. Foscolo suchte dafür durch einen abermaligen Angriff auf Malvasia einigen Ersatz. Es gelang ihm auch sich des Castells zu bemächtigen; allein da er dabei schwere Verluste erlitten hatte, konnte er sich dort nicht halten, sodaß der ganze Gewinn der Unternehmung, in weiter nichts bestand, als daß er das Geschütz mit hinwegnahm. Er ging hierauf ohne weiteres nach Candia zurück, während der Kapudan-Pascha mit seiner Flotte bei Chios überwinterte [1]).

Wie gern hätte aber die Signorie diesen nutzlosen Vertheidigungskrieg endlich in einen erfolgreichen Angriffskrieg verwandelt, wenn ihr dazu nur die nöthigen Mittel zu Gebote gestanden hätten! Denn ihre Ohnmacht wirkte auch mit jedem Jahre um so nachtheiliger auf die Stimmung und die Haltung der Eingeborenen. Namentlich entwickelte in dieser Beziehung die ihr so feindselige griechische Geistlichkeit eine ebenso verhängnißvolle als erfolgreiche Thätigkeit. Ein griechischer Priester aus Canea wußte um diese Zeit Hussein-Pascha einzureden, daß es gar kein besseres Mittel gäbe, sich die Herzen der eingeborenen Bevölkerung zu gewinnen, als wenn die Pforte sich dazu verstehen wolle, der Insel,

bares Übel: „E se bene il Senato eccitava continuamente tutti i Rappresentanti all unione degli animi, il male s'è riconosciuto senza rimedio."

1) Valiero, p. 303—306.

dem System der Venetianer zuwider, welches nur die gänzliche Austilgung der griechischen Religion zum Zwecke habe, ihren eigenen Metropoliten mit einer angemessenen Anzahl von Bischöfen zu bewilligen. Hussein ging darauf ohne weiteres ein, berichtete darüber nach Constantinopel und fand auch hier die Pforte so willfährig, daß sie sofort dem Patriarchen den Befehl ertheilte, für Candia einen Erzbischof und sieben Bischöfe zu ernennen. Der erste so auf Betrieb der Pforte eingesetzte Metropolit von Candia war der Anstifter dieses Streiches, Namens Tatelaro, und die Wahl seiner sieben Suffraganen wurde ihm selbst überlassen [1]).

Sollte also nicht geradezu Alles verloren gehen, so mußte der Krieg mit mehr Energie als bisher geführt werden. Die Signorie legte dabei noch immer das meiste Gewicht auf die Schließung der Dardanellen und instruirte daher Foscolo
1654 auch für das nächste Jahr (1654) dahin, daß er dazu vor Allem seine besten Streitkräfte verwende [2]). Einer seiner ausgezeichnetsten Capitäne, Giuseppe Delfino, erhielt für dieses Jahr den Oberbefehl über das so viel wie möglich verstärkte Blokadegeschwader. Er kam aber bald dadurch in eine verzweifelte Lage, daß ihn die Bege des Archipel mit ihrem aus 22 Galeeren bestehenden Geschwader von Tenedos aus im Rücken bedroheten, während der Kapudan-Pascha Murad, welcher Constantinopel am 11. Juni mit 42 Galeeren, 7 Maonen und 24 bewaffneten Schiffen verlassen hatte, dieses Mal die feindliche Linie um jeden Preis durchbrechen wollte. Ein heißer Kampf war also nicht zu vermeiden. Delfino nahm ihn mit Heldenmuth an, konnte aber, von der Übermacht der Feinde erdrückt, nicht siegreich daraus hervorgehen. In der sechsstündigen mörderischen Schlacht wurden seine besten und größten Schiffe entweder in Brand geschossen oder in den Grund gebohrt; an Todten verlor er etwa 3000 M., unter denen sich eine Anzahl der

1) Valiero, p. 310—312.

2) Derselbe, p. 312: „Il senato mandava risoluti ordini al Capitan Generale, accioche restasse vigorosamente chiusa la bocca de' Dardanelli ect.“

bewährtesten Schiffsführer, z. B. der Capitän des Golfes Francesco Morosini, befanden. Noch höher sollen sich freilich die Verluste der Osmanen belaufen haben, welchen vier ihrer größten Schiffe verbrannt, in den Grund geschossen oder ans Ufer getrieben wurden. Aber Murad hatte doch seinen Hauptzweck erreicht. Er verließ die Dardanellen, während Delfino mit dem Rest seines Geschwaders zu der Flotte des General-Capitäns stieß, welche bei der Insel Milo lag [1]).

Hier trafen zwar beide Flotten nochmals aufeinander, sie wechselten aber nur wenige Schüsse aus der Ferne, worauf der Kapudan-Pascha noch einen Streifzug durch den Archipel machte, ohne in Candia zu landen, und dann über Rhodos, Chios und Smyrna nach Constantinopel zurückkehrte, wo er am 1. November mit 6 erbeuteten Schiffen und 500 Gefangenen — damals ein seltenes Schauspiel — seinen triumphirenden Einzug hielt. Die Venetianer waren um dieselbe Zeit, unter dem Befehle des Leonardo Mocenigo, welcher Foscolo ersetzt hatte, aber kurz darauf mit Tode abging, über Cerigo nach Candia zurückgekehrt [2]).

Von da aus eröffnete Francesco Morosini, welcher nach Mocenigo's Ableben als Provveditore der Flotte den Oberbefehl übernommen hatte, den Feldzug des nächsten
Jahres, 1655, mit einem Angriff auf die Insel Ägina und 1655
dann die Küstenfestung Volo. Beide wurden nach kurzem Widerstande genommen. Von Ägina wurden 300 Griechen und 40 Türken als Ruderknechte auf die Galeeren gebracht, während man die kleine dort befindliche Festung, welche wegen ihrer ungünstigen Lage schwer zu halten war, dem Boden gleich machte. Ebenso wurden von Volo nur die 20 bronzenen und 7 eisernen Kanonen, sowie die ungemein reichen in 27 Magazinen vertheilten Vorräthe von Proviant, namentlich Schiffszwieback, nach den Schiffen gebracht und dann Stadt und Festung in Brand gesteckt. Gleich darauf unterwarfen sich den Venetianern auch noch die drei kleinen

1) Valiero, p. 313—316.

2) Derselbe, p. 325—330.

Inseln Skiathos, Skopelos und Chelidromi, welche indessen, gegen das Versprechen einer bestimmten jährlichen Abgabe an Geld und Getreide, nicht weiter belästigt wurden und ihre völlige Freiheit behielten [1]).

Durch diesen glücklichen Anfang des Feldzuges ermuthigt, beschloß Morosini nun sogleich, die Niederlage vom vorigen Jahre durch einen entscheidenden Schlag an den Dardanellen zu rächen. Er lief also mit seiner ganzen Flotte, 27 großen Schiffen, 24 Galeeren, 6 Galeazzen und einer Menge kleinerer Fahrzeuge, zu denen bald darauf noch 7 maltesische Galeeren hinzukamen, in den Kanal ein, sah sich jedoch veranlaßt, denselben mit einem Geschwader von 25 Galeeren und 4 Galeazzen, unter seinem eigenen Befehle, sofort wieder zu verlassen, um gegen Napoli di Romania und Malvasia hin zu kreuzen, wo angeblich feindliche Truppen nach Candia eingeschifft werden sollten. Kaum hatte er sich aber dahin auf den Weg gemacht, als auch der Kapudan-Pascha mit 50 Galeeren, 8 Maonen, 30 großen bewaffneten Schiffen und 40 Galeotten bei den Dardanellenschlössern erschien und sich, obgleich nicht ohne erhebliche Verluste — er verlor 9 große Schiffe und außer den Todten 360 Gefangene — durch das venetianische Blokadegeschwader, unter den Befehlen des Lazaro Mocenigo und Antonio Barbaro, hindurchschlug. Ohne weitere Schwierigkeiten erreichte er hierauf den Hafen der Insel Metelin, wo er die größeren Schiffe zurückließ und eben im Begriff war, mit den leichteren Fahrzeugen nach Candia weiter zu gehen, als er erfuhr, daß Morosini, welcher ihm bei der Insel Cerigo auflauern wollte und hier durch die päpstlichen Galeeren, unter den Befehlen des Priors Lamellino, verstärkt worden war, bereits Malvasia angegriffen habe.

Auf die Erhaltung dieses Platzes wurde aber in Constantinopel um so größeres Gewicht gelegt, weil ihn seine Nähe und seine bequeme Lage gewissermaßen zur Hauptniederlage für die nach Canea bestimmte Zufuhr gemacht hatte. Anstatt also seine Fahrt nach Candia fortzusetzen, wandte sich

1) Valiero, p. 346 — 348.

der Kapudan-Pascha mit 45 Galeeren sogleich dahin und griff den von den Venetianern errichteten Brückenkopf von der Seeseite zu derselben Zeit an, wo 8000 Türken mit 4 Geschützen vom Lande her zum Entsatz herbeieilten. So in die Enge getrieben, konnte sich Morosini dort nicht länger halten. Er schiffte also, ehe er noch bedeutendere Verluste erlitten hatte, seine Truppen schnell wieder ein und suchte sich durch einen Streifzug nach dem Golf von Athen zu entschädigen, wo er die reichen Proviantmagazine von Megara überfiel und, soweit sie nicht von den Türken selbst bei Annäherung des venetianischen Geschwaders in Brand gesteckt worden waren, völlig ausplünderte. Damit endete der Feldzug dieses Jahres. Morosini trat gleich darauf den Oberbefehl der Flotte an den zum General-Capitän des Meeres ernannten Lorenzo Marcello ab und ging an der Stelle des Andrea Cornaro als Befehlshaber der Landmacht nach Candia [1]).

Hier war sowol in diesem wie im vorigen Jahre so gut wie gar nichts geschehen. Hussein-Pascha mußte, da die Zufuhr an frischen Truppen gänzlich ausblieb, sich darauf beschränken, die Hauptstadt Candia von Nova Candia aus zu beobachten, und die Venetianer konnten es aus gleichen Gründen nicht wagen, ihn dort oder im offenen Felde anzugreifen [2]).

In Constantinopel, wo dieser laue und unbefriedigende Fortgang des Krieges von fortwährenden Erschütterungen, Soldatenaufständen, massenhaften Hinrichtungen, der peinlichsten Finanznoth und einem unaufhörlichen Wechsel der Gewalthaber begleitet war — fünf Großwesire, Tarchundschi-Ahmed-Pascha, Derwisch-Mohammed-Pascha, Ipschir-Mustafa-Pascha, Murad-Pascha und Suleiman-Pascha, folgten einander innerhalb zwei Jahren —, erhob sich nun freilich auch eine

1) Diese Ereignisse zur See vom J. 1655 erzählt Valiero weitläufig p. 349, 356—358 und 362—364.

2) Valiero, p. 364: „Le occasioni de' cimenti", heißt es da von der damaligen Stellung der beiden kriegführenden Mächte auf Candia, „non furono di molta consideratione non essendo i Veneti in stato di poter assalire l'inimico in Campagna, nè questo di poter investire la Città benissimo presidiata e munita."

starke Partei gegen Hussein, welche ihm die Schuld an dem geringen Erfolge der osmanischen Waffen auf Candia und namentlich sein eigenmächtiges Walten dort zur Last legen wollte. Allein er hatte sich die Gunst der einflußreichen Rathgeber der Sultanin Valide noch so weit zu erhalten gewußt, daß sie bei dem entsetzlichen Janitscharentumulte, welcher im
1656 Februar 1656 zum Ausbruch kam und innerhalb drei Tagen das Reichssiegel in vier verschiedene Hände brachte, am Ende ihn als denjenigen bezeichneten, welcher allein im Stande sei, das Reich zu retten. Er war jedoch zu klug, als daß er dem an ihn ergangenen Rufe gefolgt wäre. Denn ehe er an ihn gelangt war, waren die mit Blut befleckten Zügel der Regierung schon wieder in andere Hände übergegangen. Wie groß konnte auch wol da der Reiz der Herrschaft sein, wo das bis zum Äußersten getriebene Gewaltsystem des Mordes und der Verbannung fast noch das einzige Mittel zu sein schien, sich in derselben zu erhalten und das Grundübel der Reichsverwaltung, die erschreckliche Finanznoth, wenigstens einigermaßen zu heben? — Es soll damals dem Schatze mehr wie 6 Millionen Goldes eingebracht haben, ein entsetzliches Reizmittel, um dem durch den Widerstand der Janitscharen schon sattsam zur Racheluft entflammten Geist des jungen Sultans das Wohlgefallen an solchen Regierungsmaßregeln immer tiefer einzupflanzen [1]).

Fast Erstaunen aber muß es erregen, daß unter dem beständigen Fieberparoxismus innerer Umwälzungen überhaupt noch so viel Kraft vorhanden war, daß der Krieg mit Venedig, wo nicht mit glücklichem Erfolge, doch mit unverwüst-

1) Die aufrührerischen Bewegungen, welche während der Jahre 1654 bis 1656 Constantinopel beständig mit Blut und Entsetzen erfüllten, sind mit allen ihren ergreifenden und empörenden Einzelnheiten genau nach den osmanischen Quellen erzählt von Hammer, O. G., Bd. V, S. 602 fg. „Haveano in tanto", sagt Valiero p. 376 darüber, „quelle turbolenze reso un gran servitio al Casnà Regio, mentre vi entrarono più di sei millioni. Il che osservato dal Rè, vedendo egli che dal sangue nasce oro, ogni giorno diveniva più fiero e più crudele e faceva usar tutte le diligenze per ritrovar gli nascosti."

licher Hartnäckigkeit fortgeführt werden konnte. Am 26. Juni 1656 passirte der neuernannte Kapudan-Pascha, Kenaan-Pascha, ein im Seewesen völlig unerfahrener Mann, welcher nur wider Willen und auf ausdrücklichen Befehl des Sultans diese schwere Last übernommen hatte, an der Spitze von einer stattlichen, aus 28 großen Schiffen, 35 Galeeren, 9 Maonen und 22 leichteren Fahrzeugen bestehenden Flotte, abermals ohne Hinderniß die Dardanellen. Das venetianische Blokadegeschwader hatte damals den Kanal noch nicht erreicht. Sobald aber der eben erst eingetroffene Befehlshaber, Marco Bembo, die feindliche Flotte in einer unvortheilhaften Stellung noch ruhig am asiatischen Ufer liegen sah, sammelte er schnell seine Schiffe und griff sie, vom Winde begünstiget, mit ebenso viel Geschick als Entschlossenheit an. 1656

Sofort entspann sich einer der merkwürdigsten und in seinen Resultaten glänzendsten Kämpfe, von denen die venetianische Kriegsgeschichte zu berichten weiß. Mehr wie 70 osmanische Schiffe wurden in den Grund geschossen oder fielen in die Gewalt der Sieger. Nur 14 Galeeren retteten sich mit dem Kapudan-Pascha unter die Kanonen der Dardanellenschlösser. Die Osmanen selbst, welche diese Niederlage der Seeschlacht bei Lepanto an die Seite setzen, schätzen ihren Verlust an Todten auf mehr als 5000. Der der Venetianer war verhältnißmäßig nur gering, fiel aber doch noch schwer genug ins Gewicht durch den Heldentod des General-Capitäns Lorenzo Marcello, welcher während des Kampfes herbeigeeilt war und mitten im Schlachtgewühl auf dem Vorderdeck seines Schiffes von einer feindlichen Kanonenkugel zugleich mit vier andern Offizieren hinweggerafft wurde. Sein Tod wurde vorzüglich auch deshalb bitter beklagt, weil er zu den wenigen venetianischen Generalen gehörte, welche die Unzweckmäßigkeit der bisherigen Kriegführung vollkommen erkannt hatten und der Ansicht waren, daß Alles, was außerhalb der Insel Candia geschehe, nur dazu beitrage, den Krieg nutzlos in die Länge zu ziehen [1]).

1) Valiero, p. 379—382: „Particolarmente fù grave la morte

Auch jetzt wurde der im Kriegsrathe gemachte Vorschlag, sofort auf Candia loszugehen und dort durch einen entscheidenden Schlag dem Kriege ein Ende zu machen, verworfen. Man wagte es nicht, zumal da man gar keine Reiterei zu seiner Verfügung hatte, dort mit den immer noch überlegenen Streitkräften Hussein-Pascha's einen ungleichen Kampf aufzunehmen, dessen zweifelhafter Ausgang vielleicht die Früchte des Sieges an den Dardanellen zum großen Theile wieder vernichtet haben würde. Es galt für angemessener, denselben lieber zu einigen näher liegenden Eroberungen zu benutzen, durch welche man die Pforte wenigstens beim Abschluß des Friedens zu vortheilhaftern Zugeständnissen zu bewegen hoffen könne. Die beiden Inseln Tenedos und Lemnos boten sich dazu wie von selbst dar.

Man ließ also ein kleines Beobachtungsgeschwader an den Dardanellen zurück und griff mit der ganzen übrigen Flotte sofort die nur 16 Miglien von der Mündung derselben entfernte Insel Tenedos an. Die schwache türkische Besatzung derselben, welche die Landung hindern wollte, wurde ohne weiteres nach der ziemlich starken Festung der Insel zurückgeworfen, welche erst nach einer förmlichen etwa 14 Tage währenden Belagerung, wozu 27 Kanonen und 4 Mörser ausgeschifft worden waren, capitulirte. Die ganze Einwohnerschaft erhielt mit der Besatzung, etwa 1500 Köpfe stark, freien Abzug nach dem benachbarten Festlande. Das sämmtliche Geschütz, 65 Kanonen von schwerem Kaliber, und 72 Pferde blieben in den Händen der Venetianer, welche in aller Eile die zerstörten Festungswerke wiederherstellten, sie durch einige neue verstärkten und vorläufig, bis die Signorie über das fernere Schicksal dieser wichtigen Eroberung entschieden haben würde, eine Besatzung von 400 M. und 2 Galeeren zum Schutze der Insel zurückließen.

Dann wandte sie sich unverzüglich nach der 30 Miglien von Tenedos entfernten reichen Insel Lemnos, welche ge-

di lui", heißt es hier von Marcello, „perche nutriva pensieri di grandissimo profitto alla Patria, e conosceva molto bene, che tutto cio, che si faceva fuori del Regno di Candia, serviva solo ad allungare la guerra."

wissermaßen für den Hauptschlüssel der Dardanellen galt (chiudeva, si può dir, affatto la bocca del canale de' Castelli). Der Fall von Tenedos hatte die Besatzung der sehr starken Festung dieser Insel, gegen welche das aus 18 Kanonen und 5 Mörsern unterhaltene Feuer der Venetianer sehr wenig Wirkung machte, wie es scheint, so eingeschüchtert, daß auch sie nach achttägiger Belagerung die weiße Fahne aufsteckte. Sie erhielt, 500 M. stark, gleichfalls freien Abzug, während die 40 Kanonen auf den Wällen und ein sehr bedeutender Vorrath an Pulver und Munition, sowie 150,000 Schafe und ein Schatz von 60,000 Thlrn. in baarem Gelde, den Siegern verblieben, welche auch da eine angemessene Besatzung zurückließen [1]).

Groß war in Venedig der Jubel, als Lazaro Mocenigo, welcher an dem Siege bei den Dardanellen den wesentlichsten Antheil gehabt und den Preis der Tapferkeit mit dem Verluste eines Auges bezahlt hatte, auf einer der eroberten Galeeren, der des Begs von Chios, mit 360 Gefangenen und den Flaggen der untergegangenen osmanischen Flotte die Nachricht von diesen Erfolgen selbst überbrachte. Er wurde sofort, obgleich noch jung an Jahren (se ben giovane d'anni) an der Stelle des in der Schlacht gebliebenen Lorenzo Marcello, dessen Andenken durch ein feierliches Begräbniß und eine öffentliche Lobrede verherrlichet wurde, zum General-Capitän des Meeres ernannt. Auch alle übrigen Nobili, die sich in diesem Heldenkampfe durch persönlichen Muth hervorgethan, wurden durch besondere Ehrenbezeugungen belohnt.

Sonst war der erste und vorherrschende Gedanke der Signorie, daß diese so ruhmvoll errungenen Vortheile vor Allem dazu benutzt werden müßten, endlich einen ehrenvollen

1) Valiero, p. 383—387. In Einzelnheiten finden sich bei der Darstellung dieser Ereignisse in den osmanischen Quellen nicht selten Abweichungen und offenbare Irrthümer, die zum Theil auch in das Werk Hammer's übergegangen sind. Wir folgen im Wesentlichen den Angaben des sehr gewissenhaften, vortrefflich unterrichteten und selbst ziemlich unparteiischen Valiero.

und fruchtbringenden Frieden zu erlangen [1]). Das war auch einer der vorzüglichsten Gründe, warum man sich, obgleich die Meinungen darüber sehr getheilt waren und die Schwierigkeiten der Sache keineswegs verkannt wurden, zuletzt doch für die Beibehaltung und die nachdrückliche Vertheidigung der beiden Inseln Tenedos und Lemnos entschied. Denn im Besitz derselben, meinte man, könne man leicht einen ruhmvolleren Frieden abschließen, als ihn nicht nur die Republik, sondern auch irgend ein anderer Fürst von der Pforte je erlangt habe, und wenigstens sicherlich darauf rechnen, daß sie sich zur Zurückgabe von Candia verstehen werde [2]).

Die Verhandlungen darüber waren auch während der letzten Jahre immer mit Eifer, aber ohne erwünschten Erfolg fortgesetzt worden. Noch im Jahre 1651 hatte es der französische Gesandte, Herr de la Haye, welcher, wie wir oben gesehen haben, die Sache in die Hand genommen hatte, endlich durchgesetzt, daß die Pforte ihre Einwilligung dazu gegeben hatte, einen außerordentlichen Gesandten der Republik als Friedensunterhändler zu empfangen, jedoch immer nur unter der stehenden Voraussetzung, daß die unbedingte Abtretung der Insel Candia der unbestrittene Ausgangspunkt aller weiteren Verhandlungen sei, mit denen er beauftragt sein werde [3]).

Wie groß war aber nun die Enttäuschung beider Theile, als Giovanni Capello, welcher diese misliche Sendung

1) „Non può concepirsi", meint Valiero p. 388 von dem Eindrucke, welchen die Siegesnachricht in Venedig gemacht habe, „qual fosse il contento del Senato e della Città tutta, sperando ogni uno, che il Signor Iddio havesse destinato questo mezzo di gloria al conseguimento della pace."

2) Valiero, p. 390. Nachdem hier die vorgebrachten Gründe gegen die Beibehaltung der beiden Inseln angegeben worden sind, heißt es weiter: „Altri .... giudicavano, che bisognasse sostenerle, mentre con questo mezzo si sarebbe conseguita una pace più gloriosa, che havesse mai in alcun tempo non solo la Repubblica, ma nessun' altro Principe conclusa con la Casa Ottomana, non potendosi dubitare, che i Turchi non offerissero per esse la Canea."

3) Derselbe, p. 262, 275, 278.

übernommen hatte und zu Anfange des Jahres 1652, im Ganzen genommen ehrenvoll empfangen, in Constantinopel eintraf, den ihm von der Signorie ertheilten Vollmachten zufolge, die von dem Aufgeben der Insel durchaus nichts enthielten, eine ganz andere Sprache führte! Gleich in der ersten Audienz bei dem Großwesir, welcher der französische Gesandte beiwohnte, kam es darüber zum förmlichen Bruch. Denn als der Großwesir aus den, wie er verlangt, schriftlich eingereichten Vorschlägen ersehen hatte, daß die Signorie im Gegentheil auf der Zurückgabe der Insel bestehe, entfärbte er sich und rief, zum Mufti gerichtet, bestürzt aus: „Die Republik verlangt das Reich!“ — „Aber unser Gesetz gestattet das nicht“, erwiderte der Mufti. Und obgleich nun Capello die erzürnten Würdenträger der weltlichen und geistlichen Macht der Pforte noch dadurch zu besänftigen suchte, daß er wieder von der Schleifung von Canea und Rethimo, der Räumung von Clissa und der Abtretung von Tine und Parga sprach, so blieb der Großwesir doch dabei stehen, daß Capello, wenn er nicht ermächtiget sei, Candia abzutreten, sofort die Stadt wieder verlassen müsse.

Alle Versuche, diesen Beschluß rückgängig zu machen, waren vergebens. Capello mußte wirklich abreisen, kam aber nur bis Adrianopel, wo er auf Befehl der Pforte aufgehalten und zu strenger Haft verurtheilt wurde. Man schrieb diese Gewaltmaßregel zum Theil dem Einflusse der auch in Constantinopel ziemlich starken Friedenspartei zu, an deren Spitze namentlich die zahlreiche Classe der Steuereinnehmer und der Zollpächter stand, deren Interessen durch die Fortdauer eines Krieges, der dem Handel so nachtheilig war, auf sehr empfindliche Weise beeinträchtigt wurden. Das unfreiwillige Verweilen des venetianischen Gesandten zu Adrianopel sollte ihren Friedenshoffnungen wenigstens wieder einige Nahrung geben. Übrigens wollte man diese schlimme Wendung der Sache sowol zu Venedig wie zu Constantinopel vorzüglich dem zweideutigen Benehmen des französischen Gesandten zur Last legen. Er habe nämlich der Signorie glauben machen wollen, daß die Pforte gar nicht auf der Abtretung der Insel beharre, während er doch auf der andern dieser einge-

redet habe, daß man von Venedig aus allen ihren Forderungen werde gerecht werden [1]).

Freilich gab sich nun Herr de la Haye die größte Mühe, wenigstens bei der Pforte die Erlaubniß zur Rückkehr Capello's nach Constantinopel zu erwirken. Es wurde zu diesem Zwecke im Jahre 1653 von Seiten des französischen Hofes selbst der Sohn des Gesandten, de la Haye-Vantelet, mit einer außerordentlichen Mission nach Constantinopel betraut. Aber alles vergebens! Capello gerieth über diese seine peinliche Lage so in Verzweiflung, daß er in tiefe Schwermuth versank und in einem unbewachten Augenblicke selbst einmal den Versuch machte, sich das Leben zu nehmen. Die Signorie sah sich dadurch veranlaßt, die weiteren Friedensverhandlungen wieder in die Hände des Secretärs Battista Ballarino zu legen [2]). Aber auch alle Schritte dieses geschickten Unterhändlers blieben ebenso erfolglos, wie ein Vorschlag, welchen im Jahre 1654 der Kapudan-Pascha der Signorie einmal auf eigene Hand machen ließ. Denn auch er bestand, obgleich in allen übrigen Punkten nachgiebiger, doch durchaus auf der gänzlichen Räumung der Insel [3]).

Gleichwol glaubte sich die Signorie jetzt um so mehr zu der Hoffnung berechtiget, daß die Verhandlungen zum erwünschten Ziele führen würden, da sich auch bei den Machthabern der Pforte eine überwiegend friedliche Stimmung bemerklich machte. Ballarino erhielt zu Anfange des Jahres 1655 die Erlaubniß, mit einem Gefolge von fünf Personen, nach Constantinopel zurückzukehren, wo er sich von Seiten des Großwesirs, Ipschir-Mustafa-Pascha, und vorzüglich des Mufti Ebu Said, welcher bei diesen Verhandlungen eine gewichtige Stimme führte, des freundlichsten Empfanges

1) Valiero, p. 291—294.

2) Derselbe, p. 302, 306 u. 316.

3) Derselbe, p. 325—329. Der Kapudan-Pascha brauchte bei dieser Gelegenheit einen angesehenen Griechen von der Insel Sifanto, Namens Basilio Logotheti, als Unterhändler, welcher sich in seinem Auftrage auch zu dem General-Capitän Mocenigo begab, aber durch seinen zweideutigen Charakter der Signorie sehr wenig Vertrauen eingeflößt zu haben scheint.

zu erfreuen hatte (fù ricevuto con tratti amorevolissimi). Ein Vorschlag, dem Kriege vorläufig durch einen dreißigjährigen Waffenstillstand ein Ende zu machen, während welches beide Theile im Besitze ihrer Eroberungen bleiben sollten, welcher von einem einflußreichen Mittelsmann, Namens Budac Zadè, ausging, mit dem Ballarino sogleich in Verbindung getreten war, fand jedoch, wie es scheint, keinen Anklang [1]).

Dagegen mochte der Mufti, welcher offen eingestand, daß er den wider Gesetz und Recht begonnenen Krieg keineswegs gutheiße, aber nun, da er einmal unternommen worden sei, darauf bestehen müsse, daß er auf ehrenvolle Weise zu Ende geführt werde, gar nicht abgeneigt sein, auf eine Theilung der Insel Candia, als ein letztes Auskunftsmittel, einzugehen. Wenigstens wurde sein sehr friedlich gehaltenes Schreiben, welches er selbst an die Signorie richtete, von dieser so verstanden und war die nächste Veranlassung, daß diese Theilungsfrage nun auch im Rathe der Pregadi sehr ernstlich in Erwägung gezogen wurde.

Wie immer, waren die Ansichten darüber sehr getheilt. Die betreffenden Verhandlungen währten mehrere Tage. Man machte gegen die Theilung namentlich geltend, daß sie nicht ein Mittel zur Erhaltung des Friedens, sondern im Gegentheil ein beständiger Stein des Anstoßes, eine stehende Veranlassung zu ewigem Kriege sein werde, da zwei Herren auf einer solchen Insel niemals mit einander in Frieden und Eintracht leben würden [2]). Von der andern Seite aber wandte man ein, daß, da die Pforte durchaus Candia verlange, die Signorie dagegen auf der Zurückgabe von Canea bestehen wolle, ein Mittelweg ausfindig gemacht werden müsse, der

1) Valiero, p. 352—354. Budac Zadè meinte, „che sarebbe stato meglio in vece d'inferire incendij e rubberie ò ricuperar Canea, ò dar Candia, ò restar come ognuno si trovava, ò far una tregua per trent' anni.“

2) Derselbe, p. 360. Die Gegner der Theilung sagten: „Che questa divisione non era mezzo termine per la pace, mà bensì una pietra di scandalo per nutrire una guerra eterna; che non potevano sussistere due Signori in un' Isola cet.“

beide Theile zufrieden stelle; und als ein solcher biete sich eben die vorgeschlagene Theilung dar. Könne man einmal das Ganze nicht erhalten, so müsse man wenigstens einen Theil zu retten suchen und Gott danken, daß man auf diese Weise im Stande sei, von daher die übrigen Inseln und Besitzungen der Republik noch einigermaßen zu decken. Diese Ansicht behielt die Oberhand und Ballarino wurde daher angewiesen, in Constantinopel die Theilung in Vorschlag zu bringen, jedoch nur im äußersten Falle, wenn alle übrigen Mittel, den Frieden zu erlangen, erschöpft sein würden [1]).

Die unterdessen in Constantinopel eingetretenen Erschütterungen und Umwälzungen brachten natürlich auch das Friedensgeschäft ins Stocken. Und als sich der Sturm etwas gelegt hatte und Ballarino zu Anfange des Jahres 1656 die Verhandlungen mit dem neuen Großwesir Siawusch wieder aufnahm, fand er zwar noch immer eine zuvorkommende Behandlung, aber auch eine ebenso bestimmte Hartnäckigkeit in Betreff der Abtretung der Insel. Siawusch hob dieses Mal namentlich als einen der Hauptgründe dafür den Umstand hervor, daß Candia vor Zeiten schon einmal im Besitz der Saracenen gewesen sei, und als Ballarino dagegen die gewöhnlichen Einwendungen machte, erklärte er ihm, indem er mit höhnischem Lächeln (con un sorriso velenoso) seine Hand erfaßte, ohne weiteres, daß sich die Pforte überhaupt niemals zur Zurückgabe gemachter Eroberungen verstehe und daß auf diesem Wege nie Etwas zu erreichen sein werde [2]).

Mithin war man noch keinen Schritt weiter gekommen, als der Seesieg an den Dardanellen die Friedenshoffnungen und die Ansprüche der Signorie so sehr hob. Sie beeilte sich, im Vertrauen auf die nun jedenfalls zu erwartende Nachgiebigkeit der Pforte, die Ballarino ertheilte Vollmacht in Betreff der Theilung der Insel wieder zurückzunehmen, und schickte ihm die Weisung zu, daß er seine ferne-

1) Baliero, p. 360: „Gli dissero però, che non si valesse di questa facoltà, se non in caso, che vedesse disperato totalmente il maneggio della restitutione.“

2) Derselbe, p. 376 fg.

ren Schritte nun vor Allem nach dem Waffenglücke zu bemessen habe, dessen die Republik in so hohem Grade theilhaftig geworden sei. Allein sie sah sich in ihren Erwartungen gewaltig getäuscht. Denn der durch die Niederlage an den Dardanellen gedemüthigte Stolz der Pforte ließ jetzt am wenigsten eine solche Nachgiebigkeit zu. Anstatt sich mit Ballarino überhaupt noch in Unterhandlungen einzulassen, verwies sie ihn von Constantinopel sofort wieder nach Adrianopel, wo er aufs Neue das Schicksal Capello's theilen mußte, welcher dort noch immer in strenger Haft schmachtete [1]).

Denn der erste Gedanke der Pforte war nun doch, vor Allem die an den Dardanellen empfangene Schmach zu rächen, koste es, was es wolle. Der junge Sultan soll, als er den Untergang seiner Flotte erfahren, in die bittersten Thränen ausgebrochen sein und laut ausgerufen haben, daß er verrathen sei [2]). Die ganze Wucht seines Zornes fiel natürlich zunächst auf den unglücklichen Großadmiral Kenaan-Pascha. Er wurde sofort ins Gefängniß geworfen. Das Leben rettete ihm nur die Fürsprache der Valide, die ihn, als Landsmann — sie stammten beide aus Rußland — durch ihre besondere Gunst schützte. Auch war sie es, welche in diesem kritischen Momente dem Sultan und seinen Räthen in Muth und Entschlossenheit mit gutem Beispiele voranging. Sie erklärte sich sofort bereit, auf ihre Kosten einige Schiffe bauen und ausrüsten zu lassen; und die Großen des Reiches konnten nicht umhin, durch gleiche Bereitwilligkeit den Ingrimm des Großherrn zu mildern und von sich abzuwenden. Der jetzt erst vierzehnjährige Knabe machte in der That auch wirklich Miene, als ob er sich ermannen wolle, und setzte dem Geschrei über die schlechte Reichsregierung, unter welchem schon wieder Stimmen laut wurden, die seine Absetzung verlangten, eine unerwartete persönliche Thä-

1) Valiero, p. 391 fg. Ballarino, heißt es hier, sei nach Adrianopel zu Capello verwiesen worden, „con ordini molti severi à quel Bustangì Bassi circa il trattamento d'ambidue."

2) Derselbe, p. 192: „Non potè il Gran Signore al primo aviso della rotta dell' armata contener le lagrime, dicendo à tutti ad alta voce, che era tradito."

tigkeit entgegen. Er zeigte sich überall, beaufsichtigte die Rüstungen und ließ laut verkünden, daß er selbst an die Spitze des nächsten Feldzugs treten werde, welcher gegen Dalmatien gerichtet sein sollte [1]).

Denn auch hier war, wie auf Candia, der Krieg in den letzten Jahren nur lau und mit sehr zweifelhaftem Glücke
1649 fortgeführt worden. Noch im Jahre 1649 hatten die der Republik zugethanen Morlachen das nur schwach vertheidigte Land nach allen Seiten hin mit ihren Streifereien heimgesucht, während sich Foscolo des kleinen Küstenschlosses Risano, im Kanal von Cattaro, bemächtiget und dasselbe, als schwer zu halten, dem Boden gleich gemacht hatte. Im nächsten Jahre, wo Foscolo den Oberbefehl an Girolamo Foscarini abtrat, geschah in dieser Provinz, außer den fortgesetzten Raubzügen der Morlachen, welche dabei von der Signorie auf jede Weise unterstützt wurden, ganz und gar
1651 nichts. So verging auch das Jahr 1651 ohne erhebliche
1652 Ereignisse auf dieser Seite. Im Jahre 1652 nahm Foscarini die kleine Bergfeste Duare und ließ sie gleichfalls schleifen, während die Morlachen vorzüglich in der Umgegend von Sebenico arg hausten [2]).

Erst im Jahre 1654 kam es hier wieder zu einem ern-
1654 steren Zusammenstoß, bei welchem indessen die Republik im Nachtheil blieb. Lorenzo Delfino, welcher jetzt den Oberbefehl in Dalmatien führte, machte nämlich den allerdings etwas gewagten Versuch, die starke, 50 Miglien landeinwärts am Zusammenfluß der Kerka und der Butiuschizza gelegene Festung Knin zu überrumpeln. Zu diesem Zwecke wurden 6000 M. der besten Truppen bei Scardona zusammengezogen, welche sich, freilich nur mit zwei Geschützen, gegen Knin hin in Bewegung setzten. Sie fanden jedoch sowol vor dem Burgflecken, wie unter den Mauern der Citadelle einen verzweifelten Widerstand, welcher sie zu baldigem Rückzuge nöthigte. Er war um so verhängnißvoller, da nun auch noch 5000 Türken von Cettina aus die in großer Unordnung

1) Valiero, p. 193.
2) Derselbe, p. 220, 246, 281, 288.

abziehenden Venetianer überfielen und beinahe gänzlich niedermachten. Die schlechte Führung und die Treulosigkeit der Morlachen, welche die ihnen zur Bewachung angewiesenen Engpässe zur Unzeit verlassen haben sollen, werden als die vorzüglichsten Gründe eines Schlages bezeichnet, welcher die Signorie schwer genug traf [1]).

Die Osmanen waren jedoch zum Glück nicht in der Lage, hier ihren Sieg sogleich weiter zu verfolgen, und so blieb auch in den zwei nächsten Jahren der Kampf in Dalmatien auf die Plänkeleien zwischen den Raubhorden der Morlachen und den berittenen Streifcorps des Paschas von Bosnien beschränkt, bis jetzt, nach der Niederlage an den Dardanellen, Sultan Mohammed selbst laut verkünden ließ, er wolle das, was seine Minister durch ihre schlechte Führung des Seekriegs verdorben, durch einen ohne Zweifel siegreichen Feldzug gegen die Venetianer in Dalmatien wieder gut machen. Das Heer, an dessen Spitze er sich den Heldenruhm seiner Vorfahren erwerben wollte, sollte unverzüglich auf den Ebenen von Adrianopel zusammengezogen werden, wohin der Sultan sich selbst in kürzester Zeit begeben wollte [2]).

Der eben erst ernannte Großwesir, Bojuni Egri Mohammed-Pascha, war aber der Schwierigkeit der Lage ganz und gar nicht gewachsen und besaß am wenigsten die Mittel, in einigen Wochen eine schlagfertige Armee zu schaffen, wie sie die erhitzte Phantasie des jungen Mohammed vor Augen haben mochte. Denn die Kassen waren leer und die Einkünfte von Ägypten, sowie die Tribute von Siebenbürgen, der Moldau und der Walachei, welche ausdrücklich zu diesen Rüstungen verwendet werden sollten, wollten ebenso wenig ausreichen, wie eine den Großen des Reiches auferlegte Kriegssteuer, welche kaum 100,000 Piaster einbrachte. Der bestürzte Großwesir verlangte aber in dem versammelten Diwan mindestens 20,000 Beutel aus dem Staatsschatze, wenn er die Rüstungen im Sinne des Sultans durchführen

1) Valiero, p. 233.

2) Derselbe, p. 393: „Fu costretto à prometter altamente di portarsi in persona alla guerra e supplir' egli stesso al difetto de' Ministri."

sollte. Das beschleunigte nur seinen Fall. Die ihm feindliche Partei des Serai, welche ihm so schon das Unglück an den Dardanellen und den Verlust von Tenedos und Lemnos zur Last legen wollte, suchte nun der Valide einzureden, daß das Staatsruder einem stärkeren Arme anvertraut werden müsse.

Als solcher wurde der des alten, in kritischen Momenten schon öfter genannten Albanesers Mohammed Köprili bezeichnet, welchen der Großwesir als seinen gefährlichsten Nebenbuhler gerade am meisten fürchtete und fern zu halten suchte. Allein Köprili trug Bedenken, sich in diesem Augenblicke der Bedrängniß ohne weiteres der schweren Last der Reichsregierung zu unterziehen. Er wollte sich dazu nur unter der Bedingung verstehen, daß auch wirklich unumschränkte Macht in seine Hände gelegt werde. Und als Bürgschaften dafür verlangte er namentlich, daß alle seine Regierungsmaßregeln unbedingt gutgeheißen würden, daß er allein über Ämter und Würden zu verfügen habe, daß Einmischung von Dritten in die Regierungsgeschäfte in keiner Weise stattfinde, und daß man endlich Anschwärzungen und Aufhetzereien gegen seine Person und seine Handlungen niemals Gehör leihe. Sowol die Valide als auch der Sultan selbst willigten ein und gaben Köprili die heilige Versicherung, daß sie mit vollem Vertrauen von der von ihm mit unumschränkter Gewalt zu führenden Regierung des Reiches Wohlfahrt und bessere Zukunft erwarten [1]).

Den alten Großwesir Egri Mohammed-Pascha gab man aber um so lieber preis, weil er sich durch sein tyrannisches Walten, namentlich die Ermordung des Mufti Mesud, schon im höchsten Grade verhaßt gemacht hatte. Er wurde ins Gefängniß geschickt; und so übernahm Moham-
1656 med Köprili am 15. September 1656 die Regierung in einem der schwierigsten Momente der Geschicke dieses Reiches. Denn nicht nur daß der venetianische Krieg noch mit seiner ganzen Schwere auf demselben lastete, zeigten sich auch jetzt schon die ersten Symptome der Erschütterungen, welche

1) Naima bei Hammer a. a. O. S. 649—658.

gleichzeitig die osmanische Macht wieder nach Norden hin, in Ungarn und Siebenbürgen, in Anspruch nahmen und bald auf dieser Seite einen nicht minder schweren Krieg herbeiführten, den wir jetzt in seinen Ursachen, seinem Verlaufe und seinen Wirkungen etwas näher ins Auge fassen wollen, um dann seinen Einfluß auf den Fortgang des Kampfes um den Besitz der Insel Candia desto besser beurtheilen zu können.

2) Östreich, Ungarn und Siebenbürgen bis zum Friedensschlusse von Vasvar und der Großbotschaft des Grafen von Leslie in den Jahren 1664 und 1665.

So lange auf der einen Seite die Pforte genöthiget war, alle ihre Streitkräfte für den Krieg mit der Signorie von Venedig zusammenzuhalten, auf der andern der Kaiser noch die Last und die Nachwehen des Dreißigjährigen Krieges zu tragen und zu verschmerzen hatte, so lange war auch beiden Theilen die Erhaltung des erst im Jahre 1644 durch die Großbotschaft des Freiherrn von Czernin bestätigten und befestigten Friedens ein gleich unabweisbares Bedürfniß.

Um allen Störungen nach dieser Seite hin vorzubeugen, ließ es sich die Pforte selbst ganz besonders angelegen sein, den fortgesetzten offenen und geheimen Feindseligkeiten des Fürsten von Siebenbürgen, Georg Rakoczy, gegen den Kaiser nach Kräften Einhalt zu thun. Und dies war in der That um so nöthiger, da sich Rakoczy, dem mit Kaiser Ferdinand erst im Jahre 1646 abgeschlossenen Frieden zum Trotze, schon zu Anfange des Jahres 1645, am 22. Februar, freilich immer nur mit Vorbehalt der Genehmigung der Pforte, wieder mit Frankreich und Schweden in einen geheimen Subsidienvertrag zum Zwecke der Fortsetzung des Krieges gegen denselben eingelassen [1]) und auch seine Einfälle

1) Der am 22. Februar 1646 „in arce nostra Fogaras" unterzeichnete Subsidienvertrag mit Frankreich und Schweden wird mit den betreffenden Actenstücken gegeben: Katona Hist. crit. reg. Hung. T. XXXII, p. 354 fg.: „Nos promittimus", heißt es darin, „postquam

in das kaiserliche Gebiet nach wie vor fortgesetzt hatte. Die Pforte ließ ihn durch ihre Botschafter wiederholt davon abmahnen, und bestand, um ihn desto besser im Zaume zu halten, um so hartnäckiger auf der vertragsmäßigen Entrichtung des siebenbürgischen Tributs, welcher für die Rakoczy überlassenen 7 ungarischen Comitate um 20,000 Dukaten vermehrt worden war. Namentlich diese letztere Summe, scheint es, konnte Rakoczy neben den 15,000 Dukaten des stehenden Tributes für Siebenbürgen nicht leicht aufbringen, zumal da auch die von Frankreich und Schweden zugesagten Subsidien nur spärlich oder gar nicht gezahlt wurden. Von der Pforte gedrängt, welche von ihm die Erhaltung des Friedens mit dem Kaiser, „ihrem Bruder“, in den drohendsten Ausdrücken verlangte, sah sich daher auch der Fürst veranlaßt, denselben
1646 noch in diesem Jahre, am 20. October 1646, aufs Neue zu bestätigen [1]).

Es versteht sich von selbst, daß diese friedliche Gesinnung der Pforte in Wien sehr wohlgefällig aufgenommen und, obgleich die Verhältnisse in Ungarn noch keineswegs auf befriedigende Weise ausgeglichen waren, durch eine gleiche Zuvorkommenheit und namentlich kluge Enthaltsamkeit des kaiserlichen Cabinets in dem Kriege mit der Republik Venedig erwidert wurde. Wenn auch die Händel und Reibungen in Ungarn ganz in alter Weise fortdauerten und häufig zu sehr ernsten gegenseitigen Beschwerden Veranlassung gaben, so beeilte man sich doch zu Wien, die durch einen außerordentlichen Internuntius der Pforte erfolgte förmliche Anzeige von der Thronbesteigung Mohammed's IV. durch eine gleiche Botschaft zu erwidern, deren Hauptaufgabe zugleich in der Erneuerung und Verlängerung des Friedensvertrags von Sitwatorok bestehen sollte. Denn von der letzten Verlängerung desselben waren nur noch $2\frac{1}{2}$ Jahre übrig und der schon oft genannte mit den orientalischen Verhältnissen sehr vertraute

Turcae consensum ceu foederis hujus fundamentum obtinuerimus, bellum contra domum Austriacam, intra spatium trium circiter mensium nos inchoaturos ac etiam citius, si fieri poterit."

1) Katona, p. 362.

ehemalige Resident Rudolf Schmid von Schwarzenhorn, welcher zu dieser Sendung ausersehen wurde, erhielt daher den Auftrag, den Frieden sogleich auf 20 weitere Jahre zu erneuern, und zwar, wo möglich, unter günstigeren Bedingungen, wie bisher. Namentlich wünschte man in Betreff der üblichen Ehrengeschenke für die Zukunft etwas freiere Hand zu behalten.

Schmid, welcher Wien zugleich mit dem osmanischen Internuntius Hasan zu Ende März 1649 verließ, fand in 1649
Constantinopel anfangs wegen Erneuerung des Friedens allerdings einige Schwierigkeiten; sie wurden aber doch bald, vorzüglich aus Rücksicht auf den venetianischen Krieg, beseitiget, und so ward bereits am 1. Juli die Urkunde unterzeichnet, welche von diesem Tage ab den Frieden wieder auf 22½ Jahr verlängerte. Neue Bestimmungen enthielt sie eigentlich nicht. Es war nur eine in neun Artikeln zusammengefaßte Bestätigung der Verträge von Sitwatorok, Wien und Komorn [1]).

Der ewige Hader um die steuerbaren und nicht steuerbaren Dörfer, um Waitzen und Balondwar, sollte auch noch ferner durch die völlig nutzlosen Arbeiten der zu seiner Schlichtung ernannten Commissionen hindurchgeschleppt werden (Art. II, III und IV). Dem Adel sollte sein Recht, und Ruhestörern die gebührende Strafe werden (Art. V und VI). Der Jesuiten zu Fünfkirchen und sonst im osmanischen Gebiet nahm sich ihr Schutzherr, Kaiser Ferdinand, auch hier wieder mit ganz besonderer Sorgfalt an. Sie sollten in keiner Weise belästiget oder benachtheiliget werden (non affligentur neque vexabuntur injuste, neque permittatur, ut sint molestati. Art. VII). Die sofort nach Wien abgefertigte Urkunde sollte innerhalb 10 Monaten durch eine feierliche Botschaft von dort zurückgebracht werden, und zwar mit einem Ehrengeschenk, welches den Werth von 40,000 Gulden nicht übersteigen und auch nur noch für dieses Mal dargebracht werden sollte, so daß von irgend welchen Ansprüchen in dieser Bezie-

1) Vollständig findet sich der Text des Vertrags vom 1. Juli 1649 bei Katona p. 592 fg.

hung, die aus früheren Zeiten hergeleitet werden möchten, überhaupt keine Rede mehr sein dürfe. Dagegen solle der Sultan zu einer gleichen Sendung mit gebührenden Geschenken verpflichtet sein, wobei jedoch noch ausdrücklich festgesetzt wurde, daß beiden Theilen wegen Übersendung dieser Geschenke, welche in keinem Falle zu beträchtlich sein dürften, in Zukunft völlige Freiheit zustehen und ein Zwang niemals mehr stattfinden solle (Art. VIII)[1]). Die bisher gemachten Gefangenen wurden ohne Lösegeld freigegeben (Art. IX). Endlich wurde beiden Theilen durch einen besonderen Zusatz-Artikel zur Pflicht gemacht, die Fürsten von Siebenbürgen anzuhalten, daß sie in Ruhe leben und alle etwaigen Übergriffe auf das Gebiet von Kaschau und die ihnen früher zugestandenen Comitate von Oberungarn fernerhin gänzlich unterlassen sollten[2]).

Bereits zu Ende des Monats Juli kehrte Schmid mit der unterzeichneten Vertragsurkunde nach Wien zurück, wo er im folgenden Jahre auch wieder zum Großbotschafter ernannt wurde, um der Pforte, zugleich mit der förmlichen Ratification, die ausbedungenen Ehrengeschenke zu überbringen. Sie bestanden, wie gewöhnlich, in fein gearbeitetem Silbergeschirr und künstlichen Uhrwerken, und überstiegen ihrem Werthe nach die festgesetzte Summe noch um ein Bedeutendes. Denn außerdem daß die für den Sultan selbst bestimmten Geschenke auf nahe an 50,000 Gulden geschätzt wurden, waren auch noch der Großwesir und alle übrigen Wesire, der

1) Das Geschenk sollte sein, heißt es in dem betreffenden Artikel, „valoris 40 mill. floren. pro hac vice et in posterum non amplius, sublata omni pristina qualicunque praetensione, de qua deinceps nulla unquam facienda mentio.“ Dagegen sollte die Sendung des Sultans auch begleitet sein „condecentibus muneribus .... reservato semper utriusque partis libero arbitrio circa dona, licet non adeo gravia et absque obligatione mittenda.“

2) Die Fürsten von Siebenbürgen, lautet diese Bestimmung, seien anzuhalten, daß sie „postpositis quibuscunque insolentiis in quiete vivant et loca alia, praesertim vero Cassoviam et 5 Comitatus Hungariae superioris in statu moderno imperturbatos et ab omni gravamine liberos relinquant.“

Mufti, der Pascha von Ofen und der Beg von Gran, die beiden Validen und die niederen Pfortendiener verhältnißmäßig reichlich bedacht worden [1]).

Schmid hatte sich daher auch eines ebenso freundlichen als glänzenden Empfanges zu erfreuen, obgleich die übrigen Geschäfte, welche er bei dieser Gelegenheit mit abmachen sollte, wie namentlich die Verwendung für den spanischen Agenten Allegretti und die Einmischung in die venetianischen Friedensverhandlungen, wie wir bereits gesehen haben, keineswegs nach Wunsche zu erledigen waren. Nur in Betreff der Wächter des Heiligen Grabes zu Jerusalem erlangte Schmid einige wesentliche Zugeständnisse, in Folge deren dann auch der als stehender kaiserlicher Resident zu Constantinopel beglaubigte Simon Reniger die betreffenden Fermane und Schutzdiplome ausgefertiget erhielt [2]). Denn Schmid selbst verließ Constantinopel, auf die ehrenvollste Weise entlassen, bereits wieder im Februar 1651. 1651

Die Hauptsache war immer, daß der Zweck dieser gegenseitigen Botschaften wenigstens insofern erreicht war, als die Erhaltung des Friedens zwischen beiden Mächten wieder auf längere Zeit verbürgt zu sein schien. Damit soll jedoch keineswegs gesagt sein, daß nun in Ungarn wirklich die Ruhe oder auch nur ein einigermaßen erträglicher Zustand hergestellt worden sei. In Ofen und an den Grenzen kümmerte man sich überhaupt sehr wenig darum, was in Constantinopel verhandelt und festgesetzt worden war, oder durch die endlich doch ernannten Grenz-Commissionen ausgemacht oder vielmehr nicht ausgemacht wurde. Kaum hatte Schmid dem osma-

1) Nach dem von Hammer, O. G., Bd. V, S. 559 benutzten Verzeichnisse in den Archiven zu Wien belief sich der Werth der Geschenke für den Sultan auf 48,938 Gulden, den Großwesir 4212, den zweiten Wesir 795, den dritten 443, den vierten 427, den fünften 350, den sechsten 340, den siebenten 328; für den Mufti 325, für den Pascha von Ofen 784 (und für dessen Kiaja 182, für den Beg von Gran 163, für die alte Valide 1132, die junge 1188, und endlich für den Patriarchen 200 Gulden.

2) Gleichfalls nach den handschriftlichen Berichten Schmid's und Simon Reniger's bei Hammer a. a. O. S. 560.

nischen Reiche den Rücken gekehrt, so liefen auch zu Constantinopel und Wien schon wieder die bittersten Klagen über gegenseitige Verletzung des respectiven Gebiets durch Raub- und Plünderungszüge, Mord und Brand ein. Noch im Jahre
1651 1651 hatte ein türkisches Streifcorps von 3000 M. die Umgegend von Raab arg heimgesucht, während ein anderer Heerhaufe von 2000 M. bis Ccpranicz an der windischen Grenze vorgedrungen war und von dort namentlich viel Menschen und Vieh hinweggeschleppt hatte. Ebenso wurden in der Gegend von Lewenz mit einem Male 17 Dörfer überfallen, ausgeplündert und dann in Asche gelegt.

Dagegen ergriffen freilich auch die kaiserlichen Befehlshaber in den Grenzländern, Zriny, Bathiany und Forgacs, Repressalien. Sie schickten ihre Husaren und Haiduken auf das osmanische Gebiet, welches von ihnen, z. B. zwischen Gran und Komorn, wo möglich noch ärger gebrandschatzt wurde, wie die kaiserlichen Grenzmarken von den osmanischen Akindschi [1]). Man hatte also, so oft der Kaiser durch seine Sendboten und Residenten in Ofen und Constantinopel über solchen Unfug Klage führen ließ, immer eine nicht minder gerechtfertigte Gegenklage in Bereitschaft, die man hier wie dort am Ende einfach auf sich beruhen ließ. Denn sowol in Wien wie in Constantinopel drückte man, so lange man Frieden um jeden Preis brauchte, die Augen möglichst zu, ließ die Dinge gehen, wie sie eben gehen wollten, und warf die Schuld auf die unbefugte Willkür von Statthaltern und Grenz-Hauptleuten, die nur zu oft, wie wir schon früher gesehen haben, die peinlichste Noth ihrer Leute dazu trieb, solche Räubereien zu dulden und zu befördern [2]).

1) Die Nachrichten über dergleichen Reibungen in den Grenzländern, im Einzelnen ohne besonderes Interesse, finden sich z. B. zusammengestellt bei Katona a. a. O. p. 701 fg. und 744 fg.

2) Der diplomatische Schriftenwechsel über den fortdauernden Kleinkrieg in Ungarn, nun schon seit Jahrhunderten die Geißel des Landes, war in diesen Jahren immer sehr lebhaft. Die betreffenden Depeschen befinden sich noch in den Wiener Archiven, woraus sie zum guten Theile von Hammer, z. B. O. G. Bd. V, S. 560 und Bd. VI, S. 10 benutzt worden sind.

Genug, Bandenkrieg blieb nach wie vor gewissermaßen das Lebenselement dieser unglücklichen Länder, und so war hier im Wesentlichen noch nichts geändert, nichts gebessert, als im März 1657 Kaiser Ferdinand III. das Ziel seiner 1657
Tage erreichte und ihm sein Sohn Leopold I. als Kaiser von Deutschland und König von Ungarn auf dem Throne folgte. Auch bei dieser Gelegenheit, als der kaiserliche Resident Simon Reniger im April dem Großwesire die Beglaubigungsschreiben seines neuen Herrn überreichte, kam der fortdauernde Hader in Ungarn zwar wieder sehr ernstlich, aber zunächst ohne weitere Folgen zur Sprache. Man wäre darüber wahrscheinlich auch in Zukunft noch mit diplomatischer Resignation hinweggegangen, wenn nicht die Dinge in Siebenbürgen eine Wendung genommen hätten, welche die Spannung zwischen dem Kaiserhofe und der Pforte von Tag zu Tag steigerte und endlich einen förmlichen Bruch unvermeidlich machte.

Am 23. October 1648 war nämlich Georg Rakoczy 1648
der Ältere zu Weißenburg mit Tode abgegangen. Sein Sohn Georg II. folgte ihm als der Erbe seiner Herrschaft und seiner ehrgeizigen Pläne. Die Pforte trug aber um so weniger Bedenken, ihn in der Fürstenwürde von Siebenbürgen durch ein eigenes Ahtname (vom Juli 1649) zu bestätigen, da er sich beeilt hatte, den festgesetzten Tribut sowol für Siebenbürgen (15,000 Dukaten) als auch für Kaschau (20,000 Dukaten), mit dessen Zahlung sein Vater immer etwas säumig gewesen war, ohne weitere Mahnung einzuschicken. Er sollte unter denselben Bedingungen, wie sein Vater, d. h. gegen Entrichtung desselben Tributs, die Herrschaft von Siebenbürgen fortführen; nur insofern wurde ihm eine Beschränkung auferlegt, als die zu Gyula, Jenö, Szolnok, Lewenz und Temeswar gehörigen Dörfer, welche bis zum Abfall Bathory's der Pforte zinspflichtig gewesen waren, fernerhin in das frühere Abhängigkeits- und Steuerverhältniß zurückkehren sollten. Dagegen verpflichtete sich die Pforte, ihm jedweden Schutz angedeihen zu lassen, und namentlich Übergriffe der Tartaren und der Woiwoden der Moldau

und Walachei auf das Gebiet von Siebenbürgen nicht mehr zu gestatten [1]).

Auch der Kaiser zögerte nicht, den jüngeren Rakoczy als rechtmäßigen Nachfolger seines Vaters anzuerkennen, zumal da die oben erwähnte in den jüngst mit der Pforte abgeschlossenen Vertrag wegen Verlängerung des Friedens von Sitwatorok aufgenommene Bestimmung sein Wohlverhalten für die Zukunft hinlänglich verbürgen zu müssen schien. Dem war jedoch nicht so. Die ersten Jahre vergingen allerdings noch ziemlich ruhig; allein die unkluge Einmischung Rakoczy's in die polnischen Händel störte am Ende auch seinen Frieden mit der Pforte und mit dem Kaiser und führte eine Reihe von Verwickelungen herbei, welche ihm selbst die Herrschaft und das Leben kosteten, und in ihren Folgen die nächste Veranlassung zum Bruche zwischen jenen beiden Mächten wurden.

König Johann Casimir von Polen hatte, von Schweden und den Kosaken zugleich bedrängt, sein Auge auch auf die Hülfe des Fürsten von Siebenbürgen gerichtet. Ein förmlicher Bundesvertrag war zwischen beiden zu diesem Zwecke zu Stande gekommen. Kaum war er aber abgeschlossen, als Rakoczy, verleitet durch sein Bündniß mit König Karl Gustav von Schweden und aufgestachelt durch den Ehrgeiz seines Hauses, sich am Ende selbst der Krone Polens zu bemächtigen, denselben unter dem Vorwande wieder brach, daß der König die angeblich auch von dem Reichstage nicht gutgeheißenen Bedingungen nicht erfüllt habe. Anstatt also dem Könige den Beistand seiner Waffen zu leihen, vereinigte er sie im Gegentheil mit den Schweden und den Kosaken und fiel, ohne den Kaiser und die Pforte, damals beide mit Johann Casimir befreundet, weiter zu berücksichtigen, zu
1657 Anfang des Jahres 1657 an der Spitze von 60,000 M. in Polen ein, verheerte es weit und breit und drang ohne Aufenthalt bis nach Krakau vor, welches ihm von seinen Bundesgenossen, den Schweden, übergeben wurde.

Hier wandte sich aber sein Glück. Denn während er in

1) Nach dem Ahtname bei Hammer, O. G., Bd. V, S. 491.

Krakau unter den Befehlen des Johann Bethlen, desselben, welcher später selbst der Geschichtschreiber dieser Ereignisse geworden ist, eine angemessene Besatzung zurückließ, sah er sich, von seinen Bundesgenossen verlassen und von den Polen von allen Seiten angegriffen, genöthiget, unter unsäglichen Schwierigkeiten mit dem Reste seines Heeres den Rückzug anzutreten. Nur zu spät glaubte er sich und die Seinigen durch einen in aller Eile am 22. Juli 1657 mit König Casimir abgeschlossenen Friedensvertrag retten zu können. Gegen Erlegung einer bedeutenden Summe Geldes und Stellung von Geißeln sollte er freien Abzug haben. Schon waren aber auf Geheiß der Pforte 200,000 Tataren in Siebenbürgen eingebrochen, welche die in Podolien, unter dem Befehle des Johann Kemeny, zurückgelassene Armee Rakoczy's, welcher selbst nach Siebenbürgen vorausgeeilt war, am 30. Juli plötzlich überfielen und beinahe gänzlich zu Grunde richteten [1]).

Der Empfang, welchen Rakoczy nach solchen Unfällen bei seinen eigenen sogleich zu einem Reichstage nach Szamos-Ujwar einberufenen Ständen fand, war kein freundlicher. Sie drangen darauf, daß er alle seine Schätze zusammenraffe, um theils die in die Gefangenschaft der Tataren gefallenen Edeln Siebenbürgens — Kemeny selbst befand sich darunter — loszukaufen, theils den Zorn der Pforte zu besänftigen, welche überdies auch noch dadurch gegen ihn aufgebracht war, daß er in letzter Zeit seiner Tributpflichtigkeit nicht gehörig nachgekommen war. Er behauptete aber, daß dazu seine Mittel nicht ausreichen; er könne überhaupt nur über 30,000 Thaler verfügen. Der Reichstag ging daher in größter Bestürzung unverrichteter Sache auseinander. Die Pforte wieder zu Nachsicht und Versöhnung zu bewegen, wäre ohnehin jetzt schon zu spät gewesen. Denn nur wenige

1) Joannis de Bethlen Commentarii. Viennae 1779. Lib. II, p. 42 fg., auch bei Katona Hist. crit. reg. Hung. T. XXXIII, p. 26. Und Raggualio dell' ultime guerre di Transilvania et Ungaria tra l'Imperatore Leopoldo Primo, il Gran Signore de Turchi Echmet Quarto, Giorgio Rakozi et altri successivi Principi di Transilvania del Conte Mauritio Nitri. Venez. 1666. p. 5 fg.

Tage nach dem Schlusse des Reichstags traf der an die Stände gerichtete Befehl des Sultans ein, welcher dahin lautete, „daß sie an der Stelle des Fürsten Rakoczy, welcher wegen seines Aufruhrs und Ungehorsams und wegen des gegen die Polen, die Freunde der Pforte, gerichteten Krieges entsetzt sei, sofort, dem Herkommen gemäß, einen Andern erwählen sollten, welchem der Großherr ohne jegliche Vermehrung der bisherigen Lasten seine Bestätigung nicht versagen werde. Werde man nicht gehorchen, so habe man die strengste Ahndung, die größten Gefahren zu gewärtigen" [1]).

Das brach anfangs selbst den Muth des stolzen Rakoczy. Auf dem, dem Befehle der Pforte zufolge, am 25. October zu Weißenburg zusammengetretenen Wahltage, auf welchem sich die Mehrheit der Stimmen für Franz Rhédei, einen gottesfürchtigen, gemäßigten Mann, der von Allen als der Würdigste betrachtet wurde (vir pius, mitis omniumque judicio reliquis regni magnatibus hoc honore dignior), entschied, erklärte er sich bereit, vorläufig so lange der Herrschaft zu entsagen, bis die Pforte einen definitiven Beschluß gefaßt haben würde. Die Stände selbst sollten sich indessen bei der Pforte zu seinen Gunsten verwenden. Werde er wieder zu Gnaden angenommen, so müsse der neuerwählte Fürst selbstredend in das Privatleben zurückkehren, in welchem er sich selbst ruhig verhalten wolle, bis sein Schicksal entschieden sein werde. Die Stände waren damit einverstanden, während Rakoczy, um seine, wie es schien, noch nicht ganz verlorene Sache möglichst zum Besten zu wenden, sich beeilte, seine Gesandten, Franz Keresztesi und Sigismund Bensi, als seine Fürsprecher nach Constantinopel und an den Pascha von Ofen zu schicken. Sie wurden aber hier wie dort sehr ungnädig aufgenommen, konnten sich kaum Gehör verschaffen und mußten daher völlig unverrichteter Sache wieder abziehen [2]).

1) Bethlen bei Katona a. a. O., p. 29: „Ut in locum Principis Rakotzii," lautete der Befehl der Pforte, „propter rebellionem ac inobedientiam suam, motumque contra Polonos, Ottomanicae Portae amicos, bellum, damnati, alium patrio ritu eligerent."

2) Bethlen a. a. O. p. 30: „Utrique vix auditi incassum laboravere."

In Siebenbürgen wurde indessen, wie sich von selbst versteht, die neue Fürstenwahl eine reine Parteisache. Ein Theil der Magnaten hielt sich zu Rakoczy, dem männlicheren, dem entschlosseneren Vorkämpfer gegen die Anmaßungen der Pforte, ein anderer stand auf der Seite Rhédei's, welcher, obgleich schwach und unentschieden, doch im Geheimen darauf hinarbeitete, sich, selbst wenn Rakoczy nochmals von der Pforte anerkannt werden würde, wenigstens über einen Theil des Landes die Herrschaft zu sichern. Es konnte nicht ausbleiben, daß diese Parteien sich bald offen und mit den Waffen in der Hand einander feindlich entgegentraten. Die des Rakoczy bekam jedoch gleich anfangs dadurch das Übergewicht, daß er, als der Pascha von Ofen jetzt ohne weiteres die Festung Jenö verlangte, offen erklärte, er werde sie niemals aufgeben, sondern sie gegen die Gewalt der Türken auf Leben und Tod vertheidigen. Und daraufhin that er der Ständen der drei Nationen sofort durch Rundschreiben kund, daß sie nur ihn als ihren rechtmäßigen Fürsten anerkennen und mit ihm ihre Waffen gegen die Osmanen vereinigen müßten [1]).

Natürlich konnte dies die Partei Rhédei's nicht ruhig hingehen lassen. Sie veranlaßte ihn, seinerseits die Stände zu einer Tagsatzung nach Mediasch, im Gebiete der Sachsen, einzuberufen, um da mit ihnen seine Rechte wahrzunehmen und die weiteren Schritte zu berathen. Der Vorschlag, dort sogleich bewaffnet und mit Truppen zu erscheinen, wurde jedoch von der gemäßigten Mehrzahl der Partei verworfen, weil man sich allein auf sein gutes Recht verlassen und den Gegnern jeden Vorwand zu der Beschuldigung eines vertragswidrigen Verfahrens benehmen müsse. So wurde dieser Reichstag der türkischen Partei — denn das war sie in der That — am 9. Januar 1658 zu Mediasch wirklich eröffnet. 1658

1) „Laetus arripit occasionem princeps Rakotzius," heißt es bei Bethlen, p. 31, von dem Verlangen des Paschas, „auxilium itaque et defensionem contra vim Turcarum ipsis (den Einwohnern von Jenö) promittit, vitamque ac mortem cum iis conjunctum se habiturum jurat .... Rakotzius ad omnes status, ut princeps, scribit, ut sibi, legitimo eorum principi, pareant armaque adversus Ottomanicam Portam, contra quam sufficientia se habere media asserit, suscipiant, imperat." p. 34.

Einer der ersten Beschlüsse desselben ging dahin, Rakoczy durch eine Botschaft förmlich aufzufordern, er möge von seinem Beginnen abstehen und die mächtige Nation der Türken nicht weiter zu seinem und des Reiches Verderben aufreizen [1]). Sie kehrte aber bereits am 17. Januar unverrichteter Sache wieder zurück. „Wenn er als Fürst anerkannt werde," lautete Rakoczy's Bescheid, „und dann der Feind in Siebenbürgen einbrechen würde, so sei er bereit, in aller Demuth auf dem Reichstage zu erscheinen und von den Ständen mit gebeugten Knien (flexis genibus) die Todesart zu erbitten, welche sie ihm im Kampfe gegen denselben bestimmt haben würden."

Dies galt den Ständen zu Mediasch als eine offene Kriegserklärung. Aber ihr Aufruf an die Szekler, die tüchtigsten Soldaten von ganz Siebenbürgen (praecipuum militiae Transsilvanicae robur), sich unter das Panier Rhédei's zu schaaren, kam nun zu spät. Nur ein kleiner Theil derselben folgte langsam und nicht ohne Widerstreben (tepidius quam necessitas angustiaeque temporum flagitabant) dem Aufgebote. Die Massen wollten sich lieber zu Rakoczy halten und boten ihm ihren Beistand an. Da zögerte er keinen Augenblick mehr. Bereits in der Nacht vom 24. Januar erschien er an der Spitze seiner Truppen plötzlich unter den Mauern von Mediasch, erklärte die dort tagende Reichsversammlung für aufgelöst und schrieb eine andere nach seiner Hauptstadt Weißenburg aus.

An Widerstand von Seiten der türkischen Partei war nun nicht mehr zu denken. Gleich am folgenden Tage, den 25. Januar, erschienen die Abgeordneten der Stände im Lager Rakoczy's und erklärten ihre Unterwerfung unter der einzigen Bedingung, daß ihnen niemals zugemuthet werde, gegen die Pforte die Waffen zu ergreifen. Rakoczy ging darauf ohne weiteres ein, nahm Besitz von Mediasch und schickte Franz Rhédei, nachdem er ihm die eidliche Versicherung abgenommen, daß er, selbst wenn es die Pforte befehlen sollte, nie-

1) „Ut a coeptis desisteret, potentissimamque Turcarum nationem ad excidium suum et regni non provocaret," lautete die Botschaft an Rakoczy, Bethlen p. 35.

mals wieder Ansprüche auf die Herrschaft in Siebenbürgen erheben wolle, und eine allgemeine Amnestie für seine Anhänger erlassen hatte, zurück nach seinen Gütern. Am 31. Januar ging darauf der Reichstag von Mediasch auseinander und Rakoczy rüstete zum entschlossensten Widerstand gegen die Osmanen [1]).

Denn die Pforte war auch nun ihrerseits fest entschlossen, diesen Rebellen mit Gewalt der Waffen aus dem Wege zu räumen. Ein abermals an die Stände erlassener Befehl, daß sie sich von ihm gänzlich lossagen sollten, konnte zu nichts mehr führen, ebenso wenig, wie die eitle Erklärung Rakoczy's auf dem im April zu Weißenburg zusammengetretenen Reichstage, daß er noch bereit sei, der Herrschaft zu entsagen, wenn die Pforte sich nur durch ein Ahtname verpflichten wolle, den Tribut nicht zu vermehren, ihre Truppen von den Grenzen zurückzuziehen und dem Lande seine Rechte und Freiheiten in derselben Weise zu gewährleisten, wie dies vor Zeiten bereits Sultan Suleiman I. gethan habe. Ein in diesem Sinne nach Constantinopel geschicktes Schreiben des Reichstags konnte nur die Erbitterung des Diwans steigern [2]).

Schon zu Anfang März waren ja 30,000 Tataren und ebenso viel Türken in die Walachei eingebrochen, hatten den wegen seiner Waffengemeinschaft mit Rakoczy gegen Polen der Pforte verhaßten Woiwoden Constantin Bessaraba entsetzt und an seine Stelle den Griechen Michne, des ehemaligen Woiwoden Radul Sohn, zum Fürsten ernannt und dann im ganzen Lande so arg gehaust, daß sie mehr wie 100,000 Menschen als Sklaven mit sich fortgeschleppt haben sollen. Gleiches Schicksal hatte aus demselben Grunde der Woiwode der Moldau, Stephan, an dessen Stelle der Albaneser Ghika aus Köpri, also ein Landsmann des Großwesirs Mohammed Köprili, mit der Fürstenwürde belehnt wurde.

1) Bethlen, a. a. O. p. 35—37: „nunquam se contra Ottomanicam Portam arma laturos," erklärten die Stände zu Mediasch, während Rhédei beschwören mußte: „se amplius, vel Ottomanica porta jubente, principatum minime subiturum."

2) Daselbst, p. 39: „Missae litterae iram in furorem, non gratiam vertere."

Die Züchtigung der Moldau und Walachei war überdies noch dem Statthalter von Silistria, Fasli Pascha, aufgetragen worden. Er war aber, angeblich von Bessaraba mit 20,000 Dukaten bestochen, in der Ausführung des ihm ertheilten Befehls zu säumig, ließ Bessaraba noch ruhig die Vorstädte von Tergowist niederbrennen und ihn selbst ungehindert nach Siebenbürgen zu Rakoczy entschlüpfen. Das kostete ihm freilich den Kopf, während es der Großwesir nun selbst übernahm, die ganze Schwere des Zornes der Pforte über Siebenbürgen hereinbrechen zu lassen.

Er war in der That durch einen ersten mislungenen Angriff auf Jenö aufs Höchste getrieben worden. Denn anstatt den wiederholten dringenden Bitten der Stände, sich lieber dem Willen der Pforte zu unterwerfen und so den Sturm abzuwenden, welcher dem unglücklichen Lande den gänzlichen Untergang bringen zu müssen schien, Gehör zu geben, war Rakoczy zu Ende Mai mit 7000 M. Reiterei, 2000 M. Fußvolk und einigen Feldstücken dem Pascha von Ofen, welcher Jenö hinwegnehmen sollte, entgegengegangen, hatte sein kleines, freilich nur 5000 M. starkes Truppencorps in den nach Lippa führenden Engpässen plötzlich überfallen und fast gänzlich dadurch vernichtet, daß die fliehenden Osmanen von seinen Reitern in die hochangeschwollenen Wellen des Maros hineingetrieben wurden [1]).

Vergebens rechnete Rakoczy darauf, daß ein solcher Schlag die Pforte nun doch noch etwas nachgiebiger machen werde. Am wenigsten konnte es der Pascha von Ofen, welchen er durch das Versprechen einer ansehnlichen Summe Geldes für sich zu gewinnen gesucht hatte, wagen, jetzt in Constantinopel zu seinen Gunsten als Vermittler aufzutreten. Denn schon stand der Großwesir selbst an der Spitze von 100,000 M. an den Grenzen und ging ohne Aufenthalt auf Jenö los, welches im Juli nach nur vierundzwanzigstündiger Berennung in seine Gewalt fiel, während 200,000 Tataren, in Verbindung mit dem Heerbann der neuernannten Fürsten der Moldau und Walachei, nach allen Richtungen hin das

1) Bethlen p. 41: „pauci armis, plures in fluvium Marusinum, tunc largiores solito volventem undas, praecipitati, periere.“

Land bis unter die Mauern von Weißenburg, das selbst gänzlich ausgeplündert wurde, durchschwärmten und Alles mit Feuer und Schwert in eine ungeheuere Wüste verwandelten. „Wer wäre im Stande," so schildert Bethlen als Augenzeuge den unendlichen Jammer, welcher damals Siebenbürgen heimsuchte, „wer wäre im Stande, hier die unzähligen Niederlagen, die zerstörten und in Trümmer verwandelten Städte und Schlösser, die mindestens 100,000 Seelen betragenden Christen beiderlei Geschlechts, welche entweder hingemordet oder in die Sklaverei geschleppt wurden, jene ganz in ein Feuermeer verwandelten Landstriche, die Flucht der bis in die verborgensten Schlupfwinkel und bis auf die steilsten Felsengipfel verfolgten Einwohner, und alle die übrigen zahllosen Leiden des Krieges mit dem Geiste zu fassen oder mit der Feder zu schildern? Es mag genügen zu sagen, daß damals ein großer Theil von Siebenbürgen gänzlich zu Grunde gerichtet und in einen Aschenhaufen verwandelt worden ist" [1]).

Und wo war unterdessen Rakoczy? Zu schwach, dem übermächtigen Feinde irgend Widerstand zu leisten, irrte er, nur auf seine Rettung bedacht, mit seinem kleinen Gefolge in den unzugänglichsten Wäldern und verborgensten Felsenthälern umher, während die Stände, fast rettungslos verloren, abermals durch ihre Gesandten die Gnade und Barmherzigkeit des Großwesirs anfleheten. Sie konnte ihnen natürlich nur unter schweren Bedingungen zu Theil werden. Da die Pforte sich mit dem feigen Rhédei nichts mehr zu schaffen machen wollte, ernannte der Großwesir, ohne die Stände weiter darum zu befragen, den Acatius Barcsai, einen der Gesandten, zum Fürsten von Siebenbürgen, zwang ihn aber zugleich zur Annahme einer Wahlcapitulation, deren Erfüllung alle Kräfte des ohnehin schon gänzlich ruinirten Landes überstieg. Denn nicht genug, daß Jenö, Lugos, Schebes und Ssolin mit Gebiet und allen dazu gehörigen Dörfern und Einkünften der Pforte verbleiben sollten, wurde auch noch der fernerhin zu entrichtende Tribut von 15,000 auf 40,000 Dukaten erhöhet und eine halbe Million Thaler als Entschädigung für die Kriegskosten

1) Bethlen, p. 43.

verlangt, indem sich zugleich der neue Fürst und die Stände der drei Nationen förmlich verpflichten mußten, Rakoczy, wo er sich auch finden möge, aus dem Wege zu räumen [1]).

Unter der trübsten Stimmung verkündete Barcsai, dem man überdies, aber wol mit Unrecht, Schuld gab, daß er diese leidige Fürstenwürde mit einer schweren Summe Geldes von dem Großwesir erkauft habe, den am 5. October nach Schäsburg einberufenen Ständen die Resultate seiner Sendung und die Bedingungen des Vertrags, welcher ihn dem unglücklichen Lande wider Willen zum Fürsten aufdrang. Auch erklärte er selbst, als er am 10. October förmlich belehnt und vereidiget wurde, daß er, wenn man überhaupt noch Macht und Mittel habe, den Kampf gegen die Pforte mit der Hoffnung einiges Erfolgs fortzusetzen, sofort freiwillig zurückzutreten bereit sei. Er habe sich freilich gegen den Großwesir schriftlich verpflichten müssen, sich, so lange er diese Fürstenwürde bekleide, mit Rakoczy niemals auf irgend etwas einzulassen; habe er aber wieder abgedankt, so könne er auch mit gutem Gewissen (salva conscientia) mit jenem abermals in Verbindung treten. Über diese Erklärung, gleichviel ob aufrichtig oder nicht, wagte Niemand die Stimme zu erheben. Denn der von dem Großwesir an die Stände abgeschickte Kapidschibaschi that ihnen zugleich zu wissen, daß, wenn man sich weigern würde, Barcsai als Fürsten anzuerkennen, dem Lande die fürchterlichste Ahndung bevorstehe, eine Drohung, welche um so weniger ihren Zweck verfehlen konnte, da der Tataren-Chan mit seinen Raubhorden die Grenze noch nicht wieder überschritten hatte, und dem Barcsai überdies zur Befestigung seiner Macht eine türkische Leibwache von 2000 M., unter den Befehlen eines verschmitzten, mit der ungarischen

1) Bethlen, p. 44, und Naima bei Hammer, O. G., Bd. VI, S. 35. — Daß die von der Pforte verlangten Kriegskosten wirklich eine halbe Million Thaler, „quinquies centena millia tallerorum," betrugen, geht aus den darüber von Katona a. a. O. p. 45 mitgetheilten Actenstücken deutlich hervor. Hammer, in dessen Darstellung dieser siebenbürgischen Wirren sich überhaupt einige nicht unerhebliche Irrthümer eingeschlichen haben, gibt sie z. B. O. G., Bd. VI, S. 75 falsch nur auf 50,000 Thaler an.

Sprache völlig vertrauten Renegaten, Namens Hasi Mustafa, beigegeben worden war, welcher fortan nicht mehr von seiner Seite wich [1]).

So erschien er auch auf einem zweiten Reichstage, welcher am 6. November zu Maros-Vasarhely vorzüglich zu dem Zwecke abgehalten wurde, die von der Pforte verlangten Kriegskosten aufzubringen, umgeben von seinen Trabanten und 1500 türkischen Leibwächtern, fast wie ein Gefangener. Unter den Schwertern der Janitscharen mußte hier natürlich Alles bewilliget werden. Nicht genug, daß man sich eine neue Thürsteuer von je 20 Gulden gefallen lassen mußte, ging auch noch der Beschluß durch, daß Alle, welche bisher sich zu Rakoczy gehalten, ihrer Güter für verlustig erklärt werden sollten, wenn sie sich nicht völlig von ihm lossagen und bis zu einem bestimmten Tage in ihre Heimat zurückkehren würden [2]). Und wahrscheinlich wäre damals gleich ein noch viel härteres Strafgericht über Siebenbürgen verhängt worden, wenn nicht ein gleichzeitig in Asien ausgebrochener Aufstand der Pforte hier eine kluge Mäßigung zum Gesetz gemacht hätte. Denn man hielt in Constantinopel diesen Aufstand, an dessen Spitze ein kühner Abenteurer, Abasa Hasan, eine Anzahl misvergnügter Statthalter und Sandschakbegs und vor allen die über das strengere Regiment des Mohammed Köprili aufgebrachten Janitscharen und Sipahis in sein Interesse zu ziehen gewußt hatte, für so gefährlich und folgereich, daß der Großwesir Befehl erhielt, in Eilmärschen nach Adrianopel zurückzukehren, wo damals der Sultan selbst nur seine Ankunft erwartete, um sofort seine ganze Macht gegen diese asiatischen Rebellen zu wenden. Köprili hatte daher die Bewachung von Jenö, dessen Einnahme auf Befehl des Sultans im ganzen Reiche als eine der glänzendsten Waffenthaten gefeiert wurde, und die weitere Wahr-

1) Bethlen, p. 46: „Nemine itaque hiscere auso," heißt es da von der Vereidigung Barcsai's auf dem Reichstage zu Schäsburg „recipitur, solitumque praestat regnicolis juramentum etc."

2) „Quicunque" lautete dieser Beschluß, „Transsilvanorum servitio Principis Rakotzii addicti erant, sub amissione omnium bonorum ad praefixum redeant diem." p. 49.

nehmung der Siebenbürgischen Angelegenheiten in aller Eile dem Statthalter von Ofen, Kenaan-Pascha, übergeben und hielt bereits am zwanzigsten Tage nachdem er Jenö verlassen hatte, am 13. October, seinen triumphirenden Einzug in Adrianopel.

Von da aus ging er in den ersten Tagen des November mit dem Sultan über Constantinopel nach Skutari, wo er Halt machte, um die Unterdrückung des Aufstandes den vereinten Streitkräften der an der Stelle der empörten Paschas neu ernannten kleinasiatischen Statthalter, unter dem Oberbefehle des Murtesa-Pascha, zu übertragen. Denn da der Unmuth der Janitscharen und Sipahis vorzüglich gegen ihn persönlich gerichtet war, hielt er es nicht für gerathen, in dem Kampfe gegen sie ohne weiteres Kopf und Leben aufs Spiel zu setzen. Zum Glück wurde nun hier das Feuer des Aufruhrs, welches ganz Kleinasien zu ergreifen drohete, noch im Entstehen nicht sowol mit Gewalt der Waffen — denn die Rebellen waren fast überall siegreich —, als vielmehr durch Verrath und Hinterlist erstickt.

Abasa-Hasan, welcher Murtesa-Pascha in der ersten Hälfte des December bei Ilghun eine gänzliche Niederlage beigebracht — mehr wie 8000 Todte deckten von Murtesa's Truppen das Schlachtfeld — und sich dann in die Winterquartiere nach Aintab zurückgezogen hatte, ließ sich unvorsichtigerweise unter der Vorspiegelung, daß ihm Vergebung und die Gnade des Großherrn zu Theil werden würde, mit den vornehmsten Genossen seiner Schilderhebung und dem Kerne seiner Truppen nach Aleppo locken, wo Murtesa sein Hauptquartier aufgeschlagen und auf Geheiß des Großwesirs Alles zum Untergang der betrogenen Rebellen vorbereitet hatte. Bei einem Nachtmahle, am 17. Februar 1659, wurde Abasa-Hasan mit dreißig seiner Anhänger in dem Palaste Murtesa's meuchlings überfallen und hingemordet, während auf ein gegebenes Zeichen — einen Kanonenschuß — ein gleiches Blutbad allen in den übrigen Theilen der Stadt bei Festgelagen zerstreuten Truppen Abasa's den unverhofften Tod brachte. So seiner Häupter und seiner besten Kraft beraubt, sank dieser asiatische Aufruhr zum Heile des Reiches schnell

in nichts zusammen und ließ dem gewaltigen Machthaber der Pforte wieder freie Hand, seinen Blick und sein Schwert abermals den europäischen Verhältnissen, zunächst den fortdauernden Wirren in Siebenbürgen, zuzukehren [1]).

Hier hatte Acatius Barcsai sicherlich sehr wenig Wohlgefallen an der ihm aufgedrungenen Fürstenwürde. An sich gar nicht gemacht, so schwierige Verhältnisse, wie sie hier vorlagen, zu beherrschen und daraus für seine persönlichen Interessen Vortheil zu ziehen, hätte er sich wol gern dieser Last so schnell wie möglich wieder entledigt, wenn er nur, ganz in der Gewalt seiner türkischen Wächter, freien Willen und freie Hand gehabt hätte. Vergebens hatte er schon auf der Tagsatzung zu Maros-Vasarhely im November 1658 die 1658
Vermittelung des ihm vom Großwesir zum Wächter bestellten Kapidschibaschi bei der Pforte zu dem Zwecke nachgesucht, daß ihm erlaubt werde, zurückzutreten und alle seine Rechte abermals an Rakoczy zu übertragen [2]). Ein solcher Vorschlag hätte ja aber dem unberufenen Vermittler wahrscheinlich selbst den Kopf gekostet; und so wurde die Stellung Barcsai's nur mit jedem Tage um so unerträglicher und unhaltbarer, da Rakoczy keineswegs gesonnen schien, seine Ansprüche freiwillig und ohne Kampf aufzugeben.

Er hatte sich nach Oberungarn zurückgezogen, hier, nach dem Abzuge des Großwesirs und der Tataren, in Großwardein wieder festen Fuß gefaßt und sich auf der einen Seite mit dem empörten Fürsten der Walachei Michne, auf der andern mit dem Kaiser in Verbindung gesetzt, welcher, wie wir bald sehen werden, gar nicht abgeneigt war, seinen

1) Diese asiatischen Verhältnisse, welche von abendländischen Quellen nur obenhin berührt werden, sind desto ausführlicher von den osmanischen Chronisten besprochen worden, welchen, namentlich Naima, Hammer, O. G., Bd. VI, S. 47, bei seiner sehr ins Einzelne eingehenden Darstellung derselben folgt.

2) Bethlen bei Katona a. a. O. p. 49: „Sub iisdem comitiis princeps Bartsaius Capusi bassam supremi veziris, apud se commorantem, de restitutione principis Rakotzii requirit, ipso intercessore uti volens, seque renunciare paratum significans; sed incassum."

dringenden Bitten um Beistand Gehör zu geben. Auch wurde der Verkehr zwischen Rakoczy und Barcsai, welcher eine gegenseitige Verständigung zum Zwecke hatte, im nächsten Jahre noch offen und unter der Hand, aber ohne Erfolg fortgesetzt [1]), während die Stände, z. B. auf dem im August
1659 1659 auf der Ebene von Keresztes abgehaltenen Reichstage, schon ernstlich damit umgingen, die Fürstenwürde lieber einem Dritten, dem eben erst aus der tatarischen Gefangenschaft befreiten Johannes Kemeny, zu übertragen. Kemeny lehnte aber die ihm zugedachte, unter den damaligen Verhältnissen allerdings etwas misliche Ehre unter dem Vorgeben ab, daß er noch nicht ganz sein eigener Herr sei, weil das an die Tataren zu entrichtende Lösegeld von 40,000 Thalern noch nicht bezahlt wäre. Ebenso ging er klug genug nicht auf den sonderbaren, ihm von Rakoczy gemachten Vorschlag ein, daß er, nachdem Barcsai öffentlich entsagt haben würde, den Fürstentitel annehmen, sich aber auf seinen Gütern ruhig verhalten und die eigentliche Regierung ihm, dem Rakoczy, überlassen solle [2]).

Genug, alle diese Verhandlungen nach verschiedenen Seiten hin konnten am Ende doch um so weniger zu einem Resultate führen, da die Pforte, zumal seit der Aufstand in Asien unterdrückt war, entschlossen schien, die Rechte ihres Fürsten mit den Waffen aufrecht zu erhalten. Sie verlangte jetzt vor Allem, daß Rakoczy Großwardein an Barcsai abtrete, und da er sich dessen natürlich weigerte, mußte dieser, von den Türken gedrängt, wider Willen gegen ihn das Schwert ziehen. Ein erster Zusammenstoß zwischen den kleinen Heeren beider

1) Bethlen bei Katona a. a. O. p. 49: „Totoque anno principis Rakotzii ad principem Bartsaium hujusque ad illum continuae legationes.... adeoque nonnunquam dictus princeps Rakotzio favebat, interdumque aversabatur, ut idem nolle simul et velle ipsum judicasses."

2) Derselbe a. a. O. p. 165, 167. Der Vorschlag Rakoczy's ging schließlich dahin, „ut in omnibus regni negotiis ipsi subsit: breviter ut titulo tenus Joannes Kemenyus, revera ipse praedominetur, hic fructus percipiat, ille labores sustineat regni."

Fürsten, welcher im September bei Torda, auf der Ebene von Keresztes, stattfand, war unglücklich für Barcsai und hob desto mehr den Muth Rakoczy's, welcher es nun auch mit der überlegenen Macht des neu ernannten Statthalters von Ofen, Sidi Ahmed, aufnehmen zu können glaubte.

Er rechnete dabei vorzüglich auch auf den Beistand und die Waffengemeinschaft des Woiwoden der Walachei, Michne, mit welchem er, wie gesagt, schon im Geheimen gegen Barcsai in Verbindung getreten war. Denn Michne, ein stolzer, hochfahrender Grieche, hatte sich, von dem Statthalter von Silistria persönlich gekränkt, von der Pforte jetzt gleichfalls gänzlich losgesagt und während des Heerzuges Köprili's gegen die asiatischen Rebellen offen gegen sie den Schild erhoben. Er ließ alle Bojaren, welche es mit der Pforte hielten, meuchlings umbringen, zwang ihre Frauen durch die Folter zum Bekenntniß ihres Vermögens, überfiel dann Tergowist, Braila und Dschurdschewo, wo auf seinen Befehl alle Türken, deren man habhaft werden konnte, niedergemacht wurden, und drang endlich an der Spitze eines aus 140,000 M. Walachen und Ungarn bestehenden Heeres in die Moldau ein, um von dort den ihm verhaßten Fürsten Ghika, den Günstling Köprili's, zu vertreiben.

Bei Jassy kam es zu einer mörderischen Schlacht, in welcher Ghika unterlag. Er rettete sein Leben nur durch schleunige Flucht nach Adrianopel, wo ihn Köprili mit offenen Armen aufnahm und mit der Woiwodschaft der Walachei belehnte. Zugleich erhielt der Tataren-Chan Befehl, unverzüglich in die Walachei einzubrechen und Michne von dort zu vertreiben. Er traf ihn noch mit seiner ganzen Macht in der Nähe von Jassy, wo an den Ufern des Flüßchens Bachlui zwischen beiden Heeren ein blutiger Kampf stattfand, der drei Tage unentschieden blieb, am Ende aber doch zum Nachtheil Michne's ausschlug. Er ließ den Kern seines Heeres, mehr denn 12,000 M., auf dem Schlachtfelde und rettete sich mit den Trümmern desselben nach Siebenbürgen, wo ihm Rakoczy bis an die Grenze entgegenging und in den ersten Tagen des October mit ihm das Waffenbündniß gegen

Barcsai und die Pforte nochmals feierlich und förmlich beschwor [1]).

Leider konnte nur eine solche Hülfe, ein fast gänzlich aufgeriebenes und demoralisirtes Heer, Rakoczy jetzt wenig mehr nützen. Denn schon stand der Pascha von Ofen, Sidi Ahmed, mit seiner ganzen Macht in der Nähe des Eisernen-Thor-Passes, welchen ihm Rakoczy vergebens zu sperren suchte. Die wenigen Dragoner und die paar Tausend schlecht bewaffneter Bauern, welche er zur Abwehr dahin geschickt hatte, wurden mit leichter Mühe geworfen, worauf Sidi Ahmed ohne Aufenthalt bis in die Gegend von Deva vorrückte, wo ihm Rakoczy mit etwa 17,000 M. entgegentrat. Am 22. November kam es zu einem äußerst blutigen Gefecht, in welchem der Sieg von den Osmanen nur mit der größten Anstrengung errungen werden konnte. Am Ende mußte aber Rakoczy der Übermacht weichen. Außerdem daß 3700 M. seiner besten Truppen die Wahlstatt deckten, mußte er 60 Fahnen und 7 Feldstücke in den Händen der Sieger lassen, während er sich selbst mit dem Reste seines geschlagenen Heeres über Szaß-Varos nach Weißenburg zurückzog. Einige Tage nachher, am 1. December, wurde auch noch ein kleines Hülfscorps von 2000 M. ungarischen Fußvolks, welches, nur zu spät, zu Rakoczy stoßen sollte, unweit Torda von den Osmanen gänzlich aufgerieben, worauf der Pascha seine Winterquartiere in und bei Temeswar bezog, während Rakoczy sofort die Belagerung von Hermannstadt begann, welches dem unglücklichen Barcsai zum Hauptquartier angewiesen worden war [2]).

Mit seinen schwachen Streitkräften konnte er aber gegen den von einer starken osmanischen Besatzung wohl vertheidigten und gut verproviantirten Platz so wenig ausrichten, daß er, zumal da die abermals mit Barcsai wegen der Abdankung eingeleiteten Verhandlungen nicht zum Ziele geführt hatten, noch völlig unverrichteter Sache davor lag, als ihn

1) Bethlen bei Katona a. a. O. p. 171: „Sancitum ab utrisque sub juramento foedus."

2) Bethlen a. a. O. p. 173—180.

die Nachricht, daß Sidi Ahmed mit einem 25,000 M. starken Entsatzungscorps im Anzuge sei, veranlaßte, am 13. Mai 1660 die Belagerung aufzuheben. Nothgedrungen mußte 1660 er, obgleich er sich mit der weit überlegenen Macht des Feindes gar nicht messen konnte — er hatte ihnen kaum 6000 M. entgegenzustellen —, die Schlacht annehmen, welche ihm Sidi Ahmed am 22. Mai bei Szamosfalva an den Ufern des Szamos, unweit Klausenburg, bot. Es war eine der merkwürdigsten, welche je auf dem seit Jahrhunderten mit dem Blute der Christen und Osmanen getränkten Boden Siebenbürgens geschlagen worden sind. Rakoczy, seines Geschickes gewiß, suchte hier, wie es scheint, nur noch den Heldentod. Mit einer kleinen Schaar auserlesener Reiter, kaum 1000 Pferde stark, stürzte er sich selbst in die dichtesten Reihen der Feinde, brachte sie auch einen Augenblick zum Weichen, stürzte aber, von den Massen überwältigt und von vier Wunden tödtlich getroffen, mitten im heißesten Schlachtgetümmel zusammen. Sein Fall war das Zeichen zu unaufhaltsamer Flucht der Seinigen, welche Alles, Gepäck, Geschütz und Feldzeichen, in den Händen der Sieger ließen. Doch gelang es einigen Getreuen, Rakoczy, schon halb entseelt, nach Großwardein zu retten, wo er unter unsäglichen Leiden erst vierzehn Tage nachher, am 6. Juni 1660, im kaum vollendeten 39. Jahre seinen Geist aufgab. Von seinen Truppen waren die meisten in der Schlacht geblieben oder auf der Flucht niedergemacht worden. Nicht weniger als 4000 Köpfe sollen von dieser Niederlage als Siegeszeichen nach Adrianopel geschickt worden sein, wo sie Köprili, zum Zeichen des Hasses und der Verachtung gegen Rakoczy, erst verhöhnte und dann den Hunden vorwerfen ließ [1]).

Indessen war Sidi Ali-Pascha, welcher für dieses Jahr als Serdar mit dem Feldzuge nach Siebenbürgen betraut worden war, mit seinem aus europäischen und asiatischen Truppen bestehenden Heere über Belgrad schon bis Temes-

1) Bethlen a. a. O. p. 190—195. Das Alter Rakoczy's findet sich genau angegeben in der Inschrift, welche sich auf der ihm zu Ehren in der Kirche zu Patak aufbewahrten Gedächtnißfahne befindet und die Katona a. a. O. p. 196 abschriftlich mittheilt.

war gelangt, von wo aus er, von dem Stande der Dinge unterrichtet, seinen Marsch sogleich gegen Großwardein fortsetzte, welches für die Rakoczy bis zum letzten Augenblick bewiesene Treue zuerst büßen sollte. Auf Anrathen seines bei der Pforte stehend beglaubigten Bevollmächtigten, Valentin Szilvasi, beeilte sich nun Barcsai, welcher nach Rakoczy's Tode von dem Sultan aufs Neue in der Fürstenwürde bestätigt worden war, dem Serdar seinen Gesandten, Gabriel Haller, entgegenzuschicken, theils um ihm seine Ehrfurcht zu bezeigen, theils aber vorzüglich um den Nachlaß der noch nicht entrichteten 500,000 Thaler Kriegskosten zu erbitten. Da aber Sidi-Ali im Gegentheil erwartet hatte, daß Haller der Überbringer dieser Summe sein werde, und von ihm überdies verlangte, daß er die sofortige Übergabe von Großwardein vermitteln solle, was gar nicht in seiner Macht stand, so wurde er sehr ungnädig empfangen und, mit zwei 63 Pfund schweren Fesseln belastet, ohne weiteres ins Gefängniß geworfen [1]).

Da begab sich Barcsai selbst in das Lager des erzürnten Serdars zwischen Jenö und Lippa, um die Dinge wo möglich noch zum Bessern zu wenden. Nur mit Noth entging jedoch auch er dem traurigen Schicksal seines Gesandten. Denn da er die Schlüssel von Großwardein und das Geld nicht überbrachte, so belastete Ali-Pascha ihn zwar nicht mit centnerschweren Fesseln, verdammte ihn aber doch zu strenger Haft, in welcher er ihm bis unter die Mauern jener Festung folgen mußte, wo er am 14. Juli Lager schlug und sofort die Belagerung begann. Denn Großwardein schien, vorzüglich auf Zureden des Johann Kemeny, in der That entschlossen, der Macht der Pforte bis aufs Äußerste Trotz zu bieten [2]).

Die schwache Besatzung — sie bestand nur aus 850 M., während mindestens 5000 nöthig gewesen wären, um nur den

1) Bethlen a. a. O. p. 199: „Verum illi (dem Gesandten Haller) nec voluntas, nec potestas erat jussa praestandi."

2) Daselbst p. 200: „Princeps quoque Bartsaius, intensissima circumclusus custodia, aresto objicitur."

gewöhnlichen Dienst an den ausgedehnten Werken genügend zu versehen, — verließ sich auf die Stärke der dreifachen Umfassungsmauer, den 100 Ellen breiten und 20 Ellen tiefen ganz mit Wasser angefüllten Festungsgraben und die bis zu unermeßlicher Höhe emporsteigenden Wälle; genug, Großwardein war damals allerdings einer der stärksten Plätze an der Grenzscheide zwischen Ungarn und Siebenbürgen, welcher es auch wol einmal wagen konnte, einem weit überlegenen Feinde die Spitze zu bieten [1]). Im äußersten Falle glaubte man ja überdies auf den Entsatz durch die schon in der Nähe stehenden kaiserlichen Truppen rechnen zu können, eine Hoffnung, welche freilich — wir werden sogleich sehen warum? — bitter getäuscht wurde.

Gleichwol fand Ali-Pascha bei der Belagerung unerwartete Schwierigkeiten. Namentlich machte ihm der breite und tiefe Festungsgraben viel zu schaffen. Er wäre wahrscheinlich genöthigt gewesen, unverrichteter Sache wieder abzuziehen, wenn ihm nicht Verrath dabei zu Hülfe gekommen wäre. Eine in Gefangenschaft gefallene Frau soll ihm für eine schwere Summe Geldes den geheimen Abzugskanal angezeigt haben, wodurch der Festungsgraben trocken gelegt werden konnte. Und dennoch wurde der Sturm, den er am 14. August versuchte, noch mit unglaublicher Tapferkeit der Belagerten und großem Verluste der Osmanen abgeschlagen. Aber schon reichten die geschwächten Kräfte der Besatzung kaum mehr aus, als an demselben Tage das Auffliegen eines Pulvermagazins, wobei viele Menschen ihren Untergang fanden, vollends ihren Muth brach. Denn auch die bis zum letzten Augenblick erwartete kaiserliche Hülfe blieb aus, und so sah sie sich genöthigt, endlich am 27. August zu capituliren [2]).

1) Eine genaue Schilderung der Lage und der Festungswerke von Großwardein, wie sie damals waren, gibt z. B. Nitri Ragguailo delle ultime guerre di Transsilvania, p. 31 fg. Über die Stärke der Besatzung sagt Bethlen, p. 207: „Nongenti dumtaxat (850) numerabantur, quum quinis millibus ad obeundas rite stationes opus fuisset."

2) Das Nähere der Belagerung gibt vorzüglich Nitri p. 31—37.

1660 Dem von Ali-Pascha am 30. August 1660 unterzeichneten Vertrage zufolge, erhielt die bis auf 300 M. zusammengeschmolzene Besatzung freien Abzug mit allen ihren Habseligkeiten. Ebenso sollte es allen Einwohnern und Beamten unbenommen bleiben, unter dem Schutze der Pforte abzuziehen, wohin sie wollten. Allen, welche bleiben oder zurückkehren wollten, sollte der ungeschmälerte Besitz ihrer Güter gewährleistet sein. Auch sollte sich Niemand an der dort befindlichen Schule und der — das wurde in der Capitulation merkwürdigerweise ganz besonders festgesetzt — der Stadt gehörigen Druckerei vergreifen. Wegen Verminderung des bisher gezahlten Tributs versprach der Serdar sich bei dem Sultan selbst zu verwenden [1]).

Am 31. August nahm hierauf Ali-Pascha von diesem wichtigen Platze, dessen Belagerung ihm nicht weniger als 10,000 M. gekostet haben soll, förmlich Besitz. Auch wurde gleich darauf Barcsai, der endlich wenigstens einen Theil des verlangten Geldes aufgebracht hatte, mit seinem Gesandten unter der Bedingung aus der Gefangenschaft entlassen, daß er den Rest der 500,000 Thaler sobald wie möglich nachzuzahlen habe. Das machte aber unter den wenigen Anhängern, welche Barcsai überhaupt noch hatte, um so böseres Blut, da er sich, um nur seine Verpflichtungen gegen die Pforte erfüllen zu können, genöthigt sah, das Land mit neuen Steuern und gewaltsamen Erpressungen heimzusuchen. Desto mehr gewann nun die Partei des Johann Kemeny an Stärke und Entschlossenheit.

Bereits auf dem von Barcsai auf den 25. October nach Schäsburg einberufenen Landtage erhoben sich wieder viele und gewichtige Stimmen zu Gunsten Kemeny's, welcher mit leichter Mühe auch die wenigen Truppen aus dem Felde schlug, die für die schon verlorene Sache Barcsai's zuletzt noch ihr Schwert eingesetzt hatten. „Er komme nicht" ließ Kemeny überall verkünden, „um sich der Herrschaft zu bemächtigen, sondern um den Frieden herzustellen und der Zwietracht ein Ende zu machen" [2]). Indessen war der

1) Den Text der Capitulation gibt Katona a. a. O. p. 208.

2) Bethlen, a. a. O. p. 215: „Ad universum interim regnum,

Landtag zu Schäsburg am 12. November unter erbittertem, aber resultatlosem Parteikampfe auseinander gegangen. Ein neuer, welchen Kemeny nach Szaß-Regen auf den 24. November einberief, sollte zwischen ihm und Barcsai entscheiden.

Die Stellung des Letzteren — das fühlte er selbst am besten — war nun aber schon gänzlich unhaltbar geworden. In einem bereits unter dem 11. December an die Stände gerichteten Schreiben erklärte er sich abermals bereit, der Herrschaft zu Gunsten Kemeny's unter der Bedingung zu entsagen, daß ihm ein seinem Stande und seinen Würden angemessener Besitz und Unterhalt zugesagt und verbürgt werde. Die Stände nahmen diesen seinen Entschluß als einen Beweis vaterländischer Gesinnung mit Freuden und Wohlwollen auf, überließen ihm zum Ruhesitz das mit angemessenen Einkünften dotirte Schloß Görgeny, und schritten, nachdem er am 31. December förmlich abgedankt hatte, sogleich am 1. Januar 1661 zur Wahl eines neuen 1661
Fürsten, welche natürlich auf Niemand anders fallen konnte, als auf Johann Kemeny [1]).

Auch er wollte die Annahme derselben nur als ein Opfer betrachtet wissen, welches er der gemeinsamen Sache des Vaterlandes zu bringen bereit sei. Denn offenbar werde die Pforte schon im nächsten Frühjahre ihre Heerschaaren und die Horden der Tataren wieder nach Siebenbürgen schicken; man müsse sich also aufs Neue zum Kampfe für Freiheit und Selbständigkeit rüsten. Daß er diesen aber nicht allein siegreich durchfechten könne, durfte sich Kemeny nicht verheimlichen. Nachdem daher die Stände der drei Nationen in den ersten Tagen des Januar ihm förmlich gehuldigt hatten, und Barcsai nochmals schriftlich die Versicherung erneuert, daß er allen weitern Ansprüchen auf den Fürstenstuhl gänzlich entsage und selbst entschlossen sei, den Zorn der Pforte deshalb auf sich zu nehmen (indignationem super hoc portae

«non principatum occupaturum, sed publicae consulturum paci, dissensionesque intestinas sedandi gratia se venisse», per publicas evulgat litteras Joannes Kemenius."

1) Die Entsagungsurkunde Barcsai's vom 11. December 1660, bei Katona, a. a. p. 218.

Ottomanicae in se recipere), wandte Kemeny seine Blicke sofort nach Wien, um in dem bevorstehenden Kampfe die Hülfe des Kaisers auf nachdrücklichere Weise in Anspruch zu nehmen, als sie seinem bedrängten Vaterlande von dieser Seite bisher zu Theil geworden war [1]).

Die Haltung des Kaiserhofes war in den letzten Jahren den siebenbürgischen Wirren gegenüber allerdings eine ziemlich unbestimmte und selbst etwas zweideutige gewesen. Man verkannte zu Wien keineswegs die Gefahren, welche die Fortschritte der osmanischen Waffen in Siebenbürgen am Ende auch dem Kaiserreiche bringen müßten; auf der andern Seite wollte man aber doch auch einen förmlichen Bruch mit der Pforte noch so lange wie möglich vermeiden. Aus diesem Grunde hatte sich Kaiser Leopold auch mit Rakoczy nur vorsichtig und nicht eben sehr tief eingelassen, als dieser ihn bereits im Jahre 1658 durch seinen Kanzler Michael Mikes im Geheimen um Hülfe ansprechen ließ [2]). Erst nachdem Jenö verloren gegangen war, glaubte das kaiserliche Cabinet die siebenbürgischen Angelegenheiten wieder etwas schärfer ins Auge fassen zu müssen.

Als der Kaiser sich zu Anfang des Jahres 1659 auf den Reichstag nach Frankfurt begab, legte er dem Palatin von Ungarn, Paul Weselenyi, den er noch besonders dadurch günstig zu stimmen suchte, daß er ihm beim König von Spanien den Orden des goldenen Vließes auszuwirken versprach, sowie den ungarischen Räthen in eigenen Erlassen die Wahrnehmung seiner Interessen in Ungarn und Siebenbürgen sehr ernstlich ans Herz. Es erschien ihm angemessen, die Bewegungen zu Gunsten Rakoczy's in Oberungarn unter der Hand auf jede Weise zu unterstützen, in keinem Falle aber sogleich so weit zu gehen, daß man Rakoczy offen mit den Waffen beistehe. Man solle nur für alle Fälle auf seiner Hut sein und namentlich darauf Bedacht nehmen, die durch

1) Katona, a. a. p. 224 fg.: „Dicit", heißt es in der von Kemeny bei Gelegenheit seiner Wahl abgegebenen Erklärung, „Turcas, appropinquante vere, venturos esse cum Tartaris in hoc regnum hicque permansuros."

2) Bethlen bei Katona a. a. O. p. 39.

den Verlust von Jenö am meisten bedrohten kaiserlichen Gespannschaften an der Theis gehörig zu decken. Zu diesem Zwecke dürfte es wol gerathen sein, in die gegenwärtig noch Rakoczy zugehörigen Festungen Szathmar, Kallö, Etsed und Tokai, mit Zustimmung des Fürsten, deutsche Besatzungen einzulegen [1]).

Rakoczy, welchem die verjährte Abneigung der Ungarn gegen deutsche Truppen überhaupt bekannt genug war, trug anfangs Bedenken, für diesen Preis die kaiserliche Hülfe zu erkaufen; am Ende zwang ihn aber doch die Noth, mit dem Kaiser einen förmlichen Vertrag dahin abzuschließen, daß es ihm gestattet sein solle, die genannten Schlösser mit deutschen Truppen zu besetzen und ihre Einkünfte zum Unterhalt derselben zu verwenden, jedoch nur so lange, bis die Ruhe in Siebenbürgen und den Grenzprovinzen wiederhergestellt sein würde [2]).

Während nun aber der Kaiser Rakoczy auf diese Weise mit eiteln Hoffnungen hinhielt, unterließ er gleichzeitig nicht, der Pforte, ungeachtet die gegenseitigen Beschwerden über vertragswidrige Einfälle, Räubereien und Gebietsverletzungen zu Wien, Constantinopel und Ofen gerade um diese Zeit wieder häufiger und eindringlicher geworden waren, wie je zuvor, in Betreff Siebenbürgens die friedlichsten und gemäßigtsten Gesinnungen an den Tag zu legen. Nirgends, erklärte der kaiserliche Resident, Simon Reniger, noch im Jahre 1659 geradezu dem Großwesir, welchem der mit dem Fürsten abgeschlossene Vertrag sicherlich kein Geheimniß war und der deshalb versicherte, daß der Sultan es sofort als einen Friedensbruch betrachten würde, wenn der Kaiser „dem Rebellen" auch nur einen einzigen deutschen Soldaten zu Hülfe schicken wolle (si vel tantillum opis aut Germani

1) Die an den Palatin und die ungarischen Räthe gerichteten kaiserlichen Erlasse bei Katona, p. 54 fg.: „Videri sibi", heißt es unter Anderm im letzteren, „hos (Rakotzii) conatus regia auctoritate approbandos esse: jamque in mandatis palatino Hungariae datum esse, ut in his rebus conniveat, ac unice caveat, ne arma cum principe conjungant."

2) Inhalt des Vertrags: Daselbst, p. 57.

militis rebelli submitteret), nirgends werde Rakoczy's Benehmen mehr gemisbilligt, als zu Wien.

Und als nun dieser, immer mehr in die Enge getrieben, den Kaiser durch seine Sendboten, meistens Mönche, nur um so dringender um Hülfe anflehen ließ, blieb derselbe dennoch unerbittlich, blos weil er auch jetzt noch einen Bruch mit der Pforte vermeiden wollte [1]). Aber so weit mochte der Kaiser der Pforte doch auch nicht zu Willen sein, daß er sich zu der von dem Großwesir verlangten Auslieferung Rakoczy's verstanden hätte, als dieser über der Theis auf kaiserlichem Gebiete eine Freistatt gesucht hatte, sowie auch die dem kaiserlichen Internuncius August von Mayern, welcher im Jahre 1659 in außerordentlicher Mission dem Sultan Leopold's Kaiserkrönung ankündigte, gemachte sonderbare Zumuthung, man möge doch, um diesen Stein des Anstoßes aus dem Wege zu räumen, mit Rakoczy auf ähnliche Weise verfahren, wie vor Zeiten einmal Papst Alexander VI. an Dschem, dem unglücklichen Sohne Mohammed's II., oder der Perserschah an Bajesid, Suleiman's I. Sohne, gehandelt, mit gerechtem Unwillen zurückgewiesen wurde [2]).

Allein diese hin und her schwankende Politik des kaiserlichen Cabinets ließ sich, der Macht der Ereignisse gegenüber, doch nicht auf die Dauer durchführen. Man wurde wider Willen zum Handeln getrieben, als die Pforte zu Anfang des
1660 Jahres 1660 Anstalten machte, die Dinge in Siebenbürgen mit bedeutenden Streitkräften zu einer endlichen Entscheidung zu bringen. Während also Sidi Ahmed Rakoczy unweit Klausenburg die Schlacht bot, die seiner Herrschaft und seinem Leben ein Ende machte, und der Serdar Ali Pascha

1) Bethlen a. a. O. p. 172: „Ut ne exorari se pateretur Leopoldus, non tam hominis (Rakoczy's) levitas faciebat, quam quod bellum evitatum cuperet. Rennigerus vezirio idem confirmat, nuspiam Rakotzii acta magis quam Viennae improbari."

2) Nach Mayern's eigenem handschriftlichen Berichte bei Hammer, Bd. VI, S. 72. Über Dschem's und Bajesid's Schicksale und tragischen Ausgang vergl. unser Werk Bd. II, S. 479—494 und Bd. III, S. 39—50.

von Temeswar her schon Großwardein bedrohete, erhielt endlich der Befehlshaber der kaiserlichen Truppen an den Grenzen, Graf de Souches, die Weisung, dem mit Rakoczy abgeschlossenen Vertrage zufolge, in die Gespannschaften Szathmar und Szolnok einzurücken und die dortigen Festungen mit seinen deutschen Truppen in Besitz zu nehmen.

Aber auch damit ging es nur langsam von statten. Denn der Widerwille gegen diese Deutschen war so groß, daß mehrere der bezeichneten Plätze sich geradezu weigerten, ihnen die Thore zu öffnen. Nur Szathmar und Kallö fügten sich gutwillig; Tokai gab erst nach, als de Souches mit Gewalt drohete, und bei Etsed und Önod blieb selbst diese Drohung ohne Wirkung, weil es de Souches ausdrücklich zur Pflicht gemacht worden war, alle Feindseligkeiten zu vermeiden (ne hostile quid susciperet). Sogar die schwache Besatzung von Großwardein lehnte, aus Haß gegen die Deutschen, die ihr von dem kaiserlichen Feldherrn gebotene Hülfe ohne weiteres ab; und so kam es, daß man, während Ali-Pascha schon mit 50,000 M. diesen Platz berannte, im kaiserlichen Kriegsrathe zu Gratz, wo Leopold damals Hof hielt, noch lange darüber hin und her stritt, ob de Souches, welcher bestimmtere Verhaltungsbefehle verlangt hatte, zum Entsatze vorrücken solle oder nicht. Endlich entschied man sich allerdings dafür, vorzüglich in der Meinung, daß de Souches zu diesem Zwecke mindestens 25,000 M. zu seiner Verfügung habe, obgleich er, abgesehen von den Besatzungstruppen in den genannten Festungen — was spräche wol mehr für den damaligen Zustand des kaiserlichen Kriegswesens? — kaum ein Viertel jener Zahl wirklich unter seinen Fahnen hatte [1]).

Schon aus diesem Grunde konnte also de Souches dem ohnehin viel zu spät erlassenen kaiserlichen Befehle gar nicht mehr nachkommen. Er mußte ruhig zusehen, wie Großwardein in die Gewalt der Osmanen fiel; und — was das

1) Katona a. a. O. p. 203—207. Vorzüglich interessant ist hier die Correspondenz zwischen dem Kaiser und de Souches, worin der letztere jenem erst den Irrthum wegen der 25,000 M. benehmen mußte: „Aliter longe res“, schrieb er ihm, „ac Graecis pingerentur, habere.“

Schlimmste war — selbst dieser Schlag vermochte nicht, das kaiserliche Cabinet, damals ganz unter dem Einflusse des zaghaften, unentschlossenen und friedliebenden Fürsten Portia, zu einer thatkräftigeren, entschiedeneren Politik zu bewegen. Man begnügte sich damit, in Constantinopel die Einnahme von Großwardein durch den kaiserlichen Residenten Reniger als einen Friedensbruch bezeichnen zu lassen, und dabei die eitle Drohung von einer unfehlbaren Vereinigung aller Mächte der Christenheit gegen das osmanische Reich zu erneuern. Am wenigsten war aber der Großwesir Mohammed Köprili dazu gemacht, sich dadurch einschüchtern zu lassen. „Sie möchten nur kommen, diese Mächte der Christenheit", hatte er Reniger erwidert, „wenn sie Lust hätten, die Stärke dieses Reiches noch etwas besser kennen zu lernen" [1]). Und obgleich er bald darauf zur Beruhigung des bestürzten Residenten hinzufügte, man werde dem Serdar Ali und dem Pascha von Wardein die Weisung zugehen lassen, daß sie sich weiterer Feindseligkeiten für jetzt zu enthalten hätten, so wußte doch auch der Großwesir nur zu gut, wie man damals in Wien gesinnt war, und daß z. B. Graf Zrinyi, welcher um diese Zeit auf eigene Hand Kanischa angegriffen hatte, vom Kaiser selbst bedeutet worden war, davon abzustehen. Zrinyi soll aus Unmuth darüber sein Schwert zu Boden geworfen haben, verschaffte sich jedoch einigermaßen dadurch Genugthuung, daß er etwa eine Stunde davon an der Mur die kleine nach ihm benannte Festung Serinwar anlegen ließ [2]).

So war das Verhältniß zwischen beiden Mächten ein zwar gespanntes, aber noch nicht offen und entschieden feind-
1661 liches, als zu Anfange des Jahres 1661 die Abdankung Barcsai's und die Wahl Kemeny's den endlichen Bruch unvermeidlich machen zu müssen schien. Denn obgleich die Pforte sich anfangs bereit erklärt hatte, Kemeny unter der Bedingung anzuerkennen, daß er den festgesetzten Tribut und

1) Valiero Guerra di Candia, p. 515: „Che vengano pure tutti i Cristiani et allora conosceranno un poco meglio le forze di quell' Imperio."

2) Derselbe, p. 518.

die rückständigen Kriegskosten zahlen, überdies aber noch seinen Sohn als Geißel nach Constantinopel schicken und persönlich in Temeswar erscheinen wolle, um dort von dem Serdar Ali-Pascha unter den herkömmlichen Förmlichkeiten die Investitur zu empfangen, so änderte sie doch sofort ihren Sinn, als Kemeny es für zu gefährlich hielt, sich ihrem Willen zu fügen. Auch, scheint es, waren die fortdauernden geheimen Aufhetzereien Barcsai's und seines Anhanges dabei nicht ohne Einfluß.

Aufgefangene Briefe ließen keinen Zweifel darüber, daß Barcsai, während er sich scheinbar ruhig verhielt und sich offen wiederholt für Kemeny erklärte, im Geheimen Alles aufbot, die Türken ins Land zu locken, um sich dann mit ihrer Hülfe wo möglich abermals der Herrschaft zu bemächtigen [1]). Das konnte aber nur seinen Untergang beschleunigen. Kemeny, einmal im Besitz jener Briefe, lud ihn mit seinem Bruder Andreas in den ersten Tagen des Mai zu einer Jagdpartie ein, legte ihm hier beim Mahle die verrätherischen Schreiben vor und ließ den Bruder ohne weiteres, in Fesseln geschlagen, nach der Festung Fogaras abführen, wo er wenige Tage nachher, am 16. Mai, nachdem er noch die fürchterlichsten Qualen der Folter erduldet, durch den Strang hingerichtet wurde. Barcsai selbst wurde vorläufig als Gefangener nach seiner Burg Görgeny zurückgeschickt, überlebte aber hier die Katastrophe von Fogaras nur wenige Wochen. Denn sobald die Osmanen die Feindseligkeiten wieder begonnen hatten, ließ Kemeny ihn, mit ausdrücklicher Zustimmung der Stände, unter dem Vorwande, daß er ihn nach Kovar in Sicherheit bringen lassen wolle, aus seinem Schlosse hervorholen, unterwegs, in der Nähe des Dorfes Repa, meuchlings umbringen und seinen Leichnam an Ort und Stelle einscharren [2]).

Wie wäre aber, nach solchen Vorgängen, noch eine Aus-

1) Katona a. a. O. p. 237: „Ad haec clam illustrissimo principi Kemenyio feruntur litterae Bartsai Andreae et Achatii, quibus mediantibus Turcas invitaverunt, ut accelerent in Transsilvaniam.“

2) Daselbst, p. 237, 239.

söhnung zwischen Kemeny und der Pforte möglich gewesen? — Bereits am 3. Juni hatte ja der Serdar Ali-Pascha von den zu Mediasch versammelten Ständen geradezu verlangt, daß Kemeny abdanken und sich ruhig auf seine Güter zurückziehen, dagegen ein Anderer an seiner Stelle gewählt werden solle, welcher, nach vollzogener Wahl, sofort mit einem Gefolge von höchstens 25 Personen und je 16 vornehmen Abgeordneten der drei Nationen vor dem Serdar erscheinen müsse, um ihm nicht nur die volle Summe der rückständigen 500,000 Thlr. Kriegskosten, sondern auch den seit zwei Jahren nicht gezahlten Tribut im Betrage von 160,000 Thlrn. zu überbringen. Wer hätte sich aber so unerhörten Bedingungen fügen mögen? — Kein einziger von den von der Pforte selbst in Vorschlag gebrachten Candidaten, Johann Bethlen, Gabriel Haller, Michael Kalnoki, ja selbst Franz Rhédei, besaß Ehrgeiz und Muth genug, sich einer solchen Last zu unterziehen [1]).

Ali-Pascha sah sich daher nach langen vergeblichen Unterhandlungen und nachdem der feige Franz Rhédei von ihm selbst als untauglich verworfen worden war, und auch Stephan Petki die Wahl abgelehnt hatte, endlich, am 14. September, genöthigt, den Ständen den Michael Apafy, einen zwar aus einer der ältesten Familien des Landes entsprossenen, aber von Natur furchtsamen und durch lange Gefangenschaft bei den Tataren, aus welcher er sich eben erst mit schwerem Gelde losgekauft hatte, völlig demoralisirten Magnaten, geradezu als Fürsten aufzudrängen. Der arme Mann wäre bald vor Schrecken gestorben, als er von den Türken gleichsam mit Gewalt aus seiner Burg Ebesfalva abgeholt wurde, um die Belehnung mit der ihm aufgedrungenen Fürstenwürde und die unfreiwillige Huldigung der Stände zu empfangen. Eine Weigerung war aber schon gar nicht mehr

1) Katona a. a. O. p. 238, nach der aus Handschriften mitgetheilten Proposition des Serdars, welche wörtlich lautete: „Electus princeps statim post electionem, ad summum cum 25 servitoribus, et ex singulis nationibus 16 viris summis ac majoribus, cum integra summa 500 millium tallerorum ac duorum annorum tributo, scilicet 160 millium tallerorum, veniat salutatum Ali bassam."

möglich, weil die Türken so gut wie ganz Herren des Landes waren und Kemeny fast nur noch einen Verzweiflungskampf um Herrschaft und Dasein kämpfte [1]).

Bereits im Juni hatten die Osmanen mit den Tataren vereint die offenen Feindseligkeiten an mehreren Orten zu gleicher Zeit begonnen. Während die Statthalter von Ofen und Erlau zu Ende des genannten Monats durch den Eisernen-Thor-Paß in Siebenbürgen eingedrungen waren, hatte der Serdar Ali-Pascha mit den bessarabischen Tataren, die er vorzüglich als Vorläufer gebraucht, in den ersten Tagen des Juli, das Sachsenland, namentlich das Hatzegerthal, überschwemmt, dort Alles weit und breit mit Feuer und Schwert verheert, die von den Einwohnern verlassenen Städte Szaszvaros (Broos) und Szaszsebes (Mühlenbach) niedergebrannt und sich dann gegen Weißenburg (Alba Julia) gewendet. Kemeny hielt mit seinem kleinen Heere, vorzüglich von den ihm nachjagenden Tataren, die überall entsetzlich hausten, fortwährend geängstiget, nirgends Stand. Er wich erst bis an die Ufer des Szamos und dann bis Regerfalva zurück. Auch dahin folgten ihm die Tataren und die Heerschaaren Ali-Pascha's, welche ohne weiteres die ungarische Grenze überschritten, bis in die Nähe von Szathmar und Huszt vordrangen, namentlich die Marmaroscher Gespannschaft weit und breit verwüsteten und endlich längs des Maros sengend und brennend wieder nach Siebenbürgen zurückkehrten, wo sie sich bei Maros-Vasarhely (Neumarkt) festsetzten [2]).

1) Bethlen bei Katona a. a. O. p. 245, 258 fg. „Redeium", meinte der Pascha, „non dignum esse, ut offeratur principatus semel rejectus." — Und von Apafy heißt es: „Hic erat ex antiquissima magnatum familia ortus, pius, sed tam natura, quam propter diuturnas carceris Crimensis molestias plus justo demissus ac lenis. .... Qui nihil unquam hac de re meditatus, audito Ali bassae nuntio, extabescit. ... Nunquam enim principatum eum inhiasse fateri coguntur vel ipsius inimici; ob idque non spes principatus, sed praesentissima verius ante oculus castello proprio exeuntis obversabatur mors." Über seine Belehnung, welche am 16. September mit Purpurkrone, vergoldeter Keule und reichgeschirrtem Schlachtroß im türkischen Lager stattfand: Daselbst, p. 269.

2) Daselbst, p. 241, 244, 251—253.

Das endliche Erscheinen der von Kemeny schon im Frühjahre erwarteten kaiserlichen Hülfe hatte diesen Rückzug wesentlich beschleuniget. Die Bevollmächtigten Kemeny's, Dionysius Banfi und Martin Kassoni, waren mehrere Monate in Wien zurückgehalten worden, ehe das kaiserliche Cabinet zu einem Entschlusse kommen konnte. Man wollte erst nochmals den Versuch machen, wo möglich eine friedliche Ausgleichung zwischen Kemeny und der Pforte zu vermitteln, und schickte deshalb außerordentliche Unterhändler nach Constantinopel und an Ali-Pascha nach Temeswar. Sie richteten jedoch nichts mehr aus und wurden hier wie dort mit dem gleichlautenden Bescheide abgewiesen: „Kemeny dürfe in keinem Falle mehr unter den Lebenden geduldet werden; und wenn der Kaiser sich seiner annehmen wolle, so könne die Pforte nicht umhin, dies als einen Friedensbruch zu betrachten" [1]).

Unterdessen hatte man sich in Wien doch endlich dahin entschieden, zur Vorsicht ein aus Kerntruppen gebildetes Beobachtungscorps über Tyrnau bis in die Gegend von Komorn vorzuschieben, nicht sowol in der Absicht, Kemeny sofort thätlich zu unterstützen, als um der öffentlichen Stimme gerecht zu werden, welche es längst als eine Schmach des Kaiserhauses bezeichnet hatte, wenn es, nachdem es bereits Großwardein verscherzt, nun vielleicht auch noch Klausenburg und ganz Siebenbürgen dem Erbfeinde der Christenheit preisgeben wolle [2]). Denn in Betreff des Fürsten von Siebenbürgen beschränkte sich die Politik des kaiserlichen Cabinets eigentlich nur darauf, daß es, ohne sich gerade besonders für Ke-

1) Katona a. a. O. p. 247: „Uterque rigido et abrupto responso dimissus: «Kemenium vivere ultra non posse: si ejus causam tuendam Caesar susciperet, pacem violatam videri.»"

2) „Satis jam infamiae Austriacis apud exteros principes conflatum erat, quod persuasum haberent, illorum cessatione Waradinum amissum; quid dicturi essent, si Caesar, Suecico bello plane explicitus, ducibus, milite provisus, Claudiopolim aut Transsilvaniam totam praeripi otiosus per socordiam spectaret." — Katona p. 247, nach Wagner's „Geschichte des Kaisers Leopold."

meny zu interessiren, unter allen Umständen den Ständen das Recht der freien Wahl ihres Fürsten gewahrt und erhalten wissen wollte [1]).

Die Monate Mai und Juni wurden noch damit hingebracht, den Plan des Feldzuges zu berathen, welchen man, im äußersten Falle, noch in diesem Jahre unternehmen wollte. Man kam endlich dahin überein, daß Kemeny ein kleines Hülfscorps von 1000 M. zugeschickt werden solle, während die ungarischen und siebenbürgischen Grenzplätze mit kaiserlichen, d. h. deutschen, Truppen besetzt und zugleich zwei Armeecorps gebildet werden sollten, die je nach Umständen im offenen Felde zu operiren hätten. Das eine sollte als fliegendes Corps (camp volant), unter dem Befehle des Feldmarschall-Lieutenants Grafen Johann Richard von Starhemberg, sogleich bis an die Theis vorgehen, um sich von dort aus, unter dem Schutze der bereits besetzten Plätze, mit Kemeny in Verbindung zu setzen, das andere, die Hauptarmee, 14—15,000 M. stark, an der Donau stehen bleiben, um ohne weiteres auf Gran und Ofen loszugehen, sobald die Türken die von den Kaiserlichen besetzten Plätze angreifen oder ihre Streifzüge bis auf ungarisches Gebiet ausdehnen würden. An die Spitze dieses Corps wurde einer der bewährtesten Feldherren seiner Zeit, der Modeneser Raimund von Montecuculi, gestellt, welcher als kaiserlicher Feldmarschall zugleich den Oberbefehl über das Ganze führen sollte [2]).

Montecuculi, welcher wie Keiner vor ihm und Wenige nach ihm die Natur und die Eigenthümlichkeiten des Türkenkrieges praktisch und theoretisch studirt hatte und keineswegs eine geringe Meinung von der Heeresmacht der Osmanen hegte, folglich auch mit den Schwierigkeiten eines Feldzugs in Ungarn und den Mitteln, sie zu überwinden,

1) Mémoires de Montecuculi avec les commentaires de Monsieur le Comte Turpin de Crissé, Amsterdam 1770. T. III, p. 343 und 347. Von jetzt an eine der Hauptquellen für diesen ungarisch-siebenbürgischen Krieg.

2) Daselbst, p. 348.

vollkommen vertraut war [1]), wußte sehr wohl, daß hier nur mit großen und entscheidenden Schlägen bedeutende und bleibende Resultate erzielt werden konnten. Er bereitete daher, als er im Juli mit seinen vortrefflich ausgerüsteten und gut verproviantirten Truppen bei Mardosch, unweit Komorn, festen Fuß gefaßt hatte, auch sogleich Alles zu einem Angriff auf Gran und Ofen vor, welche, wie alle Grenzplätze, damals, weil Ali-Pascha alle Truppen nach Süden gezogen hatte, nur schwach vertheidiget waren. Schon waren die Brücken geschlagen, auf denen er über die Donau setzen sollte, schon war bei Dotis das Lager abgesteckt, welches er jenseits des Flusses beziehen wollte, sobald Ali-Pascha eine Bewegung nach Norden hin machen würde, als er von dem Hofkriegsrath zu Wien den gemessensten Befehl erhielt, alle weiteren Operationen an der Donau aufzugeben und unverzüglich mit seiner ganzen Armee nach Oberungarn vorzurücken.

Alle Vorstellungen, welche Montecuculi aus politischen und strategischen Gründen dagegen erhob, waren vergeblich. Er wußte, daß dort für nichts, weder für ein gehöriges Unterkommen noch für eine hinlängliche Verpflegung der Truppen, gesorgt war, daß sie bei der schon vorgerückten Jahreszeit der peinlichsten Noth und den verheerendsten Krankheiten ausgesetzt sein würden, und daß man beständig mit einer aufgewiegelten Bevölkerung zu kämpfen habe, welche die deutschen Söldner mit unauslöschlichem Hasse verfolgte, ihnen selbst die vorhandenen Lebensmittel entzog und sie überall, wo sie ihrer vereinzelt habhaft werden konnte, unbarmherzig erschlug. „Aber", ruft er selbst in seiner Verzweiflung darüber aus, „es gibt Minister, welche mehr Macht, als Erfahrung haben, welche, obgleich sie sich nicht selbst auf die Dinge verstehen, dennoch nicht dem Rathe Anderer folgen, aus Furcht, daß es offenbar werde, daß sie der Ein-

1) Man vergleiche nur seine „Maximes appliquées à la guerre qu'on peut faire contre le Turc en Hongrie", im T. III seiner „Mémoires" zu Anfang, welche in der Literatur der Kriegswissenschaften noch für classisch gelten.

sichten Anderer bedürfen, und die sich Ruhm und Ansehen dadurch zu erwerben glauben, daß sie alle Pläne zunichte machen, die Andere entworfen haben. Wenn aber der Erfolg ihren Erwartungen nicht entspricht, dann sucht freilich jeder die Schuld von sich abzuwälzen. So geschah es auch mit diesem Feldzug nach Siebenbürgen" [1]).

Aber Montecuculi war zugleich ein zu guter Soldat, als daß er nicht dem wiederholt an ihn ergangenen Befehle hätte Folge leisten sollen. Er brach sofort nach Oberungarn auf und traf in Eilmärschen, während ihm das schwere Geschütz und das Fußvolk, unter den Befehlen des Prinzen Leopold Wilhelm von Baden, nachfolgte, selbst bereits am 18. August mit dem Vortrab an der Theis unweit Tokai ein, als Ali-Pascha schon bis in die Gegend von Huszt vorgedrungen war. Dieser trat, durch die Nähe der kaiserlichen Truppen eingeschüchtert, sofort den Rückzug an. Montecuculi folgte ihm, ging, nachdem er sich mit Kemeny vereiniget hatte, der ihm nur 3000 M. zuführte, am 30. Aug. bei Tokai über die Theis und rückte bis in die Gegend von Szathmar vor, vermied aber eine Schlacht, weil die ihm versprochene ungarische Hülfe ausblieb und seine eigenen Truppen schon viel von Hunger und Krankheiten zu leiden hatten. Gleichwol setzte er seinen Marsch noch bis unter die Mauern von Klausenburg fort, wo er mit Ali-Pascha zusammenzutreffen hoffte. Allein dieser, welcher gleichfalls einen Zusammenstoß vermeiden wollte, hatte sich, wie wir gesehen haben, gleich bis nach Maros-Vasarhely, sechs Meilen davon, zurückgezogen, wohin ihm Montecuculi nicht weiter zu folgen wagte. Denn seine Erwartungen, in Klausenburg ein wohlverproviantirtes Standquartier für seine Truppen zu finden, wurden arg getäuscht. Er fand dort nur leere Magazine und rund herum eine aufsässige Bevölkerung, die sich, anstatt ihm den versprochenen Beistand zu leisten — so namentlich in den sächsischen Städten —, ganz offen gegen Kemeny und für Apafy erklärte.

Seine Lage wurde daher mit jedem Tage verzweifelter.

1) Mémoires, p. 353.

Die Truppen, welche, wie er selbst eingesteht, von Hunger und Krankheiten erschöpft, mehr einem Hospitale als einer Armee glichen, fingen an schwierig zu werden und murrten laut. Unaufhörliche Regengüsse machten selbst den Rückzug immer mislicher. Er mußte daher möglichst beschleuniget werden, wenn nicht Alles verloren gehen sollte. Montecuculi ließ also nur noch die Bürger von Klausenburg Kemeny den Eid der Treue leisten, warf eine kleine Besatzung von 1500 M. Fußvolk und 600 Pferden in den Platz, versorgte ihn reichlich mit Munition und Proviant und trat, bereits am 17. September, den Rückzug an, welcher unter unsäglichen Beschwerden nur langsam von statten ging und das ungemein geschwächte Heer durch das fast ganz verwüstete Land über die Theis und Tokai bis in die Nähe von Kaschau führte, wo es erst am 15. December eintraf [1]).

Unterdessen hatten sich die Operationen des bei Komorn zurückgebliebenen fliegenden Corps, unter dem Grafen de Souches, auf einige unbedeutende Streifzüge in die Umgegend von Ofen beschränkt, wo einige Palanken genommen und zerstört wurden [2]). Ali-Pascha dagegen brachte den Herbst damit hin, daß er die noch widerspenstigen Städte und Districte der Szekler unterwarf, sie zur Zahlung der Hälfte der immer noch rückständigen Kriegskosten (250,000 Thaler) zwang und einen Landtag nach Kisselik einberief, auf welchem Apafy am 20. November förmlich vereidiget wurde und die Huldigung der Stände empfing. Darauf bezog auch er, mit Zurücklassung von 2000 Türken und 3000 Walachen zum Schutze Apafy's, ruhig seine Winterquartiere zu Temeswar [3]).

1661 So standen sich also am Schlusse des Jahres 1661 die beiden Fürsten, welche sich um die Schattenherrschaft in Siebenbürgen stritten, unter dem Schutze der Pforte und des Kaisers, ohne Entscheidung einander noch immer feindlich gegenüber, Apafy zu Mediasch, Kemeny zu Klausenburg.

1) Alles genau Montecuculi, Mémoires, p. 353—365.

2) Daselbst, p. 362.

3) Bethlen bei Katona a. a. O., p. 270—273.

Ehrgeiz und Verwegenheit trieben den Letzteren zuerst wieder zum Handeln. Er war der Meinung, daß nach dem Abzuge der Türken der Zeitpunkt gekommen sei, wo er sich durch einen kühnen Schlag seines Nebenbuhlers entledigen und sich der Alleinherrschaft bemächtigen könne. Er verlangte dazu nur 2000 M. kaiserliche Hülfsvölker, welche ihm Montecuculi nicht verweigern zu dürfen glaubte. Er schickte sie ihm noch vor Ausgang des Jahres unter den Befehlen eines seiner tüchtigsten Offiziere, des Obersten Jacques Gerard, zu.

Mit ihm vereint brach Kemeny, obgleich seine Räthe das gewagte Unternehmen in solcher Jahreszeit ernstlich widerriethen, schon in den ersten Tagen des Januars 1662 gegen 1662
Mediasch hin auf. Apafy konnte sich in der fast ganz offenen Stadt nicht halten und zog sich in aller Eile auf Schäsburg zurück, von wo aus er, von aller Welt, selbst von seinen eigenen Truppen, verlassen, die Hülfe Ali-Pascha's zu Temeswar in Anspruch nahm. Dieser schickte ihm sogleich ein kleines Hülfscorps von 2000 Reitern, welche auch, während sich Kemeny unvorsichtigerweise durch eitle Verhandlungen mit Apafy hinhalten ließ, in Eilmärschen glücklich Schäsburg erreichten. Das hob aufs Neue den Muth Apafy's und seiner Partei, machte aber Kemeny nur desto zaghafter und unentschlossener. Anstatt die Osmanen schnell anzugreifen oder bei Zeiten den Rückzug anzutreten, blieb er thatlos in der Nähe von Schäsburg stehen, bis ihn am 23. Januar in einem unbewachten Augenblicke die osmanischen Reiter plötzlich überfielen und sein kleines Corps entweder auf der Stelle niedermachten oder ohne Widerstand auseinandersprengten. Kemeny selbst ward in der allgemeinen Flucht mit fortgerissen. In einem nur leicht zugefrorenen Sumpfe, so scheint es, stürzte er mit seinem Pferde. Er hatte nicht die Zeit und die Kraft gefunden, sich wieder aufzuraffen. Man fand dort später seinen entseelten Körper von den Hufen seiner eigenen Reiterei jämmerlich zertreten [1]).

Dieser unglückliche Ausgang ihres Hauptes entmuthigte

1) Montecuculi, p. 377—380. Katona, p. 276—281.

indessen die Partei Kemeny's doch noch nicht ganz. Sie setzte ihre letzten Hoffnungen auf den Bruder des Gefallenen, Peter Kemeny, und die fortdauernde Unterstützung des Kaisers. Sie ließ den Letzteren sofort durch ihre Gesandten ersuchen, daß er in keinem Falle seine Besatzungen aus den siebenbürgischen Festungen zurückziehen und den Krieg sobald wie möglich wieder aufnehmen möge. Apafy dagegen verlangte, ganz in der Gewalt und unter dem Einflusse der Pforte, gleichzeitig von dem Hofe zu Wien die schleunige Räumung jener Plätze: Das sei das einzige Mittel, den unsäglichen Leiden, von denen das unglückliche Land seit Jahren heimgesucht werde, endlich ein Ziel zu setzen und die Geißel des Barbarenkrieges für die Zukunft von ihm abzuwenden.

Der noch täglich steigende Haß der Eingeborenen gegen die deutschen Söldner kam diesem Verlangen Apafy's wunderbar zu Hülfe. Während Kemeny bei Schäsburg seinem Geschicke erlag, hatten sich Montecuculi und der Palatin von Ungarn, Graf von Roral, mit den zu Kaschau versammelten Ständen von Oberungarn vergeblich herumgestritten, um es nur durchzusetzen, daß den kaiserlichen Truppen in jenen Gegenden Quartier eingeräumt und in Kaschau selbst eine angemessene Besatzung aufgenommen werde. Anstatt aber den eindringlichen Vorstellungen der kaiserlichen Bevollmächtigten Gehör zu geben, wiegelte man im Gegentheil fortwährend die Bauern gegen die Deutschen auf, verbot ihnen geradezu sie mit Lebensmitteln zu versorgen und machte sich gar kein Gewissen daraus, sie bis zu Mord und Todtschlag zu fanatisiren. Ja, man organisirte förmliche Räuberbanden, welche, als Türken verkleidet, die deutschen Regimenter unversehens auf dem Marsche überfallen mußten, aber meistens mit Verlust zurückgeschlagen wurden. Der Kaiser war schwach genug, in diesem Punkte nachzugeben. Der Landtag von Kaschau ging am 21. Januar unverrichteter Sache auseinander und Montecuculi mußte seine Truppen aus Oberungarn zurückziehen [1]).

1) Montecuculi, p. 380—383.

Dagegen bestand der kaiserliche Hof wenigstens darauf, daß in den einmal besetzten siebenbürgischen Städten die Besatzungen verbleiben sollten, namentlich in Klausenburg, wo der kaiserliche Befehlshaber, Oberst-Lieutenant Redani, mit seiner kleinen Besatzung gegen die mismuthigen Stände und die aufsässige Bevölkerung in eine sehr üble Lage kam [1]). Auch erklärte sich Kaiser Leopold auf das Entschiedenste dahin, daß er Apafy als Fürsten von Siebenbürgen nicht anerkennen könne. Denn einmal sei er dem Lande, den ihm zustehenden Rechten zuwider, von der Pforte aufgedrungen worden, und zweitens habe er den Türken einen großen Theil Siebenbürgens theils bereits überlassen, theils für die Zukunft zugesagt und sich anheischig gemacht, unter dem Schutze der Pforte gegen den Kaiser die Waffen zu ergreifen [2]).

Auf der andern Seite war aber auch bei der Pforte jetzt in keinem Falle auf Nachgiebigkeit zu rechnen. Der vorherrschende Gedanke ihrer siebenbürgischen Politik trat im Gegentheil seit dem Tode des Großwesirs Mohammed Köprili, im October 1661, nur um so bestimmter und schroffer hervor, namentlich in den Unterhandlungen mit den kaiserlichen Bevollmächtigten, die sich nutzlos noch durch das ganze Jahr 1662 hindurchschleppten. Es war nun einmal die fixe Idee 1662
des leitenden Ministers Kaiser Leopold's, des Fürsten Portia, daß der factisch längst gebrochene Friede doch noch wiederhergestellt und für die Dauer befestiget werden könne [3]). Zu diesem Zwecke hatte er im Frühjahre den Hofkammerrath Beris nach Constantinopel geschickt, welcher als Resultat seiner Sendung nur die untröstliche Erklärung des neuen Großwesirs Ahmed-Köprili zurückbrachte, daß Siebenbürgen längst schon als Erbland (patrimonio ereditario) der

1) Am besten lernt man sie aus der interessanten Correspondenz zwischen Redani und den Ständen kennen, bei Katona, p. 287—294.

2) Wörtliche Erklärung des Kaisers: Daselbst, p. 296, und kaiserlicher Erlaß an die Stände vom 15. April 1662, p. 297.

3) Montecuculi, p. 390: „L'imagination de la paix s'était tellement imprimée dans la tête d'un Ministre (le Prince de Portia), qu'il n'y eut aucune raison capable de l'en tirer."

osmanischen Sultane betrachtet werde. Und dennoch trieb man, nach dieser sehr deutlichen Erklärung, in Wien die Schwäche noch so weit, daß man dem Diwan zu derselben Zeit, wo Ali-Pascha von Temeswar durch Apafy Klausenburg (Koloswar, Claudiopolis) berennen ließ, um die kaiserliche Besatzung von dort zu vertreiben, durch den Residenten Reniger abermals einen Friedensvertrag vorlegen ließ, welcher, da eine Einigung darüber gar nicht mehr möglich war, nur dazu dienen konnte, auf der einen Seite der Pforte zu ihren Rüstungen desto mehr Zeit zu gönnen, auf der andern das energischere Auftreten des Kaisers zu hindern und zu verzögern [1]).

Was hätte aber wol die Pforte in ihrem Entschlusse, sich nun Siebenbürgens um jeden Preis zu bemächtigen, mehr bestärken können, als gerade die heldenmüthige Vertheidigung und der glückliche Entsatz von Klausenburg? — Bereits am 25. April hatte Apafy, auf Geheiß des Paschas, mit 8000 M. seiner eigenen Truppen und einem osmanischen Hülfscorps von 4000 M., unter dem Befehle des Sandschaks von Jenö, Kutschuk Mohammed, die Belagerung begonnen. Alle ihre Bemühungen, sich des gut befestigten Platzes zu bemächtigen, wurden indessen durch die Tapferkeit und Umsicht David Redani's vereitelt, welcher zu gleicher Zeit den fast gefährlicheren Feind im Innern zu bekämpfen hatte. Denn die Einwohner bestürmten ihn unaufhörlich, er möge doch durch die Räumung der Stadt weiteres Unheil von ihnen abwenden; und auch die im Lager Apafy's versammelten Stände wandten sich mit einer sehr eindringlichen Vorstellung in gleichem Sinne an den Kaiser selbst. Dieser wollte und konnte sich aber dazu nur unter der Bedingung verstehen, daß Klausenburg niemals von den Türken besetzt werde, einer Bedingung, an deren Erfüllung unter den obwaltenden Umständen natürlich gar nicht zu denken war [2]). Nachdem daher Apafy etwa zwei

1) Nach den handschriftlichen Berichten der kaiserlichen Unterhändler Beris und Reniger bei Hammer, O. G., Bd. VI, S. 107.

2) Die betreffenden Vorstellungen der Stände und der Bescheid des Kaisers vom 1. Juni: Katona, p. 301—304 u. 309.

Monate lang die Belagerung ohne Erfolg fortgesetzt hatte, hob er sie auf die Nachricht, daß ein kleines von Montecuculi abgeschicktes Entsatzungscorps im Anzuge sei, am 5. Juli, mit Zurücklassung eines großen Theiles seines Gepäcks und seines Proviants, wieder auf. Der heldenmüthige Vertheidiger von Klausenburg, David Redani, überlebte jedoch diese ruhmvolle That nicht lange. Er starb kurz darauf an dem ihm von den Bürgern der befreiten Stadt beigebrachten Gifte im Wahnsinn [1]).

Sonst geschah in diesem Jahre nichts mehr, was der Erwähnung werth wäre. Herbst und Winter wurden damit hingebracht, die Rüstungen, auf Seiten der Pforte mit großer Energie, auf Seiten des Kaisers dagegen nur lau und ungenügend, fortzusetzen und die leidigen Unterhandlungen wieder aufzunehmen. Sie wurden von der Pforte treuloserweise absichtlich in die Länge gezogen, um, wie Montecuculi meint, den Kaiserhof desto besser einzuschläfern [2]). Je eifriger, je nachgiebiger man aber von Wien aus den Frieden betrieb, desto höher stiegen auch die Anforderungen des Diwans.

Als im Januar 1663 der Freiherr von Goes als kai- 1663
serlicher Bevollmächtigter nach Temeswar zu Ali-Pascha geschickt wurde, in dessen Hände die Pforte die Leitung dieses endlosen Friedensgeschäfts gelegt hatte, glaubte er allerdings schon bis an die äußerste Grenze der Zugeständnisse gegangen zu sein, wenn er, obgleich nicht ohne Widerstreben, in die Zurückgabe der von den Kaiserlichen besetzten Festung Szekelhyd und die Schleifung von Serinwar, Kanischa gegenüber, gewilligt und zugegeben hatte, daß es den Söhnen Rakoczy's und Kemeny's niemals gestattet sein solle, mit bewaffneter Hand in Siebenbürgen einzufallen, wogegen der Kaiser nur in dem Besitz der Gespannschaften von Szathmar und Szaboltsch verbleiben und beiden Theilen die Er-

1) Montecuculi, p. 384. Katona, p. 305.

2) Montecuculi, p. 385: „Ces négociations s'étoient faites à Temeswar avec Ali-Bacha, à qui la Porte avoit donné plein pouvoir de la conclure (la paix): on les y renoua même pour nous endormir.“

richtung neuer Grenzfestungen unbenommen sein sollte. Die Präliminarien wurden daraufhin auch wirklich unterzeichnet und namentlich von dem Kaiser, der den Frieden nun schon für völlig gesichert hielt, mit Freuden gutgeheißen [1]).

Aber wie ganz anders lautete die Sprache der Pforte, als sich im Frühjahre, unter des Großwesirs Ahmed-Köprili's eigener Führung, ihre Heeresmassen über Belgrad und Essek durch Ungarn fortwälzten und, ohne den geringsten Widerstand zu finden, bereits im Juli Ofen erreichten! Baron von Goes und der Hofkammerrath Beris, die kaiserlichen Unterhändler, waren von Temeswar sogleich nach Belgrad geeilt, um den Großwesir dort wo möglich noch aufzuhalten. Sie wurden aber von ihm sehr kalt empfangen, konnten sich kaum Gehör verschaffen und mußten dem Heere nach Essek folgen, wo die Verhandlungen wieder aufgenommen wurden. Von den zu Temeswar unterzeichneten Präliminarien war hier nun schon gar keine Rede mehr. Der Großwesir stellte sogleich Forderungen, deren Gewährung er wol selbst am wenigsten für möglich gehalten haben mag. Er verlangte, außer der Räumung von Szekelhyd und der Schleifung von Serinwar, von dem Kaiser geradezu **2** Millionen als Entschädigung für die auf die Rüstungen verwendeten Kosten, die Wiederherstellung des vor Zeiten gezahlten und durch den Frieden von Sitwatorok aufgehobenen jährlichen Tributs von **100,000** Thlrn. oder **30,000** Dukaten, und den freien Durchzug osmanischer Truppen durch das kaiserliche Gebiet nach Dalmatien oder andere der Republik Venedig zugehörige Landestheile [2]).

1) Katona, p. 388, nach Wagner's Geschichte Kaiser Leopold's: „Hae conditiones signatae utrimque et subscriptae ad utramque aulam per celeres nuncios sunt missae, magna Viennensis aulae laetitia, ubi pax jam pro confecta habebatur. Caesar rata habuit, quae Goesius inierat."

2) Le Campagne dell' Ungheria degl' anni 1663 e 1664 raccolte da diverse Relazioni e Lettere Oltramontane e discritte da Girolami Brusoni, In Venetia 1665, p. 4. Es ist dies eine der werthvollsten Quellenschriften zur Geschichte dieses Krieges, eine Reihe von Briefen, welche an Ort und Stelle, meistens zu Wien, ge-

Die Bestürzung über solche Zumuthungen war in Wien um so größer, da man ebensowenig darauf eingehen konnte, als man in der Lage war, dem übermüthigen Feinde gehörig gerüstet die Spitze zu bieten. Sechs Tage lang wurde im kaiserlichen Rathe darüber verhandelt, was zu thun sei, ehe man sich entschließen konnte, dem Baron von Goes den Befehl zuzuschicken, daß er alle weiteren Unterhandlungen abbrechen und sofort nach Wien zurückkehren solle. Aber auch dazu war es nun schon zu spät. Baron von Goes und der Resident Reniger, welche dem Heere schon von Constantinopel aus gefolgt waren, wurden als Gefangene mit nach Ofen abgeführt[1]).

Hier ließ sich nun erst die Heeresmasse, die man zu bekämpfen hatte, genauer übersehen. Sie soll sich ursprünglich auf mehr als **120,000** M. mit **123** Feldstücken, **12** Belagerungsgeschützen und einem Troß von **60,000** Kameelen und **10,000** Maulthieren belaufen haben, war aber schon bei einer Musterung, welche der Großwesir an den Ufern der Donau vornahm, durch die hinzugezogenen Contingente der Statthalter von Bosnien, Silistria, Temeswar und Wardein, sowie die des Fürsten von Siebenbürgen und der Woiwoden der Moldau und Walachei bis auf nahe an **200,000** M. angewachsen. Den Oberbefehl führte der kaum 30jährige Großwesir, aber, was die eigentliche Kriegführung betraf, von der er wenig oder nichts verstand, mehr dem Namen nach als in der That. Jedoch standen ihm die tüchtigsten Heerführer zur Seite, von denen namentlich drei als die leitende Macht des ganzen Feldzugs genannt werden: Beko-Beg, der Beglerbeg von Rumelien, Kutschuk Mohammed, der Besieger Kemeny's, und Hussein-Pascha, der Statthalter von Ofen. Ali-Pascha von Temeswar führte den Vortrab[2]).

schrieben, sich nicht nur durch genaue thatsächliche Angaben, sondern auch durch lebendigen Ausdruck der damals herrschenden Stimmungen auszeichnen.

1) Brusoni, p. 5.

2) So nach dem handschriftlichen Berichte des Freiherrn von Goes, bei Hammer a. a. O. S. 109 und 681. Die Stärke des Heeres

Und was hatte man nun diesen Heerschaaren entgegenzusetzen? — Montecuculi selbst glaubt die ganze Stärke der kaiserlichen Truppen, über die man verfügen konnte, kaum auf 6000 M. anschlagen zu können; und auch diese hatte man noch nicht einmal in einem förmlich organisirten Armeecorps beisammen. Sie waren im Gegentheil in kleinen von einander unabhängigen Abtheilungen überall zerstreut, in Siebenbürgen, in Ober- und Niederungarn, in Steyermark u. s. w. Die Sorglosigkeit der Regierung, welche die Dinge bis dahin hatte kommen lassen, rächte sich namentlich durch die üble Stimmung, welche jetzt unter der Bevölkerung von Wien zum Durchbruch kam. Indem man hier den gewaltigen Feind schon vor den Thoren wähnte, schrie der tumultuirende große Haufe laut gegen den Hof und die Minister, welche sich nun, nur zu spät, nach allen Seiten hin nach Hülfe umthaten [1]).

Der König von Polen hatte 20,000 M. Hülfsvölker versprochen; als man sie aber jetzt haben wollte, blieben sie aus, weil er seine Streitkräfte in dem Kriege gegen den Moskowiter brauchte. Desto mehr rechnete man auf die Reichshülfe. Und allerdings hatten auch einzelne Stände, wie namentlich die Churfürsten von Bayern, Sachsen und Brandenburg, der Erzbischof von Salzburg und der Bischof von Münster, mehrere Reichsstädte, wie z. B. das reiche Köln, ihre Hülfe an Geld und Truppen schon zugesagt, noch ehe der gerade zu Regensburg versammelte Reichstag darüber zu einem Beschlusse kommen konnte. Hier war man aber, nach langen Verhandlungen, nicht weiter gekommen, als daß vorläufig nur 1650 M. Reiterei und etwa 6000 M. Fußvolk bewilligt wurden und zwar unter sehr erschwerenden Bedingungen. Sie sollten, unbeschadet der Rechte und Freiheiten der Stände, nur auf ein Jahr gegen den gemeinsamen Feind

nach der Musterung an der Drave gibt Brusoni, p. 5, in einem Schreiben vom 6. Juli 1663. Montecuculi nimmt, p. 392, in runder Zahl 100,000 M. an.

1) Montecuculi, p. 392. Katona, p. 391: „Incredibile, quantum trepidatum sit (Viennae) velut non in Thracia procul bellum, sed ad urbis jam muros adsisteret . . . Incredibile, quibus calumniis aulicorum, ut fit, cessationem plebs petulans incesseret."

der Christenheit Dienste thun, unter ihrem eigenen Oberbefehlshaber stehen, der nur in wichtigen Fällen dem kaiserlichen Generalissimus gehorchen solle, von den ungarischen Ständen freien Durchzug und gute Verpflegung, von dem Kaiser das nöthige Geschütz und Rüstzeug erhalten, nie den übrigen Truppen einverleibt werden, die von ihnen gemachte Beute für sich behalten und endlich, soweit sie sich zur Augsburgischen Confession bekennen, völlig freie Religionsübuug genießen [1]). Bevor jedoch diese leidige Hülfe eintraf, bevor die Ungarn ihre Contingente aufgebracht hatten, war ja für dieses Jahr schon alles so gut wie verloren. Man sorgte in aller Eile nur noch für das Zunächstliegende. Wien wurde so gut wie möglich befestiget und reichlich verproviantirt; der Hof zog sich nach Linz zurück, und wer entkommen konnte, folgte seinem Beispiele und suchte anderwärts eine Freistatt [2]).

Im Übrigen war der Plan der Hofkriegsrathes, daß man dem Feinde in vier getrennten Armeecorps entgegentreten wollte. Das erste, unter den Befehlen des Grafen de Souches, sollte Mähren und Schlesien decken; das zweite, unter Montecuculi, war bestimmt, die Donaulinie zu halten und namentlich Komorn, Raab und Neuhäusel zu schützen; das dritte, unter Graf Niklas Zrinyi, sollte an der Grenze von Kroatien operiren, und das vierte endlich, das stärkste von allen — man glaubte es mindestens auf 60,000 M. bringen zu können —, unter Graf Peter Zrinyi, Ungarn vertheidigen. Nur waren die für diese respectiven Corps bestimmten Truppen noch längst nicht bei ihren Fahnen, als der Großwesir von Ofen aufbrach, um Neuhäusel anzugreifen. Um die Mitte Juli wurde noch in einem Kriegsrathe zu Komorn darüber hin und her gestritten, ob und wo man die ungarischen Milizen, die meistens nur aus schlechtbewaffneten Bauern bestanden, zusammenziehen und vertheilen sollte [3]).

Auch im Diwan des Großwesirs war man anfangs darüber in Zweifel gewesen, ob man Komorn, Raab oder Neu-

1) Brusoni, p. 8, 15.
2) Derselbe, p. 14.
3) Derselbe, p. 6. Montecuculi, p. 394.

häusel zuerst angreifen solle. Man entschied sich für das letztere als das weniger Schwierige. In den ersten Tagen des August erschien daher die Vorhut der Osmanen bei Gran, um dort der Armee den Weg über die Donau zu bahnen. Schon war ein Theil derselben, etwa 24,000 M., glücklich hinübergelangt, als der Befehlshaber von Neuhäusel, Graf Forgacz, den tollkühnen Entschluß faßte, sich mit einem kleinen Häuflein seiner Truppen, die er in aller Eile zusammenraffen konnte, dem mächtigen Feinde entgegenzuwerfen, um ihn wo möglich noch hier aufzuhalten oder zum Rückzug zu nöthigen. Der Zusammenstoß, welcher am 7. August unweit Parkany stattfand, war höchst verhängnißvoll für die Kaiserlichen. Die ungarischen Milizen ergriffen gleich auf den ersten Anlauf die Flucht; Alles, was Stand halten wollte, wurde in einem mörderischen Gefechte zusammengehauen oder zu Gefangenen gemacht. Das ganze Gepäck, 5 Feldstücke, 8 Mörser und etwa 1200 Gefangene blieben in den Händen der Sieger. Die meisten der letzteren ließ der Großwesir ohne weiteres vor den Augen des Freiherrn von Goes hinrichten. Kaum 2000 M. erreichten mit Forgacz, welcher namentlich fast alle seine Offiziere verloren hatte, die Bollwerke von Neuhäusel, wo dieser Schlag die schwache Besatzung vollends entmuthigte und Alles in Verwirrung brachte [1]).

Zum Glück folgte der Großwesir nur langsam, sodaß Montecuculi noch Zeit behielt, schnell eine Abtheilung frischer Truppen in die Festung hineinzuwerfen, welche Muth und Kraft der Vertheidiger wieder etwas hob. Forgacz wenigstens hielt sich nun für stark genug, die an ihn ergangene Aufforderung des Großwesirs, den Platz ohne Kampf zu räumen, stolz zurückzuweisen [2]). Und sicherlich sah er sich, was Muth und Ausdauer seiner Truppen betraf, in seinen Erwartungen nicht ganz getäuscht. Denn diese Belagerung von Neuhäusel, welche am 14. August begonnen wurde und am 24. September mit einer ehrenvollen Capitulation en-

1) Montecuculi, p. 396. Brusoni, p. 11.

2) Das Schreiben, welches der Großwesir deshalb an Forgacz richtete, gibt Brusoni p. 13.

digte, zählt jedenfalls zu den nicht unrühmlichen Waffenthaten in diesem ungarischen Kriege, zumal wenn man die Mittel des Angriffs und der Abwehr dabei näher in Betracht zieht.

Die Truppenmasse, welche der Großwesir nach und nach unter den Mauern und in der Nähe des Platzes zusammengezogen hatte, soll sich auf nicht weniger als 150,000 M. belaufen haben, während die Besatzung kaum einige Tausend Mann stark war. Zudem befanden sich die Festungswerke nicht einmal in genügendem Zustande. Von den sechs Bastionen, welche den Platz umgaben, waren nur drei wirklich vollendet, und natürlich richtete der Feind seine Angriffe und sein Feuer vorzugsweise auf die schwächern Seiten. Und dennoch wurden alle Stürme abgeschlagen, dennoch erschütterte das unaufhörliche Feuer aus 150 kleinen und 21 großen Kanonen, welche letzteren allein 18,000 Kugeln zu 48, 60 und 80 Pfund in die Festung geschleudert haben sollen, die Bollwerke nur wenig. Aber solcher Macht war die schwache Besatzung auf die Dauer freilich nicht gewachsen. Es fehlte am Ende an Leuten, an Munition, an Lebensmitteln. Das Auffliegen eines Pulvermagazins, welches viel Menschen kostete, vollendete das Geschick der Festung [1]).

Man hielt sich nun nicht mehr für stark genug, den letzten Sturm auszuhalten. Alles, Soldaten und Einwohner, Weiber und Kinder, verlangte mit Ungestüm die Übergabe. Namentlich der eine der Befehlshaber, Marchese di Pio, widersetzte sich bis zum letzten Augenblicke der Capitulation. Er soll drei der tumultuirenden Soldaten mit eigener Hand niedergestoßen und mehr als 7000 Gulden unter die übrigen

1) Über die Belagerung und den Fall von Neuhäusel gibt es, wie überhaupt über fast jede bedeutendere Waffenthat in diesen ungarischen Kriegen, eine große Menge von Specialschriften, zum Theil mit gar wunderlichen Titeln im Geschmacke der Zeit. Sie sind aber meistens wieder von höchst localem Interesse und geben nur für die specielle Kriegsgeschichte und die Beurtheilung der augenblicklichen Stimmungen einige Ausbeute. Für das Allgemeinere, was wir hier im Auge behalten müssen, bleiben Montecuculi p. 398 u. 407 fg. und dann Brusoni p. 17 fg. die besten und vollkommen genügenden Quellen.

vertheilt haben, um sie zur Ruhe zu bringen [1]). Allein auch solche Mittel reichten zuletzt nicht mehr aus. Die Capitulation mußte am 24. September unterzeichnet werden. Die Bedingungen waren, wie gesagt, höchst ehrenvoll.

Die Besatzung erhielt freien Abzug mit Hab und Gut, Waffen, klingendem Spiele, fliegenden Fahnen und vier Geschützen mit brennenden Lunten. Auch allen Einwohnern, welche ihr folgen wollten, wurde mit Eigenthum und Familien gleiche Freiheit zugesichert. Der Großwesir verpflichtete sich selbst, 400 und, wenn es nöthig sein sollte, noch mehr Wagen zu stellen, welche die Abziehenden nach Komorn bringen sollten. Niemand sollte dabei irgendwie beeinträchtigt werden, und um alle Reibungen zu verhindern, wurde allen Türken das Betreten der Festung bis nach vollendetem Abzug der Besatzung und der Einwohner streng untersagt und bis dahin ein Waffenstillestand bewilligt. Wer zurückbleiben wollte, sollte weder in seiner Person, noch in seinem Eigenthum, noch endlich in seinem religiösen Bekenntniß und seiner Religionsübung belästigt werden. Geißeln von beiden Seiten verbürgten die Erfüllung dieser Bedingungen, welche auch gewissenhaft zur Ausführung kamen [2]).

Am 25. September zog die Besatzung mit kriegerischen Ehren und ohne die geringste Belästigung ab, worauf der Großwesir sofort von der Festung Besitz nahm und 4000 M. als Besatzung hineinlegte. Nur die zwei katholischen Hauptkirchen der Stadt wurden in Moscheen verwandelt. Dagegen behandelte der Großwesir klugerweise die Protestanten mit großer Schonung. Er ließ ihnen ihre Gotteshäuser und die ungestörte Freiheit ihrer Religionsübung, was ihm, so scheint es, anfangs wenigstens, unter der zahlreichen protestantischen Bevölkerung Ungarns viele Herzen gewann [3]).

1) Brusoni, p. 39, 40.

2) Der vollständige Text der Capitulation bei Brusoni p. 29: „Articoli accordati agli Abitanti di Neyhesel dal Gran Visire."

3) Brusoni, p. 53: „Non fà alcuna mutazione in quelle (chiese) de' Protestanti, che lascia vivere nella libertà di conscienza per allettare in questa guisa gli Ungheri in buona parte infetti d'Eresia à seguitare il partito degli Otto-

Im Übrigen war die Wirkung des Falles von Neuhäusel, obgleich ihm selbst Montecuculi gar keine so hohe Wichtigkeit beilegen wollte — er nennt es „une assez mauvaise place" —, als der erste entscheidende Schlag in diesem Kriege, ungeheuer. Auf der einen Seite vermehrte er freilich die Furcht und die Bestürzung, auf der andern fing man aber nun doch an, sich mehr zusammenzuraffen und die Dinge ernster zu nehmen. Graf Forgacz hielt es für nöthig, sich wegen der Übergabe in einem an den Kaiser gerichteten Schreiben zu rechtfertigen, und auch die übrigen Befehlshaber der Besatzung, z. B. Oberst Locatelli, suchten sich in gleicher Weise von der Schuld an diesem Unfalle rein zu waschen; allein man mußte der gereizten öffentlichen Stimmung doch so weit nachgeben, daß Forgacz als Staatsgefangener nach Raab abgeführt wurde [1]).

Namentlich in Wien erreichte diese gereizte Stimmung den höchsten Gipfel. Man war hier fest überzeugt, daß der Großwesir spätestens im künftigen Frühjahre vor dieser Hauptstadt erscheinen und sie zu einem Waffenplatze für seine weitern Unternehmungen machen wolle. Deshalb wurden auch die Befestigungsarbeiten von Wien und darüber hinaus, an den Hauptübergängen der Donau und bis nach Linz hin, mit dem größten Eifer fortgesetzt [2]). Zum Glück nahmen aber die Dinge schon während des Herbstes und Winters eine günstigere Wendung, als man anfangs fürchten mochte, Dank vorzüglich der sichern und geschickten Haltung, welche Montecuculi und Graf Zrinyi mit ihren geringen Streitkräften an der Waag und an der Donau zu behaupten wußten.

Der Großwesir wagte es nicht einmal, seinen in Neuhäusel errungenen Vortheil sogleich zu größeren Unternehmungen nach Norden hin zu benutzen. Er ließ nur sofort an

mani." Noch bestimmter wird dieser Punkt herausgehoben: Daselbst p. 65.

1) Die interessanten Schreiben des Grafen Forgacz und des Obersten Locatelli an den Kaiser: Daselbst p. 19 und 30. Die Verhaftung des Ersteren p. 38.

2) Daselbst, p. 28.

die noch von den Kaiserlichen besetzten Festungen in der Umgegend, wie Lewenz, Novigrad, Neutra, Freystadt und Schintau Aufforderungen zur Übergabe ergehen und schickte, als sie sich nicht fügen wollten, einzelne Abtheilungen seines Heeres ab, die sie mit Gewalt unterwerfen sollten. Neutra und Freystadt ergaben sich fast ohne Widerstand in den ersten Tagen des October; Lewenz und Novigrad hielten sich bis in den November, und nur Schintau, welchem Montecuculi rechtzeitig eine Verstärkung von 500 M. zugeschickt hatte, leistete erfolgreichen Widerstand. Für die so eilige Übergabe von Neutra mußte der Commandant mit dem Kopf büßen [1]).

Indessen war Montecuculi's Hauptaugenmerk, schon während der Belagerung von Neuhäusel, darauf gerichtet gewesen, den Übergang des Feindes über die Waag zu verhindern. Zu diesem Zwecke hatte er zu Ende August eine feste Stellung bei Lanitz, oberhalb Preßburg, eingenommen, um dort die ungarischen Milizen zu erwarten, die zu seinem Armeecorps stoßen sollten. Diese blieben aber unter allerhand Vorwänden aus, und so sah er sich außer Stand, dem fortwährenden Andrange der Feinde auf die Dauer die Spitze zu bieten. Nachdem er sie mehrere Male in kleinen Abtheilungen glücklich zurückgeworfen hatte, erzwang am 3. Sept. ein Heerhaufen von 25,000 Tataren und Türken unweit Freystadt den Übergang und ergoß sich wie ein vernichtender Orkan über Mähren, wo sie namentlich bei Nikolsburg, Brünn, Rabensburg und bis in die Nähe von Ollmütz arg hausten, Alles weit und breit mit Feuer und Schwert verwüsteten und viele Tausende von Menschen als Sklaven hinwegschleppten. Zu schwach, ihnen nachzusetzen oder sie zurückzutreiben, war Montecuculi nun vorzüglich darauf bedacht, Preßburg und die Insel Schütt zu decken. Er ließ daher nur kleine Besatzungen in Modern und Tyrnau, schickte den Tataren, aber ohne allen Erfolg, 2000 Reiter nach und nahm mit dem Reste seiner Truppen eine feste Stellung auf der Insel Schütt und unter den Mauern von Preß-

1) Brusoni, p. 37, 38, 43, 44, 46.

burg, welches er glücklich gegen einen Angriff der Türken schützte [1]).

Gleichzeitig hatte sich Graf Niklas Zrinyi von Kroatien aus mit den Contingenten von Ungarn und Steiermark nach Norden hin in Bewegung gesetzt, gelangte um die Mitte October ohne Hinderniß nach der Insel Schütt und bezog bei Komorn ein befestigtes Lager, von wo aus er sogleich nach verschiedenen Seiten hin seine Streifzüge begann, bei welchen die Türken meistens im Nachtheile blieben. Sein Bruder Peter, welcher an der Südgrenze stehen geblieben war, brachte unterdessen, am 17. October, dem Statthalter von Bosnien, Osenkdschi-Pascha, welcher in Steiermark einbrechen wollte, eine sehr empfindliche Niederlage bei. Er überfiel ihn in den Waldpässen bei Karlstadt, hieb ihm 1200 M. zusammen und machte 300 Gefangene, darunter einen Bruder des Paschas selbst, der sich mit 30,000 Thalern auslösen mußte [2]).

Auch waren die Reichstruppen vom Rhein, etwa 10,000 M. stark, unter den Befehlen des Grafen Wolf Julius zu Hohenlohe, nun schon bis Krems vorgerückt, während General Monteverde mit den Landestruppen und 2000 Brandenburgern Schlesien besetzt hielt [3]).

Dies Alles mochte es dem Großwesir rathsam erscheinen lassen, für jetzt nach Norden hin nichts mehr zu unternehmen. Er sorgte daher nur noch für die Wiederherstellung der Festungswerke von Neuhäusel, woran 2000 Bauern Tag und Nacht arbeiteten, ließ dort eine starke Besatzung zurück und trat, nachdem er auch die Tataren aus Mähren wieder an sich gezogen hatte, zu Ende October den Rückmarsch an. Er war bei der schon vorgerückten Jahreszeit und den beständigen Regengüssen sehr beschwerlich. Der Großwesir selbst eilte mit seinen Truppen über Gran und Ofen nach Belgrad zurück, während er den Paschas und den Tataren Winterquartiere in Ungarn, namentlich in Kanischa, Szegedin, Szam-

1) Über diese Operationen an der Waag gibt Montecuculi, Mémoires T. III, p. 398—407 selbst die besten Aufschlüsse.

2) Montecuculi, p. 405, 409. Brusoni p. 23, 41, 43, 45.

3) Brusoni, p. 39, 41.

bor und Fünfkirchen anweisen ließ. Kurz darauf bezogen auch die Kaiserlichen die ihrigen in Östreich, während die Reichstruppen in Steiermark, Kärnthen und Krain untergebracht wurden [1]).

Jedoch ruheten auch während des Winters die Waffen keineswegs. Graf Niklas Zrinyi war jetzt die Seele der kühnen Unternehmungen, welche während dieses Winterfeldzuges die entscheidenden Schläge des nächsten Jahres vorbe-
1664 reiteten. Nachdem er bereits um die Mitte des Januar 1664 einen Theil der Reichstruppen, die Ungarn unter Graf Batthiany, die Bayern unter Generalwachtmeister Puchard u. s. w., im Ganzen etwa 23,000 M., bei Serinwar an der Mur zusammengezogen hatte, brach er am 21. dieses Monats gegen die kleine Festung Bresnitz an der Drave auf, nahm sie am 23. ohne Widerstand durch Capitulation, wandte sich dann sogleich gegen Babocsa, welches vier Tage später gleichfalls ohne Schwertstreich fiel, überrumpelte am 28. Fünfkirchen, welches zum größten Theil in Asche gelegt wurde, und steckte endlich noch die schöne Brücke über die Drave und die Sümpfe bei Essek in Brand, welche über 8500 Fuß lang und 17 Fuß breit, seit Suleiman's I. Zeiten ein Hauptbindeglied der großen Heerstraße war, welche von Belgrad nach Ofen führte. Innerhalb zwei Tagen war sie mit den in ihrer Nähe liegenden Palanken, welche sie schützen sollten, von Grund aus zerstört. Zuletzt wollte sich Zrinyi noch gegen Sigeth versuchen, wo er, während er sich gegen Fünfkirchen und die Brücke von Essek gewendet, nur die Reichstruppen unter Graf Hohenlohe als Beobachtungscorps zurückgelassen hatte. Allein der Anzug eines Entsatzungscorps von 12,000 Türken und Tataren und die Strenge der Jahreszeit nöthigten ihn zum Rückzug nach seinen Standquartieren auf der Insel Schütt, wo er, nachdem er unterwegs noch alle Dörfer, angeblich mehr als 500, in Brand gesteckt hatte, um die Mitte Februars mit der ungemein reichen Beute wieder eintraf, welche er namentlich in Fünfkirchen, damals einem Hauptmontirungs-Depot der Türken, gefunden hatte [2]).

1) Brusoni, p. 44, 45.

2) Daselbst, p. 57, 61—64 und 66. Montecuculi, welcher den

Dieser winterliche Verheerungszug, welcher übrigens sehr verschieden beurtheilt und namentlich von Montecuculi geradezu gemisbilliget wurde, vorzüglich aber die Vernichtung der Brücke von Essek, wodurch die Communication zwischen Süd und Nord für lange Zeit unterbrochen zu sein schien, schreckte die Türken so auf, daß der Großwesir nicht nur alle in Ungarn zurückgebliebenen Truppen gegen Zrinyi aufbot — es hätte wenig gefehlt, daß er bei einem Streifzuge nach Kanischa hin aufgehoben worden wäre —, sondern auch selbst mitten im Winter wieder ins Feld rücken wollte. Ende Januar verließ er wirklich Belgrad, kam aber nur bis Mitrowitz, wo er, auf die Nachricht, daß Zrinyi Sigeth unverrichteter Sache verlassen habe, wieder in seine Winterquartiere zurückging. Doch wurde sofort der Befehl ertheilt, die zerstörte Brücke bei Essek so schnell wie möglich wiederherzustellen. Sie war binnen drei Monaten wirklich vollendet und erhielt, um ähnlichen Unfall abzuwenden, eine starke Schutzwache, Beweis genug, daß es der Pforte mit den erneuerten Friedensanerbietungen, womit Freiherr von Goes schon im November vorigen Jahres endlich aus seiner Gefangenschaft entlassen worden war, kein Ernst sein mochte. Sie waren ohnehin der Art, daß der Kaiser gar nicht darauf eingehen konnte. Denn die gänzliche Abtretung von Siebenbürgen und die Wiederherstellung des Tributs für Ungarn blieben noch immer die Hauptbedingungen, unter welchen allein sich die Pforte dazu verstehen wollte, die Waffen niederzulegen [1]).

Ruhm Zrinyi's überhaupt immer mit scheelen Augen ansah, sucht seine Verdienste auch hier, p. 421—426, möglichst zu verkleinern, namentlich dadurch, daß er die Brücke bei Essek fast nur zu einem elenden Knüppeldamm machen möchte. Gerechter beurtheilt ihn Kazi bei Katona a. a. O. p. 511. — Doch scheint man auch zu Wien, obgleich der Kaiser Zrinyi durch die Erhebung in den Reichsfürstenstand belohnen wollte, eine Ehre, die er ablehnte, mit seinem Winterfeldzuge nicht ganz einverstanden gewesen zu sein. „La Corte stima", heißt es unter Anderem in einem Schreiben aus Wien vom 27. Januar 1664, bei Brusoni, p. 57, „che queste scorrerie non faranno altro, che tirare contro di lui a primo tempo tutte le forze Ottomane."

1) Brusoni, p. 47, 49, 76.

Um so mehr war Kaiser Leopold darauf bedacht, den Krieg im nächsten Jahre mit aller Kraftanstrengung fortzusetzen und zu diesem Zwecke die Hülfe des Reichs und der übrigen christlichen Mächte im erhöhten Maße in Anspruch zu nehmen. In Regensburg, wohin sich der Kaiser zu dem dort versammelten Reichstage noch vor Ausgang des Jahres persönlich begeben hatte, zeigte sich dieses Mal eine ermuthigende Willfährigkeit der Stände. Nach einigem Widerspruche, vorzüglich von Seiten der Freien Städte, kam man dahin überein, für das nächste Jahr das Dreifache der gewöhnlichen Reichshülfe zu bewilligen. Nur über die Wahl des Oberfeldherrn und der übrigen Befehlshaber konnte man sich nicht sogleich einigen. Die Protestanten wollten ihren eigenen Generalissimus haben und stimmten für den Churfürsten von Brandenburg, konnten aber nicht durchdringen. Die Wahl zum Reichsfeldmarschall fiel endlich auf den Markgrafen Wilhelm Leopold von Baden, welchem unter Anderen Prinz Ulrich von Würtemberg als Befehlshaber der Reiterei, und Graf Franz Fugger als General der Artillerie untergeordnet sein sollten. An der Spitze der rheinischen Truppen blieb der Graf von Hohenlohe. Die leichte Feldartillerie lieferten die Reichsstände, das schwere Geschütz stellte der Kaiser. Mitte März sollte Alles marschfertig sein [1]).

Gleichzeitig hatte sich König Ludwig XIV. von Frankreich, an welchen zu diesem Zwecke Graf Strozzi als kaiserlicher Bevollmächtigter abgeschickt worden war, bereit erklärt, ein Hülfscorps von 4000 M. Fußvolk und 2000 M. Reiterei zu stellen, und zwar, um der Pforte keinen unmittelbaren Anstoß zu geben, als Reichscontingent für den Besitz von Elsaß, als welches es sich auch zunächst an die Truppen des Rheinkreises anschließen sollte. Den Oberbefehl über dasselbe erhielt Graf Coligny; und eine große Menge Edle aus den ersten Familien Frankreichs, angeblich an die 2000, schlossen sich ihm als Freiwillige auf eigene Kosten an. Der König soll es selbst bedauert haben, daß der Dauphin noch

1) Nach einem Schreiben aus Regensburg vom 26. Februar 1664, bei Brusoni, p. 66.

nicht die Jahre erreicht habe, wo er das Schwert umgürten könne, um sich an diesem ruhmvollen Werke zum Heile der Christenheit persönlich zu betheiligen [1]).

Von den übrigen Mächten, namentlich von Schweden, Dänemark, Holland und England, war auch dieses Mal nichts zu erlangen. Die dahin geschickten kaiserlichen Gesandten brachten, wie es in einem gleichzeitigen Schreiben heißt, nichts als schöne Worte, Entschuldigungen oder leere Versprechungen zurück. England und Holland standen schon ihre Handelsinteressen in der Levante viel zu hoch, als daß sie sich um des Krieges in Ungarn willen mit der Pforte hätten entzweien mögen [2]).

Nichtsdestoweniger konnte der Kaiser im Frühjahre wirklich über eine stattliche Macht gebieten, welche sich im Ganzen auf 70—80,000 M. belief: 24,000 M. Reichstruppen, 20,000 M. vom Rheinbunde (Lega del Reno) mit Einschluß der französischen Hülfsvölker, und 30—40,000 M. aus den Erbländern, welche, wenn auch langsam, doch noch zu rechter Zeit auf ihren Sammelplätzen eintrafen. Dagegen wurde das Heer, welches der Sultan dieses Jahr ins Feld stellen konnte, auf mindestens 150,000 M. geschätzt. Bei einer Musterung, welche am 1. März auf den Ebenen von Adrianopel stattfand, standen 94,000 M. unter den Waffen und 60,000 M. waren um dieselbe Zeit in und bei Belgrad zusammengezogen, zu denen dann noch die Hülfsvölker der Tataren, der Moldau und der Walachei hinzukamen, welche in Oberungarn operiren sollten [3]).

Zu Ende März brach der Großwesir von Belgrad auf, rückte aber so langsam vorwärts, daß er erst um die Mitte

1) Brusoni, p. 52, 68, 76. Der König, heißt es hier, wolle die dem Kaiser in diesem Kriege geleisteten Dienste so betrachten, als ob sie ihm selbst erwiesen worden seien, „spiacendo a S. M. che il Delfino suo figlio non sia in età capace di cinger spada per andare ad acquistarsi gloria in una guerra di tanta importanza in Christianita.“

2) Schreiben aus Wien vom 9. März 1664, daselbst, p. 71.

3) Diese Stärke beider Heere wird genau angegeben in zwei Schreiben aus Wien vom 9. und 30. März, Brusoni, p. 70 u. 76.

Mai an der Brücke von Essek stand. Unterdessen hatten die Operationen der Kaiserlichen schon begonnen. Der Anfang des Feldzugs war für sie insofern nicht eben sehr glücklich, als noch während des Winters, im Januar und Februar, die beiden wichtigen Festungen in Siebenbürgen Zekelhyd und Klausenburg verloren gingen. In beiden hatten sich die dort zurückgelassenen deutschen Besatzungen empört, weil sie seit längerer Zeit gar keinen Sold erhalten hatten, waren mit Apafy in Verbindung getreten und hatten beide Plätze durch förmliche Verträge, wodurch ihnen reichlicher Sold, Gewissensfreiheit und ungehinderte Religionsübung, sowie gänzliche Ungestraftheit zugesagt wurden, in seine Hände geliefert. Leider war zu befürchten, daß auch die übrigen der noch von deutschen Truppen besetzten Plätze, Szathmar, Tokai, Kollo u. s. w., bald ihrem Beispiele folgen würden [1]).

Was aber auf diese Weise im Süden verloren ging, wurde bald darauf durch die ersten glücklichen Schläge im Norden zum Theil wiedergewonnen. Am 2. Mai fiel Neutra nach einer vierzehntägigen Belagerung in die Gewalt des Grafen de Souches, eine glänzende Waffenthat, welche noch höher dastehen würde, wenn sie nicht durch die Treulosigkeit verdunkelt worden wäre, womit die der Besatzung gewährte Capitulation von den Siegern verletzt wurde. Denn ungeachtet der ausbedungenen Sicherheit der Personen und des Eigenthums, wurden mehrere der Abziehenden von den deutschen Söldnern niedergemacht und ihrer Schätze beraubt [2]).

Unglücklich war dagegen der Ausgang der ersten großen Unternehmung dieses Feldzugs, welche, wider die Ansicht Montecuculi's und auf Betrieb Zrinyi's, gegen das von Sümpfen umgebene, schwer zugängliche Kanischa gerichtet war. Obgleich Montecuculi nachgewiesen hatte, daß es weit vortheilhafter sein würde, den Krieg an die Donau zu ziehen und z. B. sofort Gran anzugreifen, so hatte es Zrinyi durch seine Einflüsse auch im Kriegsrathe des Kaisers zu

1) Beide fast gleichlautende Verträge bei Katona a. a. O. p. 467 und 472. Dazu Brusoni, p. 55, 58.

2) Brusoni, p. 84, 89.

Regensburg doch durchgesetzt, daß dem Angriffe auf Kanischa der Vorzug gegeben wurde.

Bereits in der zweiten Hälfte des April wurden also die kaiserlichen Truppen unter Graf Strozzi, die Ungarn und Kroaten unter Zrinyi und die Reichstruppen unter Graf Hohenlohe, etwa 30,000 M., dort zusammengezogen. Die Belagerung war aber gleich anfangs verfehlt und hatte nur schlechten Fortgang. Die Uneinigkeit unter den Führern ließ es gar nicht zu einem bestimmten Plan des Angriffs kommen, zu welchem man nicht einmal mit den gehörigen Mitteln versehen war, wie sie die Eigenthümlichkeit des Platzes verlangte. Man hatte nicht Faschinen genug, um in dem sumpfigen Terrain Grund und Boden zu gewinnen; Geschütz und Munition waren in schlechtem Zustande; die meisten Bomben und Granaten platzten in der Luft, ehe sie die Festung erreichten; dagegen hatte man von den Ausfällen der Besatzung viel zu leiden, und endlich gingen selbst die Lebensmittel aus. Genug, man hatte schon über einen Monat ohne Erfolg vor der Festung gelegen und viele Menschen verloren, als man auf die Nachricht, daß der Großwesir mit 40,000 M. und 100 Kanonen die Brücke bei Essek passirt habe und über Fünfkirchen schon bis Sigeth vorgerückt sei, um Kanischa zu entsetzen, nichts Besseres zu thun wußte, als am 1. Juni die Belagerung mit Zurücklassung eines beträchtlichen Vorrathes von Munition und Rüstzeug in aller Eile aufzuheben. Sie soll, wie Montecuculi behauptet, über 1 Million Goldes gekostet haben, und zog auch noch den Verlust der beiden Forts von Babocsa und Bresnitz nach sich, welche, als unhaltbar, geräumt und in Brand gesteckt wurden [1]).

1) Der Belagerung von Kanischa wurde damals überall eine unverhältnißmäßige Wichtigkeit beigelegt; man scheint geglaubt zu haben, daß der Besitz dieses Platzes das Schicksal des Feldzuges und des ganzen Krieges entscheiden müsse. Daher die bis in die kleinsten Einzelnheiten eingehenden zahlreichen Berichte über Alles, was dabei vorging, namentlich in den von Brusoni, p. 80—82, 88 und vorzüglich p. 92—99, gesammelten Briefen und bei Montecuculi p. 426—429, wobei wir nicht unerwähnt lassen wollen, daß Katona a. a. O. von p. 392 an seine Auszüge aus Montecuculi's Denkwürdigkeiten nach einer

Die kaiserliche Armee warf sich, erschöpft und geschwächt, in die kleine Festung Serinwar am linken Ufer der Mur, oder nahm, soweit sie dort nicht unterkommen konnte, eine keineswegs günstige Stellung auf dem rechten Ufer dieses Flusses ein. Da ihr der Großwesir, nach kurzem Verweilen bei Kanischa, dahin auf dem Fuße folgte und in einer sehr vortheilhaften gedeckten Position auf den benachbarten Anhöhen sofort die Belagerung des Platzes begann, so kam sie bald in eine wahrhaft verzweifelte Lage. Es fehlten ihr die nöthigen Verstärkungen, die Zufuhr an Lebensmitteln und Munition war äußerst schwierig, und bei Führern und Soldaten herrschte die trostloseste Entmuthigung. In Wien und zu Regensburg brachte dieser Zustand der Dinge die größte Bestürzung hervor. Man sah ein, daß hier schnell Hülfe geschafft werden müsse, wenn nicht Alles verloren gehen solle, und vor Allem eine einheitliche, starke und umsichtige Leitung des Feldzuges vonnöthen sei. Es durfte kein Augenblick verloren werden, und deshalb ernannte der Kaiser bereits am 4. Juni durch ein Handbillet den Grafen Montecuculi, welcher damals misvergnügt noch in Wien weilte, zum Oberfeldherrn mit ausgedehnten Vollmachten und dem Befehle, sich sofort nach dem Kriegsschauplatze zu begeben, um dort die Leitung des Ganzen in die Hand zu nehmen [1]). Das war der Anfang der günstigeren Wendung, welche binnen zwei Monaten das Geschick dieses Krieges zum Vortheil des Kaisers und der christlichen Sache entschied.

Montecuculi verließ Wien am 8. Juni und traf, nachdem er sich noch zu Gratz mit den Ministern des Kaisers über den weiteren Feldzugsplan berathen hatte, am 15. Juni in dem Lager an der Mur ein, wo er Alles noch in höchst bedenklichem Zustande fand. Die Besatzung von Serinwar, eigentlich nicht viel mehr als eine elende Palanke, die so schlecht war, daß es von den Soldaten spöttisch der Schafstall (la Bergerie) genannt wurde, hielt sich zwar noch und

lateinischen Handschrift gibt, welche sehr schätzbare Zusätze und Erweiterungen enthält, die noch bei keiner der mir bekannten Ausgaben derselben benutzt worden sind.

1) Montecuculi, p. 430.

that Wunder der Tapferkeit; allein ihre Lage war nichtsdestoweniger verzweifelt. Graf Strozzi und mit ihm ein großer Theil der Offiziere hatte bereits den Tod gefunden; nicht wenige lagen an ihren Wunden oder an Krankheiten darnieder und nur mit Noth konnte der tägliche Abgang der Truppen durch frische ersetzt werden. Gleichwol war es bis dahin den äußersten Anstrengungen noch gelungen, den Übergang des Feindes über die Mur zu verhindern, worauf auch Montecuculi sogleich sein vorzüglichstes Augenmerk richtete.

Denn offenbar ging die Absicht des Großwesirs, welcher jetzt etwa 60,000 M. unter den Waffen hatte, dahin, über diesen Fluß zu setzen und dann durch Steiermark geradezu auf Wien loszugehen [1]). Montecuculi hatte ihm aber, nachdem er noch die an der Donau zurückgebliebenen kaiserlichen Truppen an sich gezogen hatte, nur 36,000 M. entgegenzusetzen, welche die ganze Linie von dem Einfluß der Mur in die Drave bis weit über Serinwar hinaus decken und zu diesem Zwecke in kleinen Abtheilungen längs des Flusses vertheilt werden mußten. Denn die Reichstruppen, unter dem Markgrafen von Baden, und das französische Hülfscorps standen erst bei Altenburg und bei Linz und rückten nur langsam vorwärts. Man mußte ihre Ankunft abwarten, bevor man etwas Entscheidendes unternehmen konnte [2]).

Während man aber hier so auf einer erfolgreichen Defensive blieb, konnte Serinwar nicht gerettet werden. Nachdem man am 22. und 23. Juni den Feind vergebens durch einen kühnen Ausfall zurückzutreiben versucht und am 27. ein zwar glücklich abgeschlagener Sturm die letzten Kräfte der Besatzung erschöpft hatte, gab am 30. das Springen einer Mine, welche den Rest der schwachen Vertheidigungswerke zu Grunde richtete, den Ausschlag. Noch ehe man die Zeit gewinnen konnte, das Fort, wie Montecuculi befohlen

1) Darüber ließ namentlich die Aussage eines aus dem Lager des Großwesirs entkommenen Renegaten, Balthasar da Gallo aus Pistoja, keinen Zweifel, der zufolge Ahmed-Köprili schon um die Mitte Julis unter den Mauern von Wien zu stehen hoffte. Schreiben aus Wien vom 6. Sept. bei Brusoni, p. 130.

2) Brusoni, p. 100, 102. Montecuculi, p. 431 fg.

hatte, in die Luft zu sprengen und den Rückzug anzutreten, waren die Osmanen mittels eines letzten wüthenden Sturmes, wobei noch etwa 1000 M. der Besatzung theils niedergemacht wurden, theils bei der Flucht über die einstürzende Brücke in der Mur ihren Tod fanden, Meister des Platzes. Jedoch wollte es ihnen auch jetzt nicht gelingen, in der allgemeinen Verwirrung den Fluß zu passiren. Sie wurden nach einem hartnäckigen zweistündigen Gefecht zurückgeworfen, sowie auch in den nächsten Tagen ihre Versuche, den Übergang zu erzwingen, ohne Erfolg blieben. Nach mehreren nutzlosen Gefechten und verstellten Märschen ging der Großwesir, nachdem er am 7. Juli Serinwar dem Boden gleich gemacht hatte, am 12. auf Kanischa zurück, um sich von da gegen die Raab zu wenden, wo er offenbar Das, was ihm an der Mur nicht gelungen war, mit glücklicherem Erfolge durchzusetzen hoffte [1]).

Montecuculi ließ daher nur einige Regimenter zur Hut an der Mur stehen und folgte dem Feinde auf dem Fuße nach der Raab hin. Am 16. und 17. Juli stießen auf diesem Marsche endlich die längst erwarteten Reichstruppen unter dem Markgrafen von Baden und bald darauf bei Olsnitz auch die französischen Hülfsvölker unter Graf Coligny zu ihm. Mit diesen Verstärkungen erreichte er hierauf am 26. Juli so rechtzeitig Körmönd an der Raab, daß er auch die in den nächsten Tagen von dem Großwesir, namentlich bei dem genannten Orte und bei Zachan, gemachten Versuche, den Fluß zu überschreiten, glücklich vereiteln konnte. Die Osmanen, welche dabei schon nicht unansehnliche Verluste erlitten hatten, wurden auf diese Weise nach und nach bis in die Nähe des Cistercienserklosters von St. Gotthard, am rechten Ufer der Raab, hinaufgedrängt, wo sich beide Heere, nur durch den Fluß geschieden, bereits am 30., zur Schlacht gerüstet, einander gegenüberstanden. Montecuculi, welcher mit seinem Feldherrnblicke längst erkannt hatte, daß hier, am Scheidepunkt zwischen Östreich und Steiermark die Wahlstatt sei, wo die Würfel der Entscheidung fallen müssen,

1) **Montecuculi**, p. 435—440. **Brusoni**, p. 99, 101, 103, 104.

war fest entschlossen, sie anzunehmen, und entwarf noch an demselben Abende die Schlachtordnung, wodurch er sich den Sieg zu erringen hoffte [1]). Diese Hoffnung war aber um so lebendiger und zuversichtlicher, da unterdessen die kaiserlichen Waffen auch anderwärts vom Glücke begünstiget worden waren.

Während nämlich Montecuculi mit der Hauptmacht beschäftiget war, den Großwesir zwischen der Mur und Raab aufzuhalten, hatten die Statthalter von Ofen und Neuhäusel, mit den Walachen vereint, etwa 20—30,000 M. stark, den Versuch gemacht, Lewenz zu überrumpeln, welcher durch die Entschlossenheit des Feldmarschalls Grafen de Souches auf die glänzendste Weise vereitelt wurde. Mit etwa 12,000 M. überfiel er am 19. Juli bei St. Benedict, einige Meilen oberhalb Lewenz, die Osmanen und brachte ihnen eine vollständige Niederlage bei. Mehr wie 6000 erschlagene Feinde deckten das Schlachtfeld, unter ihnen eine ziemliche Anzahl ihrer Führer, wie namentlich die Paschas von Ofen, Neuhäusel und Erlau. Auch blieb sämmtliches Geschütz, das ganze Gepäck und überhaupt eine unermeßliche Beute in den Händen der Sieger, welche die Fliehenden bis nach Parkany, Gran gegenüber, verfolgten, welches nach kurzem Widerstande genommen und mit Feuer zerstört wurde [2]).

Noch hallte der Siegesruf von dort her in dem kaiserlichen Lager bei St. Gotthard wider, als Montecuculi am Morgen des 1. August das Zeichen zur Entscheidungsschlacht gab. Denn daß die noch am Vorabend derselben in dem Lager des Großwesirs mit dem Residenten wieder aufgenommenen Friedensverhandlungen zu nichts mehr führen konnten, versteht sich von selbst. Während der Kaiser auf der Zurückgabe von Neuhäusel bestand, wollte ja der Großwesir nicht einmal mehr Etwas von der Erneuerung des Frie-

1) Réglemens qu'il faudra observer dans la bataille, publiés le 30 Juillet 1664, bei Montecuculi p. 446 fg.

2) Nach dem eigenen Schlachtbericht des Grafen de Souches an den Kaiser vom 20. Juli 1664 und einem besondern Berichte über die Vorfälle bei Parkany, bei Brusoni, p. 109—113 und 123—125.

dens von Sitwatorok hören [1]). Da mußten also die Waffen den Ausschlag geben.

Die Hartnäckigkeit, womit der Großwesir, welcher übrigens nur 45,000 M. Kerntruppen mit 100 Feldstücken und 12 Belagerungsgeschützen bei sich hatte [2]), auf seinem Vorsatz bestand, hier den Übergang um jeden Preis zu erzwingen, scheint zu beweisen, daß auch er wohl wußte, was dabei für ihn und das Schicksal des Krieges auf dem Spiele stand. Nachdem er noch im Laufe des 31. Juli, bei einem Versuche überzusetzen, abermals mit Verlust zurückgeworfen worden war, ließ er gleich in der nächsten Nacht einen Theil seines Heeres in vereinzelten Abtheilungen an verschiedenen Stellen fast unbemerkt den Fluß passiren, rückte am Morgen des 1. August mit der Masse an das Ufer nach, erzwang nach einem hitzigen Reitergefecht den Übergang und stürzte sogleich auf das Centrum der feindlichen Schlachtlinie los, welches von den Reichstruppen gebildet war, während die Kaiserlichen den rechten, die Franzosen den linken Flügel innehatten. Der Heftigkeit des Angriffs vermochten die noch wenig kriegsgeübten deutschen Truppen nicht zu widerstehen. Das Centrum wurde durchbrochen und ein großer Theil der Fliehenden niedergemacht. Der General der Reichsartillerie, Fugger, fand mitten im Schlachtgetümmel seinen Tod.

Schon schien dieser unglückliche Anfang des Kampfes das Schicksal des Tages zu entscheiden, als Montecuculi selbst mit seinen besten Regimentern herbeieilte, schnell die Franzosen an sich zog, die zersprengten Reichsvölker wieder

1) Nach Reniger's eigenem Berichte, bei Hammer, O. G. Bd. VI, p. 138.

2) So gab namentlich der bereits erwähnte Renegat da Gallo die Stärke des osmanischen Heeres in der Schlacht bei St. Gotthard an, bei Brusoni, p. 116, indem er diese Truppen „il fiore della Militia Ottomana" nannte. Und damit stimmt auch Montecuculi überein, welcher p. 456 sagt, daß hier zu Grunde gegangen seien „non leurs mechantes troupper auxiliaires accoutumées à fuir, mais tous ce qu'il y avoit de plus aguerri et de plus brave, ces Janissaires, ces Albanois, ces Spahis, et ces premières têtes de Constantinople, qui sont le bouclier et l'épée de l'Empire Ottoman."

sammelte, die Schlachtordnung herstellte und Alles durch Wort und Beispiel neu belebte. In gedrängten Reihen rückte nun das Heer in Form eines Halbmondes unter wildem Schlachtgeschrei (à la manière des barbares, sagt Montecuculi selbst) gegen die Osmanen vor, warf sie, indem sich das Gefecht zu gleicher Zeit auf der ganzen Linie entspann, mit großem Verluste aus allen ihren Stellungen nach dem Flusse zurück, in welchem die Fliehenden fast sämmtlich ihren Tod fanden, und setzte zum Theil selbst über, um die am jenseitigen Ufer aufgepflanzten Batterien des Feindes zu zerstören und das Geschütz theils zu vernageln, theils in den Fluß zu stürzen, aus dem es später wieder herausgezogen wurde [1]).

Hiermit endigte die siebenstündige Schlacht um 4 Uhr des Nachmittags. Sie kostete den Osmanen 16,000 M. ihrer besten Truppen. Aber auch das christliche Heer war so geschwächt, daß es Montecuculi nicht wagen konnte, den Sieg sogleich weiter zu verfolgen. Denn noch stand ihm der Großwesir mit 30,000 M. frischer Truppen gegenüber, während sein eigenes Heer namentlich von dem Mangel einer gesicherten Verproviantirung viel zu leiden hatte. Nachdem er daher den Sieg am folgenden Tage durch einen feierlichen Dank-Gottesdienst auf dem Schlachtfelde verherrlicht hatte, folgte er dem Großwesir, welcher am 5. und 6. August sein Lager abgebrochen und sich zuerst nach Körmend und von da

1) Nach Montecuculi's eigenem Berichte a. a. O. p. 448—457, ausführlicher bei Katona a. a. O. p. 518—545, und in der Darstellung der Schlacht in der Östr. militärischen Zeitschrift vom J. 1818, Heft XI, S. 359 fg., wo natürlich auf das Einzelne von rein militärischem Gesichtspunkte aus näher eingegangen wird. Viele interessante Notizen gibt auch Brusoni, p. 116—123, wo am Ende die namhaftesten deutschen Heerführer genannt sind, die hier den Heldentod fanden. Sehr zahlreich sind die gleichzeitigen Specialberichte über die Schlacht bei St. Gotthard, namentlich in deutscher Sprache, sowie überhaupt diese Zeit für die Literatur der sogenannten „Türkenschriften" außerordentlich fruchtbar war. Hammer a. a. O. S. 684 gibt ein kleines Verzeichniß derselben. Auch uns steht eine ziemliche Anzahl davon in den reichen Sammlungen der königl. Bibliothek zu Berlin zu Gebote. Die Ausbeute für allgemeinere thatsächliche Zwecke ist daraus aber doch nur gering.

nach Stuhlweißenburg gewendet hatte, wo eine Verstärkung von 15,000 M. zu ihm stieß. Montecuculi zog sich dagegen über Körmend, Ödenburg, Altenburg und Preßburg nach der Waag hin, um dem Großwesir, welcher von Stuhlweißenburg aus seinen Marsch über Gran und Neuhäusel nach Neutra hin fortgesetzt hatte, hier wo möglich eine zweite Schlacht zu bieten. Darüber waren beinahe zwei Monate vergangen. Der 1. October war schon als der Tag festgesetzt, an welchem das kaiserliche Heer bei Schintau über die Waag setzen sollte, um den Kampf wieder aufzunehmen, als im Lager die Nachricht eintraf, daß der Friede abgeschlossen sei und alle Feindseligkeiten ein Ende haben sollen [1]).

Er war, von dem sehr gewandten kaiserlichen Residenten Simon Reniger vermittelt, bereits am 10. August in dem Lager des Großwesirs bei dem Dorfe Vasvar an der Raab, Körmend gegenüber, unterzeichnet worden, sollte aber bis zu erfolgter Ratification von Seiten beider Mächte geheim gehalten werden. Das Geheimniß war auch wirklich dieses Mal so gut bewahrt worden, daß alle Welt überrascht, weniger befriedigt war, als die Friedensbotschaft überall verkündet wurde. Das Verlangen beider Theile nach dem Frieden hatte die Ratification desselben noch ziemlich beschleunigt. Auf der einen Seite glaubte der Kaiser die Gelegenheit, einen ehrbaren, wenn auch nicht ehrenvollen Frieden abzuschließen, um so weniger von sich weisen zu dürfen, da er für die Fortsetzung des Krieges weder auf eine nachhaltige Hülfe der Ungarn, noch auf die Ausdauer der Reichsstände, noch endlich auf die französische Hülfe mit Bestimmtheit rechnen konnte. Es war ja schon zwischen diesen verschiedenen Elementen des kaiserlichen Heeres und ihren Führern zu allerhand Verdächtigungen und Mishelligkeiten gekommen. Die Ungarn wollten überhaupt von den Deutschen nichts wissen, die deutschen Reichsfürsten sahen längst schon jede etwaige Vergrößerung der kaiserlichen Macht mit scheelen Augen an, und den Franzosen trauten selbst die Kaiserlichen nicht [2]).

1) Montecuculi, p. 457—463.

2) Sehr einleuchtend sind diese und die allgemeineren Gründe,

Und auf der andern Seite wurde die Last des Krieges auch für die Pforte immer drückender, zumal da man genöthigt war, wieder ernstlicher an Candia und die Venetianer zu denken. Daher die Nachgiebigkeit von beiden Seiten, welche leider am Ende nur wieder zum Nachtheil des Kaisers und der christlichen Sache ausschlug. Dafür sprechen klar und deutlich die Bedingungen des Friedens [1]).

Die wichtigen Eroberungen der Osmanen, namentlich Neuhäusel, Neogrod und Großwardein, blieben stillschweigend im Besitz der Pforte. Die von den kaiserlichen Truppen besetzten Festungen in Siebenbürgen werden dem Fürsten und Ständen zurückgegeben, welchen letztern ihre alten Rechte und Privilegien, vor Allem die freie Wahl des Fürsten gewährleistet wird. Sowol die kaiserlichen wie die türkischen Truppen werden aus Siebenbürgen zurückgezogen (Art. I). Dem Kaiser verbleiben die beiden Gespannschaften von Szathmar und Szaboltsch mit allem Zubehör, Rechten und Einkünften (Art. II). Es steht ihm frei, die Grenzfestungen und die Burgen in jenen Comitaten, wie Szathmar, Szaboltsch, Kallo u. s. w. zu befestigen, ohne jedoch förmliche Besatzungen hineinzulegen (nulli tamen formales exercitus cum generalibus introducantur), Szekelhyd wird geschleift und keiner der beiden Theile darf es wieder aufbauen (Art. III). Ebenso wird mit Serinwar verfahren (Art. VI), wogegen es dem Kaiser gestattet sein soll, an der Waag eine neue Festung zu erbauen (Art. VIII). Der Kaiser gestattet den Söhnen und Anhängern Rakoczy's und Kemeny's keine Einfälle in Siebenbürgen, wogegen auch die dem Kaiser zugestandenen ungarischen Comitate von den Türken und Siebenbürgern niemals mehr belästigt werden sollen (Art. VI). Ruhestörern darf von keiner Seite Zuflucht gewährt werden, für das

welche den Kaiser zum Frieden bestimmten, namentlich von Cornelius, Fragmenta Hist. Hungar. bei Katona a. a. O. p. 580 hervorgehoben. „Quid?“ heißt es da unter Anderm, „principes incrementa Caesaris, caesarei Gallicas copias, adeoque sua auxilia suspectabant.“

1) Der Text des Friedensvertrags: „Actum castris Turcicis apud pagum Vasvarum, 10 mensis Augusti 1664“, wird vollständig in X Artikeln gegeben: Katona a. a. O. p. 565—568.

Vergangene findet eine allgemeine Amnestie statt, und alle Feindseligkeiten bleiben für die Zukunft eingestellt (Art. V, VII und IX). Endlich wird die Dauer dieses Friedens auf 20 Jahre festgesetzt und dabei bestimmt, daß die Urkunden nach 4 Monaten durch feierliche gegenseitige Gesandtschaften an beide Höfe überbracht und nochmals bestätigt werden sollen. Der Werth des von dem kaiserlichen Gesandten bei dieser Gelegenheit zu überbringenden freiwilligen Geschenks (spontaneum munus!) wird ausdrücklich auf die Summe von 200,000 Gulden festgesetzt, während der osmanische Gesandte in Wien blos mit gleich würdigen und geziemenden Geschenken (cum condignis et condecentibus muneribus) erscheinen sollte. Alle übrigen Artikel des Friedens von Sitwatorok, so weit sie nicht durch die spätern Capitulationen geändert worden sind, bleiben in Kraft (Art. X) [1]).

Die Hauptsache war, daß, außer der Pforte, Niemand mit diesem Frieden einverstanden sein wollte, weder die Deutschen, noch die Ungarn, noch endlich die Siebenbürger. Die Reichsfürsten, welche es dem Kaiser sehr übel nahmen, daß er den Frieden überhaupt ohne ihr Wissen und ihre Theilnahme abgeschlossen habe, schrieen laut darüber, daß man namentlich Neuhäusel so leicht aufgegeben, welches man „fast von den Mauern Wiens aus immer vor Augen habe". Ebenso stimmten die Ungarn in denselben Ton ein, indem sie sich auf ihre seit 118 Jahren von den Königen beschworenen Privilegien beriefen, denen zufolge die Stände bei Friedensschlüssen immer zu Rathe gezogen werden müßten. Nachdem man Neuhäusel, Neogrod und Wardein den Türken so zu ihrem früheren Raube zurückgegeben, stehe ja jeder Winkel Ungarns ihren Räubereien, ihren Erpressungen und ihren bis zu Mord und Todtschlag getriebenen Gewaltthätigkeiten offen. Ungarn sei diesen östreichischen Königen freilich immer feil gewesen u. s. w. So und auf ähnliche Weise ließen sich

1) „Ceteri articuli capitulationum", lautet der Schluß, „qui a tempore pacis in Sitvatorok per posteriores capitulationes expresse non correcti aut commutati sunt, omnes in suo vigore permaneant." p. 568.

namentlich die gewichtigsten Stimmen des Landes, die Zrinyi, die Wesselenyi, der Erzbischof von Lippa, obgleich gut kaiserlich gesinnt, und Andere laut vernehmen. Und endlich wollten es auch die Siebenbürger nicht dulden, daß man sie so preisgebe. Denn wer könne denn den Sultan hindern, daß er, nachdem man ihm Wardein überlassen, sich bei der ersten besten Gelegenheit auch alles übrigen Landes bemächtige? [1])

Nur Apafy, welcher gegen die Erlegung des alten Tributs an die Pforte im Besitz des Fürstenthums blieb und sich auch mit dem Kaiser schon seit der Räumung von Klausenburg durch besondere Verträge auf einen freundlichen Fuß gesetzt hatte [2]), schien völlig zufriedengestellt. Nach und nach legte sich aber doch auch von andern Seiten der Sturm gegen den Frieden von Vasvar. Kaiser Leopold beschied die am meisten auffässigen Ungarn nach Wien und ließ sie, wenigstens scheinbar nicht ohne Erfolg, durch die vernünftigen Vorstellungen seines Premierministers, des Fürsten Lobkowitz — Portia war unterdessen gestorben — so gut wie möglich beruhigen [3]).

Montecuculi, welcher durch ein sehr schmeichelhaftes Handschreiben des Kaisers zu dessen General-Lieutenant (Locumtenentem generalem) ernannt worden war [4]), hatte schon in den ersten Tagen des October den Rückmarsch nach der Insel Schütt angetreten, von wo aus die Reichstruppen in ihre Länder entlassen wurden und die Franzosen durch Östreich, Böhmen und Deutschland nach dem Elsaß zurückgingen.

1) Wagner, Cornelius und Bethlen bei Katona, p. 568—572. Auch in einem Schreiben bei Brusoni, p. 139, ist namentlich von der Unzufriedenheit mit diesem Frieden im Deutschen Reiche die Rede: „Anche nell' Imperio si sentono molte lamentazioni contra questa pace; ma tutti sanno discorrere dopo il fatto e pochi vogliono accudire il bisogno quando sono richiesti d'ajuto.“

2) Katona, a. a. O. p. 475—492 und 573—602, gibt die weitläufigen betreffenden Verhandlungen zwischen dem Kaiser und Apafy und die Verträge, welche davon die Folge waren.

3) Histoire d'Emeric Comte de Tekeli, Cologne 1693, p. 43 fg.

4) Gegeben von Katona, p. 543.

Die 28 Fahnen und Standarten, welche Coligny Ludwig XIV. als Trophäen des Sieges bei St. Gotthard zu Füßen legte, nahm dieser nicht an, sondern schickte sie dem Kaiser zurück, welcher diese Aufmerksamkeit am besten dadurch zu erwidern glaubte, daß er sie „zum ewigen Gedächtniß der französischen Tapferkeit" in einer Kirche aufhängen ließ [1]).

Etwas später ging auch der Großwesir über Ofen in die Winterquartiere nach Belgrad zurück, während man zu Wien und Adrianopel, wo der Sultan sich die üble Laune über den mislichen Ausgang des Feldzuges in Ungarn durch die Freuden der Jagd, ausgesuchte Quälereien Schuldiger und Unschuldiger, und unausgesetzte Hinrichtungen vertrieb, eifrig mit den Vorbereitungen zu den Großbotschaften beschäftigt war, welche dem Frieden von Vasvar die letzte Weihe geben sollten. Von Seiten der Pforte wurde sie dem zum Beglerbeg von Rumili ernannten Kara Mohammed Aga, von Seiten des wiener Hofes dem Grafen Walter von Leslie, Herrn von Pettau und Neustadt, übertragen. Ihre Absendung verzog sich aber noch bis in das nächste Jahr.

Die ausführlichen Berichte, welche wir namentlich über diese außerordentliche Sendung des Grafen von Leslie besitzen, sind voll von dem Glanze, der Ausstattung und dem Reichthum der Geschenke, womit derselbe in den Pfingsttagen
1665 des Jahres 1665 Wien verließ [2]). Dem zahlreichen aus mehr als 150 Personen bestehenden Gefolge hatten sich Ritter und Edle aus allen Nationen, Engländer, Franzosen, Italiener, Deutsche, sowie auch eine Jesuitenmission angeschlossen, welche von Constantinopel aus durch Persien nach Indien weiter gehen sollte. Der Werth, die geschmackvolle Auswahl und die Menge der Geschenke für den Sultan, die Valide, den Großwesir und die übrigen Wesire an Silbergeschirr, Uhren und Producten des deutschen Kunstfleißes aller Art übertraf Alles,

1) Brusoni, p. 133 und 141.

2) Caesarea legatio quam mandante August. Rom. Imper. Leopoldo I. ad Portam Ottomannicam suscepit perfecitque Excell. Dom. Dom. Walterus S. R. I. Comes de Leslie ect. a. R. P. P. T. (Tafferner) Excell. oratoris Capellano. Viennae 1668. Der Verfasser war Jesuit und Beichtvater des Gesandten.

was man bis dahin bei ähnlichen Gelegenheiten gesehen hatte. Allein der Silbergehalt derselben wurde auf 7000 Mark geschätzt [1]).

Der osmanische Botschafter, welcher Constantinopel bereits im Februar mit nicht minder zahlreichem und glänzendem Gefolge — als Secretär befand sich darunter der berühmte Reisende Ewlia-Effendi — und gleich reichen Geschenken, prächtig aufgeschirrten Pferden, kostbaren persischen Teppichen und Gewändern von den feinsten Stoffen, Moschus und Ambra, verlassen hatte, erwartete den Grafen an der Grenze. Zu Ende Mai fand hier, in der Nähe des Dorfes Szön, unter Vermittelung des Feldmarschalls de Souches, die Auswechselung der beiden Botschafter mit den gewöhnlichen Förmlichkeiten statt. Höchst feierlich und ehrenvoll war der Einzug und der Empfang des Stellvertreters des Kaisers zu Adrianopel, wo damals der Sultan noch Hof hielt, am 1. August, dem Jahrestage der Schlacht bei St. Gotthard, obgleich wegen der Gegenwart des Großherrn das klingende Spiel und die fliegenden Fahnen hier nicht gestattet wurden [2]). Dagegen sah man später, bei dem Einzuge des Botschafters in Constantinopel, wo er eher eintraf als der Sultan, davon ab, und ließ sich sowol Trompeten und Pauken als auch das entfaltete Panier mit dem Doppeladler und dem Bilde der den Drachenkopf auf dem Halbmonde zertretenden Jungfrau Maria gefallen.

Auch der feierlichen Audienz bei dem Sultan, welche am 11. August noch zu Adrianopel stattfand, fehlte nichts von dem herkömmlichen Gepränge und der für den Empfang befreundeter Gesandten vorgeschriebenen Etikette. Nicht ohne Ostentation wurde bei dieser Gelegenheit den Janitscharen und den übrigen besoldeten Truppen vor den Augen des Gesandten und seines Gefolges die vierteljährliche Löhnung aus-

1) Ein genaues Verzeichniß der Geschenke gibt Rycaut, Histoire des trois derniers Empereurs des Turcs, T. III, p. 129. Rycaut befand sich damals in Constantinopel.

2) Tafferner, Caesarea legatio, p. 50 fg. Hier werden auch die vornehmsten Begleiter des Botschafters namentlich aufgeführt.

gezahlt, welche nicht weniger als 370,000 Thaler (imperialium) betrug [1]). Gleichwol wollte es dem Grafen nicht gelingen, die Geschäfte, mit denen er noch im Besondern beauftragt war, in allen Punkten zu erwünschtem Ziele zu führen.

Der Friedensvertrag von Vasvar wurde zwar von dem Sultan selbst in der zweiten und letzten Audienz zu Constantinopel, am 10 November, nochmals feierlich und förmlich bestätigt, und dabei von ihm der Wunsch ausgesprochen, daß die Freundschaft zwischen beiden Monarchen fernerhin nicht mehr gestört werden möge [2]); bei den ziemlich langwierigen Verhandlungen mit dem Großwesir über die einzelnen zu erledigenden Punkte, wie namentlich die Abgrenzung des Gebiets von Neuhäusel, die fortdauernden Räubereien und Einfälle in den Grenzdistrikten, das fernere ruhige Verhalten der Bundesgenossen und Vasallen der Pforte, die Befreiung der Gefangenen u. s. w., fand der Botschafter dagegen keineswegs die erwartete Willfährigkeit. Vorzüglich wegen Auswechselung der Gefangenen ohne Lösegeld wurden sowol in Constantinopel, wie dann später noch in Ofen, wo Graf de Leslie deshalb die Verhandlungen mit dem Pascha wieder aufnahm, unsägliche Schwierigkeiten erhoben. Sie konnte nur zum Theil und mit schweren Opfern durchgesetzt werden [3]).

Erfolgreicher waren die Bemühungen des Botschafters in Betreff der Wahrung der Rechte und Freiheiten der katholischen Christen im osmanischen Reiche, obgleich auch da nicht Alles zu erlangen war, was man wünschte. Mit vielem Eifer nahm sich der Graf namentlich der Schützlinge des wiener Hofes, der Jesuiten, an, welche vorzüglich auch in dem

1) Tafferner, p. 58.

2) Derselbe, p. 122: „Sultanus succincto laconismo ad proposita respondens, fide sancta spondere se affirmavit pactum utrinque se inter atque Imperatorem Germanorum pacem inviolabiliter servatam iri abs se, neque causam dissidii futuram in posterum, modo pacis et quietis osores nonnulli vicissim a parte altera, quod optaret, compescantur.“

3) Tafferner ist gerade über diesen Punkt in seinen interessanten Mittheilungen sehr ausführlich, p. 123—137 und p. 169—172.

osmanischen Ungarn, Kroatien und Slavonien allerhand Verfolgungen und Plackereien ausgesetzt gewesen zu sein scheinen. Er setzte es durch, daß sowol ihnen wie den übrigen im osmanischen Reiche geduldeten Ordensbrüdern lateinischen Bekenntnisses (Patribus de Societate Jesu aliisque religiosis latinis) der freie Verkehr und die ungehinderte Religionsübung, auf Grund früherer desfalsiger Erlasse, durch einen großherrlichen Ferman aufs Neue gewährleistet wurde. Sie sollten überall unbelästigt ein- und ausgehen, sich niederlassen, im Besitz ihrer Kirchen und Klöster verbleiben, und dieselben, wenn sie in Verfall gerathen, ungehindert wiederherstellen können. Sie sollten ferner, „weil sie nur von Almosen leben" (quoniam ex solis populi eleemosynis victitant: von den Jesuiten, die immer sehr wohl mit Geld versehen waren, galt dies aber sicherlich nicht), von allen Zöllen, Steuern, Abgaben von ihrem Eigenthum befreit bleiben, und nur für die von ihnen zum Verkauf eingeführten Waaren die gesetzlichen Eingangszölle erlegen. Weder in Sterbefällen noch bei etwa in der Nähe ihrer Besitzungen vorgekommenen Mordthaten durften sie fernerhin mit Kosten behelligt oder zur Verantwortung und Sühne herangezogen werden. Und endlich würde noch ausdrücklich festgesetzt, daß jede Belästigung lateinischer Mönche und Priester von Seiten griechischer, servischer und bulgarischer Bischöfe, sei es durch Störung ihres Gottesdienstes oder Gelderpressungen, streng verpönt sein sollte [1]).

Dagegen bot der Gesandte vergebens alle seine Überredungskünste auf, um den Wiederaufbau der katholischen Kirchen zu Galata durchzusetzen, welche vor zwei Jahren, bis auf die Jesuitenkirche vom Heiligen Benedict, sämmtlich ein Raub der Flammen geworden waren. Der Mufti, welcher in diesem Punkte sein Hauptgegner war, wies ihn am Ende kurz mit dem Bescheide ab, daß diese Angelegenheit gar nichts mit seiner Sendung zu schaffen habe, welche sich nur auf die in dem jüngsten Friedensvertrage enthaltenen Punkte beziehe [2]).

1) Tafferner, p. 137—140, w. der betreffende Ferman selbst gegeben wird.

2) Derselbe, p. 141.

Ebenso wenig half es dem Grafen, daß er den nun schon seit 30 Jahren im Diwan zwischen den Franciskanern und den griechischen Mönchen schwebenden Streit um den Besitz des Heiligen Grabes zu Jerusalem und der Krippe zu Bethlehem jetzt zu Gunsten der ersteren zum Austrag bringen wollte. Man verlangte vor Allem authentische und triftige schriftliche Beweise für ihre rechtlichen Ansprüche; und da diese eben augenblicklich nicht beizubringen waren, mußte man die Sache abermals auf sich beruhen lassen [1]).

Endlich wollte man von Seiten der Pforte auch eine weitere Einmischung des kaiserlichen Botschafters in die siebenbürgischen Händel nicht gelten lassen. Die Verwendung desselben für die Bevollmächtigten Apafy's, welcher vor Allem einen Nachlaß des 80,000 Thaler betragenden Tributs zu erzielen hoffte, wurde im Gegentheil sehr übel aufgenommen; und so mußte sich Graf von Leslie glücklich schätzen, daß er zuletzt noch durch einen Ferman, vom 7. December 1665, die Bestätigung der alten Rechte und Privilegien für den Handelsverkehr zwischen den Kaiserstaaten, mit Einschluß des Deutschen Reiches, und den der Pforte unterworfenen Ländern erhielt [2]).

Erst zu Ende des Jahres, am 31. December, verließ der Botschafter, wenigstens im Allgemeinen befriedigt, die osmanische Hauptstadt und erreichte, nachdem bei Komorn abermals die Auswechselung mit dem unterdessen aus Wien zurückgekehrten großherrlichen Gesandten, welcher dort, auf gleich ehrenvolle Weise empfangen, wegen seiner maßlosen Habsucht nicht den günstigsten Eindruck hinterlassen, stattgefunden
1666 funden hatte, endlich zu Ende März 1666 Wien [3]).

Mit ihm zugleich war auch der Resident Simon Re-

1) Tafferner, p. 144.

2) Darüber spricht vorzüglich Bethlen bei Katona, a. a. O. p. 609 fg.

3) Tafferner, p. 150 fg. Noch in Komorn wollte der osmanische Gesandte nicht eher von der Stelle weichen, als bis ihm eine Summe Geldes ausgezahlt worden, die er in Anspruch nehmen zu können glaubte. Er mußte fast mit Gewalt zur Abreise gezwungen werden.

niger, welcher seit 17 Jahren, unter den schwierigsten Verhältnissen, die Interessen des Kaiserhauses bei der Pforte mit so vielem Geschick und nicht ohne Erfolg wahrgenommen, dahin zurückgekehrt. An seiner Stelle blieb der Mailänder Casanova in gleicher Eigenschaft zu Constantinopel zurück. Ihm ward daher die schwere Aufgabe, Das, was Graf von Leslie erlangt hatte, nun auch zur thatsächlichen Geltung zu bringen. An sich ziemlich mühevoll — denn namentlich blieben die Verhältnisse in Ungarn nach wie vor gespannt und unbefriedigend — wurde sie ihm wesentlich durch den Wunsch der Pforte erleichtert, sich für jetzt nach dieser Seite hin die Ruhe zu erhalten. Denn es war nun die höchste Zeit, den Krieg mit Venedig mit mehr Energie wieder aufzunehmen und, koste es was es wolle, zum erwünschten Ziele zu führen. Dieses Ziel war aber kein anderes, als der Besitz von Candia. „Wir wollen Candia, und wenn wir den Krieg hundert Jahre fortführen müßten“: das war das Ultimatum, welches der Großwesir dem venetianischen Friedensunterhändler Ballarino noch im Jahre 1662 ertheilt hatte [1]). Wir wollen nun sehen, wie dieses Ziel fünf Jahre nach dem Abschluß des Friedens zu Vasvar wirklich erreicht wurde.

3) Fortgang und Ende des venetianischen Krieges bis zum Falle von Candia und dem Frieden vom Jahre 1669.

Bei der weitern Entwickelung und dem endlichen Ausgange des Krieges der Republik Venedig mit der Pforte, welchen wir oben bis zum Seesiege der Venetianer an den Dardanellen im Jahre 1656 herabgeführt haben, sind drei 1656
Momente als bedingend und entscheidend ins Auge zu fassen: die eigentliche Kriegführung zu Land und zur See, die fortgesetzten Bemühungen, den Frieden herzustellen, und die Betheiligung der übrigen Mächte Europas an diesem Kampfe

1) Valiero, Historia della guerra di Candia, p. 531: „Il Turco concluse alla fine con queste parole: Vogliamo Candia, se dovessimo continuar cent' anni.“

für die Rettung „des äußersten und letzten Bollwerks der christlichen Welt", der Insel Candia.

Was das Erste die Kriegführung, betrifft, so war der Eindruck, welchen die Niederlage an den Dardanellen, der Untergang der Flotte und der Verlust von Tenedos und Lemnos in Constantinopel gemacht hatten, zu mächtig, als daß man nicht hätte Alles aufbieten sollen, diese Schmach zu rächen. Es galt hier der Ehre der osmanischen Waffen und dem Ruhme Mohammed Köprili's. Vorzüglich der außerordentlichen Energie dieses Mannes war es zu danken, wenn die erstaunte Welt jetzt, wie dereinst nach dem Tage bei Lepanto, innerhalb 6 Monaten wieder eine stattliche Flotte unter dem Panier des Halbmondes in den griechischen Gewässern erscheinen sah, welche allen Seemächten des Westens
1657 Trotz bieten zu wollen schien. Bereits im Februar 1657 hatte der neuernannte Kapudan-Pascha, Topal-Mohammed, die Dardanellen mit 36 Galeeren und 4 Maonen passirt und seinen Weg nach Rhodos eingeschlagen, um von da aus das Caravanengeschwader von Alexandrien nach Smyrna zu escortiren, von wo, da man einen Angriff der Venetianer von Tenedos und Lemnos aus fürchtete, die betreffenden Güter und Schätze zu Lande weiter nach Constantinopel gebracht werden sollten.

Der General-Capitän des Meeres Lazaro Mocenigo, welcher schon vor Ausgang des vorigen Jahres nach Candia zurückgekehrt war, eilte von da aus mit 19 Galeeren und 16 Galeazzen der feindlichen Flotte entgegen, nahm, da sich der Kapudan-Pascha ohne Kampf zurückzog, unfern Samos 5 reich beladene Caravanenschiffe hinweg, griff dann ein aus 9 Schiffen bestehendes Barbareskengeschwader aus Algier, welches im Kanal von Chios vor Anker lag, an, nahm davon nach einem hitzigen dreistündigen Gefecht, in welchem er freilich auch 117 Todte und 347 Verwundete zählte, gleichfalls 8 Schiffe, und wandte sich endlich gegen die kleinasiatische Küste, wo er die Festung Sugadschik, im Golf von Scala-Nova, überrumpelte und nach kurzem Widerstande dem Booen gleich machte. Eine ungemein reiche Beute, mehr denn 40 hinweggenommene Schiffe und eine große Anzahl

eroberter Kanonen — zu Sugadschik fanden sich unter Anderm noch 25 mit dem Wappen von San Marco vor, welche man nach der Eroberung van Cypern dahin gebracht hatte — waren die Früchte dieses glücklichen Streifzuges, welcher etwa zwei Monate währte [1]).

Leider folgten diesem für die Signorie so günstigen Beginn des Feldzuges bald Ereignisse, welche ihr die Freude über die in diesem und im vorigen Jahre errungenen Vortheile gar sehr verbitterten. In Constantinopel konnte man vor Allem den Verlust von Tenedos und Lemnos nicht verschmerzen. Auf die Wiedereroberung dieser beiden Inseln, in deren Besitz Venedig fortwährend selbst die Hauptstadt des Reiches zu bedrohen schien, sollte daher zunächst die ganze streitbare Macht der Pforte verwendet werden. Der Großwesir selbst mußte sich, dem ausdrücklichen Befehle des Sultans zufolge, an der Spitze der Janitscharen, Sipahis und der disponibeln Lehensreiterei, nach den Dardanellenschlössern begeben, um von da aus die Operationen der Flotte zu unterstützen, welche am 22. Juli in der Stärke von 30 Galeeren, 10 Galeazzen und 18 großen Schiffen, welchen eine bedeutende Anzahl von kleinern Fahrzeugen und Transportschiffen folgte, unter dem Schutze der am Lande aufgepflanzten Batterien, den Kanal verließ.

Marco Bembo, welcher dort mit dem venetianischen Blokadegeschwader vor Anker lag, konnte zwar gegen das heftige Feuer der feindlichen Strandbatterien nicht Stand halten, hatte aber doch den Muth, die osmanische Flotte noch innerhalb der Mündung anzugreifen. Der erste Anlauf war glücklich. Fünf feindliche Schiffe, darunter das Admiralschiff, wurden in Brand geschossen oder in den Grund gebohrt; der Rest entkam glücklich nach der Insel Metelin oder zog sich in den Schutz der Dardanellenschlösser zurück. Der General-Capitän Mocenigo lag mit seinen Schiffen bei Imbros, als ihn der Kanonendonner nach dem Kampfplatz rief. Tollkühn, wie er war, wollte er die fliehenden Galeeren des Feindes bis unter die Batterien verfolgen, gerieth aber dabei so nahe ans

1) Valiero, p. 409—412.

Land, daß eine Bombe vom Ufer her gerade in die Pulverkammer seines Schiffes flog. Der Schlag war fürchterlich. Mocenigo selbst fand mit noch vier andern Edeln auf der Stelle den Tod. Wie durch ein Wunder wurde sein Leichnam mit den Schiffstrümmern, der Flagge und der Kasse noch in dem Augenblicke gerettet, als sich die Türken seiner bemächtigen wollten [1]).

Der Verlust dieses noch jugendlichen Seehelden — er hatte erst das 33. Jahr erreicht — wurde um so schwerer empfunden, da sich seitdem wieder das Waffenglück ganz auf die Seite der Osmanen zu neigen schien. Es wollte dem Proveditore der Flotte, Badoaro, welcher den Oberbefehl übernommen hatte, nicht einmal gelingen, die Galeeren des Papstes und der Malteser, unter dem Befehle des Priors Bichi, noch länger bei seinem Geschwader zurückzuhalten. Aller Bitten und Vorstellungen ungeachtet, kehrte Bichi mit seinen Schiffen nach dem Westen zurück, während die Venetianer jetzt vor Allem darauf bedacht sein mußten, Tenedos zu retten. Denn daß der Großwesir nun zunächst dahin seine Blicke und seine Waffen richten werde, war leicht vorauszusehen.

Nachdem er die erlittenen Verluste so schnell wie möglich ersetzt hatte, ließ er schon zu Ende August, ohne daß die Venetianer es hindern konnten, 5—6000 M. auserlesener Truppen nach der Insel übersetzen, wohin er ihnen selbst auf dem Fuße folgte. Ein unglücklicher Ausfall der Besatzung der Festung, wobei 500 M. zusammengehauen und 200 M. zu Gefangenen gemacht wurden, entschied in wenigen Tagen das Schicksal des Platzes und der Insel. Die venetianischen Befehlshaber hatten, obgleich ihnen die Signorie die Vertheidigung dieses wichtigen Postens bis aufs Äußerste zur Pflicht gemacht hatte, den Muth nicht mehr, noch länger Widerstand zu leisten. Sie räumten, noch ehe der Großwesir die förmliche Belagerung begonnen hatte, in der Nacht des 31. August, nachdem sie das zurückgelassene Geschütz vernagelt hatten, den Platz und schifften sich mit dem Reste der Besatzung auf den nahe liegenden Galeeren ein. Solche Feigheit konnte die Signorie nicht ungeahndet hingehen lassen. Die Namen der Schuldigen wurden später an einem auf dem Marcusplatze

1) Valiero, p. 415—417.

aufgerichteten Schandpfahle für alle Zeiten (à perpetua memoria) dem Hohne und der Verachtung preisgegeben [1]).

Nach dem Falle von Tenedos war aber auch Lemnos nicht mehr zu retten, wenngleich hier die Besatzung nicht ohne Kampf weichen wollte. Die ersten 500 M., welche der Kapudan-Pascha von den 35 Galeeren, mit denen er vor der Insel erschien, ans Land setzte, wurden mit Verlust zurückgeworfen, was indessen nicht hinderte, daß gleich darauf 6000 M. landeten, welche sofort die Festung einschlossen. Lemnos, eine fast uneinnehmbare Felsenburg, wäre auch damals wahrscheinlich noch zu retten gewesen, wenn der schwachen, nur 1100 M. starken Besatzung die sehnlichst erbetene Hülfe von außen nicht vorenthalten worden wäre. Gleichwol hielt sie sich über zwei Monate, ehe sie sich (am 15. November) zur Capitulation verstand, die ihr freien Abzug sicherte. Leider wurden die Bedingungen derselben auch dieses Mal nicht streng eingehalten. Bei der Räumung, welche in großer Verwirrung geschah, wurden noch mehrere Hunderte der Venetianer niedergemacht oder als Sklaven nach den osmanischen Galeeren geschleppt [2]).

Der Verlust dieser beiden Inseln galt der Signorie ohne Zweifel für einen der härtesten Schläge in dem ganzen Kriege, von welchem man sich auch in den nächsten Jahren nicht wieder erholen konnte. Denn die Kriegführung der Signorie bekam seitdem, unter den trügerischen Friedenshoffnungen und den meistens getäuschten Erwartungen fremder Hülfe, mit denen man sich so hinhielt, überhaupt einen immer laueren und unentschlosseneren Charakter. Im Jahre 1658 blieb die 1658
Thätigkeit der Flotte, nachdem der neuernannte General-Capitän des Meeres, Francesco Morosini, bereits im März einen verunglückten Streifzug nach der Insel Scarpanto gemacht hatte, wobei er durch böses Wetter mehrere Schiffe verlor, auf einige unbedeutende Plänkeleien in der Nähe der Dardanellen beschränkt, welche den Osmanen einige Schiffe kosteten, der Signorie aber keinen wesentlichen Ge-

1) Valiero, p. 417—419 und 422.
2) Derselbe, p. 419—422.

winn brachten. Ein beabsichtigter Angriff auf Canea unterblieb, weil es zwischen den Venetianern und den Befehlshabern der päpstlichen Galeeren, die daran Theil nehmen sollten, abermals zu unangenehmen Mishelligkeiten kam [1]).

Etwas ergiebiger, wenn auch ohne größere bleibende
1659 Resultate, war der Seezug des nächsten Jahres, 1659. Er begann mit einer Landung in Morea unweit Kalamata, welches angegriffen, aber auch ebenso schnell wieder verlassen wurde, weil die Einwohner die Stadt bei Annäherung der feindlichen Schiffe sammt ihrer Habe geräumt hatten. Nachdem dann der General-Capitän Morosini zwischen Chios und Samos einige Galeeren von dem Geschwader des Kapudan-Pascha aufgebracht hatte, wandte er sich nach dem Meerbusen von Kassandra, zerstörte hier die kleine, von den Türken verlassene Küstenfestung Toron, wo er 34 Stück Geschütze erbeutete, und überfiel endlich, indem er wieder nach Süden steuerte, das nur schwach vertheidigte Tschesme, im Kanal von Chios, wo er gleichfalls eine Anzahl Geschütze hinwegnahm und eine ziemlich reiche Beute machte. Dagegen wollte ihm ein freilich sehr gewagter Versuch, die in diesem Jahre mit großen Kosten neuerbauten Dardanellenschlösser zu zerstören, nicht gelingen. Er drang zwar mit seiner Flotte in den Kanal ein, mußte aber dem heftigen Feuer der osmanischen Batterien bald wieder weichen, um seine Streifzüge im Archipel fortzusetzen, wo damals, zum Ärgerniß aller Gläubigen, unter Anderm auch das wegen der dort zu Ehren des Heiligen Johannes aufbewahrten Weihgeschenke im Rufe großen Reichthums stehende Patmos von den Venetianern rein ausgeplündert wurde, eine Verletzung des Heiligen, welche selbst in Venedig viel böses Blut machte. Die Zerstörung der kleinen Küstenfestung Castell Rosso, Rhodos gegenüber, beschloß den Feldzug dieses Jahres [2]).

1) Valiero, p. 455 u. 465 fg.: „Così il publico servitio questa volta ancora risentì i prejudicij delle private passioni," setzt Valiero hinzu.

2) Derselbe, p. 490—493. Über die Erbauung der neuen Dardanellenschlösser in diesem Jahre Hammer, O. G., Bd. VI, S. 64, nach osmanischen Quellen.

Noch vor Ausgang desselben, im November, traf endlich auch das erste französische Hülfscorps, zu dessen Bewilligung sich nach längeren Verhandlungen Cardinal Mazarin verstanden hatte, etwa 3000 M. stark, auf der Insel Cerigo ein. Man versprach sich davon nicht geringe Erfolge, namentlich in Betreff der Operationen auf Candia selbst, welche in letzter Zeit gleichfalls nur lau fortgeführt worden waren. Unglücklicherweise offenbarte es sich aber nur zu bald, daß die Führung dieser Hülfstruppen nicht den geschicktesten Händen anvertraut war. Es galt für eine Schwäche des Cardinals Mazarin, daß er dem jungen, im Kriegswesen noch völlig unerfahrenen Prinzen Almerico d'Este, Bruder des Herzogs Alfons von Modena, dem er eine seiner Nichten vermählt hatte, den Oberbefehl über dieses Truppencorps zugewendet hatte, während ihm zwei ältere französische Offiziere, de Bas und Gremonville, Bruder des ehemaligen französischen Gesandten zu Venedig, welche indessen der ihnen hier gestellten Aufgabe auch keineswegs gewachsen gewesen zu sein scheinen, zur Seite stehen sollten [1]).

Die Einnahme von Canea sollte natürlich das nächste Ziel derselben sein. Und wenigstens war der Anfang des Feldzugs vom Glücke begünstiget. Die Franzosen wurden im Frühjahre 1660 auf venetianischen Galeeren ohne Schwierig- 1660
keiten von Cerigo nach Suda übergesetzt und bemächtigten sich, nach einem hitzigen Gefecht, in welchem der Pascha von Canea das Leben verlor, ohne weiteres der kleinen Forts Delle Cisterne, Calojero, Calami und Apricorno, hatten aber, auf die Nachricht von der Annäherung von 4000 Türken von Candia Nova her, nicht den Muth, sich gegen die starken Mauern von Canea selbst zu versuchen. Ein unglückliches Gefecht mit dem Vortrab der heranrückenden Osmanen, in welchem sie 700 M. verloren, beschleunigte ihren Rückzug nach den Schiffen, welche sie, um nur nicht ganz unverrichteter Sache abzuziehen, nach Candia übersetzten, von wo aus ein Angriff auf das schwach besetzte osmanische Lager bei Candia

1) Valiero, p. 499, nennt Almerico „un Principe giovane, che sebene d'ottima voluntà e di grand' espettatione, non teneva quell' esperienza, e quel credito, che erano necessarij ad una tanta impresa."

Nova gemacht werden sollte. Auch diese Unternehmung mislang jedoch gänzlich. Denn noch ehe es wirklich zum Angriff kam, wurden die schlecht disciplinirten, auf Raub und Plünderung im Lande zerstreuten französischen Truppen von der feindlichen Reiterei überfallen und beinahe sämmtlich niedergemacht. Mehr wie 1500 M. blieben auf dem Platze, der Rest rettete sich nach Candia, wo der Unwille gegen Gremonville um so größer war, da man dieses Misgeschick nicht allein seiner Unfähigkeit, sondern fast noch mehr seiner Treulosigkeit zuschreiben wollte [1]).

Mit den auf diese Weise geschwächten und demoralisirten französischen Hülfsvölkern war nun aber gar nichts mehr anzufangen. Man suchte sich im Gegentheil ihrer so bald wie möglich zu entledigen, und schickte sie zunächst nach den von den Venetianern besetzten Inseln des Archipel in die Winterquartiere. Aber auch da, namentlich auf Naxos, machten sie sich durch ihr unbändiges, widerspenstiges Wesen so lästig und verhaßt, daß man froh war, bei dem französischen Hofe ihre Abberufung zu erwirken, welche bereits zu Anfang des nächsten Jahres erfolgte. Prinz Almerico, ihr Führer, war schon vor ihrer Rückkehr auf der Insel Paros einer tödtlichen Krankheit erlegen [2]).

Je entmuthigender aber dieser klägliche Ausgang des französischen Hülfszuges, von dem man sich so viel versprochen hatte, auf die Venetianer wirkte, desto willkommener war er natürlich der Pforte, welcher es jetzt vor Allem daran lag, gegen Siebenbürgen und Ungarn hin möglichst freie Hand zu behalten. In demselben Verhältniß, in welchem sich die Kräfte und die Erwartungen beider Theile nun vorzugsweise nach dieser Seite hin richteten, schwand daher in den nächsten Jahren der Kampf um den Besitz der Insel Candia auf die engen Grenzen eines vorsichtigen Defensivkrieges zu-

1) Valiero, p. 500—504.

2) Derselbe, p. 514: „Riposto il remanente delle militie Francese ne' quartieri sopra l'Isola di Nicsia, questa rimase della licenza militare infelicemente trattata, non havendo mai voluto que' soldati nel tempo, che ivi fecero soggiorno, salire sopra alcun legno, ne entraprendere alcuna fattione."

sammen, bei welchem man eigentlich weiter nichts mehr im Auge hatte, als durch gelegentlich errungene Vortheile einen desto günstigeren Frieden zu erlangen.

Als ein solcher Vortheil galt es z. B. noch, daß der General-Capitän Morosini, gleich zu Anfang des Jahres 1660, nachdem sein Plan, sich der Insel Negroponte zu 1660
bemächtigen, hatte aufgegeben werden müssen, die ungemein starke Felsenburg der Insel Skyathos, nach einem dreitägigen Bombardement, hinwegnahm, und die bis dahin widerspenstigen Einwohner derselben, gleich denen der umliegenden Inseln, der Tributpflichtigkeit der Signorie unterwarf [1]). Sonst geschah in diesen Jahren von keiner Seite mehr etwas von Bedeutung. Francesco Morosini, welcher den Sommer über mit seinen Schiffen so weit wie möglich die mislungenen Unternehmungen der Franzosen unterstützt hatte, legte zu Ende des Jahres, halb Krankheits wegen halb aus Mismuth, den Oberbefehl über die venetianische Flotte nieder, welcher für das nächste Jahr dem Georgio Morosini übertragen wurde.

Das Einzige, was dieser während des Jahres 1661 that, 1661
war, daß er, mit den Maltesern vereint, dem Kapudan-Pascha, welcher die Dardanellen mit 60 Segeln verlassen hatte, bei der Insel Tine einige Galeeren hinwegnahm, über deren Besitz dann hinterher noch mit den Maltesern ein so heftiger Streit entstand, daß sich sogar der Papst ins Mittel schlagen mußte [2]). Während nun aber solcher Hader der ganzen christlichen Welt ein Ärgerniß war, trat in den Gewässern der Levante und auf Candia in den drei letzten Jahren des ungarischen Krieges, von dessen Ausgang auch hier die Entscheidung bedingt zu sein schien, fast gänzliche Waffenruhe ein.

Selbst in Dalmatien, wo jetzt am ersten ein Zusammenstoß zu fürchten gewesen wäre, und wo deshalb die Signorie noch am meisten auf ihrer Hut sein mußte, geschah so gut

1) Valiero, p. 498, und ausführlicher: Antonii Arrighii De vita et rebus gestis Francisci Mauroceni Peloponnesiaci Libri IV. Patavii 1749, p. 60 fg. „Omnium,“ heißt es da von dieser Felsenburg, „quae in Aegeo sunt, arx habita firmissima, quae belli omen fecit, Turcasque terruit.“

2) Derselbe, p. 518—522.

1662 wie nichts. Allerdings schwebte man hier im Jahre 1662 eine Zeit lang wegen Cattaro, gegen welches die Pforte einen Schlag ausführen zu wollen schien, in ernsten Besorgnissen. Es kam aber auch da zu nichts, und im nächsten
1663 Jahre, 1663, ließ es die Pforte, welche ihre Streitkräfte für den Krieg in Ungarn zusammenhalten mußte, sogar ruhig hingehen, daß die Venetianer Dulcigno überfielen und die Stadt mit einer großen Menge Corsarenschiffe, welche im dortigen Hafen ihren gewöhnlichen Stationsort hatten, in Brand steckten [1]. Hielt es doch der Großwesir selbst nach
1664 dem Frieden von Vasvar, im Jahre 1664, nicht für gerathen, nun sogleich seine Waffen gegen Dalmatien zu kehren, welches als ein schlecht bevölkertes, zum größten Theil wüste liegendes, aber, schon wegen der Nähe Italiens, durch eine ziemliche Anzahl tüchtiger Festungen sehr wohl geschütztes Land schwer zu nehmen war und im besten Falle wenig Gewinn versprach [2].

Auf der andern Seite war man aber auch bis zu diesem Wendepunkte in dem venetianischen Kriege mit den Verhandlungen wegen Herstellung des Friedens, obgleich sie seit der Schlacht an den Dardanellen im Jahre 1656 nie ganz unterbrochen worden waren, eigentlich nach keinen Schritt weiter gekommen. Beide Theile suchten sie, in Erwartung des Ausgangs des Krieges in Ungarn, offenbar absichtlich in die Länge zu ziehen. Die Lage der venetianischen Friedensunterhändler zu Adrianopel, Capello und Ballarino, deren Haft nach dem erwähnten Siege der Venetianer noch bedeutend verschärft worden war [3], wurde dadurch nur um so peinli-

1) Valiero, p. 563 u. 580.

2) Derselbe, p. 620. Hier wird namentlich gesagt, daß vorzüglich auch der Widerwille der Truppen gegen einen Feldzug in Dalmatien den Großwesir bewogen habe, davon abzustehen: „sapendo che ne meno le militie, inclinavano alla Dalmatia, come paese sterile, e dishabitato, in cui non era da sperar altro, che travagli e morti, essendo munito di tante Fortezze e tanto vicino alla Città Dominante (Venedig) et al resto dell' Italia, che per necessità erano obligati i Prencipi per proprio interesse à difenderla."

3) Derselbe, p. 413: „Si accrebbero anche le ristrettezze

cher und verzweifelter. Denn während die Pforte gerade jetzt mit um so größerer Hartnäckigkeit darauf bestand, daß ihr Candia unter allen Umständen überlassen werden müsse, kamen die Bevollmächtigten der Republik vorzüglich noch dadurch in die größte Verlegenheit, daß die Signorie, nachdem sie einmal die Abtretung der Insel verworfen hatte, über die Bedingungen des Friedens selbst nie recht zur Klarheit und zu einem festen Entschlusse gelangen konnte.

„Und wenn die Republik," erklärte der Großwesir Ballarino im Jahre 1658 geradezu, „mit dem Golde der ganzen Welt einen einzigen Stein oder auch nur einen blinden Hund in dem Königreich Candia erkaufen wollte, so würde ihn S. Majestät (der Sultan) doch nicht hergeben; lieber würde er sein ganzes Reich verlieren.... Macht keine Worte mehr; denn Ihr wißt, welchen Schaden Ihr uns zugefügt habt. Wir wollen Candia, Clissa und alle Palanken, die Ihr hinweggenommen habt; seid Ihr dazu ermächtiget, so will ich mich für Euch bei dem Großherrn verwenden; wo nicht, so könnt Ihr Eures Weges ziehen, den Euch unsere Truppen zeigen werden" [1]).

Was half es nun, daß man nach dergleichen sehr kategorischen Erklärungen des Großwesirs in Venedig noch immer an die Zurückgabe von Canea und Rethimo dachte, daß man im Rathe der Pregadi noch Tage lang über die Theilung der Insel hin und her stritt, und in diesem Sinne Ballarino immer wieder mit Instructionen versah, welche, meistens sehr allgemein und unbestimmt, ja selbst zweideutig gehalten, ihn selbst fast zur Verzweiflung brachten, während Alles, was er daraufhin dem Diwan vorschlug, nur dazu dienen konnte, die Unfügsamkeit und die Erbitterung der Pforte zu steigern? Und wenn sich diese wol auch zu Zeiten einmal etwas nachgiebiger zeigte, wenn sie z. B. schon im Jahre 1658 merken ließ, daß sie, vorausgesetzt, daß man ihr nur Candia überlassen wolle, geneigt sei, ihre sonstigen Ansprüche auf Erstat-

al Capello et al Ballarino trattenuti in quella città" (Adrianopel).

1) Valiero, p. 435.

tung der Kriegskosten, die Zurückgabe von Clissa u. s. w. aufzugeben, und der Signorie die Anstellung eines eigenen Repräsentanten in Candia zu gestatten, welcher dort die unbeschränkte Jurisdiction über ihre Unterthanen ausüben solle, so galt eine solche Nachgiebigkeit in Venedig jetzt doch nur für Schwäche, die man eher benutzen müsse, höhere Anforderungen im Nothfalle selbst mit den Waffen durchzusetzen, als sich auf einen immerhin demüthigenden Frieden einzulassen [1]).

1663 Noch im Jahre 1663 erklärte sich die Pforte unter der Hand bereit, Candia Nova zu schleifen und die Gebiete von Candia und Sittia zurückzustellen, wenn sich die Signorie dazu verstehen wolle, dafür einen jährlichen Tribut (pensione annua) zu zahlen, Suda abzutreten, dem Großherrn ein ansehnliches Ehrengeschenk zu Füßen zu legen und die Anstellung eines eigenen osmanischen Zolleinnehmers in Candia zu genehmigen. Allein da hielt es die Signorie vor Allem nicht mit ihrer Ehre für vereinbar, Suda aufzugeben. Eher wollte sie Karabusa oder die Insel Tine dafür einsetzen. Der jährliche Tribut sollte in keinem Falle mehr als 25,000 Realen betragen und das Ehrengeschenk für den Sultan 2—300,000 Realen nicht übersteigen, endlich auch die Zulassung eines osmanischen Zöllners in Candia von der Aufnahme eines venetianischen Consuls in Canea abhängig gemacht werden. Zu ernstlichen Unterhandlungen über diese Vorschläge kam es, wie es scheint, in Constantinopel gar nicht. Man gab im Gegentheil Ballarino bald darauf deutlich genug zu verstehen, daß er besser thue, gänzlich zu schweigen, wenn er nicht er-

1) Über diesen Stand der Friedensunterhandlungen: Valiero, p. 473, 487—489, 559—561. Noch im Jahre 1662 klagt Ballarino in seinen Depeschen aus Constantinopel, wohin er bereits im Jahre 1658 mit dem Hoflager des Sultans wieder von Adrianopel zurückgekehrt war, „che egli restava in Constantinopoli un huomo inutile, non potendo intendere la volontà del Senato per l'ambiguità degli ordini; i quali però supplicava più chiari e specifici, perche non fosse poi una volta redarguito di haver tralasciate e perdute l'occasioni proprie di acquistar la pace alla Patria."

mächtiget sei, Candia abzutreten, was der Pforte nun einmal als das einzige Mittel gelte, eine Verständigung herbeizuführen [1]).

Daß bei diesem Stande der Dinge, bei solchen Stimmungen, das Friedensgeschäft auch durch die gelegentliche Einmischung anderer Mächte, namentlich Frankreichs und Englands, welche die Signorie ohnehin immer mit Mistrauen aufnahm, nicht gefördert werden konnte, versteht sich von selbst. Genug, man war damit noch keinen Schritt weiter, als die Schlacht bei St. Gotthard und der Vertrag von Vasvar die Frage: Ob Krieg oder Frieden? — auch in Venedig auf die äußerste Spitze unvermeidlicher thatsächlicher Entscheidung trieb. Denn noch vor Ausgang des Jahres 1664 ließ der 1664
Sultan Ballarino nach dem Diwan bescheiden und ihm hier die kategorische Frage vorlegen, ob er jetzt zu größern Zugeständnissen ermächtiget sei oder nicht? — Er konnte aber darauf keine befriedigende Antwort geben, und beeilte sich daher, als ihm kurz nachher der Großwesir wissen ließ, daß man unter gewissen Bedingungen doch noch auf eine Theilung der Insel eingehen dürfte, die Signorie davon in Kenntniß zu setzen und bestimmte Verhaltungsbefehle zu verlangen.

Suda blieb aber auch jetzt bei den Verhandlungen, welche nun abermals über die Theilungsfrage im Rathe der Pregadi stattfanden, der Stein des Anstoßes. Denn die Pforte verlangte es unbedingt für sich, und die Friedenspartei der Pregadi war allerdings der Meinung, daß man sich selbst um solchen Preis der Last dieses gefahrvollen und am Ende alle Kräfte der Republik erschöpfenden Krieges entledigen müsse. Die kriegerisch gesinnte Majorität aber, welche dergleichen Anerbietungen von Seiten der Pforte nur wieder für Schwäche halten wollte, behauptete die Oberhand, obgleich sich bei der Abstimmung nicht weniger als 69 Stimmen, angeblich die erfahrensten und einsichtsvollsten Senatoren, für die Theilung, selbst mit Aufopferung von Suda, entschieden.

1) Valiero, p. 565 und 595: „I Confidenti gli dicevano: che se non voleva esser licentiato dalla Porta, tacesse, overo portasse la cessione del Regno, unico mezzo per accommodarla."

Krieg, im Vertrauen auf die eigenen Kräfte und die zu erwartende nachdrücklichere Hülfe der übrigen Mächte der Christenheit, blieb also in diesem entscheidenden Momente die Losung der mächtigen und entschlossenen Partei, welche es nun auch durchsetzte, daß Ballarino die einfache Weisung erhielt, man müsse es bei den ihm früher ertheilten Instructionen bewenden lassen und könne auf weitere Zugeständnisse an die Pforte nicht eingehen [1]).

Dennoch gab Ballarino, welchem selbst seine Gegner das ehrenvolle Zeugniß eines äußerst geschickten, höchst gewandten und ausdauernden Unterhändlers, welcher die Interessen der Republik, wie kein Anderer, wahrzunehmen verstanden, nicht versagen können [2]), auch nach diesem Bescheide keineswegs alle Hoffnung auf. Er rechnete dabei vorzüglich auf die auch in Constantinopel noch ziemlich starke Friedenspartei, an deren Spitze, wenn gleich nicht geradezu offen, der Großwesir Ahmed Köprili selbst stand. Denn er fürchtete durch einen Feldzug nach Candia, unter seiner Führung, der, an sich schon schwierig und von ungewissem Erfolge, ihn abermals längere Zeit von der Hauptstadt entfernen werde, seinen Ruf

1) Valiero, p. 614 und 619: „Fù rigettata la propositione (wegen der Theilung mit Abtretung von Suda), e scritto al Ballarino con l'ordinarie commissione passate, senza alcuna aggiunta.“ Und dann heißt es weiter von den 69 Stimmen, welche für die Theilung waren: „Molti riputarono, che fossero usciti dalle mani de' più vecchi e più esperimentati negli affari dello Stato e nella conoscenza delle forze più formidabili dell' inimico.“

2) So unter Andern Ricaut, Histoire ect., p. 331, welcher damals als Secretär des englischen Gesandten, des Grafen Winchelsea, zu Constantinopel weilte. „Son grand caractère estoit,“ meint er von Ballarino, „beaucoup de conduite, beaucoup de defiance et beaucoup d'adresse. En un mot, la Republique de Venise avoit en luy un homme très-propre à bien menager ses interests. Car d'ailleurs il estoit rompu aux affaires de Turquie et scavait en perfection la manière de traiter avec les Ministres de la Porte.“ Nicht so günstig lautet sein Urtheil über Capello, welcher übrigens schon im Jahre 1662 zu Constantinopel vor Gram und Kummer starb. Sein Leichnam konnte, unter Vermittelung der englischen Gesandtschaft, nur zerstückt und in einer Caviartonne verpackt aus Constantinopel ausgeführt werden!

und seine Macht aufs Spiel zu setzen. Grund genug, daß seine Gegner von der Partei des Serai, der Silikdar und der Günstling des Sultans mit ihrem Anhange im Harem, welche sich seiner auf diese Weise am leichtesten entledigen zu können hofften, nur um so hartnäckiger auf der Fortsetzung des Krieges bestanden.

In einem großen Reichsrath, welcher in Folge des jüngsten Bescheides der Signorie zu Anfange des Jahres 1665 1665
einberufen wurde, um über die Kriegsfrage zu entscheiden, schrieen sie laut über die Lauheit (tepidezza), mit welcher bisher dieser Krieg fortgeführt worden sei. Es sei geradezu eine Schmach für den osmanischen Namen, daß diese Venetianer allein sich erkühnen, den von allen Andern so sehr gefürchteten Waffen des Großherrn noch länger Widerstand leisten zu wollen, daß sie sich einbilden, seine siegreichen Armeen aus Candia wieder vertreiben zu können, wo sie doch schon seit so langen Jahren festen Fuß gefaßt; endlich sei es Zeit, diesen elenden Steinhaufen (die Stadt Candia) mit aller Macht anzugreifen und der Welt zu zeigen, daß, wenn die Pforte wirklich ihre Streitkräfte gebrauchen wolle, Niemand im Stande sei, sich mit ihr zu messen. Zugleich hatte man nichts unversucht gelassen, den Sultan selbst für die Fortsetzung des Krieges zu begeistern. Man hatte ihm längst eingeredet, daß er Candia um so weniger wieder aufgeben könne, da es das Vaterland der Mutter seines Erstgeborenen, einer Griechin aus Rethimo, sei, ein Umstand, der auch geschickt dazu benutzt wurde, im Volke dem Glauben an die Nothwendigkeit und die Gewißheit der Eroberung der Insel immer mehr Eingang zu verschaffen [1]).

Nichtsdestoweniger setzte der Großwesir, welcher auch den Mufti und den wegen seines ausgezeichneten Rednertalents und seiner angeblich wunderthätigen Kräfte sehr einflußreichen Prediger der großherrlichen Moscheen Wani auf seiner Seite hatte, die Unterhandlungen wegen des Friedens mit Ballarino noch immer fort, wobei er sich, um jeden Anstoß zu vermeiden und nicht etwa den zu gleicher Zeit mit großem

1) Valiero, p. 621 u. 627.

Eifer betriebenen Rüstungen Eintrag zu thun, vorzüglich der geheimen Vermittelung des Pfortendolmetschers Panagiotti bediente. Außer Suda, machten nun aber auch die Abtretung des Gebiets von Candia und Sittia an die Venetianer und die Schleifung von Candia Nova, auf welche der Großwesir und der Mufti eingehen wollten, besondere Schwierigkeiten, weil die Lehnsleute, welchen jene Gebiete zum größten Theile schon zugesprochen worden waren, nun ihre rechtlich begründeten Ansprüche nicht mehr aufgeben wollten und sich deshalb an den Sultan selbst wendeten.

Dieser nahm es daher auch sehr übel auf, als ihm der Großwesir und der Mufti nochmals vom Frieden sprachen und über die jüngsten Vorschläge der Venetianer Bericht erstatteten. „Bei Deinem Kopf," fuhr er den Mufti an, „bedenke Dich eines Bessern!" — während der Großwesir Befehl erhielt, Candia um jeden Preis zu nehmen, gleichfalls mit der ausdrücklich hinzugefügten Drohung: „wenn Dir Dein Kopf lieb ist" [1]). Er begab sich in Folge dessen be-
1666 reits zu Anfange des Jahres 1666 nach Morea, wohin ihm auch Ballarino begleiten sollte, jedenfalls in der Hoffnung, mit ihm doch vielleicht noch den Frieden zu Stande zu bringen. Sie wurde aber durch den bald darauf erfolgten Tod Ballarino's vereitelt, welcher auf dem Wege dahin zu Isdin, zwei Tagereisen von Theben, einer tödtlichen Krankheit erlag [2]).

Damit hatten alle weiteren Verhandlungen wegen des Friedens für jetzt ein Ende. Der Großwesir machte zwar allerdings noch einen Versuch, dieselben mit den beiden Secretären, denen die Signorie sogleich nach Ballarino's Tode die Fortführung dieses verwickelten Friedensgeschäfts anvertraut hatte, Padavino und Girolamo Giavarino, mittels des Dragoman Panagiotti wieder aufzunehmen. Allein abgesehen davon, daß jetzt namentlich wegen der Geldentschädigung, welche der Großwesir in Anspruch nehmen zu müssen

1) Valiero, p. 628 u. 637 fg. „Che andasse," lautete der an den Großwesir erlassene Hattischerif des Sultans, „à prender Candia, se haveva cara la sua testa."

2) Derselbe, p. 638.

glaubte — er behauptete, daß die Einkünfte, welche die Pforte bereits aus der Insel beziehe, sich jährlich auf 138,000 Realen belaufen, wovon 58,000 auf Canea und Rethimo, dagegen 80,000 auf die von den Venetianern bei einer etwaigen Theilung in Anspruch genommenen Gebiete von Candia und Settia kommen sollten —, erhebliche Schwierigkeiten entstanden, setzten auch die Gegner des Großwesirs wieder Alles in Bewegung, um den definitiven Abschluß des Friedens zu hintertreiben [1]).

So behielt, wie in Venedig und im Rathe der Pregadi, auch zu Constantinopel und im Rathe des Großherrn die Kriegspartei die Oberhand. Von beiden Theilen wurden daher die Rüstungen zu dem Entscheidungskampfe während des Jahres 1665 mit größtem Eifer und, so weit die Mittel 1665
reichten, in der umfassendsten Weise fortgesetzt. Es verging fast kein Tag, wo nicht von Smyrna, Saloniki, Negroponte und vorzüglich von Morea aus, welches damals, der Nähe wegen, gleichsam zum Hauptwaffenplatz für diesen Krieg ausersehen war, Massen von Truppen, Munition, Geschütz und Rüstzeug jeder Art, sowie Mundvorrath nach Candia übergesetzt wurden, ohne daß es die Venetianer, welche höchstens dann und wann ein Paar Transportschiffe hinwegnahmen, sonderlich hindern konnten. Denn die auf Candia befindliche osmanische Streitmacht war in letzter Zeit, namentlich durch die dort grassirende Pest, so geschwächt worden, daß sie sich kaum noch auf 10,000 M. belief, die auch mit Kriegsbedürfnissen und Mundvorrath nur schlecht versehen waren. Sie mußten also noch bedeutend verstärkt werden, ehe es der Großwesir wagen konnte, einen Feldzug anzutreten, bei welchem sein Ruhm und sein Kopf auf dem Spiele standen.
Erst im Mai 1666 verließ er Adrianopel, wo damals der 1666
Sultan sein Hoflager aufgeschlagen hatte, in feierlichem Aufzuge, erreichte nach vier Monaten Isdin (Zeituni) und schiffte sich von da nach Candia ein, wo er endlich zu Anfang November bei Canea landete [2]).

Indessen hatte auch die Signorie Alles daran gesetzt,

1) Valiero, p. 639—641.
2) Derselbe, p. 641 fg., 647.

ihre gleichfalls sehr geschwächten Streitkräfte auf der Insel möglichst zu verstärken und namentlich Candia mit tüchtigen Befestigungswerken und einer ausreichenden Besatzung zu versehen. Sie hatte dabei, wie gesagt, vorzüglich auch auf fremde Hülfe gerechnet. Denn ihre eigenen Hülfsquellen reichten in keinem Falle mehr aus, obgleich man bereits im Jahre 1663 abermals zu den schon öfter versuchten leidigen finanziellen Auskunftsmitteln seine Zuflucht genommen hatte. Um Geld aufzutreiben, wurde z. B. für den Verkauf des Adels, welcher bis dahin nicht sehr viel eingebracht zu haben scheint, nur noch eine Frist von einem Jahre festgesetzt. Darüber hinaus sollte er für Niemand mehr feil und das goldne Buch für alle Zeiten geschlossen sein. Jedoch scheint auch dieses Reizmittel den gehegten Erwartungen nur in geringem Maße entsprochen zu haben, ebenso wenig wie die sonstigen wieder hervorgesuchten finanziellen Nothbehelfe, der Loskauf der Verbannten und Ähnliches [1]).

Leider waren nur auch die Erfahrungen, welche man in den letzten Jahren hinsichtlich der erwarteten fremden Hülfe gemacht hatte, nicht sehr ermuthigend. Wie schwer hatte es z. B. nicht gehalten und wie lange war darüber hin und her verhandelt worden, ehe sich Frankreich zur Bewilligung des kleinen Hülfscorps verstanden hatte, welches, wie wir gesehen haben, unter der verunglückten Führung des Prinzen Almerico d'Este so wenig Nutzen gebracht hatte! Der klägliche Ausgang dieses Hülfszuges und der Tod des Cardinals Mazarin, welcher der Republik im Allgemeinen wohlwollte und ihr auch bereits im Jahre 1658 einmal eine Subsidienzahlung von 100,000 Scudi hatte zufließen lassen, machten den französischen Hof mit seinen Spenden nur um so karger und zurückhaltender. Ungeachtet des ewigen Drängens der venetianischen Gesandten zu Paris war dort vorerst weiter nichts zu erreichen, als eine kümmerliche Subsidienzahlung von 50,000 Scudi [2]). Und auch von den 200,000 Scudi, welche

1) Valiero, p. 601 fg.

2) Über die sehr interessanten Verhandlungen zwischen der Signorie und dem französischen Hofe seit dem Jahre 1658 spricht Valiero gleichfalls ausführlicher p. 474, 477—480, 485 fg. u. 512, wo es am

Cardinal Mazarin in seinem Testamente — er starb den 9. März 1661 — als Beisteuer zur Fortführung des Türkenkrieges ausgesetzt hatte, kam der Republik nichts zugute. Denn da, der testamentlichen Bestimmung zufolge, dem Papste die weitere Verfügung über dieses Legat überlassen war, so wanderte das Geld zunächst nach Rom, von wo aus, obgleich auch die Signorie ihre wohlbegründeten Ansprüche darauf geltend zu machen gesucht hatte, blos der Kaiser wenigstens einen Theil davon zur Unterstützung des Krieges in Ungarn ausgezahlt erhielt. Der Rest verlor sich, wie es scheint, spurlos in den Kassen der päpstlichen Curie [1]).

Ende heißt: „Dopo la morte del Cardinale eran mutate le buone dispositioni (der Minister Ludwig's XIV.), e benche apertamente non si negassero i soccorsi .... finalmente le dispositioni e li soccorsi si ridussero ad un sussidio di cinquanta mila scudi." Die Furcht vor einem gänzlichen Bruche mit der Pforte, die man immer noch einmal gegen Spanien gebrauchen zu können glaubte, bedingte damals, bei den, wie wir bald sehen werden, ohnehin schon ziemlich gespannten Verhältnissen mit derselben, vorzugsweise die vorsichtige Haltung Frankreichs gegen die Signorie von Venedig. „Si vede," meint Valiero in dieser Beziehung, „che i Francesi assolutamente non volevano rompere l'antica amicitia co' Turchi, sperando, che essi potessero ancora esser loro instromenti alla consecutione di que' fini, che machinavano contro gli Spagnuoli."

1) Die betreffende Clausel in dem Testamente des Cardinals Mazarin lautete wörtlich: „Monseigneur le Testateur, considerant qu'il n'y a rien si important que de s'opposer fortement aux entreprises du Turc contre la Chrestienté, le quel ayant eu le bonheur de faire des progrez la Campagne passée, fait tous ses efforts pour en faire encore de plus grands, il veut et ordonne que de tous ses effets il en sera pris la somme de six cent mille livres tournois, Monnoye de France, pour être remise en la Ville de Lyon, et être employée, par les ordres de Sa Sainteté, aux preparatifs pour défendre la Chrestienté contre un si puissant ennemy, et autres choses qui luy puissent être également utiles." Aubery, Hist. du Cardinal Mazarin. Paris 1695. T. II, p. 595. Als Competenten zu diesem Legate meldeten sich natürlich sofort der Kaiser und die Signorie von Venedig bei Sr. Heiligkeit. „A questo legato," bemerkt darüber Valiero, p. 527, „aspirava del pari l'Imperatore e la Republica, ma finalmente la generosità (?) di questa abbandonò le proprie susistenze, et il denaro

Im nächsten Jahre (1662) verstand sich das Cabinet Ludwig's XIV. doch wenigstens dazu, die geheimen Subsidien von 50 bis auf 100,000 Scudi zu erhöhen, wogegen aber die Hoffnungen, welche die Signorie an die Wahrscheinlichkeit eines gänzlichen Bruches zwischen Frankreich und der Pforte knüpfte, den in den Jahren 1664 und 1665, in Folge des Angriffs der Franzosen auf Dschidschelli, die Händel mit den Barbaresken und die noch immer sehr gespannten diplomatischen Verhältnisse zu Constantinopel, worauf wir bald zurückkommen werden, alle Welt erwartete, durchaus nicht in Erfüllung gingen. Der damalige venetianische Gesandte zu Paris, Luigi Sagredo, gab sich daraufhin in der That die größte Mühe, den Minister Ludwig's XIV. zu einer thätigeren und nachdrücklicheren Hülfe zu bewegen; es zeigte sich aber bald, daß schon die blose Furcht vor einer innigeren Verbindung zwischen Frankreich und Venedig die Pforte fügsamer machte. Und um sich nun da die Stellung in Constantinopel nicht sogleich ganz zu verderben, hielt man es für gerathen, Sagredo vorerst noch mit dem Bescheide hinzuhalten, daß man durch die nach Ungarn geschickte Hülfe und die Händel an der afrikanischen Küste für jetzt, wenigstens indirect, auch für die Republik genug gethan zu haben glaube [1]).

Noch später aber schützte Herr von Lionne, in dessen Händen damals die auswärtige Politik Frankreichs ruhete und welcher den Gerüchten, daß es die Pforte mit ihren Rüstungen wirklich auf die Eroberung von Candia abgesehen habe, noch immer keinen rechten Glauben schenken wollte, die Kriege mit England und Spanien vor, welche es Frankreich geradezu unmöglich machen, namentlich zur See nach dem

fatto passare in Roma svanì facilmente anche con poco vantaggio di Cesare."

1) Valiero, p. 529 u. 612: „Che il Rè (Ludwig XIV.) operava assai," lautete die Sagredo im Jahre 1664 ertheilte Antwort, „benche indirettamente, à favore della medesima (der Republik), perche i soccorsi d'Ungheria chiamavano colà maggiori le forze degli Ottomani e l'impresa di Barberia haverebbe posta una nuova confusione in quell' Imperio, mentre à poco à poco il Rè si sarebbe impegnato in un' aperta rottura."

Orient hin etwas Größeres zu unternehmen. Und allerdings wird es begreiflich, wenn bei den damaligen vielfachen Verwickelungen im Westen die orientalische Politik Frankreichs noch auf zweiter Linie stand, zumal da man bei jeder feindlichen Bewegung nach dieser Seite hin auch die namentlich von Colbert sorgfältig gepflegten Interessen des französischen Levantehandels für gefährdet hielt. Erst nach Beendigung des Krieges mit Spanien durch den Frieden zu Aachen (den 2. Mai 1668), auf die man die Venetianer fortwährend vertröstet hatte, lebten nach dieser Seite hin wieder neue Hoffnungen auf, die indessen auch jetzt noch keineswegs so verwirklicht wurden, wie die Signorie erwarten mochte. Man glaubte nun in Paris schon viel gethan zu haben, wenn man einzelnen ausgezeichneten französischen Heerführern, wie dem Marquis de Ville, dem Marquis de S. André Montbrun, dem Duc de la Feuillade, mit ihrem Gefolge von thatenlustigen Edeln die Erlaubniß ertheilte, entweder in venetianische Dienste zu treten oder sich in diesem Kampfe zum Heile der Christenheit auf eigene Hand zu versuchen, wenn man der Signorie gestattete, in Frankreich Truppen zu werben und sich mit Kriegsbedürfnissen zu versehen, und die einmal bewilligten Subsidien fortzahlte [1]).

Vorzüglich war es Papst Clemens IX. (seit dem 25. Juni 1667), welcher, nachdem er den Frieden mit Spanien vermittelt hatte, Frankreich zu einer offeneren und wirksameren Theilnahme an dem Türkenkriege zu bewegen suchte, den er sich überhaupt mehr zu Herzen nahm, als sein Vorgänger,

1) Valiero, p. 645. Der König könne nichts thun, erklärte Lionne noch im Jahre 1666, „perchè la guerra d'Inghilterra divertiva troppo le forze del Regno e particolarmente le necessarie per soccorrer Candia, che erano le maritime, impiegate e trattenute nell' Oceano.“ Und im nächsten Jahre wurde dann wieder der Krieg mit Spanien in den Niederlanden vorgeschoben, „lasciandosi intendere il Signor di Liona, che si fosse seguita la pace (con gli Spagnuoli), si sarebbe pensato à qualche cosa di grande.“ Daselbst, p. 673. Nach dem Abschluß dieses Friedens aber war der Levantehandel der Hauptgrund, warum man nichts thun wollte: „Nella Francia i Ministri dicevano d'haver un grand' ostacolo, che era il ricco commercio, che tenevano in Levante.“ p. 690.

Alexander VII. Dieser hatte sich zwar auch viele Mühe gegeben, wieder einmal eine Heilige Liga zu Stande zu bringen; als es aber darauf ankam, dafür selbst einige Opfer zu bringen, hielt er es für angemessener, seine Schätze lieber auf die Bereicherung seiner Familie und seine kostspieligen Bauten zu verwenden. Er wollte am Ende den Venetianern nicht einmal mehr die Werbung im Kirchenstaate gestatten, aus Furcht, daß dadurch der für die päpstlichen Kassen immerhin ziemlich ergiebige Zuzug von Pilgern nach Rom wesentlich beeinträchtiget werde. Kaum daß er kurz vor seinem Ende (den 22. Mai 1667) noch 200 M. Fußvolk bewilligte, welche zu den venetianischen Truppen in Dalmatien stoßen sollten, und der Signorie eine außerordentliche Besteuerung der Geistlichkeit ihres Gebiets erlaubte [1]).

Clemens IX. dagegen sah in dem Verluste von Candia die größte Gefahr für ganz Europa und die christliche Sache. Er machte daher auch die Rettung der Insel so recht eigentlich zum Mittelpunkte seines geistlichen Regiments. Nicht nur, daß er die der Republik bisher von Seiten des päpstlichen Stuhles gewährte Hülfe, so weit nur seine Mittel reichten, sofort ansehnlich verstärkte — er gestattete ihr die Aushebung von 700 M. in seinen Staaten, vermehrte die bereits nach Dalmatien geschickten päpstlichen Truppen um das Doppelte, fügte ein ansehnliches Geschenk an Pulver hinzu, woran die Signorie empfindlichen Mangel litt, setzte seine Galeeren in guten Stand und vertraute das Commando derselben einem seiner Neffen, dem Vincenzo Rospigliosi, an, und bewilligte endlich auch von den von der Geistlichkeit in Italien und Ungarn erhobenen Zehnten 50,000 Scudi für die venetianische Kriegskasse —, ließ er nun auch nichts unversucht, den schon sehr erkalteten Eifer der übrigen Fürsten der Christenheit für den heiligen Krieg wieder etwas zu erwärmen. Leider waren aber seine Bemühungen in dieser Beziehung, wie immer, so auch jetzt, nicht von dem erwünschten Erfolge gekrönt [2]).

1) Valiero, p. 512, 643, 658.

2) Derselbe, p. 665: „Subito assunto al Pontificato," heißt es da von Clemens IX., „altro non andò meditando, che mezzi per

Von dem Kaiser z. B., welcher es den Venetianern nicht vergeben mochte, daß sie sich geweigert hatten, auf das ihnen bereits im Jahre 1663 von seinem Minister, dem Fürsten Portia, angebotene Waffenbündniß einzugehen, und der auch jetzt noch die Fortdauer des Krieges zwischen der Republik und der Pforte für das beste Mittel hielt, sich in Ungarn so lange wie möglich Ruhe zu verschaffen, war, ungeachtet des Drängens des Papstes, weiter nichts zu erlangen, als die Vermehrung des schon in den letzten Jahren bewilligten kleinen Hülfscorps von 300 bis auf 500 M., welche aber zum größten Theile wieder davonliefen, ehe sie nach Candia eingeschifft werden konnten, weil sie, wie es scheint, die Seekrankheit fürchteten. Erst zu Ende des Jahres 1668, als Candia schon fast verloren war, ließ sich der Kaiser durch die wiederholten eindringlichen Vorstellungen des Heiligen Vaters bewegen, ein Hülfscorps von 3000 M. zu stellen.[1]).

Auch von den deutschen Reichsfürsten, an welche sich die Signorie durch einen besondern an den Reichstag zu Regensburg geschickten Bevollmächtigten wendete, kam erst in der äußersten Noth eine geringe Hülfe. Der Churfürst von Bayern, welcher der Signorie bereits im Jahre 1665 einmal 1000 M. von seinen disponibel gewordenen Truppen abgelassen hatte, versprach im Jahre 1667 doppelt so viel zu stellen. Da sich aber die Signorie nicht dazu verstehen wollte oder konnte, die wegen regelmäßiger Soldzahlung verlangten Bürg-

liberare il Regno di Candia, e particolarmente di fermar quel torrente impetuoso, che nella caduta sforzosa di questa città si vedeva distruttivo di tutta l'Europa." Und dann seine Bemühungen bei den übrigen Mächten der Christenheit, p. 666, 670, 687.

1) Valiero, p. 590, 627, 645, 672 und 690. Der Hof zu Wien, heißt es da unter Anderm, habe zwar auf das Zureden des Papstes (pressato degli ufficij del Pontifice) den besten Willen gezeigt, aber nichts gethan, „tanto più che si desiderava à quella Corte la continuatione della guerra della Republica, stimando, che questa dovesse tener più lungamente lontani i travagli nell' Ungheria."

schaften zu leisten, zerschlug sich der Handel, ehe er weitere Folgen hatte [1]).

Als endlich der Gesandte der Signorie beim Reichstage zu Regensburg, Francesco Giavarina, die Sache zu Anfange des Jahres 1669 nochmals in Anregung brachte, hatte jeder der Stände eine triftige Ausrede oder eine leidige Vertröstung auf die Zukunft bei der Hand. Köln und Trier z. B. meinten, sie hätten gethan, was sie könnten, indem sie bereits 200 Centner Pulver geliefert. Bayern erklärte sich bereit, das Seinige zu thun, sobald das ganze Reich verhältnißmäßig beisteuern werde. Sachsen fand im Allgemeinen eine Hülfsleistung für angemessen und sagte, im Fall es dazu kommen sollte, sein Theil zu. Brandenburg war ohne Instruction. Pfalz und Mainz schützten ihre Händel mit Lothringen vor. Salzburg und Paderborn hatten gleichfalls schon Pulver geliefert und glaubten sich dadurch ihrer Verpflichtung zur Genüge entledigt zu haben. Drei andere geistliche Stände wollten sich zu gar nichts verstehen, und auch sämmtliche freie Reichsstädte hatten verschiedene Entschuldigungen in Bereitschaft. Dreißig andere Stimmen waren gleichfalls ohne Instruction. Einige erklärten sich bereit, zu Allem ihre Zustimmung geben zu wollen, was beschlossen werden würde. Ein Vorschlag, daß aus Reichsmitteln zur Vertheidigung von Candia 10,000 M. auf ein Jahr unterhalten werden sollten, fiel bei solchen Stimmungen, obgleich man am Ende auch mit 5000 M. zufrieden sein wollte, natürlich gänzlich durch. Im Allgemeinen glaubte man, daß der Krieg von Ungarn und Deutschland noch zu fern und folglich eine augenblickliche Hülfe nicht vonnöthen sei [2]).

Die Herzöge von Braunschweig und Lüneburg waren die einzigen deutschen Reichsfürsten, welche sich zu einer nachdrücklichen Hülfsleistung verstanden. Sie machten zu Ende
1668 des Jahres 1668 drei ihrer besten Regimenter mobil, welche in der Stärke von etwa 3300 M. unter den Befehlen eines der bewährtesten Feldherren der Zeit, des Grafen Josias von Waldeck, wenige Monate vor dem Falle des Platzes, im Mai 1669, wirklich in Candia eintrafen, um den Ruf deut-

1) Valiero, p. 691.

2) Derselbe, p. 725.

scher Tapferkeit bei dieser denkwürdigen Katastrophe in ehrenhaftester Weise zu bewähren [1]). Sonst geschah von dieser Seite so gut wie gar nichts. Der Herzog Karl von Lothringen wollte zwar 4000 M. Fußvolk und 500 Reiter stellen. Allein da es schwer hielt, diese zu unterhalten, und jene, als es zum Abmarsch kommen sollte, den Dienst versagten, mußte der ganze Plan wieder aufgegeben werden [2]). Außerdem lieferten die Deutschritter einige Hundert Mann, und der Erzbischof von Salzburg half mit 600 Centner Pulver aus [3]).

Spanien hatte von jeher eine große Zurückhaltung gegen die Republik beobachtet. Nur die Besorgniß, daß nach dem Falle von Candia der Sturm aus Osten zunächst über Neapel und Sicilien hereinbrechen möchte, hatte z. B. den Minister Philipp's IV., Don Luis d'Haros, bereits im Jahre 1661 einmal bewogen, die Signorie, mit welcher er sich auf guten Fuß stellen wollte, 100,000 Scudi Subsidien auszahlen zu lassen [4]). Später aber, nach dem Tode Philipp's IV. (17. September 1665) wollten die spanischen Minister nicht einmal die von Clemens IX. angeordnete Erhebung der geistlichen Zehnten in ihren Ländern zu Gunsten der Republik gestatten, weil, wie sie vorgaben, eine solche überhaupt nur zulässig sei, wenn die Waffen des Großherrn gegen das Haus Östreich oder die päpstlichen Staaten unmittelbar gerichtet wären. Selbst die Einwendung des Papstes, auf dessen Betrieb eben, als er vor Zeiten als Nuntius am Hofe zu Madrid verweilt, König Philipp IV. jene 100,000 Scudi bewilligt hatte, daß Candia doch nur die Vormauer der der Krone Spanien unterworfenen Länder sei, und daß es sich mithin bei der Vertheidigung desselben vorzugsweise um die eigene Sicherheit handele, half nichts mehr. Kaum daß

1) Valiero, p. 698 und 706.

2) Derselbe, p. 708.

3) Derselbe, p. 698.

4) Derselbe, p. 529: „Mostrava sentimenti affettuosi verso la causa della Republica", heißt es hier von diesem Minister Philipp's IV., „conoscendo che le perdite, che si facevano in Candia, erano preludij funesti a' Regni di Napoli e di Sicilia."

sich die Königin-Regentin während der Minderjährigkeit Karl's II. im Jahre 1667 einmal dazu verstand, ihre Galeeren von Neapel und Sicilien aus nach dem Archipel kreuzen zu lassen. Auch im Jahre 1668 sollten, auf Befehl der Königin, diese Galeeren, mit 2000 M. Landtruppen bemannt, abermals auslaufen, um zu der venetianischen Flotte zu stoßen. Allein der Vicekönig von Neapel und die Minister, welche sich bei dem damaligen schlaffen Regiment zu Madrid um dergleichen Befehle überhaupt wenig kümmerten, wollten davon nichts wissen und schützten die Leere des Schatzes vor [1]).

Nicht viel besser erging es Clemens IX. mit seiner Verwendung bei den kleinen italienischen Staaten zu Gunsten der Republik und des heiligen Krieges. Der Großherzog von Toscana, welcher im Jahre 1666 versprochen hatte, 400 M. nach Dalmatien zu schicken, entschuldigte sich, als ihn der Papst im nächsten Jahre ersuchen ließ, er möge seine Galeeren zu dem venetianischen Geschwader stoßen lassen, damit, daß er dieselben selber brauche, um den alljährigen Transport der Seide von Messina nach Florenz zu decken [2]).

Zwischen Malta und Venedig ließen es verjährte Eifersucht und der ewige Etikettenstreit um den Vorrang der Flaggen, selbst in diesem äußersten Momente, nie zu einem innigeren Verhältniß kommen. Die maltesischen Galeeren erschienen zwar noch bisweilen, mit den päpstlichen Schiffen vereint, in den Gewässern der Levante, thaten aber nichts mehr, was der Rede werth gewesen wäre [3]).

Genua, welches sich damals, unter Vermittelung des kaiserlichen Großbotschafters, des Grafen de Leslie, und des Pfortendolmetschers Panagiotti, viele Mühe gab, mit der Pforte eine vortheilhafte Handelscapitulation zu Stande zu bringen, und zu diesem Zwecke im Jahre 1665 einen eigenen Bevollmächtigten, den Marchese Durazzo, nach Con-

1) Valiero, p. 645, 661, 668 und 690: „Tutti questi ordini (der Königin) riuscirono vani, perche le mancanze del denaro servirono di scusa a Ministri ect."

2) Derselbe, p. 650, 671.

3) Derselbe, p. 586, 611.

stantinopel geschickt hatte, wurde es im Diwan überhaupt sehr hoch angerechnet, daß es Venedig in keiner Weise hülfreiche Hand geleistet habe [1]). Dagegen vergaß der Herzog von Savoyen einen Augenblick seinen alten Streit mit der Signorie um die Ansprüche auf den Königstitel der Insel Cypern, bewilligte zwei Regimenter, und gab seinen Eifer für die gute Sache noch ganz besonders dadurch zu erkennen, daß er dem damals in seinem Dienste stehenden Marchese Giron Francesco de Ville gestattete, den Oberbefehl über die nach Candia bestimmte Landmacht der Venetianer zu übernehmen [2]).

Auch Modena, Parma und Lucca zeigten, bei ihren schwachen Mitteln, viel guten Willen, und wahrhaft großartig in ihrer Art war die Unterstützung, die der reiche Cardinal Francesco Barbarino, welcher schon während der Dauer des ungarischen Krieges aus seiner Kasse jährlich 10,000 Scudi Subsidien an Graf Zrinyi gezahlt hatte, nun auch der Signorie zu Theil werden ließ. Nachdem er bereits mehrere Male auf seine Kosten ansehnliche Getreidesendungen nach Candia bewirkt hatte, steuerte er im Jahre 1667 allein noch 12,000 Scudi zur Vervollständigung der Festungswerke der nun so ernstlich bedroheten Hauptstadt der Insel bei [3]).

Daß endlich von den beiden protestantischen Mächten, welche noch in Betracht zu ziehen gewesen wären, England und Holland, für die Signorie nichts mehr zu hoffen war, versteht sich von selbst. Beide waren ja viel zu sehr darauf bedacht, ihren Levantehandel zu heben, und konnten daher gar kein Interesse haben, die sinkende Macht Venedigs aufrecht zu erhalten, auf deren Trümmern sie ihren eigenen commerciellen Wohlstand nach dieser Seite hin nur um so fester begründen zu können hofften. England gab man — und sicherlich nicht ohne Grund — geradezu schuld, daß es die Pforte fortwährend durch die Zufuhr von Kriegs-

1) Valiero, p. 623: „I Genovesi tenevano un gran merito appresso la Porta, mentre non havevano assistito in conto alcuno à Venetiani.“

2) Derselbe, p. 617, 650, 668.

3) Derselbe, p. 529, 650, 675: Über die dem Graf Zrinyi gewährten Subsidien: Brusoni a. a. O. p. 142.

bedürfnissen aller Art, namentlich Geschütz und Munition, auf die nachdrücklichste Weise unterstütze [1]).

So stand es um die von den Mächten der Christenheit zu gewärtigende Hülfe, als die Signorie von Venedig halb freiwillig halb nothgedrungen, den Kampf mit der Pforte mit ganzer Kraft wieder aufnahm. Ein erster entscheidender Schritt dazu war es, daß sie den Oberbefehl ihrer nach Candia bestimmten Landmacht dem französischen General-Lieutenant Giron (Hieronymus) François Marquis de Ville anvertraute, welcher damals als General der Cavallerie in den Diensten des Herzogs von Savoyen stand. Aus einem alten berühmten Heldengeschlecht entsprossen — er führte seinen Ursprung bis auf die in den Kreuzzügen viel genannten Ville-Hardouins zurück und sein Urgroßvater focht bei Lepanto — galt er für einen der tüchtigsten Feldherren seiner Zeit. Sowol von König Ludwig XIV. wie von dem Herzog von Savoyen, Karl Emanuel, auf die ehrenvollste Weise
1665 entlassen, traf er in den ersten Tagen des April 1665 in Venedig ein, wo er am 15. desselben Monats in einer feierlichen Sitzung der Pregadi, nach einer glänzenden Ansprache von seiner Seite, aus den Händen des Dogen Domenico Contarini das Patent als General der Infanterie der Republik erhielt, mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß er blos dem General-Capitän und General-Provveditore von Candia untergeordnet sein sollte [2]).

1) Valiero, p. 531 und 581: „Gl' Inglesi mettevano ogni spirito per avvantaggiare il loro commercio, non badando punto à somministrar à que' Barbari tutti i materiali, che servono à debellare le Piazze, senza de' quali proverebbero i Turchi gran mancamento d'artiglierie e di monitioni."

2) Sowol dieses Patent, wie die Entlassungsschreiben Ludwig's XIV., des Cardinals Mazarin und des Herrn von Lionne, aus den Jahren 1660 und 1665, finden sich in: Les Mémoires du voyage de Mons. le Marquis de Ville au Levant ou l'histoire curieuse du siege de Candie cet. par François Savinien d'Alquié, Amsterdam 1671. T. I, p. 1—17. Diese Denkwürdigkeiten sind ein vollständiges, sehr ausführliches Tagebuch über Alles, was sich während der letzten Belagerung von Candia zugetragen hat, nach den an Ort und Stelle gemachten Aufzeichnungen eines Begleiters des Marquis

Seine erste Sorge war, daß er sich über die Streitkräfte und die Vertheidigungsmittel der Republik genau zu unterrichten suchte. Zu diesem Zwecke unternahm er zunächst eine Rundreise durch die venetianischen Festungen in Dalmatien und Albanien, wo er Alles in ziemlich befriedigendem Zustande fand [1]). Erst zu Ende Juli kehrte er von da wieder nach Venedig zurück, wo er nun die Ausrüstung des nach Candia bestimmten Truppencorps um so mehr zu beschleunigen bemüht war, da man in Erfahrung gebracht hatte, daß sich die Stärke des auf der Insel befindlichen osmanischen Heeres augenblicklich noch auf nicht mehr als 10,000 M. belaufe. Nicht ohne Mühe wurde das Expeditionscorps, welches dem Marquis zur Verfügung gestellt werden konnte, ungefähr auf dieselbe Höhe gebracht, d. h. mit Einschluß der Verstärkungen, welche unterwegs noch aus Dalmatien und von den Inseln dazu stießen. Erst zu Anfang October fand die Einschiffung statt, und mehr wie zwei Monate waren nöthig, ehe man über Ancona, von wo aus de Ville noch Loretto besuchte, um den Schutz und die Hülfe der Heiligen Jungfrau zu erflehen, dann Corfu, Cephalonia und Zante, wo das venetianische Geschwader unter Marco Loredano bereit lag, welches die Truppen weiter nach Candia bringen sollte, die Insel Paro's erreichte, welche damals zum Hauptsammelplatz der dorthin bestimmten Streitkräfte der Republik bestimmt war. Bei einer allgemeinen Musterung, welche hier vorgenommen wurde, standen etwa 9000 M. Fußvolk und 1000 M. Reiterei unter den Waffen, welche bei der Weiterfahrt, die erst am 28. Januar 1666 stattfand, sich genau 1666
auf 8295 M. zu Fuß und 1008 M. zu Pferde beliefen [2]).

de Ville, J. B. Rostagne, Staatssecretär der Finanzen des Herzogs von Savoyen. In den Schreiben Ludwig's XIV. und in dem Bestallungsdecret des Dogen wird der Marquis immer genannt: „General de la Cavalerie du Seigneur Duc de Savoye et Lieutenant General des armées de Sa Majesté très-Chrestienne."

1) D'Alquié Mémoires ect. T. I, p. 17—40.

2) Daselbst, p. 40—94 sehr genau und ausführlich, mit Aufzählung aller einzelnen Regimenter, ihrer respectiven Stärke und ihrer namentlich genannten Oberoffiziere, sowie der Schiffe, welche die Trup-

Nach einer sturmvollen, sehr beschwerlichen Überfahrt gelang es endlich am 26. Februar die ganze Armee bei Culate, unweit Suda, glücklich ans Land zu setzen. Von hier aus sollte sofort ein Handstreich gegen Canea versucht werden. Allein bei dem anhaltend schlechten Wetter, Regen, Kälte und Schneegestöber, war mit den schon von der Überfahrt sehr geschwächten Truppen nicht viel anzufangen. In einem Vorpostengefecht, welches am 28. Februar mit der ausgerückten Besatzung von Canea stattfand, wurden sie mit großem Verluste — es blieben 400 M. auf dem Platze — zurückgeworfen; und da man es, unter solchen Umständen, nicht wagen konnte, hier in einem weitern Kampfe mit dem Feinde, welcher von allen Seiten ansehnliche Verstärkungen an sich zog, sogleich Alles aufs Spiel zu setzen, so blieb weiter nichts übrig, als so schnell wie möglich den Rückzug anzutreten. Bereits am 3. März schiffte daher der Marquis de Ville, im Einverständniß mit dem General-Capitän, seine Truppen wieder ein, um sie nach Candia überzusetzen, wo sie am 11. eintrafen, und im nächsten Monat, in der Stärke von etwa 6000 M. außerhalb der Festung an den Ufern des Flüßchens Giofiro ein befestigtes Lager bezogen [1]).

Der Zweck dieser Bewegung, womit übrigens der Kriegsrath, welcher eine Diversion nach der Insel Chios hin in Vorschlag brachte, nicht ganz einverstanden war, sollte offenbar der sein, die in dem Lager bei Nova-Candia versammelten Osmanen zu einer Schlacht herauszufordern, bevor sie die erwarteten Verstärkungen erhalten haben und dadurch in den Stand gesetzt sein würden, die förmliche Belagerung wieder aufzunehmen. Denn die in diesem Lager befindlichen Truppen beliefen sich nur erst auf etwa 7000 M. Fußvolk und 900 M. Reiterei. Aber auch dieser Zweck wurde verfehlt. Auf eine Entscheidungsschlacht, wie sie hier de Ville

pen nach Candia übersetzten. Unter ihnen befanden sich auch 1000 M. bayerische Miethvölker. Für den Besuch von Loretto erhielt der Marquis ein besonderes belobendes Breve von Papst Alexander VII., welches p. 50 mitgetheilt wird.

1) D'Alquié Mémoires ect., T. I, p. 94—103. Valiero, p. 630—633.

herbeizuführen wünschte, ließen sich die Osmanen klugerweise gar nicht ein; und bei den kleinen Gefechten und Plänkeleien, welche bereits am 20. April ihren Anfang nahmen und während der zwei nächsten Monate fortdauerten, blieben sie, obgleich sie bisweilen empfindliche Verluste erlitten, am Ende doch im Vortheil. Genug, de Ville hielt es selbst für gerathen, eine so zwecklose und auf die Dauer ganz unhaltbare Stellung wieder aufzugeben. In der ersten Hälfte des Juni brach er sein Lager ab, sprengte die zum Schutze desselben errichteten Schanzen und Vorwerke in die Luft, und zog sich in die Festung zurück, zum größten Jubel der Osmanen, welche sofort von dem verlassenen Lagerplatze Besitz nahmen und der Stadt um so viel näher rückten [1]).

Jedenfalls war dieser Rückzug der Venetianer hinter die Mauern und Bollwerke von Candia einer der entscheidendsten Wendepunkte in diesem Kriege. Denn nun stand es für beide Theile gleich fest, daß es sich nur noch um den Besitz dieses Platzes handele, daß hierhin alle Kräfte und Mittel concentrirt werden müßten. Daher die ungeheuern Anstrengungen, auf der einen Seite sich der Festung zu bemächtigen, auf der andern sie zu retten, Anstrengungen, welche diese letzte dreijährige Belagerung von Candia sicherlich zu einer der großartigsten Waffenthaten der neuern europäischen Kriegsgeschichte gemacht haben, der vielleicht nur eine einzige, die wir in unsern Tagen erlebt haben, die zweijährige Belagerung von Sebastopol, an die Seite gesetzt werden mag.

Namentlich mußte man nun in Venedig immer mehr zu der Überzeugung kommen, daß das einzige Heil nur noch auf der Stärke der Waffen beruhe. Denn auch auf die Stimmung und die Hülfe der einheimischen Bevölkerung der Insel war gar nicht mehr zu rechnen. Sie war und blieb dem

1) D'Alquié, Mémoires ect. T. I, p. 103—129. Hier wird der Jubel der Osmanen so dargestellt, als wenn sie sich darüber gefreut hätten, ihres übermächtigen Feindes ledig zu sein. So standen die Dinge aber doch nicht. Es waren im Gegentheil die Venetianer, die nichts gegen sie vermochten. Der Verfasser dieser Denkwürdigkeiten ist überhaupt zu sehr Panegyrist des Marquis de Ville, welcher offenbar manchen Fehler beging. Unparteiischer urtheilt z. B. Valiero.

verhaßten Regimente der Signorie entschieden feindlich gesinnt und hatte gar kein Verlangen nach dessen Wiederherstellung. Ein Versuch, welchen de Ville kurz nach seiner Landung gemacht hatte, die Eingeborenen an beiden Enden der Insel aufzuwiegeln und sich mit ihrer Hülfe namentlich der Schlösser von Mirabello, Sittia, Paläocastro, Kissamos, Selino, Castelfranco, Sphakia u. s. w. wieder zu bemächtigen, war gänzlich fehlgeschlagen. Mehr noch der Widerwille gegen die Venetianer, als die Furcht vor den Osmanen hielt sie zurück [1]). Und diese Stimmung wußten sich die Letztern vortrefflich zunutze zu machen. Sie hatten längst schon allen Einwohnern, welche die Waffen gegen sie getragen, gänzliche Verzeihung und allen Andern bedeutende Ermäßigung der Abgaben zugesichert, wenn sie sich für sie erklären würden [2]). Selbst die Sphakioten hatten sich den Osmanen unterworfen und waren gegen ein Geschenk von 1000 Dukaten und 1000 Stück Vieh zu Gnaden angenommen worden. Venedig kämpfte hier in Wahrheit für eine schon verlorene Sache; aber es wollte der Welt beweisen, daß es entschlossen und im Stande sei, diesen Kampf der Verzweiflung mit den größten Opfern, mit Muth, Ausdauer und nicht ohne Ruhm bis zu Ende durchzufechten.

Sobald der Marquis de Ville sich mit seinen Truppen auf die Festung zurückgezogen hatte, kam es vor Allem darauf an, dem Feinde soviel wie möglich die Zufuhr zu erschweren, wodurch er seine Streitkräfte auf der Insel und namentlich das noch schwache Belagerungscorps vor Candia zu verstärken bemüht war. In dieser Absicht wurde, auf Vorschlag des General-Capitäns, sofort mit 20 Galeeren und 6 Galeazzen ein Streifzug nach dem Archipel unternommen, an welchen sich auch der Marquis de Ville mit einem Theile seiner Truppen anschloß. Das Ziel desselben sollte eigentlich ein Angriff auf die, wie es hieß, im Golf von Lepanto zur

1) D'Alquié Mémoires, T. I, p. 104 und 155.

2) Valiero, p. 505. Schon im Jahre 1660 ließ die Pforte auf der ganzen Insel bekannt machen: „che concedesse il perdono a tutti gli habitanti dell' Isola, che si fossero dimostrati partiali dell' armi Venete, allettando maggiormente tutti gli altri con lo sgravarli dalle impositioni, e col diminuir i carazi."

Abfahrt nach Candia bereit liegenden osmanischen Schiffe sein. Allein widrige Winde verhinderten die Ausführung dieses Planes. Es wollte nicht einmal gelingen, der Überfahrt des Großwesirs aus Griechenland nach Candia, welcher, wie wir gesehen haben, zu Anfang November mit bedeutenden Verstärkungen und einem beträchtlichen Vorrath von Kriegsbedürfnissen in Canea landete, irgend erhebliche Hindernisse in den Weg zu legen. Bei einem Umzug durch die Inseln, auf welchen die ganze Unternehmung beschränkt blieb, wurden nur einige kleine Transportschiffe aufgebracht. Der General-Capitän nahm hierauf mit seinem Geschwader die Winterstation im Hafen von Paros, während Marquis de Ville, welcher schon im Begriff war, nach Italien zurückzukehren, auf die dringenden Bitten des General-Proveditore Antonio Priuli, sich wieder nach Candia einschiffte, wo er am 19. November eintraf, um abermals den Oberbefehl über das Besatzungscorps zu übernehmen [1]).

Da die Osmanen um diese Zeit die förmliche Belagerung noch nicht begonnen hatten, so wurden von Seiten der Venetianer die Wintermonate vorzüglich dazu benutzt, die Festungswerke zu vervollständigen und die Besatzung nach Kräften zu verstärken. Der abermals zum General-Capitän des Meeres ernannte Francesco Morosini erhielt Befehl, sich unverzüglich nach Candia zu begeben, und auch der an Priuli's Stelle zum General-Proveditore gewählte Antonio Barbaro traf bereits in der ersten Hälfte des Januar 1667 1667
auf seinem Posten ein. Leider trat nur zwischen diesen verschiedenen Befehlshabern der Republik sogleich wieder ein Zwiespalt der Meinungen ein, welcher auf den Fortgang der Vertheidigungsarbeiten und der Kriegführung im Allgemeinen nur im höchsten Grade nachtheilig zurückwirken konnte. Na-

1) D'Alquié Mémoires, T. I, p. 130—147. Hier werden einige sehr interessante Bemerkungen über den damaligen Zustand mehrerer Inseln des Archipel gegeben, wie namentlich Milos, Pathmos, Delos, Paros u. s. w. Für die Bereitwilligkeit, womit de Ville dem Rufe des General-Proveditore folgte, verdiente er sich die besondere Anerkennung der Signorie, welche ihn durch wiederholte Schreiben des Dogen belobte und ihm alle mögliche Unterstützung zusagte. Dergleichen werden mitgetheilt: Daselbst, p. 117, 131, 147, 159, 164 u. s. w.

mentlich kam auch der Marquis de Ville mit dem neuen General-Proveditore, welcher ihm ein völlig selbständiges Commando über seine Truppen nicht zugestehen wollte, gleich anfangs in ein sehr gespanntes Verhältniß, welches wahrscheinlich der Hauptgrund war, warum er bereits zu Anfang Februar Candia zum zweiten Mal verließ, um, angeblich in Folge einer Abberufung von Seiten des Herzogs von Savoyen, nach Italien zurückzukehen. Er kam aber nur bis zur Insel Zante, wo er mit Morosini zusammentraf, welcher ihn zur Umkehr zu bewegen wußte. Beide vereint trafen in den ersten Tagen des April wieder in Candia ein, wo nun, während Morosini seine Schiffe an den Hauptstationen der Insel vertheilte, an die Vollendung der Vertheidigungswerke der Hauptstadt der Insel so zu sagen die letzte Hand angelegt wurde [1]).

Denn unterdessen waren auch die Belagerungsarbeiten der Osmanen so weit vorgerückt, daß die Eröffnung der Laufgräben jeden Augenblick zu erwarten war. Am letzten Tage des Jahres 1666 war der Großwesir Ahmed Köprili selbst zum ersten Male unter den Mauern von Candia erschienen, hatte die Vertheidigungswerke des Platzes genau besichtigt, sich aber, nachdem er sich überzeugt haben mochte, daß noch bedeutende Verstärkungen nöthig seien, ehe der Angriff mit der Hoffnung des Erfolgs gewagt werden könne, nach wenigen Tagen wieder nach Canea zurückbegeben. Seitdem war die Belagerungsarmee durch unaufhörliche Zuzüge nach und nach bis auf 40,000 M. unter den Waffen und 8000 M. Schanzgräber gebracht worden, zu denen erst im Laufe des April und Mai noch 30,000 M. frische Truppen, namentlich Ägypter und Janitscharen, hinzukamen, sodaß ihre Gesammtstärke mindestens 70,000 M. betrug, als der Groß-
1667 wesir am 22. Mai 1667 auf der Ebene von Candia Nova seine Zelte aufschlug und wenige Tage nachher, am 28. Mai,

1) D'Alquié Mémoires, T. I, p. 156—170. Valiero, p. 649—653. Der Letztere beklagt namentlich die unter den Heerführern herrschende Uneinigkeit bitter, „havendo", sagt er, „provato la Republica nel corso di questa guerra, che due Comandanti non hanno mai potuto star uniti, e dalle dissensioni de' medesimi la Patria hà sempre riportata gravissimi detrimenti."

durch die Eröffnung der Laufgräben die förmliche Belagerung begann [1]).

Eine ins Einzelne eingehende Schilderung derselben mit diesem erstaunlichen Aufwand von Kräften und Mitteln, der Menge neuer Erfindungen und Versuche in der Kunst der Belagerung und Vertheidigung, welche hier zum ersten Mal in Anwendung kamen, dem ausdauernden Heldenmuth der Belagerten und der unüberwindlichen Hartnäckigkeit der Belagerer wird immerhin eine der interessantesten Aufgaben der speciellen osmanischen Kriegsgeschichte bleiben, zu deren Lösung die reichsten Materialien vorliegen. Hier kann es uns nur darauf ankommen, an ihren Fortgang im Allgemeinen und namentlich die Momente zu erinnern, welche ihre Resultate bedingten [2]).

1) D'Alquié Mém., T. I, p. 161 und 173 fg.: „Le camp estoit composé pourlors de 40,000 combattans et de 8000 pionniers, lequel s'augmentoit tous les jours à proportion que les secours venoient: de sorte que l'armée grossit peu à peu jusques au nombre de 70,000 hommes ou d'avantage."

2) Außer den allgemeinen Werken der Osmanen und Venetianer, wie namentlich Valiero, Brusoni und den Biographen Francesco Morosini's, Gratiano und Arrighi, geben folgende Schriften die beste Auskunft über diese letzte Belagerung von Candia: die bereits erwähnten von d'Alquié herausgegebenen „Mémoires", welche von Hammer, O. G., Bd. VI, S. 229, fälschlich dem Marquis de Ville selbst zugeschrieben werden, aber, wie schon bemerkt, von einem seiner Begleiter herrühren, der sich die Aufgabe gestellt hatte, während der ganzen Zeit des Aufenthaltes des Marquis in Candia, bis in den April 1668, Tag für Tag jede gesprengte Mine, jeden Ausfall, jeden Angriff, jedes kleine Gefecht und alle Namen der Gebliebenen und Verwundeten von einiger Bedeutung genau zu verzeichnen. Daran schließen sich dann in gleicher Ausführlichkeit die „Mémoires ou Relation militaire contenant ce qui s'est passé de plus considerable dans les attaques et dans la deffence de la ville de Candie ect. par un Capitain françois, commandant dans la place pour les Venitiens." (Unter der an den Comte de St. Pol, prince souverain de Neuf-Chastel et de Valagin, welcher selbst als Begleiter des Duc de la Feuillade mit in Candia focht, gerichteten Dedication nennt er sich L. de la Solaye), Paris 1670. Sie umfassen die Zeit von der Ankunft des Marquis S. André Montbrun, welcher im Sommer 1668 an de Ville's Stelle als General der Infanterie in venetianische Dienste trat, bis

Die Festungswerke von Candia bildeten in ihrer Vollendung ein weit ausgedehntes, sehr complicirtes System von sieben Hauptbastionen, welche sich mit ihren Vor- und Nebenwerken von Redouten, Ravelins, Courtinen, Querlinien, Gräben, Gallerien, Minengängen, Pulverkammern u. s. w.

zum Falle der Festung im September 1669. Ferner das „Journal de l'expedition de Monsieur de la Feuillade pour le secours de Candie par un volontaire", Lyon 1670. Es bezieht sich auf die Zeit, welche der Herzog in Candia zubrachte, vom November 1668 bis zum Januar 1669, und ist auch im zweiten Theil der von d'Alquié, herausgegebenen „Mémoires", p. 183—278, vollständig wieder abgedruckt. Auch die noch handschriftlichen Materialien zur Geschichte der Belagerung von Candia, welche ich in Paris einsehen konnte, sind sehr bedeutend. Einiges davon ist in der „Histoire de la Marine française par Eugène Sue, Paris 1836, Vol. II, Liv. III, p. 22—200, benutzt worden, so weit es sich namentlich auf die von Ludwig XIV. im Jahre 1669 nach Candia geschickte Hülfsexpedition, unter dem Commando des Admirals Herzogs von Beaufort und des Generals Herzogs von Navailles, bezieht. Als das Wichtigste darunter will ich hier nur noch erwähnen: „Histoire du Siége de la ville de Candie par Philibert de Jarry, Escuyer, Seigneur de la Jarrie, Lieutenant-Colonel du Regiment de Negron. Bibl. Impér., De la Mare, No. 10,269[3], 43 Blätter in Folio. Ein ausführliches Tagebuch über jene Expedition, Originalhandschrift, voller orthographischer Fehler, schlecht, aber leserlich geschrieben. Ein ähnliches Tagebuch ist die „Relation de Candie." Bibl. Impér. Suppl. Franç. No. 765. Ein kleiner Quartband von 129 Seiten, sehr schön geschrieben. Es scheint unter dem Einflusse des nach der Rückkehr in Ungnade gefallenen Herzogs von Navailles geschrieben zu sein. Am Ende von S. 105 an befindet sich: „Reponse à la Relation du Capitaine General Morosini." Rechtfertigung, Ergänzung, Polemik. — Eine andere Handschrift der Bibl. Impér., De la Mare, No. 10,269[4] fol. enthält 12 verschiedene Stücke in Bezug auf die Belagerung von Candia, meistens rein militärischen Inhalts, sämmtlich aus den Jahren 1668 und 1669; und eine ähnliche Sammlung gibt die Handschrift Ancien fond No. 10,093[3] unter der Aufschrift: „Soccorsi per la difesa di Candia", wobei namentlich zwei Briefe Ludwig's XIV. an den päpstlichen Nuntius Bargellini vom 20. September und 6. October 1669. Über die Schicksale der nach der Einnahme von Candia ausgewanderten Nachkommen der alten venetianischen Rittergeschlechter der Insel und die ihnen von Seiten der Signorie gewährte Unterstützung gibt endlich ein kleiner Foliobanb in den Archives des Affaires étrangères N. XII und 133, auf dem Deckel No. 6, eine Anzahl interessanter Documente.

über und unter der Erde in einem regelmäßigen Halbkreis um den Platz herumzogen, dessen Basis die nur mit einem schwachen Wall versehene Meeresseite mit Hafen und Hafenschloß war. Von der Ostseite her nach Norden und Westen hin folgten jene sieben Hauptbastionen in folgender Ordnung aufeinander: Sabioniera, Vetturi, Jesus, Martinengo, Bethlehem, Panigra und St. Andrea, welche durch gleich starke Nebenwerke mit einander verbunden waren, von denen die von St. Demetrio, La Palma, S. Spirito, S. Nicola, S. Maria, Mocenigo, Priuli und Molina am häufigsten genannt werden. Mehr denn **400** Feuerschlünde ragten über die Wälle und Bollwerke hinaus, und mit Munition jeder Art sowie mit Mundvorrath waren die Arsenale und Magazine, anfangs wenigstens, vortrefflich versehen [1]).

Bei näherer Prüfung dieser umfassenden Festungswerke mußte sich der Großwesir sogleich überzeugen, daß er selbst mit den bedeutenden Mitteln, die ihm zu Gebote standen, nicht im Stande sei, den Platz zu gleicher Zeit von allen Seiten einzuschließen und zu berennen. In einem Kriegsrathe wurde daher beschlossen, die Ost- und Nordseite nur durch kleine Heeresabtheilungen beobachten zu lassen, dagegen den Hauptangriff gegen die Westseite und zwar gegen die drei großen Bastionen von Panigra, Bethlehem und Martinengo zu richten. Der Panigra gegenüber, zum Theil auf dem Platze, wo Candia Nova gestanden hatte, welches, angeblich um dem Heere die Möglichkeit des Rückzugs dahin zu benehmen, gleich zu Anfang der Belagerung geschleift worden war, nahm der Großwesir mit den europäischen Truppen, unter dem Beglerbeg von Rumili, selbst sein Standquartier, welches den linken Flügel bildete, während das Centrum, die Ägypter unter Ahmed-Pascha, gegen die Bastion Bethlehem, und der rechte Flügel, die Anatolier unter Kara Mustafa-Pascha, gegen die von Martinengo operirten.

1) Genauere Schilderungen der Festungswerke geben z. B. d'Alquié T. I, p. 153 fg., de la Solaye, p. 32 fg., und Valiero, p. 655—658, wo auch die Stellung und Vertheilung der Truppen angegeben ist; und endlich das „Journal de l'expédition de Mr. de la Feuillade", p. 22—44.

Das Feuer wurde zu gleicher Zeit auf der ganzen Linie aus 300 Belagerungsgeschützen eröffnet, welche, zum Theil erst an Ort und Stelle gegossen, Kugeln von ungeheuerm Kaliber, 60, 90 und 120 Pfund, in die Festung hineinschleuderten [1]). Mehr wie dadurch suchte man jedoch zu gleicher Zeit durch Minen von außerordentlicher Ausdehnung und Stärke zu wirken. Diese Belagerung von Candia war überhaupt die großartigste Minenschlacht, die wol je geschlagen worden ist. Aber mit ungeheuern Mitteln und großen Verlusten wurden doch nur geringe Resultate erzielt. Die Belagerten wußten die Wirkungen der Minen meistens durch sehr geschickt angelegte Gegenminen zu vereiteln, und schlugen auch jeden Sturmversuch immer mit Glück ab. So schleppte sich die Belagerung in ermüdender und entmuthigender Ein-
1667 förmigkeit durch das ganze Jahr 1667 hindurch, ohne daß am Ende derselben eigentlich etwas gewonnen oder verloren gewesen wäre. Nur hatte sie auf beiden Seiten schon bedeutende Opfer an Menschenleben gekostet. Der Verlust der Osmanen, welche auch viel von der Pest zu leiden hatten, wurde auf 30,000, der der Venetianer auf 6000 Seelen geschätzt, welche durch gelegentliche Zuzüge wenigstens zum Theil wieder gedeckt wurden [2]).

Natürlich kam es jetzt beiden Theilen vorzüglich mit darauf an, sich gegenseitig dergleichen Verstärkungen abzuschneiden. Während daher der Großwesir den Winter dazu benutzte, zu beiden Seiten der Festung, unweit der Bastionen St. Andrea und Sabioniera, Batterien zu errichten, welche den Hafen so bestreichen sollten, daß dadurch das Einlaufen der venetianischen Schiffe verhindert werde, ließ der General-Capitän Morosini seine Galeeren auf den Höhen der nur vier Stunden von Candia entfernten, neu befestigten Hafenorte St. Pelagia und Fodella kreuzen, wo jetzt, der Nähe des Lagers wegen, die osmanischen Transportschiffe in der Regel einliefen. Am 9.
1668 März 1668 kam es hier zwischen einem osmanischen Trans-

1) Diese Stärke der Kugeln gibt d'Alquié, T. I, p. 180 an.

2) Der Verlust der Osmanen nach d'Alquié, p. 180, der der Venetianer nach Valiero, p. 685, darunter allein 800 Offiziere.

portgeschwader von 12 Galeeren, welches beim Dunkel der Nacht in den Hafen von Fodella einlaufen wollte, und 20 venetianischen Galeeren, mit denen ihnen Morosini von Standia her entgegenging, zu einem äußerst heftigen Gefechte, in welchem die Venetianer Sieger blieben. Fünf feindliche Schiffe mit 400 Gefangenen, unter denen sich mehrere der ausgezeichnetsten osmanischen Schiffsführer befanden, und 1000 befreite Christensklaven waren der Preis des Sieges, wodurch sich Morosini den Ehrenlohn der Ritterwürde der Republik verdiente [1]).

Leider wurde im Wesentlichen dadurch in den immerhin schon ziemlich mislichen Zuständen von Candia nur wenig geändert. Denn die Belagerung war selbst während des Winters, wenn auch nicht mit gleicher Heftigkeit, fortgesetzt worden, und hatte manches schwere Opfer gekostet, für welches die nur spärlich eintreffenden Verstärkungen kaum einen genügenden Ersatz bieten konnten. Zudem wirkte der fortdauernde Zwiespalt unter den Befehlshabern der Festung nur störend und lähmend auf Plan und Ausführung der Vertheidigung. Um dem ewigen Hader zwischen dem Marquis de Ville und dem General-Proveditore Antonio Barbaro ein Ende zu machen, war dieser schon zu Ende des vorigen Jahres abberufen und durch Bernardo Nani ersetzt worden, welcher am 9. Januar 1668 mit 500 M. päpstlicher 1668
Truppen, einer Ladung Pulver und zwei Mörsern, Geschenk des Großherzogs von Toscana, in Candia eintraf [2]).

Auch mit diesem konnte sich jedoch de Ville, welchem der Ruhm großer Umsicht und persönlicher Tapferkeit — er hatte selbst mehrere Wunden empfangen — nicht abgesprochen werden kann, wie es scheint, nicht vertragen. Bereits im Frühjahre, ließ er sich durch den Herzog von Savoyen abberufen, welchen selbst die dringendsten Gegenvorstellungen des Papstes nicht bewegen konnten, den einmal erlassenen Befehl zurückzunehmen. De Ville verließ Candia, zum größten Leidwesen der ihm untergebenen Truppen, am 21.

1) d'Alquié, T. II, p. 69—79. Valiero p. 695—698.
2) d'Alquié, p. 9.

April und traf am 13. Mai in Venedig ein, wo er mit den größten Ehren empfangen wurde und gleich darauf der Signorie den Stand der Dinge in Candia in einer besonderen Denkschrift darlegte, die von hohem Interesse ist [1]).

Er schildert darin den Zustand der Festung und der Insel keineswegs als hoffnungslos. Er hegt im Gegentheil die feste Überzeugung, daß, wenn es die Signorie nur nicht an den gehörigen Unterstützungen mit Truppen, Kriegsbedürfnissen und Geld fehlen lasse, die Festung sich halten und der Kampf siegreich beendiget werden würde. Die Festungswerke waren, als er den Platz verließ, theils noch unversehrt, theils so wiederhergestellt, daß sie den ferneren Angriffen des Feindes noch lange erfolgreichen Widerstand leisten zu können schienen. Die Besatzung war freilich schon bis auf 4700 M. wirklich streitbarer venetianischer Truppen, 700 päpstlicher und savoyischer Hülfsvölker, 350 M. Cavallerie, zwei Regimenter Griechen, etwa 1000 M., und einige Compagnien Schanzgräber zusammengeschmolzen. Auf den Wällen und Bollwerken lagen noch 431 Geschütze, von denen etwa 140 schon gar nicht mehr zu gebrauchen waren und eine Menge anderer wegen ihres geringen Kalibers wenig Wirkung thaten; nur 90 Stück vom schwersten Kaliber befanden sich in völlig gutem Stande. Auch an Munition und vorzüglich an Pulver, welches der Minenkrieg in ungeheuern Massen aufzehrte, trat schon ein sehr empfindlicher Mangel ein, sowie überhaupt auch die sonstigen Kriegsbedürfnisse in den Arsenalen immer mehr zusammenschwanden. Mundvorrath war noch in ausreichender Menge vorhanden; nur frisches Fleisch war schwer und zu enormen Preisen zu haben. Die Soldzahlungen erfolgten noch ziemlich regelmäßig; doch fehlte es an Fonds, um den Offizieren und Soldaten durch gelegentliche außerordentliche Zuschüsse Muth zu machen.

Die Seemacht der Republik war damals in drei Ge-

1) Sie findet sich vollständig bei d'Alquié, T. II, p. 128—145: „L'Estat auquel se trouvoient la place de Candie, l'armée de mer de la Serenissime République et le camp des ennemis la nuit du Samedie du 21 d'Avril de l'année 1668.“ Übrigens über die Abberufung de Ville's daselbst, p. 108, 112 fg. Valiero, p. 674 u. 693.

schwader getheilt. Das eine, 15 Galeeren und 4 Galeassen, unter den Befehlen des General-Capitäns Morosini, war bestimmt, die Zufuhr abzuschneiden, welche der Kapudan-Pascha selbst mit 25 Galeeren nach Canea und dem Hafen von Girapetra bringen sollte. Ein zweites, 4 Galeeren, 1 Galeasse und 8 armirte Schiffe, lag unter den Befehlen des Proveditore Cornaro bei Standia, um theils diese Insel zu decken, theils den Transport der von Venedig dort eingetroffenen Zufuhr von da nach Candia zu besorgen. Ein drittes Geschwader endlich, 9 Galeeren stark, lag, zum größten Theil abgetakelt, im Hafen von Candia selbst, weil man die Mannschaft nach der Festung gezogen hatte, um sie bei den Schanzarbeiten und dem Minengraben zu gebrauchen.

Dann geht die Denkschrift auch auf die Schilderung der feindlichen Streitkräfte auf der Insel etwas näher ein. Zu Anfang des Jahres 1668 befanden sich, ihr zufolge, etwa noch 20,000 M. im Lager vor Candia, von denen aber nur 14,000 M. wirklich kampffähig waren. Dazu waren in den vier ersten Monaten des Jahres etwa 10,000 M. frischer Truppen theils aus Constantinopel und Griechenland, theils aus Ägypten hinzugekommen, welche aber durch wiederholte Niederlagen, Krankheiten und Desertionen schon wieder so geschwächt worden waren, daß de Ville die wirklich streitbare Macht der Osmanen vor Candia im Ganzen auf höchstens 18,000 M. anschlagen zu können glaubt, eine Macht, welche zu einem so schwierigen Unternehmen in keinem Falle genüge. Bedeutende Verstärkungen seien aber für dieselbe um so weniger mehr zu erwarten, da die Pforte ihre Streitkräfte auch nach andern Seiten hin, gegen die Rebellen in Asien, gegen die Polen und gegen die Kosaken und Moskowiter im Schwarzen Meere gebrauche.

Genug, der Marquis lebte, gleichviel ob aufrichtig oder nicht, in dem guten Glauben, daß an dem endlichen Siege der Republik gar nicht zu zweifeln sei. Er sprach sich in diesem Sinne nicht nur am Schlusse seiner Denkschrift, sondern auch noch in der Rede aus, welche er am 23. Juni an die zu seiner feierlichen Begrüßung versammelten Pregadi hielt. „Wenn mir der strenge Befehl meines Fürsten,“ rief

er da aus, „für jetzt nicht erlaubt, dem Triumphe, den Candia feiern wird, wenn es gänzlich befreit ist, beizuwohnen, wenn ich auch mir diese Genugthuung, diesen Ruhm versagen muß, so kann ich mich doch mit dem Bewußtsein trösten, daß ich diesen wichtigen Platz in gutem Vertheidigungszustande verlassen habe. ... Wenn ich die gegenwärtige Lage der Dinge in Betracht ziehe, kann ich ohne Furcht die Versicherung ertheilen, daß, wenn Eure Herrlichkeit fortfährt, die Festung gehörig zu unterstützen, Sie nicht nur hinsichtlich ihrer Belagerung nichts zu besorgen, sondern auch den Vortheil haben wird, sowol sie wie das ganze übrige Königreich befreit zu sehen; auch wird ihr dann die Gelegenheit nicht fehlen, die Herrschaft Venedigs noch weiter auszudehnen und endlich im Oriente wieder neue Eroberungen zu machen" [1]).

Besondere Belobungsschreiben nicht nur des Dogen, sondern auch des Papstes Clemens IX. und ein kostbares Geschenk — eine goldene Schale im Werthe von 6000 Dukaten — belohnten den bewiesenen Eifer und die erfreuliche Zuversicht des Marquis, welche die allerdings etwas sanguinischen Hoffnungen Einzelner schon bis zur Gewißheit der Wiedereroberung der Insel Cypern steigerte [2]). Für jetzt galt es aber vorerst den dringenden Bedürfnissen des Augenblicks zu genügen. Unter diesen hatte die Wahl eines neuen Befehlshabers der Besatzung von Candia in letzter Zeit die Sorge der Signorie ganz besonders in Anspruch genommen.

Die deshalb mit dem französischen General Marquis St. André de Montbrun, einem hochbetagten Krieger, welcher sich schon vielfach in den Feldzügen in Italien und Deutsch-

1) Diese Rede wird gleichfalls vollständig gegeben von d'Alquié, T. II, p. 149—152.

2) Die Schreiben des Dogen und des Papstes: Daselbst, p. 146 u. 153. Vorzüglich bemächtigte sich auch die Poesie des Gegenstandes. In einem an den Marquis gerichteten etwas überschwenglichen Sonett, daselbst, p. 172, heißt es z. B. am Schlusse geradezu:

„E questo sia, che quell' Eroe Guerriero
Che di Creta sostenne il Nobil Regno
Di Cipro vada à conquistar l'Impero."

land bewährt hatte, eingeleiteten Verhandlungen hatten bereits zu dem erwünschten Ziele geführt, als sein Vorgänger Candia verlassen hatte. Mit Zustimmung Ludwig's XIV. trat er in derselben Eigenschaft, wie Marquis de Ville, in venetianische Dienste, und traf mit einem Gefolge von etwa 50 französischen Offizieren aus den edelsten Geschlechtern, welche sich ihm als Freiwillige angeschlossen hatten, bereits zu Anfang April in Venedig ein. Nachdem er hier einige Wochen verweilt hatte, schiffte er sich mit 1500 M. frischer Truppen und in Begleitung des zum General-Provveditore ernannten Catterino Cornaro nach Candia ein, wo er, nachdem er unterwegs noch 800 Mainoten als Schanzgräber an Bord genommen hatte, am 20. Juni glücklich ans Land stieg [1]).

Um diese Zeit war die Belagerung wieder mit aller Kraft aufgenommen worden. Die verhältnißmäßig nur schwachen Vertheidungsmittel der Besatzung wurden aber jetzt dadurch um so mehr in Anspruch genommen, daß die Osmanen, welche vor kurzem noch ansehnliche Verstärkungen erhalten hatten, ihre Anstrengungen nicht mehr blos gegen die Westseite, sondern auch gegen die Ostseite, namentlich die Bastion Sabioniera richteten. Der Kampf war hier und bei der gegenüberliegenden Bastion St. Andrea an der Westseite äußerst heftig und erbittert, und kostete beiden Theilen schwere Opfer. Mit unglaublichem Heldenmuthe wurde am 26. August ein Sturm abgeschlagen, welchen die Feinde durch eine mehr als 30 Fuß weite Bresche der Bastion St. Andrea versuchten, und etwa einen Monat später, am 3. October, machte die Besatzung an derselben Stelle einen Ausfall, bei welchem die Osmanen mehr wie 1000 M. verloren, eine Niederlage, die freilich auch auf Seiten der Venetianer mit dem Heldentode einer Anzahl ihrer ausgezeichnetsten Führer und dem Verlust mehrerer Hundert ihrer tüchtigsten Truppen noch viel zu theuer bezahlt war [2]).

1) d'Alquié a. a. O. p. 177 fg. und ausführlicher de la Solaye Mémoires, p. 11 fg., welche von da an eine der Hauptquellen werden.

2) Über den Fortgang der Belagerung in dieser Zeit: Valiero, p. 692, 694, 701—704. De la Solaye p. 37—84.

Überhaupt wurde nun die Lage der Festung mit jedem Tage kritischer und verzweifelter. Denn während die Belagerer noch immer Mittel fanden, ihre Streitkräfte durch neue Zuzüge auf der Höhe von mindestens 20,000 M. kampffähiger Truppen zu erhalten — nach den übertriebenen Aussagen türkischer Überläufer sollten sie sich sogar bis auf 100,000 M. belaufen — [1]) und der Großwesir Geld genug hatte, um seine Leute durch reichlichen Sold mit Muth und Ausdauer zu erfüllen — die tägliche Löhnung der Minengräber war z. B. nach und nach von 3 bis auf 40 Aspern erhöht worden — [2]), wurde es dagegen immer schwieriger, die täglichen Verluste der schon sehr geschwächten Besatzung nur einigermaßen wieder zu ersetzen und mit dem erschöpften Schatze der Signorie den dringendsten laufenden Bedürfnissen zu genügen. Kaum daß man im Stande war, die Lücken unter den Schanzgräbern durch die freigelassenen Verbannten von den Inseln wieder nothdürftig auszufüllen. Für wirklich streitbare Mannschaft, für tüchtige Truppen mußte man sich schon ganz auf fremde Hülfe verlassen. Und in dieser Beziehung waren jetzt wieder mehr wie je Aller Augen vorzüglich auf Frankreich gerichtet, welches nun einmal für die einzige Macht galt, welche berufen sei und die Mittel habe, Candia zu retten [3]).

Auch blieben hier die eindringlichen Berichte, welche namentlich der Marquis von St. André kurz nach seiner Ankunft in Candia über den Zustand der Insel, die Wichtigkeit ihrer Erhaltung und die Vertheidigungsmittel der Festung an Ludwig XIV. eingeschickt hatte, im Verein mit den unabläßigen Vorstellungen des päpstlichen Nuntius und des venetianischen Gesandten, Marc' Antonio Giustiniani, nicht ohne Wirkung. Nur wollte sich die französische Regierung

1) De la Solaye, p. 64.

2) Daselbst, p. 73.

3) Valiero, p. 718: „In questo stato di cose il Pontefice e la Republica, e si può dire tutto il mondo, che stava in espettatione dell' esito di così dubioso contrasto, tenevano l'occhio fisso alla Francia, come à quell' unica potenza che era in stato di poter redimer Candia."

auch jetzt noch nicht zu einem offenen Bruche mit der Pforte verstehen, mit welcher sie damals ohnehin schon in sehr gespannten Verhältnissen lebte. Der König ertheilte vorerst blos dem Herzoge de la Feuillade, welchem man, wol fälschlich, Schuld geben wollte, daß er diesen neuen Kreuzzug aus Ärger über den ihm verweigerten Marschallsstab unternommen habe, die Erlaubniß, eine Freischaar (venturieri) zu bilden, mit welcher er der bedrängten Insel zu Hülfe eilen sollte. Zu ihrer Ausrüstung wurden überdies 80,000 Franken Subsidien bewilliget [1]).

In kurzem war dieses kleine Freicorps bis auf die Stärke von etwa 600 M. gebracht, unter deren Führern sich Namen der ersten Familien Frankreichs, die Herzöge von Caderousse und Château Thierry, die Grafen von St. Pol und Villemaur u. A., befanden. Zu Ende September schiffte es sich in Toulon ein und erreichte am 3. November die Festung Candia, wo um dieselbe Zeit auch noch etwa 1500 M. frische Truppen aus Venedig eintrafen. Der Muth der Besatzung wurde dadurch nicht wenig gehoben. Die Franzosen verlangten sogleich die gefährlichsten Posten in den Bastionen St. Andrea und Sabioniera. Allein ihr kühnes Auftreten war nicht vom Glücke begünstiget und brachte am Ende wenig Gewinn.

Nachdem sie gleich anfangs bei mehreren kleinen Angriffen und Plänkeleien empfindliche Verluste erlitten hatten, wollten sie sich endlich durch eine entscheidendere Waffenthat hervorthun. Am 16. December machten sie, kaum 400 M. stark, allen Einwendungen der venetianischen Befehlshaber, welche ihre geringen Streitkräfte nicht nutzlos aufs Spiel setzen wollten, zuwider, aus der Bastion Sabioniera einen verwegenen Ausfall gegen das dort postirte, 2600 M. starke osmanische Belagerungscorps. Wie Wüthende stürzten sie auf die Feinde los, nahmen schnell nach einander 7 Redouten und machten etwa 1200 Türken nieder, wurden aber am Ende von der Übermacht derselben mit einem Verluste von mehr als der Hälfte der Ihrigen nach der Festung zurückgeworfen [2]).

1) Journal de l'expédition de Mr. de la Feuillade, p. 4 fg. Valiero, p. 706.

2) Journal ect. p. 58—95. De la Solade . 192—220.

Nach so trübseligen Erfahrungen war dort ihres Bleibens nicht mehr, zumal da, wie es scheint, dem Herzoge, welcher seinen Feldzug überhaupt nur auf 5 Monate berechnet hatte, schon die zum Unterhalte seiner Truppen nöthigen
1669 Gelder ausgingen. Als er sich am 3. Januar 1669 zur Heimkehr einschiffte, zählte sein kleines Corps kaum noch 200 M., von denen ein beträchtlicher Theil überdies an Wunden und Krankheiten darniederlag. Die ganze Besatzung der Festung bestand damals noch aus 7000 M., meistens Deutsche, Savoyarden, Malteser, Schweizer, aber wenige eigentliche venetianische Truppen. Einige Griechen und Slavonier versahen im Verein mit den 4000 Einwohnern den Dienst im Innern der Stadt [1]).

Es war also noch eine nachdrücklichere Hülfe nöthig, wenn die Festung gerettet werden sollte. Sie wurde abermals von Frankreich erwartet. Die Verhandlungen deshalb wurden mit dem französischen Hofe, vorzüglich auf Betrieb des Papstes, sogleich nach der Rückkehr des Herzogs de la Feuillade, dessen ergreifende Schilderungen von der Noth der Festung nicht ohne tiefen Eindruck blieben [2]), mit größtem Eifer wieder aufgenommen. Der König selbst gab jetzt den dringenden Vorstellungen des Papstes und der Venetianer geneigtes Gehör. Marschall Turenne und Herr von Lionne wurden beauftragt, mit dem päpstlichen Nuntius und dem venetianischen Gesandten in Unterhandlungen zu treten, welche schnell zu dem Resultate führten, daß der König sich verpflichtete, in kürzester Frist ein Hülfscorps von 12 Regimentern, in der Stärke von 8000 M., unter den Befehlen des Herzogs von Navailles, und ein Geschwader von 50 Segeln, unter dem Commando des Großadmirals François de Vendosme, Herzogs von Beaufort, nach Candia zu schicken. Die Rüstungen wurden auch in der That so beschleuniget, daß die Flotte, mit Einschluß der Transportschiffe und der Brander über 80 Segel stark, bereits im April im

1) Journal ect. p. 122.

2) Valiero, p. 712, sagt davon: „non riusci infruttuoso il suo ritorno per le relationi e per gli eccitamenti, che diede.“

Hafen von Toulon zur Abfahrt bereit lag, welche, nachdem die Truppen, mit der Bemannung der Schiffe im Ganzen 11,000 M., nach und nach eingeschifft waren, wirklich am 6. Juni 1669 unter dem Jubel und den Segenswünschen der 1669 versammelten Menge, in drei verschiedenen Abtheilungen stattfand [1]).

Noch nie war wol eine Expedition nach dem Oriente mit so großen Erwartungen begrüßt und verfolgt worden, wie jetzt dieser Hülfszug des größten Monarchen des Westens zur Rettung der Insel Candia. Der Papst und die Signorie von Venedig glaubten nun sicherlich, schon am Ziele ihrer sehnlichsten Wünsche zu stehen. Jener gab seine Freude besonders dadurch zu erkennen, daß er dem Herzoge von Beaufort eine prächtige geweihete Standarte mit den Bildnissen der Apostel Paulus und Petrus zuschickte und ihn bat, die Truppen auf den päpstlichen Galeeren unter seine Befehle zu nehmen. Das noch prachtvollere Panier des Admirals dieser Galeeren, des Vincenzo Rospigliosi, trug, mit dem Crucifix geschmückt, die viel verheißende Inschrift: „Dissipentur omnes inimici ejus [2]).“

Die Signorie von Venedig aber, welche in der Überschwenglichkeit ihrer begeisterten Hoffnungen, wie Valiero meint, alle Wechselfälle des Glücks und des Krieges vergaß [3]), hatte nichts Eiligeres zu thun, als daß sie die noch schwebenden Friedensunterhandlungen, bei denen es sich abermals

1) Über die Verhandlungen, welche wegen Absendung dieses Hülfscorps stattfanden, am besten Valiero, p. 718—721. Und dann über das Weitere vorzüglich: „Mémoires de Messieurs les Ducs de Navailles, Général des troupes auxiliaires de Candie et de Beaufort, Admiral de France“, in d'Alquié Mém. T. II, p. 290 fg. Sowol die Zahl der Schiffe wie der Truppen wird hier am genauesten angegeben. Sue Hist. de la marine franç. T. II, p. 80 fg.

2) Mémoires bei d'Alquié a. a. O. p. 293.

3) Valiero, p. 721, macht bei dieser Gelegenheit, gleichsam zur Entschuldigung der Signorie, die treffende Bemerkung: „Bisogna però confessare, che una occulta forza à noi incognita disponga talora anche le più prudenti à promettersi troppo della fortuna, che se hà tanta parte nell' humane vicende, si può dire arbitra assoluta degli accidenti di guerra.“

um die Theilung der Insel drehete, gänzlich abbrach. Ganz hatten dieselben seit Ballarino's Tode, im Jahre 1666, eigentlich nie geruht. Erst waren sie durch die beiden Secretäre Padavino und Giavarina mit dem Großwesir in Canea und im Lager vor Candia, natürlich ohne allen Erfolg, fortgesetzt worden, und nachdem diese beiden Unterhändler im Jahre 1667 dort, man wußte eigentlich nicht recht wie, plötzlich verschwunden waren — die der Signorie ertheilte Versicherung des Großwesirs, daß sie eines natürlichen Todes gestorben seien, konnte den Verdacht, daß hier die schmachvollste Verletzung des Völkerrechtes durch gewaltsamen Mord vorliege, nicht entkräften —, wurde der einsichtsvolle Geschichtschreiber dieses candiotischen Krieges, Andrea Valiero, welcher damals die Stelle eines Generals der Republik auf den drei Inseln Corfu, Zante und Cephalonia bekleidete, ausersehen, das Friedensgeschäft, wo möglich, vollends zum Ziele zu führen. Er fand es jedoch gerathen, diese zwar ehrenvolle, aber keineswegs ganz gefahrlose und, wie er glaubte, an sich vergebliche Mission abzulehnen, und lieber auch seiner Stellung als General zu entsagen. Erst nahm er es sehr übel auf, daß man ihm einen Auftrag ertheilen wolle, womit in der Regel nur Leute aus der Classe der Secretäre, welche ihm im Range weit nachstanden, betraut wurden; und als dann diese Bedenklichkeit dadurch gehoben worden war, daß man ihm die Eigenschaft eines Gesandten (Ambasciatore) mit einem Gehalte von 400 Dukaten monatlich beilegte, schützte er Unkenntniß der Verhältnisse vor, welche bei einer einigermaßen befriedigenden Lösung dieser schwierigen Aufgabe in Betracht zu ziehen seien. Man sah sich also genöthiget, diese unerquickliche Mission einem Andern, dem Cavaliere Luigi Molino, zu übertragen, welcher, gleichfalls mit der Eigenschaft eines Gesandten bekleidet, sich bereitwillig dazu verstand [1]).

Er begab sich zunächst nach Larissa, wohin damals der

1) Valiero, p. 650, 669 und 677—683, wo Valiero sich selbst, vielleicht nicht ganz glücklich, zu rechtfertigen sucht, indem er beweisen will, daß ihn blos die Sorge für das allgemeine Beste bestimmt habe, sich dieser wichtigen Mission zu entziehen.

Sultan, angeblich um dem Kriegsschauplatze näher zu sein, sein Hoflager verlegt hatte. In der Erwartung, daß er nur komme, um sich über die unbedingte Abtretung der Insel Candia zu erklären, fand er hier anfangs bei dem Kaimakam und dem Mufti eine ziemlich wohlwollende Aufnahme. Sobald es sich aber zeigte, daß auch seine Instructionen nicht über eine Theilung der Insel und die schon wiederholt angebotenen Geldentschädigungen hinausgehen, wollte man nichts mehr von ihm hören. Man ließ ihn ohne weiteres mit Gewalt nach Negroponte bringen und von da nach Canea einschiffen, wo er sich ferner mit dem Großwesir selbst verständigen sollte. Dieser war auch, obgleich er ihn theils in Canea, theils in seinem Lager vor Candia immer in strenger Haft hielt, nicht abgeneigt, sich mit ihm auf einen Vergleich einzulassen und bediente sich dabei abermals der Vermittelung des Pfortendolmetschers Panagiotti. Allein weder der Vorschlag, Candia zu schleifen, von der einen, noch das Anerbieten von Cattaro und Tine von der andern Seite führten zum Ziele. Die Verhandlungen schwebten also noch, als im Frühjahre 1669 die Signorie, in Folge eines einstimmigen Beschlusses der Pregadi (senza che alcuno contradicesse), die Molino wegen der Theilung der Insel ertheilten Vollmachten zurücknahm [1]).

Krieg und Sieg! war nun abermals die einzige Losung der Stimmführer der Republik. Und um zu zeigen, daß man entschlossen sei, selbst die äußersten Anstrengungen zu machen, wurden, mit Bewilligung des Papstes, abermals bedeutende zur Dotation von San Marco gehörige Kirchengüter veräußert und drei der reichsten Klöster aufgehoben.

Leider konnte dies alles das unglückliche Candia nicht retten. Selbst die fremde Hülfe, welche ihm jetzt nicht nur aus Frankreich, sondern auch von anderwärts her zugeführt wurde, kam zu spät, um die Katastrophe abzuwenden. Am 12. Mai trafen unter Anderen auch die vom Grafen von Waldeck geführten Braunschweiger mit einigen kaiserlichen

1) Valiero, p. 715—718 und 721: „Fatta pertanto questa deliberatione ad altro non si pensava, che à guerra e à vittorie.“

Hülfsvölkern ein, welche seitdem, obgleich sie nur schlecht bezahlt und von den Italienern mit sichtlicher Geringschätzung behandelt wurden, überall in den vordersten Reihen fochten und immer an den gefährlichsten Stellen der Bollwerke erschienen. Ihr braver General hauchte, mehrmals schwer verwundet, bereits am 8. August seinen Heldengeist aus [1]).

Unter solchen Umständen war auch von dem französischen Hülfszuge kaum noch ein glücklicher Erfolg zu erwarten. Der hocherfahrene Marquis de St. André trug kein Bedenken, Ludwig XIV. in einem besonderen Schreiben, welches er ihm zuschickte, als seine Schiffe schon unterwegs waren, offen zu erklären, daß auch diese Armee nicht mehr im Stande sein werde, die Aufhebung der Belagerung von Candia zu bewirken. Denn schon sei die Hälfte der Bastion von St. Andrea in der Gewalt der Osmanen, Sabioniera sei kaum mehr zu halten, und je mehr die Kräfte der Besatzung schwinden, desto unerschöpflicher erscheinen die Angriffsmittel der Belagerer [2]). Und in der That hatte der Großwesir seit Anfang des Jahres und vorzüglich seit sich die Nachricht von der bevorstehenden Ankunft der Franzosen im Lager verbreitet hatte, seine Anstrengungen nach allen Seiten hin verdoppelt. Jetzt folgte Schlag auf Schlag als üble Vorbedeutung für das endliche Schicksal des Platzes. Beim Sprengen einer ungeheuern, mit 160 Fässern Pulver gefüllten Mine stürzte, bereits im März, die Kuppel und der Thurm der Kirche des heiligen Titus, des Schutzpatrons der Stadt, unter fürchterlichem Krachen zusammen; und am 13. Mai raffte

1) Über diesen Hülfszug der Braunschweiger und den Tod des Grafen von Waldeck gibt es gleichfalls eine besondere Denkschrift: „Mémoires de Mr. le Comte de Waldeck, Commandant-General des troupes de Messieurs les Ducs de Brunswyck et de Lunenbourgh, envoyées au secours de Candie", bei d'Alquié, T. II, p. 279—289. Ein militärisches Tagebuch, wo es am Schlusse heißt, daß diese Truppen am Ende zu murren angefangen, weil sie keinen Sold erhalten: „et à cause que les Italiens les traittoient comme des chiens, quoyqu'ils eussent en verité mieux deffendu qu'eux la Ville de Candie."

2) Mémoires cet. bei d'Alquié a. a. O. p. 297.

eine Bombe den General-Proveditore Catterino Cornaro zugleich mit einer Anzahl anderer ausgezeichneter Offiziere hinweg, die überhaupt immer seltener wurden [1]).

Allerdings war es da kein geringer Trost, als am 19. Juni die Flotte des Herzogs von Beaufort glücklich in den Hafen von Candia einlief und in den folgenden Tagen die Truppen ausgeschifft wurden. Aber in welchem Zustande fanden sie damals schon die Stadt! Sie war zum guten Theile fast nur noch ein Trümmerhaufen, und auf dem mit Ruinen bedeckten und von Minen unterwühlten Boden hielt es schwer, noch festen Fuß zu fassen. „Entsetzlich", so schildert einer der Offiziere des französischen Hülfscorps die Festung, „entsetzlich war der Anblick, den diese Stadt darbot. Die Straßen waren mit Kugeln jedes Kalibers, Bombensplittern und Granaten übersäet. Es gab keine Kirche, kein Gebäude mehr, dessen Mauern nicht zerschossen und fast in Ruinen verwandelt gewesen wären. Alle Häuser waren nur noch jämmerliche Löcher. Überall war ein schrecklicher Geruch verbreitet, und wo man hinblickte, sah man nichts als Leichen, Verwundete und Krüppel [2])."

Ein außerordentlicher Muth gehörte dazu, bei dieser Lage der Dinge nicht sogleich gänzlich an der Rettung des Platzes zu verzweifeln. Aber die französischen Generale wollten das Äußerste wagen und wenigstens die Ehre der französischen Waffen retten. Es wurde sofort ein Ausfall gegen die Belagerer von der Sabioniera aus beschlossen und bereits am 25. Juni ausgeführt. 5000 M. Fußvolk und 400 Reiter stürzten sich unter der Führung der Herzöge von Navailles und Beaufort selbst mit unwiderstehlicher Gewalt auf die Feinde, verdrängten sie aus ihren Laufgräben, nahmen ihre Batterien und schienen schon völlig Meister des Terrains zu sein, als das Auffliegen eines mit Bomben und Granaten gefüllten Pulvermagazins in einer der erstürmten Batterien Alles in Verwirrung brachte und den bereits errungenen Sieg

1) Mémoires cet. bei d'Alquié a. a. O. p. 298. Valiero, p. 723.

2) De Reaux de la Richardière Voyage en Candie, bei Daru, Hist. de Venise, T. IV, p. 616.

in eine Niederlage verwandelte. Mehr wie 400 M. wurden auf der Flucht nach der Festung niedergemacht, unter ihnen der Herzog von Beaufort selbst, dessen Leichnam spurlos verschwunden war. Wenigstens blieben alle Bemühungen, ihn aufzufinden oder von den Osmanen wiederzuerlangen, vergeblich. Sein Kopf soll später mit denen der übrigen Gefallenen, wofür der Großwesir einen hohen Preis bezahlte, als Trophäe nach Constantinopel gebracht worden sein [1]).

Solches Misgeschick brach vollends den Muth und die Kraft der Besatzung und benahm auch der Signorie so zu sagen die letzte Hoffnung [2]). Selbst die Ankunft frischer Hülfsvölker — am 29. Juni trafen noch 1000 M. Bayern und einige Compagnien Reichstruppen ein — vermochte nicht, sie neu zu beleben und zu stärken. Fast alle Unternehmungen der Belagerten waren seitdem unglücklich oder erfolglos und kosteten in der Regel viele Menschen. Auch ein Angriff der gesammten Flotte auf das feindliche Lager, am 24. Juli, brachte keinen Gewinn und hatte überdies noch den Verlust eines der besten französischen Kriegsschiffe von 54 Kanonen zur Folge, welches in Brand geschossen wurde und mit der ganzen Bemannung, mehr wie 400 Köpfen, und den sämmtlichen, zum Theil sehr werthvollen Habseligkeiten des Herzogs von Navailles in die Luft flog. Der Verlust bei dieser nutzlosen Kanonade, bei welcher die Galeeren des Papstes und der Malteser ihr Feuer so schlecht richteten, daß die meisten ihrer Kugeln, anstatt in das feindliche Lager, gegen die Bollwerke der Festung geschleudert wurden, betrug überhaupt nicht weniger als 1300 M. [3]).

Das französische Hülfscorps war dadurch und durch den sonstigen alltäglichen Abgang seit seiner Ankunft bereits bis auf ein Drittel seiner ursprünglichen Stärke zusammengeschmolzen und so demoralisirt, daß der Herzog von Navailles selbst

1) Mémoires bei d'Alquié, p. 300—303. De la Solaye, p. 285—296. Valiero, p. 728.

2) „Con questa sola fattione", meint Valiero p. 730, „che un' accidente inopinato fece riuscir infelice, si persero tutte le speranze della Republica e della Cristianità."

3) d'Alquié a. a. O. p. 304. De la Solaye, p. 299 fg.

alle Hoffnung aufgab und ein längeres Verweilen in der fast schon verlorenen Stadt für völlig nutzlos hielt. Er bat sich daher von Ludwig XIV. die Erlaubniß zur Rückkehr aus, die er aber dann aus eigener Machtvollkommenheit so beschleunigte, daß er nicht einmal die Antwort des Königs abwartete. Dieser scheint aber damit keineswegs einverstanden gewesen zu sein. Er hatte im Gegentheil auf die Nachricht von der schlimmen Lage seiner Truppen in Candia Befehl ertheilt, Verstärkungen hinzuschicken, und der Marschall von Bellefonds erbot sich, ein Hülfscorps von mindestens 2500 M. aufzubringen, an dessen Spitze er selbst nach Candia eilen wollte. Nur wollte man von dort erst noch bestimmtere Nachrichten abwarten. In keinem Falle sollte aber — das war der ausdrückliche Wille des Königs — der Herzog eher nach Frankreich zurückkehren, als bis die frischen Truppen in Candia eingetroffen sein würden [1]).

So stand es, als am 2. October, fast gleichzeitig mit der Schreckenskunde von dem Falle der Festung, der Herzog von Navailles dennoch mit den Trümmern seines Heeres in Toulon eintraf. Weder die dringenden Vorstellungen des General-Capitäns Morosini und der übrigen venetianischen Befehlshaber, noch die inständigsten Bitten des Magistrats und der Geistlichkeit der Stadt hatten vermocht, ihn länger in Candia zurückzuhalten. Er hatte sich, da auch der Admiral, Graf von Vivonne, ein längeres Verweilen der Flotte nicht für statthaft hielt, am 20. August, mit Zurücklassung eines kleinen Besatzungscorps von 300 M., unter den Befehlen des Grafen von Choiseul, nach Standia eingeschifft, und war kurz darauf mit der ganzen Flotte, welcher auch die Galeeren des Papstes und der Malteser folgten, nach Frankreich unter Segel gegangen. Die ewigen Mishelligkeiten zwischen dem Herzog und den venetianischen Befehlshabern, namentlich dem General-Capitän Morosini und dem Marquis de St. André Montbrun, mögen wol wesentlich dazu beigetragen haben, seinen Entschluß zu befestigen und zu beschleunigen. Vielleicht glaubte dagegen Ludwig XIV.

1) Valiero, p. 731.

nur der öffentlichen Stimme gerecht zu werden, wenn er das traurige Geschick des Herzogs noch durch seine Ungnade erschwerte und ihm bei seiner Rückkehr den Zutritt zu seinem Hofe nicht gestattete [1]).

Denn war auch Candia, nach aller Sachverständigen Einsicht, ohnehin nicht mehr zu halten, so galt doch dieser vorschnelle Abzug der Franzosen in der Stunde der äußersten Noth für den entscheidendsten Wendepunkt in seinem unabweisbaren Geschicke. Wie wäre eine Besatzung, die kaum noch 4000 M. zählte und täglich einen Verlust von mindestens 100 M. zu ertragen hatte, welcher durch nichts ersetzt werden konnte, im Stande gewesen, hinter schon halb verlorenen Werken einer Belagerungsarmee Trotz zu bieten, welche noch immer auf 40,000 M. geschätzt wurde? — Die letzte schwache Hülfe, welche der bedrängten Festung aus dem Abendlande zugeführt wurde, bestand in dem kleinen Corps, welches der Herzog Alessandro Pico della Mirandola in Italien aufgebracht hatte. Es traf wenige Tage nach dem Abzuge der Franzosen ein, war aber, ursprünglich 1500 M. stark, schon unterwegs durch böse Krankheiten so geschwächt worden, daß es kaum noch 600 M. zählte. Was war damit jetzt noch anzufangen? [2])

Ein allgemeiner Sturm, welchen der Großwesir am 24. August unternehmen ließ, wurde freilich, vorzüglich durch die Gewalt der Minen, noch glücklich abgeschlagen und kostete den Osmanen 3000 M.; aber die Bastionen St. Andrea und Sabioniera waren so gut wie verloren, überall klafften die Mauern weit auf; ein abermaliger Sturm wäre in keinem

1) Über den Abzug des Herzogs von Navailles, welcher damals allgemein gemisbilliget wurde: d'Alquié a. a. O. p. 306. De la Solaye p. 310. Rycaut Histoire cet. T. II, p. 299, wo namentlich die Einwendungen Morosini's genau gegeben werden. Am richtigsten urtheilt darüber vielleicht Valiero, p. 737, indem er sagt: „Questo così ostinato consiglio fù creduto dal Mondo dettato assolutamente da una consternatione d'animo di Navailles, che avvilito dall' incontro passato, si figurava tutte le cose impossibili e tutti i provedimenti disperati.“

2) Valiero, p. 731, 739. Rycaut a. a. O. p. 302.

Falle auszuhalten gewesen. Da versammelte Morosini am 27. August den Kriegsrath, um die Übergabe der Festung in Vorschlag zu bringen. Seine Gründe dafür waren schlagend und überzeugend. Nur wenige Stimmen erhoben sich dagegen. Am feurigsten sprach der Proveditore Bartolomeo Grimaldi gegen solche Schmach. Er hielt es für ehrenvoller, die Stadt nach und nach zu räumen, sie dann in die Luft zu sprengen und sich selbst mit dem Reste der Besatzung unter ihren Ruinen zu begraben. Ein solcher Schluß sei wenigstens einer solchen Belagerung würdig, die noch nie ihres Gleichen gehabt habe. Unter Andern stimmte ihm der Marquis St. André de Montbrun bei. Allein so heroisch der Entschluß an sich war, so schwierig erschien die Ausführung, zumal da die Feinde schon im Besitz aller Außenwerke waren und folglich der Räumung die größten Hindernisse im Wege standen. Selbst Grimaldi mußte schließlich der Meinung Morosini's beipflichten, daß eine ehrenvolle Capitulation der Republik mehr Gewinn bringen werde, als eine solche Flucht [1]).

Es wurde also die weiße Fahne aufgesteckt und zuerst ein Versuch gemacht, die Verhandlungen auf Grund der Vorschläge zu erneuern, welche zuletzt von Molino ausgegangen waren. Davon wollte aber der Großwesir nichts hören. Er bestand auf der Abtretung der Insel und verlangte daraufhin neue Vorschläge. Am 30. August traten daher die Bevollmächtigten, von Seiten des General-Capitäns der Oberst Thomas Anand, Engländer von Geburt, und der Grieche Stephano Scordilli, von Seiten des Großwesirs der Aga Karakulak Ahmed und der Pfortendolmetscher Panagiotti, unweit Paläocastro zu ferneren Verhandlungen zusammen, welche nach sieben Tagen (am 6. September) zur Unterzeichnung des Friedens führten, der in achtzehn Artikeln folgende wesentliche Bestimmungen enthielt.

Die Festung Candia wird mit allem Geschütz, welches sich vor Beginn des Krieges daselbst befand, in die Hände

1) Rycaut a. a. O., p. 303 fg. Valiero, p. 740 fg.

des Großwesirs geliefert. In 12 Tagen zieht sich die Besatzung nach der Insel Standia zurück, welche sie gleichfalls binnen 40 Tagen zu räumen verpflichtet ist.

Dagegen verbleiben die Festungen Suda, Spinalonga und Carabusa mit Gebiet, d. h. den benachbarten kleinen Inseln und den Umgebungen auf Kanonenschußweite, dann ferner die Insel Tine und endlich alle während des Krieges von den Venetianern in Bosnien, Albanien und Dalmatien gemachten Eroberungen, namentlich Clissa mit Gebiet, im Besitze der Republik.

Geldentschädigungen dürfen von keinem der beiden Contrahenten in Anspruch genommen werden. Die Signorie hat fernerhin nur noch die im Frieden vom Jahre 1571 festgesetzte „Pension" für die Insel Zante zu entrichten, und zwar nur von dem Tage des Friedens an, ohne Nachzahlung für die Kriegsjahre.

Dem General-Capitän ist die ungehinderte Ausfuhr alles zur Flotte gehörigen Geschützes, aller Habseligkeiten der Einwohner, welche Candia verlassen wollen, und namentlich aller Kirchengefäße, des Kirchenschmuckes und der Reliquien gestattet. Die Besatzung zieht mit vollem Gepäck und fliegenden Fahnen ab.

Nach Unterzeichnung dieser Capitulation haben alle Feindseligkeiten ein Ende, und von beiden Seiten gestellte Geißeln haften für ihre Erfüllung. Von beiden Theilen wird eine allgemeine Amnestie gewährt. Zum Beweis der Anerkennung der bei der so langen Vertheidigung der Festung auf die rühmlichste Weise bewährten Tapferkeit (in riguardo di così lunga, intrepida e valorosa difesa sostenuta con molta gloria dai defensori) gestattet der Großwesir den Venetianern, von dem Festungsgeschütz noch 40 Stück mit hinwegzunehmen.

Die Signorie ist gehalten, zur Ratification des gegenwärtigen Vertrags und zur Wiederherstellung und Befestigung der alten freundschaftlichen Beziehungen zwischen beiden Mächten, namentlich in Bezug auf Handel und Verkehr, einen Gesandten nach Constantinopel zu schicken, nach dessen

Ankunft daselbst sofort die Auswechselung der Gefangenen stattfinden wird [1]).

Die Bedingungen dieser Capitulation wurden von beiden Theilen mit Strenge und Gewissenhaftigkeit erfüllt. Als Geißeln wurden von venetianischer Seite der General-Lieutenant Faustin da Riva, der Munitions- und Proviantmeister Batista Calbo und der ehemalige Herzog von Candia, Zaccaria Mocenigo, von dem Großwesir der Beglerbeg von Temeswar, der Janitscharen-Aga und der Defterdar von Rumelien gestellt. Am 27. September fand der Abzug der Besatzung, nur noch 2500 M., nach einem genauen Tagesbefehl des Marquis de St. André Montbrun in größter Ordnung und ohne die geringste Belästigung statt [2]). Die ganze Bevölkerung folgte ihr mit ihrer beweglichen Habe. Es sollen im Ganzen nur zwei Priester, eine Frau und drei Juden dort zurückgeblieben sein. Die achtzig Schlüssel der Stadt, der Festungswerke, der Kirchen und der öffentlichen Gebäude wurden dem Großwesir auf einem silbernen Becken dargebracht; 700 Sultaninen waren der Lohn des Überbringers. Erst acht Tage nach der Übergabe (am 4. October) hielt der Großwesir seinen feierlichen Einzug in die Stadt, begab sich sofort zum Dankgebet nach der in eine Moschee umgewandelten Franciskanerkirche und nahm dann von dem in aller Eile für ihn prächtig eingerichteten Palaste Besitz, welchen der Marquis de St. André Montbrun bewohnt hatte. Er verweilte dort noch neun Monate, um die Wiederherstellung der in Ruinen zerfallenen Stadt und ihrer Festungswerke selbst zu leiten. Um sie wieder zu bevölkern, wurden den Neuanziehenden ansehnliche Begünstigungen, Steuerfreiheit auf mehrere Jahre und auch einige Kirchen zugestanden [3]).

1) Die Bedingungen des Vertrags gibt am besten: Valiero, p. 743—747.

2) Dieser interessante Tagesbefehl: „Ordre que tiendront les gens de guerre, sortant de Candie donné par le Marquis de St. André Montbrun," wird gegeben von de la Solaye, p. 340—345.

3) Rycaut a. a. O., 312—316. d'Alquié, Mém. a. a. O., p. 311 fg.

Der Sultan erhielt die Nachricht von dem Falle der Festung erst drei Wochen nach Unterzeichnung des Friedens auf einem Jagdzuge durch die Insel Negroponte. Reiche Geschenke und ein huldvolles Handschreiben belohnten den Sieger, welchem seine Gegner auch jetzt noch die Gunst des Großherrn dadurch zu entziehen hofften, daß sie diesem einzureden suchten, der Friede sei kein ehrenvoller und der Besitz von Candia mit zu großen Opfern erkauft worden. Er wurde aber dennoch bei seiner Rückkehr im Sommer des nächsten Jahres auf die glänzendste Weise empfangen und blieb nach wie vor im vollen Genusse großherrlicher Gunst und im Besitze unbeschränkter Macht [1]).

In Venedig hatte man bis zum letzten Augenblicke gehofft, daß der Friede ohne den Verlust von Candia zu Stande kommen werde, und Molino in diesem Sinne noch mit neuen Instructionen versehen, als Morosini den Vertrag vom 6. September schon unterzeichnet hatte. Die Bestürzung war daher nicht gering, als die Nachricht von dem Abschluß des Friedens dort eintraf. Man fürchtete in der ersten Aufwallung namentlich, daß der Großwesir die Bedingungen desselben nicht halten werde, daß er sich mit Leichtigkeit der noch in Candia befindlichen Seemacht der Republik bemächtigen könne und ihm dann nichts mehr im Wege stehe, ohne weiteres selbst das aller Vertheidigungsmittel entblößte Venedig anzugreifen. Auch konnte man nicht begreifen, daß Morosini einen Schritt von solcher Wichtigkeit aus eigener Machtvollkommenheit und ohne Autorisation der Signorie zu thun gewagt habe.

Nach und nach beruhigte man sich aber. Morosini war, nachdem er einigermaßen für die Vertheidigung der drei der Republik verbliebenen Festungen, Suda, Carabusa und Spinalonga, gesorgt hatte, unbelästigt mit seiner Flotte nach Corfu zurückgekehrt. Man mußte sich in das Unvermeidliche fügen und ratificirte den Frieden, welcher bei näherer Prüfung, unter den gegebenen Umständen, nicht nur nicht entehrend, sondern selbst vortheilhaft zu sein schien. Denn

1) Rycaut a. a. O., 316. Valiero, p. 750.

Geschichte des osmanischen Reiches in Europa.

Vierter Theil.

Das fünfte Buch. Erstes bis viertes Capitel: Zunehmender Verfall und neuer Aufschwung des Reiches bis zu dem Frieden von Vasvar und dem Falle von Candia in den Jahren 1664 und 1669.

die Last dieses verhängnißvollen Krieges wäre in keinem Falle länger zu ertragen gewesen. Er hatte der Signorie nicht weniger als 126 Millionen Dukaten gekostet und ihre Schuld um 64 Millionen vermehrt. Davon kamen allein, nach einer genauen Berechnung, auf die letzte Belagerung von Candia 4,253,000 Dukaten, eine Summe, die man kaum zu hoch finden wird, wenn man den Aufwand von Mitteln in Betracht zieht, welche dazu verbraucht wurden [1]). Man hat nachgerechnet, daß die Venetianer dabei 30,985, die Osmanen 118,754 Menschen verloren. Die Festung wurde 56 Mal über und 45 Mal unter der Erde angegriffen und 96 Mal fiel die Besatzung aus. Die Venetianer ließen 1173, die Osmanen etwa 4000 Minen springen. Ungeheuer war der Verbrauch an Pulver und Munition. Man zählte auf venetianischer Seite mehr als 50,000 Fässer Pulver, 48,000 Bomben jedes Kalibers von 50—500 Pfund, über 100,000 Granaten, 80,000 Glasgranaten, 200,000 Kanonenkugeln u. s. w. [2]).

1) Handschriftliche Quellen bei Daru, T. IV, p. 612 u. T. VI, p. 243: „Computo di tutte le spese fatte nel tempo intiero dell' assedio di Candia fù 4,253,000 Ducati."

2) Rycaut a. a. O., p. 312. Es ist nicht ohne Interesse, diesen Angaben über die von den Venetianern verbrauchten Vertheidigungsmittel diejenigen an die Seite zu setzen, welche sich über den von den Osmanen bei dieser letzten Belagerung von Candia gemachten Aufwand an Pulver, Munition, Menschenleben u. s. w. erhalten haben. Sie finden sich in der „Traduction d'un Mémoire écrit en Turc, qui contient les dépenses que les Turcs ont faites au siege de Candie," in den Mémoires du Chevalier D'Arvieux (Paris 1735), T. V., p. 358. Danach wurden von den Osmanen verbraucht: 196,775 Kanonenkugeln, 75,322 Bomben zu Mörsern, 185,624 andere eiserne Bomben, 132,822 Steinkugeln, 126,855 Glasgranaten, 111,512 Centner Kanonenpulver. Die Zahl der gesprengten Minen betrug 3960 und 329 fand man in der Festung noch gefüllt vor (prêtes à jouer), als sie übergeben wurde. Unter den Todten befanden sich 10 Paschas, 84 Offiziere und 24,211 Gemeine von den Janitscharen, 4923 Sipahis, 85,245 M. von den Lehnstruppen, 2886 Topdschis, 18,727 Mineurs u. s. w. Man zählte 1922 Überläufer und 1925 Christenköpfe wurden eingebracht und mit 350,000 Piastern bezahlt; 48,812 Piaster erhielten die Verwundeten als besondere Gratification. Die Zahl der in der Festung vorgefundenen Geschütze wird hier auf 408 Kanonen und 237 Mörser angegeben.

Candia war nun allerdings verloren; aber man hatte sich damit zugleich einer jährlichen Ausgabe von mindestens 500,000 Dukaten entlediget und brauchte jetzt zum Unterhalt der drei erhaltenen Festungen nur noch 10,000 Dukaten, während früher Candia allein 50,000 Dukaten kostete. Außerdem fiel der bisher für Tine und Cerigo gezahlte Tribut im Betrag von 15,000 Thalern weg, und die Erwerbungen in Dalmatien, vorzüglich Clissa, boten selbst für Candia einen nicht zu verachtenden Ersatz [1]). Man machte also zu bösem Spiel möglichst gute Miene, belobte Morosini, hielt es nur für angemessen, das bei dergleichen Gelegenheiten übliche Absingen des „Te Deum" in der St. Marcuskirche für dieses Mal zu unterlassen, und beeilte sich, die förmliche Ratification der Friedens zu bewirken.

Luigi Molino, der Friedensunterhändler, wurde zu diesem Zwecke zum außerordentlichen Botschafter ernannt.
1670 Bereits im Februar 1670 überreichte er dem Großwesir zu Candia die vollzogene Ratification und begab sich dann in gleicher Absicht nach Adrianopel, wo der Sultan Hof hielt. Die Auswechselung der Gefangenen kam wenigstens zum Theil zu Stande. Sie fand zu Castell Tornese in Morea statt. Nicht so leicht kam man über das Abgrenzungsgeschäft in Dalmatien hinweg, welches vorzüglich auch durch die fortgesetzten Räubereien der Morlachen auf osmanischem Gebiet erschwert wurde, die sich während des Krieges für die Republik erklärt hatten. Es kam darüber zu sehr bedenklichen Reibungen, welche jeden Augenblick den Wiederausbruch der Feindseligkeiten befürchten ließen. Man vereinigte sich aber am Ende doch dahin, den Streit an Ort und Stelle durch Grenz-
1671 commissäre zu schlichten, welche zu Ende Juli 1671 zwischen Zara und Sebenico zusammentraten und so zu sagen unter den Waffen verhandelten. Denn während die osmanischen Bevollmächtigten mit einem Gefolge von 4 — 5000 schlecht bewaff-

1) Die materiellen Vortheile dieses Friedens sind namentlich in einem interessanten Schreiben herausgehoben, welches der Marquis de St. André nach der Übergabe der Festung an den Sohn des während der Belagerung verstorbenen Grafen von Waldeck richtete, bei d'Alquié, Mém., T. II, p. 316.

neter Grenztruppen erschienen, ließ der venetianische Unterhändler, der Procurator Nani, einige Compagnien Fußvolk und Reiterei an die Grenze rücken und bei Posidaria zwei Galeeren und vier Brigantinen anlegen. Da die alten Verträge zum Theil verloren gegangen, zum Theil sehr unbestimmt gehalten waren, wurde schon bei der Abgrenzung der Gebiete von Zara, Sebenico, Scardona, Spalatro und Trau um jeden Fuß breit Landes mit der größten Erbitterung gestritten. Am heftigsten entbrannte aber der Streit um den Besitz von Salona und Magnizza, auf welchem die Venetianer vorzüglich deshalb bestehen zu müssen glaubten, weil sie die Verbindung zwischen Spalatro und Clissa vermittelten, welches ohne dieselben ein verlorener Posten geblieben wäre. Die unerschütterliche Standhaftigkeit Nani's trug aber auch hier am Ende den Sieg davon. Am 24. October 1671 wurde auf der Ebene von Salona der Vertrag unterzeichnet, welcher das Abgrenzungsgeschäft glücklich zum Ziele führte und dem wiederhergestellten Frieden gewissermaßen die letzte Weihe gab [1]).

Ein trauriges Nachspiel dieses verhängnißvollen Krieges war es, daß noch nach Jahresfrist der Versuch gemacht wurde, Morosini wegen Abschluß des Friedens in Anklagestand zu versetzen. Im September 1670 trat ganz unerwartet, vorzüglich, wie es scheint, auf Anregung des ehemaligen Provediitoren von Candia, Antonio Barbaro, eines der erbittertsten Gegner Morosini's, Antonio Corrario im Großen Rathe mit einer äußerst heftigen Rede gegen ihn auf, worin er ihm nicht nur diesen „schmachvollen, ohne Ermächtigung abgeschlossenen und mit Schmerz vernommenen Frieden, für welchen man nicht einmal ein „Te Deum" anzustimmen gewagt habe" (pace monstruosa, conclusa senza autorità, sentita con amarezza, pace senza cantar il Te Deum), zum Vorwurf machte, sondern ihm auch noch geradezu Bestechlichkeit, Unterscheife und Verschleuderung öffentlicher Gelder zur Last legen wollte. Die Schwere einer solchen Anklage machte einen so peinlichen Eindruck, daß sich anfangs Niemand da-

1) Genau Rycaut a. a. O., p. 328—335.

für oder dagegen erheben mochte. Das ermuthigte aber Corrario nur zu einem zweiten desto heftigeren Angriff, bei welchem er schließlich verlangte, daß Morosini der ihm ohnlängst in Anerkennung seiner Verdienste um die Republik außer der Reihe ertheilten Würde eines Procurators von San Marco wieder entkleidet werde. Schon schien sich die Majorität gegen ihn zu erklären, schon erhoben sich unter dem gegen ihn aufgesetzten Volke Stimmen, die seinen Kopf verlangten, als zwei muthvolle Senatoren, der Procurator Giovanni Sagredo und Michael Foscarini in zwei äußerst stürmischen Sitzungen des Großen Rathes mit siegreicher Beredtsamkeit seine Vertheidigung übernahmen.

Es wurde ihnen nicht schwer, den Ungrund einer so verwegenen Anklage nachzuweisen. Man mußte sich überzeugen, daß Morosini während der Belagerung von Candia und beim Abschluß des Friedens Alles gethan und erlangt habe, was unter den gegebenen Verhältnissen überhaupt menschlicher Berechnung zu erreichen gewesen sei. Und was die Beschuldigung wegen angeblicher Unterschleife und der Bestechlichkeit betraf, so ergab die eingeleitete Untersuchung, daß jene nur einigen Unterbeamten zur Last fallen, während sich diese auf einige dem Helden bei dergleichen Gelegenheiten übliche Freundlichkeiten des Großwesirs beschränkt habe. Morosini wurde also von aller Schuld freigesprochen, behielt seine Ehren und Würden, und ward bald darauf wieder der Abgott und die Hoffnung des Volkes, welches nun seine Ankläger mit den bittersten Verwünschungen verfolgte [1]).

Denn er gehörte in der That zu den wenigen ausgezeichneten Männern von Geist, Charakter und persönlicher Tapferkeit, auf welche die Republik in der Stunde der Gefahr rechnen mußte. Schon richteten sich Aller Augen vor-

1) Die damals gegen Morosini gerichtete Anklage beschäftigt alle gleichzeitigen und spätern venetianischen Geschichtschreiber auf das lebhafteste. Michael Foscarini, welcher durch seine glänzende Beredtsamkeit dabei den Ausschlag gab, hat in seiner Storia di Venezia (in der Sammlung von Zeno, Venez. 1718) selbst eine Übersicht der betreffenden Verhandlungen gegeben. Vollständig finden sich die gehaltenen Reden z. B. in A. Arrighii Vita Francisci Mauroceni, p. 225—270.

zugsweise wieder auf ihn, als die oben berührten Mishelligkeiten in Dalmatien einen abermaligen Bruch mit der Pforte befürchten ließen. Und wir werden bald sehen, daß er die Hoffnungen, welche man damals auf ihn setzte, später noch im reichen Maße zu rechtfertigen wußte, und daß man ihn, was ritterlichen Sinn, Heldenmuth und großartige, sich aufopfernde Thätigkeit im Dienste und zum Heile des Vaterlandes betrifft, vielleicht nicht mit Unrecht den „letzten Venetianer" genannt hat.

Daß übrigens der Fall von Candia auch bei andern Mächten Europas den peinlichsten Eindruck machte, versteht sich von selbst. Vor Allen nahm sich Papst Clemens IX. denselben als ein gemeinsames Unglück der christlichen Welt so tief zu Herzen, daß er wesentlich dazu beigetragen haben soll, seinen Hintritt zu beschleunigen. Er starb bereits am **9.** December **1669.** Noch kurz vor seinem Ende machte er seinem Neffen, Vincenzo Rospigliosi, bittere Vorwürfe darüber, daß er Candia in der Stunde der äußersten Gefahr mit seinen Galeeren verlassen hatte. Er entschuldigte sich aber damit, daß er da, wo schon Alles verloren gewesen, hätte darauf Bedacht nehmen müssen, wenigstens seine Schiffe zu retten [1]).

Sonst waren die Interessen der Großmächte in ihren Beziehungen zur Pforte viel zu sehr getheilt, als daß sie die Wiedereroberung von Candia zu Gunsten der Signorie von Venedig zum Zwecke einer gemeinsamen Erhebung zu entschlossener That hätten machen sollen. Wir wollen jetzt sehen, wie sich diese Interessen und Verhältnisse von dem Ausgange des venetianischen Krieges bis zu der Zeit gestalten, wo der Friede zu Carlowicz der Stellung der europäischen Welt zu dem osmanischen Reiche überhaupt einen andern und für dessen Zukunft entscheidenden Charakter gab.

1) Valiero, p. 749. Er nennt da Clemens IX. „effettivamente un Pontefice di perfetta carità e d'un' ottima mente verso gli avvantaggi della Religione e del bene di tutta l'Europa Cristiana, potendosi però dire realmente, che questa passione gli offrettasse la morte."

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Berichtigungen.

Zum dritten Theil.

Seite VIII ist in der Überschrift des Inhalts zu lesen Viertes anstatt Drittes Buch.
- 152, Z. 1 v. u. l. noch st. nach.
- 174, Anmerk. 1, Z. 4 l. arcus st. arcos.
- 266, Z. 2 v. u. l. Centrum st. Centruum.
- 274, Z. 5 v. u. l. Hauptursache st. Hauptsache.
- 285, Anmerk. 2, Z. 5 l. bastarde st. bustarde.
- 317, " 1, Z. 4 l. mangiar st. margiar.
- 602, " 1, Z. 4 l. il st. i.
- 788, Z. 4 l. Tarchundschi st. Tarsundschi.
- 804, Z. 18 l. Murad's IV. st. Muhammed's IV.
- 826, Z. 3 l. nur st. neue.
- 833, Z. 26 l. brauchte st. brauchet.
- 871, Z. 2 l. Depeschen an de Breves, welche, st. Depeschen, welche an de Breves.

Zum vierten Theil.

Seite 22, Anmerk. 3, Z. 3 l. to the st. o the.
- 73, Z. 1 v. u. l. zu antworten st. antwortete.
- 102, Z. 3 l. förmlichen st. stürmischen.
- 137, Z. 10 l. Mihreban st. Mitreban.
- 151 ist im Columnentitel zu lesen: Militärwesens st. Steuerwesens.
- 190, Z. 2 v. u. ist hinter sich einzuschalten nicht.
- 215 im Columnentitel l. 1604 st. 1634.
- 238, Z. 7 v. u. l. Cannachi st. Camiachi.
- 301, Z. 5 l. Algier st. Ägypten.
- 321 ist im Columnentitel vor Venedig einzuschalten und.
- 495, Anmerk. 2, Z. 3 l. confederate st. confederat.
- 529, " 1, Z. 5 l. milia st. mitia
- 657, " Z. 4 l. 1580 st. 1550.
- 724, " 1, Z. 3 l. Pashley st. Pashely.
- 875, Z. 16 l. den Ständen st. der Stände.
- 906, Z. 4 l. letzteren st. Letzteren.
- 955, Z. 2 l. Silihdar st. Silikdar.

Zinkeisen, Johann Wilhelm,

Geschichte des osmanischen Reiches in Europa

Bd.: 4

Hamburg 1856